



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

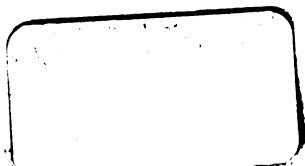
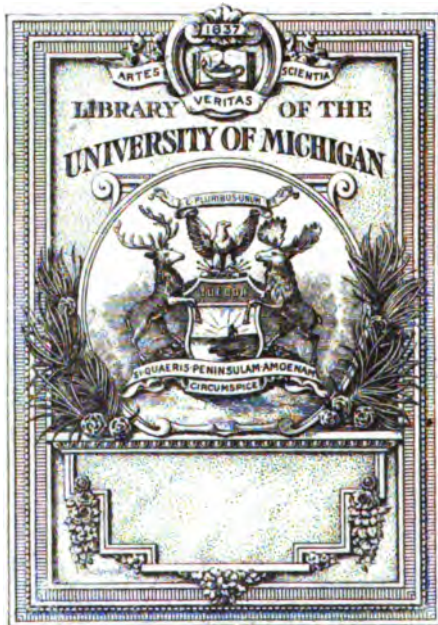
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

COURIER

BOOK BINDERY

Ann Arbor, Mich.

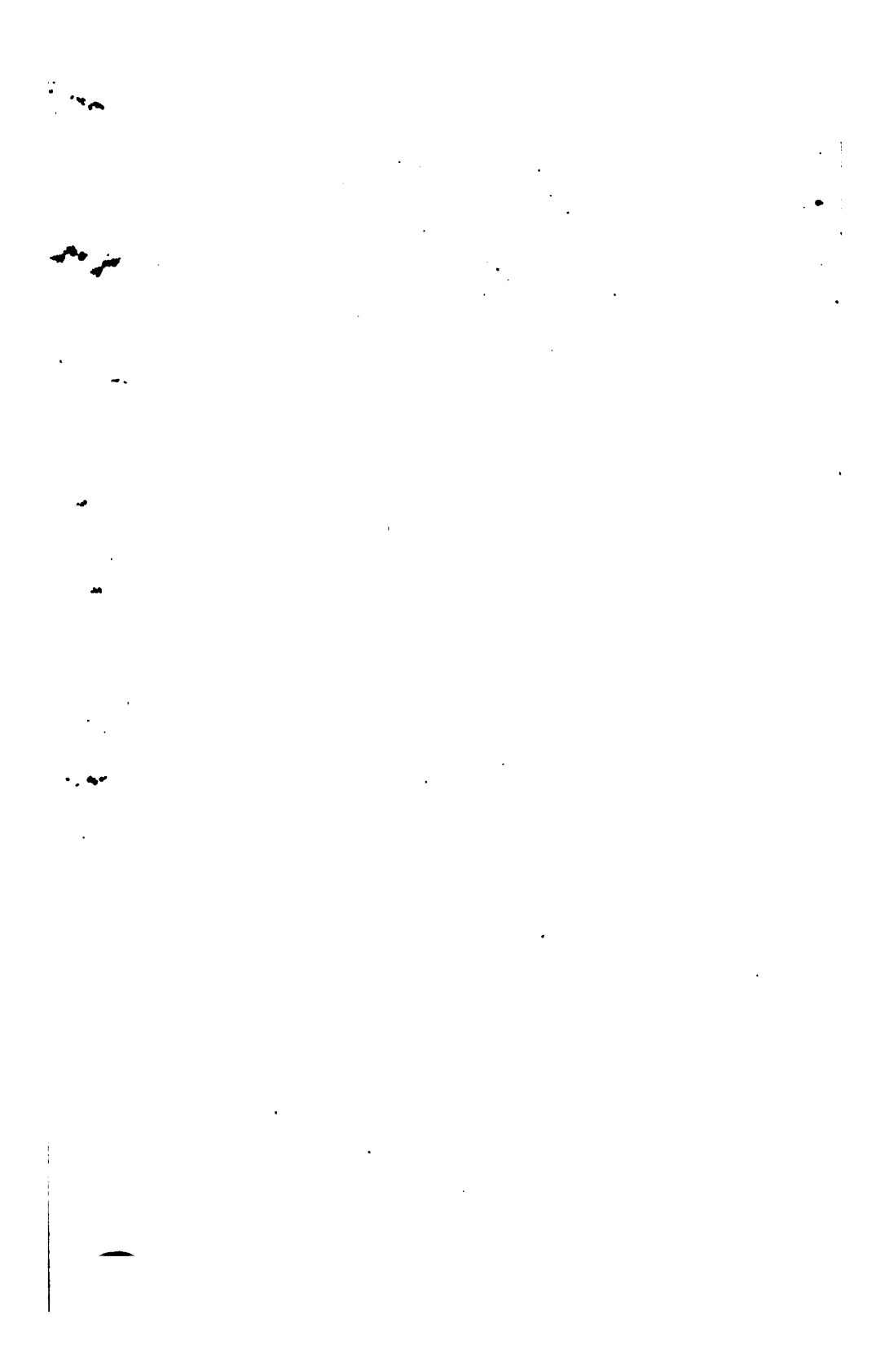


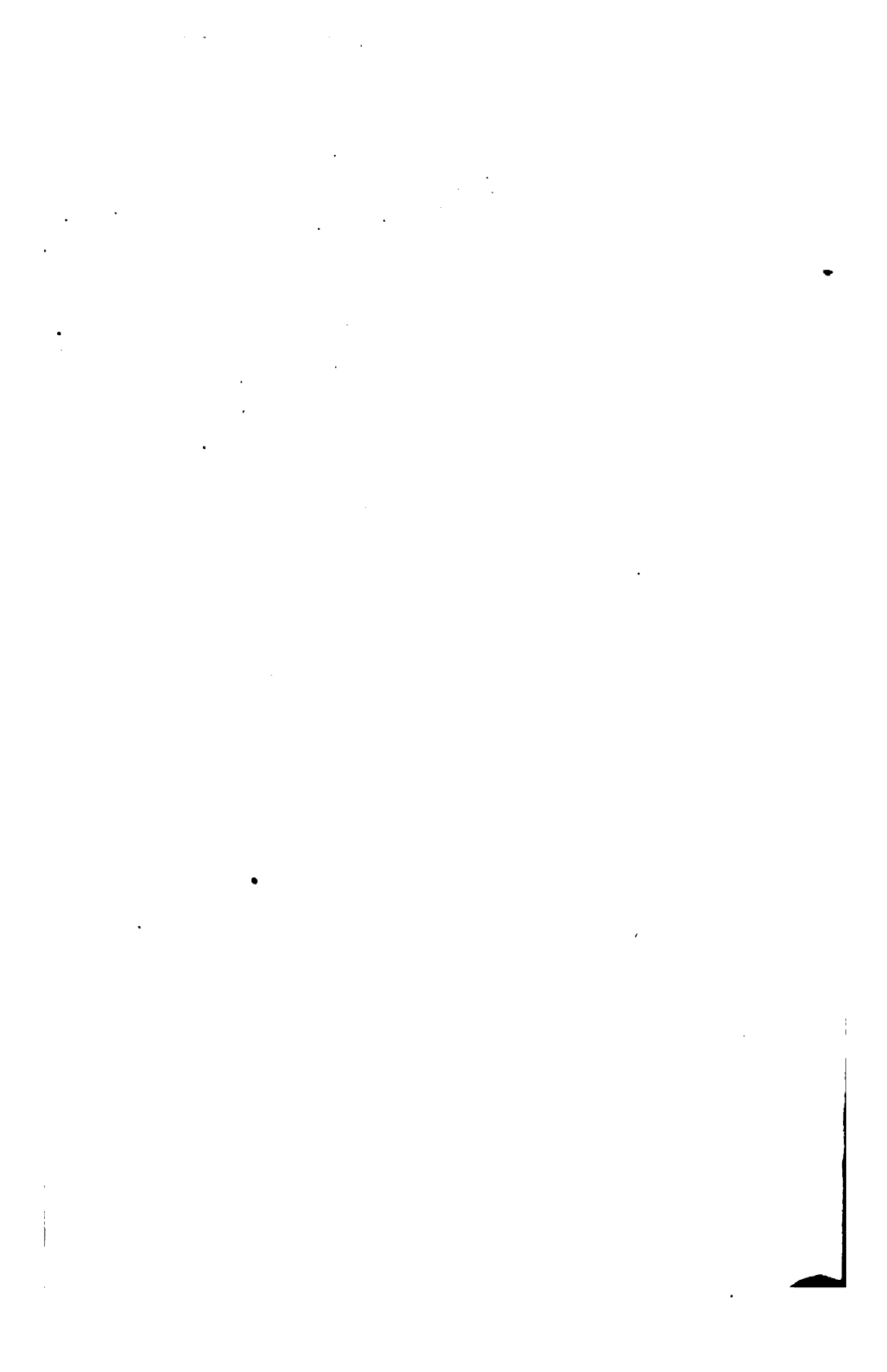
~~5.6.1.2.~~

AP

30

5684







9238

*Sample*

**ZEITSCHRIFT**  
FÜR DAS  
**GYMNASIAL-WESEN.**

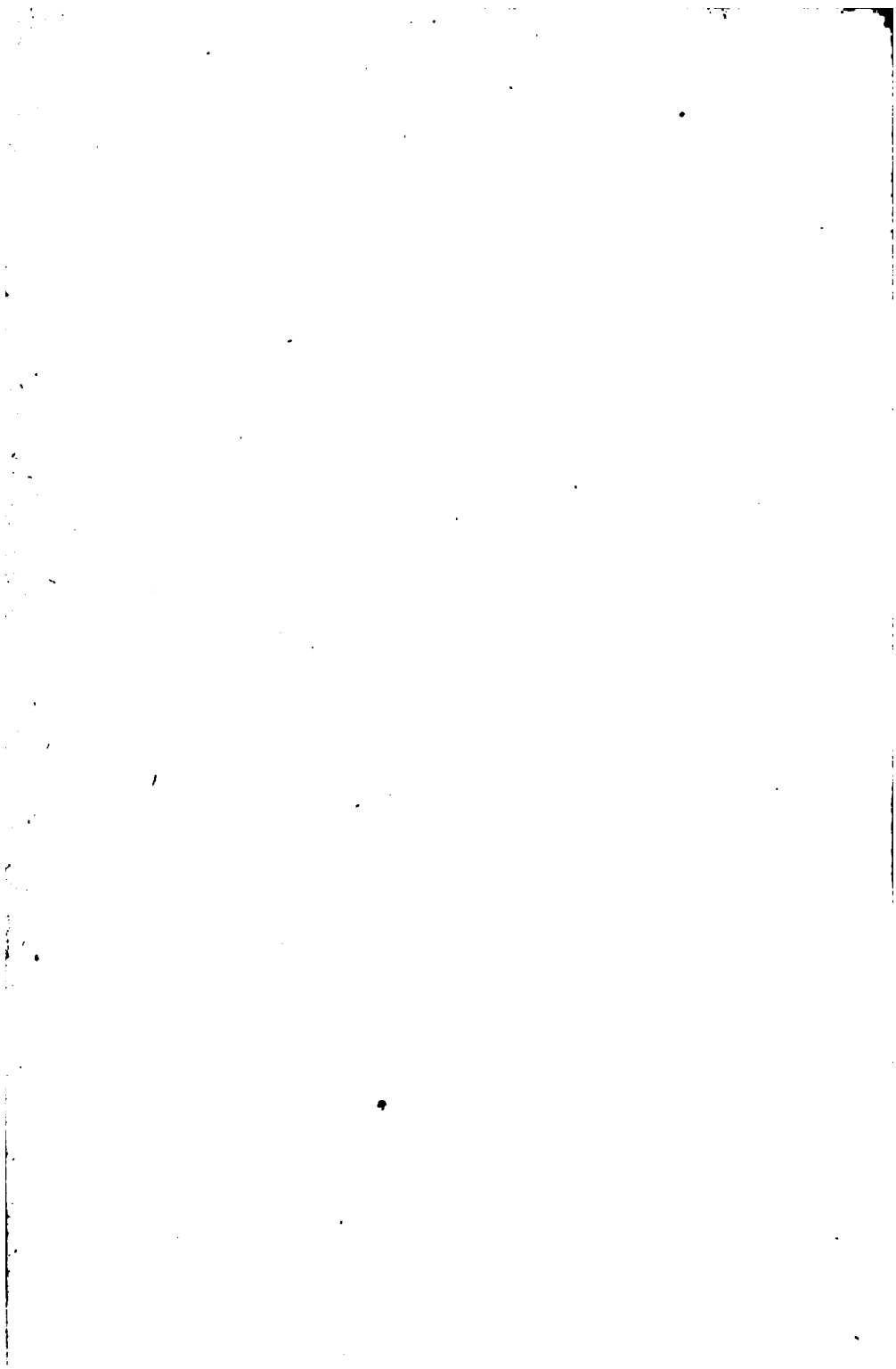
**HERAUSGEGEBEN**  
VON  
**H. BONITZ, W. HIRSCHFELDER, P. RÜHLE.**

**XXVII. JAHRGANG.**  
**DER NEUEN FOLGE SIEBENTER JAHRGANG.**

**ERSTER BAND.**

**BERLIN.**  
**WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.**  
1873.





**INHALT DES XXVII. JAHRGANGS  
DES SIEBENTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.**

**ERSTE ABTHEILUNG.  
ABHANDLUNGEN.**

	Seite
1. <i>Berch</i> , Ueber den Chor in der Antigone . . . . .	1
2. <i>Perthes</i> , Zur Reform des lateinischen Unterrichts . . . . .	91
3. <i>Harms</i> , Die Realschule und die weniger befähigten Schüler . . . . .	103
4. <i>Hölzer</i> , Ueber das dritte Stasimon des Oedipus auf Colonos . . . . .	161
5. <i>Ellger</i> , Ueber den lateinischen Unterricht in Sexta . . . . .	168
6. <i>Anton</i> , Zu Ciceros Laelius u. zu Curtius . . . . .	185
7. <i>Berch</i> , Die Authadie des Kreon in der Antigone . . . . .	257
8. <i>Weisensfels</i> , Beiträge zur Erklärung und Kritik der Xenophontei- schen Anabasis . . . . .	272
9. <i>Hirschfelder</i> , Ueber Zweck und Methode des lateinischen Aufsatzes auf Gymnasien . . . . .	337
10. <i>Berch</i> , Nochmals die Authadie des Oedipus Tyrannus . . . . .	417
11. <i>Schild</i> , Unsere moderne Schulerziehung ist einseitig . . . . .	497
12. <i>Hölzer</i> , Die Wichtigkeit des Spieles für die Erziehung . . . . .	520
13. <i>Schimmelpfeng</i> , Das griechische Scriptum in Prima . . . . .	625
14. <i>Lattmann</i> , Die lateinische Orthographie in der Schule . . . . .	633
15. <i>Landfermann</i> , Prüfungscommissionen und Provinzial-Schulcollegien . . . . .	641
16. <i>v. Salkwürk</i> , Der Lehrgehalt des französischen Unterrichts auf un- sern Gymnasien . . . . .	705
17. <i>Arendt</i> , Die abgekürzten Rechnungen . . . . .	801
18. <i>Henrychowsky</i> , Einige Bemerkungen zu Xenophons Anab. IV. 2. . . . .	824
19. <i>Vogel</i> , Zur Methodik des deutschen Aufsatzes . . . . .	881

**ZWEITE ABTHEILUNG.  
LITTERARISCHE BERICHTE.**

<i>Adam</i> , Neue Methode für den Rechenunterricht, von Kuckuck . . . . .	53
<i>Arunheim</i> , Hebräische Grammatik, v. Strack . . . . .	574
<i>Bär</i> , Liber Psalmorum Hebraicus etc., von Strack . . . . .	152

	Seite
<i>Bauer</i> , Uebungsb. zum Uebers. ins Griechische } v. Hirschfelder . . . . .	298
<i>Böhme</i> , Aufg. zum Uebersetzen ins Griechische }	
<i>Brandt</i> , Mathematisches Uebungsb., v. Kuckuck . . . . .	323
<i>Bremiker</i> , Logar. Tafeln mit fünf Decimalst., v. Rühle . . . . .	474
<i>Brennecke</i> , Einführung in d. Studium d. darstellenden Geom., v. Lampe . . . . .	224
<i>Buchholz</i> , Homerische Realien, v. Büchsen schütz . . . . .	190
<i>Burbach</i> , Physikalische Aufgaben, v. Erler . . . . .	478
<i>Buttmann</i> , Agesilaus, v. Büchsen schütz . . . . .	548
<i>Butz</i> , Anfangsgründe der darstellenden Geom., v. Lampe . . . . .	224
<i>Cassel</i> , Hebräisch-deutsches Schulwörterb., v. Strack . . . . .	577
<i>Ciceronis orationes selectae XIV</i> , v. Hirschfelder . . . . .	25
<i>Cornel</i> , siehe unter Ebeling, Lupus, Völcker, Vogel.	
<i>Deinling</i> , Die Segnungen der menschlichen Gesellschaft . . . . .	783
<i>Deter</i> , Geschichtsabriss für obere Classen, v. Voigt . . . . .	472
<i>Dillmann</i> , Die Idee des Realgymnasiums, v. Wendt . . . . .	781
<i>Dindorf</i> , Lexicon Aeschyleum, v. Schmidt . . . . .	893
<i>Dittmar</i> , Leitfaden der Weltgeschichte, v. Wagner . . . . .	465
<i>Dittmar</i> , Die deutsche Geschichte etc., v. Stöcker . . . . .	851
<i>Duden</i> , Die deutsche Rechtschreibung, v. Wilmanns . . . . .	372
<i>Ebeling</i> , Cornelius Nepos, v. Dorschel . . . . .	670
<i>Ellendt</i> , Thesen zu latein. Aufsätzen, v. Genthe . . . . .	647
<i>Englmann</i> , Uebungsb. zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	129
<i>Fließner</i> , Aufgaben a. d. Physik, v. Erler . . . . .	478
<i>Fraund</i> , Tafeln zur Litteraturgesch., v. Jonas . . . . .	734
<i>Freytag</i> , Ingo und Ingranab, v. Frick . . . . .	154
<i>Funkhänel</i> , Ciceros u. Grimms Schriften üb. d. Alter, v. Meister . . . . .	911
<i>Geiser</i> , Einleitung in d. synthet. Geom., v. Lampe . . . . .	224
<i>Gräfenhan</i> , Unterrichtsplan f. d. Hebräische, v. Strack . . . . .	863
<i>J. v. Gruber</i> , Uebungsb. zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	129
<i>Guhl</i> u. <i>Koner</i> , Das Leben der Griechen u. Römer . . . . .	731
<i>Haacke</i> , Materialien zu griech. Exercitien, v. Hirschfelder . . . . .	289
<i>Haacke</i> , Aufg. zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	129 u. 535
<i>Haug</i> , Uebungsb. zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	535
<i>Heidrich</i> , Materialien für d. Unterricht im Hebräischen, v. Strack . . . . .	149
<i>Hertzer</i> , Fünfstellige Logarithmentafeln, v. Rühle . . . . .	474
<i>Hoff</i> u. <i>Kaiser</i> , Leitfaden für den Unterricht in d. deutschen Grammatik, v. Wilmanns . . . . .	31
<i>Hoffmann</i> , Uebungsstücke zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	535
<i>Hollenberg</i> , Hebräisches Schulbuch, v. Heidemann . . . . .	862
<i>Jäger</i> , Gymnasium und Realschule, v. Harms . . . . .	386
<i>Jochmann</i> , Experimentalphysik, v. Kiefling . . . . .	770
<i>Kiepert</i> , Wandkarte d. biblischen Erdkunde, v. Kirchhoff . . . . .	211
<i>Kiepert</i> , Wandkarte des deutschen Reichs, v. Kirchhoff . . . . .	216
<i>Rinkel</i> , Die archäologischen Sammlungen in Zürich, v. Eberhard . . . . .	733
<i>Kohlrausch</i> , Kurze Darstellung d. deutschen Gesch., v. Rethwisch . . . . .	314
<i>Kurz</i> , Xenophons griech. Gesch. I, v. Büchsen schütz . . . . .	278
<i>Kulsch</i> , Der Rechenunterricht der Mittelstufe, v. Kuckuck . . . . .	327
<i>Laas</i> , Der deutsche Unterricht etc., v. Wendt . . . . .	107

	Seite
Lateinische Übungsbücher für Tertia, v. v. Jan . . . . .	129 u. 535
Lattmann, Grundzüge d. deutschen Gramm., v. Wilmanns . . . . .	448
Lewitz, Dreitausend Themen zu deutschen Aufs., v. Eichholtz . . . . .	37
Lieven, Die consecutio temporum bei Cicero, v. Andresen . . . . .	357
Lupus, Der Satzbau des Cornelius Nepos, v. Eberhard . . . . .	845
Luthardt, Lessings Prosa, v. Bellermann . . . . .	554
Madvigii Adversaria critica II, v. Hirschfelder . . . . .	720
Meiring, Übungsb. zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	129
Menge, Repetitorium der latein. Grammatik, v. Krüger . . . . .	16 u. 529
Mensch, Zweitausend Themen zu deutschen Aufsätzen, v. Eichholtz . . . . .	912
Merguet, Lexikon zu den Reden des Cicero, v. Hirschfelder . . . . .	847
Meyer, Zur griechischen Nominalcomposition, v. Berch . . . . .	909
Neubauer, Gymnasium und Realschule, v. Harms . . . . .	386
Neumann, Kurzer Abriss der Weltgeschichte, v. Wagner . . . . .	465
Nicolai, Materialien zum Uebers. ins Griech., v. Hirschfelder . . . . .	288
Nicolaides, Topographie et plan strategique de l'Iliade, v. Hasper . . . . .	430
Ostermann, Lateinisches Übungsbuch, v. v. Jan . . . . .	129
Otto, Der deutsche Bürgerstand u. d. Bürgerschule, v. Harms . . . . .	386
Pädagogische Programmschau v. Anton . . . . .	60
Paldamus u. Scholderer, Abriss der Geschichte, v. Wagner . . . . .	465
Pierson, Leitfaden der preuß. Geschichte, v. Heidemann . . . . .	312
Pohlke, Darstellende Geometrie v. Lampe . . . . .	224
Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur, v. Bolze . . . . .	735
Pütz, Lehrb. u. Leitfaden d. vergleich. Erdbeschreibung, v. Kirchhoff . . . . .	47
Reis, Lehrbuch der Physik, v. Erler . . . . .	478
Rothenbücher, Die Realschule etc. v. Harms . . . . .	386
Sauppe, Themen zu lateinischen Aufsätzen, v. Genthe . . . . .	647
Schiller u. Lübber, Mittelniederdeutsches Wörterbuch, v. Wilmanns . . . . .	28
Schlömilch, Fünfstellige Logar.-Tafeln, v. Rühle . . . . .	474
Schmelzer, Fromme Wünsche, v. Harms . . . . .	386
Schmitt-Blank, Deutsche Grammatik, v. Wilmanns . . . . .	448
Schrader, Erziehungs- u. Unterrichtslehre, v. Dillenburger . . . . .	377
Schulz, Aufgaben zur Einübung der lateinischen Syntax, v. v. Jan . . . . .	535
Sonnenburg, Lehrbuch der Geometrie, v. Erler . . . . .	746
Sonnenburg, Die Heroen der deutschen Litteratur, v. Imelmann . . . . .	674
Sperling, Vorschule der descriptiven Geometrie, v. Lampe . . . . .	224
Spieß, Übungsb. zum Uebers. ins Lateinische, v. v. Jan . . . . .	129
Spitz, Lehrbuch der Arithmetik, v. Erler . . . . .	746
Spruner, Handatlas für Geschichte, v. Kirchhoff . . . . .	742
Stein, Handbuch der Geschichte III, v. Kawczynski . . . . .	461
Stieler, Handatlas v. Kirchhoff . . . . .	739
Stier, Hebräisches Vocabularium, v. Strack . . . . .	143
Süpfle, Übungsbuch der lateinischen Syntax u. Aufgaben zu lateinischen Stilübungen, v. v. Jan . . . . .	129 u. 535
Teipel, Anleitung zum Uebersetzen ins Lateinische) . . . . .	535
Tischer, Übungsbuch zum Uebersetzen ins Latein) v. v. Jan . . . . .	129
Völcker, Cornelii Nepotis liber de excellentibus ducibus, v. Zippel . . . . .	439
Vogel, Nepos plenior, v. Andresen . . . . .	830

	Seite
<i>Warschauer</i> , Materialien zur Einübung der lat. Syntax, v. v. Jan . . .	535
<i>Wendt u. Schnelle</i> , Aufgaben z. Uebers. ins Griechische, v. Hirschfelder	288
<i>Wetzel</i> , Wandkarte für d. mathem. Geographie, v. Kirchhoff . . .	219
<i>Worpitsky</i> , Elemente der Mathematik, v. Erler . . . . .	746
<i>Xenophon</i> , siehe Kurz.	
<i>Ziegler</i> , Ebene und sphärische Trigonometrie, v. Erler . . . . .	746

### DRITTE ABTHEILUNG.

#### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN. AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN. SCHUL- UND PERSONAL-NACHRICHTEN.

Ueber Organisation des Realschulwesens, v. Lattmann . . . . .	66
Zwei Actenstücke zur Geschichte d. russ. Schulwesens, v. Hollenberg	69
Aus den Verhandlungen der 17. Westfälischen Directorenconferenz.	
Zum französischen Unterricht	408
Der deutsche Unterricht in Prima } berichtet von Imelmann . .	616
Bericht über die zweite Versammlung des Vereins Mecklenburgischer Schulmänner in Güstrow . . . . .	682
Conferenzen im preussischen Unterrichtsministerium . . . . .	871
Bemerkungen zu dem Ausstellungsprogramm des Vereins zur Förderung des Zeichenunterrichts, v. Gennrich . . . . .	916
Hermes VI. 4. VII. 1 . . . . .	621
Philologus XXXII. 3. 4. XXXIII. 1—3 . . . . .	493. 930
Philologischer Anzeiger 7. 8. 9. 1873 1—6 . . . . .	492. 921
Höpfner u. Zacher, Zeitschrift für deutsche Philologie IV. 1, 2—4 . .	78. 948
Blätter für das bayrische Gymnasialwesen VIII. 7—10. LX. 1—4 . .	699. 941
Pädagogisches Archiv XIV. 8—10. XV. 1. 2. 3—7 . . . . .	698. 778. 945
Revue de l'instruction publique en Belgique XV, 1. 2—6. XVI. 1. . .	76. 693
Die wissenschaftlichen Prüfungscommissionen in Preußen für 1873 . .	335
<i>Rudolf Hanows</i> Leben, von Erler . . . . .	580
Personalnotizen. Preußen. Württemberg. Baden . . . . .	414. 799

## ERSTE ABTHEILUNG.

### ABHANDLUNGEN.

#### Ueber den Chor in der Antigone.

Wie viel auch bis auf den heutigen Tag über die Antigone des Sophokles geschrieben ist, immer herrscht noch über so viele Punkte nur wenig Einverständnis und von so manchen Fragen, deren Beantwortung für eine richtige Würdigung des Stückes unerlässlich ist, kann noch kaum eine als endgiltig gelöst angesehen werden. Unter diesen nimmt offenbar die Frage, ob der Chor überall die Ansicht des Sophokles selbst vertritt, die erste Stelle ein. Sie wird bekanntlich immer noch von vielen Erklärern entweder geradezu verneint, oder doch wesentlich modificirt. Ausdrücklich hat sich unter anderen gegen die Auffassung, dass der Chor in der Antigone das Organ des Dichters sei, Arn. Passow in seinen sophokl. Studien, Bremen 1864, erklärt. 'Der Chor spricht aus, heisst es auf S. 36 ff., was ein denkender, parteilos mitfühlender Zuhörer in seinem Innern birgt . . . Die wahren Triebfedern der Handlung sind dem Chor immer verborgen und nur die wirkliche Erscheinung liegt ihm vor . . . Daher bewegt sich der Antigone-Chor so oft in Antithesen und hat er irgend etwas zu Gunsten der Antigone geäußert, so beeilt er sich, dies wieder aufzuheben und die ihm im Sophokleischen Drama allein zukommende Stellung einer Mittelperson anzunehmen'. So bestreitet denn Passow, indem er bemüht ist, angebliche Widersprüche in den Aeusserungen des Antigone-Chors aufzudecken, die entgegenstehende Auffassung von Böckh, Süvern, Schwenck u. a.,

nach denen das Urtheil des Chors überall auch im Sinne des Dichters maßgebend ist. Heute noch muss diese Chorfrage für eine offene gelten. Wie werthvolle Folgerungen sich aber aus einer Entscheidung derselben ergeben müssen, leuchtet ja ohne weiteres ein. Denn vielleicht nur in dem Falle ist zu hoffen, dass das Dunkel, welches noch über so vielen ethischen und religiösen Problemen liegt, einmal vollständig aufgehehlt werden wird, wenn wir berechtigt sind, in den Reflexionen des Chors überall die eignen Vorstellungen des Dichters zu erkennen. Die folgende Darstellung hat diesen Nachweis der völligen Uebereinstimmung zwischen Chor und Dichter in der Antigone zu ihrem Gegenstand. Diese Aufgabe mag schwierig erscheinen, aber der gewissenhaftesten Prüfung aller einschlagenden Voruntersuchungen sind wir uns bewusst.

Eine Choräusserung ist vorzugsweise dazu angethan, in den Gegenstand der folgenden Betrachtung einzuführen. Wir meinen die vs. 471 u. 72 *δηλοῖ τὸ γέννημ' ὦμὸν ἐξ ὦμοῦ πατρὸς τῆς παιδός· εἴκειν δ' οὐκ ἐπίσταται κακοῖς*. Dazu bemerkt G. Wolff, Ausgabe der Antigone, Leipzig 1865 zu vs. 471, sehr treffend, dass diese Worte 'mehr eine Charakteristik als ausdrücklichen Tadel enthalten'. Den stolzen Ton, welchen Antigone soeben gegen den König angeschlagen hat, ihre gereizte Stimmung, welche sich namentlich in ihren letzten Worten *σχεδόν τι μῶρον μωρίαν ὀφλισκάνω* kund gegeben hat, kann der Chor nicht billigen. Ihren starren Sinn, das will er sagen, konnten weder frühere Leiden beugen, noch versteht sie es jetzt, dem neuen Unglück durch Nachgiebigkeit auszuweichen. Ganz Aehnliches spricht ja, nur mit andern Worten, Ismene aus vs. 564. Ihr erscheint die gereizte Stimmung der Schwester gerade als eine Wirkung und Folge ihrer Leiden und sie meint, dass dieser Umstand ihre Leidenschaftlichkeit entschuldige. So wird die Aeußerung des Chors indirect durch Ismene bestätigt und uns dadurch der Gedanken nahegelegt, dass die Worte *εἴκειν οὐκ ἐπίσταται κακοῖς* auch im Sinne des Sophokles gesprochen sind. Und noch in einer andern Hinsicht verdient die angeführte Stelle Beachtung. Jene *ἠμότης*, auf welche der Chor vs. 471 hinweist, und welche Kreon mit dem synonymen Ausdruck *σκληρότης* wiedergiebt, bedeutet ja Härte des Charakters und starre Unbeugsamkeit. Wenn aber der Chor meint, diesen Charakter habe die Tochter von dem Vater geerbt, so haben wir in diesem Zug nur noch einen Beweis mehr dafür, dass unsere Tragödie in keinem trilogischen Zusammenhang zu den verwandten Stücken gedichtet ist. Denn die *ἠμότης* passt

weder auf den Oedipus Tyrannos noch auf den Coloneus. Vergebens hat sich Schneidewin bemüht, diese Eigenschaft an Oedipus nachzuweisen, wenn er in seiner Einleitung zu dem Tyr. S. 19 bemerkte 'die in Ant. 471 dem Oedipus schuldgegebene *ἀμότης* geht lediglich auf die Selbstbestrafung und etwa (!) auf die strenge Verfluchung der gottlosen Söhne'. Vgl. unsere Abhandlungen über die Authadie Ztschr. f. Gymn. 26, 3. S. 146 ff. u. die Eusebie das. S. 313 ff. Doch das nebenbei, hier ist das *εἶκειν οὐκ ἐπιστάται κακοῖς* allein von Bedeutung und der Inhalt dieses Ausdrucks im Sinne des Chors eingehender zu untersuchen.

Die ethische Bedeutung des *εἶκειν* bei Sophokles ist ja im wesentlichen identisch mit der Forderung des *φρονεῖν*, denn wahre *φρόνησις* besteht in Erkenntnis der dem Menschen, seiner Kraft und seinem Wollen, durch eine ewige sittliche Ordnung der Dinge gesetzten Schranken, und solche Einsicht warnt vor Ueberhebung und lässt in allen Dingen, gegenüber der Gottheit und gegenüber der Menschheit im staatlichen Leben das allein gebührende Maß erkennen. Aus diesem Grunde ist die *φρόνησις* der Quell aller religiösen und sittlichen Tugenden, denn ihre wesentlichste Aeußerung ist die durch Selbsterkenntnis gebundene Freiheit, die weise Unterordnung unter das Gesetz. Darum kehrt sich auch die Spitze des *εἶκειν* in unserer Tragödie vor allen Dingen gegen Kreon. Denn Kreon verkannte die vornehmste Pflicht des Herrschers, welche ihm auferlegt, dem Gesetze unterthan zu sein. Der Herrscher soll an die bestehenden Gesetze gebunden sein, denn das Recht des Staates steht über der Fürstengewalt. Dem Kreon aber steht sein Herrscherrecht höher als das Staatsrecht, ihm scheint sein Herrscherwille das Staatsgesetz zu vertreten, und an eine göttliche Satzung fühlt er sich nur soweit gebunden, als sie seinem Willen dienstbar wird. Solche Gesinnung zeugt nicht von *φρόνησις*: das ist der Sinn aller Warnungen und Mahnungen, welche an seinem Selbstgefühl, an seiner *αὐθαδία* vs. 1028 scheitern. In diesem Sinne beginnt und schließt Haemon seine Mahnung vs. 718 *ἀλλ' εἶχε θυμῷ* mit dem Werth des *φρονεῖν* vs. 683 u. 721 und nichts verdriest und erbittert Kreon mehr vs. 727, als dass der Sohn ihm Mangel an *φρόνησις* Schuld giebt vs. 753. 755. Aehnlich begründet Teiresias sein *εἶχε τῷ θανόντι* 1029 mit einem ausdrücklichen *φρόνει* 996 und *φρόνησον* 1023 und in dem Werth der *φρόνησις* gipfelt auch seine Rede vs. 1015. 1050. 1052. 1090. Und ähnlich mahnt der Chor vs. 1103 zu einem *παρεικαθεῖν ὅσον τάχιστα*, und auch er begründet diese Mahnung in gleicher



Weise vs. 1098. 1347. Als sich endlich Kreon zu dem *εἰλαθεῖν* entschließt 1096. 1102, da hat er zu spät erkannt, dass ihm die *φρόνησις* fehlte vs. 1261. 1265. 1269. So entsprechen sich denn beide Ausdrücke an vielen Stellen in unserm Stücke. Das aber ist nicht zufällig, sondern in dem ethischen Bewusstsein des Dichters begründet, der überall ein auf Selbsterkenntnis beruhendes, ein in weiser Selbstbeschränkung und mit Selbstbestimmung erfassendes gesetzliches Maß der Freiheit als die erste und höchste aller ethischen Forderungen hinstellt. Wenn also das *εἶχειν* überall einen Mangel des *φρονεῖν* bedingt, so entsteht die Frage, in welchem Sinne der Chor vs. 472 das *εἶχειν οὐκ ἐπίσταται κακοῖς* auch mit Hinsicht auf die Antigone ausgesprochen hat? —

Die erste Frage gilt den Beweggründen, welche Antigone leiten. Ihre Motive sind von dreifacher Art. Voran steht ihr des Hauses Ehre: das zeigt das *ἄτιμον* vs. 5 und das *ἀτιμάσας* vs. 22; daher regt die neue Beschimpfung, welche von dem *στρατηγός* vs. 8, dem *ἀγαθός Κρέων* vs. 31 ihrem Hause droht, ihr Selbstgefühl auf vs. 32 und verletzt das stolze Bewusstsein ihrer edlen Herkunft vs. 38. 861, denn die Ehre des Hauses zu wahren, betrachtet sie als ihr eigenthümliches Recht vs. 45. 48. Das nächste Motiv ist die *εὐσέβεια*, die Pflicht der Pietät gegen Eltern und Geschwister vs. 502. 514, ihre besondere Liebe zu dem Bruder vs. 73. 89. 523; und drittens gehorcht sie nur dem göttlichen Gebot, welches die Bestattung der Verwandten fordert vs. 74 ff. Weil solche Motive sie leiten, erfüllt sie das Bewusstsein, dass sie recht gehandelt hat. In diesem Sinne betont sie ihr besseres *φρονεῖν* 557. 904 und vertheidigt Kreon gegenüber die *δαιότης* ihrer That, denn weil Polyneikes als Feind gegen Theben zog, nennt der König ihre That eine *χάρις δυσσεβῆς* 514, ein *σέβειν τοὺς ἀκοσμοῦντας* 730, wie er auch den Polyneikes selbst einen *δυσσεβῆς* nannte vs. 516. Diese Verkehrung ihrer frommen That in das Gegentheil schmerzte sie am meisten vs. 921. 924 *τὴν δυσσεβειαν εὐσεβοῦσ' ἐκτησάμην* und ihr letztes Wort ist ein *τὴν εὐσεβιαν σεβίσασα* vs. 943.

Wie urtheilt der Chor über diese Gesinnungen der Antigone? Er billigt ihre Beweggründe. Die Anordnung des Kreon hat er von Anfang an nicht gebilligt: das zeigte seine gemessene Antwort vs. 211, ferner seine Weigerung, den König in der Durchführung des Verbots zu unterstützen vs. 216, ganz besonders aber sein Aberglaube, dass eine Gotteshand die Bestattung vollzogen habe vs. 278. Seine Missbilligung des Verbotes deutlicher auszu-

sprechen, hindert ihn die Gegenwart des Königs und Antigone glaubt in dem Bewußtsein ihres Rechtes auch der Zustimmung des Chors zu ihrer That gewiss zu sein vs. 504. Darin irrt sie freilich, denn nur mitleidig zeigt er sich vs. 801 und billigt nicht ihre That, aber ehrt doch ausdrücklich ihre Motive vs. 872 und gegen Ende des Stücks, als ihm offener zu reden vergönnt ist, spricht er es deutlich aus, dass Kreons Unrecht das Recht der Antigone ist vss. 1098. 1100. 1104. 1270. 1348. So reichte denn der Beifall des Chors über das Recht und die Beweggründe der Antigone nicht hinaus. Auch Ismene lobt ja die Motive der Schwester vss. 65. 99. 556. 558, aber ihren offenen Widerstand gegen das Gebot des Herrschers will sie nicht theilen, denn der König hat zu befehlen ein gesetzliches Recht vs. 60 und die Macht vs. 63, aber die Pflicht des Weibes fordert Unterwerfung vs. 61 und das Unmögliche zu wollen vss. 73. 90. 92 zeugt von Unverstand vs. 99. Solche Ansichten regen in der heftigen und leidenschaftlichen Antigone die Gefühle des Hasses und der Verachtung auf. Mit ungemessener Härte fertigt sie die Schwester ab vss. 70. 83. 86. 93 und die, welche eben noch das erhabene Wort der Geschwisterliebe sprach vs. 523, steigert ihre Lieblosigkeit gegen die treu und warm fühlende Ismene zu kaltem Hohn vs. 549 und zu erkünsteltem Vergessen, dass ihr noch eine Schwester am Leben ist vss. 895. 941. Der herrliche vs. 523 *οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφην* ist daher keineswegs von Sophokles dazu ausersehen, die wesentlichste Eigenschaft der Antigone 'in einer Zeile' zu offenbaren. Man hat die Bedeutung dieses Verses vielfach überschätzt. Das thut der Ausspruch von Förster 'ihre Schuld ist ihre Liebe' und neuerdings O. Ribbeck, wenn er in den Vorträgen v. Virchow und Holzendorff Hft. 83, S. 20 aufsert 'nur wage man nicht von Schuld der Antigone zu reden . . . freilich trägt auch sie die Familienzüge des Labdakidenhauses: glühenden Willens ist sie, rasch und rücksichtslos entschlossen, unbeugsam, scharf und schneidig gegen die kleinlichen (?) Lehren der Schwester, trotzdem der polternden Wuth des Tyrannen, und doch alles das nur um der Liebe willen: nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da'. Viel richtiger hat Böckh jenen Vers als eine eristische Wendung bezeichnet und u. a. Moritz Seyffert, Jahrb. f. Phil. 1863 S. 482 hervorgehoben, dass 'das Hauptmotiv, welches ihr *πάθος* bedinge, nicht sowohl die Bruderliebe, als vielmehr die gekränkte *εὐγένεια* sei, welche die dem Bruder angethane Schmach auf sich und die ganze Familie übertrage'. Gerade ihr Verhalten gegenüber

der Schwester muss uns vor einseitiger Beurtheilung ihrer Motive bewahren.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit, welche ihr Benehmen gegen Ismene zeigt, schreitet sie zur That. Alle Welt soll es wissen, was sie unternimmt vs. 87, zu zwei Malen sucht sie die Leiche unvorsichtig auf, und wie sie vor der That keinen Versuch gemacht hat, den Kreon umzustimmen, so redet sie nach der That kein Wort, ihn zu besänftigen. Von innerer Abneigung gegen den König erfüllt vs. 8. 31, verhehlt sie diese Gesinnung nicht vs. 470. 500, sie verachtet seine Drohungen vs. 497 und erbittert durch ihren Trotz den beleidigten König vs. 483. 496. Wie verhält sich nun dazu der Chor? Er spricht das 'schuldig' aus und er muss es sprechen. Weder die That selbst, noch ihr Verhalten nach der That kann er gutheissen. Denn wie wenig ihm auch das Verbot des Kreon gefiel, die Macht des Herrschers und sein formelles Recht muss er anerkennen vs. 213. 506. Aber gegen dieses jedem Herrscher zustehende Recht hat Antigone verstoßen vs. 854 und 'dessen Macht, dem Macht gebührt, verachtet' vs. 873: das nennt der Chor Unverstand vs. 383 und ein *ῥάσους ἔσχατον* vs. 853. Hatte er doch das Wagnis für thöricht und unmöglich gehalten, bevor er die Thäterin kannte vs. 220, warum sollte er jetzt anders urtheilen? Seine Aeufserung *ἐν ἀφροσύνῃ καθελόντες* sagt es ausdrücklich, dass er einen Mangel an *φρόνησις*, ein Verkennen und Nichtachten der ethischen Schranken, welche eine gesetzliche Ordnung aufgerichtet hat, in der Bestattungthat erkennt. Dennoch konnte Nachgiebigkeit die Antigone retten: wenn sie die Leidenschaft ihrer Seele beschwichtigte, wenn sie den Zorn des Königs durch milde Rede besänftigte. Aber ihre gereizte Stimmung, 'ihre Unbeugsamkeit und der Stolz in dem Trotz, womit sie ihre Handlung gegenüber dem rechtmässigen Herrscher gegen sein Gebot vertheidigt', vereitelt solche Erwartungen des Chors. Er spricht es aus, dass ihre *λόγου ἄνοια καὶ φρενῶν ἐρινός* vs. 604, ihre *ἀυτόγνωτος ὀργά* vs. 875, der Sturmesdrang ihrer Seele vs. 929 sie ins Unheil stürzen werden. Von diesem Urtheile des Chors — wir wiederholen es — werden die Motive, welche das ethische Recht der Antigone begründen, nicht berührt, was der Chor tadelt, ist die Leidenschaftlichkeit ihres Charakters, welche ihr ethisches Recht in eine ethische Schuld verkehrt. Denn ihre Gründe zeugen von Einsicht, aber ihr Handeln verräth Mangel an Klugheit, und mangelnde *φρόνησις* verstrickt unfehlbar in Schuld und Unheil vs. 615—625. Mit diesem Gedanken schloß

das zweite Stasimon. Doch ehe wir zu diesem wichtigsten Chorliede übergehen, müssen wir unsere Ansicht begründen, dass wir in den bisherigen Aeusserungen des Chors das eigene Urtheil des Dichters anzuerkennen haben.

Ein äußerlicher Beweis dafür liegt in der selbst vollzogenen Entleibung der Antigone. Denn diese Selbstentleibung läßt allein eine psychologische Erklärung zu und ist eben deshalb ein Beweis dafür, dass es keineswegs in der Absicht des Dichters lag, die Bestattungsthat der Antigone zu verherrlichen. Wollte er das, so war nur ein Doppeltes möglich. Entweder musste Sophokles die Bestattungsthat auch vor dem weltlichen Gesetz gerechtfertigt darstellen, indem er den Todesspruch des Königs widerrufen und die Heldin aus dem Kampf für ihr ethisches und religiöses Recht unversehrt hervorgehen liefs. In diesem Falle aber durfte Antigone nicht sterben, gerade ihre Rettung würde von erheblicher ethischer Wirkung gewesen sein, denn dieselbe würde den Sieg des ewigen Sittengesetzes über die menschliche Satzung ausdrücklich bestätigt haben. Dann würde die Verkennung ihrer sittlichen That von Seiten des Königs und des Chors einer besseren Einsicht gewichen sein und nach aller Anfechtung wäre zuletzt ihrem Verdienst die allgemeinste Anerkennung zu Theil geworden. Oder — denn ein tragischer Ausgang des Stückes läßt sich ohne ihren Tod nicht denken — ihre That war unvereinbar mit dem weltlichen Recht und Antigone musste ihre Auflehnung gegen ein Staatsgesetz mit dem Tode bezahlen. In diesem Fall konnte freilich nicht die ethische Berechtigung ihrer That, aber um so mehr musste ihr Tod von dem Dichter verherrlicht werden. Denn der Einsatz des Lebens für ihre Idee würde ihrem Heldenethum die rechte Weihe gegeben haben und ihr opferfreudiger Muth wäre ein Zeugnis für die moralische Gröfse ihrer That gewesen. Nur auf diese oder jene Art, das leuchtet ein, konnte die That der Antigone würdig gefeiert und unvergleichlich erhoben werden. Der Umstand nun, dass Sophokles nichts von beidem gethan hat, beweist es unwiderlegbar, dass er ihre Handlung nicht als eine nachahmenswerthe darstellen wollte. Wohl nimmt Kreon sein Urtheil zurück und will in eigner Person die Antigone aus ihrer Gruft befreien, aber er kommt zu spät, denn sie hat sich erhängt, sie hat vorschnell ihr eignes Schicksal entschieden. Mit dieser Aufhebung des Todesurtheils durch Kreon ist die Ansicht von Süvern, O. Ribbeck u. a. nicht verträglich, dass sie sterben müsse, weil der in Frage gestellte Staat ihren Tod verlange, weil 'auch dem

menschlichen Gesetz, das sie übertreten, Genugthuung werden musste'. Der Staat verlangt ihren Tod nicht. Wie hätte Sophokles ihren Todesspruch widerrufen können, wenn er wollte, dass sie mit ihrer Existenz dem Staate verfallen sei? Kreon hatte seine Befugnisse überschritten, indem er ein Urtheil sprach, zu welchem er nicht berechtigt war. In vs. 1114 *δέδοικα γὰρ, μὴ τοὺς καθεστῶτας νόμους ἄριστον ἢ σφύζοντα τὸν βίον τελεῖν* liegt der Schlüssel, welcher uns Kreons Seele öffnet und die Nöthigung für ihn, seine Anordnung zu widerrufen. Aber kann dieser Widerruf im Sinne des Dichters die ethische Rechtfertigung der Antigone bedeuten? Soweit das Unrecht des Kreon das Recht der Antigone begründen kann, allerdings. Die durch Kreon selbst vollzogene Bestattung des Polyneikes beweist nicht allein, dass sein Bestattungsverbot gesetzwidrig war, sondern auch dass die Motive der Antigone vor dem Forum der Religion und der Ethik gerechtfertigt waren. Das hatte der Chor ja auch anerkannt. Aber gleichwohl konnte er doch die That nicht billigen. Lag es nun in der Absicht des Dichters jene Choransicht nachträglich zu berichtigen, wollte er seiner Billigung dieser That eben durch die Rücknahme des Todesurtheils einen verständlichen Ausdruck geben, dann durfte er dieses Mittel für seinen Zweck nimmermehr unwirksam machen, sondern wie Polyneikes thatsächlich bestattet wurde, so musste das Leben Antigones thatsächlich erhalten bleiben. Sollte ihr Todesurtheil aufgehoben werden, damit ihre That vor aller Augen gerechtfertigt erschiene, so durfte keine zufällige Verzögerung diese Absicht des Dichters vereiteln, und wenn die Erhaltung ihres Lebens eine sittliche Forderung war, so durfte sie nicht selbst dieses Leben zerstören. So widerspricht sich Sophokles nicht! Wir greifen nicht fehl, wenn wir in der vorschnellen und übereilten Selbstentleibung der Antigone eine neue Aeufserung ihrer Leidenschaftlichkeit und eine Bestätigung dafür erkennen, dass der Chor im Sinne des Sophokles die Worte sprach vs. 875 *σὲ δ' ἀπόγνωτος ἄλεσ' ὄργα*. Denn wie die Selbstblendung des Oedipus, so ist die Selbstentleibung der Antigone eine mafslose und überstürzte That ihres heifsen Blutes, nur darin verschieden, dass die Blendung eine unmäßige Selbstbestrafung, die selbst vollzogene Entleibung der Antigone aber eine übereilte Selbstbefreiung war. Denn der Tod ist keine Strafe, er bedeutet Befreiung und Erlösung. Aber diese unzeitige Selbsterlösung und die selbst vollzogene Bestattung des Bruders, diese beiden Handlungen hatten nach der Absicht des Dichters eine und

dieselbe gemeinsame Quelle in dem leidenschaftlichen Charakter der Antigone. Beide Handlungen ergänzen sich, denn sie haben denselben psychologischen Grund, sie entbehren der *σωφροσύνη* und sind dafür ein Zeugnis, dass Sophokles der Handlungsweise der Antigone keine unbedingte Grösse zuschreiben wollte. Wer aber dennoch glaubt, dass die Aufhebung des Todesurtheils durch Kreon, gleichgiltig, ob erfolgreich oder nicht, an und für sich die Intention des Dichters beweisen müsse, die Bestattungsthat als eine preiswürdige und nachahmungswerthe Handlung darzustellen, der beachte den mit solcher Absicht unvereinbaren Widerspruch in dem Verhalten des Chors. Denn nimmermehr durfte und konnte der Dichter über eine verdienstvolle Handlung so ausdrücklichen Tadel durch den Mund des Chors aussprechen lassen, wie er es in den vss. 371. 383. 604. 853. 873. 875. 929 gethan hat. Solchem Tadel gegenüber ist der Beifall des Volks vs. 696 von zweifelhaftem und geringem Werth, zumal da nichts die Antigone auf ihrem Todesgange schmerzlicher bewegt, als die Verkennung ihrer That und ihre Verlassenheit von ihren Freunden vss. 847. 876. 881. 919. Warum musste sie selbst und sie allein immer wieder betheuern, dass sie schuldlos sterbe vss. 847. 903. 921. 942, wenn ihre Handlung so unzweifelhaft frei von aller ethischen Schuld erscheinen sollte oder gerade ihr Sterben von dem Dichter dazu ausersehen war, die sittliche Grösse ihres Handelns über jeden Zweifel zu erheben? So hat denn Böckh auch in diesem Punkte das Richtige gesehen, wenn er gegenüber den Aussprüchen von Solger 'sie sterbe in höchster Glorie' und von Süvern, welcher ihren Todesgang 'das Juwel der Tragödie' nannte, bemerkt, 'dass der Dichter ihren Tod weit weniger verherrlichte, als man erwarten sollte'. Sophokles wollte ihren Tod nicht verherrlichen, denn er konnte es nicht, weil ihrem Tod kein Verdienst zukommt, weil derselbe in keinem innern und lobwürdigen Zusammenhange zu ihrer Bestattung des Polyneikes steht. So bleibt nichts übrig und wir müssen bekennen, dass der Chor überall im Sinne des Dichters sprach, wenn er die Beweggründe der Antigone gutheiss, aber ihr Handeln von ethischer Schuld nicht freisprechen konnte. Und darin ist nichts, das im Widerspruch stände mit den bekannten ethischen Vorstellungen des Sophokles. Wer die Tragweite ermisst, in welcher seine Forderung der *φρόνησις* und der *σωφροσύνη* auf ethischem Gebiete Giltigkeit hat, der muss bekennen, dass Antigones Handeln einen Mangel dieser Eigenschaften bekundet und eben deshalb von ethischer Schuld nicht freizusprechen ist.

Aber nicht sowohl die bisher besprochenen, sondern vielmehr andere, inhaltsreichere Aeufserungen des Chors sind es, welche mit der Annahme unverträglich schienen, dass der Chor in unserm Stück überall das Organ der dichterischen Auffassung sei. Da ist zuerst jene merkwürdige Stelle vs. 853. 56 *προβᾶσ' ἐπ' ἔσχατον θράσους ὑψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον προσέπεσες . . πατρῶν δ' ἐκτίνεις τιν' ἄθλον*. Ueber dieselbe spricht sich K. Lehrs Jahrb. f. Phil. 1862 Bd. 85 S. 309 folgendermassen aus: 'Der Chor sagt: vorgeschritten zum Aeufsersten der Kühnheit stürztest Du an dem hohen Thron der Dike nieder, o Kind: es ist wohl eine Schuld (er sagt milde ἄθλος) des Vaters, welche Du büfdest. Das heifst: Dike hatte noch von der Schuld des Vaters her etwas auszugleichen, und jetzt, da du mit äußerster Kühnheit deinen Weg hin vorwärtsschrittest, ersah sie die Gelegenheit und liefs dich niederstürzen. Das ist meiner Ueberzeugung nach der logisch und ethisch nothwendige Sinn'. — Wenn das der Sinn dieser Stelle ist, dann allerdings kann diese Choransicht unmöglich die Ansicht des Sophokles sein. Denn nach der Auffassung von Lehrs leidet Antigone nicht für die eigne freigewählte Schuld, sondern sie muss für die Schuld des Oedipus leiden; so lenkt es die Dike selbst, welche die personificirt gedachte Gerechtigkeit des Zeus ist. In dieser Vorstellung von Zeus, der die Schuld der Eltern an den Kindern heimsucht, haben wir nach der Ansicht von Lehrs jene geläuterte Schicksalsidee zu erkennen, welche das unpersonliche Schicksal des gemeinen griechischen Volksglaubens einer blinden Naturgewalt entrückt und dasselbe in die Hände des Zeus gegeben hat, welcher hinfort mit derselben Nothwendigkeit, aber nach einem vernünftigen Gesetz eine alte ungestühnte Schuld der Väter an den späten Geschlechtern austilgen muss. Kein freies Wollen und Handeln des Menschen beschränkt diese Strafgewalt des Zeus, denn die zur Strafe verhängte *θεοβλάβεια* bethört und leitet den Sinn ihres Opfers irre, dass der Mensch das Böse für gut hält und unwissentlich in Schuld und Strafe geräth. Sein Schicksal ist unabwendbar, sobald die starre unerbittliche Gerechtigkeit des Zeus seinen Untergang beschlossen hat, damit er die Schuld seiner Väter stühne. Das ist nach der Auffassung von Lehrs die Ansicht des Chors an der obigen Stelle und in dem 2. Stasimon, worauf uns Lehrs mit den Worten hinweist 'schon längst ist er (der Chor) auf die Fügungen des Schicksals aus — der ganze Chor 'Glückselige denen —'. Bekanntlich steht die Ansicht von Lehrs nicht vereinzelt da. Auch Arn. Passow sagt in der oben angeführten Schrift

S. 39 'In der Antigone ist das Schicksal allerdings nicht Mittelpunkt, wie im Oedipus, wo das handelnde Subject von jener geheimnisvollen Macht unwiderruflich getrieben wird, das Unvermeidliche an sich zu erfüllen; wohl aber werden die vornehmsten Ereignisse durchhin zurückgeführt auf jenen dunklen Schicksalspruch, welcher in der Labdakidensage den Untergang der Unschuldigen weniger an ein blindes Verhängnis, als an das Vergehen der Schuldigen anknüpft'. In ähnlichem Sinne glaubten Dronke Jahrb. Suppl. 4. S. 59 und Ullrich 'über die religiöse und sittliche Bedeutung der Antig. Hamburg 1853' in dem Leiden der Antigone die Wirkungen 'des Geschlechtsfluchs' und 'das Verhängnis der Labdakiden' zu erkennen.

Betrachten wir daher das 2. Stasimon, das uns auch nach der Meinung von Aug. Buttmann Abhdlg. über das 2. Stasimon in der Antig. Gymn. Progr. Prenzlau 1869 jene Choransicht von einer dämonischen Irreleitung der Antigone verkünden soll. Noch einen Schritt weiter war Nägelsbach gegangen, wenn er die Bethörung zur Sünde, welche auch nach seiner Ansicht unser Chorlied auspricht, geradezu 'der absichtlichen Böswilligkeit der Gottheit' zuschreibt, nachhom. Theolog. 1857 S. 56. Nägelsbach citirt auf S. 55 die bekannte Stelle aus Theognis 401 *μηδὲν ἄγαν σπεύδειν . . .* und schließt daran die Aeuferung S. 56 'Wie eine Ausführung des von Theognis oben gegebenen Themas lautet der Chorgesang Ant. 583—625, dessen Grundgedanke der ist: Wehe dem Menschen, der einem zum Unglück bestimmten Geschlecht angehört: denn dieser erliegt ganz gewiss der Bethörung der Gottheit. Der Ungenannte, dessen Weisheit das berühmte Wort ans Licht gebracht *τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν τῷδ' ἔμμεν, στῶ φρένας θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν* vs. 621, dieser ist eben Theognis'. So sah denn Nägelsbach und mit und nach ihm fanden andere Erklärer in dem vs. 624 *θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν* den Hauptgedanken des ganzen Gesangs. Wenn es wirklich der Grundgedanke unseres Liedes ist, dass Antigone das ihr bestimmte Schicksal erfüllen muss, dass sie der Bethörung durch die Gottheit erliegt, {damit an ihr sich die Gerechtigkeit des Zeus erfülle, welcher die Schuld der Väter an den Kindern heimsucht, wenn das der Chor auspricht, dann freilich müssen wir Passow einräumen, dass vielleicht Sophokles in seinen Chorliedern 'dem allgemeinen Volksglauben Rechnung trägt' oder wir müssen eine andere Erklärung suchen, denn dem religiösen Glauben des Dichters entspricht solche Ansicht nicht. Aber enthält denn wirklich



der vs. 624 den Kerngedanken des ganzen Liedes? Die vss. 622 bis 624 enthalten ja blofs ein beiläufiges Citat — so sagt der Dichter selbst: *κλεινὸν ἔπος ἔκ του*, mag dieser *τις* nun Homer, Solon oder Theognis sein — und in diesem Citat sind die Worte *τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἔσθλόν* allein von Gewicht, die übrigen *ὅτι φρένας θεὸς ἄγει πρὸς ἅταν* von untergeordnetem Werth. Denn jene Worte bestätigen ja den eignen Ausspruch des Sophokles vs. 619 *εἰδότει δ' οὐδὲν ἔρπει* und sind für diese Worte ein Beleg. Der Dichter spricht in der 2. Antistrophe seinen Lieblingsgedanken aus, dass jede Schuld aus einem mangelnden *φρονεῖν* entspringt, dass gaukelnde Hoffnungen gar oft die *φρόνησις* bethören, so dass der Mensch nach dem Ausspruch jenes Unbekannten das Böse für das Gute ergreift und unwissentlich in Schuld und Strafe fällt. Dazu also sind die Worte *ὅτι φρένας θεὸς ἄγει πρὸς ἅταν*, welche nicht Sophokles, sondern eben jener Unbekannte sprach, ein entbehrlicher Zusatz. Als ein fremdes, dem Sophokles nicht angehöriges Citat erweisen sich die Worte auch durch den Ausdruck ihres Gedankens, welcher an homerische Wendungen, wie *ἄτη φρένας εἴλε* oder *φρεσὶν ἐμβαλεῖν ἄτην* erinnert. Denn hier erhält durch ihre Verbindung mit *φρήν* die *ἄτη* die dem Sophokles durchaus fremde Bedeutung von Schuld. Noch an 38 Stellen kommt die *ἄτη* bei unserm Dichter vor und überall ohne Ausnahme bedeutet der Ausdruck ein schweres Unheil, ein zuständliches Leiden und zwar ohne Rücksicht auf Anlaß und Entstehung. Nur an 2 Stellen Ant. 1260 und El. 215 (mit *οἰκείας εἰς ἅτας* ist zu vergl. Aj. 260 *οἰκεία πάθη*) wird die *ἄτη* ausdrücklich vermittelt eines determinirenden Beiwortes aus eigener Verschuldung hergeleitet. Sonst überall und auch an den 3 Stellen in unserm Chorliede vss. 584. 614. 625 bedeutet *ἄτη* ein zuständliches *πάθος* schlechthin. Dadurch aber erledigen sich die vielen vagen Erklärungen, welche dieses Wort hervorgerufen hat. Es bezeichnet weder bei Sophokles, wie Deinhardt über Deismus und Pantheismus S. 12 meint 'eine dunkle blinde, grund- und vernunftlose Macht', noch wie Aug. Buttmann Progr. Prenzlau 1869. S. 5 'eine dämonische Macht des Bösen', noch auch, wie Schneidewin Einl. z. Ant. S. 16 'die Schuld, welche Verblendung stiftet und nachher durch Unsal abtödt', noch endlich verbindet sich nach Lübker *soph. Theol. u. Eth.* Kiel 1855. S. 75 'in dem Worte *ἄτη* der dreifache Begriff der Schuld, der Strafe und des Unglücks'. Wir irren wohl nicht, wenn wir vermuthen, dass die unklare Fassung der *ἄτη* bei Sophokles vorzugs-

weise einer richtigen Auffassung seiner Genesis der Schuld hinderlich gewesen ist. Doch das nebenbei; wichtiger als dieser Ausdruck ist für das Verständnis des ganzen Liedes der Umstand, dass sein Hauptgedanke nirgendwo anders, als in vs. 614 zu suchen ist. Ob die Herstellung dieses Verses in der Gestalt νόμος ὅδ' οὐδὲν ἔρπειν θνατῶν βίῳτῳ πάμπολυ γ' ἐκτὸς ἄτας die richtige ist, lassen wir dahingestellt sein; uns erscheint sie unter allen Vermuthungen die glücklichste. Denn das Verderbnis, das hat Lud. Lange, Jahrb. f. Phil. 1857, 1. S. 166 richtig eingesehen, kann allein in dem Worte πάμπολις stecken. Was auch immer Sophokles geschrieben haben mag, gewiss ist, dass er an dieser Stelle den Gedanken aussprechen musste 'nie bleibt im Leben der Sterblichen ein Unmäßiges (nimium vel imoderatum) frei von Leid'. Damit erledigen sich die Bedenken von Lange a. a. O. S. 161 und von Kolster Jahrb. f. Phil. 1867 1. S. 103 über den Gedankenzusammenhang der Strophen, denn dieser Gedanke gewährt nach beiden Seiten den passenden Anschluss. Das ewig gültige Gesetz des Zeus, dass jedes Uebermaß ins Unglück führen muss, wird durch die folgende Antistrophe erklärt. Die ἄτη entspringt allemal aus einer ἀπάτη φρενῶν· ἀπατῶσι δὲ κουφόνοι ἔρωτες ἀνθρώπων φρένας d. h. die Leidenschaften des Menschen sind es, welche, durch trügerische Hoffnungen angefacht, seine gesunde Einsicht bethören, dass er Gutes und Böses nicht unterscheiden kann und arglos in das Unglück geräth. Wenn also der Dichter von der Hoffnung sagt, dass sie trügerische Begierden entzündet, welche des Menschen Verstand bethören, so sind es, eben jene ἔρωτες und nicht der Θεός, welche die φρένας πρὸς ἄταν führen. In dieser Gedankenfolge aber ist nichts dem Dichter Fremdes, nichts, das seiner nicht würdig wäre. Und wie der vs. 614 zu der folgenden Antistrophe hinüberleitet, so bezeichnet er den Abschluss der vorangehenden Chorbetachtung. Die Eingangsworte εὐδαίμονες οἷσι κακῶν ἀγευστος αἰών sind ein natürlicher Ausdruck der augenblicklichen Empfindung des Chors, welcher der langen Kette von Leiden im Labdakidenhause gedenkt und neues Leid sich vorbereiten sieht. Denn Antigone, der letzte Spross des Hauses, wird untergehen durch λόγου ἄνοια und φρενῶν ἐρινύς. Ihre Schuld ist eine ὑπερβασία, eine Ueberschreitung der Schranken des Gesetzes und Zeus hat es in Ewigkeit also geordnet, dass jede Ueberhebung in ἄτη führt.

Denselben Gedanken nun, dass Antigone sich einer Gesetzes-

übertretung schuldig gemacht, nimmt der Chor noch einmal in den obenerwähnten vss. 853. 56 auf. Was hat man sich bei den Worten *ὑψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον* zu denken? Denn Lehrs versah es auch darin, dass dieses Bild in seiner Interpretation der Stelle durchaus keine Bedeutung erhielt. Bedeutungslos kann aber doch das Bild nicht sein. Entweder musste der Dichter an den Thron der himmlischen oder der irdischen Dike denken und weil jenes sinnlos und ungereimt wäre, so werden wir nicht irren, wenn wir an die staatliche Gerechtigkeit denken, gegen welche Antigone nach der Ansicht des Chors verstofsen hat. Daran musste der Chor sie erinnern, weil sie vs. 847 über Verkennung und ungerechtes Leiden klagte: *οἶα φίλως ἄκλαντος, οἷοις νόμοις...* So fasst unsere Stelle mit Recht auch Rauchenstein auf, Philol. Bd. 25. 1867. S. 158: 'also sagt der Chor: du bist zum Aeufsersten in der Kühnheit vorgegangen und hast dabei gegen die hohe (die königliche) Stufe des Rechtes oder der Staatsordnung verstofsen'. Und Rauchenstein findet es ferner mit Recht erklärlich, wenn Antigone auf den Vorwurf, dass sie gegen Kreons Verbot verstofsen, nichts erwidere, dagegen in der ganzen folgenden Antistrophe vss. 857—871 im Anschluss an vs. 857 *πατρῶον δ' ἐκτίνεις τιν' ἄθλον* sich in der Betrachtung der Kette unheilvoller Handlungen in der Familie versenke. Was bedeutet also dieser Vers? Dass Antigone ihren *ἄθλος* auf die Bestattung des Polyneikes bezieht, zeigt vs. 871 und dass sie den Tod des Bruders als ein Glied in der Kette *τῶν ἀπ' Οἰδίπου κακῶν* vs. 2 bezeichnet, das beweist ja die ganze Antistrophe. Wie könnte denn auch *ἄθλος*, wie Lehrs annahm, Schuld bedeuten? *ἄθλος* ist gleichbedeutend mit *πόνος* und *ἐκτίνειν* mit *ἐκτελεῖν* Kol. 499. Also sagt der Chor: Du ringst ein Leid aus, das vom Vater (od. von Lajos) stammt d. h. dein Leiden ist das letzte in der Reihe der *πήματα* vs. 595 deines Hauses. Denn es ist der Gedanke in der 1. Antistr. des 2. Stas. 593—604, welchen der Chor hier wiederholt, keineswegs zur Rechtfertigung und Entschuldigung der Antigone, sondern als ein Ausdruck seiner tiefen Bewegung, so oft er des traurigen Geschicks der Labdakiden gedenkt.

Damit sind wir an unserm Ziel angekommen. Alle Aeufserungen des Chors, welche sich auf Antigone beziehen, haben wir einer sorgfältigen Prüfung unterzogen und dieselben unter einander und mit der Ansicht des Sophokles in völliger Uebereinstimmung gefunden. Die Ate, in welche Antigone geräth, ist die Folge ihres eigenen freigewählten Handelns und weist auf keine göttliche Be-

thörung, welche an ihr die ungestühnte Schuld der Väter straft. So hat denn der Dichter ihr Leiden und ihr Sterben als eine Wirkung und Aeufserung ihres leidenschaftlichen Charakters psychologisch erklärt und äußerlich dargestellt. Allerdings liegt in dem Glauben des Sophokles an einen allgewaltigen und unerbittlich gerechten Zeus die Vorstellung von einem ewigen und nothwendigen Gesetz, nach welchem jede Ueberhebung in sich selbst zu Grunde gehen muss, und freilich steht diesem Gesetz einer gerechten Vergeltung keine ausdrückliche Verheißung der Gnade entgegen, denn das Amt des Zeus ist ein Amt der Strafe, aber eine andere Irreleitung des Menschen als die, welche den aus freiem Willen und aus freiem Handeln Schuldigen der verdienten Strafe entgegenführt, kennt unser Dichter nicht. Mit diesem Mafstab hat Sophokles auch das ethische Handeln seiner Antigone gemessen. Durch den Mund des Chors hat er die Sittlichkeit ihrer Motive anerkannt, ihrer ethischen und religiösen Gesinnung verdienten Beifall ausgesprochen, aber ihrer Bestattungsthat und ihrem Verharren im trotzigen und gereizten Widerspruch ein unverkennbares Zeugnis der Missbilligung gegeben sowohl durch die Aussprüche des Chors als auch durch den tragischen Ausgang ihres Lebens. Alles das aber befindet sich in völliger Uebereinstimmung mit den aus seinem ganzen Nachlass uns bekannten religiösen und ethischen Vorstellungen des Sophokles.

Kiel.

Dr. Berch.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik für die oberste Gymnasialstufe und namentlich zum Selbststudium, bearbeitet von Dr. H. Menge, Oberlehrer am Gymnasium zu Holzminden. Erste Hälfte. Braunschweig 1872, VII und 228 S. 8.

Ein Buch, dem man es leicht ansieht, dass es, wie der Verf. im Vorworte berichtet, aus der Praxis der Schule hervorgegangen ist, und dessen Beachtung deshalb mit vollem Rechte allen Fachgenossen empfohlen zu werden verdient. Denn ganz gewiss steht der Verf. mit der Erfahrung nicht allein, „dass manche Schüler auch der obersten Gymnasialstufe oft noch eine bedauerliche Unsicherheit selbst in der Formenlehre an den Tag legen, und dass selbst die wichtigsten Regeln der Syntax ihnen entweder eine terra incognita oder doch noch nichts weniger als zu einer vollkommen sicheren Kenntniss gebracht sind.“ Wiederholung des Vergessenen oder Nachholung des Versäumten ist es also, was ihnen Noth thut, und was die Schule in dieser Beziehung zu leisten nicht vermag, das wird einem gewissenhaften Privatfleisse und Selbststudium zu überlassen sein, für welches vorzugsweise, dem Titel zufolge, das Buch bestimmt ist. Zwar scheint auf den ersten Blick zu diesem Zwecke nichts näher zu liegen, als den Schüler auf die Benutzung derjenigen Grammatik oder anderer Hilfsbücher zu verweisen, die von den untersten Classen an in seinen Händen gewesen sind, in denen er sich also am ersten werde zurecht finden können, um aus ihnen die erforderliche Belehrung zu schöpfen. Mit was für Schwierigkeiten aber dies nicht selten verknüpft ist, darüber theilt der Verf. in dem Vorworte die von ihm selbst gemachten Erfahrungen mit, deren Richtigkeit Ref. zu constatiren kein Bedenken trägt. Eben diese Erfahrungen waren für ihn die Veranlassung, den Weg zu dem erstrebten Ziele einzuschlagen, den er in dem vorliegenden

Buche vorzeichnet und bereits in einem zweijährigen Cursus bei seinen Schülern erprobt zu haben versichert. Er fasste den von ihnen zu wiederholenden grammatischen Stoff in kurze bestimmte Fragen nebst Aufgaben zusammen, die er von den Schülern in ein besonderes Heft eintragen liefs, während in ein anderes Heft die entsprechenden Antworten und Lösungen der Aufgaben eingetragen wurden. Diese Fragen und Antworten nun, mit denen sich der repetitorische Unterricht des Verfs. in der Grammatik beschäftigt hat, bietet uns das vorliegende Repetitorium, in welchem nach der Absicht des Verf.'s „der grammatische Unterricht zwar in grösster Vollständigkeit gegeben werden sollte, jedoch mit Ausschluss solcher Ausnahmen und Besonderheiten der Classiker, deren Kenntnis um so weniger von dem Schüler zu verlangen sei, je weniger er sie praktisch verwerthen könne.“ Nur war neben der Grammatik auch der Synonymik und Stilistik ihr Recht zu geben, wenn das Buch auch für das Bedürfnis des Primaners ausreichen sollte. Auch auf diese richtete daher der Verf. sein Augenmerk. Eine besondere Aufmerksamkeit aber verwandte er auf die Wahl der Beispiele. Sein Bestreben war „überall geschmackvolle, lehrreiche, interessante Sätze zu bilden und solche mit abstractem Inhalte möglichst zu vermeiden“, und es mag hier von vornherein bezeugt werden, dass ihm dieses Bestreben im ganzen gut gelungen ist.

Was übrigens diese Fassung des Buches in der Form von Fragen und Antworten betrifft, welche bei dem mündlichen Unterrichte gewissermassen von selbst sich einstellt, so könnte es scheinen, als ob dieselbe für das gedruckt vorliegende Repetitorium, zumal bei der Bestimmung desselben für Schüler der obersten Gymnasialstufe, weniger erforderlich sei, da es für solche ja der Frage nicht erst bedürfen werde, um sie auf den Lernstoff hinzuweisen, den die entsprechende Antwort ihnen bietet. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dass gerade die vorangeschickte Frage sehr geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Schülers anzuregen, und ihm einen heilsamen Antrieb zu einer Selbstprüfung zu geben, ob er auch wohl schon aus dem Vorrathe des eigenen Wissens die Frage richtig zu beantworten, die Aufgabe richtig zu lösen im Stande sei. Je öfter er aber sein Unvermögen eingestehen muss, desto bereitwilliger wird er der Führung folgen, welche das Buch zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken seines sprachlichen Wissens ihm darbietet. Gegen die Form also, in welcher das Repetitorium seinen Stoff behandelt, dürfte nichts zu erinnern sein, wenn anders in der Auswahl des Stoffes das Richtige getroffen ist. Verf. kündigt das Vorliegende als erste Hälfte an, der er eine zweite nachfolgen zu lassen verheifst, über deren Inhalt er in dem Vorworte keine Andeutungen giebt; doch lässt sich aus der Beschränkung dieser ersten Hälfte auf die Laut- und Wortlehre schliessen, dass die andere in gleicher oder ähnlicher Weise die verschiedenen Partien

der Satzlehre behandeln werde. Der vorangeschickten Uebersicht des Inhalts zufolge beschäftigt sich in den nach fortlaufenden Nummern in 488 Paragraphen geordneten Fragen und Antworten unser Buch zuerst (1—26) mit allgemeinen Bemerkungen über die lateinische Sprache und verschiedenen Einzelheiten aus der Lautlehre. Darauf folgen 27—106 Redetheile; Geschlecht; Declination; Ableitung der Substantive und Adjective; 107—120 Comparation; Syntax des Comparativs und Superlativs; 121—129 Zahlwörter; 130—169 Conjugation; 170—249 Pronomina; 250—295 Adverbia; 296—356 Präpositionen; 357. 488 Conjunctionen.

Dass in diesen nahe an fünfhundert Fragen einzelne vorkommen mögen, „die für einen Primaner zu unbedeutend, ja für sein unfraglich vorhandenes Wissen fast beleidigend scheinen“, stellt der Verf. selbst zwar nicht in Abrede. Doch wird man ihm zugeben müssen, dass in dem Buche nicht eine einzige sich finde, auf welche alle Primaner sofort würden eine [durchgehends befriedigende] Antwort geben können, und dass es jedenfalls nicht schade, wenn auch leichtere Sachen, die nach Quinta zu gehören scheinen, noch einmal aufgefrischt werden. Was endlich die Benutzung bereits erschienener lateinischer Lehrbücher bei dieser Arbeit betrifft, so erklärt er, dass er von denselben in der Weise Gebrauch gemacht habe, dass er, wo es irgend anging, die eigenen Worte derselben ohne Abänderung aufgenommen habe. Will man hiernach das Ganze etwa mit dem Namen einer Compilation bezeichnen, so ist dasselbe wenigstens eine sehr geschickte Compilation, welche der Schüler, der ihr die erforderliche Aufmerksamkeit widmet, sicherlich mit dem grössten Nutzen zur Befestigung und Erweiterung seines Wissens gebrauchen wird. Namentlich ist zu bemerken und als besonders ersprießlich hervorzuheben, dass die zur Anwendung der aufgestellten Regeln und Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten des lateinischen Sprachgebrauchs eingemischten, von dem Verf. selbst angefertigten Übungsaufgaben auf das passendste gewählt sind, um das Nachdenken des Lesers zu richtiger Anwendung der betreffenden Regel in Anspruch zu nehmen und durch die hinzugefügte Uebersetzung ihn auf das Richtige zu führen, falls er mit eigener Kraft dasselbe noch nicht getroffen haben sollte. So giebt z. B. Nr. 39 eine Belehrung über die Bedeutung der Substantiva mobilia auf tor (und trix), worauf unter 39<sup>b</sup> im ganzen 19 Sätze folgen, in denen dieselbe zur Anwendung zu bringen ist. Warum nun in den einen der Ausdruck, um den es sich handelt, durch substantivische Uebersetzung wieder zu geben ist, in den andern nicht, das will natürlich erst nach dem Zusammenhange erwogen werden, und nicht leicht möchte ein Primaner sich finden, der überall auf den ersten Blick die richtige Uebersetzung trafe, welche der Verf. ihm darbietet, wie etwa bei dem 15. Satze: „Cornelius Nepos sagt vom Atticus, er habe trotz seines Reichthums weniger als jeder andere Lust zum bauen ge-

habt“, der nach des Verf.'s mit Nepos' Worten gegebenen Uebersetzung also lautet: Cornelius Nepos narrat, quum pecuniosus fuerit Atticus, tamen neminem fuisse minus *aedificatorem*. Ebenso passend sind Nr. 120 auch die Sätze gewählt und untereinander gemischt, in denen die Nr. 119 gegebene Unterscheidung von plus, magis und amplius zur Anwendung zu bringen ist. Beachtenswerth ist auch die ebendasselbst zu der im allgemeinen richtigen Regel: dass nach den Comparativen plus, amplius, minus, longius die Partikel quam vor Zahlen wenigstens schlechtweg ausfalle, hinzugefügte nothwendige Vervollständigung: dass quam nach jenen Comparativen nur dann wegfällt, wenn plus, amplius longius so viel wie „über“, minus so viel wie „nicht ganz unter“ bedeutet. Erläutert wird dies mit passender Benutzung des Französischen an dem Beispiele: „Ich habe mehr als (= über) 200 Thaler“ plus (amplius) ducentos thaleros habeo (französ. J'ai plus de deux cents écus). Aber: „Du weisst mehr als zehn Professoren (wissen) tu scis plus quam decem professores (französ. Tu sais plus que dix professeurs). Sehr zweckmäfsig ist hier auch in Satz 10 an die Uebersetzung von mehr im negativen Satze durch iam erinnert: „Heutzutage giebt es keine Löwen in Griechenland mehr“ (nulli iam leones in Gr. sunt); sowie Satz 17: Horaz sagt an mehr als einer Stelle u. s. w.“ was am besten durch non uno loco wieder gegeben wird. Ueberhaupt geht das Bestreben des Verf.'s dahin, bei der Vergleichung des deutschen und lateinischen Sprachgebrauches den Schüler vor fehlerhaften Germanismen in der Uebersetzung zu warnen, weshalb nicht selten dergleichen unrichtige Uebersetzungen mit der richtigen verglichen und die Gründe der Abweichungen des Lateinischen vom Deutschen nachgewiesen werden. So wird z. B. Nr. 122 gefragt: Sind die Sätze: „Aristides, einer der rechtschaffensten Männer, musste der Missgunst seiner Mitbürger weichen. — Corinth, eine der blühendsten Städte Griechenlands, wurde von Mummus zerstört. — Scipio zerstörte Carthago und Numantia, zwei sehr blühende Städte“ in folgender Weise richtig übersetzt: Aristides, unus ex probissimis viris, civium invidiae cessit. Corinthus, una ex florentissimis Graeciae urbibus, a Mummio deleta est. Scipio Carthaginem et Numantiam, duas florentissimas urbes, exstinxit? Die Frage wird nicht blofs mit nein beantwortet, sondern auch als Grund hinzugefügt: „Da ein in den beiden ersten Sätzen durchaus nicht betontes Zahlwort, sondern der unbestimmte Artikel ist, so ist es im Lateinischen nicht zu übersetzen, also Aristides vir probissimus. Corinthus urbs opulentissima.) N. B. Aristides unus ex probissimis viris ct. würde heifsen: „Aristides musste als der einzige von den rechtschaffensten Männern der Missgunst der Bürger weichen). — In dem letzten der vorgelegten Sätze ist duas als Germanismus zu tilgen. Im Deutschen schieben wir oft in Bezug auf zwei vorhergenannte Personen oder Sachen bei der Apposition oder dem



Prädicatsnomen überflüssig das Zahlwort zwei oder ein paar ein, wo der Lateiner regelmässig duo weglässt. Demnach ist der Satz: „Neulich habe ich den Pseudulus und Trinumus, ein paar Stücke von Plautus, ins Deutsche übersetzt“ lateinisch auszudrücken. *Nuper Pseudulum et Trinumum, fabulas Plautinas, in Germanicum verti.* (N. B. Dagegen müsste man mit anderer Stellung natürlich sagen: *Nuper duas fabulas Plautinas, Ps. et Tr., in G. v.*). Außerdem wird Anm. 1 noch hinzugefügt. Anders ist es in Ausdrücken wie *Gellius et Lentulus, duo censores*, „alle beide Censoren“, wo auf duo ein starker Nachdruck liegt. Anm. 2 „Beides“, wodurch eine zweitheilige Angabe vorbereitet wird, bleibt neben et — et unübersetzt; also: Beides, das Nachahmen und Rivalisiren, ist dem Menschen angeboren; et imitari et aemulari hominibus insitum est. Beides, dieses zu sehen und zu hören, ist herbe, haec et videre et audire acerbum est.“

Es genüge an der Anführung dieser Proben, um von dem oben erwähnten Streben des Verf.'s Zeugnis abzulegen. Eben dahin gehört auch die Warnung vor unclassischen Ausdrücken, die an mannigfachen Beispielen nachgewiesen und auf das Richtige zurückgeführt werden wie z. B. Nr. 84. „Was ist in folgenden Sätzen gegen den Gebrauch der Classiker? 1) *Rex egregius vestibus ornatus erat.* 2) *Inimicitia acerbissima erat inter Romanos et Carthaginienses.* 3) *In hoc puero magnae indoles* (große Anlagen) *inesse videntur.* 4) *Nostra aetate scientiae admodum auctae sunt.* 5) *Xerxes cum multis copiis Graecos adortus est.* 6) *In hac crumena multa pecunia est.* 7) *Pericles peste mortuus est.* 8) *Plutarchus librum de liberis educandis scripsit.*“ Das Unclassische liegt hier in dem Gebrauche des Plurals *vestibus* statt *veste*, welches letztere, wie der Verf. in seiner Besprechung dieser Sätze erinnert, nicht ein einziges Kleidungsstück (*vestmentum*) sondern collectivisch „die Kleidung“ (*vestitus*) bezeichnet. Daher *vestis muliebris* — Frauenkleider, *stragula vestis* — Teppiche, Decken, *vestis lugubris* — Trauerkleider, *vestem mutare* — Trauerkleider anlegen. Ebenso muss nach classischem Gebrauche *inimicitiae* anstatt des Singulars stehen; *indoles* ist in guter Prosa *singulari tantum*. Ferner wird das Richtige über *scientia*, desgl. über das sub 5 und 6 erforderliche Adjectiv *magnus* statt *multus* gelehrt, und der fehlerhafte Gebrauch von *peste* statt *pestilentia*, *liberis* statt *pueris* auseinandergesetzt. Zum Behuf solcher Erörterungen werden öfters auch Sätze mit Fehlern verschiedener Art zur Berichtigung vorgelegt, wie u. a. Nr. 190, 316, 438, 205; oder es wird die richtige Uebersetzung gewisser deutscher Ausdrücke zur Aufgabe gemacht, welche nach Verschiedenheit des Zusammenhanges, in dem sie vorkommen, auf ganz verschiedene Weise wiederzugeben sind. So z. B. Nr. 268. Wie heisst noch in folgenden Sätzen? 269. Welche lateinische Wörter entsprechen dem deutschen Adverb vielleicht, und wie unterscheiden sie sich

von [einander? {270. Wie heißt sonst in folgenden [Sätzen]? 271. Wie ist wenig in folgenden Sätzen zu übersetzen? In den Antworten ist dann entweder bloß die richtige Uebersetzung gegeben, oder es ist dieselbe zugleich durch weitere sprachliche Erörterungen motivirt.

Zu einer Uebung anderer Art wird der Schüler durch die Vorlage von Sätzen geführt, aus denen ihm aufgegeben wird, selber gewisse Regeln des Gebrauchs zu abstrahiren; wie Nr. 425. Welche Beobachtungen ergeben sich aus folgenden Beispielen? (Die Beispiele betreffen den Gebrauch von *postquam*). Nr. 453. Welche Regeln über die Construction von *censeo* ergeben sich aus folgenden Beispielen? Eine ähnliche Frage bringt Nr. 454 in Beziehung auf *statuo*, *constituo*, *decerno*.

Sehr geeignet die Aufmerksamkeit und das Nachdenken des Schülers zu schärfen sind auch Aufgaben wie Nr. 461: „Gieb an, was in folgenden aus den besten Classikern entlehnten Sätzen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichend ist“. Die Abweichungen beziehen sich auf die Construction von *dubito*, auf den Gebrauch von *ut* nach verschiedenen unpersönlichen Redensarten, auf den *Acc. c. Inf.* nach *Verbis des Fürchtens*, auf den Gebrauch des *Infinitivs* anstatt eines Satzes mit *ut*, auf *quamvis* mit dem *Indicativ* und *quamquam* mit dem *Conjunctiv*, auf die Construction von *mirari* mit einem *Conditionalsatze* u. s. w. Aehnlich ist die Aufgabe Nr. 478: Was ist in folgenden aus Classikern genommenen Sätzen höchst auffällig? Es ist der Gebrauch des *Ablat. absolutus*, wo man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche das attributive *Particip* zu erwarten berechtigt schien, wie *Vercingetorix, convocatis suis clientibus facile (eos) incendit. Cato, vivo quoque Scipione, allatrare eius magnitudinem solitus est.* Der Verf. begnügt sich bloß mit der Warnung vor Nachahmung solcher auffallenden Abweichungen, ohne übrigens sich auf Nachweisung des Grundes einzulassen, der ohne Zweifel den Schriftsteller zu denselben bestimmt; s. meine *Gramm.* § 500, Anm. 7.

Recht zweckmäßig ist Nr. 455 eine Reihe von Sätzen zusammengestellt, an denen die verschiedenartige Uebersetzung des Verbums lassen geübt werden soll. Verf. begleitet dieselbe mit einer Anweisung zur Auffindung der in den Gedanken selbst liegenden Verschiedenheiten, nach denen die Uebersetzung sich richten muss, und macht hier unter anderen auch darauf aufmerksam, dass das lassen zuweilen nur *phraseologisches Verbum* ist, wie z. B. *tonderi*, sich scheeren lassen; *detereri*, sich abschrecken lassen; *persuaderi*, sich überreden lassen, vgl. Nr. 143. In derselben Weise wird Nr. 470 gefragt: Wie ist um zu in folgenden Sätzen zu übersetzen? Die aufgestellten Sätze erfordern alle nach Mafgabe des Inhalts eine ganz verschiedenartige Uebersetzung. Nur finden sich in denselben zwei Sätze, in denen die deutsche Sprache den Gebrauch von *um zu* nicht wohl erträgt, wie 5) „Die Philo-

sophie ist gewiss würdig, um sich mit ihr zu beschäftigen“, und 6) „Den folgenden Tag verwandten beide Heere darauf, um die Gefallenen zu beerdigen\*) Bei dieser Gelegenheit wird übrigens zugleich auf einen deutschen Sprachgebrauch aufmerksam gemacht, „wo durch einen Satz mit um zu eine Folge bezeichnet wird, die nicht als von dem Subjecte, sondern als vom Schicksale, oder überhaupt von einer höheren Macht beabsichtigt gedacht wird, die im Lateinischen durch Periodenbildung zu beseitigen ist, z. B. Pompejus floh nach der Schlacht bei Pharsalus nach Aegypten, um dort ermordet zu werden. Pompeius cum pugna ad Pharsalum commissa in Aegyptum fugisset, occisus est.“

Wie das lateinische Präsens der deutschen Zusammensetzung mit sein mit dem Part. Perf. Pass. entspricht, wenn damit nicht ein bereits vorübergegangenes Ereignis, sondern ein dauernder Zustand bezeichnet wird, z. B. *locustae fragili crusta muniuntur* — sind bedeckt, wird unter Nr. 165 an Sätzen bemerklich gemacht, wie: ich bin gezwungen (*cogor*) dich zu tadeln; dieses Stück ist „der gefesselte Prometheus“ betitelt, *inscribitur* u. dgl., wo der Schüler sehr leicht bei der Uebersetzung Gefahr läuft, in einen Germanismus zu verfallen.

Sehr zahlreich sind die Anweisungen zum richtigen Gebrauche leicht mit einander verwechselter sinnverwandter Wörter. Beispiels halber verweisen wir auf Nr. 75 *nihilo minus* und *nihil minus*; 95 *plures* und *complures*; 116 *ultima hiems* und *extrema hiems*; 123 *unicus* und *singularis*, 125 *duo*, *ambo*, *uterque*; 161 *crede mihi* und *mihi crede*; 186 *quid* und *quod* als Fragewörter; 187 Unterschied von *quid amicitia est* und *quae amicitia est*? 188 *quis vir?* *quis senator?* und *qui vir?* *qui senator?* 197 *etiam* und *quoque*; 200 *vicissim* und *mutuo inter se*; 207 *mea sententia* (*meo iudicio*) und *ex mea sententia* (*ex meo iudicio*); 220 *aliquis*, *aliqui*, *quis*, *quisquam*, *quispiam*, *ullus*; 234 welche Wörter entsprechen dem deutschen jeder, und wie unterscheiden sie sich von einander? 253 *certe* und *certo*; *raro* und *rare*; *vero* und *vere*; *primum* und *primo*; *continuo* und *continenter*; *consulte* und *consulto*; 258 *sponte* und *ultro*; 259 *tum* und *tunc*; 262 *haud* und *non*; 272 *tandem*, *denique*, *demum* „endlich“; 275 *ita*, *sic*,

\*) Aehnliche durch das Lateinische veranlasste Verstöße gegen den richtigen Sprachgebrauch in Deutschen erinnert sich indessen Ref. in dem Buche nicht gefunden zu haben. Offenbar beruht es nur auf einem Versehen, wenn Nr. 224 in der Antwort auf die Frage: Welche Veränderung des Sinnes erleidet der Satz: *Metellus edixit, ne quis in castris cocum cibum venderet*, wenn statt *ne quis* das seltenere *ne quisquam* gesetzt wird? in der Antwort gesagt wird: *ne quis* (oder *ne qui*) heißt schlechthin „damit niemand; *ne quisquam*“ (cf. 220 extr.) würde bedeuten „damit nicht auch nur irgend einer“ oder „dass niemand, wer es auch sei“. Es ist klar, dass in dieser Verbindung damit nicht passt, sondern mit *dass* vertauscht werden muss, wie auch in letzterem Falle von dem Verf. selbst geschieht.

tam; 288 cur und quare; 289 cur non und quidni; 307 causā, propter, ob, gratiā; 312 circa und circum; 339 ab und per (a Mose, per Mosem); 359 et, ac (atque) que; 372 qua—qua, simul—simul, tum—tum, tam—quam, nunc—nunc; 374 non modo—sed etiam, non modo—sed; 378 welche Wörter heißen im Lat. oder und wie unterscheiden sie sich? 379 ter quater und ter quaterque; 380 Unterschied der lateinischen Conjunctionen, welche aber bedeuten; 384 atenim, enimvero, verumēnimvero; 390 quia, quod, quoniam, quum, quando, quippe; 392 scilicet, nimirum, nempe zur Bezeichnung der Ironie; 399 Uebersetzung von zum Beispiel; 401 non alius atque, non alius quam, non alius nisi; 404 nisi und si non; 408 Unterscheidung der Verba, welche im Lat. müssen heißen.

Es bedarf kaum weiterer Anführungen aus den an treffenden Bemerkungen aus dem Gebiete der Grammatik, Stilistik, Synonymik so reichhaltigem Buche, um seine Brauchbarkeit für den Zweck, zu dem es bestimmt ist, zu documentiren. Mag immerhin der Verf. in den aus der elementaren Grammatik aufgenommenen Anfangsgründen des Guten etwas zu viel gethan zu haben scheinen, (lässt er es doch sogar an älteren und neueren, zu leichter Einprägung der Regeln componirten Versen nicht fehlen); auch der Schüler, für den diese Partie des Buches an sich entbehrlich ist, wird sie doch gern mit in den Kauf nehmen, und gewiss auch hie und da in derselben manches finden, für dessen Anführung in seinem Gedächtnis er dem Verf. dankbar sein wird. Ueber die Bestimmung des Buches zum Selbststudium wurde schon im Obigen gesprochen. Unterliegt aber die Brauchbarkeit desselben in dieser Beziehung keinem Zweifel, so fragt sich, in wie weit es sich von dem Lehrer auch bei dem Schulunterrichte in den obern Classen werde verwenden lassen. Abgesehen von den aus den Anfangsgründen der Laut- und Wortlehre aufgenommenen Fragen ist unter den übrigen in dem Buche behandelten Einzelheiten der Grammatik (im umfassendsten Sinne dieses Wortes) kaum irgend etwas, was nicht bei dem Unterrichte auf der obersten Stufe, entweder bei der Interpretation der Schriftsteller oder bei der Correctur und Besprechung der schriftlichen Arbeiten der Schüler, und hier vorzugsweise, gelegentlich zur Sprache gebracht werden müsste. Bietet aber unser Repetitorium die dem Schüler wünschenswerthe Belehrung, und zwar in manchen Fällen eine noch zweckmäßigere Belehrung als die etwa im Gebrauche der Schule befindliche Grammatik, so ist nicht abzusehen, warum das Buch nicht auch zu einem Schulbuche auf der vorher bezeichneten Stufe geeignet sein sollte. Die Fassung der gegebenen Regeln ist zwar insgemein so beschaffen, dass sie dem Schüler hinreichend verständlich ist und an und für sich keiner Erläuterung bedürfen wird. Allein dessen ungeachtet wird der Lehrer, wenn er sich desselben bei dem Unterrichte bedient, oft noch zu weiterer Besprechung Gelegenheit

finden, namentlich um bei den ins Lateinische übersetzten Aufgaben eben an der von dem Verf. gegebenen Uebersetzung bemerklich zu machen, weshalb gerade dieser oder jener Ausdruck, diese oder jene Wendung, diese oder jene Wortstellung gewählt sei, um den Anforderungen echter Latinität zu genügen.

Insonderheit aber würde das Buch ebenso gut, ja besser als manches andere stilistische Hilfsbuch sich für den Schulgebrauch empfehlen, wenn der Verf. seiner Absicht gemäß noch die versprochene zweite Hälfte hinzufügte, dann aber durch ein Register das zuletzt ohngeachtet der Anordnung nach den Redetheilen nicht ganz leichte Auffinden der behandelten Materien erleichtern, und damit das Repetitorium gewissermaßen zu einem leicht zu handhabenden Repertorium auf dem von ihm behandelten Gebiete machte, welches gewiss manchem Lehrer sehr willkommen sein würde.

Zu Ausstellungen im einzelnen hat Ref., wie er gern gesteht, bis auf das wenige vorhin Bemerkte, keine Veranlassung gefunden. Doch kann er nicht umhin noch einen Zweifel an der Erklärung der im Lateinischen üblichen Bethuerungsformeln *ita vivam ut . . .* oder *ita me dii ament, ut . . .* auszusprechen, in denen der Verf. Nr. 276 das *ita* offenbar unrichtig fasst, wenn er z. B. *ita salvus sim, ut non aliter loquor ac sentio* übersetzt: möge ich in dem Grade gesund sein, wie ich nicht anders rede, als ich denke, und ebenso: ich möge in dem Grade leben u. s. w. Also auch: mögen die Götter in dem Grade mich lieben wie u. s. w. Im Gegentheil in allen diesen Formeln spricht offenbar der Bethuernde einen Wunsch aus, dessen Erfüllung ganz unzweifelhaft ihm am Herzen liegt. Er will also in Betreff der auf diesen Wunsch jedesmal folgenden Versicherung nichts anderes sagen, als dass diese ebenso zuverlässig oder aufrichtig sei, als jener von ihm gehegte Wunsch (zu lieben, oder von den Göttern geliebt zu sein, ja selbst, wenn er etwa sagt *moriar ni . . .* seine Bereitwilligkeit zu sterben, falls das hinzugefügte nicht stattfinden sollte). Es liegt also in diesen Formen nichts anderes, als was etwa im Deutschen bei der Bethuerung durch das vorangeschickte: so wahr (sc. ich wünsche, dass) mir Gott helfe, ausgedrückt wird, und in dem *ita* ist nichts weniger enthalten als der Begriff: in dem Grade.

Zu den am Schlusse des Buches angemerkten Berichtigungen mögen noch folgende hinzugefügt werden. S. 5, Nr. 59 ist anstatt 2. Decl. zu lesen 5. Decl. S. 107, 97, 33 st. Apüli l. Apüli. Ebendasselbst 69 st. Puteoli (als Name des Volkes) Puteolani. S. 114 Z. 1 muss st. doctus stehen docilis, oder in der entsprechenden Frage S. 18 st. gelehrig gelehrt. S. 120 Nr. 128, 6 st. milenis l. millenis, wie auch in der Frage selbst gesetzt ist.

Im übrigen ist gegen die Correctheit des Druckes nichts zu erinnern.

M. Tullii Ciceronis Orationes selectae XIV. Editio vicesima emendatior. Halis sumptibus librariae Orphanotropei MDCCCLXVIII. VI, 368 S. 8.

Die in neuerer Zeit besonders thätige Hallische Waisenhausbuchhandlung vernachlässigt auch ihre alten und lange bewährten Verlagsartikel nicht; sie ist bei neuen Auflagen bemüht dieselben zu verbessern und mit den Fortschritten der Wissenschaft in Uebereinstimmung zu erhalten. So ist die alte zuerst 1719 veröffentlichte Sammlung auserwählter Reden Ciceros stets den berufensten Händen zur Neubearbeitung übergeben worden: die 18. und 19. Auflage hat Eckstein, die vorliegende 20. Otto Heine besorgt. Die eigenthümlichen Vorzüge dieser Sammlung lagen stets in einem sehr correcten Druck, wodurch sich z. B. die Madvigsche Sammlung wenigstens in der 3. Ausgabe von 1848 nicht eben auszeichnete, in einer besonnenen Gestaltung des Textes und in einer *annotatio critica*, die das Wesentlichste aus den Handschriften und die erwähnenswertheften *Conjecturen* der Kritiker bietet; außerdem sind jeder Rede sogenannte *Argumenta* vorgedruckt, meist die Ernestischen, dem 4. Buche gegen Verres das Zumptische, der Miloniana das von Asconius. Diese Vorzüge hat auch der neue Herausgeber der Sammlung zu erhalten und in mancher Beziehung zu erhöhen gewusst. Zu den früheren XIII Reden (*pro S. Roscio Am., de imperio Cn. Pompei, Catil. IV, pro Archia, pro T. Milone, pro Sestio, pro Ligario, pro rege Deiotaro, in Verrem IV., Philippica secunda*) ist in der 20. Auflage noch die *pro Murena* gekommen, was gewiss allgemeine Billigung finden wird. Denn was Herr Heine sagt 'hanc orationem ipse cum provectoribus discipulis non sine fructu tractavi' kann Ref. nicht nur aus wiederholter Erfahrung bestätigen, sondern noch dahin ergänzen, dass diese Rede in viel höherem Grade auf der obersten Stufe der Gymnasien gelesen zu werden verdient, als alle philosophischen Schriften Ciceros, insbesondere als die *Officien*, *Tusculanen* oder *gar de deorum natura* und die neuerdings vielfach zur Schullectüre empfohlene *Schrift de finibus*. Ungern vermissen wir in der Sammlung das V. Buch der *accusatio in Verrem*, das sich besonders zur Privat- oder cursorischen Lectüre vorzüglich eignet. Dagegen sind wir ganz damit einverstanden, dass die Rede *pro Marcello* fehlt. Auffallend erscheint die Reihenfolge, bei der wir kein Princip zu entdecken vermochten, auch wenn wir die Vertheilung in drei oder vier einzelne Hefte in Betracht ziehen. So viel über die 'universi operis ratio atque institutio'. Dass die '*annotatio critica*' sehr geändert werden musste, wird jeder einsehen, der die Fortschritte der Kritik erwägt, die seit der 19. Auflage (1849) gemacht worden sind und die hervorragende Stellung, die Heine zu denselben eingenommen hat. So finden wir denn 'non tam veterum editionum lectiones, quam codicum praestantissimorum scripturas coniecturasque aut

receptas aut aliqua ratione probabiles'. Ueberall hat sich der Herausgeber ein sicheres Urtheil über den vorliegenden kritischen Apparat gebildet und mit feinem Tacte das Nothwendigste mitgetheilt, um den Leser in den Stand zu setzen über die Berechtigung der aufgenommenen Lesart zu entscheiden. Besonders bedeutend war die Umgestaltung der annotatio in der II. Philippica, weil durch die Züricher Ausgabe von 1856 die genaue Vergleichung des Vaticanus bekannt geworden ist. Herr Heine theilt die wichtigsten Lesarten dieser Handschrift mit; aber auch die andern Reden beweisen, dass durch Angabe der handschriftlichen Lesarten viel Wust der Editiones principes und verfehelter Emendationsversuche in Wegfall kommen konnten. Ausserdem sind die bedeutenderen Hilfsmittel zur Emendation benutzt und tactvoll angeführt. Nur weniges wird man hierbei vermissen. So scheinen dem Herausgeber die Conjecturen Heinrich Keils zur Sestiana im I. Bande der Eos (1864) entgangen zu sein. Dass die von Spengel vorgeschlagene Umstellung pro Sestio § 72 durch Mommsens Rechtsfrage p. 30 unhaltbar geworden, ist schon anderswo bemerkt worden. Zu pro Milone § 79 wäre zu berichtigen, dass der cod. Wirc. des Cassiodor saec. VIII nolitis bietet, wie auch Halm in den Rhetores latini 1863 liest. Zur zweiten Philippischen Rede ist nachzutragen, dass der mit dem Vaticanus sonst übereinstimmende codex Cusanus § 9 statt inhumanitatis das nothwendige, auch von Campe in den Jahnschen Jahrbüchern 1865 p. 167 durch Conjectur gefundene stultitiae enthält. Philipp. II § 40 wird fälschlich angegeben, Halm habe nach einem codex *hereditatem mihi* geschrieben, während doch fast alle ausser dem Vatic., der *heriditate mihi* mit häufiger Weglassung des *m* vor *m* hat, der acc. sing. bieten.

Es ist natürlich anzunehmen, dass der neue Herausgeber ähnliche Sorgfalt, wie auf die annotatio auch auf die Gestaltung des Textes wird verwendet haben. Und in der That unterscheidet sich der Text dieser Ausgabe erheblich von den frühern, wie bei den Fortschritten zu erwarten war, die seit 1854 und 1856 die Kritik der Ciceronischen Reden durch die neue Züricher Revision gemacht hat. Demnach finden wir für den Text verwerthet, was die diplomatische und Conjecturalkritik, so wie die exegetischen Arbeiten für Cicero geleistet haben. Dazu fügt der Herausgeber einige eigene Beiträge, die wir im Folgenden kurz besprechen wollen. Catil. I § 18 werden die Worte *quidquid increpauerit Catilinam timeri* für unecht erklärt, ohne zwingenden Grund. Eben so sind pro Arch. § 13 die Worte *quantum alii tribuunt tempestivis conviviis, quantum denique alveolo, quantum pilae* eingeklammert und für untergeschoben erklärt, ohne dass ein Grund ersichtlich wäre oder angegeben ist. Mehr Beifall wird die Lesart pro Murena § 8 finden: *nam cum praemia mihi tanta pro hac industria sint data, quanta antea nemini, quibus laboribus haec ceperis, eos, cum adeptus sis, deponere, esset hominis, et astuti et iugrati*. Ebendasselbst

§ 35 heißt es in der Anmerkung, 'fortasse haec omnia cuius expulsi et eieci vita tanti existimata est ut, morte eius nuntiata tum denique bellum confectum arbitraretur interpolata sunt, quod eadem sententia paucis verbis ante legitur. Dem Referenten scheint der Satz durchaus ciceronisch, auch keine Wiederholung der vorhergehenden Gedanken, wenn man nur mit leichter Aenderung *arbitraremur* und *tanti aestimata est* liest, letzteres nach den Spuren einiger besseren Handschriften, vgl. § 10. 42. \*) Eine unzuverlässige Verbesserung scheint in derselben Rede § 38 die Lesart *numquam iste plus militi laboris imposuit, quam sibi sumpsit: iste cum fortis tum etiam felix* statt des handschriftlichen *quam sibi sumpsit ipse*. Auch ist zu billigen, was Heine ebenda § 49 schreibt *spes candidatorum obscuriores videri solent*, sowie pro Milone § 67 *Cur tamen metuitur etiam nunc Milo?* und Verr. IV § 56 *qui L. Pisonem cognorint*.

Interpunction und Orthographie sind mit Sorgfalt, letztere mit besonnener Berücksichtigung der neuesten Forschungen gehandhabt. Dass z. B. p. 3 *suspitio*, p. 111 in der Anmerkung *suspicio* und ähnliche Inconsequenzen sich finden, ist leicht zu entschuldigen, zumal letztere Schreibung erst neuerdings allgemeinen Eingang gefunden hat. Mit Recht ist pro S. Roscio Am. § 67 *haec Furiae* geschrieben nach Fleckeisens Untersuchungen, nach demselben ebenda § 65 und § 70 *potisset* für das handschriftliche *potuisset*, während der Zusammenhang das Imperfectum erfordert. Dieselbe alterthümliche Form, die allerdings den Grammatikern, auch Gossrau und selbst Neue entgangen ist — nur Schweizer-Sidler sagt in der Elementar- und Formenlehre der lateinischen Sprache für Schulen p. 101: 'nicht selten und auch bei Cicero findet sich *potisse* und *potissent* für *posse* und *possent*', vgl. auch Corssen Aussprache cet. II<sup>2</sup> 582 — war auch de imp. Cn. Pomp. § 9 herzustellen, vgl. Fleckeisen kritische Miscellen p. 46 f.

So können wir denn schliesslich unser Gesammturtheil dahin zusammenfassen, dass die Orationes Selectae des Hallischen Waisenhauses unter der kundigen Hand Heines mit den Fortschritten der Wissenschaft in Einklang gebracht worden sind. Vom praktischen Standpunkte aus können wir das Bedenken nicht unterdrücken, ob die gesammte Einrichtung der Ausgabe für weitere Kreise zweckentsprechend sei. Der Fachmann, falls er nicht des vollen kritischen Apparats der Züricher Ausgabe bedarf, greift gewiss lieber nach einer vollständigen Ausgabe, wie die Kaysersche; dem Gymnasiasten aber selbst der obersten Stufe ist diese *annotatio critica* bei dem

---

\*) Denn bei Cicero und den meisten guten Schriftstellern wird *existimare* nicht gleich *aestimare* gebraucht, ersteres mit *magni* findet sich einzeln bei Zeitgenossen Ciceros, z. B. Sulpicius in dem Trostbriefe an Cic. fam. IV 5, 3, bei Nepos Cat. I 2.



jetzigen Betriebe des Unterrichts unnütz: für diesen scheinen statt der kritischen Noten erklärende Indices nach Art der Pideritschen geeigneter.

Berlin.

W. Hirschfelder.

---

Mittelniederdeutsches Wörterbuch von Dr. K. Schiller und Dr. A. Lübben. Erstes Heft A—arnt. Bremen 1872. Kühnmanns Buchhandlung.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind eine Reihe von Büchern erschienen, welche die Aufgabe hatten, den niederdeutschen Sprachschatz lexicalisch darzustellen. Auf Richeys Hamburgisches Idioticon (1755), folgte in fünf Bänden das bremisch-niedersächsische Wörterbuch, dann im Beginn unseres Jahrhunderts Schützes holsteinisches Idioticon, in unserer Zeit Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart, Schmanbachs Göttingisch-Grubenhagensches Idioticon und andere Schriften geringeren Umfangs und beschränkterer Anlage. An einer umfassenden Arbeit aber, welche den gesammten niederdeutschen Sprachschatz behandelt, und namentlich an einem Werke, welches das Mittelniederdeutsch umfänglich herbeigezogen und damit die Grundlage für eine tiefere Kenntnis des Niederdeutschen gegeben hätte, fehlte es durchaus.

Der Grund, warum die Erforschung des Plattdeutschen so weit hinter der des Hochdeutschen zurückblieb, liegt in der geringeren litterarischen Bedeutung dieses Dialektes. Seit der neuen Litteraturentwicklung im 16. und 17. Jahrhundert hat das Niederdeutsche aufgehört Schriftsprache zu sein, und auch im Mittelalter hat es kein Werk von hervorragender Bedeutung erzeugt. Den Mstrichter Dialekt, in dem Heinrichs von Veldeke Eneit verfasst wurde, kann man nicht zum Plattdeutschen zählen, und der Reineke Fuchs ist nur die Bearbeitung eines niederländischen Gedichtes. Die Liebe zur heimatlichen Mundart mag es manchem schwer machen diese Wahrheit anzuerkennen, aber die Thatsachen liegen zu klar, als dass man ihnen mit Erfolg widersprechen könnte. Die Litteratur des Niederdeutschen ist im Verhältnis zu der hochdeutschen armselig und die Sprache selbst geht unaufhaltsam ihrem völligen Erlöschen entgegen. Mag sie auch noch heutzutage in einzelnen vortrefflichen und viel gelesenen Dichtungen verwandt sein, so darf man hierin doch wohl mehr eine Liebhaberei einzelner sehen, als ein Zeichen der frischen Lebenskraft, welche die Mundart bewahrt hätte. Zwar fehlt es nicht an Stimmen, welche das Gegenheil versichern, und treffliche Männer haben sogar verlangt, dass die Volksschule sich die Pflege des Dialektes angelegen sein lassen sollte; aber dem nüchternen Kopf müssen solche Wünsche als eine phantastische und, falls sie Verbreitung gewöhnen, nicht ganz un-

schädliche Schwärmerei erscheinen. Jacob Grimm, dem gewiss niemand einen rohen Uniformierungsgeist und Unempfänglichkeit für die natürlichen Aeußerungen des Volksgeistes vorwerfen wird, urtheilte doch, das heftiger erwachte Bewusstsein der nothwendigen Einheit aller deutschen Stämme, könne nur damit einverstanden sein, dass man das Niederdeutsche als Schriftsprache aufgegeben habe.

Wenngleich es nun natürlich erscheint, dass das Bedürfnis nach einem mittelhochdeutschen Wörterbuch allgemeiner und stärker hervortrat als nach einem mittelniederdeutschen, und wenngleich sich nicht bestreiten lässt, dass jenes wichtiger sei als dieses, so darf man doch auch seine Bedeutung nicht unterschätzen. Für den Grammatiker hat die Sprache an sich einen Werth, der unabhängig ist von dem Werth der litterarischen Producte, die in ihr niedergelegt sind, und für ihn muss es von hoher Bedeutung sein, den gesammten Wortschatz eines so weit verbreiteten Dialekts in wohlgeordneter Darstellung übersehen zu können. Auch wer sich die Erforschung der verwandten Dialekte des Hochdeutschen, Niederländischen, Angelsächsischen zur Aufgabe gestellt hat, wird das mittelniederdeutsche Wörterbuch nicht entbehren können; ein wichtiges Hilfsmittel wird es aber namentlich auch für die Lexicographie der neuhochdeutschen Schriftsprache sein. Ebenso wird der Historiker fleißigen Gebrauch von demselben machen. Die mangelhafte Kenntniss der Sprache hat hier öfters zu ergötzlichen Irrthümern geführt, die zum ersten Vorwurf reichen würden, wenn sie nicht der Mangel an Hilfsmitteln entschuldigte.

Als daher Herr Dr. Schiller im Jahre 1867 auf der Hallischen Philologenversammlung Beiträge zu einem mittelniederdeutschen Glossar vorlegte und die Herausgabe eines vollständigen Wörterbuches von ihm und Lübber in Aussicht stellte, wurde seine Eröffnung mit allgemeiner Freude aufgenommen. In jahrelanger, mühseliger Arbeit haben die Herausgeber jetzt ihre Arbeit so weit gefördert, dass zu Anfang dieses Jahres die erste Lieferung erscheinen konnte. — Dem Verfasser eines gröfsern Lexicons wird man sich immer zu ganz besonderem Danke verpflichtet fühlen, weil keine andere wissenschaftliche Arbeit einen so unermüdlichen Fleiss und eine so treue Hingabe zu erfordern scheint; in erhöhtem Mafse muss man ihn den Herausgebern eines mittelniederdeutschen Wörterbuches zollen; denn die Anlage desselben hat noch mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur dass es hier an erheblicheren Vorarbeiten, wie sie für das mittelhochdeutsche Wörterbuch vorhanden waren, gänzlich fehlt, sondern das Material, aus dem der Sprachschatz geschöpft werden muss, ist schwerer zugänglich. Bedeutendere Werke der schönen Litteratur, die in aller Händen wären, kommen fast gar nicht in Betracht; aber Rechtsbücher und Chroniken, alte seltene Drucke, kostbare Urkundensammlungen von Städten, Stiftern und einzelnen adelichen Familien. „Vieles haben die Herausgeber excerptirt, was noch gar

nicht gedruckt ist; für manche Drucke haben sie neue Abschriften oder Collationen benutzen müssen, weil die älteren Herausgeber liederlich oder willkürlich verfahren waren. Wegen dieser Schwierigkeit haben die Verfasser auch wohl die Citate oft umfangreicher herausgehoben, als sonst in Wörterbüchern der Fall zu sein pflegt.

Ein Vorwort ist dem ersten Hefte noch nicht beigegeben; aber aus den Bemerkungen, welche hier und da dem Verzeichnis von Quellen und Hilfsmitteln — es nimmt 16 Seiten ein — beigegeben sind, kann man wohl sehen, dass die Verfasser sich auch die Vorarbeiten nicht zu leicht gemacht haben. Dass trotzdem manches Wort und manche Bedeutung in dem Buche fehlen wird, weil sie übersehen oder weil die Quellen nicht erschöpft sind, könnte nur ein Unverständiger ihnen zum Vorwurf machen. Nachträge haben schon jetzt Wüste in der Zeitschrift für deutsche Philologie und aus einer Gothaer Handschrift Regel im Programm des Gymnasium Ernestinum zu Gotha gegeben, anderes wird nachfolgen; aber doch darf man die Ueberzeugung hegen, dass mit der begonnenen Arbeit eine brauchbare Grundlage geschaffen ist. So hohe Ansprüche wie an ein mittelhochdeutsches Wörterbuch wird man, wenn ich mich nicht irre, an ein mittelniederdeutsches überhaupt nicht stellen dürfen, weil eben die Litteraturproducte der niederdeutschen Sprache an Umfang und Mannigfaltigkeit den hochdeutschen nicht gleichkommen, also auch nicht eine so volle und feine Einsicht in den Sprachschatz gewähren.

Zum Schluss spreche ich noch den Wunsch aus, dass die Arbeit rüstig gefördert werde und bald zum Abschluss komme. Das ganze Werk soll in vierundzwanzig Heften erscheinen; schon sind drei Vierteljahre seit dem Erscheinen des ersten Heftes verstrichen, ohne dass ihm ein zweites nachgefolgt wäre. Da kann man sich nicht der hangen Ahnung erwehren, dass es dem Buche so gehen möchte wie dem niederdeutschen Wörterbuch von Kosegarten, das weitläufig angelegt nicht einmal den Buchstaben A zu Ende brachte. Ich sage das nicht, weil ich glaubte Eifer und Fleiß der Herausgeber bedürfen eines Sporns; nicht von ihnen allein hängt die Fortsetzung ab. Auf dem Umschlage findet sich die verhängnisvolle Notiz: 'Die unterzeichnete Verlagshandlung... bemerkt, dass, sobald nur die Druckkosten durch die angemeldeten Abonnements gesichert sind, die Fortsetzung, da das Manuscript druckfertig vorliegt, rasch erscheinen und das ganze Werk in wenigen Jahren complet vorliegen wird'. Die Herausgeber haben, wie ich höre, auf das Honorar Verzicht geleistet, der Verleger ist es zufrieden, wenn er nur auf seine Kosten kommt, Sache des Publicums ist es, dafür zu sorgen, dass das verdienstvolle Werk nicht stecken bleibe.

Berlin.

W. Wilmanns.

Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik für höhere Lehranstalten von Dr. L. Hoff und Dr. W. Kaiser. Essen 1872. 48 S. 8.

‘Der Umstand, dass manche Leitfäden entweder zu viel oder zu wenig bieten, verbunden mit dem, dass in anderen bei sonstiger Brauchbarkeit Verstöße gegen die historische Grammatik oder Inconsequenz in der Eintheilung sich finden, hat die Verfasser zur Ausarbeitung dieses neuen Leitfadens veranlasst’. Die Ausstellungen, welche in diesen Worten gegen die vorhandenen Lehrbücher der deutschen Sprache erhoben werden, sind bedeutend und, wie ich glaube, wohl begründet. Wenn daher die Verfasser in dem vorliegenden Buche uns ein Werk gegeben haben, in welchem die gerügten Fehler vermieden sind, so werden wir ihnen zu nicht geringem Danke verpflichtet sein. Zwar was den ersten Punct betrifft, das richtige Maß des Stoffes, so werden über ihn vorläufig die Urtheile noch weit auseinandergehen; denn sie hängen davon ab, welche Bedeutung man der Grammatik für den deutschen Unterricht überhaupt beimisst, und darüber sind bekanntlich die Ansichten noch sehr verschieden. Während manche ihn für durchaus überflüssig halten, ja als eine schädliche, geisttödtende Pedanterei verketzern, preisen ihn andere aufs höchste und sehen in ihm ein ganz vorzügliches Bildungsmittel, namentlich auch der nationalen Erziehung. Eine eingehendere Erörterung liegt mir fern: die ersten dünkt mich haben Unrecht, die andern ergehen sich zum Theil in Illusionen. So beruft sich ein sehr achtbarer Schulmann Hr. L. Englmann im Vorwort zur zweiten Auflage seiner deutschen Grammatik auf ein Wort, das Laas einmal in dieser Zeitschrift ausgesprochen hat, unsere Muttersprache in ihrer Gesetzmäßigkeit kennen zu lernen sei nationale Pflicht, denn die Sprache sei Archiv und Organ der nationalen Gedankenwelt, das echtste Spiegelbild des nationalen Geistes. — Ja, wenn die deutsche Schulgrammatik dieses Archiv erschlüsse und die nationale Gedankenwelt zum Eigenthum des jugendlichen Geistes machte, wer könnte ihrem eifrigsten Betriebe da noch widerstehen. Aber ich muss bekennen, dass von den Conjugationsparadigmen, Seiten langer Aufzählung starkflectirter Verba, den Praepositionsregeln u. s. w. zu der nationalen Gedankenwelt für meinen Geist ein Sprung ist, den ich meinen Schülern nicht vorzumachen im Stande bin. — Fasslicher, aber doch auch zu hoch gesteckt, ist das Ziel, welches die Verfasser des vorliegenden Werkchens bezeichnen, wenn sie sagen, es bedürfe eines systematischen Unterrichtes in der deutschen Grammatik, um den Schüler mit den Gesetzen seiner Muttersprache bekannt und in der Anwendung derselben sicher zu machen. Sie selbst werden schwerlich glauben, auf den drei Bogen die Gesetze der deutschen Sprache dargestellt zu haben, und jeder der das Buch durchblättert, wird leicht sehen, dass bedeutende Abschnitte ganz fehlen.

Die Arbeit ist in drei Theile zerlegt, Laut-, Wort- und Satzlehre; die beiden ersten zusammen sind dem dritten an Umfang gleich. Die Satzlehre handelt nach einer Einleitung über das Wesen und die Bestandtheile des Satzes in fünf Abschnitten über den einfachen, den zusammengesetzten, den zusammengezogenen, den elliptischen und verkürzten Satz, und die Periode. Die Herausgeber legen im Vorwort einiges Gewicht auf die Eintheilung; es scheint daher billig ihr auch einige Aufmerksamkeit zu widmen. Die Lehre vom einfachen Satz zerfällt in zwei Unterabtheilungen: 1. der nackte einfache Satz (§ 33—38), 2. der bekleidete einfache Satz (§ 39—49). So sind sie im Buch selbst und im Inhaltsverzeichnis angegeben. In den Berichtigungen jedoch wird man dazu aufgefordert, das nackte in der ersten Abtheilung zu streichen. Den Grund sieht man wohl ein; es kommen in dem Abschnitt schon Verhältnisse zur Sprache, welche in dem einfachen nackten Satz nicht vorkommen; nur ist sehr fraglich, ob die Veränderung eine Verbesserung ist. Denn jetzt werden die einfachen Sätze zerlegt in einfache Sätze und bekleidete einfache Sätze; der Hauptbegriff also wird sich selbst untergeordnet.

In den einleitenden Bemerkungen zur Syntax heisst es § 30: Das Wesentliche des Satzes liegt im Prädicat. Nach der Anzahl der Prädicate unterscheidet man daher die Anzahl der durch ihn ausgedrückten Gedanken. Es wird hier also angegeben, dass in einem Satz mehrere Gedanken ausgedrückt werden können, eine Annahme, die vielleicht mit dem Hauptsatz der ganzen Syntax § 25: Ein Satz ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke nicht ganz in Einklang steht. Aber davon abgesehen. Ein Satz, der mehrere Prädicate enthält, ist beispielsweise 'Der König steht und lauschet', und die beiden Gedanken, die er der Zahl der Prädicate entsprechend ausdrücken müsste, würden doch wohl sein: 1) der König steht, 2) der König lauscht. Nun heisst es im folgenden Paragraphen: Drückt ein Satz nur einen Gedanken aus, so heisst er einfacher Satz, drückt er mehrere Gedanken aus, die zu einem Ganzen verbunden erscheinen, so ist er ein zusammengesetzter Satz. Folgerichtig müsste man also doch wohl den Satz 'Der König steht und lauschet' als einen zusammengesetzten Satz ansehen, denn niemand wird in Abrede stellen, dass hier die beiden vorausgesetzten Gedanken zu einem Ganzen verbunden erscheinen; die Herausgeber wenigstens können das nicht, denn sie sagen in der Anmerkung zu § 31: 'den zusammengesetzten Satz erkennt man an dem mehrfachen Auftreten eines Satztheiles'. Und doch behandeln sie diesen Satz und die ähnlichen nicht in dem Capitel der zusammengesetzten, sondern der zusammengezogenen Sätze.

Der Begriff des zusammengezogenen Satzes wird § 61 folgendermaßen erklärt: Kommt in mehreren gleichartigen Sätzen

derselbe Satztheil mehrmals in derselben Bedeutung\*) vor, so entsteht dadurch, dass man den gemeinsamen Satztheil nur einmal setzt, der zusammengezogene Satz. Es wird hier also nicht sowohl gesagt, was der zusammengezogene Satz ist, sondern wie er entsteht; und gegen die Thatsache, dass auf die angegebene Weise ein zusammengezogener Satz zu Stande kommt, lässt sich nichts einwenden. Wenn ich die beiden Sätze nehme: 'Das Brot ist weifs' und 'Das Brot ist locker' und ich lasse an der zweiten Stelle die Worte 'Das Brot ist' weg, so erhalte ich den Satz 'Das Brot ist weifs und locker'. Aber entsteht so der Satz in der Sprache? macht man sich erst die beiden einfachen Sätze zurecht und scheidet dann die gemeinsamen Worte aus? Im Ernst kann das doch niemand behaupten.

Man könnte einwenden, dass zwar die beiden einfachen Sätze nicht in die Erscheinung treten, dass sie aber in unserm Geiste gebildet werden, ehe jener Satz mit doppeltem Prädicat ausgesprochen wird. Angenommen es wäre so, so würde diese Annahme doch der Regel nicht helfen, denn in ihr ist von Sätzen die Rede, und ein Satz, sagt § 25, ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke. Aber ich bezweifle auch sehr stark, dass in unserm Geiste für gewöhnlich die Bildung jener einfachen Sätze dem Aussprechen jenes zusammengezogenen Satzes vorausgeht; ich glaube, nicht einmal dann, wenn die beiden Urtheile, die in solchem Satze Ausdruck finden, auf zeitlich verschiedenen Wahrnehmungen beruhen. Wenn z. B. der Satz ausgesprochen wird 'Der Trank ist hell und frisch', so kann man annehmen, dass das Urtheil 'der Trank ist hell' früher gebildet wird, als 'der Trank ist frisch'; jenes schon bei der Wahrnehmung durchs Auge, dieses später bei der Wahrnehmung durch die Zunge. Ich kann auch annehmen, dass jenes erste Urtheil in meinem Geiste schon zu einem fertigen Satze formirt ist. Tritt aber dann die zweite Wahrnehmung hinzu, so wird nicht erst ein zweiter einfacher Satz gebildet, sondern das zweite Urtheil schieft unmittelbar mit dem ersten zu dem zusammengezogenen Satze 'Der Trank ist hell und frisch' zusammen. — Die Angabe, dass ein Satz, in welchem ein Satzglied mehrfach vertreten ist, aus verschiedenen Sätzen zusammengezogen sei, ist eine willkürliche, im Wesen der Sache nicht begründete. Ebenso steht es mit den Behauptungen, dass Infinitive mit zu durch Verkürzung aus Substantiv-, Modal- und Finalsätzen, Participien aus Adverbial- und Attributivsätzen entstehen. Eine Eintheilung, die auf solchen Anschauungen beruht, mag consequent sein können, aber richtig ist sie nicht.

Die Lehre vom Verbum wird auf sieben Seiten dargestellt, von denen aber mehr als vier verschwendet sind, zwei Verba im Activ und Passiv durch alle sechs Tempora, die das lateinische

\*) Ist der Ausdruck deutlich?

Verbum hat, durchzuconjugiren. Vor den Paradigmen sind auf S. 6 die Flexionen zusammengestellt, wie es scheint nach Heyse, und in folgender Weise:

‘Die Beugungslaute für Person und Zahl sind:

	Singular	Plural
1. Person	— e	en
2. „	— est (st)	et (t)
*3. „	— et (t)	en’

Zweckmäßiger hätten die Herausgeber in der ersten Person ‘— e, —’ in der dritten ‘— et (t), —’ geschrieben, um anzudeuten, dass die Präterita der starken Verba hier jeder Endung entbehren. Vielleicht sind die Gedankenstriche nur aus Versehen ausgefallen, wie das augenscheinlich vor den Endungen des Plurals geschehen ist. Auf die Flexionen folgt die Bezeichnung und Gruppierung der Tempora. Sie sind nach Heyses Vorgang in jener bekannten Tabelle übersichtlich dargestellt, welche durch Curtius auch Anwendung auf die griechische Grammatik gefunden hat. Wunderlich aber ist die Bemerkung, welche die Herausgeber hinzufügen: ‘Conjugirt werden nur die letzten sechs Tempora unter dem (den?) besondern Namen: 1) Präsens, 2) Imperfectum oder Präteritum, 3) Futur I (warum nicht Futurum neben Imperfectum?), 4) Perfect, 5) Plusquamperfect, 6) Futur II.’ Warum soll nicht ich bin im Begriff zu schreiben ebensogut conjugirt werden können wie ich werde geschrieben haben? Lieber hätte bemerkt werden sollen, dass das deutsche Verbum nur zwei einfache Tempora hat, und durch diesen Mangel häufig zu Umschreibungen gezwungen wird, wo andern Sprachen noch einfache Tempora zu Gehote stehen, und dass die Aufstellung der sechs Tempora des deutschen Verbum nicht in diesem selbst, sondern in der lateinischen Grammatik ihren Grund hat. — Ueber den Gebrauch der Tempora wird weder hier noch in der Syntax gehandelt.

Nach den Temporibus werden die Modi nach ihrer Bedeutung erklärt, und zwar der Indicativ als der Modus der Wirklichkeit, der Conjunctiv als der der Möglichkeit, der Imperativ als der des Befehls. Das klingt so rund und nett und einfach; aber was soll es heißen: der Conjunctiv ist der Modus der Möglichkeit? — Von dem Ausdruck der Möglichkeit ist noch einmal die Rede in der Syntax in § 33; dort aber heisst es: ‘Der Behauptungssatz der Möglichkeit wird ausgedrückt durch den Indicativ oder Conjunctiv der Hilfsverben dürfen können mögen’. Also durch den Indicativ oder Conjunctiv, und nicht aller Verba, sondern nur der drei genannten, d. h. auf deutsch weder durch den Indicativ noch durch den Conjunctiv, sondern durch die Verba nach ihrer Bedeutung. Ob wohl der Schüler das merkt? und ob er sich wundern wird hier, wo es sich um den Ausdruck der Möglichkeit handelt, seinen Modus der Möglichkeit nicht angewandt zu sehen? Ich glaube nicht; er wird, wenn’s verlangt wird, seine Regeln

lernen, sich um ihren Verstand wenig kümmern und ohne sie die Möglichkeit richtig zu bezeichnen wissen.

Es ist eine eigenthümliche Sache, dass unsere deutschen Schulgrammatiken auf alles andere lieber Verzicht leisten, als auf diese allgemeinsten Erklärungen sprachlicher Erscheinungen und die Definitionen grammatischer termini. Es hätte hier bei der Behandlung des Coniunctivis so nahe gelegen aufmerksam zu machen auf die mangelhafte Unterscheidung seiner Formen vom Indicativ, auf die verschiedene Verwendung des Coniunctiv Praesentis und Praeteriti, so verschieden, dass sie für verschiedene modi gelten können, andererseits auf ihre völlige Confundirung in indirecter Rede und abhängigen Sätzen, und wie diese mit der mangelhaften Form zusammenhängt; auf die geläufige Umschreibung des Conj. Prät. er würde geben neben er gäbe, und wie auch sie wieder durch den Formenmangel herbeigeführt wird, und mehr dergleichen. Aber nein! Mit solchen Einzelheiten giebt sich der *βανανσοσ* ab, hinauf mit kühnem Schritt zum Urgrund, damit die Jugend lerne mit Begriffen operiren, — bei denen sie sich nichts denkt, und bei denen zuweilen, wie in dem angeführten Fall, sich nichts denken lässt.

Wie es mit den Definitionen der grammatischen termini steht, dafür bietet § 28 ein interessantes Beispiel. Es wird dort von den verschiedenen Formen des Prädicats gehandelt. Es kann erstens sein, heist es dort, ein adjectivisches (Copula mit Adjectiv, Participium, Numerale, Pronomen, besonders demonstrativum, und Infinitiv). Als Beispiel hierzu wird gegeben Mit dir ist nicht zu streiten; doch wird man in den Berichtigungen aufgefordert das Beispiel zu tilgen. Warum? ist denn zu streiten nicht das Prädicat! Gewiss nach § 26: das Prädicat ist derjenige Satztheil, welcher die Aussage enthält; das nicht zu streiten enthält die Aussage, und zwar über die angeredete Person. Aber das Prädicat antwortet nicht auf die Frage: Was ist, thut, oder leidet das Subject: und das Subject nicht auf die Frage: Wer oder was ist, thut, leidet. Der Satz ist aus der Grammatik getilgt, der Widerspruch zwischen Regel und Beispiel aufgehoben, aber wie verhalten sich Regel und Sprachgebrauch?

Zu demselben Paragraphen sagt eine Anmerkung: Das Satzband (die Copula) verbindet das Subject mit der Aussage. Beim adjectivischen und substantivischen Prädicate dienen dazu die Formen der Hilfsverben, beim verbalen wird die Copula durch Beugung ausgedrückt. — Der Hilfsverben. Welches sind die Hilfsverba? Doch nicht alle. Welche Verba sehen die Verfasser überhaupt als Hilfsverba an? Ihr Buch giebt über diesen Punct, in dem die Ansichten auseinander geben, keine Auskunft. Die meisten werden auf S. 8 angeführt, aber nicht hinsichtlich ihrer syntaktischen Verwendung



als Hilfsverba, sondern nur hinsichtlich ihrer Form als Präterito-präsentia, und dieses wieder nicht vollständig. Ich weiß nicht, aus welchem Grunde mit *essen* ausgelassen ist.

In den Beziehungen auf die ältere deutsche Sprache haben die Verfasser eine löbliche Zurückhaltung an den Tag gelegt; sie hätten aber noch sparsamer sein können. Misslich ist, wenn auf S. 3 von einer Hinzufügung anlautender Buchstaben die Rede ist, und als Beispiel aus Heyses Grammatik *wanken* — *schwanken* angeführt wird. Es mag sein, dass die Wurzel des zweiten Wortes sich aus der des ersten entwickelt hat, aber jedenfalls nicht durch Hinzufügung eines *sch*, denn schon im Altdeutschen existirt *swanc* und seine Sippe. Unrichtig werden in der Anmerkung über die Lautverschiebung die Fricativlaute oder Spiranten den Aspiraten gleichgestellt, wie denn die ganze Lauteintheilung auf S. 2 dem Stande heutiger Forschung nicht entspricht.

Die Beispiele zur Syntax sind 'bekannten Gedichten der gebräuchlichen Lesebücher entnommen'. Es ist gewiss sehr zu empfehlen, dass die Schulgrammatik ihre Beispiele aus Litteraturwerken nimmt, welche dem Schüler völlig bekannt sind. Der Unterricht wird dadurch außerordentlich belebt; jeder Satz ist dann von vornherein verständlich und gewinnt durch die Beziehung auf das Ganze, dem er entlehnt ist, ein Interesse, das ihm an sich gar nicht zukommt; außerdem aber trägt die Grammatik nicht wenig dazu bei, die Kenntnis jener Litteraturwerke frisch zu erhalten. Ob aber Gedichte genügen, für die Satzlehre einen nur einigermaßen auskömmlichen Stoff zu bieten? — Die Zahl der Gedichte, welche die Verfasser benutzt haben, ist ziemlich bedeutend. Ich habe etwa vierzig gezählt, es muss ihrer aber ein gut Theil mehr sein; denn wenn gleich kaum ein Beispiel vorkommt, das mir nicht bekannt geklungen hätte, so sind doch nicht wenige, die ich nicht unterzubringen wusste. Jedenfalls hätten die Verfasser gut gethan, die Gedichte zu bezeichnen; im Vorwort war dazu Platz genug. Wünschenswerth wäre auch eine Angabe über die Vertheilung des Stoffes auf die einzelnen Classen. Erst wenn man sie kennt, lässt sich darüber urtheilen, ob die Auswahl der Gedichte passend sei, und ob ihre Zahl, die jedenfalls größer ist als nöthig war, doch nicht größer ist, als zweckmäßig erscheint. Das Pensum von Quarta könnte und sollte mehr und schwerere Gedichte als bekannt voraussetzen als das von Sexta.

Wer den vorliegenden Leitfaden mit andern seiner Art im einzelnen vergleicht, mag wohl finden, was die Verfasser im Vorwort angeben, dass er durch zweckmäßige Begrenzung des Stoffes, durch Consequenz in der Eintheilung, durch die Rücksicht auf Resultate der historischen Grammatik vor manchen andern den Vorzug hat; dass er selbst aber in allen drei Punkten noch bedeutender Verbesserungen bedarf, ist wohl im Vorhergehenden dargestellt. Jedoch diese Einzelheiten sind nicht die Hauptsache. Die

eigenthümliche Stellung, welche der Schüler zur deutschen Sprache einnimmt, verlangt eine eigenthümliche Behandlung der deutschen Grammatik. Was ich früher in dieser Zeitschrift über die Methode des Unterrichts gesagt und in dem Programm des grauen Klosters von 1870 näher ausgeführt habe, halte ich noch für richtig. Das vorliegende Lehrbuch unterscheidet sich in dieser Beziehung nicht wesentlich von den meisten andern, ich glaube daher auch nicht, dass es wesentlich dazu beitragen wird, den Unterricht in der deutschen Grammatik erspriesslicher zu machen.

Berlin.

W. Wilmanns.

**Dreitausend Themen zu deutschen Aufsätzen.** Für die obersten Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Friedrich Lewitz, Professor, Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Königsberg in Pr. Breslau. Hirt. 1872. VIII. u. 173 S. 8.

Dreitausend Themen zu deutschen Aufsätzen! In der That eine gewaltige Zahl, durch welche nicht blofs ein Lehrer oder eine höhere Lehranstalt, sondern eine ganze Provinz auf Jahre hinaus mit Stoff versorgt werden könnte und welche, von wirklich brauchbarem Inhalt ausgefüllt, ein Mafs geistiger Arbeit voraussetzt, die dem Verfasser zur höchsten Ehre, vielen seiner Collegen zu bleibendem Nutzen gereichen würde. Sollte jedoch der Werth des Inhalts mit der anspruchsvollen Gröfse der Zahl nicht in Einklang stehen, so wird die Enttäuschung des Lesers um so unangenehmer sein, je zuversichtlicher seine Erwartung war, hier eine wirkliche Unterstützung bei seiner Arbeit zu finden.

Was darf man denn aber von einem solchen Buche billiger Weise verlangen? Ich denke, in erster Linie, dass es nicht die nackten Themata, sondern wohl durchdachte Dispositionen zu denselben liefere.

Einem jeden Lehrer des Deutschen werden beim Vortrage der Litteraturgeschichte oder bei der Lecture eine Menge von ansprechenden Gedanken und lockenden Gesichtspuncten in den Sinn kommen, welche er im ersten Augenblick für brauchbare Themen zu halten geneigt ist. Bei näherer Prüfung aber wird sich oft genug herausstellen, dass jene Gedanken im Grunde geringfügig oder der Entwicklungsstufe des Schülers unangemessen sind und dass diese Gesichtspuncte den Blick entweder in steinige und unfruchtbare Gegenden oder in so weite und neblige Fernen leiten, dass das ungeübte Auge des Schülers dieselben weder übersehen noch in ihren Theilen deutlich erkennen kann. Hierüber mit Sicherheit zu entscheiden ist jedoch nicht eher möglich, als man das Thema durchgearbeitet und zu disponiren versucht hat, indem

die Disposition der einzige aber auch untrügliche Prüfstein für die Brauchbarkeit eines Themas ist. Ein Buch, welches dem Lehrer wirklich Mühe ersparen will, sollte daher nur disponirte Themen enthalten; ist dies nicht der Fall, so hat jener nach wie vor den grössten Theil der Arbeit selbst zu thun und daher von der Arbeit des Verfassers wenig Nutzen.

Im vorliegenden Buche treten hie und da, namentlich im letzten Theile, Ansätze zu Dispositionen hervor, aber so vereinzelt und so wenig durchgearbeitet, dass sie kaum ins Gewicht fallen, und dass nach den obigen Andeutungen daher das Buch in seiner Grundanlage für unzweckmäfsig erklärt werden muss. Hätte der Vf. disponirt, so wäre freilich seine Arbeit viel gröfser, die Anzahl seiner Themen aber viel kleiner geworden, indem er unzweifelhaft einen grossen Theil der im Folgenden aus verschiedenen Gründen verworfenen Themen selbst getilgt hätte, wäre er genöthigt gewesen, mit ihrer Disposition zugleich auch ihre Mängel ans Licht zu stellen. Wäre es nicht aber besser gewesen, statt 3000 Themen, an denen der Leser noch das Beste thun muss, deren hundert zu liefern, die für den unmittelbaren Gebrauch so zu sagen schon hergerichtet sind?

Aber, wird man mir entgegenhalten, der Vf. sagt in der Vorrede, dass ein grosser Theil der Themen unter seiner Leitung in langen Jahren der Amtsführung von Primanern oder Secundanern bearbeitet worden sei; er hat also ohne Zweifel die Dispositionen in Händen und hat sicher nur diejenigen Themen veröffentlicht, deren Brauchbarkeit er erprobt hat, wer also sein Buch benutzt, der kann sich der Zuversicht hingeben, kein leeres Stroh zu dreschen, vielmehr wird er neben einer reichen Ernte gesunder und glänzender Körner auch die Freude und den Nutzen haben, welche mit eigener geistiger Arbeit immer verknüpft sind. Ob diese Voraussetzung gerechtfertigt ist, wollen wir nun an einzelnen Partien des Buches prüfen.

Dasselbe zerfällt in drei grosse Abtheilungen, von welchen die erste (N. 1—1072) die Themen aus der Litteratur und zwar der Deutschen (1—642), Griechen (643—823), Römer (827—985), Engländer (986—1045) und Franzosen (1046—1072) enthält. Wir wollen uns auf die deutsche Litteratur beschränken, als auf dasjenige Gebiet, aus welchem thatsächlich die meisten Themen genommen zu werden pflegen.

Die deutsche Litteratur in ihrem ganzen Umfange ist vom Vf. herangezogen worden, nicht blofs die beiden Höhepunkte, welche doch allein berücksichtigt werden sollten, im Hinblick nicht blofs auf den geringeren Werth des Uebrigen und die Pflicht des Lehrers, jeder einzelnen Generation seiner Schüler nur von dem Besten zu bieten, sondern auch mit Rücksicht auf die geringe dem Deutschen zugewiesene Stundenzahl, welche eine eingehende Behandlung jener Nebenpartien unmöglich macht. Wir finden hier

denn auch Themen, welche schwerlich alle gestellt sind oder doch niemals gestellt werden sollten z. B. N. 54. Welchen Einfluss hat das Christenthum auf die Gestaltung der altdeutschen Litteratur geübt? 63. Die wichtigsten Geisteswerke der deutschen Litteratur vor Karl dem Großen und ihre Bedeutung. 64. Freie metrische Uebertragung des Hildebrandsliedes. Als Einleitung die Stelle und Bedeutung desselben in unserer Literatur. [Ist gestellt worden, doch wohl nur nach ausführlichem, besonderem Vortrage.]\*) 71. Charakteristik der wichtigsten Kunststufen des Mittelalters und ihrer Verfasser. 78. Uebersichtliche Darstellung der Entwicklung der Blüthe, des Verfalls der deutschen Dichtung im Mittelalter. 95. Versuch über Ulrich von Hutten und seine Schriften. 97. Versuch über Hans Sachs und seine Werke. 102. Geschichte der deutschen Fabeldichtung [Auszüge aus Schäfer, Koberstein, Vilmar, Gervinus, Kurz, Cholevius (besonders I, Cap. 13) werden hier ausreichen müssen. Lessings Abhandlung.] 103. Die deutsche Fabel in ihrer Entwicklung bis auf Luther [Vgl. Diestel, Programm des Vitzthumschen Gymnasiums, Dresden 1870] u. a. Diese Themen können zum Theil der Natur der Sache nach nichts weiter sein, als ein nicht auf eigener Anschauung beruhendes Wiederholen des in der Litteraturgeschichte vom Lehrer Gesagten, zum Theil aber setzen sie Kenntnisse voraus, welche von einem Primaner schwerlich anders als auf Kosten des Wissenswerthesten erlangt werden können.

Sind Aufgaben dieser Art ersonnen worden, um die Continuität der verschiedenen Litteraturperioden auch in diesem Buche zur Anschauung zu bringen, so hat das Streben nach Vollständigkeit auch in dem engeren Kreise der Werke eines Schriftstellers seltsame Themen erzeugt. Oder sind die aus Klopstocks Bardiuten, Dramen und Gelehrtenrepublik! (N. 158—164. 168), aus Goethes Clavigo, Stella, natürliche Tochter, Triumph der Empfindsamkeit, Claudine von Villa bella, Faust (zum grössten Theil) und den Gedichten „Festzug“ und „Pandora“ entnommenen Aufgaben nicht wirklich seltsam zu nennen und kann man glauben, dass sie aus einem andern Grunde gestellt seien, als weil der Vf. sich auf die anerkannt vorzüglichen, für die Schüler passenden Werke nicht beschränken, sondern eine unnütze Vollständigkeit erzielen wollte, die er doch thatsächlich nicht erzielt hat?

Wie die Fundgruben, aus denen er sein Material zusammenbrachte, nicht immer die geeigneten gewesen sind, so lassen sich gegen die Brauchbarkeit und den innern Werth vieler Themen auch von andern Seiten gegründete Einwände erheben. Ein gutes Thema muss offenbar im Umfange ein richtiges Maass halten; eine Vernachlässigung desselben nach einer von beiden Seiten hin

---

\*) Die Bemerkungen in eckigen Klammern rühren vom Vf. her und sind für den Lehrer bestimmt.

ist nicht bloß unschön, sondern erzeugt bei dem Schüler entweder das Gefühl der Ohnmacht oder der Ueberhebung, jedenfalls aber Unlust an der Arbeit. Nach beiden Richtungen hin ist nicht selten gefehlt worden. Themen, wie z. B. 404 Goethes Gedicht „Phöbus und Hermes“ und 408 der Wanderer von Goethe nach Inhalt und Bedeutung, enthalten bei aller Schönheit der zu Grunde gelegten Gedichte zu wenig Stoff; nach der entgegengesetzten Seite hin erregen dagegen Anstofs Aufgaben wie N. 2. Wie können wir nach Homer, Sophokles, Shakespeare, Goethe uns noch an den Nibelungen bilden und erfreuen und N. 119 Charakter der epischen Dichtung nach ihrer volkstümlichen Verschiedenheit. (Homer. Virgil. Die Nibelungen. Tasso (Ariost). Camoëns Lusiaden. Milton. Voltaires Henriade. Klopstocks Messias. Pyrkers Tunesias. A. Grün: der letzte Ritter). [Nur das Erreichbare in allgemeinen Zügen]. Bei solchen Ungeheuern von Themen wird man in der That an das Thier von 10000 Stadien Länge bei Aristoteles erinnert, und jeder Einsichtige wird zugeben dass dieselben höchstens von gereiften und gelehrten Männern, nicht aber von Knaben bewältigt werden können.

Das letzte Thema gehört nun wohl zu denen, von welchen der Vf. in der Vorrede sagt: „Freilich erfordern viele dieser Aufgaben umfassende Stoffsammlung: aber wenn auch solche Arbeiten insofern mangelhaft ausfallen müssen, so hat das nichts zu sagen. Es bleibt vielleicht ein fruchtbarer Keim für künftige Untersuchungen, und was können wir Lehrer anders thun, als den Boden bestellen und Keime austreuen“. Mit der Erlaubnis des Herrn Vfs. hat es sehr viel zu sagen, wenn man Schülern Aufsätze giebt, die nach der eigenen Ueberzeugung nicht ordentlich gemacht werden können, nämlich so viel, dass man die Schüler an oberflächliche Behandlung ernsthafter Gegenstände sich gewöhnen lehrt. Zu Stoffsammlungen, deren Werth ich als Philologe zu schätzen weifs, leite man die Schüler privatim an, zu Aufsätzen aber gehe man ihnen Themata, die ihrem Alter und ihren Kräften entsprechen. Uebrigens glaubt der Vf. selbst nicht an die Ausführbarkeit des letzten Themas, denn N. 652 lesen wir: „Charakter der epischen Dichtung nach ihrer volkstümlichen Verschiedenheit, nachgewiesen an Homer, Virgil, Nibelungen, Klopstock. [Ob auch Tasso? Camoëns? Milton? Voltaires Henriade?].“

Ein brauchbares Thema muss ferner innere Einheit und als adäquaten Ausdruck derselben äussere Abrundung haben. Sieht man nun, dass Nr. 397 die Aufgabe gestellt wird: „Wilhelm Meisters Wanderjahre von Goethe. Inhalt. Plan“ oder N. 181 „Sammlung der anziehenden Thatsachen, Charakterzüge, Anekdoten aus Johann von Müllers Briefen: 1) an seinen Bruder; 2) an Bonstetten; geordnet nach a) Zeiten, b) Völkern, c) Stoffen“, so vermisst man die eben angedeuteten Erfordernisse völlig, ebenso wie in N. 257 Herders Werke nach ihrem Inhalte geordnet, zugleich

nach der Zeitfolge und N. 293 Goethes Werke, classificirt und geordnet oder N. 415 Die Xenien. Geschichte ihrer Entstehung. Ihre Deutung. Endlich sollte man doch bei der Wahl eines Themas billigerweise auch auf dem absoluten Werth des zu Grunde gelegten Stoffes Rücksicht nehmen, damit der Schüler nicht an unerheblichen Dingen Zeit und Kraft verschwende. N. 287 „Was findet sich bei Herder über Ostpreußen und insbesondere über Königsberg?“ mag für einen Schüler aus Königsberg ja einiges Interesse bieten, entspricht dann aber bei fleißiger Behandlung der Nutzen auch nur im entferntesten der aufgewandten Mühe?

Ebenso wenig als Themen dieser Art wird man diejenigen billigen können, in denen ähnliche oder unähnliche Charaktere aus verschiedenen Stücken mit einander verglichen oder in Gegensatz gebracht werden. Es fehlt hier meist eine wirkliche innere Einheit und der Aufsatz zerfällt von vorne herein in zwei Hälften, die nur äußerlich mit einander verbunden sind. Dies gilt schon von Vergleichen ähnlicher Charaktere wie Weislingen und Clavigo (N. 320). Ferdinand im Egmont und Max Piccolomini (331), Elisabeth und Maria bei Schiller — Kriemhild und Brunhild im Nibelungenliede (508) und vielleicht sogar von dem sehr in die Augen stechenden Thema 205 Nathan der Weise vor Saladin — Marquis Posa vor Philipp II, auf noch schwächeren Grundlagen aber ruht die Einheit solcher Aufgaben wie 534 Die Piccolomini verglichen mit dem Vater und dem Sohne in Goethes Egmont — in Goethes Hermann und Dorothea. 204. Nathan der Weise und Shylok. Ein Gegensatz oder endlich gar 88. Reineke Fuchs am Hofe des Löwen — Luther vor dem Reichstage zu Worms. Gegensatz! Man wird in dieser Beziehung wohl am besten thun, sich auf die Vergleichung verschiedener Charaktere desselben Stückes, z. B. 533 Der Vater und der Sohn in dem Drama 'die Piccolomini'. Gegensätze, oder desselben Charakters in verschiedenen Stücken wie 335 und 478 Alba im Egmont und Don Carlos zu beschränken. In Aufgaben jener Art bildet die Beziehung auf dieselbe Handlung, in diesen auf dieselbe Person die Einheit des Aufsatzes.

Im Vorstehenden habe ich diejenigen Kategorien von Themen herausgehoben, mit denen ich mich nicht einverstanden erklären kann. Um dem Leser jedoch ein selbständiges Urtheil zu ermöglichen, werde ich die aus Lessing und Goethe entnommenen Aufgaben einer genauen Prüfung unterziehen, vorher aber dasjenige kurz anmerken, was mir in den auf das Nibelungenlied und Klopstock bezüglichen Themen nach der einen oder andern Seite hin aufgefallen ist. Hierbei werden jedoch diejenigen Aufgaben mit Stillschweigen übergangen werden, welche entweder bloße Inhaltsangaben oder Charakteristiken einzelner Personen oder beides vereint enthalten. Der Werth solcher Themen an sich unterliegt keinem Zweifel, sie sind aber so sehr am Wege liegend und so allgemein verbreitet, dass sie nicht unter die charakteristischen

Merkmale eines Buches gerechnet werden können, in Bezug auf das vorliegende erkenne ich übrigens ein für alle Mal und ausdrücklich an, dass sie in gentigender Reichhaltigkeit und verständiger Auswahl vorhanden sind.

Von den das Nibelungenlied betreffenden Aufgaben halte ich für zu umfassend und zu wenig genau umgrenzt: N. 1. Das Nibelungenlied. Anlage, Inhalt. a) Noth, b) Klage (?). [Hervorragende Stellen in der Ursprache und in Uebertragung.] 4. Ilias und Nibelungenlied. Eine Parallele.\*) 5. Aehnliches und Unähnliches in den Nibelungen und bei Homer. 26. Die Sage von den Nibelungen nach der nordischen und nach der deutschen Fassung vergleichend zu behandeln. — Umgekehrt scheinen von zu geringem Inhalt zu sein: 8. Wie kommt es, dass Krimhilt gegen Ende des Nibelungenliedes verliert, Hagen gewinnt? 15. Krimhilt und Andromache bei den Leichen ihrer Gatten. Ilias 22, 437 ff., 24, 723 ff. Nibelungen Str. 940—1012. 13. Die Gleichnisse aus dem Nibelungenlied gesammelt, erläutert. [Nach den Gebieten geordnet, aus denen sie genommen sind; der Umfang der damals bekannten Natur- und Weltverhältnisse muss dadurch hervortreten.] 37. Wie wird Krimhilt „die Holde“ zur Unholdin? 40. Was veranlasst Hagen zur Ermordung Sifrits? — An sich gut, aber schief gefasst ist N. 11: Die christlichen Züge in dem heidnischen Liede der Nibelungen. Da dem Schüler das Lied zunächst als ein christliches entgegentritt, wäre die umgekehrte Fassung: Die heidnischen Züge im christlichen Liede der Nibelungen, erträglicher gewesen. Dem Thatbestande entspricht jedoch allein diese Aufgabe: Die christlichen und die heidnischen Züge im Nibelungenliede, welche dann beinahe zusammenfällt mit N. 29: In welchen Theilen des Nibelungenliedes treten die Spuren der alten Sagenzeit deutlich hervor? Wo geht es ins Geschichtliche über? — Gut ist ferner N. 12: Die verschiedenen Formen, in denen die Treue im Nibelungenliede erscheint. [Der Gatten, Freunde, Geschwister, Eltern, Vasallen, Krieger], ähnlich N. 18: Die Lichtseiten der Helden des Nibelungenliedes — welches ist ihre schönste Tugend? Endlich N. 42: Durch welche Züge mildert das Nibelungenlied das abschreckend Wilde in Hagens Erscheinung? — Ueberhaupt kein Thema ist N. 3: „Da steht sie vor uns, eine jener grandiosen Fabeln (das Nibelungenlied), woran die Kunst und der Glaube seit Jahrhunderten gearbeitet, das Wunderwerk eines ganzen Volkes, in ihren Grundzügen erhaben über jeder Anfechtung der Kritik! Und mit dem vollen Reize der Jugend tritt das altherwürdige Werk vor unsre Augen. Heinr. v. Treitschke, historische und politische

\*) Hier folgt eine litterarische Hiuweisung auf Johannes von Müller und Goethe. Solche Notizen, deren Werth ich nicht verkenne, werde ich jedoch nur dann citiren, wenn sie unmittelbare Andeutungen über die Gestaltung des gegebenen Themas enthalten.

Aufsätze. S. 737<sup>4</sup>. Aehnliche Aussprüche sind öfter als Themen hingestellt, so N. 141: Niemals hat noch ein Dichter die Glanznacht der Gestirne, die geheimnisvolle, stille Erhabenheit jener unzählbaren Welten mit solcher Wahrheit gezeichnet (wie Klopstock in seinen religiösen Oden), theils um das Gemüth zu der Feier des Unendlichen zu erheben, dessen Ehre die Himmel erzählen, theils um die gebeugten Herzen mit der Gewifsheit der Unsterblichkeit zu erquicken. (L. Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie I. S. 503. Beide Aussprüche könnten in einem Aufsätze verwerthet werden, durften aber keine eigene Nummer erhalten.

Die Aufgaben aus Klopstock sind, soweit sie dem Messias entstammen, ungeeignet, die aus den Oden grösstentheils gut. Auch die Vergleichung des Dichters mit Horaz (Nr. 139. 140.) mag, obwohl die Verschiedenheiten beider viel mehr in die Augen springen als die Aehnlichkeit, einige fruchtbare Gesichtspuncte bieten, wenig geeignet aber scheint die Anknüpfung an Platens hölzernes Epigramm:

Klopstock suchte beschränkt wie Horaz auf Hymnus und Ode  
Immer erhaben zu sein, aber es fehlte der Stoff.

Denn nicht lebte Horaz als deutscher Magister in Hamburg,

Aber in Cäsars Rom, als er der Erde gebot.

Such', o moderner Poet, durch Geist zu ergänzen des Stoffs Fehl,  
Durch vielseitigen Stil decke die Mängel der Zeit.

Die Mängel dieses Gedichtes verkennt der Vf. auch nicht, denn er bemerkt dazu: „Aber bei Klopstock ist auch sehr viel, was Horaz fehlte! Religion, Naturbetrachtung, Liebe, Vaterland, Unsterblichkeit. Von diesem Stoffe spricht der antik gebildete Platen nicht“, und sein Gedicht hätte, wie wir hinzusetzen, bei diesen Mängeln also nicht zur Grundlage eines Themas gemacht werden sollen. Uebrigens ist die Anmerkung nicht durchweg richtig, denn hat Horaz in seinen Oden nicht auch Liebe und Vaterland, ja sogar, wenn man unter Religion nicht einen Dogmencomplex sondern Sittlichkeit versteht, auch Religion gefeiert?

Aus Lessing und seinen Werken sind 56 Themen genommen. Zu umfassend und zu wenig abgerundet sind N. 190: Lessing. Leben. Charakter. — Uebersicht seiner Schriften [Gervinus, treffliche Charakteristik (Litteraturgeschichte. Bd. V) mögen gereifere Schüler lesen und wiederzugeben versuchen, so wie sie auch die tiefe Beurtheilung Lessings bei Treitschke, histor. Aufs. 637—655 wohl fassen werden.] 191. Uebersicht der Schriften Lessings nach ihrem Inhalte geordnet, zugleich nach der Zeitfolge ihrer Abfassung. 238. Lessings Briefe antiquarischen Inhalts, ihrem wesentlichen Inhalt nach. 242: Lessings Fragmente. (Faust. Henzi. Weiberrhasser u. s. w.)! 243. Antigoeze nach seinem wesentlichen Inhalt, mit Angabe des Plans in den einzelnen Stücken. 244. Lessing und seine Freunde, vorzüglich nach seinem Briefwechsel. — Von zu geringem Inhalt sind N. 214 „Erklärung einer



schwierigen Stelle in Lessings Emilia Galotti; vierter Aufzug, dritter Auftritt. [Die Stelle lautet: „Gleichgiltigkeit an Stelle der Liebe?“ u. s. w. Der Ausdruck ist spitzfindig aber logisch richtig, ganz im Charakter der Orsina. Sie möchte sich gern überreden, dass gleichgiltig der Prinz gegen sie nicht sein kann. — Nicht hinlänglich Stoff zu einem größeren Aufsätze], schwerlich auch zu einem kleineren. N. 216. Die Maler in Lessings Emilia Galotti und in Schillers Fiesco, verglichen. — Für Schüler nicht geeignet sind N. 228: Raps in Lessings „Schatz“ und der Sykophant in „Plautus Trinummus. N. 240. Lessings Erziehung des Menschenschlechts. Werke Bd. 5. Besonders wichtig § 91 und die folgenden.“ (Letztere Bemerkung trifft nicht zu.) — Gut, aber zum Theil für den Durchschnitt der Schüler etwas zu schwer sind 192: Verdienste Lessings für die deutsche Litteratur, oder: was hat Lessing für die deutsche Litteratur gethan? [Sehr treffend Herder: „Was ein Jüngling aus und von Lessing zu lernen habe?“ W. 13. S. 81—91. Desselben „Galerie großer und guter Männer“. W. 15. S. 137—165. Die Fülle der Gedanken Herders verlangt nur Sichtung und Anordnung für die Schüler.] 194: Welchen Weg schlägt Lessing ein in der Kritik der Rodogane, Corneilles und sonst, um das Ansehen der französischen Tragödie zu stürzen? 195. Die drei Einheiten der Tragödie nach Lessings Darstellung in der Hamburgischen Dramaturgie. 202. Welche verschiedenen Richtungen hat Lessing durch die christlichen Personen in Nathan veranschaulicht? 207. Die Geschichte der Virginia bei Livius III, 44 verglichen mit Lessings Emilia Galotti; [oder besser gestellt:] Wie weit hat Lessing den Stoff zu Emilia Galotti aus Livius entnommen? in wiefern hat er ihn verändert? und warum? (Weshalb unterdrückt denn der Vf. nicht die schlechtere Fassung?) 208. In wiefern ist Emilia Galotti ein tragischer Charakter? [Zu bearbeiten, entweder indem die Forderungen an tragische Charaktere zuerst aus Lessing entwickelt und dann ihre Erfüllung an diesem Charakter gezeigt wird; oder indem der Charakter überhaupt dargestellt und nachgewiesen wird, wie er Mitleid, Furcht, Rührung (?) zu erwecken geeignet ist.] 222. Das Soldatenleben. Nach Lessings Minna v. Barnhelm. 223. Die verschiedenen Auffassungen der Ehre bei den Personen in Lessings Minna von Barnhelm. 224. In wiefern kann Lessings Minna von Barnhelm ein preussisches Stück genannt werden? (Hier hätte die darauf bezügliche Stelle aus Wahrheit und Dichtung citirt werden sollen.) 229. Die Fabeln Lessings in Bezug auf die in seiner Abhandlung über die Fabel entwickelten Kunstansichten. 234. Das Gedicht Sadolets über die Natur des Laokoon (Abschnitt VI, S. 191) übersetzt, beurtheilt, verglichen mit Virgil. Ob N. 245: „Lessing und Luther nach Charakter und Wirksamkeit verglichen“, geeignet und nicht zu schwer ist?

Mit Uebergang Herders und Geringerer wenden wir uns sofort zu Goethe, welcher zu 121 Themen die Vorwürfe geliefert

hat, an Umfang und Werth freilich sehr verschieden. Für nicht geeignet halte ich Themen biographischen Inhalts wie N. 296 Goethes Leben. Uebersicht [Lewes]. In Perioden zu theilen und Beschreibungen seiner verschiedenen Reisen, ferner die Themen über den Werther (367) und Wilhelm Meisters Lehrjahre (395). Nicht besser ist 364: Wie etwa hat man sich den weitem Verlauf der Handlung in Goethes Trilogie „die natürliche Tochter“ zu denken? Für den Schüler schwierig auszuführen ist 311 die Lebensgeschichte des Ritters Gottfried von Berlichingen — verglichen mit Goethes Darstellung in dem Drama, und 350 Goethes Iphigenie verglichen mit Euripides' Drama gleiches Namens. Gar kein Thema ist 313: Was meint Lessing, wenn er mit Bezug auf Goethes Götz sagt: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt, und das Ding für Drama ausschreit?“ Hierzu bemerkt der Vf.: „Wo? Vgl. Kobersteins Litteraturgeschichte II. S. 1441. Anm.“ Wer etwa glaubt, dass bei Koberstein jene betreffende Stelle aus Lessing oder ihr Fundort erwähnt ist, irrt sich und Ref. ist rein zufällig im Stande, dem Leser mitzuthemen, dass jene Worte als ein besonderes Fragment aus dem litterarischen Nachlass im 11. Bande der Lachmannschen Ausgabe S. 748 abgedruckt sind. Fühlt sich aber ein Vf. nicht verpflichtet, solche entlegene Sachen genau zu citiren, so sollte er wenigstens nicht durch beigefügte Scheincitate seine Leser an der Nase herumführen.

Zu schwer sind folgende Themata: 309. Welchen Einfluss hat Goethe (nachweisbar) auf Schiller getht? und umgekehrt. 361. Das Griechische und das Ungriechische in Goethes Iphigenie. 374. Plan und Inhalt des W. von Humboldtschen Werkes über Goethes Hermann und Dorothea. [Wird für die meisten Schüler zu weitläufige Theorie enthalten.] 383. In welchen Werken und wie behandelt Goethe [Schiller?] deutsche Stoffe? 414. Die Balladen Goethes verglichen nach Inhalt und Form mit den Balladen Schillers. Was soll man endlich sagen, wenn dem Schüler in N. 298 zugemuthet wird, einen „Versuch einer Charakteristik Goethes in seinen Dichtwerken“ zu liefern, wozu die weise Bemerkung gemacht wird: „Wie solche Charakterbilder darzustellen sind, lehrt Goethe selbst vielfach in seiner ‘Geschichte der Farbenlehre’, mit Nutzen wird der Schüler lesen z. B. Roger Bacon“ u. s. w.

Gegenüber der vom Schüler nicht zu bewältigenden Masse des Stoffs, welche in diesen Themen hervortritt, sind von zu dürftigem Inhalt N. 356: Das Parzenlied in Goethes Iphigenie. Inhalt. Erklärung. Zusammenhang. 379. Die Neugierde nach der Rede des Pfarrers in Goethes Hermann und Dorothea.

Für mehr oder weniger passend halte ich dagegen folgende Themen: 294. Welche Umstände begünstigten die frühzeitige Entwicklung Goethes? 295. Was wirkte bildend ein auf Goethe, a) in Frankfurt, b) in Leipzig, c) in Straßburg? 303. Goethes Jugend-

zeit und die Schillers. Parallele. 314. Die Zustände im deutschen Reiche in Goethes Götz von Berlichingen. 315. Wie fasst Götz von Berlichingen sein Verhältnis zu Kaiser und Reich auf? 328. Goethes Egmont nach seiner Entstehung und Schillers Bearbeitung. 329. Was läßt sich gegen Schillers Beurtheilung Egmonts zu Gunsten des Stückes sagen? 334. Die Volksscenen in Goethes Egmont; ihr Zweck und ihre Bedeutung im Drama. 338. Worin liegen die Gründe der Spannung und des Streits zwischen Antonio und Tasso in Goethes Drama? 340. Worin fehlt Antonio gegen Tasso? wodurch macht er seinen Fehler wieder gut? 341. Welches sind die Quellen des Unglücks Tassos im Drama? 342. Die verschiedenen Auffassungen des Zweckes und der Aufgabe des Lebens bei den verschiedenen Personen in Goethes Tasso. 355. Zu welchen Zwecken hat Goethe die Rolle des Arkas in 'Iphigenie' eingeschoben? Wie greift dieselbe wesentlich in die Handlung ein? 375. Durch welche dichterische Mittel erhebt Goethe in Hermann und Dorothea die Dichtung weit über den Horizont der kleinen Stadt? Von den einzelne lyrische Gedichte betreffenden Themen können wir vollständig nur 405: „Goethes 'Zueignung'. Grundgedanken. Gedankengang.“ billigen.

Schiller ist mit 180 Themen bedacht, welche denselben allgemeinen Anblick gewähren, wie die im Vorhergehenden behandelten: eine Anzahl brauchbarer und vielleicht auch origineller Aufgaben neben einer großen Menge flüchtig hingeworfener Einfälle und einigen ganz unbrauchbaren Themen.

Ganz denselben Charakter trägt auch der 2. Theil, welcher in N. 1073—1690 die Themen aus der Geschichte, sowie der 3. Theil, welcher von N. 1691—3000 die Themen aus der Philosophie enthält. In letzterem ist eine Masse von Sentenzen aus Schriftstellern der verschiedensten Völker und Zeiten aufgehäuft, unter welchen die meisten Leser wohl hier und da eine ihnen unbekannt Nummer finden werden, ob sie damit jedoch ein Aufsatzthema gefunden haben ist fraglich, und sie werden dies selbst erst untersuchen müssen, indem der Vf. hier zwar häufiger Andeutungen über die Behandlungsart des Themas gegeben hat, keineswegs aber in wünschenswerther Schärfe und Ausdehnung.

Wir bedauern daher sagen zu müssen, dass das Buch nach unserer Ansicht seinen Zweck nur in geringem Mafse erfüllen wird und glauben den Grund hierfür darin suchen zu müssen, dass der Vf. seine im Laufe einer langen Amtsthätigkeit entstandenen und ihm lieb gewordenen Collectaneen ohne strenge Sichtung veröffentlicht hat, indem er die Fülle des Stoffes höher stellte als dessen wirklichen Werth. Mag nun auch von dem Vielen, was er bringt, manchem etwas Neues und Brauchbares gebracht sein, so würde der Vf. thatsächlich den betreffenden Collegen einen größeren Dienst geleistet haben, wenn er sein Buch auf die Hälfte des Umfanges reducirt und nur genau durchdachte und disponirte Themen

aufgenommen hätte, eingedenk des alten guten Spruches *ὄσφ  
πλέον ἡμῖσι παντός.*

Berlin.

Eichholtz.

---

Pütz, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung. Achte umgearbeitete Auflage. Freiburg i. Br. 1873.

Pütz, Leitfaden bei dem Unterricht in der vergleichenden Erdbeschreibung. Dreizehnte verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. 1872.

Nächst den geographischen Lehrbüchern von Daniel erhalten sich die von Pütz ihre wohlverdiente Verbreitung. Seit seinem ersten Erscheinen hat das erstgenannte grössere „Lehrbuch“ in dieser Zeitschrift gerechte Anerkennung gefunden; erst im Jahrgang 1871 (S. 254 – 264) ist die vorige (7.) Auflage desselben auch von allgemeinerem Gesichtspunct ausführlich besprochen worden. Der „Leitfaden“ schließt sich dem Lehrbuch genau an, unterscheidet sich aber von ihm in der beschränkteren Auswahl des Stoffs gemäß seiner Bestimmung für die unteren und mittleren Classen.

Die „Erste Lehrstufe“ des Leitfadens bringt für den Sexta-unterricht die nothwendigsten Erläuterungen aus der mathematischen und physicalischen Erdkunde, sowie eine Uebersicht der Hauptmeere und der Erdtheile „im allgemeinen“. Die Bemessung dieses Lehrstoffs für den ersten, also ganz elementaren Unterricht auf den Raum von nur 28 Seiten mäßigen Formats ist gewiss zu billigen; fraglicher erscheint es, ob die Ausschließung aller und jeder Bemerkungen über die Bewohner der Erde methodisch zu rechtfertigen ist. Sollte es wirklich möglich sein, den Anfänger Liebe zur Erdkunde einzulösen, wenn sie in ihr nichts sehen als eine Kunde von unbelebten Ländern in ihren Umrissen und Erhebungsformen — wie man etwa auch eine ebenso interessante Schilderung der uns zugekehrten Hälfte der Mondoberfläche geben könnte — und ausserdem nur noch von Meeren und Flüssen? Geistige Reife gehört dazu, für solche abstracte Dinge Interesse zu gewinnen; der Anfänger soll allerdings die in derartigen Darstellungen liegenden topischen Elemente kennen lernen, wird sich aber dafür erst gern gewinnen lassen, wenn er auch von den Menschen etwas hört, die auf den Bergen und in den Ebenen wohnen, die an die Flüsse ihre Städte gebaut haben und über die Meere hin den Reichthum und die Armuth der Erdtheile ausgleichen. Darum würde es wohl vortheilhaft sein, wenn an Stelle der oft ziemlich detaillirten Vermerke über Gebirgshöhen und Stromlängen in recht sparsamer und zweckmäßiger Auswahl einiges von Völkern, Staaten und Städten schon in dieser ersten Lehrstufe zu finden wäre.

Um so mehr spricht die „Zweite Lehrstufe“ an, die den weit größeren Theil des Leitfadens (S. 29—175) bildet und auf eine erste und zweite (mit Erweiterung wiederholende) Durchnahme des gesammten geographischen Lehrstoffs im gewöhnlichen schulfähigen Umfang berechnet ist. Die Ausdrucksweise empfiehlt sich hier wie im ersten Theil durch die dem Verfasser überhaupt nachzurühmende Einfachheit und Verständlichkeit, dem blofs Natürlichen ist aber das, was menschlicher Stiftung auf Erden ist, harmonisch beigefügt.

Da inhaltlich auch dieser Haupttheil des Leitfadens sich wie ein Auszug zum Lehrbuch verhält, so haben wir nur noch in Bezug auf zwei methodische Einzelheiten ein paar Worte zu sagen. Erstens dürfte es sehr zur besseren Einprägung der Zahlenwerthe dienen, wenn sie mehr, als bereits in der vorliegenden Auflage geschehen, abgerundet würden, etwa nach der in den neueren Ausgaben der Danielschen Bücher angenommenen Weise; als erfahrener Schulmann wird der Verfasser doch wohl selbst nicht verlangen, dass der Sextaner die Höhe des Sorata und Illimani nach S. 23 auf 23,281 und 22,845' sich merken soll, zumal jede neuere, schärfere Messung die Zehner- oder mindestens die Einerwerthe berichtigend ändern wird, — wozu dann aber der Abdruck der complicirten Zahlen sogar in die erste Lehrstufe? Hier genügen ohne Zweifel ganz approximative Werthe, etwa auf 1000' zugrundet, um die höchsten Spitzen von Europa und Amerika mit dem höchsten uns bekannten Berg Asiens und somit der ganzen Erde vergleichen zu können (die Nichterwähnung von Montblanc und Gaurisankar fällt gegenüber der auf der nämlichen Stufe den Cordilleren gewidmeten Ausführlichkeit auf). Vollends bei den Einwohnerzahlen, die einer so ununterbrochenen Veränderung unterliegen, genügt (bis auf die kleineren Städte) eine bis auf die zehntausende ausgedehnte Genauigkeit für die Schule vollkommen. Zweitens aber möchte es vielen Lehrern, welche die nächsten Auflagen dieses Leitfadens benutzen werden, erwünscht sein neben der unzweifelhaft erforderlichen Angabe der Höhen in Metermafs noch die im Fufsmafs begedruckt zu finden.

Das Lehrbuch giebt bereits in der vorliegenden neuen Auflage sämtliche Höhen ausschliesslich in Metern. Ausser dieser zeitgemäfsen Aenderung, die nur eben dem gegenwärtigen Uebergangsstadium nicht Rechnung trägt, sind an verschiedenen Stellen auch materielle Besserungen wohl bemerklich, wie denn selbstverständlich die aus dem letzten Krieg hervorgegangenen politischen Umwälzungen gebührend berücksichtigt erscheinen. Nur will uns mit derartigen Einzelheiten die Bezeichnung dieser Auflage als einer „umgearbeiteten“ nicht recht motivirt erscheinen. Trotz genauer Vergleichung dieser mit der vorigen Auflage ist uns nämlich von tiefer greifenden, umfassenderen Umgestaltungen des Buches nichts auffindbar gewesen.

Die bei der oben genannten früheren Besprechung gemachten Ausstellungen hat der Verfasser fast durchweg in dem Sinne benutzt, in dem sie gemeint waren: als Besserungsbeiträge für die neue, nunmehr erschienene Ausgabe.

Hierbei hat sich eine unangenehme Dissonanz an einer Stelle ergeben, die wir suchen müssen wo möglich für die Zukunft zu beseitigen, zumal sie auch in anderen Lehrbüchern häufig genug vorkommt. Eigentlich ohne Noth pflegt man bei der Einleitung in die Lehre vom Gebirgsbau der europäischen Alpen diese nach der Höhe in Vor-, Mittel- und Hochalpen einzutheilen. Eine scheinbare Benutzung dieser Eintheilung folgt gewöhnlich gleich darauf, jedoch der Schein trügt hier gewaltig. Voralpen, sagt Pütz S. 189, erreichen höchstens 1500 Meter Höhe und „finden sich fast ausschließlich auf der Nordseite“ des Gebirges; auf S. 197 ist aber bei der Darstellung der Ostalpen nach unseren Eintheilungsvorschlägen gesagt, der ganze Zug der östlichen Centralalpen sei im Süden wie im Norden von einer „Kette der Voralpen“ begleitet, und eine Menge von Gipfeln der einen wie anderen Kette überstiege 3000 Meter. Der Widerspruch hebt sich leicht: nicht Voralpen in jenem hypsometrischen Begriff, sondern seitliche Nebenkette der krystallinen Centralmasse waren gemeint, die der letzteren an Gipfelhöhe nicht viel nachgeben; man setze also statt Voralpen Kalkalpen und füge etwa zu besserer Hervorhebung des Gegensatzes zum Wort Centralkette das Attribut krystallinisch hinzu. Die Molassehügel Oberbayerns und Oberösterreichs am Nordfuss der Alpen kann man allein Voralpen in jenem Sinn nennen, nicht aber die Salzburger Alpen mit dem Watzmann oder die karnischen mit dem Terglou. Ferner hat der Verfasser nicht bedacht, dass unsere Eintheilung der Ostalpen diese nicht bis zum Brennerpass, sondern nur bis zur Dreiherrnspitze westwärts ausdehnte; nun, wo diese neue Gruppierung auf die alte Umgrenzung des Ostalpendrittels angewendet ist, fehlen die Tridentiner Alpen gänzlich, und, während die Tauernkette nur „in Steiermark und Kärnthen“ liegen soll, beginnen die hohen Tauern, bereits in Tirol am Brenner.

Warum nicht statt „Centralalpen“ (im Sinn der transversalen Theilung des Alpengebirges) lieber „Mittelalpen“ gesetzt ist, um jenen Namen lediglich für die Centralmasse der Mittel- wie der Ostalpen zu verwenden, sieht man nicht ein, da doch auch Oberst v. Sonklar, der bedeutendste Forscher auf diesem Gebiete geologisch-oro-graphischer Systematik der Alpen, jene, sprachlich allerdings nicht angezeigte, aber zur Vermeidung von Doppelsinnigkeit praktische Unterscheidung anwendet.

Immer noch findet sich (S. 384) der Ameisenbär in Australien einlogirt; in der zoologischen Stunde lernt aber der Schüler, dass dieses seltsame Thier nur in Südamerika lebt und auch natürlich kein Stachelkleid hat. Wir wiederholen, dass hier eine Verwechs-

lung mit dem Ameisenigel vorliegt. Desgleichen ist nothwendig auf S. 363 das Kupfer aus der Reihe der „edlen Metalle“ zu streichen.

Wenn als äußerste Grenze des europäischen Weinbaus auf S. 138 der 51. Breitengrad angegeben wird, „bis zu dem fast“ der Gürtel der Rebencultur reicht, so liegt hierin nicht sowohl eine kleine sachliche Ungenauigkeit (die nördlichsten Weinlagen befinden sich in Deutschland unter dem 52. Breitengrad), als eine Lässigkeit im Ausdruck, die überhaupt auf den Schulen sehr allgemein den Irrthum verbreitet, dass Meridiane und Parallelkreise nicht die Grenzen der Grade, sondern diese selbst seien. Warum muss man es noch Secundanern klar machen, dass Berlin unter  $52\frac{1}{2}$  Grad n. Br. eben nicht unter dem 52., sondern unter dem 53. Breitengrad gelegen sei? Einfach deshalb, weil in Sexta gelernt ist, die Linien in nord-südlicher Richtung auf der Karte seien die Meridiane, die in west-östlicher die Parallelkreise. Der Johannisberger und alle Rheinweine, die auf den Schieferfelsen abwärts von Bingen wachsen, sind feurig redende Zeugen, dass die Rebe bei uns noch unter der Sonne des 51. Breitengrades bestens gedeiht; die Grenze, welche der zur Kelterung gezogene Weinstock „fast“ erreicht (oder richtiger hie und da ein wenig noch überschreitet), ist vielmehr der 51. Parallelkreis d. h. der Südrand des 52. Breitengrades.

Hinsichtlich der ethnographischen Angaben wäre (zu S. 141) zu bemerken, dass es durchaus nicht mehr fraglich ist, ob Esthen und Lappen mit den Finnen zusammen zu einer und derselben (finnischen) Völkergruppe gehören; dass dagegen gewichtige Zweifel zu erheben sind in Betreff der hier ganz zuversichtlich behaupteten mongolischen Abkunft des magyarischen Völkerzweiges (soll heißen Volkes). Was hierbei als sicher, wird gleich danach (bei den osmanischen Türken) als wenigstens wahrscheinlich angenommen, dass nämlich von der (hier ebenfalls dem mongolischen Sprachstamme angehörigen) Sprache auf die Abstammung eines Volkes der Rückschluss erlaubt sei. Wir dürfen aber unseren Schülern doch nicht diese bedenkliche Logik vorhalten, als sei im Fall einer Nichtcongruenz von physischer Natur und Sprache einer Nation wohl auf eine Modelung des Volkstypus, z. B. bei den Osmanen, „durch Vermischung mit den neben und zwischen ihnen wohnenden Nationen“, durchaus aber nicht auf Annahme einer den Vorfahren ursprünglich fremden Sprache zu schliessen. Werden die Schüler nicht das Beispiel der nach England mit nordfranzösischer Sprache herübergekommenen Normannen als Gegenbeweis citiren können? Da hat ihnen der Geschichtslehrer doch gewiss nicht gelehrt, die Normannen seien ursprüngliche Romanen, der englische Adel habe das südländisch runde Gesicht und den brünetten Krauskopf erst durch Vermischung mit den Angelsachsen in das bekannte Langgesicht und die blonde Schlichthaarigkeit des modernen Lord verwandelt!

Ohne auf irgend einer, selbst oberen Classenstufe der den Schüler passiv lassenden Predigt irgend welcher hypothetischen Theorien das Wort reden zu wollen, dürfen wir es ohne Zweifel wünschenswerth nennen, dass solche ethnographischen Probleme, wenn der Unterricht auf sie führt, entweder kurzweg als vorläufig noch ungelöst bezeichnet oder wenigstens nicht durch scheinbare Erklärung ihrer interessant problematischen Natur entkleidet werden. Anregung der Schüler zu eigenen Studien in späteren Zeiten würde dadurch statt bewirkt verhindert. Steinthal hörte von A. v. Humboldt gesprächsweise die Aeußerung: wohl unsere osmanischen Türken im Abendland sähen sehr kaukasisch aus, je weiter man aber in den asiatischen Osten vordringe, je mongolischer würden zum Idiom auch die Gesichtszüge der türkischen Völkerschaften; daraus schöpft natürlich der Linguist leicht die Hoffnung, die Sprache kennzeichne auch hier die Abkunft, nur die körperliche Seite des Volks sei entartet. Wir kennen aber jetzt sehr fern östliche Turko-Tataren ganz genau: die Unterthanen des neuen muhamedanischen Fürsten im früher chinesischen Hochasien, in Ost-Turkestan; und eben diese vereinigen mit durchaus kaukasischem Aeußeren durchaus mongolische Sprache. Und wurden denn die spanisch lernenden Indianer Landsleute Calderons, oder werden die innerafrikanischen Stämme, die mit dem Islam die Sprache des Koran annehmen, dadurch Araber?

Nur noch an einer Stelle (S. 106) ist uns bei Pütz eine nicht ganz mit dem gegenwärtigen Forschungsstandpunkt zu vereinbarende ethnographische Angabe aufgefallen. Die Berbern oder Libyer, heißt es da, seien „semitischer Abstammung“; das kann man heut zu Tage ebenso wenig noch behaupten als z. B. die Abstammung der Germanen von den Indern: die vergleichende Sprachwissenschaft hat uns in den nordafrikanischen Völkern kaukasischer Race, von den Aegyptern bis zu den Kabylen, eine selbständige Gruppe unter sich sprachverwandter Völker kennen gelehrt, die nicht in Descendenz von der semitischen Völkergruppe gedacht werden darf, sondern mit dieser im ferneren Grad von einem gemeinsamen Urstamm abzuleiten ist. Dass „die Abessinier von einigen für einen Rest der unter Psammetich ausgewanderten ägyptischen Kriegerkaste gehalten“ würden (S. 113), bedurfte als abgethane Hypothese keiner Erwähnung.

Sonst ist auch diesmal anzuerkennen, dass Pütz sein Lehrbuch auf der Höhe der Wissenschaft zu halten sichtlich bemüht gewesen ist. Bei der Schilderung des Vordringens der Russen in Innerasien (S. 99) begegnet nur als Anachronismus die schon begonnene russische Occupation des Chanats Chiwa und die noch ungebrochene Freiheit der Turkomanen. S. 237 ist bis auf weiteres die Napoleonstatue auf der Vendômesäule stehen geblieben.

Bei Vergleichung von Leitfaden und Lehrbuch fällt auf, dass die Theilung der europäischen Tiefebene durch die Weichsel in



eine sarmatische oder östliche und eine „nordeuropäische“ (Leitf. S. 19) kein Druckfehler ist; denn S. 134 des Lehrbuchs sieht man, dass die letztere darum nicht die norddeutsche heißen soll, weil sie diesen Namen nur bis zur Schelde verdienen, dann (bis zu den Pyrenäen) die französische zu nennen sei. Aber wodurch verdient eine westlich von der osteuropäischen gelegene Niederung eine nordeuropäische genannt zu werden, wo doch kein Mensch Berlin, Paris oder gar Bordeaux als nordeuropäische Städte anspricht? Den (nutzlos gelehrt geformten) Namen der „germanisch-sarmatischen“ Ebene behält man gern bei, nur lautet er besser „deutsch-slavische“; und sucht man einen Gegensatz des westlicheren Theils derselben zum östlichen, so bietet sich die Bezeichnung eines deutsch-französischen Ausläufers von selbst. Ferner erscheint bei solcher Vergleichung die Angabe über die Bevölkerung New-Yorks ungenau: im Lehrbuch hat die Stadt nur 922,000 Einw. und das gegenüberliegende Brooklyn 396,000 (S. 364), im Leitfaden hat New-York, von Brooklyn ganz getrennt, schon 1 Million (S. 166); die Wahrheit ist, dass New-York schon längere Zeit die Million erfüllt hat, wenn man Brooklyn als seine zugehörige Vorstadt betrachtet, dass außerdem aber New-York 944,000 Einwohner zählt.

Die geographischen Namen sind in beiden Büchern mit gesteigerter Genauigkeit geschrieben. Gut wäre freilich, die Aussprache durchgehender den oft wider alles Vermuthen ausgesprochenen Fremdnamen hinzuzufügen. Der Westfale weiß freilich, dass es kein Kösfeld oder Söst gibt, dem Oberdeutschen indessen muss es erst gesagt werden, dass die Namen Kösfeld und Söst heißen, dass in Südafrika keine holländischen Börs sondern Boers (bürs) wohnen. Prosodische Längen- und Kürzezeichen scheinen dabei weniger praktisch als Accente. Jeder Lehrer erfährt, dass der Schüler das hier (Lehrb. S. 70) stehende Pëndjab Pëndjab ausspricht, statt wie beabsichtigt Pendscháb. Während man bei Himálaya jetzt überall die richtige Accentuirung findet, steht beim Namen des Onega-Sees auch hier der falsche Accent (Onéga statt Onega), beim Name Ládoga im Leitfaden keiner; das Lehrbuch schreibt überall Nowaja Semla, der Leitfaden nach der russischen Schreibweise richtig Nowaja Semlja (zu sprechen nówaja semljá). Schliesslich sei noch das zaghafte Fragezeichen hinter der Uebersetzung von Dalekarlen als „Thalkerle“ (S. 324) ausgemerzt, denn das schwedische Karl ist ganz unser Kerl, nur ohne jeden Beigeschmack der Herabsetzung, also synonym mit Mann. Diese Thalmänner bewohnen allerdings nicht das von den Deutschen erfundene Dalekarlen („Thalmännerei“) sondern einfach „die Thäler“ (dalarne).

Berlin.

A. Kirchhoff.

W. Adam, Königl. Seminarlehrer zu Kyritz: Neue Methode für den Rechenunterricht in der Elementarschule des Deutschen Reichs. Auf Grund des neuen Münz-, Mafs- und Gewichtssystems bearbeitet. gr. 8. (127 S.) Potsdam 1872. A. Stein.

Dieselben Gründe, die für mich mafsgebend waren, die „Anweisung zum Unterricht im Rechnen“ in dieser Zeitschrift zu besprechen, veranlassen mich auch diese Schrift einer näheren Betrachtung an dieser Stelle zu unterziehen. Wenn das decimale Mafs- und Gewichtssystem nicht im Stande war, den Rechenunterricht in andere Bahnen zu lenken, so wird dies der Mark mit ihrer centesimalen Eintheilung wohl eher gelingen und man scheint jetzt wenigstens auf den Gedanken zu kommen, dass der Rechenunterricht diejenigen Theile seines Pensums aufgeben mufs, welche eine Folge von 10 verschiedenen Währungszahlen waren und statt dessen seine ganze Aufmerksamkeit der decimalen Zahl zuzuwenden hat. Ich habe an dieser Stelle es oft bei der Besprechung von Rechenbüchern aussprechen müssen, dass das decimale Mafs- und Gewichtssystem bei dem Unterrichte in keiner Weise so behandelt wird, wie es seinem Wesen nach geschehen muss und dass nur die Zahlen, mit denen zu rechnen ist, nicht aber die Art des Rechnens verändert worden sei. Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift giebt uns jetzt eine „neue Methode für den Rechenunterricht in der Elementarschule des Deutschen Reiches“; dass diese neue Methode in einer gröfseren Heranziehung des Rechnens mit decimalen Zahlen besteht, constatire ich zunächst mit grofser Freude und lebhafter Genugthuung. Wenn ich auch nicht annehmen kann, dass dem Hrn. Verf. das bekannt geworden ist, was ich an diesem und an anderen Orten für die Nothwendigkeit, dem Rechenunterrichte die Einführung der decimalen Währungszahlen wirklich zu Gute kommen zu lassen, gesagt habe, so werden doch wenigstens die Leser dieser Zeitschrift wissen, dass ich immer und immer wieder dieser Nothwendigkeit das Wort geredet habe.

In der Einleitung spricht sich der Hr. Verf. zunächst lebhaft dafür aus, dass der Rechenunterricht in der Elementarschule das Rechnen mit Decimalbrüchen in sich aufnehmen muss. Er hält diese Rechnung für einfach genug, dass sie die Schütler in den Elementarschulen in Stadt und Land leicht bewältigen können. Hierin dürfte der Hr. Verf. wohl so leicht nicht auf irgend einen Widerspruch stofsen, denn das Rechnen mit sogenannten Decimalbrüchen ist ja nichts anderes als ein Rechnen mit decimalen Zahlen, wie es in jeder Elementarschule bisher gelehrt worden ist. Mit Recht sagt der Hr. Verf.: „Die Decimalbrüche beruhen auf der fortgesetzten Theilung des Einers, resp. der Einer durch die Zahl 10, so dass von den Einern abwärts der Reihe nach Zehntel, Hundertstel, Tausendstel, Zehntausendstel u. s. w. entstehen, gleichwie von den Einern aufwärts — durch Multiplication mit der

Zahl 10 — Zehner, Hunderte, Tausende, Zehntausende aufeinander folgen. Mithin ist eine gründliche Durcharbeitung des dekadischen Zahlensystems, oder das Numeriren von der Null (?) zur Linken und zur Rechten vollkommen hinreichend, um die Kinder der Elementarschule in das Wesen und die schriftliche Bezeichnung der Decimalbrüche einzuführen.“ Diesem Ausspruche giebt der Hr. Verf. in der Darlegung seiner Methode leider nicht die gehörige Folge. Ich vermisste zunächst eine richtige, dem Schüler leicht fassliche Verbindung der dekadischen und decimalen Einheiten\*. So sagt der Hr. Verf. schon auf S. 35 und dann ferner auf S. 52, 63 u. s. w.: „die Stelle der Einer heißt die erste Stelle, die Stelle der Zehner heißt die zweite Stelle, die Einer stehen in der ersten Stelle, die Zehner in der zweiten Stelle u. s. w.“ Das ist falsch, denn die Einer stehen gleichsam in der nullten Stelle, da sie in derjenigen Stelle stehen, von welcher man nach links und rechts zählt, ebenso wie z. B. der Aequator der nullte Breitenkreis ist. Die Zehner stehen in der ersten Stelle links von den Einern, sie bilden die erste höhere Ordnung. Daher kommt es denn, dass die Stellen, nicht von den Einern aus, sondern vom Komma aus gezählt werden. In Uebereinstimmung damit sagt denn auch der Hr. Verf. auf S. 64: „Die Stellen der Decimaltheile, Decimalstellen genannt, werden vom Komma aus, nach rechts fortschreitend, gezählt.“ So unwesentlich wie dies auch erscheinen mag, so trägt es doch außerordentlich zu einem leichten Verständnis von Seiten des Schülers bei. Der Hr. Verf. wird uns wohl zugeben, dass die Einer zu den Zehnern in demselben Verhältnis stehen, wie die Zehntel zu den Einern, das sieht aber nicht so aus, wenn er erklärt: „die Zehner stehen in der zweiten Stelle nach links, die Zehntel in der ersten Stelle nach rechts“. Bezeichnet man die Einer dadurch, dass man sie durch zwei Kommas einschließt, oder dass man unter sie, wie es Mauritius in der sehr beachtenswerthen Schrift „Decimales Rechnen“ thut, einen kleinen Haken setzt, so ist jener falschen Meinung kein Raum mehr gegeben, und es empfiehlt sich in der That, im Anfange diese Bezeichnung zu wählen. S. 65 sagt der Hr. Verf.: „Der Nenner eines Decimalbruchs enthält stets eine Ziffer mehr, als der zugehörige Zähler;“ diese Regel ist abgesehen davon, dass sie recht ungenau und undeutlich ist, weil doch in keinem Falle die vor den geltenden Ziffern des Zählers stehenden Nullen zu den Ziffern des Zählers hinzuzurechnen sind, auch ganz unpraktisch; es empfiehlt sich vielmehr, die Anzahl der Nullen der Benennung mit der Stellenzahl in Beziehung zu bringen z. B. die Millionstel stehen in der sechsten Stelle rechts von den Einern. ihr Nenner ist also eine Eins mit sechs darauf folgenden Nullen. — Der Hr. Verf. sagt ausdrücklich in der Einleitung, dass die Ein-

\*) Ich nenne die links von den Einern stehenden Einheiten dekadische, die rechts von jenen stehenden Einheiten decimale Einheiten.

theilung der neuen Münzen, Mafse und Gewichte dem Grundgesetz des dekadischen Zahlensystems folgen. Warum zieht er aber bei der Darlegung seiner neuen Methode so wenig Vortheil aus diesem Umstande? Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass ein Knabe, der im Stande ist anzugeben, dass 9 Hunderte 3 Zehner 6 Einer (936) neunhundertsechunddreisig Einer sind, ebenso gut ohne jede Rechnung angeben kann, dass 9 m. 36 cm. = 936 cm. sind. Wird dies zugegeben, so wird man mir auch zugeben müssen, dass der Knabe, der bei der Zahl 936 weifs, dass 9 die Hunderte, 3 die Zehner, 6 die Einer sind, auch im Stande ist, zu behalten, dass durch 9,36 m. 9 m. und 36 cm. dargestellt werden. Ueberladet man die Knaben nicht sogleich im Anfang mit Benennungen, die ihnen im gewöhnlichen Leben nicht so häufig entgegenreten, wie Kilometer, Millimeter, Gramme mit seinen Unterabtheilungen u. s. w., so werden Knaben, die den Zahlenkreis bis 1000 bewältigt haben, ganz sicherlich auch im Stande sein, die neuen Münzen, Mafse und Gewichte, so wie oben angegeben, zu schreiben und zu lesen. Ich habe dies stets bei Sextanern, also neunjährigen Knaben, durchgesetzt, und ich darf aus der grofsen Leichtigkeit, mit der diese Knaben sich alsbald ausserordentlich vertraut mit dieser Methode machen, schliesfen, dass sich dasselbe auch ohne grofse Mühe auf der nächst unteren Stufe erreichen liefse. Ist dies aber der Fall, so wird der Knabe mit den auf diese Weise geschriebenen mehrfach benannten Zahlen ebenso leicht und bequem rechnen können, wie mit den ganzen Zahlen, zumal da das Reduciren und Resolviren durchaus verschwindet. Als Hauptvortheil hiervon erseheint mir aber der Umstand, dass alsdann, der Knabe schon mit Decimalbrüchen rechnet, ehe man nur von Decimalbrüchen spricht. Ich begreife schwer, dass der Hr. Verf., der wie seine Schrift zeigt, sich viele Mühe gegeben hat, den Rechenunterricht nicht nur in neue, sondern auch in gute, so leicht wie möglich an das Ziel führende Bahnen zu lenken, nicht bereits von Anfang an von diesem wichtigen Vortheil, den die neuen Systeme gewähren, Gebrauch macht.

Bei der Besprechung der „Anweisung zum Unterricht im Rechnen“ sagte ich bei der Lehre von den Decimalbrüchen, dass sich der Hr. Verf. scheinbar ängstlich an den gemeinen Bruch halte und auch demgemäfs den Decimalbruch als besondere Art des gemeinen Bruches auffasse. In der vorliegenden Schrift ist nun offenbar der Hr. Verf. bemüht gewesen, die Verwandtschaft des Decimalbruches mit der ganzen Zahl hervorzuheben, ohne dass es ihm aber gelungen wäre, den Decimalbruch von dem gemeinen Bruch hinreichend weit zu entfernen. Der Hr. Verf. scheint in der That noch immer von der Ansicht auszugehen, dass die Decimalbrüche den gemeinen Brüchen viel näher stehen als den ganzen decimalen Zahlen. Der Name „Decimalbrüche“ trägt wohl das Seinige zu dieser meiner Ansicht nach unrichtigen Meinung bei,

ich habe es deshalb stets vorgezogen für „Rechnung mit Decimalbrüchen“ „Rechnung mit decimalen Zahlen“ zu sagen, denn der sogenannte Decimalbruch ist in der That nichts anderes als eine Erweiterung der ganzen Zahl, da ja z. B. die Zehntel zu den Einern in demselben Verhältnis stehen, wie die Zehner zu den Hundertern. In der Einleitung sagt der Hr. Verf. hierauf bezüglich: „Zur weitern Veranschaulichung (der Decimalbrüche) dient die Form des gemeinen Bruches, welche — wenigstens anfänglich — neben der eigentlichen Decimalbruchform hergeht. Der Elementarschüler soll aber nicht nur im Lesen und Schreiben der Decimalbrüche bis zur Geläufigkeit geübt werden, sondern er soll auch mit diesem Bruche selbständig operiren lernen. Hierzu bedarf er einiger Kenntnisse aus dem Rechnen mit gemeinen Brüchen, jedoch keineswegs der ganzen Bruchrechnung; denn die Addition, Subtraction und Division der Decimalbrüche kann man mittelst derselben Species in gemeinen, und zwar gleichnamigen Brüchen leicht veranschaulichen, während bei der Multiplication der Decimalbrüche lediglich die bekannte Hauptregel für die Multiplication der gemeinen Brüche zur Anwendung kommt.“ „Es muss behauptet werden, dass die Fortsetzung der Dekadik unterhalb der Einer, als alleinige Grundlage der Decimalbruchrechnung, nicht ausreicht, den Kindern unserer Elementarschulen zu einem vollen, gründlichen Verständnis der Sache zu verhelfen. Die Decimalbrüche, mit denen man freilich wie mit ganzen Zahlen operirt, bleiben immerhin Brüche und bedürfen daher der Erläuterung und Veranschaulichung durch die entsprechenden gemeinen Brüche. Diese Beziehung der beiden Brucharten unter sich aufser Acht lassen, heisst: den Unterricht in der Decimalbruchrechnung mechanisiren, ihn also oberflächlich, nicht aber gründlich ertheilen.“ „Die vorerwähnten Uebungen (in der gemeinen Bruchrechnung) bilden die zweckmäßigste Vorstufe für die Decimalbruchrechnung, welche letztere überdies zur Herleitung, Erläuterung uod Veranschaulichung ihrer Operationen der bei- und nachhelfenden Anwendung der gemeinen Brüche bedarf.“ Um den Hrn. Verf. aus seinen eigenen Worten zu überzeugen, dass die gemeinen Brüche ein durchaus unnützes Mittelglied zwischen der ganzen Zahl und dem Decimalbruche sind, wählen wir als Beispiel seine Erklärung der Division. S. 60 sagt der Hr. Verf.: „Die Division gleichnamiger Brüche ist auf den Begriff des Enthaltenseins gegründet. Wie oft kann man 2 Neuntel von 8 Neunteln wegnehmen? ( $\frac{2}{9}$  sind in  $\frac{8}{9}$  ebenso oft enthalten, als 2 Ganze in 8 Ganzen u. s. w.).“ Das heisst doch meiner Meinung nach nichts anderes, als die Division mit gleichnamigen gemeinen Brüchen aus der Division gleichnamiger ganzer Zahlen herleiten. Um nun aber die Division durch einen Decimalbruch zu erläutern, benutzt der Hr. Verf. die Division gleichnamiger gemeiner Brüche, denn er sagt auf S. 75: „Da der Schüler bereits gelernt hat, die Division gleichnamiger Brüche zu vollziehen, wie

auch Decimalbrüche auf gleich viel Decimalstellen zu bringen, d. h. dieselben gleichnamig zu machen, so ist er für den gegenwärtigen Rechenfall (Division durch einen Decimalbruch) hinlänglich vorbereitet.“ Da ist wohl die Frage erlaubt, ob der Hr. Verf. nicht auch ohne Zuhilfenahme der gleichnamigen gemeinen Brüche, jene Rechnungsart unmittelbar aus der Rechnung mit ganzen Zahlen erklären kann? Dass man selbst die Multiplication der Decimalbrüche ohne „die bekannte Hauptregel für die Multiplication der gemeinen Brüche“ erläutern kann, glaube ich an einem andern Orte\*) gezeigt zu haben. Ich kann also hiernach dem Hrn. Verf. in keiner Weise darin beipflichten, dass er bei der Erläuterung des Rechnens mit Decimalbrüchen die Kenntnis gewisser Theile der Rechnung mit gemeinen Brüchen voraussetzen zu müssen glaubt. Dass die Fortsetzung der Dekadik unterhalb der Einer als alleinige Grundlage der Decimalbruchrechnung nicht ausreicht, den Kindern unserer Elementarschulen zu einem vollen, gründlichen Verständnis der Sache zu verhelfen, will ich gern zugeben, zumal da mir jede Erfahrung über den Unterricht in der Elementarschule fehlt. Warum sollte man sich aber auch bei der Erläuterung der Decimalbrüche durchaus streng an die Fortsetzung der Dekadik halten? Ich bin keineswegs der Ansicht, dass man jede Zuhilfenahme der Theile der Einheit verschmähen muss, ich kann nur nicht zugeben, dass die Rechnung mit decimalen Einheiten immer auf die Rechnung mit gemeinen Brüchen, und seien es auch nur gleichnamige, zurückzuführen ist.

Ueber die Stellung der Rechnung mit decimalen Einheiten im Unterrichtspensum ist der Hr. Verf. zu keinem festen Entschluss gekommen. Da er die gemeinen Brüche fortwährend braucht, so kann er nicht jene Rechnung in directen Anschluss an die Rechnung mit ganzen Zahlen bringen; wiederum will er aber auch nicht die ganze Rechnung mit gemeinen Brüchen vor den Decimalbrüchen nehmen, weil er fürchtet, dass alsdann diese letzteren in der hinsichtlich der Unterrichtszeit knapp bemessenen Elementarschule zu kurz kommen. So hat er sich denn entschlossen, zugleich mit den ganzen Zahlen so viel von den gemeinen Brüchen zu nehmen, als er eben zur Herleitung der Rechnung mit decimalen Einheiten braucht. Dass er darin namentlich in der Elementarschule viel zu weit geht, habe ich bereits oben erwähnt, denn die Elementarschule braucht auf keinen Fall so viel Kenntnisse in der Rechnung mit gemeinen Brüchen, wie der Hr. Verf. angiebt nachdem auch die Münze sich dem Zahlensystem angeschlossen hat, haben in der That nur Halbe, Viertel, Fünftel, Achtel u. s. w. für ihre weitere Existenz eine gewisse Berechtigung, denn sie sind genaue Theile von decimalen Zahlen und passen deshalb in das System; Brüche mit andern Nenner sind aber als nicht ausgeführte Divi-

---

\*) Das Rechnen mit decimalen Zahlen. Berlin 1872. Weidmann.

sion aufzufassen, so dass es sich nur darum handelt, wie dieselben in decimale Zahlen umzuwandeln sind. Der Hr. Verf. bringt auf S. 87, 97, 109 in Aufgaben  $\frac{1}{3}$  Liter,  $\frac{5}{6}$  Loth,  $\frac{5}{8}$  Meter,  $\frac{2}{3}$  Loth. Wozu? Solche Theile des Liters, Lothes, Meters werden im praktischen Leben kaum vorkommen.

Da der Hr. Verf. die Rechnung mit decimalen Einheiten durch gleichnamige Brüche veranschaulicht, so geschieht es, dass er, was meiner Ansicht nach in keiner Weise nöthig ist, meistens nur mit gleichnamig gemachten, d. h. auf gleich viele decimale Stellen gebrachten Decimalbrüchen rechnet. Es ist mir nicht erfindlich, warum man in  $4,5 + 0,673$  die 4,5 auf Tausendstel bringen muss; zu welchen Weitläufigkeiten diese Methode führt, beweisen die Divisionsexempel des Hrn. Verfassers, die durch Anhängen der Nullen an den Divisor und durch Bildung der Theilproducte aus dem so verlängerten Divisor eine unnütze Menge von Ziffern enthalten. — Viel zu wenig Gewicht scheint mir der Hr. Verf. auf die Verwandlung der gemeinen Brüche in decimale Zahlen zu legen; er fertigt diesen Gegenstand in vier Zeilen auf S. 77 ab; was macht denn der Schüler mit  $\frac{9}{11} = 0,8181 \dots$  und wie weit soll er denn rechnen? Ebenso ist die Abkürzung der Decimalbrüche außerordentlich nothdürftig behandelt: der Hr. Verf. fertigt diesen Gegenstand auf S. 75 mit 6 Zeilen ab. Mir scheint gerade die Unsicherheit in diesem Punct wesentlich den Mangel an Gewandtheit im Rechnen mit decimalen Einheiten zur Folge zu haben und es ist daher gerade dieser Punct in einer Schrift, die für den Lehrer berechnet ist, mit erschöpfender Deutlichkeit zu behandeln. Wenn man bei der Rechnung mit Decimalbrüchen immer wieder seine Zuflucht zu dem gemeinen Bruche nehmen zu müssen glaubt, so ist dies wohl namentlich eine Folge davon, dass man fürchtet, bei dem Weglassen von decimalen Einheiten niederer Ordnung das Resultat mit einem Fehler zu behaften, welchen man durch Aufstellung eines gemeinen Bruches vermeidet; dabei bedenkt man freilich nicht, dass die Praxis mit einem gemeinen Bruche nichts anfangen kann:  $\frac{4}{7}$  Thlr. können doch in Wirklichkeit nicht bezahlt werden.

Der Hr. Verf. hat nicht die Absicht, „das Gebiet der Decimalbrüche in der Elementarschule vollständig zur Erledigung kommen zu lassen. Dazu würden die elementaren Schulverhältnisse nicht ausreichen. Auch wäre ein solches Bestreben ganz unpraktisch, denn wozu sollten die Kinder des niederen Volkes wohl irrationale und periodische Decimalbrüche kennen und mit ihnen operiren lernen? Sie bedürfen dieser Brüche niemals, da dieselben im gemeinen Leben nicht vorkommen. Damit fällt auch die Zurückführung der irrationalen Decimalbrüche auf die Form der entsprechenden gemeinen Brüche in der Elementarschule gänzlich weg.“ Warum die Schüler „periodische Decimalbrüche“ nicht kennen lernen sollen, weiß ich nicht, sie kommen ja ganz von selbst bei der Verwandlung der gemeinen Brüche in decimale

Zahlen darauf; mit periodischen Brüchen rechnen lernen ist allerdings vollständig unnöthig, denn das hat überhaupt keinen Zweck, wie ich schon bei der Besprechung der „Anweisung zum Unterrichts im Rechnen“ hervorhob. Der Hr. Verf. sagt weiter: „Ebenso entbehrlich ist auch die abgekürzte Multiplication und Division, welche Operationen in den gehobenen und höheren Schulen gelehrt werden mögen.“ Dieser Ansicht setze ich einen von mir schon früher gemachten Ausspruch entgegen: „Ehe sich nicht das abgekürzte Rechnen in den Schulen und von da aus im praktischen Leben eingebürgert hat, eher wird das decimale Münz-, Maß- und Gewichtssystem nicht seine volle Würdigung erhalten.“ Dass ich unter „Schulen“ auch Elementarschulen verstanden wissen will, ist selbstverständlich. Indem ich voraussetze, dass dem Hrn. Verf. das abgekürzte Rechnen mit genauen (nicht ungenauen) Decimalzahlen vollständig bekannt ist, erlaube ich mir die Frage an ihn zu richten, welche Punkte aus dieser Rechnung ihm zu schwierig für das Verständnis eines etwa zwölfjährigen Knaben, der eine gute Vorbereitung im Rechnen mit ganzen Zahlen genossen hat, erscheinen? Auf S. 111 stellt der Hr. Verf. folgende Aufgabe: „Ein Butterhändler vermischt eine gewisse Quantität Butter, von der das Kg. 1,5 Mark gekostet hat, mit 320 Kg. einer geringeren Sorte, das Kg. zu 1,25 Mark und findet nun, dass ihm das Kilogramm 1,34 Mark kostet. Wie viel Kg. der besseren Butter sind hiernach in der Mischung?“ Glaubt der Hr. Verf. wirklich, dass die mit vollem Verständnis zu vollziehende Lösung dieser Aufgabe einem zwölfjährigen Knaben leichter würde, als die Erlernung der abgekürzten Multiplication und Division, der Addition und Subtraction gar nicht zu gedenken? Auf S. 37 rechnet der Hr. Verf. folgende Aufgabe: 87 Ctr. 76 Pfd.  $43\frac{2}{3}$  Loth kosten  $7548\frac{3}{4}$  Mark; wieviel kosten 246 Ctr. 84 Pfd.  $36\frac{1}{5}$  Loth? Er rechnet so umständlich, wie nur irgend möglich, denn er bringt die Centner und Pfund auf Fünfzehntel-Loth, anstatt auf Kilogramm und braucht demgemäß zur Lösung der Aufgabe 277 Ziffern! Welcher zwölfjährige Schüler macht bei dieser Menge von Ziffern keinen Fehler? Ich habe dieselbe Aufgabe abgekürzt gerechnet, nachdem ich die Centner zu Kilogramm gemacht (daran ist nichts zu rechnen, man braucht die Zahl der Kilogramm nur aus der Aufgabe abzuschreiben) und habe 131 Ziffern dabei gemacht, also 146 Ziffern weniger; die Wahrscheinlichkeit Fehler zu machen wird durch die um mehr als die Hälfte kleinere Anzahl der Ziffern bedeutend kleiner und das abgekürzte Rechnen bietet nicht so leicht eine neue Fehlerquelle. Ich empfehle diesen Punct dem Hrn. Verf. ganz angelegentlich und erwarte zuversichtlich, dass er sich nach reiflicher Ueberlegung zu meiner Ansicht bekehren wird. —

Die mancherlei Bedenken, die ich gegen die neue Methode erhoben habe, sind aus dem Bestreben hervorgegangen, vom Hrn. Verf., der sichtlich bestrebt ist, den Rechenunterricht den grösst-



möglichen Vortheil aus den neuen Systemen ziehen zu lassen, in seinen Bemühungen zu fördern, da es ja den höheren Schulen, die in Bezug auf den Rechenunterricht so wesentlich von den Elementarschulen abhängen, nicht gleichgiltig sein kann, wie und worin auf diesen Schulen unterrichtet wird. Ein nach denselben Principien ertheilter Rechenunterricht auf höheren und niederen Schulen ist ja doch so sehr wünschenswerth!

Berlin.

A. Kuckuck.

## Pädagogischer Programme-Schau.

### I.

Unter diesem Titel denke ich einige der Programme, welche in den Jahren 1871 und 1872 erschienen sind und sich mit pädagogischen Fragen beschäftigen, zu besprechen; ich schliesse dabei zunächst alle die aus, welche die erziehliche Seite des Schullebens zum Gegenstande ihrer Erörterung machen, indem sie Reden (Lingen 1871. Schulrede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät; Gütersloh 1871, zugleich auch Rede am Schluss des Semesters; Neisse 1871; Itzehoe 1872; Bromberg 1872; Mülhausen 1871, sechs Schulreden, worunter die auf Friedrich Ameis; Bromberg 1871, Gedächtnisrede auf Provinz. Schulrath Dr. Mehring, nebst einer grammatischen Abhandlung; Merseburg 1872. Rede am Friedensfeste; Charlottenburg 1872. Rede auf Carl Goetschke mit dessen letzter Arbeit über Sophokles Oed. Col.), oder Schulgesetze (alte, wie die vom Jahre 1733 im Dortmunder Progr. 1871, oder neue, wie Thorn 1871), oder Erläuterungen zu Lehrplänen (Frankfurt a. M. polytechn. Schule 1872, wo Regeln für den Unterricht aufgestellt werden, als: dulde keine formell unvollständige, keine verworrene Antwort; halte unerbittlich darauf, dass jede Antwort in abgerundetem, für sich allein vollkommen verständlichem Satze erfolge“ (S.15) veröffentlichen, oder endlich Mittheilungen an das Elternhaus bringen, (Rendsburg 1872; Frankfurt a. M. das Programm der Musterschule, nebst einem gut durchdachten Turnplan) und hebe diejenigen hervor, welche sich auf den Unterricht beziehen, sei es, dass sie erörtern, welche Schriftsteller, und welche Schriften von ihnen zu lesen sind, oder wie sie zu lesen sind und wie die Methodik des Unterrichtens zu handhaben ist, sei es, dass sie den Werth der einzelnen Unterrichtsfächer und ihres Verhältnisses zu einander besprechen.

Ich beginne mit dem Programm von Emden 1871: „Die Lectüre der lateinischen Prosaiker auf Gymnasien“ von Brandau (p. 1—13), das wegen seiner allgemeinen Haltung im ganzen nichts Neues

bietet und auch da, wo der Verfasser eine Ansicht, die von der gewöhnlichen abweicht, äußert, wie z. B. über Ciceros Laelius, dieselbe nicht weiter motivirt, als dass der Laelius „für Secunda zu schwer ist, und, wenn er gelesen werden soll, nur für Prima passt.“ Der Verfasser hat sich eben für die wenigen Seiten zu viel vorgenommen und hat deshalb ohne Berücksichtigung jeder denselben Gegenstand behandelnder Abhandlung mehr angedeutet als ausgeführt, dass er für Quarta den Nepos, für Tertia Caesar bell. gall., nicht b. civ., für Secunda Ciceros Cato maior, nicht den Laelius, nicht die Briefe, aber die Reden, von denen „die Schulausgaben der Weidmannschen und Teubnerschen Buchhandlung eine gute und passende Auswahl“ geben, womit übrigens nicht gesagt sein soll, „dass nur die in diesen Ausgaben vorkommenden und nicht auch andere für den Unterricht passend seien“, dann Livius und zwar die dritte Dekade, die Samnitenkämpfe und diejenigen Bücher, welche den Streit der Parteien schildern, und von Sallust das eine oder andere der beiden Stücke für geeignet hält. In Prima sollen dann von Cicero die philosophischen Schriften folgen und zwar Laelius, der S. 11 „passend für Prima“ genannt wird, während S. 9 nach der Bemerkung: „wenn er gelesen werden soll“ zu urtheilen ein kleiner Zweifel über seinen Werth für die Schule obzuwalten schien; ferner disputat. tuscul. lib. 1 und 5, eine Auswahl aus de offic. und de deor. nat.; Brutus und Orator; einige schwierige Reden und endlich die Briefe, welche „sehr empfehlenswerth“ sind; dann Tacitus Agricola und Annalen, nicht die Germania; zurückzuweisen sind Sueton, Plinius, Seneca, Quintilian u. a.“ Dies alles auf sechs Seiten, S. 7—12, abzuhandeln, ist eben nur dadurch möglich geworden, dass der Verfasser sich darauf beschränkte, fast nur Allgemeines von neuem vorzuführen und darauf verzichtete da, wo Differenzen der Ansichten möglich wären und wirklich sind, ins Einzelne einzugehen. Als streitige Punkte scheint er nur die Stellung des Laelius im Unterrichtsplan und den Werth der Germania des Tacitus für die Lectüre überhaupt zu betrachten; jenen legt er nach Prima, diese tilgt er, „da sie, wie er sagt, so viele geographische und ethnographische Schwierigkeiten enthält, dass von den Schülern ein vollständiges Verständnis wohl schwerlich erzielt werden kann.“ Aber gerade hierin dürften sich entschiedene Gegner finden, da es einmal nicht nöthig ist, jene Schwierigkeiten dem Schüler bis ins Einzelne auseinanderzusetzen, andererseits aber cp. 1—27, die wohl am meisten in den Schulen gelesen werden, am wenigsten von ihnen zu leiden haben; jedenfalls aber das Interesse an der Urgeschichte des Volkes, von dem Tacitus das über Rom hereinbrechende Verderben kommen sah, mehr verdient befriedigt zu werden, als das an der Biographie des Agricola, die auch nicht bloß, weil sie „das Meisterwerk einer antiken Biographie“ ist, sondern vielmehr wegen des großen Ernstes, mit dem Tacitus über die Verhältnisse dieser seiner Zeit

spricht und wegen seiner sittlichen Entrüstung über gemeine und entnervte Charaktere, wodurch dem Schüler in der Person des Tacitus und des Agricola Vorbilder edler Charaktere geboten werden, gelesen zu werden verdient. Dass der Laelius nicht nach Secunda gehört, darin kann man wohl beistimmen; nicht aber, weil er zu schwer zu übersetzen wäre, sondern weil er zu schwer zu verstehen ist, da der Schüler ihn wohl Wort für Wort übersetzen, aber was er übersetzt hat, nicht übersehen wird, und die Zeit, welche der Lehrer zur Klarlegung der Gedanken braucht, in keinem Verhältnisse zu dem Nutzen steht, den der Schüler auf dieser Stufe von philosophischen Auseinandersetzungen zieht. Welche Verschiedenheit der Ansichten aber noch hinsichtlich der Lectüre für den Schulgebrauch herrscht, darüber sich aufzuklären, braucht man nur die beiden geschätzten Werke von Heiland (zur Reform der Gymnasien. Halle 1850) und von Naegelsbach (Gymnasialpädagogik. Erlangen 1862) zu vergleichen; Heiland (S. 73) will Cic. de senectute und de amicitia nicht in Tertia, aber in Secunda lesen, Naegelsbach (S. 119) hält sie für die „unglücklichste Wahl“; Heiland will Brutus und de oratore lesen lassen, Naegelsbach sagt (S. 123) „ja nicht rhetorische Schriften“; beide wollen de officiis; Heiland noch die quaestiones Tusculanae, Naegelsbach will sie nebst de finibus nur den Reiferen zur Privatlectüre empfehlen; Heiland sagt „Sallust muss ganz gelesen werden“, Naegelsbach hält ihn für Schüler von 15—16 Jahren, welche den Livius tractiren sollen, für „sprachlich viel zu leicht, sachlich aber viel zu schwer“, und empfiehlt ihn den beiden obersten Classen, was etwa Unter- und Oberprima wäre, zur Privatlectüre. Heiland will von Tacitus die Germania und Partien aus den Annalen, Naegelsbach verweist den Tacitus auf die Universität und sagt: „er ist mir für die Schulbank beinahe zu gut; man lese etwa die Germania“. Heiland ignorirt Curtius, Naegelsbach hält ihn (S. 119) für sehr gut geeignet zur Brücke zwischen Caesar und Livius. „Curtius ist schön“. So steht hier Ansicht gegen Ansicht, die eine mehr, die andere weniger motivirt und noch heute finden wir überall große Verschiedenheit der Urtheile über die Brauchbarkeit der und jener Schrift für den Unterricht; man nehme nur Programme verschiedener Anstalten und gar erst aus verschiedenen Ländern zur Hand, oder lese die Berichte über die in manchen Provinzen bereits eingeführten Directorenconferenzen; es dürfte schwerlich schon bei einer Abstimmung über derartige Sachen Einstimmigkeit erzielt worden sein. Darum ist es immer wünschenswerth, dass wer einmal glaubt berufen zu sein, solche Themata zu behandeln, seine Ansicht wenigstens durch ausführlichere Angabe der Gründe motivirt. Es gibt aber vielleicht einen Weg, auf dem sich manche verschiedenen Ansichten begegnen und ausgleichen und der, wie es mir scheint, zum großen Nutzen für den Schüler und ohne seine Zeit noch mehr als bisher in Anspruch zu nehmen, betreten werden

kann. Ich möchte nämlich die Frage aufwerfen, ob es nicht passend wäre, eine Stunde wöchentlich in jeder Classe von Quarta an anzusetzen, in welcher ein Schriftsteller der jedesmal vorhergehenden Classe, in den also die Schüler bereits eingeführt sind, oder überhaupt ein leichter als sonst in der Classe, also ein ausserhalb des gewöhnlichen Unterrichtsplanes liegender, cursorisch, zum Theil ohne vorhergegangene Präparation von Seiten des Schülers gelesen wird, und zwar zu dem Zwecke, den Schüler sowohl Freude am Können empfinden zu lassen, als aber auch ihn an schnelle Uebersicht des Satzes zu gewöhnen und seine praesentia animi zu heben. Man dürfte dann den Klagen, dass die Schüler nicht ex tempore übersetzen können, nicht mehr so häufig begegnen. In Quarta lese man z. B. den kleinen Herodot, oder falls derselbe in Quinta eingeführt sein sollte, leichtere Stücke aus einer Chrestomathie, wie sie selbst in Ellendts Lesebuche angefügt ist; in Tertia bieten sich aufser mancher in Quarta nicht gelesenen Vita des Nepos noch Eutrop, Justin, selbst das bell. Alexandrin. und African.; in Secunda lese man in Caesars bell. gall. weiter oder nehme Curtius und. wo Ciceros Laelius zur Lectüre dient, die Vita Attici und Catonis von Nepos; in Prima Caesars bell. civile oder Livius. Es lässt sich da in den 2 Jahren noch manches Stück aus Livius lesen, der schon in Secunda die Stellung verdient, dass er abwechselnd mit Ciceros Reden und Sallusts Jugurtha, denn an des Catilina Communismus reichen die Schüler mit ihrem Verständnis nicht heran, in jedem ersten und dritten Halbjahre die Hauptlectüre bildet und in den beiden andern den Zusammenhang mit ihm in wenigstens wöchentlich einer Stunde gewahrt bleiben muss. Und warum? Ich citire blofs die Worte Naegelsbachs (S. 120): „denn hier (auf dieser Unterrichtsstufe) ist das menschlich Edle am besten zu brauchen.“ Will man aber in der zur cursorischen Lectüre bestimmten Stunde Poesie lesen, so hat man an Ovid, Catull, Tibull Auswahl genug und kann damit, aber auch nur soweit, der Frage Heilands entgegenkommen, der da sagt (p. 73): „es fragt sich, ob nicht eine in II fortgesetzte, umfassendere Lectüre des Ovid lohnender und anziehender sein würde, als Virgil.“ Um schliesslich zu dem Programm von Brandau zurückzukehren, bemerke ich nur noch dass, was der Verfasser sonst noch S. 1—5 über den Zweck des lateinischen Unterrichts und S. 12. 13. über die Behandlung der lateinischen Prosaiker sagt, sich mehr an die Verächter der classischen Sprachen und ihre Vorurtheile, als an Fachgenossen richtet.

Eine mehr sich mit dem Einzelnen beschäftigende Arbeit liegt in dem Programm von Siegen vor. Jul. Treutler behandelt hier das Thema: Justin als Schulschriftsteller (Progr. Realschule. Siegen 1871. S. 1—10). Der Verfasser hat den Justin in der Realtertia gelesen und dabei die Schulausgabe von Domke und Eitner (Breslau 1865.) zu Grunde gelegt. Dieselbe Ausgabe hatte ich im

Sinne, wenn ich den Justin zur cursorischen Lectüre in Gymnasialtertia empfahl, denn den ganzen Justin in die Hände der Schüler zu geben, dürfte gewagt sein, mehr aber wegen des Inhalts, als wegen der Grammatik. Schon im Nepos lernen die Quartaner Abweichungen vom Sprachgebrauch kennen: sie werden aber wenig davon berührt und ahmen dieselben nicht nach, oder, wenn sie dergleichen Fehler machen, wie das bekannte *dicitur* mit *Acc. cum Infin.*, so machen sie dieselben wenigstens nicht, weil sie die Construction im Nepos gefunden haben, sondern weil sie überhaupt mit *dicitur* nicht umzugehen wissen; es muss dies auch eine allgemeine Erfahrung sein, denn trotz Hanows Programm hat sich Nepos in der Schule gehalten, und Weidner wird hoffentlich mit seiner Umarbeitung nicht fertig. Treutler spricht nun weniger davon, weshalb er den Justin mit seinen Schülern gelesen hat — vielleicht nur einmal der Abwechslung wegen —, als dass er anerkennt, wie „durch die Domke und Eitnersche Schulausgabe eine dankenswerthe Vermehrung der lateinischen Prosaiker, die sich für die Lectüre in den mittlern Classen zumal einer Realschule eignen, gewonnen“ ist. Das „zumal einer Realschule“ finde ich sonst in dem Programm nicht gerechtfertigt; wenn im übrigen die Einführung Justins nothwendig wäre, wüsste ich nicht, warum er nicht auch in den mittlern Classen des Gymnasiums sollte gelesen werden können. Umgekehrt freilich haben die Realschulen in diesen Classen mehr Mangel, weil der für Gymnasialtertia nicht zu ersetzende Caesar dort erst in Secunda gelesen wird. Es empfiehlt sich aber neben Nepos noch manche Chrestomathie und Wellers kleiner Livius, wenn man nicht die zweckmäßige, nur leider gar zu sparsam gedruckte Sammlung von Loehbach benutzen will. Treutler theilt nun in dem Programme die Erfahrungen mit, die er an der Domke-Eitnerschen Ausgabe im Verkehr mit den Schülern gemacht hat, und giebt manche für die Herausgeber beachtungswerthe Notizen. Er behandelt 1) die Nothwendigkeit einer Schulausgabe; 2) die Schulausgabe in Bezug auf Grammatik; 3) die Schulausgabe in Bezug auf Verständlichkeit für die Schüler. Ungenügende Unterstützung desselben durch das Wörterbuch. 4) Inhalt und Darstellung. Er wünscht, dass Domke und Eitner noch mehr Stellen wegen der in ihnen verletzten grammatischen Regeln ändern, oder wegen ihrer Unverständlichkeit im Lexikon ausführlicher erklären, dies, damit der Schüler in den Stand gesetzt werde, „zunächst ohne Hilfe des Lehrers seinen Schriftsteller wörtlich und ohne Vergewaltigung der deutschen Sprache zu übertragen, damit er so an selbständiges Arbeiten und Nachdenken gewöhnt werde.“ Aber so sehr man ihm in diesem letzten Punkte beistimmen und beim ganzen Zweck des Unterrichtens stets hervorheben wird, dass der Schüler lerne, selbständig zu arbeiten und zu denken, so liegt doch eben darin, dass das Lexikon zu viel bietet, die Gefahr, dass dieser Zweck wieder verloren geht. Der Verfasser hält die An-

merkungen unter dem Texte für „Eselbrücken“ und meint, dass „gerade die Lösung der Schwierigkeiten im Wörterbuch dem Lehrer ein vortreffliches Kriterium für den auf die Präparation verwandten häuslichen Fleiß“ biete; das heißt doch aber wohl nur, dass der Lehrer sieht, wie der Schüler das oder jenes Wort im Lexikon aufgeschlagen hat; er hat eben, statt unter dem Text die Lösung zu suchen, sie im Lexikon gesucht und gefunden. Hat er deshalb mehr nachgedacht? Er wird im Gegentheil nun, sobald ihm eine Stelle schwierig scheint, sofort das Lexikon zu Rathe ziehen und erst, wenn er da nichts findet, anfangen nachzudenken. Immer ist es noch besser, ihm diese Zeit zu sparen und z. B. die Construction der Stelle unter den Text zu setzen. Noch besser ist es freilich, wenn der Lehrer sich mit dem Schüler in dieser Classe auf das je folgende Capitel präparirt, ihm die meisten der Vocabeln sagt und schwierige Constructionen klar macht, dann aber verlangt, dass er in der nächsten Stunde das Capitel übersetzen kann; man kann dann mehr Capitel lesen und spart dem Schüler die aufreibende und ermüdende Arbeit des Aufschlagens. Dieselbe Methode dürfte sich im Griechischen für Untertertia beim Beginn der Lectüre der Anabasis empfehlen und vielleicht selbst in Prima bei der Rede des Pericles im Thucydides nicht mit Unrecht angewandt werden. Was die Anmerkungen unter dem Texte betrifft, so ist z. B. die Art, wie sie Doberen zum Caesar macht, eine sehr anregende und zu empfehlende. Doch darüber und über den Werth der Speciallexika vielleicht bei einer andern Gelegenheit. —

Halberstadt, October 1872.

H. S. Anton.

## DRITTE ABTHEILUNG.

---

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, AUSZÜGE AUS ZEIT- SCHRIFTEN.

---

#### Ueber Organisation des Realschulwesens.

Dass die Frage nach der rechten Organisation des Realschulwesens noch nicht genügend gelöst ist, wird überhaupt von vielen Seiten ausgesprochen oder wenigstens gefühlt, und ist neuerlich auch dadurch anerkannt, dass ein Ministerial-Rescript v. 9. Juli d. J. von Directoren und Rectoren einige jene Frage betreffende Gutachten forderte. Ich bin der Ueberzeugung, dass die Lösung nicht auf dem Boden des Bestehenden gefunden werden kann, sondern eine Aenderung in den Principien der Organisation verlangt. Um meine Ansicht der öffentlichen Beurtheilung in möglichst kurzer Fassung vorzulegen, theile ich hier das von mir eingereichte Gutachten mit, indem es mir auf mein Ansuchen höheren Orts gestattet ist, dasselbe zu veröffentlichen.

„Die Formen der Realschule sind nicht zu vermehren, sondern möglichst zu vermindern, und zwar dadurch, dass die Form der Realschule I Ordnung beseitigt wird und die Schüler der Prima auf Fachschulen verwiesen werden.

Diese Veränderung setzt folgende weitere Entwicklung des höheren Schulwesens voraus: In jeder Provinz ist eine Polytechnische Schule und daneben eine (nach Bedürfnis zwei oder drei) Vorbereitungsschule auf diese, so wie auf Berg- und Forstakademien zu gründen, welche die Schüler im 16. und 17. Lebensjahre von der absolvirten höheren Bürgerschule aufnimmt und sofort principiell aus zwei Hälften zusammengesetzt ist, nämlich zu einem Theile aus einer Schule der allgemeinen Bildung (obligatorischer Unterricht im Deutschen, in der Geschichte und den neueren Sprachen), zu einem anderen Theile aus den Elementen der Fachschulen (facultativer Unterricht). Zweckmäßig wäre der Name Realschule auf diese Vorbereitungsanstalt („höhere Realschule“) und die Gewerbeschulen u. dgl. zu beschränken, die jetzigen Realschulen hingegen alle auf eine, im wesentlichen der „höheren Bürger-

schule“ entsprechende, einheitliche Form zurückzuführen. Die „höhere Realschule“ hat einen zweijährigen Cursus; am Schluss desselben wird ein Examen in den obligatorischen Unterrichtsgegenständen und in den gewählten Fachstudien gemacht, welches dem Maturitätsexamen des Gymnasiums rücksichtlich der Berechtigungen für den Eintritt in den Staatsdienst gleich zu stellen ist. [Ob auch für akademische Studien, kann streitig sein; ich für meine Person würde mich dagegen erklären.]

Mit dieser Einrichtung löst sich das Bedenken, welches der Umstand erregt, dass die Realanstalten einerseits für das praktische gewerbliche Leben, andererseits für die Beamtenlaufbahn zugleich vorzubereiten haben, indem es dem Staate wie jeder anderen Seite des Lebens freisteht, die Ergänzungen der zweifellos allgemein nothwendigen Bildungselemente nach den besonderen Bedürfnissen und Anforderungen verschiedener Berufe zu bestimmen.

Zur Begründung dieses Gutachtens erlaube ich mir Folgendes hinzuzufügen. Obgleich die Realschulen überhaupt aus den Bedürfnissen des praktischen Lebens entstanden sind, so ist doch bekanntlich die Form der Realschule I. Ordnung ein Gebilde der pädagogischen Theorie, welche mit den modernen Bildungselementen eine Anstalt construirte, die „dem Gymnasium coordinirt“ sein sollte. Wie wenig das wahre praktische Bedürfnis auf solche Anstalten führt, geht schon daraus hervor, dass vor dem Jahre 1866 die übrigen deutschen Staaten, während sie in anderer Beziehung das Preussische Schulwesen zum Muster zu nehmen pflegten, die Realschule I. Ordnung, so viel ich weiss, nirgend nachgeahmt haben. Erst die Annexionen erzwangen die Gründungen solcher Anstalten; wobei jedoch weniger das Bedürfnis nach der Real-Prima als solcher, als die Absicht, die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Militärdienste eher und leichter zu erreichen, als Motiv gewirkt zu haben scheint. Das thatsächliche und berechtigte Bedürfnis ist, dass eine große Menge den längeren Weg des Gymnasiums abkürzen und die nothwendige allgemeine Bildung früher erreichen will, um mit dem 16. oder 17. Lebensjahre entweder sofort in das praktische Leben, oder in ein besonderes Fachstudium einzutreten. Die höhere Bürgerschule ist also die eigentliche Norm der dem realen Bedürfnisse entsprechenden Schule. Denn auch diejenigen, welche ihre allgemeine Bildung über das Maß derselben noch fortzusetzen haben, verlangen in jenem Lebensalter dringend wenigstens den Beginn derjenigen besonderen Studien, welche zu ihrem künftigen Berufe nöthig sind. Bis zu dem 16. Jahre würde es den Pädagogen möglich sein, eine einheitliche, gleichmäßige Schule der allgemeinen Bildung auf Grundlage der modernen Bildungselemente zu constituiren, und die öffentliche Meinung würde sich damit befriedigt finden. Geht man aber darüber hinaus, dann ist trotz aller Bestimmungen, dass die Realschule „keine Fachschule“ sein solle, gar nicht möglich, das Eindringen von specifischen Fachwissenschaften zu verhindern. Hier liegt das perpetuum mobile, welches das Realschulwesen zu einer einheitlichen Entwicklung nicht kommen lässt.

Durch die Beseitigung der Realschule I. Ord. würden die an die Städte gestellten (und, wenn man die so dringenden und großen Bedürfnisse der niederen und mittleren Schulen in Anschlag bringt, in der That ihre Kräfte oft übersteigenden) Anforderungen in Betreff des höheren Schulwesens merklich erleichtert, und die dahin zersplitterten Zuschüsse des Staates weit besser auf eine beschränkte Zahl von Anstalten concentrirt werden, welche in jeder



Beziehung mehr zu leisten im Stande sein würden, als die jetzt in ihren Primen zum Theil kümmerlich bestellten Realschulen I. Ordnung. Wenn schon die Primen der Gymnasien als kostspielige Institute bezeichnet werden, so ist der Aufwand für die Primen der Realschulen ein ganz unverhältnismäßiger. Nach Stiehls Centralblatt hatten im Jahre 1871 die Gymnasien in I durchschnittlich 28 Schüler, die Realschulen in I 14 Schüler; die Gymnasien jährlich Abiturienten im Durchschnitt 6, die Realschulen I. Ord. 2.

Die gegenwärtige Zeit ist in Folge der erhöhten Ansprüche an die Lehrbesoldungen außerordentlich geeignet, eine neue sachgemäße Organisation des Realschulwesens vorzunehmen.“

[Hätte man vor 20 Jahren etwa einen Plan dieser Art verfolgt und statt der Realschulen I. Ord. einerseits die technischen und gewerblichen Hochschulen (theilweis in Verbindung mit Forst-, Berg-, Ackerbau-Akademien) vermehrt, andererseits sich mit Realschulen II. Ord. oder höheren Bürgerschulen begnügt, so würde unser Realschulwesen wahrscheinlich eine befriedigendere Gestalt gewonnen haben. Auch 1866 wäre es der Provinz Hannover, welche im wesentlichen die von mir empfohlene Organisation besaß, vielleicht gelungen, dieselbe zunächst als „Eigenthümlichkeit“ beizubehalten. (Ich habe damals in einer hannoverschen Zeitung darauf hingewiesen). Freilich hat die vormalige hannoversche Regierung ihre Realschulen sehr stiefmütterlich behandelt; sie that eben nichts, als was die praktischen Bedürfnisse auf das dringendste verlangten; aber in Folge davon war die ganze Form der hannoverschen Realschule keine theoretisch gebildete, sondern so zu sagen eine naturwüchsige. Und dass damit gleichwohl dem wirklichen Bedürfnisse im allgemeinen Genüge geschehen ist, hat, meine ich, der Stand der hannoverschen Techniker und auf Realschulen zu bildenden Beamten bewiesen. Es hätte gewiss genügt, wenn die natur- und sachgemäße Form mit der altpreußischen Ordnung und Energie gefüllt worden wäre. Nachdem nun aber einmal die Zahl der Realschulen I. Ord. so sehr vermehrt ist, wird es schwer halten, an dem Bestehenden etwas zu ändern. Da ich deshalb wenig Hoffnung habe, dass meine Vorschläge so bald Anklang finden werden, obgleich dasjenige, was in realen Verhältnissen seinen Grund hat, mit der Zeit immer sich Geltung verschafft, so habe ich eine andere Frage nach der Vereinfachung des Lehrplans, unter Voraussetzung, dass die Realschulen I. Ord. bestehen bleiben, auch gutachtlich beantwortet.]

„Zur Vereinfachung des Lehrplans empfiehlt es sich, das Lateinische in der Prima der Realschule I. Ord. zu beseitigen.

Das Lateinische auf der Realschule hat nach der U. u. P. O. vornehmlich den Zweck, als eine „grundlegende Vorbereitung des grammatischen Sprachstudiums überhaupt“ zu dienen. Zu diesem Zwecke genügt es bis zur Lectüre des Cäsar vorzuschreiten. Der zweite Zweck, „Kenntnis des Zusammenhangs der neueren europäischen Cultur mit dem Alterthum“ zu geben, wird theilweis schon durch die Zugrundelegung der Lateinischen Sprache und die Lectüre des Cornelius Nepos (welcher am allerwenigsten von Realschulen verdrängt werden sollte!) des Cäsar und etwa Curtius verfolgt; was darüber hinaus noch nothwendig ist, sollte die Realschule nicht unmittelbar an Bruchstücken der alten Schriftsteller, sondern mittelbar durch den Geschichtsunterricht und in dem deutschen Unterrichte geben. Die fragmentarische Lectüre aus Livius, Sallust, Cicero mit unzureichendem Ein-

dringen in die Sprache und das ganze Leben des Römischen Volkes erscheint von sehr zweifelhaftem Werthe. Eher könnte eine ganz kurze Chrestomathie aus den Dichtern in den deutschen Stunden gelegentlich benutzt werden, welche nur einige mit der deutschen Litteratur in Verbindung zu setzende Stücke enthielte, wie z. B. einige Fabeln des Phädrus, aus Ovid die Stellen über Ceres und Proserpina, aus Virgil die von Schiller übersetzten Partien, aus Horaz *Integer vitae, Aquam memento* (neben Klopstock). Noch wichtiger aber wäre, dass ein großer Theil des Homer und ein Stück des Sophokles in Uebersetzung gelesen und erklärt würden. — Von den ersparten 3 Stunden sollten 2 dem deutschen Unterrichte zugelegt und in diesem das Mittelhochdeutsche recht ernstlich getrieben werden.“

[Hierdurch würde der deutsche Unterricht eine wissenschaftliche Hebung erhalten, welche wohl als ein reichliches Aequivalent des aufgegebenen Latein angesehen werden könnte.]

Clausthal.

J. Lattmann.

## Zwei Actenstücke zur Geschichte des Russischen Schulwesens.

Seitdem im Jahre 1862 durch den Kaiserl. Russ. wirkl. Staatsrath Dr. S. von Tanéeff ein Entwurf eines Reglements für die allgemeinen Bildungsanstalten in Russland herausgegeben wurde, hat sich die Aufmerksamkeit Deutschlands mehr als sonst den großen und arbeitsvollen Reformbestrebungen zugewandt, die Russland auf dem Gebiete der öffentlichen Schule mit gewohnter Ausdauer verfolgt.

Es liegen uns zwei Actenstücke vor: I. Reglements für die Stadtschulen und für die Lehrerinstitute. Von Sr. Majestät dem Kaiser Allerhöchst bestätigt am 31. Mai 1872 und II. Statut der Realschulen im Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung (bestätigt am 15. Mai 1872).

Wir geben aus beiden Documenten einen kurzen Auszug.

Die Stadtschulen entsprechen unseren städtischen Elementarschulen; sie sind einclassig, oder 2, 3 oder 4classig, unter besondern Umständen können sie zu 6 Classen erweitert werden. Diese Schulen werden entweder von der Regierung, oder von Landschaften, von städtischen Gemeinden, von Ständen oder von Privatpersonen auf ihre Kosten unterhalten. Der volle Lehrkursus dauert 6 Jahre. Die einclassige Schule hat drei Abtheilungen, in jeder bleiben die Schüler in der Regel 2 Jahre. In der 2classigen Schule umfasst der untere Cursus 4 Jahre, die obere Classe 2 Jahre. Bei 4 Classen sind die beiden untern zweijährig, die obern einjährig; doch können fähige Schüler gewisse Classen schneller absolviren. Alle Stadtschulen lehren Religion, Lesen und Schreiben, Russische Sprache und kirchenslavische Lectüre mit Uebertragung ins Russische, Rechnen, praktische Geometrie, vaterländische Geschichte und Geographie mit den nöthigen Kenntnissen aus der allgemeinen Geschichte und Geographie, Kenntnisse aus der Naturgeschichte und Physik, Reissen und Zeichnen, Singen und Turnen (10 Fächer). Dazu können

in Nebenstunden noch Handwerkerstunden kommen. Der Religionsunterricht ist nur der der griechisch-orthodoxen Kirche, die andern Confessionen sind auf Selbsthilfe angewiesen. Jede Stadtschule soll einen Religionslehrer und so viele etatsmäßige Lehrer haben, als die Schule Classen hat. Einer der Lehrer ist Dirigent der Schule, bei 3 und 4classigen Schulen führt der Dirigent den Namen „Inspector“. In den einclassigen Schulen wird dem Lehrer noch ein Lehrergehilfe zugegeben. Jeder Lehrer hat den Unterricht in allen Fächern zu geben, mit Ausnahme der Religion, des Gesanges und des Turnens. Diese Dinge übernehmen gegen besondere Vergütung dazu geeignete etatsmäßige Lehrer, im Nothfalle besondere Lehrer. Zu Religionslehrern werden „Geistliche“ gewählt, welche im elementaren Religionsunterricht geübt sind. Der Volksschulinspector wählt sie, und der Curator des Lehrbezirks bestätigt sie, im Einvernehmen mit der geistlichen Behörde. Es werden an allen Stadtschulen zur Besprechung pädagogischer Fragen und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung in materieller Beziehung „pädagogische Conseils“ errichtet, welche unter dem Vorsitz des Inspectors oder des Dirigenten der Schule aus dem Religionslehrer und sämmtlichen übrigen etatsmäßigen Lehrern und deren Gehilfen bestehen; diese Conferenzen finden wenigstens einmal im Monat statt. Für jede Stadtschule wird ein Ehreninspector ernannt, auf dessen Wahl den meisten Einfluss der hat, der die betreffende Schule unterhält. Der Ehreninspector kann jeder Zeit die Schule besuchen und an den Conferenzen mit Stimmrecht theilnehmen; ihm ist besonders die materielle Fürsorge für die Schule anbefohlen. — Kinder im Alter von 10—13 Jahren können ohne Examen in die erste Classe der Gymnasien und Realschulen eintreten, wenn sie den Cursus der ersten vier Jahre einer Stadtschule mit Erfolg durchgemacht haben. Auch haben die, welche in einer Stadtschule den vollen Cursus mit Erfolg durchgemacht haben, einen Vorzug behufs Eintritt in den Civildienst. Auch können diese Schüler, wenn sie später in das Lehrer-Institut eintreten wollen, noch bis zum 16. Lebensjahre in derselben bleiben. Sie dienen dann zu Monitoren, werden zum Studium gewisser Bücher angehalten und treten dann in das Lehrerinstitut (Seminar) ein.

Das einkommende Schulgeld ist Eigenthum der Schule und wird verwendet a) zur Entschädigung der Lehrer für die Beschäftigung mit den Präparanden, b) zur Unterstützung dieser Präparanden selbst, c) für andere Bedürfnisse der Schule und für Unterstützungen der Lehrer. — Nach Beendigung der jährlichen Prüfungen wird ein öffentlicher Actus abgehalten, auf welchem ein Bericht über den Zustand der Anstalt verlesen, die Namen der versetzten Schüler bekannt gemacht, Prämienbücher und Belobungszeugnisse ertheilt und Abgangszeugnisse übergeben werden. Alle Stadtschulen müssen eine Bibliothek, eine Sammlung von localen, naturhistorischen Producten und die übrigen nothwendigen Lehrmittel haben. Bei allen Stadtschulen dürfen unter gewissen Bedingungen Sonntags- und Abendcourse für Erwachsene eingerichtet werden, ebenso Alumnate. Die Unterrichtsvertheilung ist bei der 4classigen Stadtschule, mit Vorbehalt späterer Fortentwicklung, folgender:

	Klasse	I	II	III	IV
Religion		6	3	2	2
Lesen und Schreiben		6	—	—	—
Russische Sprache und Kirchenslavisch		—	6	5	4
Rechnen		4	6	5	5
Praktische Geometrie		—	4	6	6
Reissen und Zeichnen		—			
Geschichte und Geographie		—	2	3	3
Naturkunde		—	3	3	4
		18	24	24	24

Der Etat für die 4classige Schule ist folgender:

	Gehalt Rubel	Tisch- gelder	Zusammen
Dem Lehrer, der zugleich Inspector ist (bei freier Wohnung)	350	190	540
Zulage demselben für die Direction			150
Dem Religionslehrer	250	140	390
Den (3) Lehrern je	350	190	1620
Quartiergelder für dieselben je 75 Rubel			225
Für Gesang - Unterricht			75
Für Lehrmittel			150
Kanzleiausgaben			25
Unterhalt des Gebäudes, Schuldiener			1000
			<u>4175</u>

Die Oberleitung des Stadtschulwesens ist überall staatlich, durch Volksschulinspectoren zu den Curatoren der Lehrbezirke aufsteigend, der Minister der Volksaufklärung selbst hat fast nur in die allgemeine fortentwickelnde Gesetzgebung einzugreifen.

Der zweite Theil des ersten Actenstückes handelt von den Lehrinstituten (Seminarien). Sie sind Internate, der Minister kann aber auch zur Aufnahme von Externen dem Vorstände Vollmacht ertheilen. Die Seminarien haben ihre Directoren und stehen unmittelbar unter den Curatoren der Lehrbezirke. Bei jedem Seminar ist eine 1 oder 2classige Uebungsschule. Die Kosten für Seminarien und Uebungsschulen trägt der Staat. Der Cursus ist 3jährig in einjährigen Classen; die normale Zahl der Zöglinge ist 75, von diesen werden 60 vollständig auf Kosten des (Cultus-) Ministeriums unterhalten, die übrigen 15 leben auf Kosten anderer Ressorts, oder anderer Personen oder auf eigne Kosten (150 Rubel jährlich).

Der Director und die etatsmäßigen Lehrer werden aus solchen Personen gewählt, welche den Cursus einer höheren Lehranstalt absolvirt und sich durch ihre Erfahrung im Elementar-Unterricht bekannt gemacht haben. Der Director wählt die Lehrer, unter Bestätigung durch den Curator. Die Wahl und Anstellung, sowie die Entlassung des Oekonomen und Schriftführers ist allein die Sache des Seminardirectors.

Die Seminaristen müssen nicht unter 16 Jahre alt sein, sie haben in der Religion, im Russischen, in der Arithmetik, Geometrie, Geschichte und Geographie Russlands nach ministeriellen Programmen eine Prüfung zu machen,

der Unterricht im Seminar behandelt Religion, Pädagogik, Russisch und Kirchenslavisch, Rechnen und elementare Algebra, Geometrie, Russische und Weltgeschichte, Russische und allgemeine Geographie, Naturgeschichte und Physik, Reissen und Zeichnen, Kalligraphie, Gesang und Turnen (12 Fächer), in folgender Vertheilung:

	1. Jahr	2. Jahr	3. Jahr	Zusammen
Religion	2	2	1	5
Russisch u. s. w.	5	5	2	12
Arithmetik und Algebra	5	4	2	11
Geometrie	2	2	1	5
Geschichte	3	2	1	6
Geographie	2	2	1	5
Naturkunde	4	5	1	10
Reissen, Zeichnen, Schönschreiben	5	4	1	10
Pädagogik und Didaktik	—	2	2	4

Dazu kommt Gesang und Turnen (täglich 1 Stunde) und für die obere Classe Unterrichtsübung. Der Etat für ein Seminar mit Uebungsschule beträgt jährlich 26,400 Rubel.

## II. Statut der Realschulen.

Wir beginnen mit dem erläuternden Circular des Ministers Graf Dmitri Tolstoi S. 33—44. Es scheint nach dem Muster der Erläuterungen gearbeitet zu sein, welche unserer Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realschulen vom 6. October 1859 beigegeben sind, erreicht aber keinesweges dieses in seinen allgemeinen Theilen schwer zu übertreffende Vorbild praktischer Pädagogik.

Der Minister sagt von den Gymnasien in sehr anerkannter Weise, sie bereiteten am besten, wie dies die Erfahrung aller Länder bezeuge, für den Eintritt nicht bloß in die Universität, sondern in alle höheren Fachlehranstalten vor; die Realschulen hätten dagegen den Zweck, eine allgemeine Bildung in praktischer Richtung zu geben und bereiteten dadurch unmittelbar zum Eintritt vorzugsweise in die verschiedenen Zweige nützlich praktischer Thätigkeit vor. Solchergestalt (?) sind die Gymnasien vorzugsweise für diejenigen berechnet, welchen es möglich ist, vom 10. Jahre an eine 12—13jährige Lernzeit durchzumachen und welche die Erwerbung einer höhern wissenschaftlichen Bildung im Auge haben, dagegen müssen die Realschulen hauptsächlich den Bedürfnissen des sehr zahlreichen Kreises derjenigen entsprechen, welche, aus was für Ursachen dies immer geschehen mag, nicht länger als bis zum 16. oder 17. Lebensjahre sich unterrichten lassen können und welche die Absicht haben, eben in den Realschulen ihre ganze Schulbildung abzuschließen; obgleich diese Schulen denjenigen ihrer Zöglinge, welche sich etwa noch weiter fortzubilden wünschen, den Zutritt in die höheren technischen Fachschulen eröffnen.

In den 4 untern Classen der Realschulen stimmt der Unterricht im allgemeinen mit dem in den Progymnasien überein. Diejenigen Schüler nun, welche mehr Befähigung für neuere fremde Sprachen zeigen, können dann

in die Handelsabtheilung der Realschulen übergehen, die aus zwei Classen (V und VI) besteht und eine befriedigende allgemeine Bildung gewährt. Die Abgehenden (17jährig) können sich dann noch sehr gut praktisch ausbilden. Diejenigen Schüler dagegen, die sich den schwierigeren Theilen der Mathematik gewachsen glauben, gehen nicht in die Handelsschule, sondern in die Hauptabtheilung der Realschulen über, die auch 2 Classen (V u. VI) hat. Haben sie dann noch nicht das Alter zum Eintritt in eine höhere Fachanstalt, so bleiben sie noch ein Jahr in einer VII. Classe (Ergänzungsclassen), besonders zur Ergänzung ihrer allgemeinen Bildung, aber auch zur Spezialisierung ihrer Berufsstudien, denn die Ergänzungsclassen hat auch eine mechanisch-technische und eine chemisch-technische Abtheilung. Sie bietet also „eine Art kleiner oder mittlerer polytechnischer Institute“, wie die Fachclassen der preussischen reorganisirten Gewerbeschulen. Auf diese Classen setzt der russische Minister die größten Hoffnungen für die möglichst weite Verbreitung technischer Kenntnisse. Weil ferner die V. VI. und Ergänzungsclassen die wesentliche Eigenthümlichkeit der Realschule befassen, so kann es auch Realschulen geben, denen die unteren Classen fehlen, sofern ja gute Stadtschulen, Progymnasien u. s. w. diese Classen ersetzen. So kann man auch den übeln Umstand, dass viele Schüler den Cursus der Gymnasien nicht vollenden können, dadurch wieder einigermaßen ausgleichen, dass man solchen Schülern die Realschulen zugänglicher macht.

Nun holen wir aus dem Statut selbst noch einiges nach. Bei der Unterhaltung und Gründung von Realschulen wird wieder, wie bei den Stadtschulen angenommen, dass neben dem Staat sich auch noch andere Verbände und Personen an der Stiftung jener Institute betheiligen werden. Ueberlassen diese anderweitig gegründeten und unterhaltenen Realschulen dem Staate die Bestätigung der Lehrer, so erhalten sie dieselben Rechte wie die staatlichen, sonst sind sie Privatlehranstalten. Den localen Bedürfnissen realistischer Bildung ist großer Spielraum gegeben. An jeder Realschule sind anzustellen: der Director, die Lehrer, die Classenordinarien und ihre Gehilfen oder die Inspicienten, der Arzt, der Schriftführer. Bei jeder Realschule wird ein besonderes Curatorium aus solchen Personen errichtet, welche am meisten im Stande sind, ihr Gedeihen zu fördern. Einrichtung des Actus wie oben. Es können dabei auch von den Mitgliedern des Conseils (der Conferenz) Reden gehalten werden, nachdem sie vorher von dem Conseil gutgeheissen worden sind (!). Der Apparat der Realschulen ist dem Statut nach liberal bemessen. Das Schulgeld bleibt unantastbares Eigenthum der Schule und wird (mit Zustimmung der Behörden) vorzugsweise zu den etatsmäßigen Lehrmitteln der Anstalt, dann erst zu persönlichen Unterstützungen verwandt. Schüler, welche 2 Jahre in einer Classe verblieben sind, ohne befriedigende Leistungen zu zeigen, werden entfernt. Den Prüfungen der Anstalt können auch solche sich unterziehen, welche in anderer Weise vorgebildet sind. — Der Director schlägt die zu ernennenden Lehrer vor, den Schriftführer und die Gehilfen der Classenlehrer stellt er selbst an; er kann einen Urlaub bis zu 29 Tagen ertheilen, den Schuldiener hat er anzustellen und zu entlassen. Ihm steht ein Inspector (als Prorector) zur Seite als Gehilfe und Stellvertreter, diese beiden dürfen nicht mehr als 12 Stunden wöchentlich ertheilen. Es giebt auch an den Realschulen die unsern Probecandidaten entsprechende Einrichtung, aber facultativ. Director und Inspector

dürfen keine Pensionäre halten. Die etatsmäßigen Lehrer werden nach dem Gehalt in 4 Kategorien getheilt, diejenigen welche den höchsten Gehalt beziehen, heißen emiritirte. Die neu in die Lehrthätigkeit Eintretenden erhalten die niedrigste Besoldung; nach 5 Jahren erhalten sie den nächst höheren Besoldungssatz. Die Ernennung zu der nächst höhern Besoldung geschieht bei einer Vacanz nach der Anciennität „für fortdauernden nützlichen und eifrigen Dienst vorzugsweise an einer und derselben Anstalt“, jedesmal mit Genehmigung des Curators des Lehrbezirks. Bei gleicher Anciennität wird zwischen den Betreffenden in der Conferenz ballotirt (?). Der Classenordinarius erhält eine Entschädigung. Ist es dem Director schwierig, unter den Lehrern Ordinarien zu finden, so werden besondere Inspicienten vom Curator des Lehrbezirks ernannt, 1 oder 2, die eventuell auch zu unterrichten haben. Jede Realschule hat einen besonderen Religionslehrer, auch in der Regel einen Ehrencurator. Unter den 12 Dingen, welche die Conferenz zu erledigen hat, ist auch die Auswahl der Lehrbücher und Lehrmittel aus dem Verzeichnis der vom Minister approbirten. Hierin sind also die russischen, wie die englischen und andern Lehrer mit größeren Rechten ausgestattet, als die preussischen.\*) Das Curatorium der Realschule besteht aus dem Stadthaupt, dem Ehrencurator, dem Director der Schule und 5—10 andern Mitgliedern, die aus angesehenen Personen des Ortes auf 3 Jahre gewählt werden von verschiedenen Autoritäten, je nach der Art der Nutritoren der betreffenden Realschule. Dieses Curatorium versammelt sich jährlich dreimal und hat (6) nicht unbedeutende Obliegenheiten, sogar bestimmt es, welche zwei lebende fremde Sprachen in der Realschule getrieben werden sollen.

Der Etat für die 6classige Realschule ohne die höhere Ergänzungsclassen beträgt 23,100 Rubel, für die Ergänzungsclassen kommen noch 5,780 R. hinzu. Da hierbei das Schulgeld nirgend mit in Betracht kommt, auch nicht der Baufonds, so ist die Ausstattung des Etats wenigstens des Vierfachen einer Realschul-Ausstattung 1. Classe in Preußen. Der Director bekommt bei der vollständigen Realschule 2000 Rubel und Zulage für die Ergänzungsclassen 200 Rubel = 2200 Rubel und freie Amtswohnung. Wie sich die Ausstattung der Realschulen zu der der russischen Gymnasien verhält, kann ich jetzt nicht angeben.

Zum Schlusse gebe ich die Uebersicht der wöchentlichen Lehrstunden. Es ist dabei zu bemerken, dass die zweite fremde Sprache nur für die Handelsabtheilung obligatorisch ist. Die, welche nur eine fremde Sprache treiben, haben dann mehr Zeichen. Unter den neueren Sprachen, die gelernt werden, sind die französische, deutsche, englische, die italienische und neugriechische genannt.

Saarbrücken.

W. Hollenberg.

\*) Es liesse sich eine statistische Untersuchung veranstalten, welche ermittelte, ob die Lehrer bei uns jetzt noch so neuerungssüchtig sind auf Kosten der Eltern, als damals, wo die betreffenden Verfügungen ergingen; oder ob die Provinzen noch den Schutz gegen die Buntscheckigkeit der Lehrmittel bedürfen, den man beabsichtigte und doch nicht erzielte. Es waren diese Absichten auch nicht ohne Bedenken. So sagte in einer Provinz, in der Buttmanns Grammatik geschützt, die neuere griech. Grammatik abgewehrt wird, der Vertreter des Fachs in einer Prüfungscommission zu dem Schulamtsandidaten N: „Kommen Sie mir nicht mit dem Buttman!“ Eine gewisse retardirende Einwirkung wird allerdings der Oberaufsicht des Schulwesens stets wesentlich zukommen.





## Auszüge aus Zeitschriften.

Revue de l'instruction publique (supérieure et moyenne) en Belgique  
XX<sup>e</sup> année. nouvelle série tome XV. 1. 1872.

p. 1—47. *Charles Nisard*, étude sur le langage populaire ou patois de Paris et de sa baulieue. Erste Fortsetzung der im Schlussheft des vorangehenden Jahrganges erschienenen Darstellung, deren Inhalt hier nachträglich in Kürze auszuziehen unerläßlich ist. Der Verfasser, der einen Theil seiner gelehrten und lehrreichen Arbeit in der Académie des Inscriptions et Belles lettres gelesen hat, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das fast nicht mehr existirende, der Civilisation zum Opfer gefallene Pariser patois, das man mit dem heutigen Pariser argot, dem sprachlichen Erzeugnis der Theater, Cafés u. s. w. nicht zu verwechseln hat, nach historischen Zeugnissen systematisch darzustellen. Er versteht unter diesem patois die fehlerhafte Volkssprache der Pariser, welche man sporadisch schon in mittelalterlichen Urkunden nachweisen, umfassend seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts beobachten kann. Sein Wörterbuch desselben, die Frucht siebenjährigen Fleißes, ist in Paris verbrannt. Der Verfasser hofft es zum zweiten Male zu Stande zu bringen. Nach einem Verzeichnis aller in Betracht kommenden sprachlichen Denkmäler folgt ein kurzer Ueberblick über die markantesten Eigenthümlichkeiten der merkwürdigen Sprache, welche die Inconsequenz und Regellosigkeit selber ist. Um ein Dialekt genannt zu werden, urtheilt der Verfasser, dazu fehlt ihr Einheit, Ursprünglichkeit und Regelmäßigkeit, es ist ein capriciöses Gemisch des Picardischen, Burgundischen, Normännischen und Wallonischen, welche Mundarten durch Kaufleute nach Paris gebracht und vom Pariser Volk wunderlich entstellt und mit der heimischen Sprache verschmolzen wurden. Die wichtigsten Lautveränderungen sind folgende: *a* geht, namentlich vor *r* in *ai* oder *e* über: *tairder*, *cherme*, *dsgl.* in *é*: *dièble*, in *i* vor *n*: *cinquinte*, in *n* vor *ff*: *infection*, in *au*: *animau*. *e* in *a*, namentlich vor liquiden, regelmäsig vor *r*, in *i* vor *m* und *n*: *vintre*, auch *opira* u. s. w. in *o*: *oncore*, *avont*, in *u* vor *m*: *prumier*, in *ai*: *égarai*, in *ea*: *deu*, *ceu*, *queu* (*de*, *ce*, *que*). *i* in *é*: *déficile*, in *a* vor *m* und *n*: *ambécille*, ebenso in *e*, *è*, *ei*, *ai*: *enclination*, *babène*, *famaïne*, *fareïne*, *champaignon*, vor *mm* oder *nn* in stark nasalirtes *ai*: *ainnoreuse*, in eben solches in vor *ll* und *rr*: *inlégal*, *inrégulier*; (epenthetisch ist *u* in *cheminse*, *comminssion*, *mins*, *prins*) in *u*: *effugie*, in *ui*: *luire*. *y* in *j* oder weich *g*: *pager*, *lojal*. *o* in *ou*: *courps*, in *a* vor *m* und *n*: *man*, *hanorer*, vereinzelt auch in *e*, *i*, *u*, *au*, *eu*, *oi*: *queumencer*. *u* in *a* nur in *comparation*, in *è*: *plème*, in *i*: *dépitè*, *timuete*, auch in *eu*, *oi*, *ui*, *ou*, *l*: *harangle*. Folgt ein Abschnitt über *diphthongues vrais et fausses*. *ai* wird zu *a*: *char*, *éclair*, *je fas*, zu *i*: *sis-tu*, zu *é*: *mésou*, zu *e*: *fesons*, zu *u* in *umer* (für *aimer*) zu *eu*: *bienfeutrice*, zu *oi*: *boiser*. *au* zu *u*: *ara*, *sara*, zu *ou*: *choud*, *oussi*. *eau* am Ende zu *iau*: *viau*. *oi* zu *i*: *signeur*. *eu* zu *ou*: *plourer*, zu *u* und *e*: *Feille*, *hureux*, *Urope*. *oi* zu *a*, *oa*, *oua*, *é*, *è*, *ai*; *oé*, *oué*; *oai*, *ouai*, endlich bald zu *i*, bald zu *o*: *rine*, *posson*. *ou* zu *o*: *cop*, zu *u*: *crupion*, auch zu *au* und *eu*. *ui* zu *i*: *depis*, *li*, zu *u*: *jun*. Auf diesen Ueberblick folgt eine eingehendere Besprechung dieser Lautveränderungen unter historischem Gesichtspunct und zwar zuerst der Vocale, zweitens der Diphthongen, drittens der Consonanten, viertens der Verballflexion, fünftens der Figuren. Wem an einer vollständigen Kenntnis und richtigen Beurtheilung der heutigen Sprache der Pariser liegt, darf sich das Studium der Nisardschen Abhandlung nicht ersparen. Der Ver-

fasser verarbeitet in anziehendster Weise ein reiches sprachgeschichtliches Material und giebt oft überraschende Aufschlüsse über schwierige Fragen der allgemein französischen oder localparisischen Lautbildung und Orthographie. Die Lautverbindungen ai, au, eau, ei, eu, oei, oi, ou, ui, alsdann die Consonanten werden abgehandelt. Wir erfahren u. a. dass der Uebergang von ai in e féminin in faisons u. s. w. aus der Pariser Volkssprache in die allgemeine Aussprache eingedrungen ist, dass noch heutigen Tages in Paris biau, batiau, chapiau etc. gesprochen wird, dass oi von jeher in Paris stets beliebt und aufs mannichfaltigste nūancirt war. Der Verfasser widmet diesem „Bivocale“ einen längeren Abschnitt. Er weist nach, dass vom 11. bis zum 15. Jahrhundert dafür das normannische ei vielfach üblich war, dass dieses jedoch vom Beginn des 16. Jahrh. an aus allen denjenigen Wörtern in denen jetzt oi steht, wieder entfernt wurde, dagegen in den imparfaits und conditionnels, sowie auch in einigen anderen Formen, wo normannisches ei nie üblich gewesen war, wie connaitre, harnais, durch ai ersetzt wurde. Die Einführung dieses ai aber war eine Wiedereinführung. Dasselbe ist bereits im 11. Jahrhundert nachgewiesen, was allerdings Voltaire nicht wusste. Es ist ein Compromiss zwischen oi und ei. Kam so, von diesem ai abgesehen, das volksbeliebte oi wieder zu seinem Rechte, so treten andererseits im 16. Jahrh. gewichtige Grammatikerstimmen erfolgreich dessen missbräuchlichen Anwendungen entgegen, so Palsgrave, Geoffr Tory, Jacques Dubois, Louis Meygret, Ramus. Noch im heutigen Sprachgebrauch sind Spuren jenes langen orthoepischen Kampfes vorhanden, denn neben Anglais, Français sagt man Hongrois, neben Dijonnais und Lyonnais: Quimperois und Saumurois, neben Morbihannais und Ardennais: Champenois und Blesois. „La contume est une femme, il ne faut pas lui demander compte de ses caprices.“ Nach Henri Estienne und Maupas wäre die weichliche Aussprache des oi wie ai auf Rechnung der seit dem 16. Jahrhundert zahlreich in Paris anwesenden Italiener zu setzen, was nicht gerade wahrscheinlich. Die Aussprache oé begegnet am frühesten am Ende des 12. Jahrh., sie griff ebenfalls immer mehr um sich und kam, namentlich durch den Hofgebrauch, so zur Geltung, dass sie sich bis in die Revolutionszeit hielt und sogar noch am Hofe Ludwigs XVIII. und Karl X. Liebhaber hatte. Sie hat ihre Heimat in der Touraine, welche bekanntlich auch jetzt noch in orthoepischem Ansehen steht. *Consonanten:* Für *b:* r z. B. surmerger; für *c:* g z. B. ganif; für *d:* j oder g z. B. tarjer; für *di* immer *gui* z. B.: Guieu (Dieu), guiable (diable), niederburgundischen Ursprungs; für *g:* c z. B. vacabond; g schwindet z. B. in siner, compagnie; *h* tritt ein in pahis (pays) ahider (aider), tritt vor ahuri: hahuri, vertritt g in blaoux, hodelureau, henilles; *l* nach f und vor e wird von f progressiv assimiliert: giroffe; es wird zu i: piace, paisir (wie italienisch); im An- und Inlaut zu n: nune, orphenin, zu r: mérancolique, région (légion), zu s: filleuse, zu u: queu, es wird moullirt z. B. in maillice; *m* zu b: flambe, enflamber (flamber ist beibehalten worden); *n* im An- und Inlaut wird l: envelimé, relommé, lapolitin, es wird zu r in irhumain, en vor Vocal giebt sein n dem folgenden Wort: il se nest allé, on ma na parlé; *p* vor n wird zu fi; triomfle; *qu* wird ci: autenticle, bouticle, musique, maniacle, Pasqles; *r* wird zu l: désalteur (déserteur), paller, zu s oder z, burgundischen Ursprungs (die Schüler von Bourges sprachen: Muza mihi cauzas memosa quo numine laeso), z. B.: craize (croire), gaze (guerre), ordse (ordre), Pazi (Paris), psince (prince), césimonie, psomener (so reimte cerise auf écrire). Die Antipathie gegen den

r laut herrschte noch unter Ludwig XIII., der nie anders als Pabis sprach, wie denn sämtliche französische Bourbonen mit dieser „blésité parisienne“ behaftet waren. Noch unter dem Directorium und dem Consulat erneuerten die „beaux“ der Zeit diese kindische Sprechweise. *s* geht über in *z*: Jezu Masia zaizon (saison) paziziau, prézidan, au' zenfans, dé 'zeux, in ch: chifflet; *t* in *d*: dragédie, es assimilirt sich vorangehendem *s*: artisse, Cusse, in qu vor *ié*, *ia*, *ier*, *iau*, *ieu*, *ion*, *eo*, *eau*: anquier, créquien, quiologien, es wird in der dritten Pers. des Plur. vor Consonanten stumm, was jetzt allgemeiner Gebrauch ist. *v* wird *f*: missife, canif, letzteres jetzt correct, *x* vielfach *s*: espert, prétesse (vom vulg. lat. praetexum, wie laisse von laxare), noch heute vorkommend. *ex* wird zuweilen ins: inscommunication. — p. 48—56. *Thil-Dorrain, analyse littéraire du songe d'Enée* (suite) III du style, des sentiments et des pensées, ou appréciation esthétique de ce morceau. Eingehende ästhetische Analyse mit Heranziehung mehrerer Aeußerungen Chateaubriands. Nicht ohne Feinsinn. — *Correction d'un passage de l'Agricola de Tacite*. cap. 36 wird gelesen: maximeque equestris jam nunc pugnae facies erat, cum aegre diu ante stantes simul — impellerentur. — p. 57—68. *Sur la simplification de l'enseignement de la géométrie par l'emploi de la méthode des limites*. — p. 69—73. Rühmende Anzeige von J. J. Thonissen, Étude sur l'histoire du drois criminel des 'peuples anciens von J. S.

### Höpfner und Zacher. Zeitschr. für Deutsche Philologie.

IV. Band. 1. Heft 1872.

S. 1—30. Ignaz Harcyk. Zu Lamprechts Alexander. Weismann und Holtzmann halten den Text von Lamprechts Alexander, wie er uns in der Strafsburger Handschrift vorliegt, für den ursprünglicheren, die Vorauer (V) enthalte dagegen einen abgekürzten und verstümmelten. Indes sind die Gründe Holtzmanns nicht stichhaltig; er hat besonders darin gefehlt, dass er die romanische Quelle (O), von A. Rochat veröffentlicht, nicht zu Rathe gezogen hat. Durch sie ist eine Bestimmung des Verhältnisses beider Handschriften möglich. Stellt man nämlich die Verse, die in der Strafsburger (S) und in V verschieden lauten, mit dem Original zusammen, so stimmt V in den meisten und entscheidenden Fällen mit O überein, während S gewöhnlich einen breiteren und ausgedehnteren Text bietet. Daraus folgt, dass V einen älteren Text hat, ohne dass sich etwa S daraus ableiten lässt. Es scheint vielmehr alles dafür zu sprechen, dass wir zwei Recensionen eines deutschen Textes vor uns haben, deren eine (V) meist gedrängter und kerniger, mitunter aber auch (und dies ist höchst wichtig) ausgedehnter und weitschweifiger als die andere ist. Einzelne Beispiele dienen zur Erläuterung. Wenn wir nun auch zwei Recensionen haben, so ergibt eine genaue Vergleichung der Unterschiede das Resultat, dass die Quelle von S dem deutschen Archetypen näher zu stehen scheint, obwohl S selbst jünger ist als V. S hat durchweg einen glatteren Versbau, V bietet nur gereimte Prosa. In S fallen gewisse Mittel auf, die der Verfasser angewandt hat, um größere Geschmeidigkeit und bequemere Reime zu erlangen; so inhaltsleere Flickzeilen, zahlreiche Bethuerungen der Wahrscheinlichkeit, häufige Berufungen auf die Quelle. Eine Tabelle macht die Verschiedenheit beider Handschriften in allen diesen Beziehungen anschaulich. Bei dem Streben, die Sprache durch erweiternde Ausschmückung zierlicher zu gestalten, laufen in S öfter auch Missverständnisse unter, die zum Theil recht stark sind. — Den zweiten Theil haben wir nur in S, und da ist das Urtheil

befangener; es lässt sich nur vermuthen, dass die Citate aus der Bibel, die überhaupt der deutschen Bearbeitung eigenthümlich sind, in ihrer weitschweifigen Breite dem Verfasser von S zuzuschreiben sind; einen weiteren Maßstab würde eine kritische Ausgabe des *liber de proeliis* abgeben. Da die Straßburger Handschrift in die Zeit, die der mittelhochdeutschen Dichtung vorhergeht, fällt, so ist es interessant, den Sprachgebrauch derselben darauf hin zu prüfen. Nachdem der Verf. einzelne Wörter und Wendungen besprochen hat, schließt er mit der zusammenfassenden Bemerkung, dass das Gedicht zwar auch mit dem Volksepos manches gemein habe, in mehreren Beziehungen aber viele Aehnlichkeit mit der höfischen Dichtung, namentlich mit Heinrich von Veldeke aufzeige. — S. 30—31. *O. Jänicke, Worterklärungen*. 1. *Dahe* that ein kurzes a, wie u. a. deutlich zeigt, „Täschenschreiber“, spöttische Bezeichnung für Dorfschreiber. 2. *rate*, nhd *rade* mit kurzem a (cf. *ratte* und einmal im Reim auf *gaten*). 3. *geislitz* war auch der Name eines Fisches, der sonst, wie Zacher S. 32 hinzufügt, Aland oder noch anders heißt; es war eine wenig geachtete Karpfenart. — S. 33—48. *W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur*. In Wackernagels Nachlass fand sich eine Fortsetzung der Litteraturgeschichte, es sind 5 Paragraphen, die in die neue Ausgabe nicht aufgenommen werden sollen, aber der Veröffentlichung wohl werth sind. Sie charakterisiren das siebzehnte Jahrhundert und zwar enthält § 114 Ausländerei. Fruchtbringende Gesellschaft. Studien des Deutschen. § 115. Litteratur. § 116. Prosa. § 117. Lyrik, Didaktik, Gelegenheitsdichtung. § 118. Epik. — S. 49—69. *J. W. Schulte, Zum Heliand. I. Zur Heliandfrage*. Du Chesne hat, wie Verf. nachweist, die *praefatio* in *libram antiquum lingua Saxonica conscriptum* nicht, wie Windisch behauptet, einer Handschrift entnommen, sondern dem *catalogus* des Flacius Illyricus; er hat seinerseits noch eine 2. Ueberschrift hinzugefügt. Wie gewöhnlich bei den schon gedruckten Stücken, hat er hier die Quelle nicht genannt; es mag noch der Umstand hinzugekommen sein, dass das Buch des Flacius in Frankreich verdächtig war. Woher hat nun Flacius die *praefatio*? Stammt sie aus einer Handschrift? Verf. weist überzeugend nach, dass dieselbe unecht sei; denn der angebliche Urheber weiss als Zeitgenosse Ludwigs des Frommen sehr wenig von jener Zeit; er liefert keine eigentliche Vorrede, sondern eine Erzählung; auch von dem Dichter des Werkes weiss er als Zeitgenosse keine bestimmten Nachrichten zu geben. Dazu verräth die Auffassung der sprachlichen Verhältnisse große Unsicherheit und Unkenntnis der Bildungszustände jener Epoche. Nimmt man die auffallende Uebereinstimmung der *praefatio* und der *versus de poeta* mit dem Bericht Bedas über Caedmon hinzu, erwägt man, dass die Beschreibung des großen Dichterwerkes in wesentlichen Punkten nicht auf den Heliand, wohl aber auf Otfrid und theilweise auf Caedmons Werk passt, erinnert man sich des Verfahrens, welches Flacius bei seiner Zusammenstellung einschlug, so ist es kaum möglich, an der Unechtheit der ganzen *praefatio* zu zweifeln und zu der Gewissheit zu gelangen, dass Flacius die eigenthümlichen, nicht recht deutlichen Nachrichten, welche ihm sein Agent Marcus Wagner nebst den *versus de poeta et interprete huius codicis* über ein angelsächsisches Werk (Caedmon) zukommen liefs, in eigener Weise in jener Vorrede combinirte und die *versus de poeta* daran schloss. Darnach stammt also die *praefatio* aus der humanistischen Zeit, deren Gepräge die Sprache auch in vieler Hinsicht trägt. II. *Zu den Quellen des Heliand*. Die Hypothese Beringers, dass dem Heliand das Werk des marcionitisch gesinnten Tatian zu Grunde liege,

ist haltlos, wie eine Prüfung der von B. angezogenen Stellen ergibt. — S. 70—71. *Fr. Bauer*. 1. *Müssiggänger*. Dieses Wort kommt in der Bedeutung „geschäftlose, theils freie Grundbesitzer, theils fürstliche Dienst- und Lehensleute“ schon in mittelhochdeutscher Zeit vor, wie das Freiburger Stadarchiv (13. Jahrh.) beweist. 2. *Schlangen- und Krötenjagen*, ein eigenenthümlicher, heidnischer Brauch in der unteren Ortenau (Baden), noch heute am Vorabend von Petri Stuhlfeier (22. Februar) von Dorfjungen abgehalten. — S. 71. *R. Arnoldt*. Zu *Reinmar*. *MSF 151, 24*. Die Lücke in diesem Verse ist offenbar nach Walther 52, 24 also zu ergänzen:

wā nēme si so boesen rāt  
daz si an mir als harte missetzete.

S. 72—81. *Leo Meyer*. Zu *Tacitus Germania*. 1. c. 2. *adversus Oceanus*. Die Ansichten der meisten Ausleger, Uebersetzer u. s. w. werden als unmöglich nachgewiesen und gezeigt, dass *adversus* „feindlich“ heisse. 2. In c. 5 ist *haud perinde* in den Worten *possessione et usu haud perinde afficiuntur* ganz unrichtig mit nicht sonderlich u. dergl. von Schweizer und vielen anderen wiedergegeben. Der Zusammenhang giebt den Sinn aufs bestimmteste an die Hand; aber an seinem Besitze (Gold und Silber) erfreuen sie sich nicht in derselben Weise [natürlich „wie am Vieh“ (das kurz vorher erwähnt ist); denn das sind allezeit ihre liebsten Schätze]. — S. 81—82. *Maurer*. Die älteste *Cetologie*. Die von Lappenberg nach der Lindenbruchsachen Handschrift mitgetheilte Notiz über die in den nordischen Meeren vorkommenden Walfische stammt aus dem altnorwegischen Koenigsspiegel, welcher dieselben Namen enthält. Dieser reicht bis in das 13. Jahrhundert hinauf. — S. 83. *Zingerle*. *Swübel*. In Tirol wird dieses Wort noch heute vom Volke gebraucht für Schlüssel (doch aus Holz); selbst im tropischen Sinne kommt es vor. So heißen hinkende Leute oder Thiere einfach „swübel“ oder man sagt: er ist krump wie ein swübel. Dadurch erhält auch der Vers 80 in Uebels weib seine Erklärung. — S. 84—94. *Steinmeyer*. 1. Anzeige von *J. Grimm*. *Deutsche Grammatik*. Zweite Auflage besorgt von W. Scherer. 2. Sehr ausführliche Recension von *A. Holtzmann*. *Althochdeutsche Lautlehre*. Ihre Tendenz und leitende Gesichtspuncte vermag Rec. nicht zu billigen. 3. Kurze Besprechung von *M. Heyne*. *Kurze Grammatik der altgermanischen Dialekte*. 4. *K. A. Hahn*s *Althochdeutsche Grammatik*. Dritte Auflage besorgt von *Zeitleles* wird angezeigt und auf Einzelnes eingegangen. — S. 94—103. *Brandes*. Ausführliche Inhaltsangabe von *Müllenhoff*. *Deutsche Alterthumskunde I*. Recensent hebt den Werth des Werkes hervor, kann aber auch nicht umhin, manches als weniger gelungen und für eine Germanische Alterthumskunde nicht recht geeignet zu bezeichnen. — S. 103—107. *O. Jaenicke*. *Anzeigen* 1) von H. Paul. Ueber die ursprüngliche Anordnung von *Freidanks Bescheidenheit*, 2) von H. Lemcke. *Freidanks Bescheidenheit* deutsch und lateinisch nach der Stettiner Handschrift. — S. 107—115. *W'oeste*. Anzeige von *Schiller und Lübben*. *Mittelniederdeutsches Wörterbuch*. W. liefert verschiedene Nachträge aus Quellen, die den Verfassern nicht zu Gebote standen und empfiehlt das Buch den Fachgenossen. — S. 115—120. *Zupitza*. Recension von *F. G. Bergmann*. *Le message de Skirmir et les dits de Grimmir*. Obwohl das Buch nicht ohne Anregung sei, so hindern die vielfachen Mängel doch die volle Entfaltung seines Werthes und seiner Wirkung. — S. 120—Ende. *Redlich*. Anzeige von *W. Herbst*. *Johann Heinrich Voss I*. Einige Versehen werden bemerkt, im übrigen das Buch aber sehr gelobt.

# ERSTE ABTHEILUNG.

---

## ABHANDLUNGEN.

---

### Zur Reform des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen.

#### Erster Artikel.

Es ist eine in den letzten Jahren vielfach ausgesprochene Klage, daß die Erfolge des lateinischen Unterrichts zu dem ihm gewidmeten Zeit- und Kraftaufwande in einem keineswegs erfreulichen Verhältnisse stehen. Auch dem Verfasser der vorliegenden Blätter hat sich während einer neunjährigen amtlichen Wirksamkeit, in welcher er einerseits als Lehrer diesen Unterricht in sämtlichen Gymnasialclassen und zwar stets mit der überwiegenden Zahl seiner Lehrstunden ertheilte, andererseits als Leiter an zwei verschiedenen Anstalten grade diesem Lehrgegenstande fort-dauernd ein besonderes Interesse zuwandte, mit immer größerer Bestimmtheit die Ueberzeugung aufgedrängt, daß bei einer anderen Methode weit günstigere Resultate sowohl in Bezug auf die Leichtigkeit des Verständnisses der Autoren als rücksichtlich der durch die grammatische Schulung zu gewinnenden formalen Bildung sich würden erzielen lassen. Was aber von den Gymnasien gilt, läßt sich im großen und ganzen ohne Zweifel auch von den Realschulen behaupten. Denn soweit die aus dem Kreise jener Schwesteranstalten laut gewordenen Ansichten und Wünsche erkennen lassen, besteht in dieser Beziehung zwischen ihnen und den Gymnasien nur ein durch die geringere Stundenzahl bedingter quantitativer, jedoch kein qualitativer Unterschied. Obwohl nun diese

Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer nicht unwesentlichen Aenderung der an unseren höheren Anstalten hergebrachten Lehrweise des lateinischen Unterrichts mir bereits seit mehreren Jahren feststand\*), so trug ich doch Angesichts der grade auf pädagogischem Gebiete so nahe liegenden Gefahr einer übertriebenen Werthschätzung der eigenen subjectiven Meinung und Erfahrung längere Zeit Bedenken die bereits vorhandenen methodischen Versuche um einen neuen zu vermehren und so mit einem eigentlichen Reformplane vor die Oeffentlichkeit zu treten. Verschiedene Umstände indessen bestimmten mich allmählich diese Bedenken fallen zu lassen. Zunächst wurden in neuerer Zeit in Bezug auf einzelne dabei in Betracht kommende Fragen von mehreren beachtenswerthen Seiten her Ansichten und Vorschläge ausgesprochen, welche mit demjenigen, was sich mir als das Richtige ergeben hatte, vollkommen übereinstimmten, ohne dafs dabei eine ineinandergreifende Verbindung dieser Einzelheiten und eine consequente Durchführung derselben versucht worden wäre. Andererseits aber schien mir der immer deutlicher zu Tage tretende Schaden nicht wenige nachdenkende Schulmänner auf Projecte zu führen, deren Verwirklichung die Solidität der Grundlage unseres gesammten höheren Unterrichts ernstlich bedrohen mußte. Endlich aber fügte es sich in einer überaus glücklichen Weise, dafs ich auf meinem Lebenswege mit einem Berufsgenossen zusammentraf, dessen Mitwirkung bei einem etwaigen derartigen Unternehmen die wesentlichste Förderung desselben in Aussicht stellte. Dieser Sachlage gegenüber erschien es mir beinahe als eine Pflicht von allen Bedenklichkeiten abzusehen und unter vorläufigem Verzicht auf liebgewordene wissenschaftliche Pläne mich den zur Durchführung jener Methode nöthigen Ausarbeitungen zu unterziehen.

Der Gesammtplan, den ich in Folge dieser Entschliessung der Prüfung der Fachgenossen vorzulegen gedenke, umfaßt folgende drei Theile:

Erstens: Vier für die beiden unteren und mittleren Classen der Gymnasien und Realschulen berechnete Hilfsbücher unter dem Titel: „Lateinische Wortkunde im Anschluß an die Lecture.“ Die für Quarta und Tertia bestimmten Abtheilungen

---

\*) Einem Theile dieser Ansicht habe ich vor drei Jahren auf der vierten pommerschen Directorenconferenz bei Gelegenheit der Berathung über „Zweck und Methode des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen“ in der Kürze Ausdruck gegeben. Vgl. die Verhandlungen derselben (Stettin 1870, in Commission bei Léon Saunier) S. 41 u. 42.

werden im Laufe des Sommers erscheinen, die für Sexta und Quinta wo möglich binnen Jahresfrist nachfolgen.

Zweitens: Drei für dieselben Classen mit Ausschluss der Tertia bearbeitete Lateinische Lesebücher. Der Verfasser des der Stufe der Quarta angefasten Buches mit dem Titel *Nepos plenior* ist mein zu Ostern d. J. an das Gymnasium zu Potsdam übergehender College, Oberlehrer Ferdinand Vogel. Dasselbe wird gleichzeitig mit den zuerst erscheinenden Curssen meiner Wortkunde in den Buchhandel kommen. Der für Quinta bestimmte Theil, welcher gemeinschaftlich von Herrn Oberlehrer Vogel und mir bearbeitet wird, soll ebenso wie der für Sexta zugleich mit den entsprechenden Curssen der Wortkunde ausgegeben werden. Den Verlag dieser sämtlichen Bücher hat die Weidmannsche Buchhandlung übernommen.

Drittens: Eine in dieser Zeitschrift erscheinende Darstellung der bei der Ausarbeitung jener Bücher befolgten Principien und der in Bezug auf Abänderungen der Unterrichtsweise zu machenden Vorschläge. Rücksichtlich des *Nepos plenior* sind von dem Verfasser desselben in der ausführlichen Vorrede die nöthigen Auseinandersetzungen gegeben.

Der vorliegende Erste Artikel meines Aufsatzes wird sich nach einigen allgemeinen Erörterungen über den Plan einer Lateinischen Wortkunde im Anschluss an die Lectüre vorzugsweise mit dem für Tertia bestimmten Theile derselben beschäftigen.

Der für den gemeinsamen Haupttitel aller vier Curse gewählte Ausdruck soll zunächst darauf hinweisen, daß die Worte und Wortverbindungen, wenn sie dem Schüler zuerst entgegen treten, nicht aus ihrem natürlichen Zusammenhange herausgerissen, sondern gleichsam als lebendige Glieder des Satzorganismus erfaßt werden sollen; daß der Faden, an welchem die zu memorirenden Vocabeln aufzureihen sind, weder die rein zufällige Ordnung des Alphabets, noch irgendwelche theoretisch aufgestellte Kategorien sein sollen, sondern der natürliche Fluß der Rede, wie er der unmittelbaren Anschauung des Knaben sich darbietet. Zunächst soll also die Zersplitterung des Unterrichts, über welche bei der Benutzung von Vocabularien bisher von den verschiedensten Seiten her und auf Grund umfassender Erfahrungen Klage geführt worden ist, durch das in den angekündigten Büchern eingeschlagene Verfahren vermieden werden. Auf der anderen Seite hat nun aber die Erfahrung ebenso unzweifelhaft dargethan, daß



das Bestreben die Vocabeln ohne jedes Vocabularium ausschliesslich durch Einprägung bei der Lectüre zum festen Besitz der Schüler zu machen, in der Praxis fast immer ein frommer Wunsch geblieben ist. Denn gelingt es auch einmal einem eifrigen und geschickten Lehrer die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich dem Vocabellernen entgegenstellen, sobald die durch zahlreiche Irrthümer und Ungenauigkeiten entstellten Präparationshefte der Schüler zur Grundlage desselben gemacht werden, so ist es doch selbst bei der sorgfältigsten Bemühung des Lehrers kaum möglich, auch nur das in derselben Classe bereits Gelernte bei dem Neuzulernenden immer in der zweckmässigsten Weise zur Hand zu haben. Vollends in der folgenden Classe muſs bei einem neuen Lehrer der früher angeeignete Vocabelschatz mehr oder weniger ein todter Besitz bleiben und in Folge dessen bald zu einem nicht geringen Theile der Vergessenheit anheimfallen, da keine Fachconferenzen, keine Organisation eines noch so planvoll in einander greifenden Räderwerks im Stande sein wird, den Lehrer einer höheren Classe bis ins Einzelne hinein mit dem von seinen Collegen in den vorhergehenden Classen Durchgenommenen bekannt zu machen und es zu stets schlagfertigem Gebrauche bereit zu stellen. Diese unverkennbaren Uebelstände waren es, welche, nachdem man namentlich im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts das abstracte Vocabellernen als todten Schematismus perhorrescirt hatte, 1852 Döderleins „Vocabularium für den lateinischen Elementarunterricht“ hervorriefen und nach einer auf Wieses Antrag erfolgten Besprechung in der pädagogischen Section der Altenburger Philologenversammlung im Jahre 1854, zu dem Ministerialrescripte vom 10. April 1856 Veranlassung gaben, in welchem neben der festen Einprägung der in der Grammatik und den Lesestücken vorkommenden Vocabeln „doch auſserdem, in Betracht der Nothwendigkeit empirischer Grundlagen beim ersten Unterricht, und für die Zeit der grössten Willigkeit des Gedächtnisses, ein methodisches Vocabellernen“ sehr empfohlen wurde.

Es sind demnach unverkennbar zwei Strömungen, in welche die Ansichten erfahrener Schulmänner in Bezug auf die Aneignung des Vocabelschatzes auseinandergehen. Die einen sind mit Entschiedenheit gegen besondere Vocabularien und fürchten von einer Benutzung derselben eine noch gröſsere Isolirung der einzelnen Unterrichtszweige, als sie schon ohnedies zu beklagen sei. Die anderen bestreiten, daſs die Benutzung der Lectüre für diesen Zweck ausreiche und verlangen methodisch bearbeitete Vocabularien.

Dieser Gegensatz ist in besonders anschaulicher Weise bei den Verhandlungen sowohl der fünften preussischen Directorenconferenz 1868 als der vierten pommerschen 1870 zu Tage getreten. Als eine Lösung des Streites wurde in beiden Versammlungen ein in engem Anschluß an die Lectüre gearbeitetes Vocabelbuch bezeichnet. „Die Aufgabe ist vorhanden, aber die Lösung wird noch immer erwartet“, sagte \*) zu Stettin der Correferent für die Gymnasien auf Grund der von den pommerschen Lehrercollegien eingesandten Gutachten. In ähnlichem Sinne bemerkt Schrader in seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre“:\*\*) „Es hat wahrlich keine Schwierigkeiten, die Schüler über die Bedeutung der Ableitungsformen *osus, ax, ilis*, der *Frequentativa, Desiderativa, Inchoativa* und ähnlicher aufzuklären. Am besten würde es freilich sein, wenn dieser Memorirstoff mit Rücksicht auf das Lesebuch und als Anhang zu demselben bearbeitet wäre, da hierdurch der gesammte Unterricht an Einheit gewinnen würde. Ist dies nicht der Fall, so hat der Lehrer selbst seine Sammlungen im Anschluß an das Lesebuch anzulegen; denn die innere Verbindung der Unterrichtsbestandtheile muß erhalten bleiben.“

Den hier erwähnten Wünschen glaubt der Verfasser mit seinem Unternehmen entgegengekommen zu sein. Denn in allen vier Cursen dieser Wortkunde ist als Hauptprincip der Grundsatz befolgt worden, daß das den Schülern durch die Lectüre Bekanntgewordene in mannigfach gruppirender Weise im Anschluß an das aus der Lectüre Neuzuerlernende wieder vorgeführt wird. Dieser Grundsatz stützt sich auf die einfache psychologische Thatsache, daß alle menschliche Erkenntnis auf der Apperception beruht, d. h. auf derjenigen Geistesthätigkeit, durch welche wir das Neuwahrgenommene in Verbindung bringen mit dem früheren Besitzstande unseres Geistes. Die Art dieser Apperception kann eine sehr verschiedene sein. Es können mir z. B. bei einem Worte auf *a, us, o, io* u. s. w. andere Wörter derselben Endung in ganz äußerlicher Weise einfallen und mir dadurch das Merken des neuen erleichtern; ich kann aber auch, wenn ich zum ersten Mal *facilis* höre und der Zusammenhang des Satzes mir zeigt, daß es „leicht“ bedeutet, an *facere* erinnert werden und durch die Uebersetzung „thunlich“

\*) Vgl. Verhandlungen der pommerschen Dir.-Versammlung 1870 S. 26.

\*\*) S. 357 der ersten Auflage.

mir den Besitz dieses Wortes und seiner Bedeutung sichern. Dasselbe Wort *facilis* aber wird einem aufmerksamen Schüler halb unbewußt andere Adjectiva auf *ilis*, die ihm früher begegnet waren, mit ihrer Bedeutungsähnlichkeit ins Gedächtnis rufen und ihn so einerseits lehren, welche Bedeutung der Stamm *fac* mit dieser Ableitungssilbe *ilis* angenommen hat, andererseits aber auch auf die Abstraction hinleiten, daß also Adjectiva auf *ilis* die Möglichkeit der mit dem Stamm bezeichneten Handlung ausdrücken. Diese gruppierende Geistesthätigkeit, mag sie nun unwillkürlich oder unter sachkundiger Anleitung geschehen, kann aber ferner auch die verschiedenartigen Verbindungen des Wortes ins Auge fassen und, wenn z. B. *bellum ducere* vorkommt, das früher dagewesene *bellum gerere* zum Gegenstand der Ideenassociation machen. Endlich — und dies scheint bisher für die Schule noch nicht die nöthige Beachtung gefunden zu haben — bietet für den etwas gereifteren Geist die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen eines und desselben Wortes einen Gesichtspunkt für äußerst instructive Zusammenstellungen, wie sie weiter unten an einem Beispiel erläutert werden sollen. Das Gemeinsame der hier angedeuteten Unterrichtsweisen ist der strenge durchgeführte doppelte Grundsatz, daß erstens Gleichartiges zusammengefaßt wird und daß zweitens dieses Gleichartige immer nur aus dem bereits bekannten Wissensgebiete entnommen wird, mit einem Worte: die gruppierende Repeatingmethode.\*)

---

\*) Ueber die „gruppierende Unterrichtsmethode“ vgl. das treffliche Programm von Gustav Schimmelpfeng, Marburg 1865. Neuerdings hat der Verfasser des Buches „über nationale Erziehung“ Leipzig 1872 ein ähnliches Verfahren in Bezug auf die Aneignung der grammatischen Kenntnisse in Vorschlag gebracht. Es gereicht mir zu nicht geringer Freude, daß ich in vielen Punkten mit den von dem Verfasser dieses bedeutenden Buches ausgesprochenen Ansichten vollkommen übereinstimme. Bei manchen der dort vorgetragenen Principien muß ich allerdings bekennen auf einem durchaus entgegengesetzten Standpunkte zu stehen. Beispielsweise würde ich dem auf S. 16 rühmend erwähnten achtjährigen Söhnchen, welches erklärte „Vater, in die Schule gehe ich nicht mehr“, meinerseits mit dem Erziehungsgrundsatz meines Urgroßvaters, des Wandsbecker Boten Matthias Claudius, geantwortet haben, so „urgroßväterlich“ auch ein solches Verfahren gegenüber der dort vertretenen nordamerikanischen Anschauungsweise erscheinen möchte (M. Claudius Werke II S. 43 der 8. Aufl.: „Das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, und der am besten vor der Hand mit Fidecommiß belegt wird, bis sie zu Verstand kommen. Dann mögen sie ihn finden und einsäckeln, und uns im Grabe danken.) Nichtsdestoweniger glaube ich das in hohem Grade anregende und vielfach den

Es leuchtet ein, daß dieses didaktische Verfahren einen dreifachen sehr erheblichen Vortheil bietet. Erstens: das Erlernen des Neuen wird wesentlich erleichtert, indem es durch die Ideenassociation dem bereits Bekannten sich anhängt, wie einem an der Magnetenadel schwebenden Bündel Eisenstäubchen jedes in die Nähe gebrachte gleiche Stäubchen sich anfügt und von der Kraft des Ganzen durchströmt nicht nur an demselben festhält, sondern auch seinerseits den Anziehungsprozeß wiederholt. Zweitens: das bereits Gelernte wird in einer alles Mechanische und Langweilige vermeidenden Weise wieder und immer wieder repetirt und so jener mehr gepriesenen als befolgten Studienregel zu ihrem Rechte verholfen. Drittens: Es wird von der ersten Unterrichtsstufe an die Induction geübt, der Geist von dem Besonderen auf das Allgemeine hingeleitet, was wiederum in zweifacher Weise sich nützlich erweist, insofern nicht nur das positive Wissen bereichert, sondern auch eine der wichtigsten Geisteskräfte entwickelt wird.

Das hier dargelegte Princip bildet die gemeinsame Grundlage sämtlicher Abtheilungen des für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien und Realschulen berechneten Werkes. In welcher Weise aber Stoff und Methode für die einzelnen Classen abgestuft und modificirt worden ist, wird sich in vorläufig ausreichendem Maße aus folgender Uebersicht der Titel der für die einzelnen Classen bestimmten Curse erkennen lassen:

**Erster Cursus für Sexta:** Das Wort nach seiner grammatischen Endung, oder „Grammatisches Vocabularium im Anschluß an Perthes' Lateinisches Lesebuch für Sexta.“

**Zweiter Cursus für Quinta:** Das Wort nach seiner Endung und Ableitung, oder „Grammatisch-Etymologisches Vocabularium im Anschluß an Perthes' und Vogels Lateinisches Lesebuch für Quinta.“

**Dritter Cursus für Quarta:** Das Wort nach seiner Ableitung und Verbindung, oder „Etymologisch-Phraseologisches Vocabularium im Anschluß an Vogels Nepos plenior.“

**Vierter Cursus für Unter- und Obertertia:** Das Wort nach seiner Ableitung, Verbindung und Bedeutungswandelung. Das Wort im Zusammenhang des Satzes und nach seiner Be-

---

Nagel auf den Kopf treffende Werk dem ernstlichsten Studium jedes Schulmannes empfehlen zu müssen.

ziehung zu wörtlicher Uebersetzung und sinngetreuer Verdeutschung, oder „Lateinisch-Deutsche vergleichende Wortkunde im Anschluß an Cäsars Bellum Gallicum\*), ein Hilfsbuch für den lateinischen und deutschen Unterricht.“

Was die Benutzung dieser Bücher auf Realschulen betrifft, so sei hier in aller Kürze Folgendes bemerkt. Soweit der Verfasser durch das Studium der bezüglichen Litteratur sich ein Urtheil zu bilden im Stande war, möchte er sich der Ansicht derjenigen Realschulmänner anschließen, welche im Interesse der Concentration des Unterrichts den Wunsch hegen, daß das Lateinische in den Classen VI bis IIIa incl. mit acht Stunden wöchentlich bedacht werde, in den oberen Classen dagegen entweder ganz wegfallende oder nur wenige Stunden zugewiesen erhalte. Die bezeichneten Bücher würden indessen, wie der Verfasser glaubt, auch bei der gegenwärtig angesetzten Stundenzahl mit größerem Nutzen als die meisten der jetzt üblichen lateinischen Uebungsbücher in der Realschule gebraucht werden können.

Soviel über den Gesamtplan der „Lateinischen Wortkunde im Anschluß an die Lectüre.“ Wir wenden uns nunmehr zu einer specielleren Darlegung der bei der Ausarbeitung des vierten Cursus derselben maßgebend gewesenen Gesichtspunkte.

Zunächst ist die Etymologie, welche in dem für Quinta bestimmten Cursus vorzugsweise, in dem für Quarta zu einem großen Theile den Gruppierungen zu Grunde gelegt ist, auch noch bei dieser Abtheilung überall da, wo sie das Behalten des Wortes erleichtert oder das genauere Verständnis der Bedeutung desselben vermittelt, nicht unberücksichtigt geblieben. Sodann sind die stehenden Wortverbindungen, die sogenannten Phrasen, welche das Hauptpensum des Quartacursus bilden, auch hier aus dem Texte des Schriftstellers ausgehoben und in ausgedehnter Weise als Repetitionsstoff verwandt worden. Um die Selbstthätigkeit des Schülers anzuregen ist aber auf dieser Stufe noch mehr als früher das Verfahren beobachtet worden, daß Redewendungen, deren Sinn und deren echt deutsche Uebersetzung der Schüler selbst zu ermitteln vermag, da wo sie zuerst vorkommen übergegangen und erst an einer späteren Stelle repetitionsweise vorge-

---

\*) Es wird gestattet sein, statt des umständlichen „im Anschluß an Cäsars commentarii de bello Gallico“ diesen abgekürzten Ausdruck zu gebrauchen.

führt werden. Hiernach ist z. B. *in armis esse* „unter den Waffen stehen“ weder 1, 49, 2 noch 2, 3, 4 erwähnt worden, während zu 3, 28, 1 jene beiden Stellen sich wieder abgedruckt finden. Dem gereifteren Erkenntnisvermögen des Schülers entsprechend ist aber als die eigenthümliche Aufgabe des vierten und letzten Cursus das tiefere Ergründen der Bedeutung des Wortes hingestellt und fast bei jedem Capitel des Schriftstellers im Auge behalten worden. Hierher gehört zuerst die Erkenntnis der Bedeutungswandelungen eines Wortes. Wie gedankenlos wird z. B. nicht selten das Wort *praestare* auch noch von den Schülern der oberen Classen so wiedergegeben, wie es der jedesmalige Zusammenhang ungefähr errathen läßt oder wie es das vom Schüler benutzte Hilfsmittel vorübersetzt. Geht man dagegen, wie es 2, 27, 3 geschehen, von denjenigen Stellen aus, in welchen die Grundbedeutung „vor etwas stehen“ deutlich zu Tage tritt, und reiht daran dann mit einer kurzen Andeutung einige anschauliche Beispiele mit der Bedeutung „vor einer Person oder Sache stehend für dieselbe einstehen“ oder „sie vertreten“, so wird die Uebersetzung des 1, 17, 2 vorgekommenen und nun wieder ins Gedächtnis zurückgerufenen *frumentum praestare* „das Getreide seiner Verpflichtung gemäß liefern“ nicht mehr als eine willkürliche erscheinen, sondern mit Hilfe des sich noch enger anschließenden Ausdrucks „für das Getreide einstehen“ dem Schüler vollkommen verständlich werden. Auf dieser Brücke wird er dann weiter schreiten zu der bis dahin nur mechanisch wiedergegebenen Verbindung *fidem praestare* und darin die Vorstellung erkennen, daß der die Treue Bewährende dieselbe gleichsam als ihr Vertreter zu ihrem Rechte bringt. Endlich wird das von der *Structur praestare alci alqa re* „Jmdn. in etw. übertreffen“ so weit abliegende *praesta te amicum* doch die gemeinsame Wurzel erkennen lassen, wenn die zu Grunde liegende Anschauung, daß der Angeredete in seinem äußeren Handeln gleichsam vor sein inneres Wesen hintreten und dasselbe zur Geltung bringen soll, durch Vermittelung jener anderen Vorstellungen in der Seele des Schülers lebendig wird. *Ratio* „die Rechnung“ und *ratio* „die Art und Weise“ (vgl. zu 7, 71, 9) mögen einem Anfänger kaum weniger verschieden erscheinen, als Quelle und Mündung eines Flusses dem Reisenden, der die dazwischen liegenden Länderstrecken ferne vom Stromlauf eilend zurücklegte. Wer aber, gleichsam in mühsamer Fußwanderung am Ufer des Flusses, durch alle Bedeutungsnuancen hindurch der stätigen Entwicklung des Grundbegriffes

nachgeht, der wird umgekehrt erst der Besinnung bedürfen, um neben der Identität des durch alle Einzelercheinungen sich hindurchziehenden Gemeinsamen auch der Besonderheiten gewahr zu werden. Damit aber der Schüler die von einander abweichenden Hauptbedeutungen eines Wortes scharf und bestimmt erfasse, ist die Einrichtung getroffen, daß bei allen schwierigeren Wörtern zunächst nicht die Gesamtheit aller Bedeutungen, sondern an verschiedenen Stellen verschiedene Gruppen des jedesmal Zusammengehörigen vorgeführt werden, so daß also z. B. von dem vieldeutigen Worte *fides* 4, 11, 3 die vorgekommenen Beispiele mit der Bedeutung „Vertrauen“, 4, 21, 8 zu *fidem populi Romani sequi* die mit „getreue Obhut, Schutz“ zu übersetzenden, 7, 2, 2 die mit dem deutschen „Versprechen, Ehrenwort“ wiederzugebenden sich zusammengestellt finden, während erst 7, 42, 5, nachdem die Gliederung in einzelne Gruppen hinlänglich gesichert ist, eine Generalschau abgehalten wird. Welchen Gewinn dieses scharfe Erfassen der Bedeutung eines Wortes für das Verständnis und die feste Einprägung der grammatischen Construction desselben gewähren muß, sei hier nur im Vorbeigehen erwähnt. Es ist von einsichtigen Schulmännern schon vielfach hervorgehoben worden, wie leicht sich z. B. der bei *persuadere* so oft vorkommende Fehler den *acc.* statt des *dat.* zu setzen, dadurch vermeiden lasse, daß man den Schüler gewöhnt, zuerst regelmäßig die Grundbedeutung „mit Erfolg raten“ wiederzugeben und erst dann die sich weiter entfernende Uebersetzung „überreden“ in Anwendung zu bringen. Ähnliche Beispiele werden jedem Lehrer, der hierauf geachtet, aus seiner Praxis in großer Zahl zu Gebote stehen. Jenes tiefere Ergründen aber, zu welchem in dem vierten Cursus der Wortkunde der Schüler rücksichtlich der Bedeutung des Wortes angeleitet werden soll, wird nach der Intention des Buches nicht auf die handgreiflichen Verschiedenheiten, gleichsam auf die Aeste und Zweige, in welche die Grundbedeutung auseinandergeht, beschränkt, sondern es soll auch für die feineren Verzweigungen, für den vielgestaltigen Blätterschmuck, den die Sprache, wie nach dem Bilde des römischen Dichters in den Wörtern selbst, so auch in den verschiedenen Gebrauchsweisen des einzelnen Wortes als aus einem Stamme hervortreibt, Sinn und Auge des Schülers geschärft werden. Denn nur so wird er die Sprache wirklich in ihrem Leben erfassen. So zweckdienlich auch die kahlen Aufzählungen des Wörterbuchs, die knappen Angaben der Vocabularien sein mögen, eine Kenntnis werden sie

dem eine fremde Sprache Erlernenden nie zu bieten vermögen: die Kenntnis des Wortes im Zusammenhang des Satzes.

Unsere Erwägungen sind hiermit zu demjenigen Punkte gelangt, in welchem dies neue für die Schule ausgearbeitete Hilfsbuch sich am weitesten von den bisher befolgten Methoden entfernt und daher am wenigsten zuversichtlich auf ungetheilten Beifall rechnen darf. Es ist dem Verfasser keineswegs entgangen, welchen Einwendungen die mit diesem neuen, so umfangreichen Buche in Vorschlag gebrachte, wenn auch zum Theil nur scheinbare Vermehrung des Schülerapparates voraussichtlich begegnen wird. Aber so oft er auch bei seiner Arbeit das zweifelnde Kopfschütteln mancher der an die jetzt gebräuchlichen Bücher und Methoden gewöhnten Schulmänner im Geiste voraussah, immer wieder kehrte er unbeirrt zu seiner Ansicht zurück, und durch alle Zweifel hindurch befestigte sich ihm die Ueberzeugung, daß, nachdem das Lateinische aufgehört hat, den Zöglingen höherer Schulen durch einen ausgedehnten mündlichen und schriftlichen Gebrauch und eine massenhafte Lectüre wie zur zweiten Muttersprache zu werden, ohne doch auf der anderen Seite seinen Beruf der Geistesgymnastik eingebüßt zu haben, ein Ersatz für jene verloren gegangenen Mittel am erfolgreichsten auf dem in diesem Reformplane eingeschlagenen Wege werde gewonnen werden. Man täusche sich doch nicht: Kenntnis der grammatischen Regeln und selbst die Sicherheit in ihrer Anwendung ist noch keine wahre Sprachbildung: ein wesentliches Erfordernis derselben ist die Aneignung des Sprachgefühls, und um diese zu erreichen, wird diejenige Methode die geeignetste sein, welche sich dem Wesen der Sprache selbst am engsten anschließt. Die Sprache aber besteht nicht aus Worten, sondern aus Sätzen; das Wort also wird erst dann in seinem innersten Wesen erfaßt sein, wenn es nicht losgerissen aus seinem natürlichen Verbands, sondern als Glied des Ganzen, dem es angehört, erforscht und erkannt worden ist. So wenig es aber gelingen wollte, die Vocabeln ihrer äußerlichsten Beschaffenheit nach ausschließlic durch die Lectüre zum Besitz der Schüler zu machen, so wenig wird es auf dieser höheren Stufe ausreichend sein, der zufälligen und unsicheren Erinnerung die Combination der verschiedenen Vorkommnisse zu überlassen. Es ist daher bei allen irgendwie bedeutsameren Worten des Schriftstellers, deren Sinn nicht durch das entsprechende deutsche Wort in völlig congruenter Weise wieder gegeben wird, an irgend einer,



mit Hilfe des Registers leicht aufzufindenden Stelle des Buches jeder dasselbe Wort enthaltende Satz des Schriftstellers, welcher in der vorangegangenen Lectüre vorgekommen, in solcher Vollständigkeit abgedruckt, daß die durch denselben geschilderte Situation mit voller Anschaulichkeit vor die Seele des Lesers treten und hieraus der Sinn des betreffenden Wortes unmittelbar sich ergeben muß. Ein aus dem Buche wörtlich abgedrucktes Beispiel wird das angegebene Verfahren am einfachsten verdeutlichen:

Zu 5, 28, 4

**Quod primum hostium impetum  
multis ultro vulneribus illatis  
fortissime sustinuerint** (sie gingen  
aus der Defensiv in die Offensiv über:  
nach der anderen Seite hin: ultro.)

Daß man den ersten feindlichen  
Angriff entschieden abgewiesen  
und dem Feinde noch dazu  
einen großen Verlust beige-  
bracht habe.

Interim saepe ultro citroque  
cum legati inter eos mitteren-  
tur, Ariovistus postulavit, ne  
quem peditem ad colloquium  
Caesar adduceret. 1, 42, 4....  
nach der anderen Seite hin und nach dieser  
Seite hin . . . .

Unterdessen gingen mehrfach Be-  
vollmächtigte zwischen Beiden  
hin und her. Ariovist ver-  
langte, Caesar solle kein Fußvolk  
zur Unternehmung mitbringen.

Non respuit condicionem Caesar  
iamque eum ad sanitatem re-  
verti arbitrabatur, cum id, quod  
antea petenti denegasset, ultro polliceretur.  
1, 42, 2. Vgl. \*) (er richtete seine  
Thätigkeit nach der anderen Seite  
hin, während er bis dahin von der anderen  
Seite her bearbeitet worden war.)

Caesar wies das Anerbieten nicht  
von der Hand; ja er dachte,  
Ariovist käme allmählich wieder  
zur Vernunft, da er nun von  
selbst sich zu dem erbot,  
was er früher Caesars  
Gesuch gegenüber ver-  
weigert hatte.

Hac audita pugna maxima pars  
Aquitaniae sese Crasso deditit

Auf die Kunde von dieser Schlacht  
unterwarf sich der größte Theil

\*) Mit diesem Vermerk wird darauf hingewiesen, daß an jener früheren Stelle einige Winke über die Bedeutungsentwicklung des Wortes gegeben sind. Selbstverständlich sollen dieselben in keiner Weise den Lehrer ersetzen, wie überhaupt das Buch überall die theoretische Erörterung dem Lehrer überläßt. Einige Andeutungen über die Art und Weise, in welcher das in dem Buche zusammengestellte Material in jeder Stunde etwa zu verarbeiten sei, sind in dem Vorworte desselben enthalten.

obsidesque ultro misit.  
3, 27, 1 (... nach der andern  
Seite hin = von ihrer Seite her;  
die Initiative ging von ihnen aus.)

von Aquitanien dem Crassus  
und schickte unaufgefor-  
dert Geiseln.

Hoc facto proelio Caesar neque  
iam sibi legatos audiendos  
neque condiciones accipiendas  
arbitrabatur ab iis qui per  
dolum atque insidias petita  
pace ultro bellum intul-  
lissent. 4, 13, 1.

Nach diesem Gefechte hielt es Cä-  
sar für ganz unzulässig, noch  
ferner Gesandte anzunehmen  
und Unterhandlungen fortzu-  
setzen mit Leuten, welche erst  
um Frieden gebeten und  
dann hinterlistiger und tücki-  
scher Weise ohne Veran-  
lassung die Feindselig-  
keiten begonnen hatten.

Caesar questus, quod, cum ultro  
in continentem legatis missis  
pacem ab se petissent,  
bellum sine causa intul-  
lissent, ignoscere impruden-  
tia dixit obsidesque impera-  
vit. 4, 27, 5.

Cäsar hielt ihnen vor, daß sie  
zuerst von freien Stücken  
Gesandte nach dem Festlande  
geschickt und ihn um Frie-  
den gebeten, dann aber  
ohne Ursache ihn ange-  
griffen hätten, erklärte je-  
doch, er wolle ihrer Unbeson-  
nenheit verzeihen und verlangte  
Geiseln von ihnen.\*)

In unmittelbarem Zusammenhange mit dem zuletzt erörterten Grundsatz, daß das Wort im Zusammenhange des Satzes erfaßt werden müsse, steht die auf dem Titel des Buchs erwähnte „Beziehung des Wortes zu wörtlicher Uebersetzung und sinngetreuer Verdeutschung.“ Denn wenn schon die entsprechenden Worte zweier Sprachen, abgesehen von denjenigen, welche ganz concrete Gegenstände bezeichnen, sich keineswegs wie congruente Dreiecke, sondern nur wie ähnliche zu einander verhalten, so ist dies in noch viel höherem Mafse rücksichtlich der Sätze der Fall. Und dies ist ein Punkt, welcher, wie mir scheint, sowohl bei dem deutschen als bei dem lateinischen Unterrichte weit mehr, als es zu geschehen pflegt, ins Auge gefaßt werden sollte. Fort und fort werden Klagen darüber geführt, daß die Schüler selbst in den oberen Classen noch vielfach sehr unbe-

\*) Ähnliche veranschaulichende Beispiele bieten die Zusammenstellungen zu commodus 2, 20, 3. — ad orior 2, 11, 4. — frequens 4, 11, 4. — novus und recens 7, 9, 4. — ordo 6, 40, 7. — polliceor 7, 31, 1. — prohibeo 6, 10, 5. — regio 7, 46, 1. — salus 7, 6, 4. — species 4, 25, 1. — sublevo 7, 65, 4. — universus 7, 75, 4 u. a.

holfen in der Muttersprache seien, aber darf man sich hierüber denn wirklich wundern, wenn man bedenkt, daß nach der wenigstens in Norddeutschland hergebrachten Gewohnheit in allen fremdsprachlichen Lectürestunden beinahe ausschließlich auf die Förderung in der fremden Sprache ausgegangen wird, so daß man nur selten die Zeit dazu findet, das Gelesene in einer echt deutschen Uebersetzung wiederzugeben\*) und vom Schüler wiedergeben zu lassen\*\*)? Es ist hier nicht der Ort, ausführlich auf diesen Gegenstand einzugehen, nur das möge zum Verständnis der dem vierten Theile der Wortkunde zu Grunde liegenden Intentionen in aller Kürze hier erwähnt werden, daß nach der Ansicht des Verfassers auch in Tertia der Lehrer des Lateinischen zugleich den deutschen Unterricht ertheilen sollte und daß bei der Versetzung nach Untersecunda ein in gutem Deutsch geschriebener kleiner Aufsatz geliefert werden müßte. Geeignete Themata zu demselben würden die gelesenen Commentarien Cäsars in reichlicher Fülle bieten, z. B. das Verhältniß der Aeduer zu Cäsar. — Worin bestand das Verdienst des Vercingetorix? — Wo zeigt sich Cäsar als ein vorsichtiger Feldherr\*\*\*)? — Was erfahren wir aus Cäsar über unsere Vorfahren? — Wie benutzte Cäsar die Zwistigkeiten der Gallier? u. dergl. Diese doppelte Einrichtung würde den großen Vortheil gewähren, daß der Lehrer nicht befürchten müßte, die Zeit, welche er auf die Anleitung zu einer guten deutschen Uebersetzung verwendete, in Bezug auf die Erreichung seines Classenziels „zu verlieren“, und aus dieser veränderten Auffassung würden sich dann noch weitere günstige Rückwirkungen auf das Ganze der Gymnasialbildung ergeben, deren Darlegung hier zu weit führen würde. Das Gesagte wird hinreichen, um den Gesichtspunkt erkennen zu lassen, unter welchem sich dieser vierte Cursus der Wortkunde als „ein Hilfsbuch für den lateinischen und deutschen Unterricht“ ankündigt. Die in dieser „Lateinisch-Deutschen vergleichenden Wortkunde“

\*) [Wo Uebungsbücher, wie die von M. Seyffert, umsichtig gebraucht werden, möchte obige Klage wohl nicht ganz berechtigt sein. W. H.]

\*\*\*) Vortrefflich spricht hierüber Scheibert im Pädag. Archiv 1872 S. 149 fg. Dieser ganze Aufsatz: „Lese- und Uebungsbuch in den fremden Sprachen“ S. 115—157 ist mir fast in allen Punkten wie aus der Seele geschrieben, so daß vieles davon sogar bis auf den Ausdruck mit denjenigen übereinstimmt, was ich mir zu künftigen Gebrauche vorläufig aufgezeichnet hatte.

\*\*\*\*) Vgl. die zu praesidium 6, 34, 1 und zu res frumentaria 7, 34, 1 angeführten Stellen.

durchgeführte, auf eine tägliche Beschäftigung in einem Zeitraume von zwei Jahren berechnete Gegenüberstellung echt lateinischer Sätze und Perioden und der echt deutschen Uebersetzungen derselben dürfte sich, wie der Verfasser zuversichtlich zu hoffen wagt, für die Förderung in beiden Sprachen als ein sehr geeignetes Hilfsmittel erweisen. Verbannen wir durch ein dem Wesen der Sprache selbst entnommenes methodisches Verfahren die Latinismen aus dem Deutsch der Tertianer, so werden drei Jahre später die Germanismen im Latein der Primaner ohne viele Umstände ihren Vettern folgen!

Ich kann diesen Theil meiner Erörterungen nicht schliessen, ohne mit aufrichtigem Danke es auszusprechen, in wie hohem Grade durch die mir gestattete Benutzung der classischen Verdeutschung Casars von Köchly und Rüstow die Durchführung meines Planes erleichtert wurde. Denn sehr treffend bemerkt Köchly in seinem Vorwort zu seiner zweiten Auflage des gallischen Krieges, das zur Erreichung einer möglichst vollkommenen Form einer Uebersetzung selbst der unverdrossenste Fleiß keineswegs ausreiche, sondern das dazu noch eine gewisse günstige Stimmung erfordert werde, welche ununterbrochen in gleichem Mase sich zu erhalten wenigen gegeben sein möchte. Da nun diese Gunst Minervas, wie jeder Urtheilsfähige zugestehen wird, der genannten Uebersetzung in ungewöhnlichem Mase zu Theil geworden, so wandte ich mich, um unseren Schülern das Beste nicht vorzuenthalten, unter eingehender Darlegung des beabsichtigten Reformplanes an Herrn Prof. Köchly, welcher bereits bei der zweiten Auflage die alleinige Bearbeitung des Werkes übernommen hatte, und erhielt von diesem in einer sehr beifällig ermunternden Weise die gewünschte Zustimmung. Welcher Gewinn für den deutschen Stil unserer Jugend sich hieraus erwarten läßt, wird für jeden, welcher das Buch einer Prüfung unterzieht, keiner Erörterung bedürfen \*).

\*) Beispielsweise sei hier hingewiesen auf die zu 4, 3, 1 angeführte Stelle 1, 28, 4 (ne . . . .es hätten sonst leicht . . .), auf 3, 9, 2 zu 3, 27, 2 sobald es die Jahreszeit erlaubte), auf die mannigfaltige Uebersetzung von *utor* 3, 22, 4, von *conicere* (so und nicht *conicere* schreibe ich absichtlich) 4, 27, 4, von *cognoscere* 6, 9, 8, von *differre* 6, 25, 5, von *continens* 6, 31, 2; von *sententia* 7, 4, 3, auf die vortrefflichen Auflösungen der Perioden 4, 1, 9 zu 4, 19, 4 *omnino*, 6, 31, 5 zu 7, 9, 4 *si quid*; 5, 47, 4 zu 7, 9, 4 *ibi*, auf die ganz dem deutschen Sprachgeist entsprechende Umänderung des Abhängigkeitsverhältnisses 1, 39, 3 zu 6, 19, 3 *res* („weil sie sich schämten . . . zu gerathen“) u. a.

Aber nicht blofs für die Ausbildung des deutschen Stils wird das vorliegende Buch neben seinem Hauptzwecke sich von selbst ergebenden Nebengewinn darbieten. Es liegt vielmehr in der Natur der Sache, dafs eine „im Anschlufs an die Lectüre“ ausgearbeitete Wortkunde gleichzeitig auch als ein Präparationsbuch zu dem betreffenden Autor erscheinen mufs. Dafs aber den Quartanern und Tertianern in Bezug auf die häusliche Vorbereitung zur Lectüre irgend welche Hilfe zu gewähren sei, darf gegenwärtig als eine in der Schulwelt ausgemachte Sache angesehen werden. Nur über das Mafs und die Art derselben gehen die Ansichten der competenten Beurtheiler auseinander. Während die einen nur durch den Lehrer gegebene Präparationsanweisungen bei Beginn des Cursus und dann nur hie und da einige vorbereitende Winke empfehlen, wünschen die anderen Ausgaben mit erklärenden Anmerkungen in den Händen der Schüler zu sehen und zwar entweder nur bei der häuslichen Vorbereitung oder sowohl bei dieser als auch bei der Lectüre in der Classe. Der grofse Uebelstand indessen, dafs in dem letzteren Falle der Schüler sich nur allzuleicht auf seine Noten verlässt und mit seinem Auge fortwährend in Text und Anmerkungen herumirrt, hat neuerdings, wie zahlreiche Programme und Zeitschriften beweisen, die Methode hervorgerufen, in der Classe reine Textausgaben zu verlangen, dagegen für die häusliche Vorbereitung die commentirenden Ausgaben namentlich der Weidmanaschen oder der Teubnerschen Sammlung zu empfehlen. Es liegt aber auf der Hand, dafs bei diesem Verfahren nicht nur dem Schüler eine völlig überflüssige Anschaffung eines doppelten Textes zugemuthet wird, sondern dafs auch der Unterricht selbst von empfindlichen Nachtheilen betroffen wird. Denn ganz abgesehen von der Abweichung der Lesarten wird dem Schüler schon in jeder einzelnen Stunde ein rasches Zurechtfinden in dem Texte unnöthig erschwert und vollends ein eigentliches Heimischwerden in seinem Autor bei Ermangelung der durch die memoria localis dargebotenen Hilfe beinahe zur Unmöglichkeit. In der Praxis pflegt daher ein derartiges Edict ganz andere Folgen nach sich zu ziehen, von denen die modernen Anhänger des *hic meret acra liber Sosis* gewifs in mancher Stadt Bekenntnisse abzulegen vermöchten. Diesen unverkennbaren Uebelständen gegenüber hat es bereits seit einer Reihe von Jahren den Verfasser Wunder genommen, dafs nicht ein äufserst nahe liegendes Auskunftsmittel von irgend einer Seite her ausgesprochen und zur allgemeinen Anwendung gebracht worden

ist. Man drucke die Anmerkungen nicht unter dem Texte, sondern in einem besonderen Buche, welches, mit genauer Capitel- und Paragraphenbezeichnung versehen, bei der häuslichen Präparation neben der Textausgabe des Schülers liegt, in die Classe aber nicht mitgebracht werden darf! Als ein nach diesem Principe bearbeitetes Präparationshilfsbuch legt der Verfasser sowohl den vierten als den dritten Cursus seiner Wortkunde der Schulfwelt mit der Bitte vor, an diesen beiden Büchern die Zweckmäßigkeit jenes Vorschlags prüfen und öffentlich beurtheilen zu wollen, damit für den Fall, daß derselbe Zustimmung finden sollte, jene Umlegung der Anmerkungen auch bei anderen Autoren eingeführt werden könnte. Von eigentlich erklärenden Anmerkungen kann zwar bei diesen beiden vorliegenden Büchern nicht die Rede sein, doch sind dieselben in der Art gearbeitet, daß sie für die häusliche Vorbereitung des Schülers vollkommen ausreichen, andererseits aber dem Lehrer nicht die Freude rauben, dem Schüler noch etwas Neues bieten und ihn in sokratischer Methode zu einem weiter gehenden Verständnis anzuleiten. Die obige Bitte auszusprechen veranlaßt den Verfasser ganz besonders die Erwägung, daß die Schule eine heilige Pflicht hat, den Gefahren, welchen die weitverbreitete Benutzung unerlaubter Hilfsmittel für die Wahrhaftigkeit unserer Jugend in sich schließt, mit allem Ernste entgegen zu treten. Welche tiefgreifende Folgen dieses mehr und mehr als ein lautes Geheimnis zu Tage tretende Unwesen in Bezug auf die Charakterbildung unserer Schüler haben muß und bereits gehabt hat, das werden am besten diejenigen meiner Amtsgenossen zu würdigen wissen, deren Reminiscenzen aus den eigenen Schülerjahren in nicht allzu ferne Zeit zurückreichen. Daß weit über die Hälfte einer Classe gedruckte Uebersetzungen oder die noch viel schädlicheren Eselsbrücken der Freundschens Präparationshefte entweder selbst besitzt oder associationsweise benutzt, dürfte keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Da aber von Seiten der Schule eine derartige Vorbereitung verboten wird und füglich verboten werden muß, so kann es nicht ausbleiben, daß auch die sittlich ernsteren Schüler in ihrem Gewissen irre werden und von Semester zu Semester sich mehr daran gewöhnen ein Hintergehen des Lehrers in diesem Punkte nicht mehr als ein Unrecht anzusehen. Ist aber erst an einer Stelle die Bresche geschossen, dann dürfte bald die stolze Veritas an allen Seiten



dem Feinde die Thore öffnen. Man frage doch nur umher bei den Männern, die mit gereiftem sittlichen Bewußtsein auf ihre Schulzeit zurückblicken, namentlich bei solchen, die aus Alumnaten hervorgegangen sind, und man wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß die Tugend der Wahrhaftigkeit in der Scala der sittlichen Werthschätzung bei der Mehrzahl unserer Schüler eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt. Die alten Perser dachten darüber anders: *παιδεύουσι δὲ τοὺς παῖδας ἀπὸ πενταέτεος ἀρξάμενοι μέχρι εἰκοσαέτεος τρία μῶνα, ἵππεύειν καὶ τοξέειν καὶ ἀληθίζεσθαι*. Herod. 1, 136. Lassen wir uns nicht durch die Erfolge blenden, welche deutsche Tüchtigkeit und deutsche Sittlichkeit über das von der Lüge zerfressene Nachbarvolk davongetragen; die Keime zu dem, was dort das nationale Unglück herbeigeführt, liegen auch bei uns, und Angesichts der Milliarden, die unser Land überschwemmen, ist vielleicht schon manchem Vaterlandsfreunde das *Graecia capta ferum victorem cepit* in den Sinn gekommen. Welchen Antheil die Schule und insbesondere die höhere Schule an der Aufgabe der Erziehung habe, mag bestritten werden: eins ist unzweifelhaft ihre Pflicht: so viel in ihren Kräften liegt, alle Versuchungen hinwegzuräumen, die unsere Schüler zu irgendwelcher unwahren Handlungsweise verleiten und ihr sittliches Gefühl abstupfen könnten. Zu solchen Versuchungen scheinen mir aber vor allen Dingen die Schwierigkeiten zu gehören, welche bei der jetzt üblichen Methode die Vorbereitung auf die Lectüre der Autoren in der Regel darbietet. Es ist allmählich zu einem Axiom der Schulmänner geworden, daß der Schüler möglichst früh, spätestens aber in Tertia zum Gebrauche des Lexicons angeleitet und angehalten werden müsse. Aber gegenwärtige man sich doch einmal die Art der geistigen Arbeit, in welcher das übliche Präpariren besteht. Der natürliche Gedankenlauf, zu dem die Worte des Schriftstellers den Leser anregen, wird sofort unterbrochen, sobald eine unbekannte Vocabel aufstößt. Dann wird zum Lexicon gegriffen; die zahlreichen Wörter, an denen der Blick vorüberstreift, verleiten nicht selten zu zerstreuen Gedankenabstechern; ist der gesuchte Artikel glücklich gefunden, so beginnt die neue Jagd auf das passende deutsche Wort. Wir nehmen an, daß das benutzte Buch nicht eines jener dem geistesträgen Schüler so willkommenen Wörterbücher oder Speciallexica ist, welche durch genaue Angabe des Citates die Arbeit des Präparirens in ein Geduldspiel verwandeln, bei welchem „numerirte Mosaikstückchen“ zusammengelegt werden:

so freundlich sind die neuerdings mit Recht in Aufnahme gekommenen, zum Theil vorzüglichen Schulwörterbücher nicht. Da es indes ein ganz natürliches Verlangen des Schülers ist, möglichst rasch zu der Stelle des Autors zurückzukehren, um den Zusammenhang nicht erst wieder ins Gedächtnis zurückrufen zu müssen, so wird er, wenn ihm nicht etwa eine ganz besondere geistige Elasticität verliehen sein sollte, beim Durchlesen des betreffenden Artikels fast immer nur den nächsten praktischen Zweck im Auge haben und daher stets in einer mehr oder weniger mechanischen Weise verfahren. Solche Capitel, wie Caes. de h. g. 4, 17, wo der Tertianer innerhalb weniger Paragraphen tignum, fistuca, sublica, fibula, wohl auch directus, longurius, crates, truncus nachzuschlagen hat, oder wie 7, 73 mit delibrare, stipes, cippus, scrobis, fastigium (denn mit der ihm vielleicht bekannten Bedeutung „Giebel“ kann er nichts anfangen), teres, femur, talea, exculco, hamus, stimulus — solche Capitel sind allerdings nicht häufig, aber doch fast für jede Lectürestunde wird auch der bessere Schüler bei der häuslichen Vorbereitung in dem Gedankengange des Autors mehrmals unterbrochen und dadurch gleich bei der ersten Stufe der Classikerlectüre von der doch so nöthigen Gewöhnung zurückgehalten, mit Ruhe ein Ganzes zu überschauen. Die geringe Fähigkeit der Schüler in den oberen Classen, sich rasch in einer Periode zurechtzufinden und den Zusammenhang eines längeren Stückes zu überschauen, über welche erfahrene und bewährte Schulmänner klagen\*), dürfte zu einem nicht geringen Theile auf jene Art der Präparation zurückzuführen sein. Dazu kommt aber noch ein zweites. Es wird sich gewiss noch mancher des Grauens erinnern, das ihn in seiner Schülerzeit überfiel, wenn sich einmal die Nothwendigkeit ergab, einen Artikel wie ratio, res, fides u. dgl. in seinem Scheller, Georges oder Klotz durchzulesen oder durchzufliegen, um den Sinn einer zu präparirenden Stelle ermitteln zu können. Unseren Schülern ist es durch die handlicheren und sehr zweckmäßigen Schulwörterbücher von Heinichen, Ingerslev u. a. schon sehr viel leichter gemacht. Aber selbst bei diesen möchte ich bezweifeln, daß schon ein Tertianer im Stande sein sollte, mit wirklichem Nutzen in der kurzen Zeit, die er neben seinen übrigen häuslichen Arbeiten auf die Präparation verwenden kann, z. B. einen Artikel wie animus durchzulesen, um die Be-

\*) So Heydemann in seiner trefflichen Programmabhandlung, Stettin 1856.





deutung von *animi causa* 5, 12, 6 anders als auf ganz äußerliche Weise herauszusuchen. Der neuerdings mehrfach gegebene Rath, die Schüler in der Classe selbst in die Benutzung des Wörterbuchs einzuführen, beweist, daß man jenes Bedürfnis erkannt hat, dürfte aber schwerlich auch nur in Tertia, geschweige denn in Quarta zu dem gewünschten Ziele führen. Denn um die Bedeutungsentwicklung eines Wortes wirklich zu verstehen und demgemäß bei der Ermittlung der jedesmaligen Bedeutung eines Wortes mit der nöthigen Spürkraft ausgerüstet zu sein, bedarf es, abgesehen von einer gewissen Reife des Geistes zwar nicht einer theoretischen Einführung in die Semasiologie aber doch einer an zahlreichen Beispielen geübten Beobachtung, welche dem Geiste die Fähigkeit verleiht in analogen Fällen mit Hilfe eines halb unbewußt vollzogenen Schlusses sofort den Punkt zu finden, auf welchem das bewußte Suchen, das Durchlesen im Lexicon einzusetzen hat. Eine solche Beobachtung aber läßt sich mit wirklichem Erfolge nicht in der Weise anstellen, daß bei der Lectüre, etwa nach Angabe der Citate in den Anmerkungen, die früher vorgekommenen Stellen einzeln nachgeschlagen und durchgelesen werden. Denn um von dem unvermeidlichen großen Zeitverluste dabei gar nicht zu reden, so kann bei diesem Verfahren eine klare Uebersicht kaum der Lehrer, geschweige denn der ungetübte Knabe gewinnen. Ebenso wenig läßt sich von einer Durchnahme wichtiger Artikel des Lexicons, an welche man bei jener vorgeschlagenen Anleitung des Schülers gedacht haben mag, eine erhebliche Klärung der Vorstellungen erwarten, da die ausgezogenen Stellen bei der naturgemäßen Einrichtung eines Wörterbuchs doch immer nur Bruchstücke sein können. Dagegen gestattete bei der „Wortkunde“ die Beschränkung auf die bei einem Autor vorkommenden Wörter und innerhalb dieser Zahl wieder auf diejenigen, welche instructiver Natur sind, die Gebrauchsweisen eines Wortes ohne Verkürzung der jedesmaligen Gedankenreihe in übersichtlicher und anschaulicher Zusammenstellung vorzuführen. So sehr ich daher die Ansicht theile, daß der Schüler zu einem selbständigen und einsichtigen Gebrauche des Lexicons anzuleiten sei, so glaube ich doch, daß nicht, wie es jetzt zu geschehen pflegt, in Tertia, sondern erst in Secunda, nachdem die Wörterkenntnis des Schülers intensiv und extensiv die nöthige Basis gewonnen hat, ein eigentliches Wörterbuch der häuslichen Präparation zu Grunde gelegt werden sollte. Für den Fall, daß diese Ansicht sich einer weiteren

Zustimmung erfreuen sollte, ist ein kurzer an die Ovidlectüre sich anschließender Anhang zu dieser „Wortkunde“ in Aussicht genommen.

Wir sind hiermit bei dem Abschlusse der für jetzt beabsichtigten Darlegung angelangt. Die weiteren Vorschläge zu einer Reform des lateinischen Unterrichts auf Gymnasien und Realschulen, die der Verfasser seinen Berufsgenossen zur Prüfung vorlegen möchte, gedenkt er in einem oder mehreren späteren Artikeln zur Darstellung zu bringen. Obwohl die hier vorgetragenen Gesichtspunkte mit jenen anderen Erwägungen in einem inneren Zusammenhange stehen, so bilden sie doch zugleich auch ein in sich abgeschlossenes Ganze, über dessen Werth oder Unwerth das Urtheil der Fachgenossen und den Ausfall praktischer Erprobung kennen zu lernen der Verfasser seit geraumer Zeit einen sehnlichen Wunsch hegt. Sind seine Träume nicht zu den elfenbeinernen Thoren eingezogen, so kann auf dem hier eingeschlagenen Wege unserer Jugend freiere Beherrschung der Muttersprache, Erleichterung in der sicheren Aneignung des lateinischen Wortschatzes und in dem eindringenden Verständnis der römischen Autoren, vor allem aber Vertiefung der Sprachbildung gewährt werden. In jedem geordneten Staatswesen dürfen und sollen neben den geprägten Münzen papierne Repräsentanten des in den Gewölben ruhenden Staatsschatzes im Geldverkehre cursiren: auch der sprachliche Gedankenaustausch zahlt nur zum Theil in schwerwiegenden, mit ihrem ganzen Vorstellungsgehalt gesättigten Worten; unbeschadet eines sicheren Verstehens bleibt bei vielen Worten eines Satzes die durch sie vertretene Vorstellungsmasse mehr oder weniger im Hintergrunde des Bewusstseins zurück: wenn aber diese geflügelten Worte der Lippen die Fähigkeit eingebüßt haben, sobald es gewünscht wird, ihren vollen geistigen Gehalt aus der Tiefe der Seele aufsteigen und zum Bewußtsein kommen zu lassen, so muß ihr Credit sinken und die Sicherheit des sprachlichen Verkehres ist dahin. Hunderte von lateinischen Wörtern, welche unsere Schüler im Munde oder in der Feder führen, sind solche Mißtrauen erregende Papiergelder, bei denen man, wenn sie sich durch falsche Constructionen oder Germanismen in den Scriptis oder durch Schiefheiten und Mißverständnisse bei der Lectüre verrathen haben, nur die entsprechende Baarzahlung zu verlangen braucht, um ihren tief unter pari stehenden Cours mit Sicherheit zu erfahren. Oder, um dasselbe mit einem anderen Bilde zu sagen: Es kann jemand auf

den Tasten der Sprache sehr geschickt und richtig eine Notenreihe abspielen, und doch, wenn im Inneren die Saiten ihren Dienst versagen, weder sich noch anderen die Melodie hervorzubringen. Aber wenn wirklich das Erlernen fremder Sprachen und die durch dieses Studium einzelner Sprachen angebahnte Erkenntnis der Sprache das vornehmste Mittel ist, durch welches die höhere Schule und insonderheit die höhere Schule Deutschlands Schulung und Zucht des Geistes bewirken soll, dann muß für die Tiefe und Gediegenheit des Geisteslebens der aus ihr hervorgehenden Führer der Nation von einer halben und oberflächlichen Sprachbildung die nachtheiligste Rückwirkung befürchtet werden. Nicht ungestraft wird das geheimnisvolle Band zwischen Wort und Sinn gelockert und zerschnitten. „Das Wort fliegt auf, der Sinn hat keine Schwingen; Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.“ Dieser Klageruf eines geängsteten Herzens wird auch dem Genius eines Volkes nicht erspart bleiben, wenn in seiner Sprache mehr und mehr die Phrase sich eingebürgert und das echte vollwerthige Wort verdrängt haben sollte. Möge daher das deutsche Gymnasium und die deutsche Realschule immerdar der ernstesten Aufgabe eingedenk sein, zu der Wörter leicht hinschwebenden Abbildern stets auch die Silberbarren ihres Gedankengehaltes in die Seele der Knaben zu senken und zu einem jeden Worte voll und rein die hinter ihm ruhende Vorstellung erklingen zu lassen, damit die, denen in der Jugend des Wortes Vollklang durch die Seele rauschte, dereinst hinausgetreten ins Leben ganz und voll den alten Sinnspruch bewähren, den deutschen Spruch: „ein Mann, ein Wort!“

Treptow an der Rega.

Hermann Perthes.

## DIE REALSCHULE UND DIE WENIGER BEFÄHIGTEN SCHÜLER.

In dem Schlussartikel IX der „Pädagogischen Streifzüge in die höheren Lehranstalten“ (von Hrn. Dr. G. Schmidt \*) wird es als ein „Vorurtheil“ bezeichnet, „dafs die gebildeten und höheren Stände nur ihre weniger befähigten Kinder der Realschule anvertrauten, in der ganz verkehrten Voraussetzung, dafs die Realschule weniger geistige Befähigung erfordere als das Gymnasium.“ Meines Erachtens werden die Eltern, wo dies geschieht, nicht von einem Vorurtheil, sondern von einem sehr richtigen Urtheile geleitet.

Soll ein wenig Befähigter doch — wie viele Zeit seine Vorbildung auch in Anspruch nehmen mag — die Universität beziehen, um als sogenannter Studirter demnächst in den Staatsdienst zu treten, so ist ihm sein Weg durchs Gymnasium vorgeschrieben. Soll er das aber nicht, so giebt es doch kaum etwas, das zu lernen so überflüssig wäre, wie die alten Sprachen. Ein solcher hat ja gerade die allergrößte Ursache sich zu beschränken auf das Nothwendige und dies bietet ihm die Realschule, die Realschule ohne Latein mit kürzerer Cursusdauer in noch geeigneterer Weise als die Realschule I. O. mit Latein und neunjährigem Cursus. Es ist doch eine ganz bekannte Thatsache, dafs gerade diese Schüler es sind, welche, wenn sie das Zeugnis für den einjährigen Freiwilligendienst erworben haben, sofort, oder doch sehr bald nachher aus der Schule ab- und ins Leben übergehen. Und das mit Recht; denn die meisten sind dann im Leben besser aufgehoben, als in der Schule — im Leben, das für sie „besser lehrt als Redner und Buch“. Dazu kommt nun noch, dafs es doch auch unter den Eltern, die den gebildeten und höheren Ständen beigezählt werden müssen, gar viele gibt, die nicht in der Lage sind, ihre Söhne länger als etwa bis zum vollendeten 17. Jahre die Schule besuchen zu lassen, und so alt oder nahe so alt oder auch älter werden die hier in Rede stehenden Schüler leicht, bis sie sich jenes Zeugnis erworben haben, das allerdings ein sehr Befähigter sich mit 15 Jahren erwerben kann. Und nun frage man sich doch, ist ein solcher Schüler nicht viel besser daran, wenn er 6 Jahrescourse einer Schule gut durchmacht, die nur auf 7 Jahres-

\*) Allgemeine Schulzeitung. 1872. Nr. 43.

course angelegt ist, als die einer solchen, die 9 Jahrescourse hat. Oder wenn ihm diese Wahl nicht gelassen ist in den Fällen, wo es leider noch an einer Realschule II. O. ohne Latein fehlt; wenn man nur zu wählen hat zwischen Realschule I. O. und Gymnasium, ist es da nicht besser, daß er die ersten 6 Jahrescourse der ersteren durchmacht? Findet er doch in der Realschule — freilich in der Realschule ohne Latein wieder besser als in der mit Latein — Gelegenheit in diesen 6 Jahreskursen „so viel von der Einrichtung der Dampfmaschine, die er täglich sieht und deren Kraft er selbst benutzt, von Chemie, die im Leben eine immer größere Rolle zu spielen berufen scheint, vom Englischen, dessen Kenntnis in dem heutigen Verkehrsleben unentbehrlich ist“\*) (von dem fürs Leben so wichtigen Rechnen u. s. w. ganz zu schweigen), von diesem und ähnlichem so viel zu lernen, daß er wegen seiner Unwissenheit „nicht zu erröthen braucht“.

Man wende nur nicht ein, für solche Schüler seien die höheren Lehranstalten überhaupt nicht da. Von den Gymnasien, wenn man ihnen wesentlich oder nur die Aufgabe stellt, „für den Besuch der Universität vorzubereiten, kann man das allenfalls sagen“ und das mit um so mehr Recht, je zweckmäßiger die an demselben Orte neben dem Gymnasium (oder den Gymnasien) bestehende Realschule (oder Realschulen) eingerichtet ist. Von den Realschulen kann man das aber durchaus nicht behaupten, im Gegenteil, es ist geradezu wesentlich mit ihre Aufgabe, sich dieser Schüler anzunehmen. Freilich ist derselbe Sinn, der manche Realschule mit neunjährigem Cursus schafft, auch sehr geneigt, die weniger Befähigten Schüler lieblos abzuweisen oder ihnen ihr Anrecht auf eine treue und sorgfältige Rücksichtnahme zu verkümmern. Eine solche Rücksichtnahme zu fordern haben namentlich auch die Eltern, denen neben recht begabten auch minder begabte Kinder, ja vielleicht auch nur solche geschenkt sind, in Bezug auf die Realschule ein volles Recht, während das Recht in Bezug auf das Gymnasium, wie schon oben angedeutet, ein mehr oder minder bedingtes ist. Auch aus diesem Grunde — und nicht aus Vorurtheil — werden die Eltern ihre weniger befähigten Kinder in die Realschule schicken. Sehr wünschenswerth ist es nun, daß den Eltern dies nicht dadurch erschwert wird, daß die Schulgebühren in der Realschule niedriger sind als im Gymnasium. Wir halten es überhaupt für das Gedeihen beider Anstalten, namentlich

\*) Worte des Hrn. Dr. Schmidt.

auch für das Gedeihen der Realschule II. O. ohne Latein für durchaus nothwendig, daß die Schulgeldsätze an derselben mindestens ebenso hoch sind als am Gymnasium oder an der Realschule I. O. desselben Ortes, es sei denn, daß einer der zuletzt genannten Anstalten schon durch ganz ungewöhnlich hohe Schulgeldsätze ein exclusiver Charakter aufgeprägt worden ist oder aufgeprägt werden soll. Es soll ja nicht das Ansehen gewinnen, als ob für die minder Begabten nun auch geringere Opfer gebracht würden; es soll für sie dasselbe geschehen, wie für die Begabten, nur alles in zweckmäßigerer, dem Bedürfnisse mehr entsprechender Weise.

Mit einer solchen Normirung der Schulgeldsätze an den Realschulen tritt man auch den weniger bemittelten Ständen, die man im allgemeinen nicht zu den gebildeten und höheren zu rechnen pflegt, durchaus nicht zu nahe. Auch aus diesen Ständen haben immer viele Schüler die höheren Lehranstalten besucht. Dieser zahlreiche Besuch beweist zur Genüge, daß man hier nicht durch Herabsetzung der Schulgeldsätze entgegen zu kommen braucht, wohl aber soll man hier durch zweckmäßig eingerichtete Realschulen entgegenkommen. Von den allermeisten Schülern dieser Stände kann man nämlich von vornherein annehmen, daß sie, wenn nicht recht gute Begabung gepaart mit großem Lerneifer den Bildungsgang ganz besonders beschleunigt, wenigstens dann aus den Schulen mit neunjährigem Cursus austreten, wenn erst  $\frac{2}{3}$  des Weges zurückgelegt ist. Die Schüler kommen also auf diesen Anstalten entschieden zu kurz, und zwar wieder um so mehr, je weniger begabt sie sind, ferner auf dem Gymnasium mehr als auf der Realschule I. Ordnung. Die Realschule mit kürzerer Cursusdauer ohne Latein ist für diese Schüler die geeignete Anstalt, wenn sie überall höhere Schulen besuchen sollen. Wenn daher auch aus diesen Ständen die Eltern die minder befähigten Kinder in die Realschule schicken, so huldigen sie nicht einem Vorurtheil, sondern sie lassen sich von einem vollkommen richtigen Urtheile bestimmen. — Es sei mir erlaubt, diese kleine Auseinandersetzung mit den folgenden Worten aus einem kürzlich von einem Director einer Realschule II. Ordnung erhaltenen Briefe schliessen zu dürfen; er schreibt: „Sie haben sehr recht, wenn Sie sagen, daß die Realschulen II. Ordnung wohl stets ein etwas tieferstehendes Publikum behalten werden, als Gymnasium und Realschule I. Ordn., aber gerade darin sehe auch ich einen Segen jener Anstalten, und ich bin der letzte, welcher etwa Elemente, welche nicht in die

Realschule passen, von ihnen fern halten möchte\*) oder gerade deshalb nach der Einführung des Lateinischen seufzt. Ihr schönes Citat von dem Evangelium der Armen unterschreibe ich durchaus.“

---

\*) Ebenso denkt der Rector der Cäcilien- (höhere Töchterschule) in Oldenburg (20 Thlr. Schulgeld wie im Gymnasium und in der Realschule); indem er den Vorwurf des zu gemischten Charakters der Schule wiederholt mit folgenden Worten zurückweist: „So wünschenswerth es der Schule sein muß, wenn ihre Zöglinge schon von Hause aus einen Fonds unbewußt angeeigneter guter Sitte und Bildung mitbringen, so ausdrücklich muß sie auch erklären, daß ihr bis jetzt von Kindern, deren Anrecht auf eine höhere Schule von gewissen Seiten her in Zweifel gezogen werden mag, keinesweges mehr Mühe, Noth und Sorge erwachsen ist, als von Kindern, deren Anrecht auf die Cäcilien- schule von niemand bezweifelt wird.“ Progr. 1870. S. 78. 1872. S. 61.

Oldenburg.

Harms.

---

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

Der deutsche Unterricht an höheren Lehranstalten, ein kritisch organisatorischer Versuch von Dr. Ernst Laas. Berlin 1972.

Wenn ein Mann, den die deutsche Regierung unlängst zum Vertreter der Philosophie und neueren deutschen Litteratur in Straßburg gemacht hat, seine Stimme über eine der wichtigsten Fragen der Schule erhebt, so wird die Erwartung einer bedeutenderen Leistung gerechtfertigt erscheinen, zumal es auch sonst bekannt war, daß Herr Laas früher ein sehr glücklicher Lehrer des Deutschen gewesen ist, und sein Buch über den deutschen Aufsatz in *Prima* trotz mancher Ausstellungen und obschon von einer hervorragenden Auctorität (Schrader in der *Gymnasialpädagogik*) im Princip verworfen, doch im ganzen wohlverdienten Dank geerntet hatte. Einzelne darauf in dieser Zeitschrift folgende Aufsätze desselben Verfassers hatten einen etwas aphoristischen und zugleich sehr subjectiven Charakter und es war daher wünschenswerth, Herrn L. seine Ansichten einmal im Zusammenhange und mit Rücksicht auf die in der Schule herrschende Praxis entwickeln zu sehn. Das ist nun in dem neuen Buche über den deutschen Unterricht geschehn; wenn auch schwerlich so, wie es die meisten erwartet haben werden. Das Buch ist offenbar, namentlich in seiner zweiten Hälfte, rasch hingeworfen; die früheren Aufsätze sind mit geringen Aenderungen und Zusätzen in das neue Werk aufgenommen. So kommt es, daß auch jetzt noch vieles mehr skizzirt und angedeutet, als wirklich ausgeführt ist, und man hat beim Lesen oft genug einen gelinden Aerger, wenn man mit eigener Divination nachhelfen muß und dabei doch unsicher bleibt, ob man den Verfasser auch richtig verstanden hat. Das erklärt sich aus der inzwischen geänderten Stellung des Verfassers, die ihm nur „für geringfügige Besserungen“ Muße liefs.



Nun sei der Besprechung über das Werk die Erklärung vorangestellt, daß gerade im Gebiete dieses Unterrichts, der vor allem liebevollste Hingabe des ganzen Menschen erheischt, individuelle Vorliebe oder Abneigung bis auf einen gewissen Grad wohlberechtigt ist. Wo ich also gegen Anschauungen des Verfassers Widerspruch erhebe, will dieser durchaus mehr als Abwehr gegen allzu weit oder zu sehr ins Einzelne gehende Forderungen des neuen Buchs erscheinen, dessen im ganzen sach- und zeitgemäße Richtung gewiß bei vielen Berufsgenossen Anerkennung finden wird.

Darin zunächst wird man Herrn L. gewiß Recht geben, daß noch immer der deutsche Unterricht die schwächste Seite unserer Gymnasien ist; daß nirgends mehr Unsicherheit und Verworrenheit, mehr Schwanken und Willkür herrscht. In der Zeit großen nationalen Aufschwunges aber liegt die Aufforderung, in dieses Chaos Ordnung zu bringen, näher als je. Gelingen kann das freilich nur, wenn der einzelne Unterrichtsgegenstand im Zusammenhange mit dem Gesamtorganismus der Schule betrachtet, und dieser wiederum mit dem Maße gemessen wird, welches dem Gange deutscher Geistesbildung und den berechtigten Anforderungen unserer Zeit entnommen wird. So geht denn auch bei Herrn L. dem besonders ein allgemeiner Theil voraus. Der Weg, den der Verf. einschlägt, ist jedenfalls der sicherste: es ist der historische, wobei denn zugleich ein klares, durch philosophische Studien geschultes Denken für klaren Aus- und Umblick sorgt.

An radicalen Vorschlägen zur Umgestaltung unseres höheren Schulwesens fehlt es ja nicht. Manche der Herren Realisten geben sich, als gehöre nur ihnen die Zukunft; die großen Fortschritte der Naturwissenschaften haben sie kühn gemacht. Die Richtung der Zeit auf materiellen Gewinn macht sich auch darin fühlbar, daß eine starke Fraction der liberalen Partei im Unterricht die Rücksicht auf den praktischen Nutzen betont. Aber auch unter den Philologen herrscht viel Uneinigkeit über Zweck, Vertheilung und Methode der einzelnen Lehrgegenstände, namentlich haben wir mit den Anforderungen der vergleichenden Sprachwissenschaft abzurechnen. Da empfiehlt es sich denn, auf die Geschichte der humanistischen Studien zurückzugehen, als deren Frucht unsere deutschen Gymnasien erscheinen. Mit glücklichem Griffe weist Herr L. auf die springenden Punkte, und gegen seine Forderungen ist schwerlich Erhebliches einzuwenden.

Man muß allerdings immer aufs neue daran erinnern, nicht nur was wir dem Humanismus des XVI. Jahrhunderts verdanken, sondern auch worin wir über denselben hinausgegangen sind. Unsere Kirchenreformation befaßte sich keineswegs aus rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten mit der Litteratur und Sprache der Alten. Luther wollte die Sprachen gelernt wissen, damit man die Bibel richtig verstehe, die ihm als Gottes Wort galt. Melancthon weist auf den echten Aristoteles, auf Quintilian

und Plinius als die besten Quellen aller Wissenschaften im Gegensatz zu der scholastischen Verbildung der Zeit, welche die Bibel wie den Aristoteles und die übrigen Classiker verkehrt und mit engherzigster theologischer Tendenz interpretirte. Aber nirgends geht die humanistische Forschung den Sachen auf den Grund, durchweg überschätzt sie die stilistische Form; diese ist ihr nicht mehr eine historische Erscheinung, sondern ein schlechthin Absolutes. Von derjenigen Autonomie alles Forschens, worin wir das Wesen der Wissenschaft setzen, ist man noch weit entfernt. Gerade dadurch aber wird das classische Alterthum in einer Weise formales Bildungsmittel, die für unsere Zeit nicht mehr paßt. Nachbildung antiker Muster in Prosa und in Versen; lateinische Aufsätze, entstanden durch Zusammenfügung mustergiltiger Phrasen, Fertigkeit im mündlichen Gebrauche der Sprache, das sind im wesentlichen die Zielpunkte aller humanistischen Bildung. Fortgebildet aber ist dieselbe in dieser einseitigen Hervorkehrung des formalen Moments durchaus folgerecht von den Jesuiten. Schon das sollte alle diejenigen bedenklich machen, welche auch in unsrer Zeit in der Ausbildung des lateinischen Stils den Kern aller höheren Geistesbildung suchen. Solcher Auffassung liegt die Einseitigkeit nahe, daß man die Schriftsteller des Alterthums immer noch nicht in ihrer historischen Bedingtheit und aus ihrem historischen Leben heraus würdigt, sondern einzelnen eine geradezu absolute Geltung einräumt, die ihnen nicht gebührt. Noch schlimmer ist die innere Unwahrheit, daß man die Rede ohne Rücksicht auf den Gedanken, auf die eigne Einsicht und Ueberzeugung ausbilden will und deshalb Muster zur Nachahmung aufstellt, bei denen die elegante Form einen zweifelhaften oder geradezu verwerflichen Inhalt ausdrückt. Daß jene Väter unsrer modernen Bildung in der Freude über die neue Entdeckung lange verborgener Schätze in ihrer Bewunderung zu weit gingen, ist sehr begreiflich, und fern sei es, ihnen aus der Ueberschätzung der Schriftsteller einen Vorwurf zu machen, ohne welche wir uns die große geistige Bewegung der letzten Jahrhunderte nicht denken können. Aber sicher ist doch auch, daß unser Urtheil seitdem vielfach ein andres geworden ist; wir stellen nicht mehr Virgil über Homer, wir können nur lächeln, wenn man uns Horaz als einen großen Dichter ausgeben will, und wir brauchen nur Cicero neben Demosthenes oder Plato zu stellen, um sofort inne zu werden, wie wenig wirklich Classisches die römische Litteratur aufzuweisen hat. Die lateinische Sprache ist nicht mehr die Weltsprache; dafür macht man an den Gebrauch der Muttersprache viel höhere Anforderungen als in einer Zeit, wo den Zöglingen der Lateinschulen bei Strafe jedes deutsche Wort verboten war. — Das sind alles oft gesagte Dinge; aber sie wollen stets neu beherzigt werden. —

Freilich versteht es sich für jeden Einsichtigen von selbst, daß wir deshalb die Beschäftigung mit den Alten nicht bei Seite

zu werfen haben. Laas hat eine ansprechende Blumenlese schlagender Aussprüche von Kant, Goethe, Herbart und — Heiland zusammengestellt. Alle stehen fest in der Ueberzeugung, „dafs die edelsten Werke des Alterthums immer noch zu dem Besten zählen, was die Weltlitteratur überhaupt aufzuweisen hat“, zu den „wichtigsten Elementen unsrer Cultur, an denen niemand vorübergehn kann, der sich über die Aufgaben der eignen Zeit historisch orientiren will.“ Aber man sollte sich, meint L., auf diejenigen Autoren beschränken, die wirklich in erster Linie kanonisches Ansehn gewonnen haben. Er will deshalb weit weniger als bisher Livius, Virgil, Horaz und Cicero gelesen wissen. Darüber läfst sich streiten. Mir scheint dabei namentlich der Livius zu tief gestellt und Horaz wird man schon um deswillen nicht zurückdrängen mögen, weil er der einzige Kunstdichter des Alterthums ist, den unsere Schtüler in seiner ganzen litterarischen Bedeutung übersehen können. Das aber bleibt ja unanfechtbar, dafs man die geist- und herzbildenden Schriftsteller und Poeten weit mehr bei den Griechen als bei den Römern zu suchen hat, und es mufs auf das bestimmteste behauptet werden, dafs nicht die Rücksicht auf Sprache und Stil, sondern die auf die wirkliche litterarische Bedeutung eines Werkes darüber zu entscheiden hat, ob es auf der Schule eingehend zu behandeln sei oder nicht. Ich trete Hrn. Laas darin unbedingt bei, dafs „die lateinische Lectüre ihrem Inhalte nach nicht das mindeste Recht hat, vor der griechischen bevorzugt zu werden“. In der Prima wenigstens sollte man sich entschliessen, auch der Stundenzahl nach beide Sprachen mindestens gleichzustellen. Dabei reifst nun aber der Aerger über die einseitige und in ihrer Einseitigkeit oft geradezu tödtliche Betonung des Grammatischen und Stilistischen den Herrn Verf. zu sehr ins entgegengesetzte Extrem. Bereitwillig eingeräumt, dafs grammatische Sicherheit und stilistische Gewandtheit in den alten Sprachen weder einziges noch höchstes Ziel der Gymnasialbildung ist, so steht doch ebenso fest, dafs ohne beide nicht einmal volles Verständnis der Schriftsteller, geschweige eine im besten Sinne fruchtbare Beschäftigung mit alter Litteratur möglich ist. Allerdings giebt es gar kein besseres Mittel, jungen Leuten den Geschmack an den Classikern für das ganze Leben zu verleiden, als wenn man diese zum Mittel macht, Grammatik daran einzüben, mag das nun Syntax oder Formenlehre, gewöhnliche alte Grammatik oder moderne Sprachvergleichung sein. Ein übrigens verdienter Schulmann versicherte jeden, der es hören wollte, er lese mit Schülern den E u t r o p gerade so gern als den Sophokles; er bringe in beiden Fällen genau dasselbe zur Sprache. Schlagender läfst sich die Verkehrt-heit kaum ausdrücken, in welche die Interpretation der Classiker zum Theil gerathen ist; worin sie oft genug noch steckt. Aber je bestimmter man die Lectüre auf Erfassung des jedesmal vorliegenden geistigen Inhaltes richtet, je entschiedener man sich auf

dasjenige beschränkt, was zum vollen Verständnisse erforderlich ist: um so wünschenswerther ist es, daß die Sprachgesetze selbst sicher gewußt und mit geradezu instinctiver Geläufigkeit überall in ihrer Anwendung erfaßt werden. Dies läßt sich nicht besser erreichen, als durch planmäßige Uebersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache. Mag man diese in möglichst nahe Beziehung mit der Lectüre bringen. Nothwendig ist auch das nicht, ja zuweilen wird das eine das andere ergänzen: dort homerische, hier attische Sprache; dort taciteisches, hier cicero-nianisches Latein. Das gilt für das Griechische wie für das Lateinische; für jenes wird freilich eine einzige Wochenstunde alle derartigen Uebungen nebst den grammatischen Repetitionen umfassen müssen; sicherlich aber werden einige gut gewählte deutsche Uebersetzungsstücke zur Befestigung des sprachlichen Wissens mehr beitragen als theoretische Auseinandersetzungen, und man wird wohl daran thun, mündliche mit schriftlichen Uebungen wechseln zu lassen. Versteht es der Lehrer, so mag er sich nach Bonitz' Vorschlag den Text nach dem jedesmaligen Lesestoff selbst zusammenstellen. Mit Recht bezweifelt Herr L., daß dazu viele Lehrer im Stande sein werden; die übrigen begehen gewiß keine Stünde, wenn sie sich an gedruckte Bücher halten. Manche von diesen sind namentlich auch im Lateinischen ganz vortreffliche Hilfsmittel für die Stilbildung. Hält man aber daran fest, daß alles, was auf der Schule gelernt wird, aus theoretischem Wissen in wirkliches Können übergehn soll, so ist schlechthin nicht zu begreifen, weshalb Herr L. mit so ganz besondrer, geradezu komischer Lebhaftigkeit die Extemporalien aus dem Unterricht verbannen will; dieselben scheinen mir im Griechischen gerade so zweckmäßig als im Lateinischen, denn zu wirklich freier Bewegung beim Lesen gelangt man nur, wenn die grammatischen und lexicalischen Kenntnisse der Schüler bis zu gewohnheitsmäßiger Sicherheit gebracht sind, wie das bei vernünftiger Beschränkung und umsichtiger, stetiger Einübung ohne große Mühe erreichbar ist. Gerade im Interesse eines tiefen Eindringens in die Litteratur und zur Vermeidung jener unseligen Art zu lesen, welche die Schüler durch ununterbrochene Verweisungen auf die Grammatik langweilt, müssen die schriftlichen Arbeiten, auch die Extemporalien festgehalten werden, und Laas' Angriffe dagegen sind um so weniger zu billigen, als dies einer der Punkte ist, wo uns die Gegner der alten Sprachen ohnehin genug zu schaffen machen. — Sollte freilich ein Lehrer nur nach der hier bewiesenen grammatischen Sicherheit die geistige Reife seiner Schüler messen wollen, so würde er arge Beschränktheit verrathen. Es kommt freilich oft genug vor; denn es ist so ungemein bequem, eines Menschen Leistungen in Ziffern ausdrücken zu können; da thun denn Fehlerverzeichnisse in den Schulkalendern der Lehrer willkommene Dienste. Aber man sollte recht systematisch darauf hinwirken, daß diese mecha-

nische Auffassung der Dinge aus der Pädagogik verschwände; man sollte ein für alle Mal vermeiden, z. B. Prüfungsergebnisse durch complicirte Rechenexempel festzustellen oder Schulzeugnisse in Zahlen auszudrücken — eine Methode, welche namentlich in Süddeutschland weitverbreitet ist; man sollte stets bedenken, daß man es mit lebendigen Menschen zu thun hat, deren geistiges wie sittliches Können sich doch wahrhaftig nicht durch todt Nummern bestimmen läßt. So kommt es denn oft genug vor, daß einem Schüler einmal eine Vocabel oder Regel entfallen ist, ohne daß man an seiner Befähigung verzweifeln dürfte; aber unterbleiben darf deshalb die unausgesetzte Anwendung des Gelernten nirgends. Namentlich können schriftliche Uebersetzungen in das Deutsche durchaus keinen Ersatz bieten. Wo dieselben noch als Prüfungsarbeiten bestehen, macht man bald die Erfahrung, daß ihr Gelingen in noch weit höherem Maße vom Zufall abhängt.

Eine brennende Frage unseres Gymnasialunterrichts scheint mir die zu sein, in wie weit sich freiere lateinische Stilübungen, also lateinische Aufsätze, noch erzielen lassen. Daß viel geopfert wird, wenn man sie ganz fallen läßt, gebe ich gern zu; aber das geflügelte Wort von der Leipziger Philologenversammlung, daß das Gymnasium mit derselben stehe oder falle, geht mir doch auch viel zu weit. Es ist gewiß zu erreichen, daß sich die Schüler über einen ihnen vertrauten und antikem Leben entnommenen Gegenstand auch in lateinischer Sprache angemessen und correct ausdrücken können; aber bedenklich macht es, wie wenige Lehrer es auch nur dahin bringen, weil so wenige im Stande sind, selbst erträgliches Latein zu schreiben. Jedenfalls muß auf diesem Gebiete der trügerische Schein wirklicher Production fern gehalten werden, da eine solche doch in Wahrheit nur in einer mehr oder minder geschickten Verbindung von Phrasen besteht, und sucht man es hiermit bis zu einer gewissen rednerischen Gewandtheit zu treiben, so stellt man sich auf den Boden jenes oben besprochenen rein formalistischen Princips; man tritt dann in die Fußstapfen der Jesuiten und läuft Gefahr, alle Lust und Liebe, alle Freiheit des Arbeitens in der Jugend zu ertöden. Unzweifelhaft sind die lateinischen Stilübungen der Punkt, wo man, wenn es einmal sein muß, die Forderungen herabsetzen kann, falls es sich zeigen sollte, daß ihre Erfüllung entweder überhaupt nicht mehr oder nur mit einem unverhältnismäßigen Aufwand von Zeit und Mühe gelingen will.

Damit ist gesagt, was ich über die allgemeinen Ausführungen des Herrn L. im ersten Theile seines Buchs zu bemerken habe, die eigentliche Tendenz desselben, jede einseitig formale Bildung zu verbannen, scheint mir durchaus berechtigt und zeitgemäß. Eben so wenig ist gegen die nun folgende Nachweisung zu sagen, wie sich seit etwa vier Jahrhunderten das nationale Element im Unterricht immer mehr geltend gemacht hat; auch die Bemerkungen über die Nothwendigkeit, neben den alten eine neuere Sprache zu

treiben, sind durchaus zutreffend. Es folgt dann eine Uebersicht über die Entwicklung der germanistischen Forschungen, deren wichtigste Arbeiten aufgezählt werden.

Für den Leser drängt sich die Frage vor, was sich denn nun aus alle dem für den deutschen Unterricht im Gymnasium der Gegenwart ergibt. Drei Richtungen oder eigentlich nur zwei stehen einander gegenüber, auf der einen Seite Hiecke, auf der andern Prf. Wackernagel und Raumer. Der Gegensatz liegt darin, dass der erstere unsere classische Litteratur durch eingehende Erklärung und Besprechung für mündliche und schriftliche Darstellung, so wie für allgemeine geistige (sprachliche, ästhetische, historische und philosophische) Bildung ausgebeutet wissen will, während das die beiden andern verwerfen. Unbedingt erkennt Herr L. an, und er hat Recht darin, dass sich Hiecke in seinen Forderungen allzu hoch verstieg, qualitativ wie quantitativ. Er ging von der Voraussetzung aus, man dürfe dem Schüler eine tägliche Arbeitszeit von 12 Stunden zumuthen; er setzte ihm eine geistige Reife als Ziel, wie sie erst nach vollständig abgeschlossener Bildung möglich ist. — Dafs die Gefahr einer Ueberbürdung der Jugend mit Schularbeiten vorhanden ist, wer wollte das leugnen? Die Kreise der Bildung haben sich erweitert; neue Lehrgegenstände haben sich nicht abweisen lassen, und es wäre eine große Kurzsichtigkeit, wollte man die Einheit des Lehrplans auf Kosten der Mathematik und Naturwissenschaft retten. Jener seltsame Vorschlag eines pommerschen Schulraths aus dem Jahre 1863, künftige Philologen in Prima von der Mathematik und den Naturwissenschaften zu dispensiren, ist überall auf wohlverdiente Mißbilligung gestofsen, und man wird sich auf die Dauer der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß es bei der gegenwärtigen Zerstückelung des naturgeschichtlichen Unterrichts, bei der einen Physikstunde in Secunda nicht bleiben kann. Vom classischen Alterthum aber können wir uns auch nichts abdingen lassen. Nun kommt noch der deutsche Unterricht mit gesteigerten Ansprüchen. Da lag es nahe genug, daß gerade diejenigen, welche es mit den Aufgaben höherer Bildung ernst nahmen, die Kräfte der Jugend überspannten. Denn eine starke Uebertreibung ist jenes Maß von 12 Stunden in der That. Wo soll der Raum für körperliche Ausbildung und Bewegung bleiben? wo die Möglichkeit, besondere Talente, etwa zur Musik, auszubilden? wo die Zeit für geselligen und Familienverkehr? wie soll es namentlich noch erreicht werden, daß die jungen Leute nicht bloß für die Ansprüche der Schule sei es in gewöhnlichen Terminarbeiten, sei es in sogenannten Privatstudien arbeiten, sondern auch nach eigener Wahl und Neigung? Denn daß dies geschehe, scheint mir ganz außerordentlich wünschenswerth. Wenn einmal eine Zeit festgesetzt werden soll, die als Durchschnitt einzuhalten ist, so wird man von jenem Ansätze Hieckes mindestens um 3 Stunden heruntergehn müssen. Dafs

dies aber geschehe, wird sich empfehlen, nicht bloß um dem Zuviel zu steuern, sondern auch um die neuerdings sehr übertriebenen, zum Theil geradezu lächerlichen Klagen ärztlicher und anderer vermeintlicher Auctoritäten zu entkräften. Da gilt es denn, überall seine Ansprüche nach dem Grade des Erreichbaren zu bemessen.

Das würde nun bei einem deutschen Unterrichte, wie Wackernagel und Raumer ihn wollen, nicht schwer sein. Aber die pädagogischen Grundsätze des ersteren vom Werthe des Schweigens in der Schule, seine Abneigung gegen alles Sokratisiren in einem Lehrzweige, der doch wahrhaftig auch das Vermögen deutscher Rede ausbilden soll — höchstens daß einige kümmerliche Belehrung über richtige Orthographie, vierteljährlich auch ein-, allenfalls zweimal eine schriftliche Arbeit zugelassen wird, bei der aber nur die Form der Darstellung, nicht der Inhalt in Betracht kommen soll — alles das ist denn doch in sehr einseitiger Weise das entgegengesetzte Extrem. Der Unterricht besteht hier eigentlich in bloßem Lesen ohne alle Erklärung und Reflexion; nur bisweilen darf eine kurze sprachliche Bemerkung eingeschaltet werden; dann geben die Schüler das Gelesene mündlich oder schriftlich wieder — aber auch nicht etwa auswendig, denn Memoriren ist eine gefährliche Uebung! So soll die Jugend in die deutsche Litteratur eingeführt werden. Als ob das einführen hiesse, wenn man jemandem die Gegenstände eben nur weist, ohne sie ihm zu deuten und ihm das Verständnis zu eröffnen! als ob es pädagogisch wäre, der Jugend irgend ein Gebiet zu erschließen, worin sie nicht durch eignes Denken, durch Verknüpfung des Neuen mit dem früheren geistigen Besitz einigermaßen heimisch werden und bis zu einer gewissen Selbständigkeit des Verständnisses vordringen müßte! als ob nur die Muttersprache von dem allgemeinen Gesetz auszunehmen wäre, daß dem theoretischen Wissen stets das Können, die Uebung in eigner Verarbeitung des Begriffnen durch mündliche und schriftliche Darstellung zur Seite gehn muß!

Historische Einsicht in den Bau der Muttersprache macht R. v. Raumer zum Ziel des deutschen Unterrichts; dagegen soll die Beschäftigung mit der Litteratur zurücktreten; diese ist der Jugend nur zu überliefern, nicht zu erklären. Gelegentlich mag auf den unteren Stufen ein schönes Gedicht zur Erholung in einer freien Viertelstunde vorgelesen und dann auch einmal von den Schülern wiederholt werden. In den letzten Schuljahren wird den Gereiften monatlich ein Drama vorgelesen, ohne jede Erläuterung. Ganz abgesehen von dem Uebelstande, daß nur wenige Lehrer eine derartige Vorlesung gut genug werden halten können, so hat Herr L. doch unbedingt Recht, wenn er diese ganze Ansicht für eine Befangenheit hält. Gewiß war Hieckes Art zu lesen eine „zu minutiöse und reflexionssüchtige“. Aber der Jugend alle Erklärung vorzuenthalten, heißt, es dem Zufall überlassen, ob sie überhaupt je zu wirklichem Verständnisse unserer classischen Litteratur vordringen soll.

So entscheidet sich denn Laas in der Sache für Hieckes Forderungen, nur daß er dieselben herabsetzt, und wer die seit dem Erscheinen von Hieckes Buch über den deutschen Unterricht verflossene Zeit übersieht, wird kaum bezweifeln, daß sich die Praxis einsichtiger Lehrer des Deutschen im ganzen für diesen Weg entschieden hat. \*) Aber wie gestaltet sich unter dieser Voraussetzung die Aufgabe im einzelnen? Das Buch von L. bietet dazu viel Material, welches jedem Lehrer willkommen sein wird. Aber mir scheint, er giebt dabei mehr als recht ist subjectiver Neigung nach und kommt dadurch doch wieder zu einem Mafse von Anforderungen, welches schlechterdings nicht erreicht werden kann. Wenn er sich vielfach auf seine eigne Praxis beruft und die von ihm erzielten schönen Resultate als Beleg anführt, so wird zwar, wer das noch nicht ohnehin wüßte, die Ansicht gewinnen, daß Herr L. seinem Unterricht viel Fleiß gewidmet und schöne Erfolge abgewonnen hat, aber doch vielleicht zweifelhaft bleiben, ob wirklich seine Art und Weise in solchem Grade zum Modell für alle gemacht werden kann. Im wesentlichen hatte man diese Empfindung schon bei dem Buche über den deutschen Aufsatz in Prima; wenn ich nicht irre, wird der Eindruck des neuen Buchs im ganzen derselbe sein.

Unser Verfasser fordert zunächst mit vollem Recht im deutschen Unterricht besondere stilistische und rhetorische Uebungen. Der letztere Ausdruck besagt allerdings eigentlich schon zu viel. Denn sieht man näher zu, so zeigt sich doch, daß die Anleitung dazu mit wirklicher Rhetorik wenig zu schaffen hat. Auch L. hebt den großen Unterschied hervor, der unter allen Umständen unsre Aufsatzlehre — viel mehr ist es nicht — von den complicirten Systemen der alten Rhetoren trennt. Es handelt sich auch auf den höchsten Stufen des Gymnasialunterrichts nur darum, daß der Schüler „schlichte, sachgemäße, von Einsicht und Ueberzeugung eingegebene Abhandlungen“ schreiben lerne. Diese Fassung erscheint als eine recht glückliche. Unzweifelhaft wird jeder Lehrgegenstand dieses Vermögen in gewissem Grade ausbilden helfen; aber der deutsche Aufsatz soll für diese Seite geistiger Bildung den Mittelpunkt abgeben. Um die Schüler dazu anzuleiten, giebt es keinen sichreren und kürzeren Weg, als verständig eingerichtetes Lesen und Besprechen zweckmäfsig ausgewählter Prosaufsätze. An diesen zeige man, was Disposition ist, wie Uebergänge gemacht werden, wie sich das Interesse des Lesers wecken und steigern läßt, wie man Einwendungen widerlegen, den Ausdruck variiren und zugleich für verschiedenen Inhalt eine verschiedene Färbung des Stils wählen soll u. s. w. Dazu muß ein deutsches Lesebuch auch für obere Classen den nöthigen Stoff liefern. Neben den hier zu

\*) Auch der Umstand, daß von Hieckes Buch über den deutschen Unterricht unlängst ein neuer Abdruck nöthig geworden ist, dürfte dafür sprechen.



findenden Abhandlungen wird die deutsche Poesie und die dem Schüler zugängliche classische Litteratur des Alterthums die Thematata bieten.

Es ist Herrn L. durchaus darin beizustimmen, daß man weit mehr Stoff dazu bei den Griechen als bei den Römern, namentlich bei den römischen Prosaikern finden wird, die überdies für die lateinischen Aufsätze zu verwerthen sind. — Die Art, wie man ein Thema, ehe es von den Schülern ausgearbeitet wird, besprechen soll, erörtert Herr L. an einigen Beispielen, die mir ganz angemessen gewählt scheinen. Nur mag er doch ein wenig zu hoch greifen, wenn er bei Gelegenheit der Elektra des Sophokles „völlige Einsicht der Eigentümlichkeit des Sophokleischen Stücks gegenüber den Choëphoren fordert“, da man das letztere Stück schwerlich mit Schülern lesen wird. So mag es auch dahin gestellt bleiben, ob ein genaues Eingehn auf das Wesen des Epigramms am Orte ist, da die Jugend von den Epigrammen des Alterthums, zumal des Martial, an den Lessing in seiner Abhandlung hauptsächlich denkt, nur wenig zu sehn bekommt.

Welche Fehler in den gewöhnlichen Aufsätzen vorzukommen pflegen, darüber giebt Herr L. eine Zusammenstellung, die vielleicht manchem nicht viel Neues sagt. Von besonderer Wichtigkeit scheint mir, daß der Lehrer die Rückgabe der Arbeiten für seine ganze Classe fruchtbar mache. Dazu gehört, daß er möglichst wenig die einzelnen Aufsätze bespreche, sondern sämmtliche Arbeiten als eine einzige Gesamtleistung behandle und für das Einzelne stets das Interesse seiner sämmtlichen Schüler zu wecken wisse. Es bedarf dazu freilich einer besondern Vorbereitung; doch lohnt sich die reichlich und keiner sollte sie unterlassen. Es ist sehr übel, wenn sich eine solche Lehrstunde in eine Reihe von Privatunterhaltungen mit dem Einzelnen auflöst.

Soll nun neben planmäßiger Analyse mustergiltiger Abhandlungen und neben der Anfertigung eigener Aufsätze noch eine besondere Anleitung für Stilistik und Rhetorik gegeben werden? L. bejaht die Frage. Mir scheint die Sache wenig erheblich; aber daß dann nur ja diese Unterweisung im engsten Anschlusse bleibe an das Gelesene und früher Besprochene! Die landläufige Art, sogenannte Rhetorik nach Compendien oder gar nach eignen Heften zu dictiren, ist unverantwortliche Zeitvergeudung ohne den mindesten Nutzen. Wenn dagegen ein junger Mensch Lessings Laokoon, einzelne Kritiken der Dramaturgie, den auch von L. mit Recht hervorgehobenen Aufsatz von A. W. Schlegel über Hermann und Dorothea, Grimms Abhandlung über die Thiersage u. a. gelesen, den Gedankengang und die Verknüpfung der Theile begriffen hat; wenn er darüber in zusammenhängender, klarer Rede sei es mündlich oder schriftlich Rechenschaft geben kann: so wird ein solcher, meine ich, eine völlig genügende rhetorisch-stilistische Bildung bewahren, selbst wenn ihm nie eine gesonderte Theorie

vorgetragen wäre. Uebrigens mag sie dann, in knappster Fassung, auch noch hinzugefügt werden; man wird den Zweck am besten mit der Lectüre einer lateinischen rhetorischen Schrift verbinden. Handelt es sich aber um Uebungen in angewandter Logik, so giebt es dafür keine bessere Schule als Lectüre des Plato und Herr L. trifft nach meiner Ueberzeugung das Richtige, wenn er vorzugsweise den Gorgias dafür empfiehlt.

Auf derselben Linie mit der Rhetorik steht die Poetik. Wenn den unglücklichen Secundanern lange Vorträge über Epos, Drama u. s. w. gehalten werden, während sie doch an wirklichen Epen und Dramen herzlich wenig kennen, so ist das in der Regel nur ein Mittel, eine Zeit auf irgend eine Art auszufüllen, mit der der Lehrer sonst gar nichts anzufangen weiß. Lest statt dessen classische Werke aller Art mit Verstand und Liebe, so lernen eure Schüler implicite auch die Poetik; stellt ihnen dann gelegentlich einmal die technischen Ausdrücke zusammen, damit habt ihr genug gethan.

Ganz ähnlich denke ich vom Unterrichte in formaler Logik. Als Anhängsel oder Einschaltung in den deutschen Unterricht ist er nicht unangemessen: er wird dann die Ergebnisse früherer Betrachtungen, Definitionen, Divisionen, Partitionen u. s. w. abschließen und den jungen Leuten manchen technischen Ausdruck übermitteln, dessen sie bedürfen, um auf der Universität philosophische Vorträge zu verstehn. Dagegen dürfte die empirische Psychologie richtiger an eine summarische physiologische Unterweisung geschlossen werden, welche nirgends in den zwei naturwissenschaftlichen Stunde der letzten vier Jahrescurse fehlen sollte — denn soviel sind schlechterdings erforderlich. Was unter dem Namen Psychologie so oft in unsern Schulen getrieben wird, akademisch eingerichtete Vorträge; die unter allgemeiner langer Weile der Schüler vom Katheder herab gehalten und von diesen nachgeschrieben werden, kann gar nicht scharf genug bekämpft werden. Sie bewirken meist, daß der Jugend das Interesse für diese Dinge ein für alle Mal erstickt und zugleich die Meinung geweckt wird, sich nunmehr mit diesen Dingen nicht weiter befassen zu dürfen. — Hier läßt sich viel Zeit sparen; 10—15 Stunden in jedem der beiden letzten Schuljahre sollten für Logik und Psychologie ausreichen; was darüber ist, das ist vom Uebel.

Des Verfassers Bemerkungen über mündlichen Vortrag sind durchaus sachgemäß. Auswendiglernen von Schüleraufsätzen hat gar keinen Werth, zumal wenn sich die jungen Leute ihr Thema haben allein wählen dürfen. Man lasse sich recht häufig Referate über Gelesenes geben; dieses wird meist wörtlich gesprochen, wie es gedruckt war, denn die Jugend hat ein gutes Gedächtnis; hin und wieder verlange man geradezu, daß eine classische Stelle memorirt werde. Außerdem werde jede Gelegenheit benutzt, die jungen Leute zum zusammenhängenden Reden zu bringen; man

helfe dabei nicht ein, unterbreche den Sprechenden nur im Nothfalle. Auch dramatische Werke werden im ganzen so am besten durchgenommen, daß die Schüler die Handlung nach häuslicher Vorbereitung Scene für Scene erzählen; denn viel in der Schule selbst lesen zu lassen, haben wir keine Zeit. Wiederholt sich dann dieselbe Uebung bei den alten Schriftstellern, kommt die unvergleichliche Gymnastik des Uebersetzens aus dem Griechischen und Lateinischen hinzu, trägt endlich auch der geschichtliche, der naturwissenschaftliche Unterricht das Seinige bei, so werden die segensreichen Folgen sehr bald in einer gewissen Gewandtheit und Ungezwungenheit des mündlichen Ausdrucks hervortreten, und dies ist schließlich doch die naturgemäße und nothwendige Vorbedingung für alle eigentliche Stilbildung. Planmäßig muß allerdings auf dieses Ziel hingearbeitet werden, und oft wird gerade den vortrefflichsten Lehrern diejenige Entsagung schwer, welche stets darauf bedacht ist, daß der Schüler recht viel, der Lehrer so wenig als möglich das Wort führe. — Aber alle bloß formalen Vortrags- oder Stilübungen, alles Reden über Gegenstände, welche dem Schüler nicht Unterricht oder eigne Erfahrung vertraut gemacht hat, ist innere Unwahrheit und sollte gänzlich aus der Schule verschwinden. Man durchblättere nur die Programme, um sich zu überzeugen, wie weitverbreitet dieses Unwesen noch herrscht.

Was ist nun vom Lehrer des Deutschen zu verlangen, damit er deutsche Aufsätze mit Einsicht und gutem Erfolg leiten könne? Vor allem eine gewisse philosophische Bildung, wie sie freilich in unsern Tagen herzlich wenig gepflegt wird. Daß dem so ist, liegt in der Richtung unsrer Zeit, aber die Sache wird dadurch nicht besser. Darüber mag man streiten, ob ein jüngerer Schulmann sich gerade an den von Herrn L. namhaft gemachten Schriften bilden müsse (einige bestimmte Dialoge des Plato, die nikomachische Ethik, de anima u. s. w.). Eine deutliche Einsicht in die Geschichte der Philosophie und zwar auch der neueren, mindestens des Kantschen Systems, scheint mir unerläßlich, denn ohne dieselbe ist ein einigermaßen tieferes Verständnis unserer classischen Litteratur undenkbar. Auch einige Fundamentalwerke über Aesthetik muß der Lehrer durchgemacht haben, sonst wird er schwerlich erfreulichen deutschen Unterricht in oberen Classen erteilen. Dazu muß dann freilich auch ein selbständiges Studium der neuern deutschen Litteratur kommen. Das, was Hr. Laas schon auf der Schule gelehrt wissen will, sollte wenigstens jeder Lehrer kennen. Aber die Unwissenheit ist in diesen Dingen zum Theil außerordentlich. Sie erklärt sich freilich leicht genug: wird doch nur auf sehr wenigen Universitäten neuere Litteratur gelehrt, die doch an sich und zugleich für die Schule weit wichtiger ist als die altdeutsche. Nur in gründlichem litterarischen Wissen liegt die sichere Schutzwehr gegen alles seichte Aesthetisiren, welches mit Recht so verrufen ist und mit Stumpf und Stiel ausgerottet wer-

den sollte. Der Schaden aber erstreckt sich weiter. Was bekommt man von sonst gebildeten Männern und Frauen oft für Urtheile über Meisterwerke unsrer Litteratur zu hören! und der Ignoranz jenes Theologen, der im Examen nichts von Lessings Nathan wufste, liefsen sich noch viel haarsträubendere Beispiele an die Seite stellen. Es ist unzweifelhaft ein großes Verdienst der classischen Philologie, das sie auch in die litterarhistorische Forschung die richtige, historisch-kritische Methode gebracht hat; freilich liegt sie immer noch im Kampfe mit der oberflächlichsten Schönrederei, welche sich in der sonst verschollenen Zeit der absoluten Philosophie manche Phrase über den ästhetischen Werth hervorragender Werke gemerkt hat. Solche halbe Wahrheiten sind begreiflicher Weise schädlicher als vollständiges Nichtwissen, da muß denn die gründliche Wissenschaft helfen und vor allen sollten die Universitäten vorangehn. — Mir scheinen diese Forderungen so unerläßlich, das man eher noch Mängel in den grammatischen Kenntnissen eines Lehrers übersehn sollte, als dies. Freilich versteht es sich von selbst, das auch diese nicht fehlen sollten. Herr L. erzählt hier allerlei aus seiner eignen Geschichte und schildert, wie ihm als Lehrer nach und nach das Bedürfnis aufgegangen ist, sich über die sprachlichen Dinge zu orientiren. Es wird für die meisten derartiger Selbstbekenntnisse nicht bedürfen; es ist wirklich eine Art von Ehrensache, das jeder Lehrer des Deutschen auch die Grammatik seiner Muttersprache kenne. Aber allerdings gilt gerade hier, was Goethe von gewissen Universitätsdocenten seiner Zeit sagte, das sie ihre Bildung durchaus auf Kosten ihrer Zuhörer erwürben, weil diese nicht in dem unterrichtet würden, was sie eigentlich brauchten, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nothwendig finde. Und doch ist das noch nicht einmal der übelste Zustand. An wie vielen Schulen wird nicht der deutsche Unterricht geradezu von den Lehrern geflohen, theils wegen der Correcturen, theils weil sie gar nichts damit anzufangen wissen! Da bleiben denn schließlichs nur ein paar Hilfslehrer (Praktikanten heißen sie in Süddeutschland), denen die deutschen Stunden bis Secunda herauf blofs deshalb übertragen werden, weil sie sonst niemand mag. Ehe das nicht anders wird, kann man meines Erachtens die Frage noch gar nicht auf die Tagesordnung stellen, ob man die Stundenzahl erhöhen solle.

Andrerseits darf auf das bestimmteste behauptet werden, das diejenigen Philologen, welche ein leichteres deutsches Lesestück nicht in anregender, geistbildender Weise wenigstens mit den Schülern der unteren und mittleren Classen durchzunehmen verstein, von wirklicher Interpretation auch bei den alten Classikern nur höchst mangelhafte Begriffe haben. Hier handelt es sich denn also um die viel ventilirte Frage, wie weit überhaupt Werke der deutschen Litteratur, insbesondere Dichtungen, erklärt werden sollen. —

Wohl giebt es manches, was einer Erklärung ganz und gar nicht bedarf, und da wird jede erläuternde Besprechung den Schülern den Eindruck überflüssiger und langweiliger Pedanterie machen. Viele Gedichte sind so völlig durchsichtig, daß z. B. die Umschreibung einer Strophe nach der andern in prosaischer Rede etwas Entbehrliches und deshalb entschieden Ermüdendes ist. Aber so liegt die Sache doch nur selten. Meist ist das Verständnis des Gebildeten ein andres, ungleich tieferes als das des Ungebildeten. Dem Dichter ist es oft genug um etwas zu thun, was nicht in, sondern zwischen den Zeilen zu lesen ist und das in seinem Gemüth lebendige Pathos erschließt sich häufig erst einer hingebenden, liebevollen Betrachtung. Zuweilen ist der richtige, sachgemäße und zugleich gefühlswarme Vortrag eines Gedichts seine beste Erklärung, und es genügt dann, den Schüler ebenfalls zu einem solchen anzuleiten. Da ist denn mehr als einmal Gelegenheit, eine bestimmte Betonung, die Hebung oder Senkung der Stimme u. dgl. zu begründen — das wird alles in dankenswerther Weise die ästhetische Bildung und das Sprechvermögen der Jugend fördern. Aber auch sonst bleibt meist genug zu erläutern. Wie weit in jedem Falle zu gehn sei, das sage dem Lehrer lebendige Versetzung in die Seelen seiner Zügelinge. Selbstverständliches soll hier so wenig als bei der philologischen Lectüre gesagt werden; aber wer nicht so auf ein Gedicht einzugehn vermag, daß bei aller Genauigkeit der Eindruck ungeschwächt bleibt, das ist ein schlechter Erklärer; wer aber weiß, worauf es ankommt und die unerläßliche Wärme und Unmittelbarkeit der Empfindung mitbringt, der wird nicht zu fürchten haben, daß er durch Zergliedern die Poesie zerstöre; ja es muß ihm hier die Aufgabe leichter werden, als bei philologischer Interpretation, da er im Deutschen das Verständnis des Wortlauts voraussetzen kann.

Aber nur auf solchem Wege gelangt man dazu, daß die Jugend wirklich einigermassen in unsre classische Litteratur eingeführt wird, und daß dies der Hauptzweck des ganzen deutschen Unterrichts ist, darin hat Herr L. unbedingt Recht. Dazu wird allerdings auch eine zusammenhängende Uebersicht der Litteraturgeschichte nothwendig sein, aber mir scheint, diese könnte ungleich knapper gehalten werden, als des Verfassers Meinung zu sein scheint. Nennung vieler Namen und Titel, vollends Urtheile über Schriften, die den Schülern nie bekannt geworden sind, — und vielleicht nie bekannt werden — das alles ist zwecklos, ja schädlich. Dafür gilt es, die Jugend einige Werke gründlich und genau verstehn zu lehren. Die Zahl dieser letzteren beschränke ich weit mehr als Herr L. Nibelungen und Lieder von Walther von der Vogelweide mag der Schüler aus der mittelalterlichen Litteratur kennen lernen; aber schon die Gudrun scheint mir entbehrlich. Die wirkliche Ausbeute für den Geist ist bei dieser Lectüre sehr viel geringer, als uns manche der Herren Germanisten

einreden wollen. Die trockene, eintönige Erzählung dieser Epen ermüdet sehr bald, und wenn die sprachlichen Schwierigkeiten leidlich überwunden sind, bleibt in den meisten Fällen nur ein stoffliches Interesse, welches im Knabenalter sehr lebhaft ist, bei Junglingen aber schon viel geringer zu werden pflegt. Gelernt wird durch diese Lectüre die mittelhochdeutsche Grammatik und die Metrik wenigstens in ihren Grundzügen; sie wird auch genügen, den Schülern einen Einblick in die Lebens- und Sinnesweise des Mittelalters zu gewähren. Nun wird der Lehrer allerdings auch von mancher andern Dichtung dieser Periode zu reden haben; er wird für manches durch Besprechung von Aufsätzen moderner Classiker, z. B. Ublands, Grimms u. s. w. das Interesse wecken können; aber große Beschränkung des Stoffes ist hier Pflicht. Die gewöhnlichen Compendien der Litteraturgeschichte enthalten viel zu viel und sind viel zu wenig den Bedürfnissen der Schule angepasst, d. h. mit derjenigen absichtlichen Ungleichmäßigkeit verfasst, welche für die Zwecke des Schulunterrichts ebenso geboten als für eigentlich wissenschaftliche Behandlung unerlaubt erscheint. Auch den Vorschlägen des Herrn L., der eigentlich alle hervorragenden Erscheinungen der altdeutschen Litteratur eingehend erörtert wissen will, liegt die Gefahr starker Uebertreibung nahe. So auch im weiteren Verlaufe. Ob es möglich sein wird, auf der Schule die Luthersche Prosa, abgesehen von der Bibelübersetzung, gründlich zu behandeln, bezweifle ich. — Hans Sachs wird natürlich genannt werden; man lese etwa mit den Schülern Goethes bekanntes Gedicht und ziehe bei der Erläuterung die darin erwähnten Schwänke und Fastnachtsspiele heran. Aber viel weiter wird man nicht gehn können, und eine detaillirte Geschichte seiner und der gleichzeitigen dramatischen Poesie gehört nicht auf die Schule. Was sollen ferner alle die Dinge, welche Herr L. an die Erwähnung von Opitz anreihn will? Da sollen die Hauptsätze der Scaliger-Ronsardschen Ethik, da sollen Daphne und Abschnitte aus dem Vielgut besprochen, eine Uebersicht über den Inhalt von Zlatna oder den Trostgründen in den Widerwärtigkeiten des Kriegs gegeben werden. Natürlich müssen Opitz' poetische und metrische Reformen klar gemacht werden, aber ich dünke, seine Gedichte könnte die Jugend sammt und sonders entbehren. Ebenso scheint mir bei Gottsched Herr L. durchweg das, was der Mann für die Entwicklung unsrer Litteratur ist und was er unsrer Jugend bedeuten kann, zu verwechseln. Weder möchte ich, daß meine Schüler, um ihn richtig zu würdigen, privatim Boileaus art poétique läsen, noch würde ich ihnen Stücke des sterbenden Cato geben. Auf Klopstock rechnet Herr L. etwa 10 Stunden; das mag gelten, wenn es auch etwas viel ist. Man hat früher wiederholt Interpretation Klopstockscher Oden auf der Schule empfohlen, es bleibt das aber ein sehr bedenkliches Unternehmen. Die große Weichheit und überschwängliche Sentimentalität dieser Lyrik steht

uns gar zu fern, das hohe Pathos der Gedichte schlägt gar zu leicht ins Gegentheil um, und vollends mit der trostlosen Langweiligkeit des Messias gequält zu werden hat unsre Jugend nicht verdient.

Erst bei Lessing kommen wir an diejenigen Classiker, an denen wir unsere Schüler länger festhalten und selbständig eindringend arbeiten lassen sollen. Die Hauptpartien des Laokoon, einige Stücke der Dramaturgie müßten an jeder Anstalt durchgenommen werden; ebenso Minna, Emilia, Nathan. Confessionellem Anstoß muß der Lehrer bei dem letzteren allerdings vorzubeugen wissen. Aber wie man es verantworten will, das Stück auf der Schule ungelesen zu lassen, ist mir unklar. Die gesammte Weltanschauung aller unsrer großen Dichter hat die Grundsätze echter Humanität und Toleranz zur Voraussetzung, welche der Nathan so milde und überzeugend entwickelt. Wohl giebt es noch eine theologische Richtung, welche nicht müde wird zu versichern, es gebe ein besseres Heil. Wir beneiden die Herrn um diesen Standpunkt nicht; aber die Schule darf sich deshalb der Pflicht nicht entschlagen, der Jugend diejenigen Gedanken und Anschauungen zu übermitteln, welche so recht eigentlich Fundament unsrer ganzen Bildung geworden sind. —

Was man sonst von Lessing lesen solle, darüber mag individuelles Belieben entscheiden; unser Verfasser thut jedenfalls des Guten zu viel. Insbesondere muß ich mich gegen eine so ausgedehnte Herbeiziehung der aristotelischen Poetik, wie er sie verlangt, ganz entschieden erklären. Zwar auf die berühmte Definition des Dramas wird die Dramaturgie führen; auch mag eine kurze Darlegung der vielbesprochenen Katharsisfrage gegeben werden. Ebenso wird die Lehre von den drei Einheiten des Dramas und manches andre besprochen werden. Aber ein ganzes Semester lang in der philosophischen Propädeutik die Poetik des Aristoteles zu treiben, werden wir uns so leicht nicht entschließen können. Namentlich scheint mir zu beherzigen, daß Lessing jener Definition des Dramas nur deshalb eine so absolute Geltung einräumen konnte, weil er den Begriff der Katharsis philologisch unrichtig auffasste. Denn Lessings eigne Ansicht vom Wesen des Dramas, welche ihm mit der des griechischen Philosophen völlig übereinzustimmen schien, war entschieden tiefer als jene eigenthümliche Anschauung, welche die tragische Erschütterung als eine Entladung der bisher latenten Affecte von Mitleid und Furcht auffasste. Wenigstens können wir modernen Menschen mit dieser Auffassung nicht mehr viel anfangen, und unsere Jugend wird sich ihre Begriffe vom Wesen dieser Dichtgattung von Sophokles, und noch weit mehr von den großen Mustern der Shakespeareschen und Schillerschen Muse entnehmen.

An Lessing reiht sich Herder. Für diesen wird die Schule nicht viel Zeit erübrigen können; der Unterricht wird so schnell

wie möglich zu Goethe und Schiller zu gelangen suchen. Unser Buch wahrh beiden Dichtern ihre Bedeutung für den Unterricht in vollem Mase, geht aber auf sie verhältnismäßig weniger ein. Doch auch hier weiche ich theilweise von Herrn L. ab. Man mag unbedenklich einige Schillersche Dramen, namentlich den Tell, schon in der Secunda lesen, wie mir denn überhaupt Schillersche Dichtung in dieser Classe als eigentlicher Mittelpunkt des deutschen Unterrichts zu gehören scheint. Aber auch seine meisten Balladen gehören erst hierher. Es ist ein schreiendes Unrecht, welches unserm großen Dichter noch immer geschieht, wenn man so gedankentiefe Dichtungen wie den Kampf mit dem Drachen, das eleusische Fest, die Macht des Gesanges, das Lied von der Glocke auf einer Altersstufe bespricht, wo dafür nothwendig das richtige Verständnis fehlt. Die Folge ist, daß nachher so viele sich einbilden, sie wären mit diesem Dichter fertig, ohne daß sie ihn überhaupt schon begriffen haben. Hier verführt der schöne Klang der Verse, der Glanz der Diction; darüber vergessen nur zu viele nach dem tiefem Gehalt zu fragen, an dem es doch wahrlich nicht fehlt. \*) Auch Herr L. verweist den Taucher schon in die Quarta, die Glocke, das eleusische Fest, Cassandra nach Obertertia. — Aber ebenso bestimmt gehört Goethes Hermann und Dorothea nur nach Prima, während man den Götz immerhin mit Secundanern lesen kann. Tasso aber schliesse ich ganz und gar von der Schule aus; nur in sehr seltenen Fällen wird die geistige Reife eines 17 bis 19jährigen Jünglings so weit gediehen sein, um dieses Meisterwerk feinsten Seelenmalerei würdigen zu können. Ebenso scheinen mir Schillers philosophische Abhandlungen bis auf einzelne Bruchstücke zu schwierig; von seinen culturhistorischen Gedichten gehören mehrere, namentlich der Spaziergang, erst nach Prima.

Von nachschillerscher Litteratur würde ich vor allen Uhland und zwar in möglichster Ausdehnung und neben seinen Balladen auch die dramatischen Dichtungen, in den Kreis der Schule ziehn; das meiste freilich gehört schon in die unteren und mittleren Classen, namentlich in die Tertia, für die er gerade so wie Schiller für Secunda den Mittelpunkt der poetischen Lectüre bildet, neben ihm, darin stimme ich Laas bei, namentlich die Dichter der Befreiungskriege. Aufser Uhland wird nur noch H. von Kleist besondere Beachtung verdienen. Dabei mag sich aber die Schule beruhigen. Denn dazu kommt ja nun noch eine Reihe von Prosaaufsätzen neuer Historiker, Litterarhistoriker, Philosophen und Naturforschern, von denen oben die Rede war.

---

\*) Gelegentlich sei bemerkt, daß die Aufführung der Schillerschen Stücke auf unserer Bühne verhältnismäßig das Schlechteste zu sein pflegt, was man zu sehn bekommt. Werden sie doch theilweise noch in Bearbeitungen dargestellt, welche geradezu unverantwortlich wird.



Komme ich so in Bezug auf das Maß der eigentlichen Schullectüre zu andern Ergebnissen, als Herr L., so hängt damit auch eine andere Vertheilung des Stoffes zusammen. Mir erscheint als die richtige Classe, für die Beschäftigung mit dem Mittelalter die Unterprima, wo auch die Geschichte des Mittelalters behandelt wird. \*) Hier mag in einem Zeitraum von etwa 6 Monaten ein Grundriß der mittelhochdeutschen Grammatik etwa nach Martin, der völlig genug giebt, durchgenommen werden. Hiermit, meine ich, ist dann für eigentlich historische deutsche Grammatik genug geschehen. In unteren Classen wird man einen Cursus allgemeiner Satzlehre und die Hauptunterschiede starker und schwacher Flexion am besten in der Art an den lateinischen Unterricht anlehnen, daß man nur dann und wann in den deutschen Stunden eine Uebersicht des am andern Orte bereits Besprochenen giebt, einzelne sprachliche, namentlich orthographische und etymologische Dinge mögen bei den Aufsätzen erörtert werden. Einen eigentlichen Einblick in die Geschichte der Sprache nebst einer kurzen Belehrung über Lautverschiebung, Vergleichung mit lateinischer und griechischer Flexion u. s. w. soll man erst erwachseneren Schülern geben. Beiläufig sei bemerkt, daß auch die in der Prima dann und wann vorkommenden grammatischen Repetitionen am besten benutzt werden, so manche Punkte der Formenlehre nach den neueren Forschungen der Sprachwissenschaft eingehender zu begründen. Beim Elementarunterricht darf jedenfalls nur wenig davon vorkommen, denn hier fällt aller Nachdruck auf das Wissen und die schnelle Anwendung der üblichen Formen; weitläufige Deduction ist auf dieser Stufe nur Erschwerung und schadet der sichern Einprägung. — An die mittelhochdeutsche Lectüre der Unterprima schliesse sich dann eine Uebersicht der Litteraturgeschichte und eingehenderes Lesen der Nibelungen und des Walther. Einen Begriff von der Edda mag einiges aus Uhlands Schrift über Thor geben, das Wesen der Thiersage Grimms bekannte Abhandlung erschließen u. s. w. Aber das erste Schuljahr der Prima muß unter allen Umständen bis Lessing vordringen. Dieser, neben ihm Goethe und Schiller, aber auch ein Drama von Shakespeare beschäftigen die Oberprima. Für dieses Pensum muß der Unterricht der Secunda wesentlich vorgearbeitet haben, so daß die Prima nur noch Iphigenie, Hermann und Dorothea\*\*), ein und das andre Drama von Schiller nebst den schwierigeren Gedichten und einschlagenden Prosaufsätzen eingehender zu behandeln hat.

Die neuere Lyrik wird eine zweckmäßig ausgewählte Gedichtsammlung großentheils schon den mittleren und unteren Classen

\*) So auch Schrader in der Gymnasialpädagogik.

\*\*) Das letztere, nicht die Iphigenie, wie Herr L. angiebt, hat Schiller in dem bekannten Briefe an H. Meyr als den Gipfel von Goethes und unsrer Kunst überhaupt bezeichnet.

bekannt machen, die Bemerkungen unsers Buches über das Wichtige und Entbehrliche sind meist zu billigen. Herr L. hat ganz Recht, daß Poeten wie Spitta, Reinik, Sturm, Gentzel, Colshorn, Oelckers, Gruppe nicht hineingehören. Nur in Bezug auf A. E. Fröhlich muß ich widersprechen: ich erlaube mir den für den ersten, eigentlich für den einzigen Fabeldichter unsrer neuern Litteratur zu halten.\*)

Am richtigsten scheint mir es, wenn alle Classen einer Anstalt dieselbe Gedichtsammlung benutzen, damit stets auf Früheres zurückgegangen werde und im Gedächtnis der Schüler ein fester Bestand herz- und geistbildender Poesie bewahrt bleibe. Das von Wackernagel, Hopf und Paulsiek u. a. befolgte Princip, jeder Classe ihren Lehrstoff gesondert vorzuschneiden, hat im ganzen mehr Beifall gefunden, weil es den Lehrern die Sache bequem macht, während es doch eine recht angemessene Aufgabe für die Lehrerconferenz wäre, die Vertheilung der Stücke über die einzelnen Classen zu ordnen.

Neben der Gedichtsammlung bedarf es eines prosaischen Lehrbuchs, das in verschiedene Stufengänge zerfallen wird. Herr L. fordert zwei Bücher, eines mit stilistisch-rhetorischen Musteraufsätzen, eines für die Litteraturgeschichte, dieses würde „aus zwei stattlichen Bänden“ bestehen müssen. Ich fürchte, diese Theilung wird zu theuer; jedenfalls scheint sie mir entbehrlich. Schon früher hat Herr L. sehr bestimmt präcisirte Forderungen über diejenigen Aufsätze aufgestellt, welche nach seiner Meinung unter allen Umständen im deutschen Schullesebuch stehn müssen. Zu so dictatorischem Auftreten scheint mir kein Grund zu sein; jedenfalls müßten wir vorher von dem Verfasser fordern, daß er seine Gedanken zu ganz bestimmten praktischen Vorschlägen zusammenfasse, während er sie alle nur eben skizzirt hinwirft. Vielleicht ist er dabei nicht ganz freigeblichen von dem Gefühl, daß sich seine Ideen doch nicht so ohne weiteres durchführen lassen. Daneben erhalten wir dann wieder eingehende Polemik gegen Schriften, die besondere Beachtung kaum werth sind; wir hätten es, meine ich, Herrn L. gern erlassen, uns noch einmal seinen unerquicklichen Streit mit Herrn Jonas in Stettin aufzutischen. — Hier seien nur noch einige Hauptpunkte, um die es sich handelt, zu selbständiger Erörterung herausgegriffen.

Soll das deutsche Lesebuch für obere Classen nur auf die eigentliche classische Litteratur Bezug nehmen? oder soll es auch gutgeschriebene Aufsätze über die alten und neuen Classiker, über Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, selbst einiges Philoso-

---

\*) Der Tadel, daß diese Bücher zu wenig von Uhland enthalten, wird wenigstens die von mir herausgegebene Gedichtsammlung nicht treffen, wo gerade so viel von diesem Dichter zu finden ist, als der Verleger mit der Rücksicht auf die Cottasche Buchhandlung für verträglich erklärte.

phische enthalten? Für die unteren Classen entscheidet sich die Sache leicht; da überwiegt das stoffliche Interesse noch in dem Maße, daß man nicht gar zu ängstlich zu sein braucht. Der wesentliche Gesichtspunkt gilt aber auf allen Stufen, daß die Schüler durch ihr Lesebuch wohlgeordnet, sachgemäß, ohne leere Phrasen, aber gefällig über dasjenige, was sie wissen und kennen, reden und schreiben lernen. Den Inhalt ihnen zu vermitteln, ist Sache der verschiedenen Unterrichtsfächer; aber eben weil hier das Gewicht auf die Sachen fällt, so bedarf es noch einer andern Stelle im Lehrplan, wo auf die Ausbildung des Sprachgefühls, auf Gewandtheit in deutscher Rede und Wortfügung das Hauptaugenmerk gerichtet wird. Das geschieht in unteren Classen überwiegend durch Nacherzählen, durch Beschreibung angeschauter Gegenstände. Für das erstere eignet sich hier besonders das Märchen, die Sage — namentlich auch die griechische Heldensage — die Fabel; das Beschreiben lernt das Kind am besten an einfachen Naturobjecten, und damit fällt dem Unterrichte in der Naturgeschichte auf dieser Stufe eine sehr wichtige Aufgabe zu. Aber auch das deutsche Lesebuch muß sich an diese Stoffe halten. Für Fabel und Sage haben wir bei unsern Classikern die Muster; einzelne Beschreibungen wird man guten Büchern zu entnehmen haben. Von Aufsätzen kann hier noch nicht die Rede sein; erst der Quintaner mag dann und wann etwas Vorerzähltes oder Gelesenes schriftlich nacherzählen oder ein in der Schule behandeltes Thier, eine Pflanze beschreiben. Wohl können sich dabei die Lehrer der verschiedenen Unterrichtsfächer „ins Gehege kommen.“ Aber ich würde das, wo es auch vorkommen möge, eher für ein Glück als für einen Schaden halten. Auf dieser Stufe darf man jedem gebildeten Manne zutrauen, daß er auch einmal so viel Naturgeschichte lernt, als den 9–11jährigen Kindern mitgetheilt wird. Jedem Lehrer soll das Ganze aller Lehrgegenstände als eine organische Einheit erscheinen; darum ist es in der That nicht so entsetzlich, wenn sich der Lehrer des Deutschen gelegentlich auf naturgeschichtliche oder geschichtliche Dinge einläßt. Fordern wir doch auch mit vollstem Rechte vom Lehrer der Mathematik oder Naturwissenschaft, daß er einen gewissen Grad philologischer Bildung besitze; eine gewisse Vielseitigkeit ist in unsrer Zeit unerläßlich und auch sehr wohl erreichbar, ohne daß deshalb encyclopädischer Halbwisserei das Wort geredet werden soll.

Wie man aber am glücklichsten den deutschen Unterricht bei Aufstellung des Lehrplans einer Schule mit andern Lehrgegenständen combiniren soll, das läßt sich kaum nach allgemeinen Gesichtspunkten bestimmen, da es in jedem einzelnen Falle nach der Zusammensetzung der Lehrercollegien entschieden werden muß. In unteren Classen wird sich Verbindung des Deutschen mit dem lateinischen Unterrichte sehr empfehlen; später hat es besondere Vortheile, wenn der Lehrer des Deutschen zugleich Ge-

schichte lehrt; in obern Classen bietet wieder das Griechische viele Berührungspunkte. Aber undenkbar ist es keineswegs, daß auch einmal der Mathematiker ein guter Lehrer des Deutschen sei (ich erinnere nur an Deinhardt); mag dann ein solcher zu stilistischen Zwecken besonders solche Musteraufsätze nutzen, welche in gelungener Darstellung Naturwissenschaftliches behandeln. In dieser Hinsicht mag man immerhin Wünsche aussprechen; feste Normen aufzustellen, ist ein müßiges Geschäft. Aber für das Lesebuch ergibt sich meines Erachtens daraus, daß es Beziehungen zu den verschiedenen Seiten des Schulunterrichts festhalten muß. Nicht das ist die Absicht, daß Naturwissenschaft, Geographie, Philosophie auch im deutschen Unterricht gelernt werde. Aber die Schüler sollen hier ersehen, wie einzelne Punkte dieser Disciplinen sich darstellen, wenn man sie unter den Gesichtspunkt der allgemeinen Bildung stellt. So wird der deutsche Unterricht mittelbar allerdings auch die andern Fächer unterstützen, ihre Berechtigung dem Bewußtsein der Schüler nahe rücken und die mannigfachen gegenseitigen Beziehungen derselben nachweisen. Mithin ist nöthig, daß das Lehrbuch etwas mehr enthalte, als der einzelne Lehrer gerade braucht. Es muß verschiedenen Combinationen des Unterrichts gerecht werden; manchen der darin enthaltenen Aufsätze mag der Schüler auch für sich lesen. Ueberall soll freilich auf den obern Stufen die Beziehung zur Nationallitteratur berücksichtigt werden; ausschließlichs herrschen kann sie auch hier nicht. Wir haben unter den Schriften unsrer großen Philologen, Naturforscher und Historiker vieles, was in stilistischer Beziehung hinter der Prosa der eigentlichen Classiker nicht zurtücksteht. Endlich darf es nicht unterschätzt werden, wenn das Lehrbuch den Schülern diese oder jene Seite der Bildung nahe legt, für welche sich im sonstigen Unterricht keine Handhabe befindet; man bedenke namentlich, wie spärlich die ästhetische Anregung ist, die das Leben in einer kleineren Stadt zu bieten pflegt; da mag denn die gute Beschreibung eines hervorragenden plastischen oder malerischen Kunstwerks, die einsichtige Würdigung einer großen musikalischen Composition recht willkommen erscheinen. Das wenigstens wird die Jugend daraus erkennen, wie innig auch diese Gebiete mit dem geistigen Leben der Nation zusammenhängen. — Andererseits bietet eine derartige Einrichtung des Buches dem Lehrer, der es benutzt, eine gewisse Freiheit; ihm selbst erwächst daraus die Pflicht, sich für sein ganzes Schuljahr einen verständigen Plan zu entwerfen; die wohlgeordnete Abstufung des Unterrichts durch die ganze Anstalt werde collegialisch festgestellt.

Auch für die Wahl der Aufgaben zur Ausarbeitung ist diese Freiheit nothwendig; nur suche jeder möglichst engen Anschluß seiner Themata an den sonstigen Gang des Unterrichts. In den vielen gedruckten Aufsatzbüchern tritt diese Beziehung natürlich zurück; die einzelnen Aufgaben stehn zu sehr in der Luft; dabei

setzen sie meist viel zu viel Lebenserfahrung voraus, oder beziehen sich auf Gebiete, die der Jugend noch gar nicht zugänglich sind. Dadurch aber wird die leidige Schönrednerei, das hohle Phrasenwesen gefördert. Mit Recht warnt auch Hr. L. vor den Arbeiten, die sich „auf die höchsten Güter der Menschheit beziehen.“ Die Chrienform mag als erster Anhalt für kleinere Abhandlungen brauchbar sein; nachher ist sie nur geeignet, die Schüler an allgemeines Gerede über Gemeinplätze zu gewöhnen. Andererseits ist kein Grund, warum der Schüler nicht auch zuweilen von dem reden sollte, was er selbst erlebt oder innerlich erfahren hat. Besonders erwünscht werden alle Hilfsmittel sein, welche uns die Ausnutzung der altclassischen Lectüre, namentlich der griechischen, erleichtern. Auch von Seiten des philologischen Unterrichts kann noch viel geschehn, damit die Jugend die Schriftsteller so auffasse, daß ihr die innere Gliederung, der Ideengehalt ihrer Werke aufgehe, ohne daß deshalb das Verständnis der sprachlichen Form zu kurz komme. Vielmehr bildet beides eine unzertrennliche Einheit und des Lehrers Aufgabe ist, Inhalt und Darstellung stets im innigsten Zusammenhange zu behandeln. Damit dies geschehn könne, bedarf jeder Philologe einen gewissen Grad allgemeiner Bildung, ohne daß die solide Fachbildung darunter leiden darf. Wie das bei den hohen Forderungen aller Wissenschaften in unserer Zeit zu erreichen sei, das ist eine Frage, der man nur näher treten kann, wenn man allseitig erwägt, was überhaupt durch die Schule und für die Schule geschehn müsse, damit sie den Ansprüchen der Gegenwart genüge. Herr L. klagt, daß man in Preußen augenblicklich immer noch mit der Aufsuchung frömelnder Schuldirectoren und Niederhaltung aller derjenigen Kräfte, die sich jedem Versuche, eignen Verstand zu brauchen, unbedingt entschlagen, vollauf zu thun habe.“ Man sollte meinen, daß er das preussische Schulwesen genug kennen müsse, um eine so schwere Beschuldigung nicht ohne Grund auszusprechen. Richtig ist jedenfalls, daß das große Anliegen der nationalen Bildung, das in vielen Beziehungen durchgreifender Reform bedarf, vorerst wenig Aussicht hat, auf die Tagesordnung gesetzt zu werden. Kommen aber wird die Zeit auch dazu. Bis dahin sei jeder Versuch, die Ansichten der Fachgenossen zu klären und zu einigen, willkommen. In diesem Sinne sei auch das neue Buch von Laas begrüßt; in dieser Erwägung suchen zugleich die vorstehenden Zeilen ihre Rechtfertigung.

G. Wendt.

## LATEINISCHE ÜBUNGSBÜCHER FÜR TERTIA.

Wenn in diesen Zeilen an verschiedenen lateinischen Übungsbüchern für Tertia, auch an den besten, Ausstellungen gemacht werden, so wolle man nicht glauben, die Sache liefse sich kurz mit der Antwort erledigen: „Solchen Mißständen abzuhelfen, dazu ist ja der Lehrer da!“ Er ist allerdings da und muß allerdings stets für den planmäßigen Fortschritt seines Unterrichts allein verantwortlich gemacht werden. Aber die Übungsbücher sind eben auch da, und zwar sind sie da, um dem Lehrer in der Schule sowohl als zu Hause Zeit zu ersparen, ihm die Arbeit zu erleichtern und auch qualitativ dieselbe zu fördern. Denn es wäre Vermessenheit, wollte ein Lehrer glauben, er mit den von ihm gebildeten oder in den Classikern gefundenen Beispielen leiste so Vortreffliches, daß er den von seinen Vorgängern gesammelten Stoff, alle in den Übungsbüchern niedergelegten guten Einfälle und praktischen Winke föhlich entbehren könne. Nein, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß auch der tüchtigste Lehrer, wenn er von einem guten praktischen Übungsbuch unterstützt wird, noch Besseres leisten könne als ohne diese Unterstützung, und bei dem weniger tüchtigen Lehrer kann der Nutzen des Buches noch ungleich größer werden. Und wir sind weit entfernt zu leugnen, daß in unsern Übungsbüchern eine ganze Menge tüchtiger Arbeit von praktischen und eifrigen Schulmännern niedergelegt ist, daß wir auch auf diesem Felde bereits manch wirklich gutes Buch besitzen. Aber die Zeit schreitet fort, mit ihr wachsen die Anforderungen, und auch das Gute auf Erden ist doch immer noch verbesserungsfähig. So bleiben denn auch dem lateinischen Lehrer in Tertia noch immer Wünsche und Forderungen an seine Lehrbücher übrig. Namentlich bei Anstalten, die halbjährig versetzen, in denen also die Hauptpunkte des Pensums in kürzerer oder längerer Ausdehnung alle Halbjahre vorkommen müssen, wird in dem officiell eingeführten Übungsbuch gar leicht für jene Hauptpunkte der Uebersetzungsstoff zu knapp; für andre Punkte wiederum findet der Lehrer auch dann sich noch nicht befriedigt, wenn er sämtliche Übungsbücher zusammenkauft und nach Beispielen durchsucht, so z. B. für den Infinitiv *Futuri exacti*.

Auf solche Punkte also aufmerksam zu machen ist der Zweck dieser Zeilen. Freilich werden betreffs der Frage, was nach Tertia, was in eine andre Classe gehört, Provinzen, Gymnasien und Individuen in ihren Ansichten vielfach aus einander gehen. Doch ist man im Grunde wohl darüber einig, daß nachdem in Quarta hauptsächlich die Casuslehre geübt ist, der Tertia Repetition und Ergänzung jener sowie Einübung der Tempus- und Moduslehre zufällt. Uebrigens pflegt auch einiges von Infinitiv und Coniunctiv

dem eintretenden Tertianer bereits bekannt zu sein; in manchen Anstalten bringt ers vielleicht schon aus Quinta mit. Jedenfalls kann das Uebungsbuch für Tertia das allgemeinste vom Accusativus cum Infinitivo, *ut* und den Participien voraussetzen. (Ebenso äußert sich Weissenfels im Jahrgange 1870 dieser Blätter S. 245).

Mögen also auch manche Anstalten die ganze Tempuslehre, *quin* und andre Conjunctionen schon in Quarta einüben; immerhin bleibt für Tertia die Einführung gerade in die schwierigeren Modusverhältnisse übrig. Die hierher gehörenden Regeln werden nur schwer, nur bei sehr günstig entwickelten Schülern ohne eine große, unendlich große Menge von Einzelbeispielen in genügender Weise durchgeübt werden können. Wir lassen darum Bücher wie das von Haacke (für Tertia), Holzer, Keim u. a., die bereits die Kenntnis der ganzen Syntax voraussetzen, hier ganz aus dem Kreise unsrer Betrachtung, kommen auch auf die Bücher, welche nur zusammenhängende Stücke enthalten und damit Exercitien zur Repetition größerer Regelcomplexe geben, sowie auf die dahin einschlagenden Partien bei Tischer, Ostermann, Süpffe und Spiels erst später zu sprechen und bleiben somit vorläufig bei den aus einzelnen Sätzen bestehenden oder wenigstens nur einem Paragraphen der Grammatik speciell gewidmeten Uebungen stehen.

So sehr wir aber Anschluss des Uebungsbuchs an die Grammatik im allgemeinen verlangen müssen, so wenig können wir's billigen, wenn dieser Anschluss ein allzu enger ist. Der Unterricht soll sich in seinen Einzelheiten nicht nach dem grammatischen System, sondern nach dem praktischen Bedürfnis richten, wie dies aus den in der Classe vorkommenden Fehlern erwächst. Der ängstliche paragraphweise Anschluss an die Grammatik tritt uns bei einigen Uebersetzungsbüchern als der erste und größte Fehler entgegen. Weniger wichtige Materien erhalten dadurch zu große Ausdehnung den wichtigeren und nöthigeren gegenüber. Der Gebrauch des Präsens und Perfects in Hauptsätzen z. B. ist doch schon in Quarta bekannt, und wäre er's nicht, so würde er auch ohne extra dazu geschriebene Aufgaben in Tertia eingeübt. Es ist daher wirklich etwas Ueberflüssiges, wenn Tischer meint, er müsse dazu noch im zweiten Abschnitt der Syntax, S. 93 seines Uebungsbuchs\*) Sätze bringen wie die: *Chabrias aus Athen hat viele merkwürdige Thaten ausgeführt. Ein guter Bürger achtet nichts höher als das Vaterland.* Englmann\*\*)

\*) Tischer, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für mittlere Gymnasialclassen. 2. Auflage besorgt von Otto Müller. Braunschweig 1872. 233 S. 15 Sgr. Auf entschiedene Vorzüge dieses Buchs kommen wir später bei den zusammenhängenden Uebungen zu sprechen.

\*\*) Englmann, Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Zweiter Theil. Congruenz- und Casuslehre. 5. Aufl. Bamberg 1872. 148 S. 15 Sgr., passend für Quarta. — Dritter Theil. Tempus- und Moduslehre (108 S.) und zusammenhängende Aufgaben (130 S.) 4. Aufl. Bamb.

giebt gar S. 20 f. zwei ganze Abschnitte von Sätzen über diesen Gegenstand; auch Meiring\*) hätte sich das ziemlich eine Seite lange Stück 91 füglich sparen können. Aehnlich steht es in den genannten Büchern mit den Dafs-Sätzen. Der Vollständigkeit halber glaubten die Verfasser auch einfache Sätze mit *damit, um-zu, so dafs* aufnehmen zu müssen, an denen der Tertianer doch wirklich nichts mehr zu lernen hat. Er soll *damit desto, damit keiner, auch und damit nicht* treffen lernen, soll die Verba des Fürchtens *inclusive* des gefährlichen Ausdrucks *ich besorge* construiren können (woran in Spielfs\*\*) Uebungsbuch gedacht ist), soll *facere non possum ut* von *facere non possum quin*, und *multum abest ut* von *non multum abest quin* zu unterscheiden wissen. Also gerade wo ein Fehler nahe liegt und herkömmlicher Weise gemacht wird, da soll das Uebungsbuch mit möglichst vielen Beispielen eintreten, nie aber sich blindlings an das in der Grammatik durchgeführte System binden.

So wenig übrigens als in der Auswahl, darf sich in der Gruppierung des Stoffs ein Uebungsbuch immer von der Grammatik abhängig machen. Wenn Englmann über *dicitur* (und *dicunt*), über *videor*, über *jubeo* und *veto* je einen oder zwei Abschnitte von Beispielen zu übersetzen giebt, so ist das jedenfalls keine wünschenswerthe Folge des engen Anschlusses an seine Grammatik. Doch hat hier der Schüler wenigstens immer noch ein *entweder-oder* zu überlegen. Wenn aber Tischer grundsätzlich immer die gleichartigen Beispiele ohne Unterbrechung hinter einander giebt, so wird der Schüler bald merken, dafs er, wenn das erste Beispiel einer Gruppe getroffen ist, die andern ebenso machen kann ohne seinen Kopf anzustrengen. Ungemischte Beispiele bietet die Grammatik zur ersten Anschauung; an den Uebungen sind die Hauptsache die gemischten Beispiele, in denen die Knaben sofort Fehler machen, wenn sie nicht nachdenken wollen. Auch

---

1668. 24 Sgr., geeignet für Tertia. Die vortreffliche Grammatik desselben Verfassers, für untere Classen manchmal zu ausführlich, ertheilt dem Schüler der oberen Classen in vielen Fällen Rath, in denen er ihn in anderen Büchern vergebens sucht.

\*) Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die mittleren Classen der Gymnasien u. s. w. [bearbeitet von mehreren Gymnasiallehrern in Düren] herausgegeben von Meiring. Zweite Abtheilung [nach der Vorrede für Tertia und zum Theil für Untersecunda bestimmt]. 2. Aufl. Bonn 1871. 113 S. Text, 21 Sgr. Die Stücke sind zwar alle zusammenhängend; da sich aber das Buch Schritt für Schritt an die Grammatik anschliesst und Stücke über gemischte Regeln gar nicht enthält, müssen wir es hier mit erwähnen. Eine anonyme Anzeige der 1. Aufl. findet sich in Masius Jahrbh. 1868 S. 415.

\*\*) Spielfs, Uebungsbuch zum Uebers. aus dem Deutschen ins Lateinische zu der lat. Schulgrammatik von Siberti und Meiring für die Tertia bearbeitet. 2.—6. Aufl. besorgt von W. Buddeberg. 7. Aufl. 1867 von W. Schmitz. 147 S. 12½ Sgr.



an dem trefflichen Buch von Haacke\*): Aufgaben zum Uebersetzen für Quarta, das in mehr als einer Beziehung das beste Uebungsbuch für den Tertianer genannt zu werden verdient, kann uns nicht gefallen, dafs mitunter zu viele gleichartige Sätze ohne jede Mischung zusammengestellt sind, z. B. ein Absatz über *cum*, ein anderer über *postquam* u. s. f. — Dafs die praktischen Uebungen unmöglich immer dem grammatischen System folgen können, zeigt u. a. auch bei Tischer der Abschnitt mit der Ueberschrift „die Tempora des Coniunctiv.“ Fünf lange Abschnitte über den Gebrauch des Coniunctiv sind bereits vorausgegangen; ohne die Consecutio Temporum mit anzuwenden, konnte das natürlich nicht geschehen; so kann denn der so überschriebene Abschnitt nur Wiederholungen und Ausnahmen oder dergleichen Besonderheiten enthalten. Wie ungeeignet für die Praxis gar eine Unterscheidung nach einfachem und zusammengesetztem Satz ist, zeigt Süpfles Uebungsschule.\*\*) Die Lehre vom unabhängigen Indicativ und Coniunctiv, ein vom Infinitiv, Gerundium und Supinum gemeinsam handelnder Abschnitt ist dem ersten Theil, die beigeordneten Sätze (*und, oder, aber* u. s. w.), Frage-, Temporalsätze u. dgl. sind dem zweiten Theil zugewiesen; eine Anordnung, der schwerlich jemals ein Lehrer folgen wird. Süpfle selbst konnte sein System nicht einhalten, sondern hat in den ersten Theil schon „die Tempora des Verbums und ihre Aufeinanderfolge in abhängigen Sätzen“ mit aufgenommen.

Von ungeheurer Wichtigkeit ist ferner beim Unterrichte die stete Wiederkehr derjenigen Regeln, die zwar an sich leicht zu fassen sind, deren Anwendung aber von unachtsamen Schülern leicht unterlassen wird. Der Lehrer wird sie möglichst früh vornehmen und stündlich in einem oder ein paar Beispielen wieder anbringen müssen. Wir rechnen dahin den Coniunctiv Perfecti als einzig mögliches Präteritum bei präsentischem Hauptsatz, das *was* u. a. Fragewörter nach *verbis sentiendi* und *declarandi*, das Futurum in Nebensätzen, die einem futurischen Hauptsatz gleichzeitig sind, das Reflexivpronomen in Absichts-, Frage- und Infinitivsätzen, den Coniunctiv Plusquamperfecti im Deutschen, wo er der lateinischen Consecutio Temporum widerstrebt. Wie der Lehrer, so soll auch das Lehrbuch solche Fälle recht früh in Anwendung

\*) Haacke, Aufgaben zum Uebers. ins Lat. für Quarta. 6. Aufl. Berlin. Weidmann 1870. 140 S. Text. 15 Sgr. Recensirt von Tischer in ds. Zeitschr. 1860. S. 541.; von Weisenfels ebd. 1870. S. 246, wo es heifst: „Es möchte nicht möglich sein, dies alles schon mit einem Quartaner einzüben.“ Aehnlich äufert sich auch Tischer.

\*\*) Süpfle, Uebungsschule der lateinischen Syntax. Besondere Ausgabe der in des Vf.'s „Praktischen Anleitung zum Lateinschreiben“ enthaltenen Beispiele. 2. (unveränderte) Aufl. Karlsruhe 1870. 252 S. 12 Sgr. Vgl. darüber Weisenfels in diesen Bl. 1870. S. 244. und über die Praktische Anleitung Stinner ebd. 1863. S. 957.

bringen, damit sie durch anhaltende Gewohnheit befestigt werden. Natürlich darf aber das Deutsche nicht so eingerichtet sein, daß dem Schtüler die im Lateinischen zu wählende Wendung verrathen wird. Das hat schon Stinner in der S. 132 Anm. 2 erwähnten Recension betreffs der Futursätze gegen Stüpfle bemerkt; derselbe Vorwurf trifft auch noch die neueste Ausgabe, ebenso gut wie Tischer S. 142, Satz 11, oder wie Englmann, der S. 41 und 90 in dem von *hoffen* abhängigen Satz das Hilfsverb *werden* zusetzt. Der Coniunctiv der abhängigen Frage hätte nicht durch den Text verrathen werden sollen bei Englmann S. 74, Meiring S. 18. 50 und sonst, Spiels S. 92. 93. Stüpfle 126. 150. 206.

Noch ungeschickter aber ist es, wenn Dinge, die bei den Uebungen von solcher Wichtigkeit sind, durch einen großen Theil des Cursus dem Schtüler in einer Anmerkung oder in Parenthese vorgeschrieben werden. Das ist bei Tischer (z. B. S. 115. 127. 136) und ziemlich das ganze Buch hindurch bei Meiring (noch auf S. 87 u. 94) mit dem Pronomen reflexivum der Fall. Und doch ist das geradezu eine Hauptsache, die der Tertianer bei seinen Uebungen zu lernen hat. Sollte er diese Regel nicht schon in Quinta oder Quarta gehabt haben, nun so gebe man sie ihm bei der ersten Gelegenheit in Tertia ausführlich an, stelle ihn aber von da an auf die Probe, wie oft er sie trifft oder verfehlt. Auch *ut* nach *verlangen*, *quod* in den verschiedensten Fällen (S. 64. 70. 85) wird von Meiring vorgeschrieben, *quin* für *ohne zu* wird noch im Abschnitt vom Participium angegeben, ebenso der Coniunctiv Imperfecti in Fällen wie der: *geschweige denn, daß sie hätten willfahren sollen* (S. 57. 59. 60, in der n. Aufl. auch 55). Heißt das nicht gerade da dem Schtüler die Arbeit abnehmen, wo sie ihm selbständig gemacht am heilsamsten ist? Wir würden auch *neque* nicht mit Englmann S. 43 u. Tischer S. 123 angegeben haben; *neque* und *neve* müssen dem angehenden Lateiner in unzähligen Fällen vorgekommen sein, bis er sie mit Sicherheit anwendet.

Nachdem in Quarta die Casuslehre den Schwerpunkt des Pensums gebildet hat, wäre es unklug, in Tertia wieder zunächst mit diesem Theil der Grammatik zu beginnen. Nicht bloß um die Schtüler vor Ermüdung zu bewahren, sondern auch um die schwierigeren Partien des Pensums so früh als möglich in Angriff zu nehmen und so lange als möglich zu üben, ist es empfehlenswerth in Tertia sogleich mit der Tempus- und Moduslehre zu beginnen, Abschnitte der Casuslehre dagegen zwischendurch oder hinterher vorzunehmen. Es ist demnach unpraktisch, daß so viele Lehrbücher den Tertianercursus mit einer großen Menge von Uebungen über die Casuslehre beginnen. Sind die Bücher zugleich für Quarta mit bestimmt, wie die von Englmann und Tischer, so trifft sie allerdings unser Vorwurf in seiner jetzigen Fassung nicht; dagegen müssen wir ihn erheben gegen die sonst so trefflichen Bücher von

Gruber\*) und Süpfle, die ihr reiches Material über die Casus entschieden nicht für Quartaner bestimmt haben. Schwerer noch trifft der Vorwurf Ostermann\*\*) und Meiring, die in ihren Uebungen für Quarta wie natürlich die Casussyntax als die Hauptsache behandeln, den Tertianercursus aber wieder mit einer großen Masse von Sätzen beginnen, in denen abermals die Casus ohne wesentlichen Fortschritt gegen Quarta behandelt werden. Ein solcher Fortschritt ist allerdings bei Spielfs wahrzunehmen; daran aber, sich von der Ordnung der Grammatik in diesem Punkte zu emancipiren, haben die Herausgeber auch dieses Büchleins nicht gedacht. Wunderbarerweise ist Haacke, der doch seine Aufgaben Quartanern dedicirt hat, der einzige, der die Sache so behandelt, wie wir sie für Tertia behandelt zu sehen wünschen. Leider hat er seiner Repetition der Casuslehre nur neun Seiten gewidmet. Welch schätzbares Material würden wir besitzen, wenn auch die Verfasser der übrigen Aufgabensammlungen diese Anordnung befolgt und so wie Haacke auf die vorausgegangenen Modusregeln Rücksicht genommen hätten!

Auch zwischen die Moduslehre wird man in Tertia veranlaßt sein, Theile der Casussyntax als Ruhepunkte einzuschieben. Um dem Lehrer in dieser Beziehung die nöthige Freiheit zu lassen, würde es sich empfehlen, wenn Fälle aus den späteren Theilen der Moduslehre bei den Casusübungen zwar nicht ausgeschlossen aber mit Citaten der Grammatik versehen wären. Es würden dann den jüngeren Schülern der Classe — wir haben hier natürlich halbjährig versetzende Anstalten im Auge, bei denen eine jüngere und eine ältere Generation in jeder Classe sitzt — nichts Unmögliches zugemuthet und zugleich würden die älteren und noch mehr ihr Lehrer durch die Wiederkehr einer schon dagewesenen Regel erfreut. Solche Citate der Grammatik haben in der That Tischer, Englmann und Gruber bereits zuweilen angewandt. Ein ganz streng geordneter Lehrgang mit Ausschluß jeder Anticipation, wie ihn Haacke betont, hat für halbjährig versetzende Gymnasien gar keinen Werth (vgl. Weisenfels in dies. Bl. 1870. S. 248).

Bei Durchnahme der Casuslehre in Tertia ist nächst der nöthigen Repetition der früher dagewesenen Verba im Activ und Passiv besonderes Gewicht auf diejenigen Punkte zu legen, welche die Grammatiken in Anmerkungen zu geben und die Lehrer in Quarta wegzulassen pflegen. Die Apposition bei Städtenamen, die

\*) J. v. Gruber, Uebungsbuch zum Uebers. aus d. D. ins L. für Tertia in zusammenhängenden Stücken. 5. Aufl. Stralsund 1866. 156 S. 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr. Die 4. Aufl. ist angezeigt von Lehnhof in dieser Zeitschr. 1862. S. 169.

\*\*) L. Ostermann, Lateinisches Uebungsbuch im Anschluß an ein etymologisch geordnetes Vocabularium. Vierte Abtheilung. Für Tertia. 4 verb. (Doppel-)Aufl. 181 S. 14<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr. Wenig Günstiges wird über dies Buch später bei Gelegenheit der zusammenhängenden Aufgaben zu berichten sein.

Ausnahmen der Regel vom Genetivus partitivus (*uterque consul, qui multi sunt, unus ex, nostrum omnium interest*) gehören dahin, aus dem Capitel vom Ablativ nicht nur Ausdrücke wie *mit Nachdruck, mit Eifer, methodisch, unter der Bedingung*, sondern auch die Zeitbestimmungen *heute vor drei Tagen, in weniger als drei Stunden, schneller als man erwartet* u. s. w., nach Meiring auch Vergleichen *je klüger einer ist, gerade die klügsten* u. s. w. Einzelnes davon findet sich allerdings unter Vergleichungssätzen, Adjectiven oder Pronomina in einem oder dem andern Buche berücksichtigt; doch bleibt sehr viel zu wünschen übrig, besonders bei Meiring, Gruber und Ostermann. Ist die Moduslehre vorausgegangen, dann lassen sich *videor, interest* und andre Verba in den verschiedensten relativen Verbindungen (*von dem es scheint das ihm, das sein* u. s. w., *an dessen Erreichung ihm lag*), *utor, fruor* im Gerundium und Gerundiv vorbringen, *pudet* und *poenitet* können mit *ansfangen, aufhören* verbunden, auch in Fragen der Oratio obliqua vorgebracht werden (*ob sie sich denn nicht schämten*).

Den Futursätzen, der für uns wichtigsten Partie der Tempuslehre, widmen die Übungsbücher meist die gewünschte Sorgfalt. Am wenigsten thut es Tischer, der über den Indicativ Futuri nur vier\*) Sätze im Capitel vom Indicativ und drei in dem von den Temporibus des Coniunctiv bringt. Eine Unterbrechung durch andre Beispiele findet auch hier, wo sie so dringend nöthig ist, nicht statt, so wenig wie bei den neun Beispielen Englmanns. An derselben Einförmigkeit leidet auch Meirings Aufgabe über das Futurum. Die betreffende Nummer — der Fall kommt darin zehnmal zur Anwendung — erscheint uns als eine der besten der ganzen Sammlung. Dasselbe gilt übrigens von der folgenden, der Anrede eines Directors an die Abiturienten. Wir müssen hier gegen den Recensenten in den Neuen Jahrbüchern bemerken, daß uns solche aus dem Schulleben genommene Themata das Interesse des Schülers am meisten zu erregen scheinen, mehr als die endlosen Erzählungen aus dem Latiner- und Samniterkrieg. Bei Haacke ist zur Abwechslung zwischen den zehn Beispielen vom Futurum nur die Coniunctio periphrastica herangezogen. Mehr Wechsel haben Süpfler, der seine vierzehn unter „Tempora in abhängigen Sätzen“ stehenden Beispiele mit präsentischen und anderen unabhängigen Nebensätzen gemischt hat, auch unter den „Temporalsätzen“ der Sache wieder gedenkt, und Spiels. Letzterer mischt mit Recht unter seine dreizehn Beispiele Futursätze, die von *fürchten* oder *nicht zweifeln* abhängen; übrigens verräth auch er wie Süpfler zuweilen dem Schüler die Pointe. Am besten befriedigt uns in diesem Punkte Ostermann, der seine neun Sätze der Art unter alle möglichen Fälle vom Gebrauch der Tempora auch unter abhängige Nebensätze, einmischt, bei denen der Coniunctiv Futuri

\*) Unsr Statistik berücksichtigt hier immer nur die Einzelsätze.

durch den eines andern Tempus zu ersetzen ist. Diese letzterwähnte Satzart, die in Verbindung mit der zuvor besprochenen einen Haupttummelplatz für den Untertertianer bilden kann, bis zur *Oratio obliqua* aufzusparen, wie Haacke, Spiels und andre thun, ist gewiß nicht praktisch; diese bildet vielmehr nur eine passende Gelegenheit zu ihrer Repetition.

Wenn nun Haacke zu Anwendung des stellvertretenden Coniunctivs unter den Uebungssätzen zur *Oratio obliqua* vierzehnmahl Gelegenheit giebt, so sieht man doch wenigstens, für welchen Platz er sich diesen Fall aufspart. Wo aber Englmann\*) und Meiring die Beispiele nachholen, die sie da, wo man sie der Ordnung ihrer Grammatik zufolge sucht, beide nicht geben, das haben wir nicht finden können. Auch Süpfle befriedigt uns in diesem Punkte nicht; Tischer mit seinen sechs Beispielen nur wenig. Viel reicher ist auch hier wieder Ostermann (11 B.); am besten aber behandelt diesen Fall Gruber, der hier mit Recht sein Princip nur zusammenhängende Stoffe zu geben verläßt und 15 Einzelbeispiele bringt vermischt mit wirklich zu bildenden oder zu umschreibenden Coniunctiven der Futura. Da nur Ostermann seine Sätze in der Mischung mit unabhängigen Futursätzen vorbringt, wird bei den meisten Uebungsbüchern der Lehrer eintreten und einen Theil der Beispiele vorher in unabhängiger Form übersetzen lassen müssen. In künftig erscheinenden Uebungsbüchern aber möchten wir sehr wünschen, die Vortheile der Ostermannschen und Gruberschen Anordnung verbunden zu sehen. Auch der Coniunctiv auf *urus fuerim*, von dem die meisten Beispiele Englmann S. 67—69 giebt, könnte in einigen zur Repetition für ältere Schüler bestimmten Abschnitten unter die Futursätze gemischt werden.

Bei Einübung des Indicativ ist besonders auf das Tempus der Sätze mit *sive* zu achten; wir haben wenigstens immer beobachtet, daß die Schüler in dem deutschen Satz „*möchte er siegen*“ nur schwer das Präteritum erkennen, es muß deshalb gerade diese deutsche Form am öftesten wiederkehren. Gleich nach der Lehre vom Indicativ die vom unabhängigen Coniunctiv folgen zu lassen, erscheint uns nicht rathsam. Fest steht wenigstens, daß die Schüler, wenn sie beide Abschnitte kurz hinter einander gehabt haben, leicht das Sollen der dubitativen Frage mit dem *debes* oder *oportet*, das „*könnte*“ bei *fortasse* mit *possim*, das „*hättest können*“ bei *videres* mit *potuisti* verwechseln. Dem kann gleich zunächst

\*) Unter den gemischten Beispielen über den Infinitiv steht zweimal (S. 42 u. 44) die bedeutsame Note „Coniunctiv Futuri exacti.“ Wenn sich unter den 58 Sätzen dieser Abtheilung etwa 6 finden, in denen der Coniunctiv Futuri durch einen andern ersetzt wird, so ist offenbar für diese wichtige Sache zu wenig geschehen. Im Abschnitt von der *Oratio obliqua* kommt natürlich der Fall wieder einige Male vor; da aber gerade dies Capitel das ärmste der ganzen Sammlung ist, so fehlt es durchaus für diese Art Coniunctiv an dem erforderlichen Uebungsstoff.

dadurch begegnet werden, daß man erst, wenn die Lehre vom Indicativ sich etwas in den Schülern gesetzt hat, etwa nach Durchnahme eines Abschnitts aus der Casuslehre zu dem Capitel vom unabhängigen Coniunctiv übergeht. Sichere Abhilfe freilich wird erst dann geschaffen, wenn man zuletzt, nachdem beide Capitel absolviert sind, die in ähnlich scheinenden Fällen tüchtig promiscue einübt, woraus denn allerdings für die Uebungsbücher wieder eine neue Pflicht erwächst. Es liegt auf der Hand, daß sich solche Verwechslungen nicht durch zusammenhängende Exercitien, sondern nur durch eine Fluth von Einzelbeispielen ausmerzen lassen, in denen die ähnlichen Fälle sich recht nahe gerückt werden. Die Lehre vom Coniunctiv läßt sich praktisch nicht trennen von der über die Bedingungssätze. An *si hoc negem, mentiar* wird der potentiale, an *si hoc negarem, mentirer* der conditionale Coniunctiv der Gegenwart gewiß deutlich hervortreten. Da werden denn aber wieder über den ersteren Fall in den Uebungsbüchern die Beispiele recht knapp. Meiring und Spiels bieten gar keines, Haacke und Tischer nur zwei Beispiele, etwas mehr geben Stüpffe, Ostermann, Englmann. Wir möchten sie schon aus dem Grunde vermehrt sehen, weil dieser im Deutschen so gut wie gar nicht vorhandene Fall den Schülern erst durch viele Beispiele geläufig werden kann.

Hat der Schüler an den Bedingungssätzen *velim* als potentialen, *vellem* als conditionalen Coniunctiv der Gegenwart, jenen als Ausdruck der Möglichkeit, diesen als Ausdruck der Nichtwirklichkeit, und ebenso *voluerim* als potentialen, *voluissem* als conditionalen Coniunctiv der Vergangenheit unterscheiden gelernt und ist ihm klar geworden, wie der Potentialis den modernen Sprachen fehlt, der Conditionalis daher oft für jenen mit eintreten muß, dann mag man ihm zeigen, wie bei dem Gebrauche von *velim* und *vellem*, überhaupt bei dem in Wunschsätzen anzuwendenden Coniunctiv, auch mit *utinam*, sich jene Unterscheidung wiederholt. Sobald das klar geworden ist, halten wir es für gerathen, dem Schüler Sätze vorzuführen wie den: *Nemo tam humilis erat cui non aditus ad Miltiadem pateret*; ihm „diese Syntax des hypothetischen Coniunctivs“ (Seyffert § 244, Anm. 2) und ihre Berechtigung im Deutschen nach negativem oder überhaupt der Wirklichkeit entbehrendem Hauptsatz klar zu machen, ihm die Fälle in denen dieselbe eintritt aufzuzählen (Consecutivsätze, *nemo est quin, quin* ohne daß, *non multum abest quin, maior sum quam qui, non est quod, non quo, nedum, quasi*, auch für den Infinitiv in *melius fuit redire*), ihm dazu die Regel zu geben: „Im Lateinischen kann der Conditionalis überhaupt nur in Bedingungs- und höchstens noch in Wunschsätzen stehen“ und endlich diesen Gebrauch an vielen mit anderen Fällen gemischten Beispielen tüchtig durchzuüben. Es ist dagegen gewiß nicht gut, dieser Regel durch falsche Wendungen im Deutschen aus dem Wege zu gehen (*nicht als wenn*

*es nicht andre gegeben habe*, Spiess S. 73 u. sonst), oder auch das lateinische Tempus immer in Klammern beizufügen (Meiring). Ebenso wenig kann es richtig sein, die Sache dem Abschnitt von den Temporibus zuzuweisen und sie somit dem Schüler vorzuführen, ehe er etwas vom conditionalen Coniunctiv weiß (Ostermann mit 4 Beispielen). Gruber, Tischer (mit 3 Beisp.), Süpflé (mit 7) bringen mit Recht solche Fälle erst nach dem Capitel vom unabhängigen Coniunctiv in Anwendung; Haacke u. Englmann, die sie, ersterer mit 4, letzterer mit 13 Beispielen, den Consecutivsätzen zuweisen, hätten sie lieber bis nach dem Abschnitt von hypothetischen Sätzen aufsparen, auch hätte letzterer nicht die Grammatik so oft wieder citiren sollen. Ebenfalls erst nach Bekanntschaft mit dem conditionalen und potentialen Coniunctiv kann der Schüler die Tempora der dubitativen Frage verstehen; denn hier gilt es das deutsche *sollte* als Indicativ der Vergangenheit (*damals*) von dem *sollte* als Conditionalis der Gegenwart (*jetzt*) zu unterscheiden und danach das richtige Tempus des potentialen Coniunctiv zu treffen. Wir glauben nicht, daß hiezu drei bis vier Beispiele, wie sie Süpflé und Tischer bieten, ausreichen werden. Haacke hat deren vierzehn; merkwürdiger Weise vermeidet er aber das schwierige *sollte* im Deutschen gänzlich und setzt nur entweder *soll* oder *hätte sollen*, wodurch die Sache wesentlich erleichtert ist.

Am meisten sieht sich der Lehrer von den Übungsbüchern im Stich gelassen, wenn er die Infinitive Futuri exacti einüben will. Hier bieten manche Bücher ein einziges, manche auch gar kein einziges Beispiel, und doch lernt der Schüler auch das nicht von selbst. Es wäre gewiß wünschenswerth, daß eine Übung über die sämtlichen Infinitive der Futura, etwa untermischt mit den Infinitiven hypothetischer Sätze in jedem Übungsbuch stände; jedenfalls steht Menzel nicht allein da, wenn er in der Vorrede zu seinen später genauer zu besprechenden Übungsstücken für Secunda diesen Fall unter diejenigen rechnet, deren Gebrauch am schnellsten vergessen wird. Auch die deutsche Ausdrucksart, *ich wünsche dies gethan zu sehen* oder *will dies gethan wissen*, ist im Capitel vom Infinitiv zu berücksichtigen. Haacke S. 69 und Englmann S. 40 haben dazu ein paar vereinzelte Beispiele. Einen Unterschied (*fieri* und *factum* Seyffert) möchten wir zwischen beiden deutschen Wendungen nicht statuiren, noch weniger natürlich den Schülern bloß den Infinitiv Perfecti empfehlen (wie Meiring Schulgr. § 667 und Madvig § 396 Anm. 2), da ihnen im Cäsar der Infinitiv des Präsens sehr häufig, der des Perfects wohl kaum vorkommt. Recht vieler Übung bedürfen die mit einem Relativpronomen beginnenden Sätze des Accusativus cum Infinitivo. Statt der ewig wiederkehrenden Wendung *von dem wir wissen* bringen mit Recht Haacke und Englmann, zuweilen auch Süpflé, den deutschen Ausdruck *wie wir wissen*. Die Uebersetzung mit

dem Adverbium *bekanntlich* empfiehlt sich noch mehr; dann sollten aber Haacke (S. 101) und Englmann (S. 36 u. 41) ihre paar Beispiele etwas vermehren. Auch Sätze wie dieser: *Von wem glauben wir, daß ihm die Fahrt leichter gewesen ist?* (Englmann) oder: *Von denen man sagt, daß ihnen Beleidigungen zugefügt worden sind* (Süpffe) wünschten wir in größerer Zahl vertreten zu sehen. Das Relativum muß in allen möglichen Casus erscheinen, *von dem man fürchtete, der ohne Zweifel, dem bekanntlich daran lag, im Vergleich zu dem keiner besser weiß* u. s. f. Dies führt uns auf die Relativsätze im Coniunctiv. Hier ist ein Fall, den die Uebungsbücher neuerdings recht stiefmütterlich behandeln, der mit dem Comparativ *maior sum quam cui possit fortuna nocere*. Erfahrungsgemäß machen hierbei die Schüler am leichtesten Fehler; aber Haacke, Englmann, Tischer, Süpffe geben dazu netto ein Beispiel, Spiels zwei; Ostermann hat allerdings fünf, durch Neuheit zeichnen sie sich aber nicht aus. Ist die Wendung nicht classisch, so gehört sie überhaupt nicht her; wird sie jedoch berücksichtigt, so muß es in vielen Beispielen geschehen. Auch wenn man unter Coniunctivsätzen sucht und bei Englmann und Haacke noch zwei weitere Beispiele findet, ist die Sache immer noch lange nicht genügend behandelt. Fünf Beispiele für diesen Fall hat August, Praktische Anleitung zum Uebersetzen (3. Aufl. Potsdam 1850) S. 114.

Abermals ein Feld, das in den Uebungsbüchern meist noch zu wenig bebaut erscheint, ist das der Oratio obliqua. Man wende uns nicht ein: „Reden hat ja Livius genug.“ Livius konnte unmöglich wissen, welche Wendungen wir Schulmeister unsern Tertianern am häufigsten bringen müssen. Die Reden müssen für die Schule zugerichtet werden, und daß das in unsern Uebungsbüchern noch zu wenig geschehen sei, das ist's eben, was wir behaupten. Der richtige Gebrauch der Pronomina, Befehlssätze mit *neve*, wirkliche und rhetorische Fragen, Futur- und Bedingungssätze sind es, die dem Schüler Schwierigkeiten machen, darauf also ist vor allem zu sehen. Verfolgen wir aber z. B. die Fragesätze durch die in Rede stehenden Bücher, so finden wir bei Haacke nur eine einzige Frage, entnommen aus Livius 1, 50. Bei Englmann steht wiederum Turnus Herdonius aus derselben Quelle mit 2 Fragen, nur eine fügt der Verfasser selbst bei; Fragen im Coniunctiv giebt weder Haacke noch Englmann. Meiring und Spiels geben nicht viel mehr; Ostermann hat, nachdem er von seinen Anreden Thrasybuls neuerdings eine als Doublette beseitigt, nur noch drei Fragesätze, für Lehrer und Schüler lauter gute Bekannte aus Cäsars gallischem Krieg. Die eine aus *bell. Gall.* 1, 40 hätte schon darum weghbleiben sollen, weil eine coniunctivische Frage der dritten Person die Schüler nur verwirrt. Wie aber mag es kommen, daß dem Turnus Herdonius in Stück 4 seine ihm gehörigen zwei Fragen im Infinitiv entzogen sind? Reicher an solchen Fragesätzen sind Tischers



und Súpfl'es Uebungsbuch, jenes mit fünf, dieses mit sechs infinitivischen Fragen. Viele Einzelsätze halten wir übrigens bei diesem Abschnitt nicht für nöthig; vielmehr liegt es in der Natur der Sache, daß die hieher gehörigen Regeln an größeren zusammenhängenden Stücken eingeübt werden. Der Lehrer wird deren eine ziemliche Anzahl mündlich beim Unterricht übersetzen lassen, eine weitere Anzahl als Exercitien und Extemporalien geben müssen, in jedem folgenden Jahre oder Semester muß er für die schriftlichen Uebungen neue Stoffe zur Hand haben; das Bedürfnis nach solchen ist also wirklich groß. Da ist es nun keineswegs erfreulich zu sehen, daß Haacke und Englmann gerade diesem Abschnitt so wenig Sorgfalt gewidmet haben. Ersterer giebt gar keine längeren Stücke und unter den Einzelsätzen finden wir viel Bekanntes. Englmann aber, der z. B. den Finalsätzen neun, den Consecutivsätzen  $7\frac{1}{2}$  Seite widmet, hat für die Oratio obliqua im ganzen nur drei Seiten übrig und hat die bekannten Sätze aus Cäsar und Livius auch nicht verschmäht. Wenn ferner Tischer nur zwei Reden, Ostermann aber keine giebt, der wir nicht sonst schon begegnet wären, so wird man unsre Klage gerechtfertigt finden. Besser haben allerdings diesen Gegenstand Meiring, Gruber und Spiess bedacht; doch läßt sich ihr gemeinsamer Vorrath leicht in einem Semester aufzehren, zumal Spiess viel kleine Stückchen, einiges aus Cäsar und mit Gruber gemein den berühmten Traum des Arcadiers aus Cicero *de div.* hat. Scheinbar sehr reich bedacht ist die Oratio obliqua in Súpfl'es Uebungsschule; doch sieht man die unter jener Ueberschrift stehenden Stücke näher an, so findet man in ihnen viele Erzählung und unter den eingestreuten Reden wenig Gelegenheit zu Anwendung von Regeln.

Merkwürdig ist, daß die Participia und mit einer einzigen Ausnahme auch die Gerundia in den Aufgabensammlungen erst ganz am Ende nach der Oratio obliqua an die Reihe kommen. Am meisten aber muß es auffallen, wenn dann noch die *Participia coniuncta* anfangs allein vorgenommen werden (Spiess, Meiring, Ostermann). Die beiden Participialconstructionen kommen ja schon in den unteren Classen vor und der Quartaner und Tertianer hat fortwährend mit ihrer Unterscheidung zu thun; in den Uebungen für Tertia müssen jedenfalls gleich anfangs beide Constructionen gemischt sein. Der angehende Tertianer wird manches für die Participien hinzu lernen müssen, und sollte er die Construction der Gerundia und Gerundiva noch nicht kennen, so wird diese eine Hauptaufgabe für ihn bilden. Jedenfalls muß, wenn die Oratio obliqua an die Reihe kommt, auch diese Construction bereits eingeübt sein, und darum eben ist es wunderbar, daß Súpfl'e allein die Gerundien vor jener Redeweise daran nimmt. Nur Nachträge über entbehrliche Dinge *cognito, explorato* u. a. können bis nach der Oratio obliqua aufgespart bleiben.

Schon bei unsrer bisherigen Betrachtung einzelner Punkte der Grammatik hat sich wiederholentlich gezeigt, dafs unter den in Rede stehenden Uebungsbüchern das vom Gymnasialdirector August Haacke zusammengestellte, wenn es gleich dem Titel zufolge nur für Quarta bestimmt ist, den in Tertia zu stellenden Anforderungen am besten entspricht. Fassen wir nun die Wahl des deutschen Ausdrucks, die Länge und Schwierigkeit der zu übersetzenden Perioden im allgemeinen, auch die Wiederkehr der früher dagewesenen Regeln in späteren Abschnitten ins Auge, so zeigt sich dasselbe Resultat. Die leichtesten und kürzesten Sätze enthält das Uebungsbuch von Spiels, das wir, obwohl es manch besonnene Rücksicht auf das Bedürfnis der Praxis nimmt, doch für die Obertertia eines Gymnasiums unmöglich für ausreichend halten können. \*) Auch der von Tischer in den Einzelsätzen gegebene Stoff erscheint uns im allgemeinen zu leicht, so besonders noch in den nahe am Ende stehenden Abschnitten über Conjunctionen und Pronomina. Der nicht zu verkennende Werth dieser Aufgabensammlung liegt wo anders als in den Einzelsätzen. Werthvoller sind die aus einzelnen Sätzen bestehenden Beispiele bei Englmann, der auf manche sonst vergessene Erscheinung Rücksicht genommen, auch im Deutschen gewöhnlich nicht diejenige Fassung gewählt, welche am schnellsten den lateinischen Ausdruck errathen läfst, sondern die, welche entweder nach unserm Sprachgebrauch die beste \*\*) oder für den übersetzenden Schüler die lehrreichste ist (*non est quod*, ich brauche nicht, *notum est* bekanntlich). Auf die Casuslehre ist vielfach Rücksicht genommen. Der Satz *ab iis non adjuti sumus quibus adiuvandi eramus* kehrt ziemlich in allen Uebungsbüchern wieder, doch ist E. der einzige, der *adiuvare*, wie sich's in der Schule gehört, mit *helfen* übersetzt. Auch an Sätzen wie der auf S. 91 stehende: „*Es finden sich Menschen, welche die empfangenen Wohlthaten schnell vergessen, weil sie sich schämen Wohlthaten empfangen zu haben*“ kann der Lehrer seine Freude haben. Der Herausgeber läfst auf mehrere mit Paragraphen der Grammatik überschriebene Abschnitte über specielle Regeln zum Schluß des Capitels immer noch gemischte Sätze folgen. Diese möchten wir schwerer wünschen. Wenn ein Schüler mehr als sechs Druckseiten von Sätzen über specielle Infinitivregeln und noch vier weitere von gemischten Beispielen über dies Capitel übersetzt hat, sollten ihm nicht mehr auf der zwölften Seite Sätze hegegnen, wie: „*Der Feldherr liefs die Stadt anzünden. Der Feldherr liefs seine Soldaten die Stadt anzünden.*“

\*) Eine recht merkwürdige Regel giebt dies Buch S. 63 über die *Consecutio Temporum*: „Auf die Haupttempora folgt der *Conjunctiv* der Haupttempora.“

\*\*) Die Wortstellung „Denn nicht hätte schon in den trojanischen Zeiten“ S. 68 gehört allerdings nicht zu den lobenswerthen Wendungen

Also auch hier ist manches zu leicht, und nach dem, was oben über die *Oratio obliqua* bei Englmann gesagt ist und dem, was noch später über die zusammenhängenden Stücke gesagt werden muß, kann man auch von diesem Buche nicht behaupten, daß es für die Obertertia eines Gymnasiums ausreicht. Dasselbe gilt von dem Meiringschen Übungsbuch. Es enthält allerdings lauter zusammenhängende und zwar durchaus selbständig componirte Stücke, in denen die gegebene Regel mit vielem Geschick so oft als möglich vorgebracht ist. Die Abschnitte über die *Conjunctionen* (Cap. 11 u. 21) so wie über die *Oratio obliqua* verdienen gewiß alles Lob. Dagegen sind andre Partien, wie der selbständige *Indicativ* und *Conjunctiv*, die *Futursätze* und Stücke viel zu dürftig bedacht; im allgemeinen sind die Sätze nur kurz, die Satzglieder mehr coordinirt als subordinirt, und wie schon gesagt, oft Hauptsachen dem Schüler in Parenthese verrathen. Den Verfassern, die ihr Buch auch in Untersecunda noch gebraucht zu finden hoffen, müssen wir mit dem Urtheil entgegentreten, daß es im Allgemeinen schon für Obertertia zu leicht ist. Eher möchte für diese Classe das Ostermannsche Buch ausreichen. Aber während die Dürener Collegen wegen ihrer selbständigen Arbeit alle Anerkennung verdienen, hat sich Ostermann die Arbeit recht bequem gemacht. Von den Sätzen über den *Infinitiv* Stück 4 ist Satz 2 dem *Labienuus* u. s. w. bis Satz 4 buchstäblich gleich Tischer, *Infinitiv* Satz 27—29. Ferner Ostermann ebenda Satz 5—12 gleich Tischer Satz 43—49. Daß ferner Ostermanns Arbeit zumal in der ersten Auflage eine ziemlich leichtfertige Compilation war, beweisen schon die mehrfach dort in ein und demselben Abschnitt zu findenden Doubletten. *Es ist kein Zweifel, daß Catilina* unter den *Conjunctionen ut* u. s. w. Stück 5 u. 7, oder: „*Als Artaxerxes Aegypten bekriegen wollte*“ unter *Conjunctiv* in *Relativsätzen* St. 1 und 3 u. s. w. Mit der nach einem festen Plane consequent durchgeführten Arbeit Haackes kann auch diese Sammlung begreiflicher Weise den Vergleich nicht aushalten. Eher könnte dies die Übungsschule von Süpfle, das reichhaltigste unter den besprochenen Büchern. Aber einmal berücksichtigt dies Buch Partien der Grammatik, die man schwerlich für nöthig halten wird (*Genera* des Verbums, beigeordnete Sätze, *Causalsätze*), ferner enthalten lang ausgespinnene Perioden oft nur eine Gelegenheit zu Anwendung einer Regel; endlich ist oft die *Phraseologie* für den Schüler schwer zu finden. Denn wenn auch *Vocabeln* unter dem Text angegeben werden,\*) so ist doch z. B. S. 64

\*) Betreffs der in Anmerkungen vorgeschriebenen Wendungen können wir den Tadel nicht unterdrücken, daß die Ziffern, welche auf diese Angaben weisen, oft im Text zu spät angebracht sind. Bei den Worten „*du aber deinem Vaterlande*“ S. 46 kann man unmöglich ahnen, daß die Note 17 sich auf die Wortstellung dieses ganzen Sätzchens bezieht, da die Ziffer 17 erst hinter dem letzten unter diesen Worten steht. Eben so wenig vermuthet

dem Schüler überlassen für *hier beschieden, aufgeblasen, pflichtvergessen, Seelenstärke, ausführlich, auswärts* die Ausdrücke selbst zu finden. Nimmt man hinzu, daß die eingestreuten zusammenhängenden Stücke meist abstracten Inhalts und des stilistischen Ausdrucks wegen für den Tertianer zu schwer sind, so wird man Stinner beistimmen, der (in diesen Blättern 1863 S. 857) dem Buche seinen Platz in Secunda oder gar Prima anweist. So bliebe denn als das geeignetste Buch für den lateinischen Unterricht in Tertia jene Aufgabensammlung übrig, die in Torgau schon von den Quartanern absolvirt wird. Ohne der Sprache Gewalt anzuthun, sind hier oft in kurzen Sätzen mehrere zu übende Punkte berücksichtigt (vgl. z. B. zum Ablativus Modi den Satz: *Zuerst werde ich feststellen, was die Beredsamkeit ist; nicht als ob ich glaubte, daß euch das unbekannt sei, sondern damit die Untersuchung methodisch verläuft*). Die Sätze sind sämmtlich für Knaben leicht verständlich, die nöthigen Vocabeln am Schlusse in einem alphabetischen Verzeichnis enthalten, und die Syntax in allen ihren Theilen wird darin so tüchtig durchgeübt, daß der Vorwurf, die Aufgaben seien für Obertertia zu leicht, den wir gegen die meisten der vorher erwähnten Sammlungen aussprechen mußten, hier keineswegs erhoben werden kann.

Landsberg a. W.

Dr. v. Jan.

- 
- 1) G. Stier, Director in Zerbst, Hebräisches Vocabularium. — Erster oder grammatisch geordneter Theil. Zweite mehrfach verkürzte Aufl. Leipzig, Teubner 1871. 8. 135 S.
  - 2) G. Stier, Hebräisches Vocabularium. — Zweiter oder sachlich geordneter Theil. Mit einem Anhang: Neutestamentliches, Aramäisches und Rabbinisches enthaltend. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner 1871. 8. IX, 79 S.

Dass beim hebräischen Unterricht ohne geregeltes Vocabellernen befriedigende Erfolge nicht erzielt werden können, darüber sind wohl alle Fachlehrer einig. Zweifelhaft kann man jedoch sein hinsichtlich des Weges, der behufs der Aneignung einer genügenden copia vocabulorum zu wählen sei. Denkbar sind folgende Methoden: 1) ein nach rein grammatischen Gesichtspunkten geordnetes Vocabular. Praktischer scheint es den betreffenden Paragraphen der Formenlehre eine zweckmäßige ausgewählte Anzahl

---

man eine Angabe für die beiden Ausdrücke *Ehre und Lohn*, wenn S. 117 die Notenziffer nur hinter *Lohn* steht. Noch mehr wird man überrascht sein, in Note 15 S. 195 der 1. Aufl. eine Angabe zu finden, die schon eine Zeile höher, vor Note 13 berücksichtigt werden soll. All diese Ziffern mußten entweder, wie bei Spiess, vor den anzugebenden Wörtercomplex gerückt oder mehrmals in den Text gesetzt werden.

von Wörtern (möglichst aus Genes., Psalm. u. Jes.) als Übungsbeispiele anzufügen. Dann wird kein Lehrer durch die Anordnung des Vocabelschatzes in seinem Unterrichte gebunden; 2) ein nach den Sachen geordnetes Wörterverzeichnis. Dies ist für die Prima empfehlenswerth; 3) Lexicalisches Lernen. So wünscht es W. Hollenberg (Hebräisches Schulbuch 2. Aufl., Berlin 1861); doch werden damit nur wenige einverstanden sein; 4) Etymologisches Lernen mit Zurückgehen auf die zweibuchstabigen Wurzeln. Z. B. הלל, הלל, הלל, הלל; רחוק, רחוק, רחוק, רחוק; רחוק, רחוק, רחוק, רחוק, vgl. J. Ols-  
hausen, Lehrbuch der hebr. Sprache § 9<sup>a</sup>. 1. Diese Methode hat nicht geringen Werth für solche, die schon einen, wenn auch nur kleinen Wortschatz in sich aufgenommen haben, denn sie erleichtert das Behalten der einzelnen Wörter außerordentlich. Doch fehlt es meines Wissens an einem gedruckten, so geordneten Vocabular. Das Dictiren aber ist zu zeitraubend.

Herr Director G. Stier hat in seinen oben genannten, 1857 in erster Auflage erschienenen Werken, die unter 1 und 2 angedeuteten Methoden befolgt. Der Umstand, dass die beiden Bücher in Lehrerkreisen nicht nach Verdienst bekannt geworden sind, und der auf ihre Anfertigung verwendete Fleiß mögen eine etwas genauere Besprechung rechtfertigen.

Betrachten wir zuerst den grammatischen Theil. Derselbe zerfällt in zwei Hauptabschnitte: Verba (S. 6—64) und Nomina (S. 65—128). Die Unterabtheilungen sind meist die durch den grammatischen Fortschritt gebotenen, doch oft viel zu künstlich. Wozu z. B. für den Schüler die Eintheilung der Verba in singuläre, binäre und trinäre, je nachdem von den drei Ableitungstämmen (dem positiven, intensiven, causativen) nur einer nur zwei oder alle drei vorkommen? Auch die Bezeichnungen: „verbum mixtum פִּיִּי“, „verba mixta פִּיִּי“ (S. 45) sind unnütz und für den Schüler missverständlich. Eine Folge, der bis ins Kleinliche gehenden Gliederung ist das Zerreißen von Zusammengehörigem. S. 76 steht der pl. אֲנָשִׁים (Männer), S. 80 der sg. אִישׁ; S. 81 אֲחֵים (Brüder), S. 92 der sg. יוֹם; S. 82 יוֹם (Tag), S. 95. der pl. יָמִים; S. 20 einige Formen von הֵלֵךְ (gehen), S. 43 die andern s. v. יָלַךְ.

Von einem grammatisch geordneten Vocabular verlangen wir vor allem, dass der Schüler ohne Hinzunahme des Wörterbuchs alle vorkommenden Formen bilden könne. Dieser Aufforderung genügt das hier zu besprechende Buch nicht. Um dies zu zeigen, wählen wir als erstes Beispiel die Verba הָלַךְ (S. 33 ff.). Die Grammatiken geben als Paradigma nur, oder doch an bevorzugter Stelle, הָלַךְ impf. (fut.) הָלַךְ, imptv. הָלַךְ inf. constr. הָלַךְ. Herr Stier bemerkt nun zwar: „Fut. O., wo nicht anders angegeben,“ giebt aber über die Bildung der Infinitive und Imperative keinen Aufschluss, so dass der Schüler diese nach der Analogie von הָלַךְ und הָלַךְ bilden, also fast regelmäßig einen Fehler begehen wird. Da auch die meisten Grammatiken die in Rede stehenden Verba ungenügend



Anzahl von Verbis wird fälschlich *E* als Vocal des zweiten Stammbuchstaben angeben. Da auch die Wörterbücher vielfach Irriges bieten, stellen wir hier die unrichtigen Angaben des Vocabulars im Zusammenhange zurecht. (Die Seitenzahlen stehen gleich hinter dem hebr. Worte).

Das Kal fehlt bei בהל 27, רום 22; prf. und prtep. Kal fehlen bei אחר 42, ארך 22, אשר 22, מצב 28. Hier kann also nichts entschieden werden, ebenso wenig bei צרק 18, צט- 23 (davon nur צט-חי (צט-חי), אמן 23 (pl. אַמְנִי, imptv. und impf. 4). Verba mediae geminatae sind חום 40, מוס 39, קלל 39, גלל 39 (prtep. גָּלַל), also haben sie kein *E* unter dem zweiten Radical. — Verba mediae *A* sind יצץ 44, (prtep. יִצְצֶץ), זשן 22 (Ezech. 19, 18), דלק 15 (nur דִּלְקָנוּ Thren. 4, 19, prtep. דִּלְקָנוּ) und wohl auch אמן, wovon im Kal nur das prtep. אִמְן Num. 11, 12. Esth. 2, 7. Ferner:

גבר (15) 6mal, in pausa גְּבִיר II Sam. 1, 23.

רבק (15) 4mal, in p. רִבְקָה, רִבְקִי je 1mal; impf. *A*.

חדל (22) 7mal, in p. חָדְלוּ 2mal.

צצם (22) 1mal, in p. צִצְמִי 1mal; prtep. צִצְמָה.

קרב (28) 4mal, in p. קָרְבָה Zeph. 3, 2.

קדש (15) Exod. 29, 21, in p. קִדְשִׁי 1mal; impf. *A*; adj. verb. קִדְשׁ.

קרר (22) Jes. 19, 16; impf. *A*, adj. verb. קָרַר.

Einzeln sind noch zu merken: אָהַב (42); mit suff., in p. und Gen. 27, 14 אָהַב — שָׁאַל (27), in p. שָׁאַל; mit suff. שְׁאַלְהֶם Gen. 32, 18. שְׁאַלְהֶם Psalm. 137, 3, doch auch שְׁאַלְהֶם Jes. 45, 11 — לָבַשׁ (15) 3mal, לָבַשׁ 2mal, suff. לָבַשׁ 1mal, prtep. לָבַשְׁתִּים — חָסַר (23), außer חָסַרְתָּ חָסַרְנוּ findet sich von prf. nur noch חָסַרְתָּ Nehem. 9, 21 in pausa. — Wir haben hier nur die wichtigste bei Stier falsch bezeichneten Verba erwähnt. Es wäre wohl der Mühe werth auch für die andern in den Lexicis als „med. *E*“ figurirenden Zeitwörter einmal eine gleiche Untersuchung anzustellen, wobei Olshausen, Lehrbuch § 232<sup>b</sup> zu berücksichtigen sein würde.

Bei genauerer Prüfung einzelner Abschnitte fanden wir folgende Versehen: S. 17 סָרַר ist im Kal ungebräuchlich. — S. 33, Nr. 11 יָשַׁל Deut. 28, 40 gehört zu יָשַׁל, also sind auch die Bedeutungen „abfallen, herausfallen“ zu streichen. — S. 34 נָחַד heißt nicht „salben.“ — S. 42 Ende der imptv. von אָהַב heißt אָהַב. — S. 71, 19. Der pl. von טָהַר findet sich Ezech. 17, 9 טָהַרְתֶּם. — S. 72, 40. Der pl. v. יָרַר steht Jud. 16, 7 יָרַרְתֶּם. — S. 73, 70 יָרַרְתֶּם kommt vor Job 29, 4. — S. 73, 71 sind die Kethibformen יָרַרְתֶּם Deut. 28, 27, יָרַרְתֶּם I Sam. 6, 4 u. s. w. unbeachtet gelassen. — S. 74, 100. יָרַרְתֶּם steht lob 31, 20. Warum steht כָּבַשׁ unter der Rubrik *E*? — S. 74, 110. Der pl. יָרַרְתֶּם (nur Ezech. 13, 5) ist für die Schule überflüssig, der sg. dazu lautete übrigens wohl פָּרַצְתָּ, das wir im bab. Talm. Kethuboth

6<sup>b</sup> lesen. — S. 78, 82. שָׁבַע mit suff. steht Deut. 23, 25. — S. 79, 14 lies תָּוּ. nicht תָּוּ, daselbst Nr. 18 קָן. — S. 79, 12—16 wird durch den Zusatz „Plur. fehlt“ der Schein erweckt, als ob bei allen fünf Wörtern Formen mit Suffixen vorkämen, was aber bei טו und קו nicht der Fall ist. — S. 80, 13 שָׁב bedeutet nicht „Baumwolle“ (derselbe Irrthum im sachlichen Theil S. 14), vgl. z. B. Delitzsch, Comment. zu den Proverb. S. 534 (Lpz. 1872). — S. 80, 53. Der pl. von רָב ist Keri Hos. 8, 12. — Dies Verzeichnis liefse sich leicht noch vermehren, doch gebricht es dazu hier an Raum.

Mehrfach werden Infinitive als Substantiva aufgeführt, wodurch der Vocabellast unnütz vergrößert wird, so S. 80, 54 סֵם; 83, 85 שָׁוַב. S. 86 שָׁבַב und בָּרַב.

Nach welchem Princip sind die Vocabeln ausgewählt? Wir finden eine Reihe von *ἄραξ ἐλεημέρα* wie S. 79 פָּרִים Cant. 2, 13 (harte Winterfeigen), vermissen aber nicht wenige oft vorkommende Wörter, wie S. 33 גָּזַר, S. 73 רִבֵּר, רִחֵן, רִחֵן, רִחֵן, רִחֵן, רִחֵן, S. 75 חָבַל (Schmerz).

Die Ausstattung des Buches ist gut. Von Druckfehlern sind uns u. a. aufgefallen: S. 13 Anm.: Cosabi statt Cosiba; S. 35, 34 סָחָה statt סָחָה; S. 63 Anm.: Manassah statt Manasseh; S. 84, 9: Wilpret.

So lange die für den Anfänger nothwendigen Uebungsbeispiele nicht in die Grammatiken selbst aufgenommen sind (s. unsern Wunsch, oben S. 143), ist der erste Theil des Stierschen Vocabulariums für den Lehrer eine reichhaltige, doch mit einiger Vorsicht zu benutzende Materialiensammlung.

Der zweite, besonders erschienene Theil ist sachlich geordnet. Das I. Hauptstück (S. 1. 2) behandelt „Gott, Göttliches, Geister,“ das II. (S. 3—18) „die Schöpfung der Natur“ (mit Ausschluss des Menschen). Das III. (S. 18—72), überschrieben „Der Mensch und sein Thun“ zerfällt in drei Unterabtheilungen: A) Allgemeines (18—34). 1. Der Leib; 2. Sinne, Leibesthätigkeiten; 3. Erhaltung des Leibes; 4. Reden; 5. Entfaltung des Geistes in Seel' und Herz; 6. Erhaltung der Seele; 7. Gesundheit, Krankheit, Tod. B) Die Menschen unter einander und in der Natur (34—63). 1. Geschlecht, Alter, Volk; 2. Wohnung; 3. Gewinnung der Nahrung; 4. Handel, Reise; 5. Fürst, Unterthan; 6. Richter, Gericht; 7. Krieg, Sieg, Friede. C) Der Mensch im Verhältnis zu Gott (63—72). 1. Gerechtigkeit und Frevel; 2. Gebet, Erhörung; 3. Lied, Weissagung, Lehre; 4. Gaben, Opfer; 5. Priester, Tempel; 6. Abfall, Götzendienst; 7. Letzte Dinge.

Das Buch enthält für die Bedürfnisse der Prima zu viel: es will auch den Studirenden dienen, denen es in der That sehr zu empfehlen ist. Doch selbst bei Aufrechterhaltung dieses weiteren Zweckes kann nicht Weniges gestrichen werden, so S. 3 das ἔπ. λει. בָּבֵר; S. 4 אֲרִיִּים Sonnenaufg.; S. 5. 10 קָצַר (nur b. Dan.).



Um dem Lehrer die Auswahl der für die Schule wichtigen Vocabeln zu erleichtern, müssten die in Genes., Psalm., Jesaja mehrfach vorkommenden Wörter, etwa durch ein Sternchen, äußerlich kenntlich gemacht werden. — Jedes einzelne Wort sollte im Vocabular womöglich nur einmal vorkommen und zwar da, wohin es seiner Hauptbedeutung nach gehört. Sonst muss der Schüler oft mühsam mehrere abgeleitete Bedeutungen lernen, die er sich doch aus der Grundbedeutung leicht entwickeln könnte, ohne diese aber nicht behält. פָּאָר z. B. wird S. 8 mit „Himmelsgegend“ übersetzt, S. 9 mit „Seite, Ecke, Rand.“ — Für den Schüler unzuweckmäsig ist ferner die Art, in der die seltener vorkommenden Ableitungsstämme angedeutet werden, z. B. S. 24 bei פּוּפּאָל Popaal; S. 27 פּוּפּאָל Hippoal; S. 28 פּוּפּאָל Hithpaphal; S. 46 פּוּפּאָל Pealal. Warum werden nicht die bezüglichen hebräischen Formen selbst mitgetheilt? Der Anfänger kann die richtigen Formen nicht oft genug gedruckt vor sich sehen; auch muss bei der geringen Stundenzahl, die der hebräischen Sprache zugewiesen ist, der Unterricht so praktisch wie möglich sein. — Von Einzelheiten heben wir nur Folgendes hervor. שְׁתָּרַק (6) bedeutet nicht die einhüllende Wolke, s. Delitzsch, Comment. zu den Sprüchen S. 75: 145 Ende; S. 7 רִיק ist nicht: Schaum, sondern: Nichtigkeit; S. 7 tilge das hophal von רִיק, das niphel von רִיק; S. 10 מַד (Mass) findet sich nur mit suff. מְדַד; S. 12 צִמָּח, nicht צִמָּח, s. Lev. 13, 27. vgl. prtcp. צִמָּח; S. 57 wird לְהִקָּדָה „Spitze, Klinge“ übersetzt. Nur I Sam. 17, 7 kann ל' im Deutschen so wiedergegeben werden, es bedeutet stets „Flamme.“ Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen Verwendung und Bedeutung eines Wortes oft nicht festgehalten (was, beiläufig bemerkt, ein Hauptfehler auch der meisten Wörterbücher der neuern Sprachen ist). — Von Druckfehlern mögen erwähnt werden: S. 10, Z. 9 חֲצִי statt חֲצִי; S. 38, Z. 8 חֲדָר statt חֲדָר; S. 44, Z. 5 חֲמִץ statt חֲמִץ; S. 54 מְרִיבָה statt מְרִיבָה. Ueber Rechtschreibung wollen wir mit niemandem rechten; doch kann man nicht auf derselben Zeile (S. 51) schreiben: „Königtum, Unterthan.“ — Eine brauchbare Zugabe sind die Voces memoriales, die sich in beiden Theilen unter dem Texte befinden. S. 8 z. B. wird bei שְׁקָל „äugen“ an „Sekel“ erinnert, S. 9 bei שֶׁשֶׁשׁ an Suffetes, bei שֶׁשֶׁן an Σαρανός. S. 16 hätte zu שָׁלַט (herrschen) „Sultan“ verglichen werden können.

Der sachliche Theil enthält S. 73—74 ein kurzes Verzeichniss biblisch-chaldäischer und masoretischer Wörter, welches jedoch zu unvollständig ist, als dass es etwas nützen könnte. Nützlich ist dagegen der zweite Anhang (S. 75—76), in dem die im N. Test. vorkommenden hebräischen Wörter, einschliesslich der Eigennamen erklärt werden. — Der Inhalt dieser letzten vier Seiten scheint in Folge eines Druckfehlers auf dem Umschlage der Inhalt des ganzen Heftes zu sein, da zwischen „Zweiter oder sachlich ge-

ordneter Theil“ und „Neutestamentliches, Aramäisches und Rabinisches enthaltend“ die Worte „mit einem Anhang“ ausgelassen sind.

Berlin.

Dr. H. L. Strack.

R. Heidrich, Oberlehrer am Friedr.-Wilh.-Gymnasium zu Posen. Materialien für den Unterricht im Ebräischen. Berlin, Weidmann, 1871. 53 S., kl. 8. 8 Sgr.

Da der hebräische Unterricht erst in Secunda beginnt und für ihn wöchentlich nur zwei Stunden angesetzt sind, ist jeder gelungene Versuch durch ein praktisches Lehrbuch den Erfolg des Unterrichts zu sichern, allseitiger Anerkennung seitens der Fachlehrer gewiss. Darum verdient denn auch das Büchlein des Herrn Oberlehrers Heidrich, welches auf nur 46 Seiten ein sehr mannigfaltiges Material bietet, eine etwas genauere Anzeige.

A) Vocabularium (S. 7—15). Dasselbe ist ein in 50 Abschnitte eingetheilter, 500 Wörter enthaltender, im ganzen recht zweckmäßiger Auszug aus Stiers Vocabularium (Theil II). Während aber in letzterem Buche die Flexion jedes Wortes nur durch Verweisung auf die Seitenzahl des ersten Theiles angedeutet ist, sind hier die wichtigsten grammatischen Bemerkungen mit Recht gleich dem betreffenden Worte beigefügt, freilich in zu beschränkter Weise. Fehlt doch sogar bei אב (Nr. 19) der pl. אבות. In der Angabe der Bedeutungen ist leider ebenso wenig wie bei Stier Mafs gehalten, wodurch dem Schüler das Erlernen der Vocabeln unnütz erschwert wird. Vgl. z. B. Nr. 2 עולם (Vorzeit, Zukunft, Ewigkeit!), תם (schlicht, fromm, vollkommen), תם (Einfalt, Unschuld, Recht), Nr. 24 שכם (Schulter, Nacken, Rücken), Nr. 25 ירע (wahrnehmen, erkennen, kennen), Nr. 26 אמר (sprechen, denken, sagen, heifsen), Nr. 32 נתן (geben, thun, setzen) u. s. w. — Statt „mit zweifach. plur.“ (z. B. Nr. 6. 8. 12. 19) wäre besser, weil kürzer und deutlicher zu sagen: pl. im und 0th.“ Die Geschlechtsangabe konnte bei den masculinis fortbleiben. Im einzelnen ist etwa Folgendes zu bemerken: Nr. 1 ist יהוה zu streichen. Die ersten 6 Zeilen würden wir in 3 zusammenfassen: „אלהים, gew. pl. אלהים, Gott; HEerr; יהוה; po. יהוה der Ewige.“ — Nr. 3 lies: שלם; nicht: שלם; Nr. 14, das subst. צרה verdient eine besondere Zeile; Nr. 15 steht bei קבר nur die abgeleitete Bedeutung „reich und mächtig sein,“ nicht die eigentliche „schwer sein.“ Das lateinische gravem esse drückt beide Begriffe aus. Nr. 18 bei ארי waren die Plurale (אריה und אריים) selbst zu geben; die Andeutung „mit zweif. pl. genügt für den Schüler nicht. Noch besser bliebe der nur einmal vorkommende pl. אריה ganz fort. Nr. 21, lies שבט, nicht שבת; Nr. 34 und 37 כסה und כפר (bedecken) finden sich fast nur im Piel; Nr. 34 von סרר ist das Kal ungebrauchlich;

Nr. 44, קָנַן und קָנָן sind nicht gleichbedeutend; Nr. 45 מָשַׁל heißt „herrschen.“ — In sachlicher Beziehung wird manches vermisst, so Nr. 38 מָדָד, Nr. 39 die Maßbezeichnungen מִקְוֵה, מִקְוֵה, מִקְוֵה. Trotz dieser Ausstellungen erkennen wir das Wörterverzeichnis als brauchbar an; zweifelhaft aber scheint uns die Berechtigung das mit großem Fleiß gearbeitete Werk von Stier in der von Herrn H. beliebten Weise zu excerpieren.

B) Materialien zum Uebersetzen (S. 16—43). I. Nomen mit unveränderlichen Vocalen (30 Sätze). II. Regelmäßiges Verbum (30 S.). III. Nomina mit veränderlichen Vocalen, ausgenommen die Segolformen (45 S.) IV. Segolformen und unregelmäßiges Nomen (45 hebr. S. und 30 deutsche). V. Verba mit Gutturalen (35 h. und 20 d.). VI. Das unregelmäßige Verbum (65 h. und 100 d.). Die hebräischen Sätze sind im Anfang etwas eintönig, was aber bei dem nach den Ueberschriften beabsichtigten grammatischen Fortschritt kaum zu vermeiden. Die Beispiele für das regelm. Verbum, welchem übrigens der erste Platz gebührt, müssen viel zahlreicher sein. Wir möchten vorschlagen eine Anzahl einzelner Formen aus der Genesis zu geben. Die Formen מָשַׁל S. 17, 11; וְהָיָה לְךָ 17, 25; וְהָיָה לְךָ אֶרֶץ אֲשֶׁר 17, 21 und 25; וְהָיָה לְךָ 17, 26 und 17, III, 8, sind für den Schüler an den angegebenen Stellen noch unverständlich. Die deutschen Sätze auf S. 20—23 25—27 sind fast durchweg identisch mit dicht vorhergehenden hebräischen Sätzen! Welcher Schüler sollte nicht sofort dies merken und den hebr. Satz ablesen (bez. zu Hause abschreiben, wenn die Materialien zu schriftlichen Arbeiten benutzt werden sollen)?! Gegen die deutschen Sätze S. 28—33 haben wir das einzuwenden, dass sie meist leicht auffindbaren Bibelstellen entlehnt sind, also bei häuslichen Exercitien Anlass zu Täuschungen geben. Die „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Hebräische“ von Friedr. Uhlemann (Berlin, Lüderitz 1839. 1841) ist noch immer nicht veraltet. — Zu den hebräischen Sätzen bis S. 25 hätten die Vocabeln auf einigen Seiten gleich nach dem sachlichen Wörterverzeichnis mitgetheilt werden sollen. Wir halten dies für so nöthig, dass wir den Wunsch aussprechen, es möchte noch dieser Auflage ein solches Vocabular (nach den Sätzen geordnet) als Anhang beigegeben werden. Der Schüler kann keine Freude an der Lectüre gewinnen, wenn er im Anfang jedes einzelne Wort in einem großen Lexikon nachschlagen muss.

Seite 33—43 folgen zusammenhängende hebr. Lesestücke:

1) Der Dekalog. Exod. 20, 2 ff. und Deut. 5, 6 ff. sind neben einander abgedruckt, leider mit einer von 1 beginnenden Verszählung und ohne Accente. Wenn der Herr Verf. es nicht für genügend hielt bloß die Abweichungen der zweiten Stelle mitzutheilen, hätten wenigstens beide Relationen so abgedruckt werden müssen, dass, wo sie gleichlautend sind, Zeile mit Zeile übereinstimmte, und dass alle Verschiedenheiten sichtbar hervor-

traten. Dies ist aber nicht geschehen und so die Vergleichung der Berichte ohne Zweck erschwert. Sollten die Accente fortbleiben, so dürfte auch das Gegentonszeichen in der ersten Silbe von וְזָכַרְתָּ (S. 34<sup>b</sup>, 13) nicht stehen (ebenso auch nicht in וְשָׁמַרְתָּ und וְשָׁמַרְתָּ S. 37, 11). Nach וְזָכַרְתָּ לא, nach וְשָׁמַרְתָּ לא und nach וְשָׁמַרְתָּ לא wird das Zeichen des Verschlusses gesetzt, in der Verszählung aber nicht fortgefahren. Dies zeigt wohl, dass dem Herrn Verf. Ursprung und Bedeutung der doppelten Accentuation des Dekalogs nicht bekannt sind. Vgl. Pinsker, Einleit. in das babylonisch-hebr. Punktations-System, Wien 1863, S. 46—48. 123 Anm.\*\*.

2) Der Segen, den Gott über sein Volk zu sprechen befohlen, Num. 6, 22—27.

3) Die Bergpredigt, Matth. V, 3—VII, 27. Der Gedanke mit tüchtigen Primanern auch einmal ein Stück aus der hebr. Uebersetzung des N. T. zu lesen ist zwar nicht neu (schon C. H., Vosen, kurze Anleit. zum Erlernen der hebr. Sprache, 8. Aufl., Freiburg i. B., 1864 giebt die Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande), aber sehr zu billigen. Doch hätten die nicht-biblischen Wörter erklärt werden müssen. Da nicht allen Collegen in der Provinz in jedem Augenblicke die nöthigen Hilfsmittel zur Hand sein dürften, stellen wir die wichtigsten im A. T. nicht vorkommenden Wörter und Formen zusammen, die sich in dem von Herrn H. mitgetheilten Abschnitte finden. אִם יִמְלַח יָהֵל „wenn das Salz dumm wird.“ יָהֵל bed. im Talmud „ungesalzen, dumm,“ oppos. מְלֵיחַ „gesalzen.“ — רִיקָא, abgekürzt aus dem chald. רִיקָא „leer ohne Inhalt,“ vgl. Levy, chald. Wh. II, 422. — גִּיהֵנִים „Hölle,“ oft in den Targumim und im Talmud, s. Lévy I, 135. 136 (wo גִּיהֵנִים = גִּיהֵנִים). — אִיזָה aliquis. In der Bibel steht אִי nur interrogativ. — קֶרֶבָּה, kleine Kupfermünze, im Werthe von etwa 1/2 Pfennig, s. Levy II, 289. — אֲבָרִים „Glieder.“ — הַשְׁחִיר „schwarz machen,“ im A. T. nur Kal. — אֵל תִּתְּנֶנָּה „sich entgegenstellen.“ — מִיל, im N. T. = spatium mille passuum. — מְכַס „Zöllner,“ gebildet von מָכַס „Abgabe.“ — כְּנֵסֶת „Synagoge.“ — חֲדָר „Hof.“ — חֲדָר = חֲדָר „Hof.“ — חֲדָר „Schuldner.“ — חֲדָר „Schuld.“ — חֲדָר „aufhäufen.“ — אֲצִיר „Geld.“ — אֲצִיר „bedürftend.“ — Warum sind die Verszahlen weggelassen?

4) Zehn ausgewählte Psalmen ohne Vocalisation, um den Anfänger im Lesen unpunktirter Texte zu üben. Für diesen Zweck wäre besser ein leichter historischer Abschnitt gewählt worden.

C) Anmerkungen zu ausgewählten Abschnitten der Genesis (S. 44—53). Ueber den Zweck derselben äußert sich Herr H. Vorr. S. IV: „Damit der Schüler, der die unregelm. Verba noch nicht gelernt hat, sondern eben erst zu lernen beginnt, sich zu präpariren im Stande sei, habe ich zu fünfundzwanzig Capiteln der Genesis [1—4. 6—9. 12. 13. 15. 21. 22. 24. 37. 39—47. 50] Anmerkungen zusammenstellt, die dem Anfänger die Präparation möglichst machen sollen! also vor allem sind die für ihn nicht

sicher erkennbaren Verbalwurzeln angegeben; bisweilen ist eine grammatische Anmerkung in Form eines Citats aus Gesenius und Nägelsbach beigelegt.“

Die Anmerkungen sind kurz, aber ausreichend. In der nächsten Auflage wünschen wir noch ein nach den Versen geordnetes Wörterverzeichnis zu den im Anfange eines Semesters zu lesenden Capiteln, also etwa zu 1. 2. 37. 38. Den ohnehin schon überbürdeten Gymnasiasten muss die Arbeit in jeder den Erfolg nicht schädigenden Weise erleichtert werden. — Mit Recht hat der Herr Verf. den Text der Abschnitte nicht abdrucken lassen. Die treffliche Separatausgabe der Genesis von S. Baer (Lpzg., Tauchnitz, 1869) werden wir in dem folgenden Abschnitte besprechen.

Von Druckfehlern verdienen nur folgende eine Erwähnung S. 10, Nr. 18 l.: צאן; S. 17, III, 6 l.: ייהיה; S. 18, 19 darf כדברי kein Dagesch im ב haben; S. 19, 22 l. דברך; S. 38, Z. 7 v. u. lies היה statt היה.

Berlin.

Dr. H. L. Strack.

- 1) Liber Psalmorum Hebraicus. Textum Masorethicum accuratius quam adhuc factum est expressit, brevem de accentibus metricis institutionem praemisit, notas criticas adiecit S. Baer. Praefatus est Fr. Delitzsch. Lipsiae, Dörfling et Franke 1861. XVI, 134 S. kl. S.
- 2) Liber Genesis. Textum Masorethicum accuratissime expressit, e fontibus Masorae varie illustravit, notis criticis confirmavit S. Baer. Praefatus est Fr. Delitzsch. Lipsiae, B. Tauchnitz, 1869. VIII, 96 S. gr. 8.  
7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr.
- 3) Liber Jesaiac. [Titel wie 2.]. 1872. VIII, 96 S. 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr.

Während fast allwöchentlich mehrere Bücher veröffentlicht werden, welche sich die Textverbesserung dieses oder jenes klassischen Autors zur Aufgabe gesetzt haben, ist seit den Jahren 1742—1744, in welchen die Mantuaner Bibel mit dem kritischen Commentar שני מנחת erschienen, keine auf selbständiger Forschung beruhende Ausgabe des A. T. veröffentlicht worden. Nahezu alle Bibelausgaben sind direct oder indirect aus der von Jacob ben Chajim (Vened. 1526. 4 Bde. fol.) besorgten rabbinischen Bibel abgedruckt, und zwar mit Hinzufügung neuer Fehler zu den alten. Die wenigen brauchbaren Beiträge zur Textkritik sind entweder fast vergessen (so die *Variae Lectiones* von De Rossi, 1784—1798, 5 Bde.) oder — weil von Juden herrührend — den meisten christlichen Gelehrten unbekannt geblieben\*). Und doch bedarf und verdient das A. T. eine kritische Prüfung seines Textes eben so sehr wie die Schriften der griechischen und lateinischen Classiker.

\*) S. hierüber meine *Prolegomena Critica in Vetus Testamentum Hebr.*, Lips., Hinrichs, 1873, p. 1—7.

Daher ist das Streben des Herrn Seligmann Baer (in Biebrich am Rhein) den jetzt vielfach verderbten Text der hebräischen Bibel von Fehlern zu reinigen und nach den Regeln der im 10. Jahrhundert zum Abschluss gekommenen Masora zu berichtigen allseitiger Anerkennung werth. Da der Zweck dieser Zeitschrift ein genaueres Eingehen auf die von unermüdlichem Fleisse und einzig dastehender Sachkenntnis\*) zeugende Thätigkeit des Herrn Herausgebers nicht gestattet, müssen wir uns auf wenige, für den Schulgebrauch bestimmte Bemerkungen beschränken und verweisen für eine Reihe von Einzelheiten auf Geigers gehaltvolle Anzeige der oben genannten Schriften in „Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben“ X (1872), S. 187—198.

Der Psalter enthält S. IX—XIV eine ganz kurze, aber für die Schule völlig ausreichende Darstellung der Accentuation der poetischen Bücher (Palm., Prov., Hiob). Der Lehrer findet weitere Aufschlüsse in Baers hebräisch geschriebenen Buche חזקת המורה, Rödelheim 1852, und in derselben Abhandlung am Schluss des gröfseren Psalmencommentars von Delitzsch (Bd. II, Lpz. 1860).

Ist schon der Baersche Psalter Lehrenden wie Lernenden zu empfehlen, so gilt dies in noch höherem Grade von den beiden anderen Büchern (Gen. und Jes.), bei deren Bearbeitung dem Herausgeber aufser den Erfahrungen, die er in dem inzwischen verflossenen Jahrzehnt gesammelt, noch reichere kritische Hilfsmittel zu Gebote standen. Ein weiterer Vorzug ist, dass Gen. und Jes. stereotypirt sind, so dass jeder etwa entdeckte Irrthum sofort berichtigt werden kann. In der Genesis sind Herrn B. bis zum Erscheinen des Jesaias (s. das. Vorr. S. VIII) nur drei unbedeutende Versehen bekannt geworden: 18, 6 liess דאדלה; 19, 23 צערה; 35, 2 דהנהרה. Im Jes. S. VIII sind die Worte: „Pentateucho rationem habuerunt“ irrig zweimal gedruckt. S. 88 Anm. ist סכוקים zu lesen. S. 96, Z. 7. fehlen die Worte „et ducenti.“ Dass cap. 51, 5 ואל-; S. 70, 2 v. u. סתוחים; S. 88, 4 v. u. כח"ב nur ausgemerzte Pünktchen stehen geblieben sind, also kein eigentlicher Druckfehler vorliegt, sieht jeder auf den ersten Blick. — Da zum Jesaias ein Anhang, Nachträge und die Begründung mehrerer Lesarten enthaltend, gedruckt werden soll, möchten wir den Wunsch aussprechen, dass in diesem Anhange auch eine kurze Unterweisung in Betreff der prosaischen Accente gegeben werde. Die gebräuchlichen Schulgrammatiken, wie Gesenius, Nägelsbach u. s. w. geben in dieser Beziehung durchaus Ungenügendes. Auf das Dictiren von ihm selbst zusammengestellter Regeln aber kann der Lehrer sich schon der beschränkten Zeit wegen nicht einlassen.

Die der Gen. und dem Jes. beigefügten Additamenta critica

\*) Nur S. Frensdorff in Hannover möchte ein gleich tüchtiger Masora-kenner sein.

et masoretica enthalten unter andern: Lectionum quarundam argumenta ac rationes; Loci vocalem non productam in pausa retinentes; Loci lineola Pasek [so schreibt B. statt Pesik oder Psik] notati; Sectiones masoreticae; Scripturae inter scholas orientales et occidentales controversae; Loci a Ben-Ascher et Ben-Naftali diverse punctis signati; Conspectus notarum masoreticarum [mit lat. Uebersetzung].

In den mit „Clausula libri“ bezeichneten Abschnitten hätte Herr B. seine Zuthaten von der masoretischen Ueberlieferung trennen sollen. Jesaias hat 1297 nicht 1292 Verse. Statt der vom Herausgeber erfundenen vox memorialis ארבעים ist also S. 64 und 96 das masoretische ארבעים wiederherzustellen.

Ueber manche Eigenthümlichkeiten der Baerschen Ausgaben spricht die Vorrede zur Genesis (S. VII. VIII), welche kein Lehrer des Hebräischen ungelesen lassen sollte. — Nochmals seien die trefflich ausgestatteten und doch sehr wohlfeilen Bücher Lehrern und Schülern bestens empfohlen!

Berlin.

Dr. H. L. Strack.

G. Freytag. Die Ahnen. Abth. I. Ingo und Ingraban. Leipzig 1872. (Hirzel).

G. Freytags neuesten Roman in einer pädagogischen Zeitschrift besprochen zu sehen, wird den nicht befremden, der ihn gelesen. Nicht als wenn er ein pädagogischer Roman wäre in dem speciellen Sinne, in welchem Auerbach in seinem „Landhaus am Rhein“ und Gutzkow in seinen „Söhnen Pestalozzis“ — sich nach unserer Meinung mit wenig Geschick und Glück, — auf dies Gebiet begeben haben; aber er ist eine pädagogische That im höchsten Sinne des Wortes. „Dies Werk,“ heisst es in der an die Kronprinzessin des deutschen Reichs gerichteten Widmung, „soll eine Reihe freierfundener Geschichten enthalten, in welchen die Schicksale eines einzelnen Geschlechtes erzählt werden. Er beginnt mit Ahnen aus früher Zeit und wird, wenn dem Verfasser die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden. — Das Buch will Poesie enthalten und gar nicht Culturgeschichte.“ Nun das Werk enthält Poesie und zwar die reinste und köstlichste; aber wir meinen die Berechtigung in des Dichters Verwahrung vollkommen zu verstehen, wenn wir dennoch hinzufügen: die reinste und köstlichste Poesie unserer nationalen und deutschen Culturgeschichte. Des Verfassers herrliche Bilder aus deutscher Vergangenheit erscheinen nunmehr nur als Vorstudien zu diesem Roman, oder der Roman nur als Frucht jener liebevollen Versenkung in deutsche Art und Geschichte. Und wenn nun ein hochbegabter Dichter die Bilder der Zeiten, welche das zarteste, sinnigste Verständnis und zugleich doch kenntnisreichste

Wissen vor ihm hat aufsteigen lassen, durch den Zauber vollendeter Form zu Spiegelbildern macht, in dem das deutsche Volk sich beschauen könne, in dessen idealen Widerschein es die reinsten Züge seines Wesens und Werdens erkennt, so trägt er vielleicht mehr und Wirksameres zur Erziehung des Volkes bei, als bündereiche Werke über Culturgeschichte oder Pädagogiker thun könnten. Für unsere Jugend aber ist nur das Beste eben gut genug; und auch um diese, die reifere Jugend unserer höheren Lehranstalten erwirbt sich der Verfasser ein eminentes Verdienst, welches wir Pädagogen zumal in unseren Tagen nicht hoch genug anschlagen können. Einem Schulmeister muss das Herz vor Freuden springen in dem Gedanken, dass unserem Volk, dass der Jugend unserer höheren Schulen eine solche Gabe geboten wird, aus welcher ihr die Herrlichkeit unseres deutschen Volkes, seine Gesundheit, seine Tiefen, sein ethischer Gehalt in solchem Reichthum entgegentritt und obenein in dem Glanze wahrhaft künstlerischer Darstellung.

Die erste Hälfte der ersten Abtheilung, Ingo, führt uns in das Jahr 357, in welchem der jugendliche Caesar Julian bei Strassburg über die ungestümen Heerhaufen der Alemannen jenen entscheidenden Sieg davon trug, von dem uns Freytag im ersten Bande seiner Bilder aus der deutschen Vergangenheit nach des Ammianus Marcellinus Bericht eine so lebensvolle Schilderung gegeben hat. Die Schlacht ist geschlagen; ihre Einwirkung auf die deutschen Stämme je nach dem Grade ihres Römerhasses oder ihrer Römerfreundschaft, im allgemeinen der Zusammenstoss der germanischen Welt mit der römischen bildet den Hintergrund der Dichtung. Ingo, Ingberts Sohn von Vandalenland, ein Königssohn aus Göttergeschlecht, hat an des Alemannenkönigs Athanarich Seite voran im Kampf gestanden, ein Schrecken der Römer, und die Niederlage wett zu machen gesucht dadurch, dass er das den Römern siebringende Drachenbild von Purpurseide (Bilder aus d. V. i. S. 99) dem Bannerträger entriss, es durch die Fluthen des Rheins entführte und dadurch den römischen Waffen den Zauber raubte, den sie in den Augen der Germanen besaßen. Fortan führt er das Drachenbild als ein Tropäon bei sich, welches ihm reichen Ruhm, oder auch verhängnisvolle Verfolgung seiner Feinde einträgt. Das Geschick des Flüchtling, wie er von einem Häuptling der Thüringer und von seiner Gegend aufgenommen, von ihrem römerfreundlich gesinnten König an den Hof geladen, der Gefahr der Auslieferung an die Römer kaum entgeht, sich mit dem Rest seiner Mannen im fernen Mainthale Burg und Gegend gründet und hier im mannhaftesten Kampfe gegen die Feinde den Heldentod stirbt; — dazu die Neigung der Tochter seines ersten Gastfreundes, des Thüringer Häuptlings, welche der Held ihrem Heerde und dem ihr bestimmten, verhassten Nebenbuhler entführt, auf der anderen Seite die Neigung der Königin der Thüringer, welche eine Brunhildennatur über die Leiche des



ermordeten Gatten, dem Geliebten ihrer Jugend, ebendenselben Ingo, Hand und Krone anbietet, — diese Verhältnisse erzeugen die Höhepunkte der mannichfachen Conflict, an denen die Dichtung so reich ist. So giebt die Handlung zugleich aber auch reichste Gelegenheit, uns mit fast allen Gebieten des öffentlichen und häuslichen Lebens unserer Ahnen bekannt zu machen. Von der Wacht an der Grenzmark werden wir in die Meierei eines freien Bauern, von da an den Heerd und in das Holzgezimmerte Herrenhaus eines Häuptlings, schliesslich in die Steinburg des Königs geführt. Die Rathsversammlung der Häuptlinge, sowie der Gemeinde, die Opfer und Festspiele, das Jagd- und Kampfesleben in allen seinen vielgestaltigen Erscheinungen vom einsamen Zweikampf auf nächtlicher Heide bis zur wilden, offenen Männerschlacht, oder der verzweifelten Vertheidigung des belagerten Burgrings, — auf der anderen Seite idyllische Scenen des friedlichen Dorflebens, der gastlichen Bewirthung am Heerde des Bauern, des Verlöbnisses am Waldbach, — das alles geht in den lebenswahrsten Schilderungen an uns vorüber und ist mit solchem Geschick wiedergegeben, dass wir auf das Lebendigste mitten in die germanische Heidenwelt hineinversetzt werden. Ja, so mochten die alten Vorfahren gedacht, gesprochen, gehandelt haben; quellenmässig belegen lässt es sich nicht; der Dichter hat es aus freier, schöpferischer Intuition geschaffen; aber es sind vertraute Gestalten und anheimelnde Zustände; wir fühlen die Verwandtschaft mit den Bildern und Schilderungen, welche wir aus dem Caesar und dem Tacitus, aus der Edda, dem Hildebrands- und dem Nibelungenliede, die wir aus des Paulus Diaconus Langobardengeschichte, aus der Chronik von Novalesse kennen lernten; wir fühlen die Verwandtschaft vor allem mit unsrem eigenen Sein und Empfinden. Ja, das ist deutsches Leben, aus der Urquelle geschöpft, so hell und klar, so gesund, erquickend und erfrischend, wie in jenen alten Berichten selbst. Das wird auch der reifere Schüler sofort empfinden; wir empfehlen ihm schon den Charikles und Gallus von Becker, damit er lebendige Anschauungen antiken Lebens gewinne; und doch wie arm an recht befruchtendem Gehalt sind diese Scheinromane. Wie ganz anders wirken schon Freytags Fabier, wo in dem Rahmen getreuester Schilderungen des römischen Lebens der erschütterndste, eine wahre Katharsis wirkende, tragische Gehalt geboten wird. Hier aber ist mehr noch, als in den Fabiern der Jugend gegeben; wir meinen es könne überhaupt nicht leicht etwas geben, was so in ihren Gemüthern reinste Begeisterung zünden, so nachhaltig wirken musste, als gerade diese Dichtung. Odyssee und Ilias bleiben auch ein Jugendbuch für alle Zeiten; an homerische Dichtung klingt aber in diesem Freytagschen Roman außerordentlich vieles an, nicht weil der Dichter copiren wollte, sondern weil die Congenialität der Zeiten verwandte Zustände und Verhältnisse schafft.

Schon Ingo selbst, der Landflüchtige, ist eine homerische Gestalt, mag man nun an den Odysseus selbst denken, oder an die zahlreichen homerischen Helden, welche durch ein Missgeschick oder durch eine Schuld aus ihrer Heimat vertrieben ins Elend geriethen; Ingos und Irmgards erste Begegnung ruft die Nausicaa in die Erinnerung; des Helden Aufnahme am Hofe ihres Vaters, die Gestalt ihrer Mutter, die Rathsversammlung, vor allem die festlichen Spiele, in welchen Ingo zur Theilnahme aufgefordert sich höchsten Ruhm erwirbt, und die darauf folgenden Scenen, in welchen ein Sänger begeistert die Heldenthaten des unerkannten Königs verkündet, — das alles ist so homerisch und bleibt doch so deutsch, dass dem jungen Leser das Herz aufgehen muss vor Freude, so etwas auch in dem Frühling des eigenen Volkes zu finden. Die Kampf- und Schlachtscenen aber sind auch hier so homerisch, wie diejenigen im Walthariusliede. — Von modernen Schilderungen pflegt nichts für die Jugend anziehender zu sein, als der Robinson und die Cooperschen Erzählungen, welche in die Urzustände der menschlichen Gesellschaft zurückführen und jenes Thema von der Aufrichtung einer neuen Existenz behandeln, welches zu allen Zeiten ein allgemein menschliches Interesse gehabt hat. Auch Held Ingo, wie er eine Burg, eine Cultur, ein Reich sich gründet, ist eine Art Robinson; und an den letzten der Mohikaner, den Pfadfinder und verwandte Coopersche Romane wird man stets erinnern durch die Verwandtschaft der Zeiten und Zustände. Nur deutsch ist alles, und nicht etwa modernes Empfinden und Denken im altgermanischen Costüm, sondern urwüchsiges Heldenleben, echtester deutscher Art.

Die Form ist archaistisch; das stimmt sehr wohl zu dem Inhalt; wir meinen Waldgeruch zu athmen und Waldesrauschen zu vernehmen aus allen Blättern der Erzählung, oder auch die dichterische Form der Sage, des uralten Volksgesanges selbst. Sehr häufig wird die Sprache unwillkürlich eine rhythmische. Es ließen sich mit Leichtigkeit ganze Partien in Verse zerschneiden. Das ist nicht nur der Fall, wo etwa der Inhalt eines Heldengesanges wiedergegeben wird, oder in der bewegten Wechselrede, sondern oft auch in der einfachen, epischen Erzählung; so z. B. S. 60: Mißfarbiger Qualm | erfüllte den Raum; | sie stürzte hinaus | und riss mich ins Freie. | Dann band sie die Häupter | mit biegsamer Weide, | knüpfte die Knoten, | raunte das Lied | und bot mir den Bund | in lederner Tasche, | damit ich ihn heimlich | vor jedem bewahre. | u. s. w. u. s. w. Solche Sprache, dazu die Atmosphäre uralter Sitte mit fremdartigen und den Gebildeten doch bekannten Bezeichnungen dient als ein sehr wirksames Mittel, den Eindruck aller falschen Modernisirung fernzuhalten; ein jugendliches Gemüth aber wird gerade durch solche vom reinsten dichterischen Hauch durchwehte Diction sich auf das höchste angezogen fühlen.

Die Vorzüge des ersten Theils der Dichtung gelten auch von

dem zweiten, Ingraban. Sie versetzt uns in das Jahr 724, in die Welt des Zwiellichts, welche ideo Kampf des aufgehenden Gestirns des Christenthums mit dem sinkenden des Heidenthums hervorbringt. Der Hauptheld der Dichtung ist Winfried, oder Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Ihm steht gegenüber als fanatischer Vorfechter des alten Glaubens Ingraban oder Ingram, ein Nachkomme des alten Ingo, Erbe seines Talismans, jener den Römern in der Schlacht bei Strassburg abgenommenen Trophäe. Dieser Umstand, welcher auch als ein wirksames Motiv für die innere Entwicklung des Ingram verwendet wird, und die Hinweisung auf den Schauplatz der ersten Dichtung vermitteln den Zusammenhang dieser sonst völlig selbständigen Abtheilung mit der ersten. Der Glaubensfanatismus des Ingram wurzelt nicht in sieghafter Ueberzeugung, sondern in dem Trotz, welcher eine geliebte und im Stillen doch halb aufgegebene Sache festhält. Deshalb treffen die Schicksalsschläge, welche auf ihn herabfallen durch eigene Schuld, schon einen mürrischen Stamm, so kernig er auch zu sein scheint, und fällt die Saat, welche Winfried ausstreut, schon auf durchfurchten Boden. Angeborner Seelenadel und wilde Leidenschaft kämpfen in seiner Seele anfangs noch um die Herrschaft; der Wunsch, ein geliebtes Weib, welches dem Christenthum zugethan ist, aus schmachvoller Knechtschaft seines Todfeindes, eines wilden Sorbenhäuptlings zu befreien, treibt ihn in verwegene Abenteuer, ja schliesslich dazu, die Freiheit des Weibes im Methkampf, seine eigene im Würfelspiele zu wagen. Das Anerbieten des Genossen Winfrieds, einer herrlichen Johannesgestalt, sich für Ingraban in die Knechtschaft zu geben, Ingrabans gefährvolle Flucht, welche durch Brand, Verheerung und den Untergang Unschuldiger erkauft werden muss, seine Verstoßung aus der Landsgemeinde in das Elend, vor allem die gewaltige Persönlichkeit des wie ein Häuptling hoch und mild zugleich waltenden Bischofs, die wunderbare Beschützung der Christengemeinde, schliesslich in einer erschütternden Katastrophe die Aufopferung jenes christlichen Jünglings, der sich für Ingram den Streichen des Feindes darbietet und für dessen Mörder Bonifacius doch nur Worte des Friedens und der Vergebung hat, — das alles zusammen bringt in ihm den Durchbruch hervor; er lässt sich taufen und fällt zuletzt an der Seite des Bonifacius im fernen Friesenlande. — Schon dieser dürftige Hinweis wird genügen, den Reichtum seelischen Lebens erkennen zu lassen, welchen die Dichtung enthält. Er ist der Natur der Sache nach grösser hier, als in der ersten Abtheilung, so gewaltig auch dort die Conflict, so mannichfach die Abstufungen des bedeutendsten Empfindungslebens sind. Die Innenwelt des religiösen Lebens mit seinen Kämpfen, welche schlicht und objectiv und doch in ergreifendster Weise dargelegt werden, bilden eben ein Thema, dessen Behandlung nothwendig in grössere Tiefen führt. Aber es ergiebt sich auch daraus, wie bedeutsam

der Inhalt für ein empfängliches Jünglingsgemüth werden kann. Die Dichtung ist, wie wenig anderes geeignet, ein tieferes Verständnis zu vermitteln für die folgenreichste innere Umwandlung unserer Ahnen, ihre Empfänglichkeit für das Christenthum, den Bruch in ihrem Seelenleben, welche seine Aufnahme erzeugte, die universale, bleibende Macht, welche es für alle Zukunft geworden ist. Darin kann seine pädagogische Bedeutung für die Nation liegen; tendenzlos predigt er doch gewaltig und eine Predigt, welche gerade auch der Gegenwart taugt. „Nicht lache ich über solche Lehre“, spricht an einer Stelle einer der noch unbekehrten thüringischen Häuptlinge; „denn ich merke, auch in ihr ist ein Geheimnis und eine Deutung, die ich nicht verstehe: . . . Gerade an der Lehre von der Liebe (gegen die Feinde) mögen wir erkennen, dass die Christen sich auf eine Schrift stützen, die ihnen von einem Gott überliefert ist; denn einem Gott ist eher möglich, Unmenschliches zu gebieten, als einem Manne. . . . Furchtbar für uns alle ist eine Lehre, welche von dem Gotte selbst herkommt und als wahrhaftig durch seine Schrift bezeugt wird.“ — Der Zweck dieser Anzeige und der Raum verbieten uns, auf einzelne Stellen von höchster Schönheit einzugehen, in welchen diese Predigt mittelbar oder unmittelbar verkündet wird, wie in der wunderbaren Erhaltung der durch die Grauen der Wildnis und Verfolgung ziehenden Christengemeinde, in der Tröstung der jungen Heidenfrau, welche im Gram um den Verlust ihres Kindleins dahinsieht, und nun von dem jungen Mönch auf den Weg gewiesen wird, der zu ihm führt. Vor allem aber meinen wir, muss doch wieder ein jugendliches Gemüth ergriffen werden, wenn ihm das Thema des Parcial, welches in dem eigenen Entwicklungsgang einen lebendigen Widerhall zu finden pflegt, auch aus dieser Dichtung entgegenläut, oder wenn er an den Heliand gemahnt wird, der ihm auch ein Buch nachhaltiger Wirkung geworden sein soll. Wie dort altgermanisches und christliches Leben in unnachahmlicher Weise zusammengehen, so ist es hier gegenüber oder nebeneinander gestellt, sich abtossend, theils angreifend, immer aber so, dass man aus der ursprünglichen Eigenart, dem angebornen Seelenadel der Germanennatur das schließliche Zusammengehen beider Elemente begreift. Dieselbe Welt, in welcher der erste Theil ausschliesslich uns einführt, erscheint auch hier, Kampfes- und Heldenleben mit dem Hintergrunde edelsten Empfindungsgehaltes auch in den Gemüthern der heidnischen Germanen. Unverwiltliche Gesundheit des Lebens, strotzende Kraft und doch ein Leben in der Idee und im Transcendenten mit dem Bewusstsein, dass dieses das höhere und wahre sei, idealster Heldensinn also tritt als der Grundzug des germanischen Charakters heraus, und wie diese Geistesverwandtschaft auf die Dichtung Ingo zurückweist und einen inneren Zusammenhang mit ihr herstellt, so erkennen wir im Ingraban wiederum schon die Grundtypen der Gestalten, welche der Dichter

in der Fortsetzung der Dichtung wahrscheinlich aus dem Zeitalter der Kreuzzüge vorführen wird. Nur ein kurzes Zeugnis solcher erhabenster Anschauung aus dem 2. Theil: „Und denkt ihr darum niedrig von mir,“ sagt Ingram (S. 409), „so sattle ich zur Stelle mein Ross und reite aus dem Lande so lange, bis ich den Katiz (seinen Todfeind) und seinen Haufen Feinde und dort mir ehrliche Ausfahrt suche aus der Hülle meines Leibes.“ — Damit aber der Gegensatz nicht fehle, wird uns der wilde Schlag der halbbarbarischen Sorben vorgeführt, deren Schilderung an die Schilderung der Hunnen und des Attila, vor allem an den Bericht des Priscus im 1. Theil der Bilder aus deutscher Vergangenheit erinnert, ganz so wie die Materialien und Vorstudien für die Darstellung der Christianisirung in den Abschnitten jener Bilder liegen, welche den Titel tragen: „Aus der Wanderzeit; deutsches Heldenthum; das Christenthum unter den Germanen;“ und mit der Erzählung des Beda über die Bekehrung des Angelkönigs Edwin schliessen.

Die Form ist auch im Ingraban eine meisterhafte; der Archaismus, der für den 1. Theil geradezu nothwendig schien, tritt hier mehr zurück; denn die Atmosphäre ist hier schon diejenige der Cultur, nicht mehr ausschliesslich der Natur; die Verwandtschaft mit der modernen Welt ist schon eine grössere. Wir müssen uns versagen, auf weiteres einzugehen. Nur ein bedeutsamer Punkt sei zum Schluss hervorgehoben, in welchem wir eine Hauptschönheit der Dichtung erkennen und eine solche, um deren willen sie ebenfalls vor allem auch der reiferen Jugend zugänglich gemacht werden muss; das ist die Kraft des lebendigsten und tiefsten Naturgefühls, welches aus dem Inhalt und der Form der ganzen Dichtung, aus beiden Abtheilungen in gleicher Stärke hervorbricht. Es zeigt sich in den wahrhaft classischen Naturschilderungen, in der Art, wie das Leben in der Natur das geistige Leben begleitet, spiegelt sich aber auch in den Stimmungen der handelnden Personen wieder und trifft damit auf das glücklichste die besondere Eigenthümlichkeit der deutschen Nation, welche sich diese als ein Erbe unserer Urahnen und gleichsam als einen Talisman durch alle Zeiten erhalten hat und das auch in unserer Jugend zu erhalten und zu pflegen heilige Pflicht ist. Nur ein Beispiel statt vieler. Als Walburg auszieht, ihren Geliebten in der Wildnis zu suchen, heisst es (S. 445): „Hinter ihr rief Gertrud traurig in die Flur: Neige dich Laub, und neige dich Gras, denn eine freie Magd will sich vom Sonnenlicht scheiden.“

Wir müssen abbrechen und wiederholen dem Dichter auch im Namen der Lehrerwelt der höheren Schulen wärmsten Dank für das herrliche Geschenk, welches er unserer Nation und auch derjenigen Jugend in ihr gemacht hat, an welcher zu arbeiten unser Beruf und unsere Freude ist.

Dr. O. Frick.

## ERSTE ABTHEILUNG.

---

### ABHANDLUNGEN.

---

Ueber das dritte Stasimon des Oedipus auf Colonos.

Im vorjährigen Märzheft dieser Zeitschrift sind von Berch die *αἰσθασία* und *ἐξουσία* als die Momente hervorgehoben, auf denen die Schuld des Oedipus beruht; wie ich meine mit voller Evidenz. Ich selbst hatte im Programm von Salzwedel, Ostern 68, diese Schuld darin gesucht, daß Oedipus zu eifrig das zu erforschen strebt, was ihm verborgen sein soll. Eine Ansicht, die der von Berch nahe kommt; doch bekenne ich gern, wenn Berch die Schuld in der *αἰσθασία* sieht, dem Weisheitsdünkel, den er mit den Worten des Sophokles charakterisirt: „Wer sich selbst allein der Weise dünkt, mit Rede wie kein anderer und mit Geist begabt, wird sich enthüllend Leerheit offenbaren,“ daß diese Ansicht zutreffender ist. — Die Schuld des Oedipus liegt demnach in seinem Weisheitsdünkel, vermöge dessen er unbesonnen sein Schicksal entscheiden und die verborgenen Geheimnisse seines Daseins erforschen will. Berch hätte noch zur Begründung seiner Ansicht des Oedipus Verhalten in Korinth und Delphi heranziehen können. Wie Oedipus durch die Reden eines Trunkenen erhitzt an seiner Abkunft zweifelt; wie er nicht zufrieden mit der Antwort seiner Eltern, die jeden andern befriedigt hätte, dieselben unbesonnen verläßt, um sich in Delphi Aufschluss zu holen; wie er in derselben unbesonnenen Weise in Delphi handelt. Denn nicht zurückgeschreckt durch das Schweigen des Gottes dringt er in denselben, bis er eine Antwort erhält, welche bei seinem Charakter ihn ins Verderben führt. Nach der frommen

anschauungsweise des Dichters reißt sonach die *αὐθαδία* den Oedipus zum Frevel gegen den Gott hin, welchen er gegen seinen Willen zum Reden zwingen will. Denn die Worte 788:\*)

*καὶ μ' ὁ Φοῖβος ὦν μὲν ἰσότην  
ἄτιμον ἐξέπεμψεν. ἄλλα δ' ἄθλια  
καὶ δεινὰ καὶ δύστηνα προὔφανε λέγων*

werden doch nur dann die nöthige Klarheit erhalten, wenn man erkennt, dass mit denselben ein zweimaliges Fragen des Oedipus angedeutet ist. Das einmal bleibt Apollo verborgen, das andermal offenbart er sich, indem er Unheil verkündet. — Doch diese Auffassung hier näher zu begründen, ist nicht meine Absicht.

Die eigentliche schuldvolle Handlung liegt also auch in Oedipus Tyrannus vor der Handlung des Stückes, wie fast immer bei Sophocles; und das Stück selbst zeigt uns durch die Charakteristik des Helden, wie diese Handlung entstehen musste.

Ist nun Oedipus wirklich schuldig, so wird auch die Auffassung des Oedipus auf Colonus eine andere werden müssen. Es handelt sich in diesem Stück nicht um die Verklärung eines unschuldig von Schicksal Geschlagenen. Mehr und mehr erheben sich auch Stimmen gegen diese Ansicht. Man vergleiche nur Schoell Philol. XXVI S. 385—446 und 575—606, und Aldenhoven N. Ibb. f. Phil. Band 95 u. 96, S. 809.

Auch im Oedipus auf Colonus ist Oedipus schuldbeladen. Nicht das ist die Lösung des Stückes, daß ein unschuldig Verfolgter verklärt wird; sondern darin ist sie zu suchen, daß die fromme Weisheit eines Theseus, indem sie durch Oedipus den Willen der Götter erfährt, einen Staat und ein Volk schafft, wo die Greuel der Labdakiden unmöglich sind. Gerade so ist es in den Eumeniden des Aeschylus. Auch hier wird Orestes nicht verklärt, sein Muttermord nicht gutgeheißen; es wird vielmehr gezeigt, wie im Staate der Athene solche Conflicte nicht mehr möglich sind.

Doch über das ganze Stück zu handeln, würde mich zu weit führen. Darauf vielmehr wollte ich aufmerksam machen, daß bei der obigen Auffassung des Stückes das dritte Stasimon des Oedipus auf Colonus vollständig anders erklärt werden muss als bisher. — Die vulgäre Ansicht geht dahin, daß dieser Gesang sich in bitterm Klagen über das Elend des Greisenalters ergeht. Eine Meinung, die schon von Eustathius ausgesprochen wird; die aber darum nicht

\*) Citirt ist nach Dindorf *poetae scenici*.

minder falsch ist. Der ganze Gesang bezieht sich speciell auf Oedipus und zeigt, wie viele Leiden er sich dadurch, daß er nicht Mafs zu halten wusste, zugezogen hat. Dies ist auch die Ansicht eines Scholion zu dieser Stelle, in dem es heisst: *κατάδηλός ἐστιν ὁ χορὸς ἐν ταύτῃ ἀναφωνῶν καὶ ἀλληγορῶν περὶ τῆς τῶν ἀνθρώπων ἀπληστίας, καὶ ἔοικε τῷ Ἡσιοδείῳ: Νήπιοι οὐδ' ἴσασιν, ὅσῳ πλέον ἤμισυ παντός. τείνει δὲ ταῦτα εἰς τὴν δυσπομπίαν Οἰδίπου.* — Das Misverständnis der Ausleger beginnt sofort mit den ersten Worten:

„ὅστις τοῦ πλέονος μέρους χρήζει τοῦ μετρίου παρῆς ζῶειν, σκαιούναν φυλάσσων ἐν ἔμοι κατάδηλος ἔσται.

Die Ausleger interpungiren hinter *ζῶειν* und verbinden es mit den vorhergehenden Worten. So daß der Sinn der ist, daß der getadelt wird, welcher sich zu langes Leben wünscht. Freilich hängt dann der Infinitiv *ζῶειν* in der Luft, und man hilft sich, indem man ein *ὥστε* ergänzt. Ein Gebrauch des Infinitivs, der sehr problematisch ist, wenn auch die Grammatiker denselben lehren. Daher will Hermann so construiren: *ὅστις τοῦ πλέονος μέρους χρήζει, τοῦ μετρίου χρήζων παρῆς ζῶειν*, qui majorem partem expetit negligens vivere modicam expetens. Wenn nun Hermann meint, diese Worte drückten ein Trachten nach langem Leben aus, so kann er dies offenbar nur durch eine gezwungene Erklärung zu Stande bringen. Will man *ζῶειν* mit den vorhergehenden Worten verbinden, so kann man die Construction nur so erklären, daß man eine Attraction annimmt. Das Object des Infinitivs ist attrahirt vom regierenden Verbum *χρήζειν*. — Es wäre also die ursprüngliche Construction: *ὅστις τὸ πλέον μέρος ζῶειν χρήζει, τὸ μέτριον ζῶειν χρήζειν παρῆς*, woraus entstanden wäre *ὅστις τοῦ πλέονος μέρους χρήζει ζῶειν, τοῦ μετρίου χρήζειν ζῶειν παρῆς*. — Es wäre also zunächst das Object des Infinitivs *ζῶειν* attrahirt vom verbum regens *χρήζει*, ferner würde zu *παρῆς* der Infinitiv *χρήζειν* zu ergänzen sein. Die Construction wäre so verwickelt, dass sie unmöglich ist. Will aber Dindorf den Genetiv *τοῦ μετρίου* von *παρῆς* abhängig machen, weil es so viel bedeutet wie *ἀμελήσας*, so wäre dieser Sprachgebrauch noch zu erweisen, und dann würde die Schwierigkeit, wozu der Infinitiv *ζῶειν* zu construiren wäre, immer noch bleiben. Es ist sonach nicht möglich, den Infinitiv *ζῶειν* mit den vorhergehenden Worten zu verbinden; und wäre es möglich, so fragt sich noch, ob *τὸ πλέον μέρος ζῶειν*



absolut heißen müsste: eine zu lange Zeit leben, und nicht vielmehr bedeutete maßlos leben. Es sind aber die Worte so zu construiren, daß hinter *παρεῖς* ein Komma gesetzt wird, und *ζῶειν* mit den folgenden Worten verbunden wird, worauf schon das *Metrum* hinweist.

*ὅστις τοῦ πλέονος μέρους χρήζει, τοῦ μετρίου παρεῖς,  
ζῶειν σκαιοσύναν φυλάσσω  
ἐν ἐμοὶ κατάθλος ἔσται.*

Wer nach zu viel strebt, es unterlassend nach Mäßigem zu streben, er lebt offenbar in Thorheit. Damit stimmt der Scholiast überein, wenn er erklärt: *πλεονεκτεῖν παρὰ τὸ μέτριον καὶ τὸ καιρῖον.*

Die Worte, welche folgen:

*ἔπει πολλά μὲν αἱ μακρὰὶ  
ἡμέραι κατέθεντο δὴ  
λύπας ἔγγυτέρω . . .*

haben wohl nicht wenig zur falschen Erklärung des Gesanges beigetragen.

Sie enthalten den Anfang zur Entwicklung der Gründe, warum ein maßlos Strebender thöricht genannt wird: weil im Verlauf des Lebens ihn mehr und mehr Unglück treffen wird. *αἱ ἡμέραι μακρὰὶ* ist nicht im Allgemeinen vom Alter zu verstehen, es bedeutet seine alten Tage, *αἱ* ist für das pron. poss. gesetzt und ganz an seiner Stelle. Dass aber in der That von einem Uebermaße des Strebens die Rede ist, zeigen die folgenden Worte

*τὰ τέρποντα δ' οὐκ ἂν ἴδοις ὄπου,  
ὅταν τις ἐς πλεόν πέσῃ  
τοῦ θέλοντος.*

Wäre die vulgäre Auslegung richtig, so müsste doch wohl statt *τοῦ θέλοντος* stehen *τοῦ δέοντος*, wie vermuthet worden ist. Nach meiner Ansicht dagegen ist die Lesart der Handschriften *τοῦ θέλοντος* = *τοῦ θελήματος* ganz allein die richtige.

Große Schwierigkeit haben den Auslegern auch die letzten Worte der Strophe gemacht, sowie sie von den Handschriften überliefert sind.

*οὐδ' ἑπικουρος ἰσοτέλεστος,  
ἄιδος ὅτε μοῖρ' ἀνυμέναιος,  
ἄλυρος, ἄχορος ἀναπέφηνε  
θάνατος ἐς τελευτάν.*

Die Ueberlieferung der Handschriften ist οὐδ' ἐπίκουρος. Dies giebt natürlich nach der gewöhnlichen Auslegung des Gesanges keinen Sinn. Denn mit dem Tod endigt ja das allzulange Leben, darum ist der Tod ein Helfer. Daher schreibt Hermann, und nach ihm die Herausgeber ὁ δ' ἐπίκουρος. — Nach meiner Auslegung ist an den Worten der Handschriften nichts Anstößiges: Nicht einmal der Tod ist solch einem Menschen ein Erlöser. Folgendes also wäre das Argument der Strophe: Wer zu vieles erstrebt, ist thöricht; denn mehr und mehr im Lauf des Lebens trifft ihn Unglück; nicht einmal der Tod ist ihm ein Retter.

Dies passt vom Anfang bis zu Ende wörtlich auf Oedipus. Ihm ist der Tod nicht das Ende der Leiden. Um sein Grab und über dasselbe hinaus dauern die Kämpfe; und als Rachegeist wird er das Blut seiner am Grabe erschlagenen Mitbürger trinken.

Ebenso genau passt aber auch die Antistrophe auf die Schicksale des Oedipus.

μη φῶν' αὐτὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον· τὸ δ', ἐπεὶ φανῆ,  
βῆραι κείθεν ὄθενπερ ἦκει  
πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα.  
ὡς εὖτ' ἂν τὸ νέον παρῆ κούφας ἀφροσύνας φέρων,  
τίς πλάγχθη πολὺ μόχθος ἔξω; τίς οὐ καμάτων ἔνι;  
φρόνοι, στάσεις, ἔρις, μάχαι  
καὶ φθόνος· τὸ δὴ κατὰ μιν ἐπιλέλογχε  
πύματον ἄκρατες ἀπροσόμιλον  
γῆρας ἄμιλον, ἵνα πρόπαντα  
κακὰ κακῶν ξυνοικεῖ.

In der Antistrophe ist also von mir geändert φῶν' αὐτὸν für φῶναι τόν; ferner τὸ δὴ für τό τε, Endlich schreibe ich mit Spengel getrennt πολὺ μόχθος für πολύμοχθος, und mit der Handschrift φέρων für φέρον. — Φέρων also muss als handschriftliche Lesart gelten. Freilich wenn man meint, dass im Chorgesang die Leiden der Menschheit aufgezählt werden durch alle Lebensalter des Menschen hindurch so kann nur φέρον stehen. Ueberhaupt gar nicht geboren zu werden, ist das Beste. Danach aber das Nächste, gleich nach der Geburt zu sterben. Aber wenn die Jugend da ist mit ihrer Unbesonnenheit, dann sind auch alle Uebel da. Die Summe endlich aller Uebel häuft im Greisenalter sich zusammen. So wäre denn aus einer Klage über das Greisenalter eine Klage über das Leben überhaupt geworden. — Dem ist nicht so, der Chor denkt nur an Oedipus. Er hatte in der Strophe den getadelt, der zu viel erstrebt. Ueber denselben handelt er in der Antistrophe, indem er sagt:

*μη̄ φῦναι τὸν ἅπαντα νικᾷ λόγον.* Es ist das Beste, dafs er nicht geboren wird. Denn auch ohne *αὐτόν* kann man die Worte so erklären, da ja in der Construction des Acc. c. Inf. oft das Subject ausgelassen wird, wenn es ein Pronomen ist. Indessen ist es doch besser zu schreiben *μη̄ φῦν' αὐτόν.* Dass er nicht geboren werde, ist das Beste. — Denn da von demselben durch den ganzen Gesang gehandelt wird, würde das Subject zu den Verba *ἤκει, παρῆ, ἐπιλέλογχε* nicht leicht erkennbar sein, ein Uebelstand, der sofort schwindet, wenn man *μη̄ φῦν' αὐτόν* schreibt. — Die Corruption zu *μη̄ φῦναι* lag nahe. Es war zu verführerisch eine bekannte allgemeine Sentenz herzustellen. Wenn nun der Chor weiter sagt:

τὸ δ' ἐπέε φανῆ,  
βῆναι κείθεν ὄθενπερ ἤκει  
πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα,

so sieht man, wie sehr nach meiner Fassung der ganze Anfang der Antistrophe auf Oedipus passt. Es war am besten, dafs Oedipus nicht geboren wurde; dies hatte Apollo dem Laios verkündet. Als er aber geboren war, so war es für ihn am besten, dafs er auf dem Kithäron ausgesetzt nicht gerettet wurde, sondern umkam. Der Chor spricht hier aus, was Oedipus selbst schon früher ausgesprochen hatte Oed. Tyr. 1350—55.

ὄλοιθ' ὅστις ἦν δεσ ἀγριάς πέδας  
νομάδ' ἐπιποδίας ἔλαβέ μ' ἀπό τε νόνον  
ἔρυτο ἀνέσωσεν, οὐδὲν ἐς χάριν πράσσω.  
τότε γὰρ ἦν θανάων  
οὐκ ἦ φιλίοισιν οὐδ' ἔμοι τοσονδ' ἄχος.

Wenn nun der Chor sagt, es ist am besten, dafs er nicht geboren wird, wenn er aber geboren ist, dafs er sofort wieder stirbt; so geben die folgenden Worte die Begründung;

ὡς εὔτ' ἂν τὸ νέον παρῆ κούφας ἀφροσύνας φέρων,  
τίς πλάγχθη πολὺ μόχθος ἔξω; τίς καμάτων οὐκ ἔνι;

denn wenn er nun lebt mitbringend die Unbesonnenheit des Leichtsinnes, von welchen Leiden ist er denn frei? Hiernach ist also mit den Handschriften *φέρων* zu schreiben; *τὸ νέον* aber bezeichnet nicht die Jugend, sondern den jugendlichen Uebermuth, die jugendliche Unbesonnenheit. Vgl. Ant. 731. *εἴρηκας ὡς ἄγαν νέος.* Eur. J. A. 489 *ἄφρων νέος τ' ἦν.* Ph. 533 *ἡ δὲ μπειρία ἔχει τε λέξει τῶν νέων σοφώτερον.* Dass ich mit Spengel *πολὸ*

*μόχθος* schreibe, ist schon gesagt. s. Phil. XIX. p. 447. — Die aufgezählten Leiden stimmen nun sogar in ihrer Reihenfolge ganz mit dem überein, was Oedipus erlebt hat:

*φρόνοι, στάσεις, ξρις, μάχαι  
καὶ φθόνος.*

Mord (des Laios), Aufstand (zu Theben), Streit (in der Familie des Oedipus), Kämpfe (um die Herrschaft), Nachstellungen (welche so eben dem Oedipus von seinen Verwandten bereitet worden).

Die letzten Worte der Antistrophe enthalten keine Schwierigkeit.

*τὸ δὴ κατὰμειπτον ἐπιλέλογχε  
πύματον ἄκρατες ἀπροσόμιλον  
γῆρας ἄφιλον, ἵνα πρόπαντα  
κακὰ κακῶν ξυνοικίῃ.*

Das Alter also eines solchen Mannes ist leidvoll; die Leiden, welche aufgezählt werden, sind wiederum dieselben, über die Oedipus klagt am Anfang des Stückes: *γῆρας κατὰμειπτον* ist zu vergleichen mit den Worten *σμικρὸν μὲν ἄξαιτοῦντα, τοῦ σμικροῦ δ' ἔτι μείον φέροντα*; *ἄκρατες* entspricht den Worten *τέκνον τυφλοῦ γέροντος*; endlich *ἀπροσόμιλον* wird dort ausgedrückt durch die Worte *τὸν πλανήτην Οἰδίπουν*. — So erhalten wir demnach folgendes Argument des ganzen Chorgesanges: Wer nicht Mafs haltend zu viel begehrt, ist ein Thor, denn mehr und mehr werden ihm im Verlauf des Lebens Leiden treffen: nicht einmal der Tod wird ihm ein Retter sein. Am besten ist's, solch ein Mensch wird nie geboren; wenn er aber geboren ist, mag er sofort wieder sterben. Lebt er aber mit seinem Uebermuth, so giebt's kein Leid, was ihn nicht trifft. Zuletzt erlangt er ein elendes, leidvolles Alter.

In der Epode geht endlich der Chor direct auf Oedipus über:

*ἐν ᾧ τλάμων δδ', οὐκ ἐγὼ μόνος.  
πάντοθεν βόρειος ὡς τις  
ἀκτὰ κυματοπλήξε χειμερία κλονεῖται,  
ὡς καὶ τόνδε κατ' ἄκρας  
δεῖναι κυματογαγεῖς  
ἄται κλονέουσιν ἀεὶ ξυνοῦσαι,  
αἱ μὲν ἄπ' ἀέλου δυσμᾶν,  
αἱ δ' ἀνατέλλοντος,  
αἱ δ' ἀνὰ μέσσαν ἀκτῶν,  
αἱ δ' ἐν νυχθῶν ἀπὸ ῥιπᾶν.*

Nach *μόνος* ist, wie schon Meineke vorgeschlagen hat, ein Punkt zu setzen. Dadurch wird die Construction regelrecht, während

sie, wenn wir die ersten Worte mit in das folgende Gleichnis hineinziehen, in unmöglicher Weise anakoluthisch wird. Ferner aber fordert die ganze Situation diese Trennung. Der Chor wird von Greisen gebildet. Indem er nun sagt: Hierin, nämlich im Alter, befindet sich dieser Unglückliche, ich nicht allein, weist er entschieden die Vermuthung ab, als wenn sein Alter so leidvoll wäre, und giebt ausdrücklich zu verstehen, daß das Gesagte auf den Oedipus zu beziehen ist. Dies wird denn ganz klar durch das den Gesang schließende Gleichnis, welches nur allein auf Oedipus geht. — Wer nicht zugestehen wollte, daß der ganze Gesang auf den Oedipus geht, den müßte die Epode dazu zwingen. Im Alter befindet sich dieser Unglückliche, ich nicht allein. Wie eine Klippe die Stürme umbrausen, so diesen die Leiden.

Erfurt.

Dr. Volcmar Hölzer.

## Ueber den lateinischen Unterricht in Sexta.

**Vorbemerkung.** Die folgende Zusammenstellung über den lateinischen Unterricht in Sexta ist aus einem Referat hervorgegangen, das ich vor einiger Zeit für die Zwecke des hiesigen Sophiengymnasiums über diesen Gegenstand angefertigt hatte. Nach dem Urtheile anderer schien es, als ob dasselbe auch weiteren Kreisen von Interesse sein könnte, und wenn der Erfolg des lateinischen Unterrichts wirklich auf keiner Stufe so sehr von seiner Methode abhängt als auf der untersten, so wird eine Darstellung derselben allerdings eine gewisse Existenzberechtigung haben. Dass ich mich jeder Bemerkung über den Lehrstoff selbst enthalten, ihn als gegeben angenommen und mich auf die pädagogische Behandlung desselben beschränkt habe, wird in dem unmittelbar praktischen Zweck, den diese Zusammenstellung hatte und noch hat, Erklärung finden. Zu Grunde liegt derselben Gedikes Lateinisches Lesebuch, herausgegeben von Dr. Friedrich Hofmann, Stadt-Schulrath in Berlin, 27. Aufl., nicht bloß wegen seiner Verbreitung, sondern auch weil ich es für das praktischste aller ähnlichen Lehrbücher halte. Hervorheben muss ich noch, dass nicht wenige der folgenden Bemerkungen auf die Tradition des Sophiengymnasiums zurückzuführen sind, besonders bin ich in dieser Beziehung Herrn Director Prof. Dr. Paul zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

### I.

Der lateinische Unterricht in der Sexta hat eine dreifach Aufgabe:

- 1) Die hauptsächlichsten Theile der Formenlehre einzuprägen,
- 2) einen bestimmten Vocabelschatz sicher anzueignen,
- 3) die Verwendung sowohl der Formenlehre als der Vocabeln in Sätzen d. h. das Uebertragen ganzer Sätze aus einer Sprache

in die andre und damit die Erkenntnis eines Theils der Satzlehre zu üben.

#### Zu 1.

In Bezug auf die Formenlehre gilt als Pensum für die unterste Classe der Gymnasien im allgemeinen die regelmässige Declination und Conjugation. Die Aneignung durchschreitet hier drei Stufen. Das jedesmalige Pensum wird in der Classe durchgenommen, zu Hause wiederholt, in der Classe eingeübt.

Bei der Erklärung verfährt der Lehrer heuretisch. Er geht also vom Beispiele aus und läßt die Schüler selbst daran die Regel finden. Als Succurs sind die Schüler vorhanden, welche den Cursus bereits durchgemacht haben. Bei der Erklärung allgemeiner Spracherscheinungen, z. B. der Declination und Conjugation überhaupt, ist es nöthig von der Muttersprache auszugehen, so daß zeitweise die deutschen Stunden für den lateinischen Unterricht mit heranzuziehen sind, um ihn vorzubereiten. Auch ist es wichtig, schon hier auf die reine Aussprache der Endungen zu achten.

Je genauer das Pensum in der Schule durchgenommen ist, um so leichter, sicherer und lieber werden es die Schüler zu Hause lernen, und um so schneller wird am folgenden Tage die Einübung vor sich gehen. Bei jedem Fortschritt, den der Lehrer während derselben macht, wendet er sich zuerst, wenn auch nur mit wenigen Fragen, an die besseren Schüler. Außerdem stellt er bei Beginn eines neuen Pensums seine Fragen in einer bestimmten Reihenfolge, z. B. beim Decliniren und Conjugiren, giebt aber diese Schritt für Schritt auf, bis er zuletzt die Formen durch einander fragt, um so einen allmählichen Uebergang zum Schwierigeren zu bewerkstelligen. Dabei frage der Lehrer präcis und kurz. Schon aus diesem Grunde empfiehlt es sich, bei Formen immer die deutsche Bedeutung den Schülern vorzulegen, also zu fragen: „sie hatten getadelt?“, aber nicht „von vitupero act. plusq. ind. plur. 3. Pers.“ oder gar 3. Pers. plur. ind. plusq. act.

Sobald eine neue Declination oder Conjugation angefangen wird, die Kinder also mechanisch geübt werden sollen, oder sobald es darauf ankommt, ihnen eine bestimmte Betonung einzuprägen, oder auch sie lebendiger zu machen, empfiehlt es sich, sie im Chor sprechen zu lassen. Bringt man einige Abwechslung in diese Uebung, indem man verschiedene Seiten oder Bänke mit einander wetteifern läßt, so wird sehr bald selbst dem schläfrigsten der Mund geöffnet werden.

Darf man auch schriftliche häusliche Arbeiten zur ausschließlichen Einübung der Formenlehre benützen? Man hat dagegen geltend gemacht, dass der Nutzen mit der Zeit, welche die Schüler darauf verwenden, nicht im Verhältnis stehe. Jedoch werden es bloße Paradigmen nur im Anfang werden, wo es aber auch noch darauf ankommt, den Schüler im Schreiben lateinischer Wörter zu üben. Sehr bald aber wird man Aufgaben stellen können, die völlig geeignet sind, ihn vor gedankenlosem Abschreiben zu bewahren. Eine Reihe von Subst. in bestimmten Casibus aufzuschreiben, Subst. verschiedener Declinationen Casus für Casus abwechselnd durchzudecliniren, zu Subst. in einem bestimmten Casus Adjective zu setzen, oder bei der Conjugation die Formen nach den Personen zu ordnen, oder die einzelnen Formen des Ind. und Conj oder des Act. und Pass. oder auch von Verbis verschiedener Conjugationen neben einander zu stellen u. a. m.

#### Zu 2.

Die zweite Aufgabe, welche der lateinische Unterricht in Sexta zu lösen hat, ist die sichere Aneignung eines bestimmten Vocabelschatzes. Nothwendige Vorbedingung ist, dass ihnen derselbe gedruckt vorliegt, am besten, wie in Gedikes Lesebuch, in der Form von Beispielen zu den Paradigmen und von Anmerkungen zu den Lesestücken. Schriftliche Präparationshefte sind auf dieser Stufe des lateinischen Unterrichts für diesen Zweck völlig unzureichend.

Vocabeln müssen vor allen Dingen sicher gewusst werden. Daher sind für die erste Zeit 8 bis 12 Vocabeln täglich genügend; später kann man bis 15 gehen. Das fortwährende Wiederholen derselben ist unerlässlich.

Ehe die Vocabeln von den Schülern gelernt werden, werden sie in der Classe gelesen, zuerst von einem Schüler einzeln, dann im Chor, damit sich die Betonung einprägt. Im ersten Vierteljahr lasse man sie auch abschreiben, die Substantiva allmählich in andern Casibus als dem im Buche stehenden Nominativ. Vocabeln, die öfters falsch geschrieben werden, wie mangnus statt magnus, equus statt equus u. a. m., werden an die Tafel geschrieben. Da Anfänger das genaue Einprägen von Vocabeln erst förmlich lernen müssen, habe man mit ihnen Geduld. Es kommt oft genug vor, dass sie die Vocabeln, die sie zu Hause ganz gut wussten, bis zum Abfragen in der Schule wieder vergessen haben. Erst wenn sie dieselben nicht wissen, nachdem man sie ihnen zum zweiten Male aufgegeben hat, darf man sie als träg behandeln. Zu empfehlen sind noch einige Winke,

welche Pfautsch im Programm des Landsberger Gymnasiums von Ostern 1861 giebt. So weist er auf die *memoria localis* hin. „Stehen z. B. in der Grammatik unter einem Paradigma in drei Reihen fünfzehn Wörter zur Uebung, so fragt der Lehrer nach der Zahl der Reihen, dann nach der Zahl der Wörter. Weitere Fragen sind: Welches ist das erste? Welches das letzte? Welches das erste in der 2. Reihe? Welches ist das mittelste? Welches steht rechts von diesem, welches links? Welches ist das zwölfte? Welches steht links vom achten? Welches unter dem zwölften? Es dauert nicht lange so sind die Schüler im vollen Besitz jener fünfzehn Wörter. Der Lehrer fragt weiter nach der Seite, ob rechts oder links, oben oder unten oder in der Mitte, zuweilen nach der Zeile, wo sich eine Vocabel befindet.“ Ebenso ist es förderlich, an die Sätze zu erinnern, in welchen die Vocabeln vorkommen. Sobald übrigens die Schüler die Wichtigkeit des Stammes und des Genus erkannt haben, ist bei jedem Subst. dreierlei zu antworten, Nominativ, Genetiv und Genus, bei jedem Adjectivum die verschiedenen Geschlechter resp. Genetivus, bei jedem Verbum das *a verbo*.

### Zu 3.

Die schwierigste Aufgabe für den Lehrer ist, die Verwendung von Formenlehre und Vocabeln in Sätzen zur Sicherheit zu bringen. Dazu bedarf es einer theilweisen Kenntniss der Satzlehre. Die Congruenz von Adjectiv und Substantiv wird bereits geübt bei der Durchnahme der Adjectiva auf *us*, *a*, *um*. Das weitere ist durchaus inductiv aus den lateinischen Uebungssätzen zu gewinnen. Vor allem befähige man die Schüler, die einzelnen Satzglieder ohne Beihilfe zu finden. Man gewöhne sie also daran, die Fragen, auf welche sie stehen, jedesmal, sobald sie eins derselben in der Classe aufsuchen sollen, laut sich selbst vorzulegen und zu beantworten. Jeder lateinische Satz wird natürlich anfangs in der Classe analysirt. Die häuslichen Arbeiten können dann zur Repetition herangezogen werden, indem die Schüler alle Subjecte oder Prädicate oder Objecte oder Attribute oder mehrere dieser Satzglieder aus dem erklärten Stück aussuchen müssen.

Was das Uebersetzen aus dem Lateinischen anlangt, so wird der Lehrer im Anfang mit den Schülern einige Male präpariren müssen. Denn wenn auch die etwa noch unbekanntenen Vocabeln über oder unter dem Texte stehen, so macht die für den Zusammenhang passende Analyse besonders mehrdeutiger Formen den Schülern doch noch Schwierigkeiten. Das Präpariren umfasst nun für



sie ein dreifaches: Die zu dem betreffenden Stück gehörigen Vocabeln sich genau anzueignen, sich so lange zu üben, bis sie es nach Quantität und Sinn richtig lateinisch lesen, und bis sie es fließend deutsch übersetzen können.

Für die Controle der Präparation ist das Verfahren zu empfehlen, welches Pfautsch a. a. O. S. 7 ff. angiebt, nämlich, daß der Lehrer, ehe er die Bücher aufschlagen läßt, durch eine Reihe von einzelnen dem Standpunkt der Classe angemessenen Fragen die Präparation auf das genaueste prüft. Schon bei den ersten Lectestücken lassen sich derartige Fragen finden: Welche Subst. nach der 1. Decl. kommen in dem Stück vor? welche auf us? welche auf um? welche auf er, die das e auswerfen? welche, die es behalten? welche Adjectiva auf us, a, um? welche auf er, a, um? welche unregelmäßigen Formen? welche Formen von sum? stehen sie immer am Ende? welche Genetive? welche Dative? welche Wörter kamen schon im vorhergehenden Stück vor? u. s. w. Auch der Inhalt wird zuweilen berücksichtigt werden können.

Schriftliche Uebersetzungen können zuweilen zu deutschen Uebungen benutzt werden. Fragen wie: „Wer kann das ganze Stück deutsch herunterlesen?“ dienen zur Anregung.

Die Uebersetzungen endlich aus dem Deutschen in das Lateinische sind theils mündlich, theils schriftlich. In Sexta sind die mündlichen von besonderer Wichtigkeit. Zunächst ergeben sie sich aus der lateinischen Lectüre. Das sogenannte Retrovertiren der gelesenen Stücke ist das einfachste. Bald jedoch verändere man die einzelnen Sätze. Man vertausche den Numerus des Subjects, gebe andre Attribute, andre Verbalformen oder gar andre Verba. lasse die activen Sätzen in passive verwandeln und umgekehrt etc. Sobald es die Gelegenheit bietet, werden den Schülern auch einige freie, natürlich sorgfältig gewählte Sätzchen vorgelegt.

Für die schriftliche Uebung dienen häusliche Arbeiten und Extemporalien. Zu Aufgaben für häusliche Arbeiten eignen sich Veränderungen der durch Lectüre gegebenen Sätze, wie sie eben bezeichnet sind. Allmählich können auch selbstgebildete Sätzchen von den Schülern verlangt werden, zu denen ihnen einige Anleitung gegeben wird; die Art derselben wird sich weiter unten ergeben. Auch vollständige deutsche Sätzchen können ihnen zur schriftlichen Uebersetzung vorgelegt werden.

Die Extemporalien dienen dazu, dem Lehrer wie den Schülern den Grad ihres Wissens nachzuweisen. Daher lasse man nie über ein Pensum ein Extemporale schreiben, welches die Schüler erst

halb begriffen haben; dieselben gewöhnen sich sonst an Gedankenlosigkeit. Es wird vom Lehrer selbst zusammengestellt und steht so mitten in dem Fortschritt des Unterrichts. Doch mache er es nicht zu lang. Haben die Schüler in den letzten Sätzen mehr Fehler gemacht als in den ersten, so ist dies ein Zeichen dafür, daß ihre Aufmerksamkeit bereits erschläft war. Auch sollte es der Lehrer nicht verschmähen, durch Betonung beim Dictiren sie auf gewisse Dinge hinzulenken; sie sollen ja erst an Aufmerksamkeit gewöhnt werden. Der Formenlehre wird dadurch ein besondres Gewicht zu Theil, daß am Schluss des Extemporale noch einige Formen, hin und wieder, zumal im Anfang, auch diese allein dictirt werden.

## II.

Für die Besprechung des grammatischen Pensums im einzelnen läßt sich dasselbe in folgende Abschnitte theilen:

- 1) 1. und 2. Decl. der Subst. und Adj., Congruenz der Adj. mit den Subst., der einfache Satz.
- 2) sum, der zusammengesetzte Satz.
- 3) 1. Conj., Object, Apposition.
- 4) 3.—5. Decl.
- 5) 2.—4. Conj.

Die etwaigen Erweiterungen, welche dieses Pensum noch erfährt, werden an ihrer Stelle dem Verständnis der Schüler wenig Schwierigkeiten mehr bieten, dürfen wohl also unerörtert bleiben.

### Zu 1.

Für die Einübung der 1. und 2. Decl. gilt zunächst der Grundsatz, daß die Schüler die allgemeinen Spracherscheinungen erst an der Muttersprache lernen müssen, Alle Schüler haben schon deutsch declinirt. Ohne irgend welche Vorbemerkung beginnt daher der Lehrer mit der Frage: Wer kann „der Tisch“ decliniren? Es werden noch einige andre deutsche Masculina declinirt. „Worin besteht nun also das Decliniren?“ „„Man sagt den Nom., Gen., Dat. u. s. w.““ wird die Antwort sein. „Schön, aber was sind denn dieselben?“ „„Fälle oder Casus.““ „Also Decliniren heißt die Fälle oder Casus bilden. Aber werden denn bloß Casus gebildet? Es giebt ja zwei Nominative.“ „„Ja, der eine ist Sing. und der andre Plur.““ „Also was giebt es außer den Casus noch?“ „„Numeri oder Zahlen.““ Jetzt nimmt man die 6 Namen für die Casus durch und die beiden für die Numeri, prägt ihnen auch, damit sie gleich an die richtige Ausdrucksweise gewöhnt werden, ein: Casus heißt Fall und Fälle, aber Zahl heißt Numerus und Zahlen Numeri.

„Decliniren heißt also: Die Casus und Numeri bilden. Aber

wie macht man denn das?“ Man hat die Schüler die Subst. mit dem bestimmten Artikel sagen lassen. Sie kommen also bald darauf, daß immer ein andres Wort vorgesetzt werde. Man lasse dies ruhig gelten und übe damit die deutsche Declination ein. „Wie heißt denn dieses Wort?“ „„Artikel““. -Und nun wird die Declination des bestimmten Artikels in einer Reihe an die Tafel geschrieben nebst den zugehörigen grammatischen Bezeichnungen. Er wird erst zusammen mit Substantiven, dann allein vorwärts und rückwärts abgelesen. „Woran erkennt man den Gen. Plur.? woran den Dat. Sing.?“ u. s. w. fragt man weiter. „Was setzt man im Nom. Sing. vor?“ „„Der.““ „Was im Gen. Plur.?“ „„Der““ „Da kommt „Der“ zweimal vor. Gibt es noch andre Formen, welche zweimal vorkommen?“ „„Den und Die.““ Es werden jetzt Casus von Substantiven mit diesen gleichen Artikelformen gebildet. „Aber sind denn diese Casus ganz gleich?“ Die Schüler finden bald heraus, dass nur diejenigen gleich sind, welche demselben Numerus angehören, bei den andern die Gleichheit aber nur Ausnahme ist. In kurzer Zeit werden sie so nicht bloß jedes deutsche Masculinum sicher decliniren, sondern auch umgekehrt die einzelnen Formen desselben grammatisch bestimmen können.

„Also im Deutschen declinirt man durch Vorsetzung des Artikels. Macht man es im Lateinischen ebenso? Schlagt das Buch auf!“ Ein Schüler liest *mensa*, der Tisch, *mensae*, des Tisches u. s. w. „Setzt man da auch etwas vor?“ „„Nein, aber hinten stehen immer andre Buchstaben.““ „Aendern sich die ersten auch?“ „„Nein.““ Man erklärt jetzt Stamm und Endung und läßt die Endungen an die Tafel schreiben, immer hinter die entsprechende Form des deutschen Artikels. Die Schüler decliniren nun lateinisch und deutsch. Man schreibt ihnen immer einen neuen lateinischen Stamm über die Endungen, und selbst die Schwächsten vermögen bald die Uebung vorzunehmen.

In der zweiten Stunde wird zunächst wiederholt; was am vorhergehenden Tage an der Tafel stand, müssen die Schüler jetzt im Kopfe haben. Zuletzt fragt man die aufgegebenen Vocabeln ab und erörtert an ihnen das Genus und dessen Dreitheilung, doch vorläufig nur in Bezug auf das Deutsche. Dabei unterlasse man nicht, auf den Unterschied von Genus und Genera, Masculinum und Masculina u. s. w. aufmerksam zu machen. Die Schüler haben damit sämtliche Termini für die Declination der Substantiva. Den weiblichen Artikel übt man nun ebenso wie den männlichen, zuletzt wieder in Verbindung mit der lateinischen Declination. Am dritten Tage

schließt man den sächlichen Artikel an. In einer deutschen Stunde übt man auch die Pluralbildung im Deutschen und im Anschluss daran überhaupt die Unterschiede der starken, schwachen und gemischten Declination. Als Aufgaben für die häuslichen schriftlichen Arbeiten verwende man nicht das, was erst erklärt, sondern was schon wiederholt worden ist.

Dazwischen werden natürlich auch die lateinischen Endungen geübt. Welche Endungen kommen mehrfach vor? In welchen Casibus kommt die Endung a, die Endung ae vor? Ehe man dazu übergeht, einzelne Formen zu fragen, überzeuge man sich ja, dass alle Schüler fließend vorwärts und rückwärts bald einzeln, bald im Chor, decliniren können. Eine Uebergangsstufe bildet man dadurch, dass sie die beiden Nominative, dann die Genetive u. s. w. zusammen sagen. Kann die gefragte deutsche Form mehrfach übersetzt werden, so sind alle Uebersetzungen ohne weiteres hinter einander zu sagen. Ebenso frage man auch umgekehrt: Was kann *sivae* heißen? was *siva*? u. a. m. Das Betonen der Endungen ist am leichtesten durch Chorsprechen abzugewöhnen.

Nach etwa 5 bis 6 Tagen werden einzelne Formen, sowohl deutsche als lateinische ziemlich allgemein sicher übersetzt. In der 2. Declination nimmt man zunächst die Wörter auf us, weil in ihrem Nom. das Verhältnis von Stamm und Endung dasselbe ist wie bei der 1. Decl. Daran schließt man die Wörter auf er. Der Voc. Sing. ist besonders zu üben. Ist auch *vir* eingeübt, so folgen die Neutra. Ueberall werden die Endungen erst unter sich, dann im Vergleich mit andern, besonders denen der 1. Decl., geübt. „Welche Endungen z. B. sind beiden Declinationen gemeinschaftlich?“ u. a. m. Man lasse Wörter der 2. Declination auf us, er und um neben einander verbunden durch et mündlich und schriftlich, bald einzeln, bald im Chor decliniren, dann verbunden mit Wörtern der 1. Decl. Zuletzt frage man auch einzelne Formen in diesen Verbindungen.

Wiederum nach etwa 5 bis 6 Tagen werden die Schüler auch hierin sicher sein. Es kommen die Adjectiva an die Reihe, und es gilt besonders, ihre Congruenzen mit den Substantiven klar zu machen. Es wird das Masculinum *bonus* heruntergelesen. „Wie wird es declinirt?“ „„Wie *numerus*.““ „Warum?“ „„Weil diese Form immer zu den Wörtern auf us gesetzt wird.““ Man übt nun das Masc. des Adj. in Verbindung mit diesen Wörtern auf us. Ebenso macht man es mit dem Fem. und den Subst. auf a, mit dem Neutrum und den Subst. auf um. Dabei halte man gleich von Anfang an darauf, dass das Adj. nachgesetzt wird. Nun erst läßt man

die 3 Geschlechter des Adj. vorwärts und rückwärts zusammen decliniren und fragt sie in den einzelnen Casibus.

Bis jetzt wussten die Schüler noch nichts vom Genus im Lateinischen. Da fragt man sie z. B.: Was heisst der aufmerksame Knabe? Wer von ihnen wirklich aufmerksam war, antwortet: *puer attentus*. Ein älterer Schüler weifs es besser, und nun erklärt der Lehrer den neu eingetretenen, in welchem Irrthum sie bisher waren. „Es giebt im Lateinischen ebenso verschiedene Genera der Subst. wie im Deutschen. Die Form auf us der Adj. nun steht bei den Masc., die Form auf a bei den Fem., die Form auf um bei den Neutris. Die Wörter auf us in der 2. Decl. sind aber Masc., die auf a in der 1. Fem., die auf um in der 2. Neutra. Daher hat dies blos zufällig so schön gepasst.“ Bei den Beispielen, die man ihnen jetzt dazu giebt, sagen die Schüler jedesmal unter Anwendung der eben gelernten Regel, warum die betreffende Form des Adj. stehen müsse. Hierauf nehme man die Adjective auf er, a, um.

„Man muss also von jedem lat. Subst. wissen, welches Geschlecht es hat. Woher weifs man denn dies aber?“ „Aus den Regeln“, wird man bald erfahren, sie werden daher auch sofort gelernt. Bei der allgemeinen Genusregel lasse man die einzelnen Bestimmungen aufzählen und zu einer jeden derselben Beispiele suchen, zuerst überhaupt, dann aus dem bereits gewonnenen Vocabelschatz. Bei der 1. Decl. sind noch in den Grammatiken die Endungen e, as, es aufgeführt. Man lasse die Schüler nie lernen, was sie nicht gleich anwenden können. Da die griechischen Wörter auf e, as, es nach Quarta gehören, sind sie daher in einer Grundregel für Sexta völlig unpassend. Es dürfte sich demnach folgende Fassung empfehlen:

„Bei a der allerersten hat

Das genus *femininum* statt.“

Aehnlich ist es bei der 2. Decl. Die Endung ur kommt bekanntlich nur bei dem Adj. *satur* vor, das später *ex usu* gelernt werden kann. Man entferne sie aus der Reimregel ganz leicht dadurch, dass man „und“ dafür einsetzt.

Sind sämtliche Genusregeln gelernt, so lasse man alle gelernten Subst. mit einem m., f. oder n. bezeichnen und beim Abfragen von nun an von jedem Subst. aufser dem Nom. nicht blos den Genet. sondern auch das Genus sagen.

Die Unregelmäßigkeiten der 1. und 2. Decl., so weit sie in das Pensum für Sexta gehören, wird man am besten erst jetzt nachholen. Bei *meus* ist darauf aufmerksam zu machen, dass *mi* blos Masc. ist.

Nach Bewältigung dieses grammatischen Pensums wird der Lehrer gern einige Sätzchen aus dem Lesebuch übersetzen; sie sind möglich, wenn in ihnen nur ganz wenige Formen von *sum* verwendet werden, die im voraus als Vocabeln gelernt werden können. An ihnen ist den Schülern die Lehre vom einfachen Satz klar zu machen.

Sie kennen meistens die Begriffe Subject und Prädicat bei ihrem Eintritt in die Sexta. Man kann also gleich bei dem ersten Satze fragen: „Welche Satzglieder giebt es?“ „Wie heißen sie in unarum Satze?“ Man lasse einen der älteren Schüler die Wörter angeben. „Aber wie könnt man auch ihr in andern Subject und Prädicat finden?“ Sie werden kaum die gewünschte Antwort geben. Man lasse sie ihnen daher wieder von einem älteren Schüler sagen: Beim Subject muss man fragen: Von wem wird etwas ausgesagt? beim Prädicat: Was wird von dem Subject ausgesagt? Diese Neugierkeit wird an den vorliegenden Uebungssätzen sofort angewendet. Da es von Wichtigkeit ist, dass die Schüler auch ohne Beisein und Mithilfe des Lehrers sich diese Fragen vorlegen, so gewöhne man sie von Anfang an daran. Es wird daher auch für ihre Antworten sogleich eine bestimmte Form eingeführt. Es liegt z. B. der Satz vor: *Equus est albus*. Der Lehrer fragt: „Subject?“ Der Schüler antwortet: „„Von wem wird etwas ausgesagt? Von dem Pferde, folglich heisst das Subject *Equus*.““ Der Lehrer fragt: „Prädicat?“ Der Schüler antwortet: „„Was wird von dem Pferde (das bereits gefundene Subject wird eingesetzt) ausgesagt? Es ist weiss, folglich heisst das Prädicat: *est albus*.“““ Zuerst wird man freilich statt des den Schülern nicht recht verständlichen Verbams aussagen das ihnen am nächsten liegende „erzählen“ nehmen, wenigstens es durch dasselbe erklären müssen. Lässt man im Anfang dieselben Antworten von verschiedenen Schülern wiederholen, so wird sich ihre Form bald allgemein einprägen. Beim Subject halte man von Anfang an darauf, dass nur das bestimmende Substantivum, nicht etwa auch Attribute genannt werden.

Bei jedem Satz, welcher analysirt wird, fragt man vom dem Subject, in welchem Casus es stehe. So finden sie sehr bald die Regel: Das Subject steht immer im Nom. und auf die Frage: „Von wem wird etwas ausgesagt?“ Ebenso wird in jedem Satz das Prädicat genau betrachtet. Es hat sich zunächst herausgestellt, dass es immer aus zwei Wörtern bestand. Das eine war eine Form von *sum*, das andere ein Adjectivum (so bei Gedike). Man sagt den Schülern daher, dass als Theil des Prädicats die Form von *sum* Copula, das Adjectiv aber Prädicativ genannt werde. Da die Schüler bereits gelernt

haben, dass das Adjectiv sich im Genus, Casus und Numerus immer nach einem Subst. richten müsse, läßt man sie weiter die Substantiva angeben, auf welche die Adjectiva, welche Prädicative sind, sich beziehen. Die Schüler bilden sich nun die Regel: „Die Adjectiva, welche Prädicative sind, richten sich immer nach demjenigen Subst., welches Subject ist.“ Es kommen gleich in den ersten Sätzen Adjectiva auch als Attribute vor. Man läßt daher im Gegensatz zu den Prädicativen die Regel bilden, dass die Adjectiva, welche Attribute sind, sich nach dem Substantivum richten, neben welchem sie stehen.

Jetzt mache man eine kurze Zeit Halt. Der Unterschied von Attribut und Prädicativ will an vielen Beispielen geübt sein. Man setze ein Attribut zunächst auch zu dem Subject, dann führe man einen Genet., dann auch einen Dat. mit Adj. ein. Es wird dadurch den Schülern abgewöhnt, dass sie das Prädicativ ohne weiteres auf das zunächst stehende Substantivum beziehen.

Fährt man im Uebersetzen fort, so erscheinen bald Sätze, in denen das Prädicativ ein Subst. ist. Aus ihnen geht hervor, dass das Prädicativ, welches Subst. ist, sich nicht im Genus und Numerus (vgl. *Vita est donum dei. Insulae sunt patria nautarum*), wohl aber im Casus nach dem Subject richtet. Indes erscheinen auch Sätze, in welchen das Prädicativ bloß aus einem Worte besteht. Da die Schüler fast alle schon deutsch conjugirt haben, kann man, was die lat. Grammatik anlangt, anticipirend sagen: Dies ist das gewöhnliche. Nur wenn eine Form von dem Verbum *esse* in dem Satz vorkommt, kann das Prädicativ aus zwei Wörtern bestehen.

Die Schüler haben demnach folgende Regeln über den einfachen Satz entstehen sehen:

1) Das Subject steht im Nom. und auf die Frage: Von wem wird etwas ausgesagt?

2) Das Prädicativ steht auf die Frage: Was wird von dem Subject ausgesagt?

3) Steht in dem Satz eine Form des Verbums *esse*, so kann das Prädicativ aus zwei Wörtern bestehen; die Form des Verbums *esse* heißt dann Copula, das andre Wort Prädicativ.

4) Das Prädicativ ist entweder ein Adjectivum oder ein Substantivum und richtet sich immer nach dem Substantivum, welches Subject ist. Ist es ein Adjectivum, so richtet es sich nach demselben im Genus, Casus und Numerus; ist es ein Substantivum, nur im Casus.

5) Ist das Adjectivum Attribut, so richtet es sich nach dem Substantivum, neben dem es steht.

Die Zeit, welche auf die Anwendung dieser Regeln verwandt wird, wird später doppelt und dreifach gewonnen. Man legt den Schülern zunächst kleine Sätze vor, dann leitet man sie selbst zur Bildung derselben an. Aufgaben sind: Zu diesem Subjecte und dieser Copula setzt Prädicative, die adjectivisch sind, oder die substantivisch sind, oder es wird ihnen auch noch die Copula frei gegeben, oder sie müssen zum Subject noch einen Genet. setzen, oder einen Dat. bald mit, bald ohne Adj. in den Satz einfügen. Eine andre Reihe von Aufgaben bietet sich, wenn man an Stelle des Subjects das Prädicativ bestimmt. Sind diese Uebungen mündlich in der Classe vorgenommen worden, so werden sie dann noch in den häuslichen Arbeiten zum folgenden Tage wiederholt. Bei Gelegenheit dieser Uebungen werden die Schüler auch schon darauf hingewiesen, dass der Genet. auf die Frage: Wessen?, der Dativ auf die Frage Wem? steht.

### Zu 2.

Während dieser Uebersetzungsübungen ist bereits *sum* gelernt worden. Bei der Einübung desselben nehme man ja nicht zu viel auf einmal. Als erste Aufgabe genügt Ind. Praes. und Imperf. Die Schüler conjugiren vorwärts und rückwärts, verbinden die 1. Sing. mit der 1. Plur. u. s. w., die 1. Sing. Praes. mit der 1. Sing. Imperf. u. s. w. Ohne Schwierigkeit werden sie dann auch sowohl die deutschen als die lateinischen Formen aufer der Reihe übersetzen können. Das nächste Mal nehme man nur das Fut. hinzu und übe es zuerst unter sich, dann mit Praes. und Imperf. zusammen ebenso ein. In derselben Weise fährt man Schritt für Schritt fort, vergesse es aber nie, die Schüler noch besonders auf den Unterschied der deutschen Formen hinzuweisen, besonders von ich bin und ich bin gewesen, von ich war und ich war gewesen u. s. w. Den Ind. Plusq. und Fut. II. lernen sie in der Classe, indem man fu vor das Imperf. und Fut. I. setzen läßt. Auf den Unterschied in der 3. Plur. Fut. II. ist freilich besonders hinzuweisen. Aehnlich verfährt man mit dem Conj. Perf. und Plusq. Zuweilen macht die Betonung Schwierigkeit, besonders beim Ind. und Conj. Perf.; man hebt sie am besten durch Chorsprechen. Von dem Verbum infinitum kommt nur der Inf. esse in Betracht. Die Quantität der Endsylben ist zu beachten.

In den Uebersetzungsbeispielen zu *sum* kann, besonders für die Verwendung des Coniunctivi, der zusammengesetzte Satz nicht gut vermieden werden. Es wird also die Unterscheidung desselben vom einfachen Satze und seine Zerlegung in einfache Sätze nöthig. Auf



das Verhältnis dieser einfachen Sätze zu einander, also Hauptsatz und Nebensatz, läßt man sich nicht ein. In größerer Anzahl erschöpfen auch schon Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen. Die Schüler behalten diese Namen sehr gern, und es macht ihnen Vergnügen, die zu diesen Wortclassen gehörigen Wörter zusammenzustellen. Diese Zusammenstellung ist dann Abschnitt für Abschnitt zu erweitern. Bei den Adverbien wird sie freilich mit der Zeit unmöglich, durchzuführen aber ist sie während des ganzen Cursus bei den zwei andern Wortclassen. Die Unterscheidung der Präpositionen nach ihrer Rection wird bald verwendbar sein. Sie werden von nun an bei Declinationsübungen benützt, wie die Conjunctionen, besonders diejenigen, welche den Coniunctiv regieren, bei Coniugationsübungen.

Bei dem Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische hat man darauf zu halten, dass das Verbum an das Ende gesetzt wird. Abgesehen vom sprachlichen Gebrauch werden Fehler, wie „*sie sind gewesen*“ mit „*sunt - fuerunt*“ übersetzt und ähnliche, dadurch am leichtesten vermieden.

### Zu 3.

Bei Einübung der 1. Conj. gehe man nicht etwa von den in den Grammatiken vorausgeschickten Bemerkungen über Genus, Modus u. s. w. aus, sondern beginne gleich mit dem Paradigma. Bei jedem Tempus lenkt der Lehrer, ehe er die gelesenen lateinischen Formen näher betrachtet, die Aufmerksamkeit der Schüler zunächst auf das Deutsche. Besonders schwierig wird es ihnen, das deutsche Imperf. vom Präsens zu unterscheiden. Es verlohnt sich daher, die deutsche Coniugation genauer durchzunehmen und besonders den Unterschied starker und schwacher Formen zu üben. Aber auch Fragen wie: „Womit fängt im Deutschen das Fut. I. an? Woran erkennt man das Perf.?“ müssen mit Sicherheit beantwortet werden. Bei den deutschen Coniunctiven verspare man die Umschreibungen mit Hilfsverben auf eine spätere Zeit; die Schüler haben vorläufig genug Formen für ihr Unterscheidungsvermögen. Es empfiehlt sich sogar, ihnen das Erkennen der deutschen Coniunctive dadurch zu erleichtern, dass man „*dass*“ davor setzt.

Das Einprägen der lateinischen Endungen fällt ihnen durch die Vergleichung mit *sum* nicht schwer. Auf eine genauere Analyse der Endungen einzugehen erscheint überflüssig. Dass sie fast überall mit *a* anfangen, versteht sich bald von selbst. Man nehme übrigens nur einen Stamm *laud* an. Alles, was dahinter steht, ist Endung. Die Lehre über die Ableitung der Tempora von verschiedenen Stäm-

men ist noch zu verschieben: Daher ist es auch unnöthig, schon jetzt das *a verbo* sagen zu lassen.

Schritt für Schritt gehe man methodisch bei der Einübung vor, ganz wie bei *sum*, natürlich etwas geschwinder. Das erste Pensum wird bestehen aus Ind. Praes., Imperf., Fut., das zweite aus Ind. Perf., Plusq., Fut. II (statt *fu* bei *sum* nur *av*), das dritte aus dem Coniunctiv, das vierte aus dem Imperativ. Das Verbum infinitum gehört nach Quinta. Denn einerseits soll man von den Schülern nicht die Bildung von Formen verlangen, welche sie nicht anwenden können, andererseits sind gerade hier deutsche und lateinische Coniugation so abweichend, dass ihnen das Erkennen und Bilden der im Deutschen zum Ersatz herangezogenen Formen weder leicht fällt noch Freude macht. Die Einübung schließt damit ab, dass der Lehrer durch einander die verschiedensten deutschen Formen zur Beantwortung vorlegt. Die Sicherheit in den grammatischen Ausdrücken ist dadurch zu erzielen, dass der Lehrer einzelne lateinische Formen analysiren lässt. An den fünf Fingern sind dann Person, Numerus, Modus, Tempus und Genus aufzuzählen. Werden die Finger nach diesen Bestimmungen benannt, so wird gewiss keine bei der Analyse vergessen werden.

In derselben Weise übe man das Passivum ein. Erst wenn es allein für sich eingepägt ist, verbinde man es mit dem Activ, doch wieder allmählich, zuerst nach den Temporibus, dann nach den Personen, zuletzt erst ohne alle Reihenfolge. Besonders müssen jetzt die Tempora, welche im Deutschen mit „ich werde“ anfangen, und von diesen wieder das Fut. I. Act. und Praes. Pass. unterschieden werden.

Aus den Lesestücken zur 1. Coniugation lernen die Schüler das nähere und entferntere Object kennen. Das letztere war zwar schon früher vorgekommen, dort aber absichtlich übergangen worden. Die Gleichheit der meisten Nominative und Accusative im Deutschen macht für die Schüler die mannigfachsten Uebungen erforderlich, um sie das Object mit sichrem Blick erkennen zu lassen. Die Fragen, auf welche die einzelnen Casus stehen, sind hier zum Abschluss zu bringen. Die Schüler sind anzuhalten, bei jedem Wort das seiner Form nach den Casus nicht bestimmt erkennen lässt, diese Fragen anzuwenden. Sie thun dies in der Weise, dass sie den Satz unverändert lassen, statt des fraglichen Wortes aber das passende Fragewort einsetzen. Als Uebung sind ihnen kleine deutsche Sätze zur Uebersetzung vorzulegen, oder sie müssen mündlich und schriftlich zu bestimmten Subjecten und Prädicaten Objecte bilden, oder es werden auch blofs die Subjecte oder Prädicate bestimmt.

Ganz außerordentlich werden die Schüler in der Uebersicht über die einzelnen Glieder des einfachen Satzes geübt durch die Umwandlung activer Sätze in passive und-umgekehrt. Die Regeln dazu werden von den Schülern selbst gewonnen, entweder aus Beispielen, die im Lesebuch vorhanden sind, oder die der Lehrer an die Tafel schreibt. Im Anfang wird die Verwandlung erst deutsch vorgenommen, später gleich lateinisch.

Wie das Adjectiv beim Substantiv, so ist auch Substantiv zu Substantiv, d. i. die Apposition, sobald sie im Lesebuch vorgekommen ist, in allen Casibus zu üben. Dass sie immer in denselben Casus gesetzt werden wie das Beziehungswort, erreicht man am besten durch Vorsetzung von Präpositionen, oder indem man active Sätze mit einer Apposition zum Subject oder Object in passive verwandeln läßt.

Da die Präposition *a* in den passiven Sätzen erscheint, sind die Schüler von jetzt an anzuhalten, auch bei Declinationsübungen „von“ vor Personen damit zu übersetzen.

#### Zu 4.

Bei der 3. Declination kann auf die Einübung der Paradigmen und die Behandlung Vocabeln der unregelmäßigen Formen, also der Acc. auf *im*, der Abl. auf *i* u. s. w., folgen. Nichts verwirrt hier die Schüler mehr, als dass auch die Adjectiva als Ausnahme zusammen mit den Subst. aufgeführt werden; sie werden daher in diesem Zusammenhange am besten völlig außer Acht gelassen. Sämmtliche Beispiele zu den betreffenden Regeln sind mündlich und schriftlich aufzusuchen. Sind auch die Genusregeln nebst ihren Vocabeln gelernt, so empfiehlt es sich, ein Schlussverzeichnis anfertigen zu lassen.

In ähnlicher Weise lasse man auch zu den Hauptgenusregeln sämmtliche Beispiele aus dem gelernten Wortvorrath zusammenstellen. Den Wörtern des Vocabelverzeichnisses läßt man nun das Genus vorzeichnen. Die Ausnahmen von den Genusregeln werden, wenn sie wie in dem Gedikeschen Buch zusammengezogen sind, abschnittsweise gelernt, damit die Schüler von Anfang an sich an die genaue Erfassung sowohl der fortsetzenden Partikeln „und, auch, ferner“ als auch der gegensätzlichen „doch, aber“ gewöhnen. Chorsprechen ist hier wieder ganz besonders am Platz, zumal wenn die betreffenden Partikeln recht betont werden. Soll das Genus eines Wortes durch die Regel begründet werden, so wird beim Hersagen die betreffende Stelle oder das Wort durch die Betonung hervorgehoben. Dass beim Abfragen der Vocabeln von nun an jedesmal

das Genus mit angegeben werde, ist hier von besonderer Wichtigkeit.

Erst wenn die Declination der Substantiva zur völligen Sicherheit gebracht ist, geht man zu der der Adjectiva über. Was dort unregelmäßig war, ist bei diesen die Regel, was dort Regel war, ist bei diesen unregelmäßig.

In der 4. Declination ist der Gen. und Dat. Plur. hauptsächlich zu üben. Bei dem Ersteren setzen die Schüler, zumal bei längeren Wörtern, gern um statt num, bei dem letzteren gern ubus statt ibus. Die zweisylbigen Wörter auf cus und cu, welche außer den namentlich angeführten ubus haben, sind aus dem gelernten Vocabelschatz aufzusuchen.

Bei der Declination von *domus* lernen die Schüler recht gern das Verschen *Tolle me* u. s. w., für die Sicherheit der Declination aber ist wenig damit gewonnen. Sie wird viel eher erreicht, wenn man ihnen sagt, *domus* gehe nach der 4. Decl., nehme aber 3 mit o anfangende Endungen aus der 2. Decl., nämlich o im Abl. Sing., os und orum.

Bei der 5. Decl. lasse man sich nicht dadurch, dass sie sehr schnell begriffen wird, zu dem Glauben verleiten, dass sie nun für alle Zeiten festsitze. Zumal die wenigen Wörter, welche nach ihr flecirt werden, meist nur selten vorkommen, benütze man besonders sorgfältig jede Gelegenheit zu ihrer Wiederholung. Dass *dies* ein Masculinum sei, wollen sich die Schüler so lange nicht angewöhnen, als sie noch lernen, dass es im Sing. in bestimmter Bedeutung auch Fem. sein könne. Daher werden am besten die beiden letzten Zeilen der gewöhnlichen Reimregel, in denen dies gelehrt wird, ganz gestrichen; sie können bei der Lectüre des Cäsar nachgeholt werden.

#### Zu 5.

Den Uebergang zu den übrigen Conjugationen bilden die unregelmäßigen Verba der 1. Conjugation. Aus ihnen wird die Ableitung von verschiedenen Stämmen entwickelt. Es wird z. B. *domare* zur Conjugation vorgelegt. Ein neuer Schüler bildet das Perf. *domavi* und conjugirt es durch, ein anderer verbessert. Ebenso geschieht es bei dem Conj. Perf. Das Plusq. und Fut. II. bilden sie alle bereits zum ersten Male richtig. Dasselbe Verfahren wird bei den betreffenden Temporibus des Pass. eingeschlagen.

Da die Schüler zunächst nur das Verbum finitum lernen, wird ihnen diese Ableitung von verschiedenen Stämmen leicht. Die Endungen der Tempora, welche vom Perfect- und Supinstamm gebildet werden, sind ja ohne weiteres durch Abschneidung von *av* und *at* aus dem früher Gelernten zu gewinnen. Uebrigens lasse man sich

nicht durch den Hinblick auf einige unregelmäßige Verba verleiten, den Infinitivstamm als vierten Stamm einzuführen. Dieser vierte Stamm wirkt bei der Einübung der regelmäßigen Conjugation verwirrend. Bei den unregelmäßigen Verben genügt später ein Hinweis auf die Ähnlichkeit gewisser Formen mit dem Infinitiv. Es versteht sich, dass von nun an alle Verba mit vollständigem a verbo gesagt werden. Die beiden Formen des Supinum und Infinitivus werden aus dem Verbum infinitum vorweg genommen.

Die 2—4. Conjugation haben die Sextaner bloß noch halb zu lernen, nämlich nur die Formen, die vom Wortstamm gebildet werden. Man übt sie in derselben Weise ein wie in der 1. Conj., zuerst das Act. besonders, dann das Pass. besonders, zuletzt beide Genera vermischt. Während die 2. Conjugation geübt wird, empfiehlt es sich, die Umschreibungen der deutschen Conjugation einzuführen. Der Unterschied von „ich würde erinnern“ und „ich würde erinnert“ ist ebenso zu üben wie der von „ich werde erinnern“ und „ich werde erinnert.“

Bei der 3. Conjugation sind besonders diejenigen Formen zu üben, bei deren Endungen der Bindevocal wechselt, also der Ind. Praes. und der Imperativ, sowohl Act. wie Pass. Doch wird den Schülern der Ind. Praes. Act. und Pass. dadurch leicht, dass man sie auf die Gleichheit der Endungen mit den Schlussyllben der Fut. I. in der 1. und 2. Conj. hinweist.

Ist eine Conjugation für sich eingeübt, so zieht man natürlich die vorübergehenden zur Vergleichung herbei. Einzeln und im Chor läßt man Wörter verschiedener Conjugationen neben einander conjugiren; Abwechslung in der Reihenfolge und allmählicher Uebergang vom Leichteren zum Schwereren ist ja hier leicht zu erreichen. Gewisse Tempora wie Fut. I., Conj. Praes. müssen besonders unterschieden werden. Den Abschluss bilden immer einzelne Fragen des Lehrers. Besonders empfiehlt es sich, gleichklingende Wörter wie *paro* und *pareo*, *maneo* und *munio*, *vinco* und *vincio* u. s. w. zu benutzen, oder Wörter mit ähnlicher Bedeutung wie *impero* und *jubeo*, *timeo* und *metuo*, *supero* und *vinco*, *rego* und *peto* u. a. m. Auch Verba wie *commeo* und *repudio*, bei denen das Präsens leicht zu einer falschen Conjugation verleitet, oder auch wie *terreo* und *reperio*, bei denen die Festhaltung des Stamms in Formen wie *terrereis* und *repererimus* Schwierigkeit macht, verlangen eine besondere Berücksichtigung.

Berlin.

G. Ellger.

## Zu Cicero Laelius 1, 2.

Cic. Lael. 1. 2. *quum saepe multa, tum memini domi — in hemicyclo sedentem, ut solebat — quum et ego essem una et pauci admodum familiares, in eum sermonem illum incidere, qui tum fere multis erat in ore.* Die Lesart *fere multis*, welche in den Hss. mit *fere omnibus* wechselt, ist es, die den Erklärern manche Noth gemacht und bald zur Streichung von *multis* oder *omnibus* bald zur Weglassung beider geführt hat. Niemand aber hat versucht, *fere* gleichfalls für *unecht* zu erklären und dadurch den Text von der Verbindung *tum fere* zu befreien. So las Orelli ed. 1. 1828 *qui tum fere erat in ore*; und Hand (Turs. 2. 1832. p. 694) schrieb: *scribae, huius dictionis ignari, vel multis vel omnibus interposuerunt. Est vero sensus: der allgemein im Munde war,* während Nauck (ed. 1867) zwar den von den Hss. gegebenen Zusatz *multis* oder *omnibus* für überflüssig hält, aber doch einräumt, dass beide zur Erklärung des Adverbium dienen können; im Text bietet er nur *tum fere* und übersetzt: „gewöhnlich“ im Munde der Leute war, „ziemlich allgemein“ besprochen wurde. Halm (ed. Or. 2. 1861) zieht vor: *qui tum fere multis erat in ore* und Lahmeyer (ed. 1862) ihm folgend erklärt *fere* durch: „fast allgemein, fast ausschliesslich“ und verweist auf 4. 14. *cuius disputationis fecit extremum fere de immortalitate animorum*, wo Nauck wieder *fere* mit *extremum* verbindet, und auf 6. 22. *caeterae res quae expetuntur opportunae sunt singulae rebus fere singulis, divitiae ut utare etc.*, wo Nauck erklärt: fast immer (gewöhnlich) nur für einzelne Zwecke.“ Seyffert endlich (ed. 1844) entschied sich auch für *qui tum fere multis erat in ore*, zieht aber in der Erklärung *fere* nicht zu *multis*, sondern zu *in ore erat*, weil *multis*, — und darin hat er Recht — keiner Ermäßigung wie *omnes* bedürfe und übersetzt: ‚fast immer, in der Regel.‘ Was nun die Hss. betrifft, so notirt Halm *fere multis erat* B E G S<sup>1</sup> V: *multis fere erat* Bern., *fere erat omnibus* D, *fere omnibus erat* S<sup>2</sup> et Hild., *fere* [omnibus] *erat* O; *omnibus* (vel *multis*) iam *Vallae glossae nomine suspectum erat*. Nicht unerwähnt will ich dabei lassen, dass es in der Recension der Brünner Ausgabe in den Jahrb. für Phil. und Pädag. 1850. p. 75 als ein Verdienst von Klotz betrachtet wird, zuerst auf *multis* aufmerksam gemacht zu haben. Es heisst dort: Hier lesen wir cap. 1. zuvörderst ohne allen Anstoss: *qui tunc fere omnibus erat in ore*, obschon *omnibus*, was Orelli für untergeschoben erklärt hatte, entweder wegzulassen oder nach der genaueren diplo-

matische Kritik in multis, wie von Klotz geschehen ist, zu verändern war.“

Fragen wir zunächst nach dem absoluten Gebrauch von *in ore esse*, den Nauck annimmt, aber nicht nachweist. Auch Seyffert führt dafür nur an Cic. Tusc. 1. 49. 116. *Harmodius in ore et Aristogito vigent*. Dafür liest Baiter (ed. Or. 2. 1861) allerdings: *Harmodius in ore est et Aristogiton; Lacedaemonius Leonidas, Thebanus Epaminondas vigent* (alle Hss. *vigent*), aber *est* ist eingeschoben, wie er selbst bemerkt: *est* Rathius, om. C. O. Conf. Emendd. Epp. p. 17. n.“ Er fährt dann fort: *In verbis in ore est et vigent* (cl. fam. VIII. 1. 4) *ex veniunt intelligendum iis = rhetoribus, quod Klotzii causa moneo, qui ad Lael. § 2 in ore cum vigent iungat atque in vigent inesse omnibus vel multis sunt credat.* „W.“ Danach liest Sorof (ed. 1868) *H. in ore est et A., L. L., Th. Ep. viget*; und ändert die Note Tischers (ed. 1858), der nach *in ore viget* gelten liefs und „Sonst steht gewöhnlich *hominum* dabei“ bemerkte, um in: *in ore, nämlich rhetorum*, was auch zu *norunt* als Subj. zu ergänzen ist.“ Endlich Kühner (ed. 1853) behält den Text ohne *est* und mit *viget*, weil Klotz beweist, dass *Ciceronem alibi non simpliciter dicere aliquis in ore est, sed addere omnibus, semper vel simile quid*“, aber Wesenberg Em. 1. p. 17. erinnern mit Recht daran, dass *aus veniunt* zu entnehmen sei *iis, i. e. rhetoribus*. „*Vigere eleganter dictum est pro celebrari, praedicari*“, so dass er in *ore* *viget* verbindet. Da schiebt sich die Frage ein, ob man nun *rhetoribus* mit Wesenberg oder *rhetorum* mit Sorof ergänzen soll. Kühner führt mit Klotz als Beispiele an legg. 1. 2. 6. *qui tibi semper in ore est*; ad Att. 6. 3. *tibi autem valde solet in ore esse*; fin. 2. 23. 76. (*illa*) *semper tibi in ore sunt*, ib. 3. 11. 37: *quam tu in ore semper habes*; ib. 4. 28. 79. Cael. 1. 2. *qui tum fere multis erat in ore*; Haacke (Uebersetzungen für Tertia 1871) giebt die Regel zu 7. 9. 10: *sowohl omnium als omnibus in ore esse* (aber nur *mihi, tibi u. s. w.*) Und so findet sich allerdings Auct. ad Herenn. 2. 8. 12. *aliquam fictam fabulam in adversarios afferemus, quam dicamus omnibus in ore esse*; und Verr. 2. 23. 56. *res percubuit et in ore atque sermone omnium coepit esse* (schon von Neumann Blätter für bair. Gymnasialw. 3. Jahrg. N. 3. p. 84. citirt); wir vergleichen Cic. phil. 10. 7. 14. *erat enim in desiderio civitatis in ore, in sermone omnium*. Arat. Fragm. ed. 2. Or. p. 1017. 1: *semper in ore plurimus ille hominum est*; de rep. 1. 18. 36. *cuique contra Galli studia disputanti in ore semper erat illa de Iphigenia Achillis*. Auch weisen wir hin auf Cic. Tusc. 2. 26. 63. *si in oculis sis multitudinis* und ad Att. 6. 2. 5. *publicanis in oculis*

sumus, wo Sorof zu Tusc. 2. 26, gegen Tischer, der mit Kühner an der üblichen Erklärung: „Gegenstand der Aufmerksamkeit und Liebe sein“, wie sie wieder zu ad Att. 6. 2, passt, festhält, die Bemerkung macht, dass es hier (Tusc. 2. 26.) nur sei = in conspectu omnium esse: „eine öffentliche Person sein“. Für unsern Fall genüge zu beachten, dass auch hier der Dativ dem Worte in oculis vorausgeht, der Genetiv folgt (cfr. unsere Studien s. v. venire p. 170). Desgleichen weisen wir hin auf in ore versari, wozu dann freilich der Genetiv entweder zwischen in und ore oder nach ore eintritt, wie bei Cic. pro Rosc. Am. 6. 16. in foro et in ore omnium cotidie versabatur, und wie O. M. Müller (diss. de M. T. Ciceronis libris III de oratore. Lips. 1811. p. 29) bei Cic. de or. 1. 3. 12. für in hominum more et sermone lesen wollte: in hominum ore et sermone, weil es ineptum sei more beizubehalten und die Aenderung sich leicht dadurch erkläre, dass littera m a fine antecedentis verbi transcripta est; aber schon in seiner editio 1819 wandte er sich wieder zu more, und Piderit erklärt dann auch richtig: „sie hat sich auf dem Gebiet allgemein menschlicher Sitte und Ausdrucksweise zu bewegen.“

Kehren wir nun zu in ore esse zurück, so ist nicht zu leugnen, dass Cicero damit gewöhnlich einen Casus verbindet, denn abgesehen von Cic. de or. 3. 59. 221. sed in ore sunt omnia, wo es aber so viel heisst als: „alle Wirkung beruht auf dem Ausdruck des Gesichts“ dürfte es keine Stelle mit casuslosem in ore esse geben. Aber es ist ja manches, was sich nur einmal findet, und das deshalb doch nicht zu verwerfen ist. Auch bei Livius scheint es nur einmal vorzukommen 9. 10. 3. Postumius in ore erat, eum laudibus ad caelum ferebant“ war in aller Munde, und es ist doch nicht angezweifelt worden.

Vielmehr läßt gerade der Umstand, dass der Ausdruck in ore esse in dieser Weise angewendet, so selten ist, es als möglich, wo nicht gewiss, erscheinen, dass die Abschreiber entweder die Worte fere omnibus oder multis als Erklärung hinzusetzten; von diesen kam fere in den Text, und man überlegte nun, ob omnibus oder multis passender damit verbunden würde. Wenn aber dieser Hergang jemand bedenklich scheinen könnte, so verweisen wir ihn auf Cic. 4. Cat. 6. 13. ne in hoc scelere tam immani ac tam nefando nimis aliquid severius statuissis videamini; wo alle Hss. in ed. Or. 2. bieten: nimis, fast alle severius, nur vier (b. i. s. w.) severe. Hier findet ganz derselbe Hergang statt, nur dass hier die Erklärung an das gegebene Wort severius, dort an eine ungewöhnliche Redeweise erat in ore anknüpft, die ursprüngliche Lesart war nemlich severius;



sie wurde erklärt durch *nimis severe*; davon kam *nimis* in den Text, und man stritt sich nun, ob *severius* oder *severe* ursprünglich sei.

Noch erwähnen wir, dass als Gegensatz zu *in ore esse* anzusehen ist *considerare*, wie bei Cic. pro Mur. 8. 18. *consedit utriusque nomen in quaestura*. Tischer (ed. 1861) erklärt: „ruhte während der Quästur, d. h. war nicht im Munde der Leute“ und Halm (ed. 1866) sagt: eine uns fremde Metapher „kam zur Ruhe“, d. h. er wurde nicht weiter genannt, verschwand aus dem Munde der Leute.“

Halberstadt.

H. S. Anton.

### Zu Curtius.

Curtius. IV. I. (4). 22. *Ablue corpus illuvie aeternisque sordibus squalidum*.

Man nimmt Anstofs an *aeternisque*, Vogel in seiner Ausgabe (Leipzig. Teubner. 1870. krit. Anhang.) conjiert *tetrisque sordibus*, denn „*aeternis* wäre eine zu widerwärtige Hyperbel“, findet aber in der Anm., dass auch *tetris* noch eine widerwärtige Hyperbel“ sei, Eufsnor (Jahresber. über Curt. Philolog. 1872. I. p. 176) vermuthet, *veternoque* sei richtige Aenderung, und streicht *sordibus*, von dem er sagt, dass es wahrscheinlich Glossem hierzu ist und Anlass zur Aenderung der Casusendung, dann in zweiter Linie zur Corruptel der ersten Silbe gegeben hat. „Vielleicht aber,“ meint er „hat Palmerius mit *veternoque et sordibus* das Richtigere getroffen.

Zunächst ist zu beachten, dass *sordes* und *squalor* öfter mit einander verbunden werden, wie Cic. Verr. 5. 8. 21. *in squalore, in sordibus*; pro Cluent. 6. 18. *mater squalore huius et sordibus laetatur*, und Livius 29. 16. 6. *decem legati Locrensiurn, obsiti squalore et sordibus*; mit einem Adjectivum bei *squalor* pro Sest. 69. 144. *in hoc misero squalore et sordibus*; und dass sonst *squalor* da gebraucht wird, wo ein Hinweis auf eine niedere oder unglückliche Lage des Lebens stattfindet, wie Cic. pro Sest. 69. 145. *maximo in squalore volutatus est ad pedes inimicissimorum*, während *sordes* mehr üblich ist, um niedriges, gemeines Thun zu kennzeichnen, wie Cic. Brut. 62. 224. *is ex summis et fortunae et vitae sordibus in praetura consul factus esset*. So steht auch bei Ammian, wo in ähnlicher Weise, wie bei Curtius vom Abdalonymus, so vom Caesar Gallus angegeben

wird, dass er *ex squalore nimio miseriarum in aetatis adultae primitiis ad principale culmen insperato cultus provectus sei*. Hier nahm Kellerbauer (Blätter für bair. Gymnasialw. Bd. VII. 1871. 1. p. 11.) an *nimio Anstofs* und schlug imo vor.

Mit allen diesen Epithetis, als *miseris, maximis, imis, summis* ist aber in obiger Stelle nichts anzufangen. Es kommt nun die Verbindung mit *illuvies* dazu. Da *citiren Klotz-Hudemann s. v. squalor Liv. 21. 40. 8. fame, frigore, illuvie, squalore enecti*; Schmalfeld J. N. 214 wohl *Liv. 29. 16. für obsiti squalore et sordibus*, aber keine Stelle für die Verbindung mit *illuvies*. Es steht aber noch bei Livius 21. 39. 2. *otium enim ex labore, copia ex inopia, cultus ex inluevie tabeque squalida et prope efferata corpora varie movebat*, wo Fabri-Heerwagen richtig erklären, dass *tabes* deute nicht auf Nässe oder Schlamm, sondern auf die „Abnahme oder das Einschwinden der Körper aus Mangel an Pflege.“ Wenn wir nun berücksichtigen, dass Curtius viel dem Livius verwandte Ausdrücke hat, wie Krah in seinen Programmen „Curtius als Schullectüre“ bei der Besprechung der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit beider Schriftsteller nachweist, und von Eufsnor annehmen, dass *sordibus* Glossem ist, so möchten wir *tabeque* als das Wort hinstellen, das in *aeternisque corrumpit* ist. Denn dass *sordibus* ein Glossem wäre, welches den Sinn von *tabes* nicht richtig wiedergäbe, kann kein Einwurf sein, zumal ja auch neuere Erklärer bei Livius, wie Heusinger *tabes* als Nässe, oder wie Klaiber es als Schlamm, also als *sordes* auffassen. Wepigstens scheint mir *tabes* als das Einschwinden des Körpers in Folge von vieler Arbeit, denn *Abdalonymus* wird bei der Arbeit im Garten *steriles herbas eligens* angetroffen, und in Folge von Mangel an Pflege, also gegenüber dem *cultus corporis*, noch passender zu sein, als *veterno*, was doch mehr auf Erschlaffung des Körpers hindeuten würde.

Halberstadt.

H. S. Anton.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

---

### LITTERARISCHE BERICHTE.

---

Die homerischen Realien von E. Buchholz. Erster Band. Welt und Natur. Erste Abth. Leipzig 1871. XVI und 392 S. Zweite Abth. 1873. XVI und 376 S.

Es ist nicht allein der poetische Reiz der homerischen Dichtungen, der auf uns eine stets neue Anziehung ausübt, nicht allein die litterarische Bedeutung derselben, die zu wissenschaftlicher Betrachtung anregt, es ist nicht minder die in diesen Dichtungen uns entgegentretende eigenartige Welt, welche gleichmäfsig das rein menschliche und das wissenschaftliche Interesse fesselt. Von den historisch bekannten Zeiten des griechischen Alterthums durch einen weiten, für unsre Kenntnis ziemlich inhaltlosen Zeitraum getrennt, von den historisch bekannten Zuständen in vieler Hinsicht wesentlich verschieden und dennoch die Grundlage für deren Entwicklung ist die Welt, wie sie in jenen Dichtungen erscheint, dem, welcher die Geschichte des griechischen Volkes kennen zu lernen wünscht, stets ein Gegenstand der aufmerksamsten Betrachtung und Forschung gewesen. Schon um deswillen ist es eine höchst dankbare Aufgabe, die einzelnen Züge, welche jene Dichtungen zerstreut bieten, zu einem systematisch geordneten Ganzen zusammenzufassen und so ein treues, klar übersichtliches Bild jenes Zeitalters zu entwerfen. Allein so dankbar diese Aufgabe ist, so schwierig ist die Lösung derselben. Es gilt aus dem Materiale, welches der Dichter in seinen Darstellungen zu den verschiedenartigsten Zwecken verwendet, die Bausteine zu sammeln und zu sichten, aus denen ein vollständiges Gebäude aufgeführt werden kann; es gilt ferner, dieses vielfach aus den kleinsten Stücken bestehende Material zusammenzufügen, dass ein möglichst in sich abgeschlossenes lückenloses Ganze erwachse. Zu diesem Zwecke aber ist nicht blofs eine kritische Sichtung des Brauchbaren und Nutzlosen, sondern auch häufig eine Ergänzung des Unvollständigen

digen unumgänglich erforderlich. Schon zu dieser gewissermaßen vorbereitenden Thätigkeit gehört ein Scharfsinn und eine Summe von Kenntnissen auf zahlreichen Gebieten, wie sie sich selten in einem Gelehrten vereinigt finden werden. Die Arbeit aber wird noch bedeutend dadurch erschwert, dass die als Vorarbeiten zu benutzenden Einzeluntersuchungen über hierher gehörige Gegenstände in Monographien, Programmen, Abhandlungen und Commentarien eine solche Ausdehnung gewonnen haben, dass ihre Bewältigung einen unverhältnismäßigen Aufwand von Zeit und Arbeit erfordert, während es doch im Interesse der Sache liegt, sie nicht unberücksichtigt zu lassen. Der Aufbau des Ganzen endlich erfordert einen sicheren Tact und eine geschickte Hand.

Bei dieser Sachlage darf es nicht Wunder nehmen, dass der Versuch, die oben bezeichnete Aufgabe zu lösen, nur von wenigen gemacht, und bisher von niemandem zu einem befriedigenden Ergebnis geführt worden ist; um so mehr ist ein Buch, welches diese Aufgabe zu lösen verspricht, einer günstigen Aufnahme gewiss. Ein solches Buch nun läßt der Titel des Werkes erwarten, dessen Besprechung wir hier vornehmen; denn unter „homerischen Realien“ können wir doch kaum etwas anderes verstehen, als ein Gesamtbild der sinnlichen Welt, wie sie in den homerischen Gedichten sich darstellt. Aus der Disposition, welche der Verf. in der Vorrede giebt, ersehen wir allerdings, dass der Titel des Buches dem Inhalte nicht genau entspricht, denn die für den dritten Band in Aussicht genomme homerische Theologie, Götterlehre und Ethik dürfte kaum der Sphäre dessen angehören, was man gewöhnlich unter Realien versteht, aber wir nehmen diese Erweiterung dankbar an, da sie nur dazu dienen kann, das Bild der realen Welt zu vervollständigen und zu beleuchten. Von dem übrigen Inhalte des Buches enthält der vorliegende Band eine Darstellung von Welt und Natur in zwei Abtheilungen, deren erste die homerische Kosmographie und Geographie, deren zweite die drei Naturreiche behandelt, während der zweite Band das öffentliche und das Privatleben zur Darstellung bringen soll. Ueber den bestimmten Zweck, welchen der Verf. bei der Bearbeitung des Gegenstandes verfolgt, hat er sich nicht ausgelassen, doch da er eine zweckmäßige Bearbeitung für ein zeitgemäßes Unternehmen ansieht und eine streng methodische und systematische Behandlungsweise als ein Haupterfordernis hinstellt, so glauben wir annehmen zu dürfen, dass er eine wissenschaftliche Behandlung seiner Aufgabe beabsichtigt hat.

Die Wissenschaft strebt zum Ganzen; die Erforschung und Sammlung des Einzelnen bildet eine nothwendige Grundlage wissenschaftlicher Behandlung, sie ist ein Theil wissenschaftlicher Arbeit, aber nicht diese selbst; erst die Zusammenfassung und Gliederung der Einzelheiten zu einem abgeschlossenen, in sich begründeten Ganzen ist es, was einer Thätigkeit den Charakter und Werth des Wissenschaftlichen verleiht. Betrachten wir, wie die Arbeit unsers Buches solcher Anforderung entspricht.

Die Sammlung des Stoffes kann man als eine nahezu vollständige bezeichnen, insofern in Betreff jedes einzelnen Gegenstandes, der zur Behandlung gelangt, so ziemlich jede Stelle der homerischen Gedichte, in welcher desselben irgendwie Erwähnung geschehen, in Betracht gezogen ist. Wir sagen der homerischen Gedichte, müssen jedoch bemerken, dass der Verf. sich auf Ilias und Odyssee beschränkt, die sogenannten Hymnen und die *Batrachomyomachie* nicht in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen zu haben scheint, ein Verfahren, das bei dem zweifelhaften Verhältnis, in welchem rücksichtlich der Zeit der Abfassung diese Gedichte zu den Hauptdichtungen stehen, seine Berechtigung haben kann: So weit es sich also darum handelt, eine Sammlung aller Bezeichnungen für „Realien“; so wie der denselben zukommenden Beiwörter, der Verbindungen und Beziehungen, in welchen diese Bezeichnungen bei dem Dichter zur Verwendung gelangen, anzulegen, hat das Buch allen Anforderungen reichlich Genüge gethan und es ist nicht von besonderer Bedeutung, wenn wir diese oder jene Kleinigkeit vermissen: Aber wir legen auf diesen Theil der Arbeit keinen erheblichen Werth; bei aufmerksamer Lectüre der ja nicht allzu umfänglichen Gedichte ist derselbe, namentlich mit Benutzung der vorhandenen litterarischen Hilfsmittel ohne besondere Schwierigkeit zu leisten.

Anders stellt sich die Sache aber mit der Sichtung des Stoffes, denn hier bedarf es des Urtheils, ob und wie jede einzelne Stelle der Sammlung zu verwerthen ist. Vorweg läßt sich eine solche Sichtung nicht durchführen, aber doch wird sich schon äußerlich von vorn herein und noch mehr bei dem Aufbau des Ganzen manches ab überflüssig und nutzlos darstellen, was geopfert werden muss, weil es ohne zur Charakterisirung etwas beizutragen nur zu einer lästigen Weitschweifigkeit führt, die den klaren Ueberblick erschwert. Derartige ist nun in das vorliegende Buch in nicht geringem Mafse aufgenommen worden. In der Abhandlung von den Jahreszeiten lesen wir I, 44, dass  $\eta$ , 118 der Sommer als Zeit der Hitze dem Winter entgegengesetzt ist, eine Bemerkung die doch gar keinen Werth hat, selbst wenn, was nicht der Fall ist, in jener Stelle von der Temperaturverschiedenheit die Rede wäre und mit dem Ausdrucke  $\chiείματος$   $οὐδὲ$   $θέρους$  nicht blofs die wunderbare Erscheinung hervorgehoben werden sollte, dass im Garten des Alkinoos die Früchte das ganze Jahr hindurch reifen. Noch nutzloser war es bei der Geographie von Ithaka I, 127 zu bemerken, dass auch der Häuser der Stadt mehrfach Erwähnung geschieht oder bei der Behandlung der Berge im allgemeinen I, 71 zu sagen: „Die Gebirge sind ferner quellenreich und von ihnen herab strömen die Flüsse ins Meer“; wenn es vollends II, 104 heißt: „Das Wasser ist, wie der Dichter ausdrücklich sagt, das eigentliche Element der Fische, ohne welches sie nicht bestehen können“ und diese Bemerkung noch dazu in der Naturgeschichte der Fische steht, so ist das ein Ballast, der zwar in eine

solche Stellensammlung hineingerathen kann, aber unbedenklich über Bord geworfen werden muss.

Die schwerere Aufgabe der Sichtung beginnt nun erst an dem an sich als brauchbar erkannten Material, zunächst mit Rücksicht auf den Ursprung desselben. Die kritischen Forschungen vor allem die der neueren Zeit haben, mag man auch über die im einzelnen erreichten Ergebnisse denken wie man will, im ganzen so viel sicher gestellt, dass die homerischen Gedichte in ihrer gegenwärtigen Gestalt keinesweges ein Werk aus einem Guss, keinesweges der Ausdruck der Anschauungen eines Menschen, nicht einmal eines eng begrenzten Zeitalters sind. Wer heut homerische Realien wissenschaftlich bearbeiten will, kann diese Forschungen und deren Resultate nicht unbeachtet lassen; vielmehr werden sie gar häufig darauf hinführen, das gesammelte, einen bestimmten Gegenstand angehende Material kritisch zu prüfen, ob auch alle einzelnen Stücke desselben thatsächlich denselben Zeit- und Culturverhältnissen entstammen, oder in den Vorstellungen und Anschauungen desselben Mannes oder desselben Zeitalters Platz finden können; haben ja doch schon den alten Kritikern die „Realien“ oft genug zu kritischen Bemerkungen in dieser Richtung und selbst zu Athetesen Veranlassung gegeben. (Man vergl. die betreffenden Abschnitte bei Lehrs de Arist. stud. S. 164 ff.) Ich will beispielsweise nur an die verschiedenen Vorstellungen von der Lage des Hades erinnern (I, 50 ff.), die schlechterdings nicht mit einander zu vereinigen sind und bei deren Erörterung man nothwendig auf jene Forschungen zurückgehen muss. Für den Verf. unseres Buches nun existirt diese Kritik so gut wie gar nicht, ihm ist jede Notiz aus dem Homer gleich gut und gleich werth, die Quelle, aus der sein Material fließt, eine einzige und durchaus gleichartige, mit den Schwierigkeiten und Widersprüchen, die solche Kritik herausfordern, findet er sich leicht ab. In Betreff des eben berührten Gegenstandes meint er I, 54, man dürfe an den einschlagenden Stellen nicht mikrologisch mäkeln wollen und von dem Dichter eine Akribie und Consequenz verlangen, die ihm auch sonst nicht eigen ist. „Homer“ heisst es „hält gewiss an der Vorstellung seines Zeitalters und des Alterthums überhaupt fest, dass das Schattenreich unterirdisch sei“, während der Verf. selbst S. 50 sagt: „Daneben aber taucht schon bei Homer eine zweite Vorstellung von einem Hades auf der Oberfläche der Erde auf und macht sich entschieden neben jener ersten geltend“. Dieser Widerspruch aber musste die Kritik auffordern, zu untersuchen, ob die Vorstellung von dem unterirdischen Schattenreiche durchaus die des homerischen Zeitalters ist und ob sie mit jener andern einer Quelle entstammen kann. In den höchst seltenen Fällen, wo sich der Verf. auf solche Kritik einlässt, zeigt er, dass er derselben nicht gewachsen ist. I, 175 lesen wir im Texte: „Was die Benutzung des Pferdes betrifft, so gebrauchte man es nie zum Reiten, sondern ausschließlich zum Ziehen der Streit- und Reisewagen. Dass man indes die Reitkunst kannte, ist un-

zweifelhaft“ und dazu die Anm. „Grashof meint, dass die Heroenzeit das Reitpferd noch nicht gekannt habe und dass, wenn Homer davon rede, dies nur einen in der Zwischenzeit gemachten Culturfortschritt bezeichne. Die Sache liegt wohl so, dass auch die Heroenzeit die Reitkunst zwar kannte, aber keinen weiteren praktischen Gebrauch davon machte“. Statt einer kritischen Beleuchtung des sehr vernünftigen Gedankens von Grashof oder der Untersuchung, ob nicht die Stellen, welche auf die Uebung der Reitkunst hinweisen, späteren Ursprungs seien, begnügt sich der Verf. mit der unmöglichen Vorstellung, das homerische Zeitalter habe die Reitkunst in der Theorie gekannt, in der Praxis aber nicht angewendet, denn das soll doch wohl der Sinn seiner Worte sein, wenn auch unklar bleibt, was unter dem weiteren Gebrauch zu verstehen ist.

Eine bei weitem schwierigere Aufgabe fällt der Kritik zu gegenüber dem Materiale, welches zur Erläuterung und Vervollständigung des aus den Dichtungen selbst gewonnenen und aufsen herangezogen werden muss. Der Verf. hat mit anerkennenswerther Ausdauer die Bemerkungen alter und neuer Schriftsteller, so wie die in zahlreichen Abhandlungen niedergelegten Forschungen über bestimmte Gegenstände durchsucht und aus denselben eine außerordentlich große Masse von Stoff herbeigeschafft. Wer sich einmal mit ähnlichen Arbeiten befasst hat, weiß, wie gering in der Regel der aus solcher Durchforschung der Litteratur sich ergebende reelle Gewinn im Verhältnis zu der aufgewandten Mühe ist, um so mehr verdient die unsägliche Arbeit Anerkennung, welche sich der Verf. nach dieser Seite hin gemacht hat. Aber das Wichtigste für ein Buch wie das vorliegende bleibt doch, was für Resultate diese Arbeit erzielt hat und wie diese verwerthet worden sind, und gerade hier bedarf es der schärfsten Kritik, welche das wirklich für den verfolgten Zweck Brauchbare von dem Nutzlosen scheidet und das letztere schonungslos bei Seite wirft. Wollte man von dem Gesichtspunkte ausgehen, es sei nothwendig, jede Meinung, die irgend jemand über einen controversen Punkt geäußert hat, anzuführen, so würde man den Leser in ein Labyrinth einführen, zu dem man ihm nur in seltenen Fällen einen leitenden Faden mitgeben könnte. Wie weit man, selbst wenn man die möglichste Vollständigkeit für wünschenswerth hält, in dieser Hinsicht gehen darf, wird einer beständigen sorgfältigen Erwägung anheimgestellt werden müssen, die nie den letzten Zweck des Ganzen aus dem Auge verliert. Nicht minder aber wird der Werth der Quellen, aus denen man schöpft, kritisch sorgsam abgewogen werden müssen.

Hier treffen wir nun freilich auf eine sehr schwache Seite des Buches. Kritik ist nun einmal die Seite des Verf. nicht, und so hat er es denn für ausreichend gehalten, aus alten und neuen Schriftstellern Massen von Bemerkungen, Ansichten, Behauptungen zusammenzutragen ohne Untersuchung, ob sie wirklich zur Erläuterung der „homerischen Realien“ etwas beitragen oder nicht, ob die Quelle, aus der

sie stammen, einen Werth hat oder nicht, ob die mitgetheilten Bemerkungen begründet oder grundlos sind. Wir werden später noch weiter auf diesen Punkt zurückkommen; hier mögen wenige Beispiele zur Charakteristik des Verfahrens stehen. I, 226 ist bei Gelegenheit der Gefahren, die das Vorgeb. Maleia den Seefahrern bot, aus Bursian Geogr. die Notiz angeführt, dass jetzt dort ein Einsiedler hause, der von vorüberfahrenden Barken einen Tribut an Brot und Taback heische. Was hat das mit der „homerischen Geographie“ zu thun? Zur Erläuterung der λέσχη in Ithaka wird I, 127 das Scholion zu σ, 329 citirt: τόπον ἀθύρωτον, δημόσιον, ἐνθα συνιόντες λόγοις καὶ διηγήμασιν ἀλλήλοις ἔτερον ὠνόμασται δὲ παρὰ τὸ λέχος, ἐπεὶ ἐκεῖ ἐκοιμῶντο οἱ πτωχοὶ παρὰ τὸ πῦρ. Der letzte Theil dieses Scholion ist offenbar ganz ohne Werth, da er sichtlich aus der zu erklärenden Stelle gemacht ist; doch sagt ohne weiteres der Verf. im Texte: „λέσχη bedeutet den Scholien zufolge wahrscheinlich eine öffentliche Herberge, wo Bettler und anderes Gesindel übernachteten“. S. 187 heisst es: „Nach Patrick ist Lilaia das heutige Lellen, während Gell, Dodwell und Leake ihre Ruinen in einem Palaeokastro finden“. Wem mit dieser Notiz gedient sein könnte, möchte ich wohl wissen. Schlimmer stellt sich dann noch die Sache, wenn Notizen aus ihrem Zusammenhang gerissen ganz unverständlich wiedergegeben sind, wie I, 189 über Gliss: „Pausanias sah seine Ruinen 7 Stadien von Teumessos zur linken“. Wo ist nun die linke Seite von Teumessos? I, 233 „den alten Namen Minyeios erklärte man aus dem Umstande, dass der Fluss bei seinem geringen Gefälle sich an seiner Mündung leicht staute“; dies kann doch niemand begreifen, wenn er nicht aus der citirten Stelle Curtius Pelop. II, 116 ersieht, dass die Notiz aus Strabo VIII, S. 347, einer freilich verderbten Stelle herrührt, wo vermutlich der Name mit *μονή* in Verbindung war.

Am schlimmsten ist der Verf. mit seiner Kritiklosigkeit in der Anatomie gefahren. Ohne eigne Kenntnisse in diesem Fache, die ja auch bei Philologen im allgemeinen nicht vorauszusetzen sind, hat er sich an eine unsrer Autoritäten auf diesem Gebiete um Belehrung gewendet und dieselbe auch erhalten. Herr Professor Reichert, dem offenbar nicht bekannt war, welchem Zwecke diese Belehrungen dienen sollten, hat dem Verf. eine Reihe von Notizen mitgetheilt, wie sie zur Aufklärung eines wissbegierigen Laien geeignet sind und sich diese für ihn gewiss höchst langweilige Arbeit dadurch etwas erleichtert, dass er seinen Aufzeichnungen, von deren Veröffentlichung er nichts ahnte, mitunter einen humoristischen Anflug gab. Dem Verf. unsers Buches waren diese Belehrungen so interessant, dass er seinen Lesern davon nichts vorenthalten zu dürfen glaubte und so schickte er sie in die Druckerei ohne sich Sorgen darum zu machen, wie weit sie zur Erläuterung von Homers anatomischen Vorstellungen dienen könnten. Dadurch lernen wir unter anderm eine hübsche Quantität von Ausdrücken aus der heutigen anatomischen Terminologie und erhalten manche schätzbare Bemerkung, wie II, 86 „bei kräftigen



Männern markire sich die Nackengrube unter dem Hinterhaupt deutlich“. S. 89 „Wie Herr Prof. Reichert mir bemerkt, wird die Niere beim Menschen, wie bei den Haussäugethieren von einer Fettkapsel umhüllt — mit der Blase stehe sie durch den Harnleiter in Verbindung“; S. 79 „Herr Prof. Reichert bemerkt mir zu dieser Stelle (N, 567), dass jene Region (näm. *αἰδοίων τε μεσηνὸν καὶ ὀμφαλόν*), wenn nicht die empfindlichste des Körpers, doch empfindlicher sei als die nächste Umgebung nach aufwärts; außerdem liege die Schamgegend sehr nahe“. S. 87 „Herr Prof. Reichert bemerkt mir zu dieser Stelle (N, 442), es sei schwer zu glauben, dass ein kräftiger Schlag der Lanze durch den Herzschlag in Bewegung gesetzt werden könne, indes bleibt das Bild doch schön“.

Das so zusammengebrachte Material ist für den Zweck, zu welchem es gesammelt ist, zum großen Theile werthlos, zumal da es meist äußerlich an einander gereiht ist, Notizen aus alten und neuen Schriftstellern durch einander, wobei der Leser nur selten erfährt, woran ihm doch viel gelegen sein müsste, was diesen oder jenen Autor zu dieser oder jener Ansicht geführt habe. Es ist leicht begreiflich, dass dabei die größte Ungleichheit herrscht und manches übergangen ist, was nahe genug lag und das man ungern vermisst. Z. B. I, 67 heißt es: „Insofern die Fische dem Beherrscher ihres Elementes geweiht sind, erklärt es sich leicht, warum ihnen Homer das Epitheton *ἱεροί* beilegt“; dass die sichere Etymologie des Wortes auf eine ganz andere Bedeutung hinführt, wird nicht erwähnt, ebenso wenig II, 30, dass die angenommenen Bedeutungen von *ἀλαφροῦς* Brot essend und von *μέροψ* der Sprache theilhaftig mindestens sehr zweifelhaft sind, und doch war es nicht minder nothwendig, hier auf die verschiedenen Erklärungen einzugehen, wie II, 169 bei dem Worte *μόνονξ*.

Wenn so das Material, mit welchem der Verf. arbeitet, zum Theil sehr bedenklicher Natur ist, so ist die Wahrscheinlichkeit, dass es gelingen werde, aus demselben ein einheitliches Ganze zu formen, eine sehr geringe, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn der Verf. nicht im Stande gewesen ist, etwas Uebersichtliches daraus zu schaffen. Er hat den Versuch auch gar nicht gemacht. Seine „methodische und systematische“ Behandlung besteht darin, dass er sich seinen Gegenstand in eine Anzahl von Abtheilungen und Unterabtheilungen zerlegt und in diese Fächer hineingeschüttet hat, was ihm für dieselben zur Hand war; am inneren Zusammenhang zwischen den Fächern und zwischen den Stücken, die in jedes einzelne Fach geworfen sind, ist wenig gelegen. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir uns das Verfahren des Verf.'s bei seiner Arbeit etwa folgendermaßen denken. Man schneidet sich eine nicht zu kleine Anzahl Zettel, liest Odyssee und Ilias, schreibt jedes als brauchbar erscheinende Wort auf einen solchen Zettel und dazu den betreffenden Satz aus dem Homer, ordnet die Zettel nach gewissen Fächern und trägt im Fortgange der Lectüre alles vorkommende in gleicher Weise theils in die schon vorhandenen,

theils auf neue Zettel ein. Gleiches Verfahren schlägt man dann beim Studium der Erklärungen, Abhandlungen u. s. w. ein. Man schließt diese Sammlung endlich ab und das Buch ist so ziemlich fertig; denn es bleibt wenig anderes übrig, als den Inhalt der Zettel nach den einzelnen Fächern so zusammen zu schreiben, dass in der Druckerei danach gesetzt werden kann. Hütet man sich dabei möglichst vor der Kritik, nimmt es mit der Logik nicht allzu genau, beachtet etwaige Widersprüche nicht und sieht über Wiederholungen hinweg, so ist diese Thätigkeit im wesentlichen eine Aufgabe stilistischer Geschicklichkeit.

Wir sind die Begründung dieser unsrer Vorstellung schuldig. Mit der Zweckmäßigkeit der vom Verf. aufgestellten Disposition wollen wir uns nicht aufhalten, sondern sogleich mit dem ersten Haupttheil, der Kosmographie beginnen. Wer etwa erwartet, zunächst eine Darstellung zu finden, wie Homer sich das Weltgebäude im ganzen in seiner Entstehung, Anordnung, Erhaltung und Regierung gedacht habe, der sieht sich getäuscht, denn die Kosmographie beginnt ohne weiteres mit dem Abschnitt A: Der Himmel und seine Erscheinungen, zerlegt in einzelne Fächer, die man im Register nachsehen möge. § 1. Himmel, Aether und Luft. Diese Classification wird uns gleich bedenklich vorkommen und dies Bedenken sich noch steigern, wenn wir S. 5 lesen, dass auch der Aether Luft ist; doch wir sehen darüber hinweg. Der Himmel ist eine metallne Hohlkugel. Der Verf. meint, eine hohle Halbkugel, wie er auch S. 47 sagt. Dass diese Halbkugel von Metall ist, beweisen die Epitheta *πολύχαλκος*, *χάλκεος* und *σιδήρεος*, deren metaphorische Auffassung als zu gekünstelt zurückgewiesen wird „so gut wie der homerische Grieche sich bei seiner kindlich sinnlichen Anschauung den Götterpalast und die Gerätschaften der Götter in der Wirklichkeit golden dachte, mochte er sich auch das azurne Himmelsgewölbe als wirkliche Metallkugel vorstellen“. Bewiesen ist damit gar nichts, denn von den Geräthen der Götter hatten die Griechen keine sinnliche Anschauung, die sinnliche Anschauung des azurnen Himmels würde am allerwenigsten auf Kupfer und Eisen geführt haben, und mit eben dem Rechte, mit welchem der Verf. sagt, es sei eine allegorische Ausdrucksweise, wenn der Dichter von goldenem Gewölke rede (II, 315), wird man dasselbe ohne Künstelei vom *χάλκεος οὐρανός* behaupten. „Dieses Gewölbe nun ruht auf den Schultern des Atlas, des Verderbensinnenden, der alle Tiefen des Meeres durchschaut und die erhabenen Säulen trägt, welche die Erde und den sich wölbenden Himmel sondern“. Das ist eine erweiterte Uebersetzung der Stelle α. 52, die auf dem Zettel des Faches *οὐρανός* stand. Was die Eigenschaften des Atlas, Verderben zu sinnen und die Tiefen des Meeres zu durchschauen hier, wo von seinem Amt, den Himmel zu tragen, die Rede ist, zu thun haben, wird niemand ergründen; die Epitheta standen aber einmal auf dem Zettel, mussten also mit übersetzt und gedruckt werden. Wie der Atlas es praktisch möglich gemacht hat, auf seinen Schultern das Himmels-

gewölbe und nebenher die Säulen zu tragen, die Himmel und Erde sondern, hat der Verf. mitzuthellen vergessen; da Homer von dem Ruhen des Gewölbes auf den Schultern gar nichts und überhaupt nur sagt: *ἔχει δὲ τε κλονας μακρὰς αἱ γαίαν τε καὶ οὐρανὸν ἀμφὶς ἔχουσι*, wobei die Bedeutung von *ἔχει* er trägt mehr als zweifelhaft ist, so hat der Verf. dem Homer eine Absurdität aufgebürdet, die demselben selbst bei der kindlichsten sinnlichen Anschauung nicht zuzutrauen ist; die auch nicht einmal „aus der bekannten optischen Illusion entsprungen ist, zufolge deren am Horizont die Himmelskugel auf hochragenden Gebirgsgipfeln zu ruhen scheint“. Der Verf. fährt unmittelbar fort: „Aufser den obigen Epithetis wird dem Himmel auch noch das Beiwort gestirnt (*ἀστερόεις*) beigelegt“ u. s. w. In welchem Zusammenhange steht das mit dem Voraufgehenden? in gar keinem, es stand nur eben auf dem zunächst liegenden Zettel. Weiter: „Wie hoch man sich etwa den Himmel über der Erdscheibe gedacht habe, lässt sich aus der Angabe des Hephaistos schliessen, dass er als Zeus ihn aus dem Olymp geschleudert, einen ganzen Tag gefallen sei“ u. s. w. Wie hängt das mit dem Beiwort gestirnt zusammen? Mit dem angedeuteten Schluss aber steht es misslich. Der Verf. hat nicht in Ausführung desselben eine Berechnung nach dem bekannten physikalischen Fallgesetze angestellt, er würde auch damit zu keinem befriedigenden Resultate gelangt sein. Denn da der Himmel eine Halbkugel ist, so liegen die einzelnen Punkte des Mantels derselben in sehr verschiedener Entfernung von der Erdoberfläche, die einen grössten Kreis bildet (S. 48); man müsste also zunächst wissen, von welchem Punkte des Himmels aus Hephaistos geschleudert wurde, ausserdem freilich auch mit welcher Anfangsgeschwindigkeit. Aber Hephaistos wurde gar nicht aus dem Himmel, sondern vom Olymp herab geschleudert, und wenn es S. 5 heisst, Zeus erlooste sich den Himmel, während der Olymp und die Erde allen Göttern gemeinsam blieben, so muss doch Olymp und Himmel zweierlei sein. Nun erfahren wir, freilich erst S. 73: „Der Olympos wird als in den Aether und Himmel hineinragend gedacht, so dass sich, wer auf dem Gipfel des Olympos steht, zugleich auch im Aether und Himmel befindet“, aber auch damit ist uns nicht geholfen, vielmehr die Verwirrung noch grösser geworden, denn die letzte Ortsbestimmung ist völlig unbegreiflich, da nach S. 6 der Aether unter dem Himmel ist, sich also niemand, ausser auf der Grenze, in Himmel und Aether zugleich befinden kann. So sind wir gleich auf den ersten beiden Seiten in arge Schwierigkeiten verwickelt, ohne dass der Verf. auch nur auf dieselben hingedeutet, geschweige denn ihre Lösung versucht hätte. Genaueres über die Himmelshöhe, so wie über die gegenseitige Lage des Himmels, der Erde und des Tartaros sollen wir bei Gelegenheit des letzteren erfahren. Sehen wir uns zu unsrer Aufklärung lieber gleich dort um. Wir finden S. 48 die Erde sei nach Homers Ansicht eine platte Scheibe, S. 50 der Hades liege im Innern der Erde. Also muss diese Scheibe doch ziemlich dick sein. S. 52 ver-

den wir belehrt, der Tartaros sei ein Abgrund unter der Erde und erfahren S. 53, Völker vermuthe mit großer Wahrscheinlichkeit, dass die Alten den Tartaros als eine Art Gegenhimmel betrachteten, so dass er sich als hohle Halbkugel bis zur Peripherie der Erdscheibe hinaufzog, während S. 50 noch bemerkt ist, dass sich eine zweite Vorstellung von einem Hades auf der Oberfläche der Erde entschieden geltend machte. Wer das doch alles zusammenreimen könnte! Der Himmel befindet sich so hoch über der Erde, wie der Tartaros unter dem Hades (S. 4); über die Entfernung des Tartaros von der Erde lesen wir bei Homer nichts (S. 52), kurz und gut, mit der Höhenbestimmung des Himmels ist es nichts, dafür sind wir aber in die schlimmsten Zweifel über die Vorstellung gerathen, die sich der Verf. von dem homerischen Weltgebäude macht.

Es folgen nun einige Bemerkungen über die kindliche Phantasie der homerischen Griechen; dann fährt der Verf. fort: „Uebrigens ist der οὐρανός mit dem Aether und den Wolken das eigentliche Herrschergebiet des Zeus u. s. w. Die weite Ausdehnung des Himmels drückt der Dichter durch εὐρύς aus“. Damit ist der Himmel abgethan; es folgt: „Was ferner den Aether betrifft, so ist darunter die reinere höhere Luft im Gegensatz zu der unteren, dickeren Erdatmosphäre (ἀήρ) zu verstehen“. Dies wird dann durch ein Citat  $\Xi$ , 288 und durch die etymologische Ableitung von ἀιθήρ erwiesen; im Anschluss an die als unzulässig erklärte Ableitung von ἀεὶ θεῖν die Bemerkung gemacht, Homer denke sich den Himmel unbeweglich fest und den Aether, wenn auch als mitunter bewegt, doch gewiss nicht als beständig sich bewegend. Den Beweis, dass Homer diese Vorstellung habe, hat der Verf. nicht beigebracht; vielleicht soll sie daraus geschlossen werden, dass an keiner Stelle Homers von einer Bewegung des Himmels geredet wird. Aber nun tritt uns die Frage in den Weg: Wie ist es mit der täglichen Bewegung der Gestirne? sitzen diese an der metallnen Hohlkugel so, dass sie an derselben fortgleiten? oder schweben sie frei im Aether? wie denkt sich Homer ihr gleichmäßiges Fortrücken? Auf solche Fragen giebt uns das Buch weder hier noch in der Abhandlung von den Sternen Auskunft. Dagegen erhalten wir nach einer trocknen Aufzählung der gangbaren Epitheta des Aether eine Anzahl Stellen angeführt, welche beweisen sollen, dass der Aether unter dem Himmel ist, darunter auch die, dass Zeus im Aether wohne (B, 412). Wie aber Zeus zugleich im Himmel und unter dem Himmel wohnen könne, das hat den Verf. ebenso wenig beunruhigt wie alle die Schwierigkeiten, welche die alten Kritiker in den Aeußerungen Homers über die hier behandelten Theile des Weltgebäudes fanden, und doch war es wohl nicht gut zu umgehen, diese Schwierigkeiten in Betracht zu ziehen. Die Bemerkung S. 6: „Obwohl der Himmel unter dem Aether gedacht wird, so wird man doch in den meisten Fällen *salva sententia* ἀιθήρ durch unser Himmel wiedergeben können“ und die darauf folgende kurze Hinweisung auf Nägelsbachs Ansicht nützt zu gar nichts.

Zu einem ähnlichen Ergebnis würde die Analyse jedes einzelnen Abschnittes der Kosmographie führen, sie würde überall dieselbe Unklarheit erweisen. Wir verlangen nicht, dass der Verf. einer homerischen Kosmographie uns die zahlreichen Schwierigkeiten endgiltig lösen und ein genaues Bild des Kosmos zeichnen soll, denn dies Verlangen würde er nicht zu befriedigen im Stande sein; aber wir verlangen, dass er die vorhandenen Schwierigkeiten klar hinstelle und nicht den Leser überall im Dunkeln anstoßen lasse, ohne ihn zu warnen. Ich verzichte auf die Fortsetzung der Analyse, will aber noch als ein lehrreiches Beispiel von der Notizenzusammentragung den Artikel *Sirios* mittheilen, der S. 35 so lautet: „Mit seinem Aufgange beginnt die *δπώρη*, d. h. die Jahreszeit, welche unsre Hundstage und den Frühherbst umfasst; er leuchtet in nächtllicher Stunde unter den übrigen Gestirnen hervor und führt auch (was führt er sonst noch?) den Namen Hund des Orion, weil er im Kopfe des Hundes steht, der dem Orion folgt; zugleich (mit der Führung dieses Namens?) aber (Gegensatz wozu?) ist er ein böses Vorzeichen, weil er den Menschen heisse Gluth verkündet und ein Vorbote hitziger Fieber und Seuchen ist; mit seinem Glanze wird der Glanz der Rüstung des Achilleus verglichen. Weil er in der *δπώρη* aufgeht (vorher hiefs es: mit seinem Aufgange beginnt die *δπώρη*), so heist er *δπωρινός*; er bader sich wie die übrigen Sterne im Okeanos, um dann in grösserer Klarheit aufzugehen“. Man sieht, es ist das nichts als ein äusserliches Verknüpfen der beiden Stellen *X*, 27 ff. und *E*, 5 ff. in zum Theil schlechter Uebersetzung, wobei die Züge, die der Dichter für sein Gleichnis wählte, in derselben Reihenfolge aufgeführt werden, obgleich dadurch das Zusammengehörige aus einander gerissen und überdies durch eine hinzugefügte Erklärung ein Widerspruch hineingebracht ist.

Den grössten Theil des ersten Heftes nimmt nun die Geographie ein. Zu derselben giebt der Verf. sogar eine Vorbemerkung, aber wir lernen aus derselben nicht viel mehr, als dass „die unvollkommene Nautik ausgedehnteren geographischen Forschungen im Wege stand“, eine Bemerkung, der gegenüber der Zweifel gestattet sein wird, ob man in Homers Zeitalter überhaupt geographische Forschungen gemacht hat. Es werden dort ferner die Grenzen bezeichnet, bis zu welchen die Geographie der Iliade (gemeint ist wohl die Länderkenntnis des Dichters, die aus der Ilias erkennbar ist) sich erstreckt; „diese engen Schranken, heisst es, werden allerdings in der Odyssee nach Osten und Westen hin erweitert, indes verliert sich, um mit Wagner zu reden, diese Erweiterung zum grossen Theile in mythische Dämmerung“. Man sucht also hier vergebens irgend etwas zur Orientirung über die Vorstellungen, welche der Dichter von der Vertheilung der Länder über den Erdkreis und von ihrer Lage gegen einander gehabt hat; mögen diese Vorstellungen sachlich begründet oder mythischer Natur sein, das Wichtigste war hier jedenfalls, sie zu erforschen und nach Möglichkeit zur Darstellung zu bringen. Aber wer

da will, kann ja den Versuch machen, sich aus den folgenden Paragraphen ein Gesamtbild zusammensuchen. Es folgt nun sofort die eigentliche Geographie in einzelnen Abschnitten, beginnend mit Thrakien, schließend mit dem Atlas; jeder Abschnitt ist sorgfältig eingetheilt: 1) Allgemeines, 2) Gebirge, 3) Flüsse, 4) Städte, oder in ähnlicher Weise, so dass die Behandlung sehr systematisch verfährt. In jeder dieser Abtheilungen finden wir die bei Homer vorkommenden Namen verzeichnet, die dazu gehörigen Epitheta, was sich sonst bei dem Dichter über Land und Leute vorfindet, vielerlei Mythologisches u. s. w.; dazu aus neuern Werken eine Menge Bemerkungen über Lage der Orte, heutige Namen und manches andere. Nach welchem Prinzip der Verf. bei der Auswahl der Notizen verfahren ist, welche Grenzen er dem Nothwendigen und dem Ueberflüssigen gesteckt hat, habe ich nicht zu erkennen vermocht, wiewohl es mir vielfach so vorgekommen ist, als ob diese oder jene Bemerkung in keinem erkennbaren Zusammenhang mit einer „homerischen Geographie“ stände. Wenn z. B. I, S. 207 f. von der Stadt Helike, die Homer zweimal kurz erwähnt, ein Abriss ihrer Geschichte bis zum Untergange gegeben wird, so wird dies zur Erläuterung der homerischen Geographie nichts beitragen; hält man aber diese Bemerkungen für nöthig, so — was dem einen Recht ist, ist dem andern billig — kann man auch nicht umhin, etwa bei Athen, das Homer doch öfter als Helike erwähnt, einen solchen Abriss zu geben, zumal da es ja an Stoff dazu aus älteren und neueren Schriftstellern nicht fehlt. Wenn S. 291 unter dem Artikel Lykien nach der Bemerkung, dass das Beiwort Apolls *λυκηγενής* mit Lykien nichts zu thun habe, eine Abhandlung über den Apollo *λυκηγενής* folgt, so sieht man wirklich nicht, warum nicht die *Τριτογένεια* in Böotien, Libyen oder sonst wo mit einem ähnlichen Excurse bedacht, ja überhaupt gar nicht erwähnt ist. Hielt der Verf. es für nöthig bei Milet S. 296 zu bemerken, dass die Eroberung dieser Stadt durch die Perser bekanntlich dem Dichter Phrynichos den Stoff zu seiner Tragödie *Μιλῆτων ἀλώσις* lieferte, so konnte ja auch an entsprechender Stelle angeführt werden, dass die, überdies dem homerischen Zeitalter angehörige, Eroberung von Troja Schiller den Stoff zu seinem Gedichte „Das Siegesfest“ geliefert habe.

Unangenehm wird man dem gegenüber berührt, wenn man sich bei manchen Gelegenheiten nach Aufklärungen umsieht, die dringend gefordert erscheinen, und keine findet. Unter den Städten, welche I, 149 ff. Agamemnon dem Achilleus zu geben verspricht, erscheint auch Pherae (S. 217). Hier erwähnt der Verf. die Herrscherfamilie des Orsilochos, aber die Frage, wie es damit zu vereinigen ist, dass Agamemnon über die Stadt als über sein Eigenthum verfügt, ist nicht berührt. S. 233 f. finden wir in Nestors Reich nur ein Pylos, das triphylische aufgeführt; es ist daraus so wie aus den dort angezogenen homerischen Stellen ersichtlich, dass der Verf. diese Stadt als Nestors Residenz behandelt. Von dem messenischen Pylos und da-

von, dass die Ansicht der Gelehrten vorwiegend dahin geht, diese Stadt für das neleische Pylos zu nehmen, ist nirgends die Rede, ja die ganze Controverse über diesen Gegenstand wird vollständig mit Schweigen übergangen; nur S. 234 lesen wir bei einer anderen Gelegenheit: „Diese Ansicht hat indes nach Bursian ebenso wenig Wahrscheinlichkeit, wie die Identificirung des triphyllischen Pylos mit dem Herrschersitze des Nestor“. Hielt der Verf. die Controverse nicht der Erwähnung werth und seine Ansicht für die allein begründete, so musste auch diese Bemerkung fortbleiben, die dem mit der Sache nicht schon ohnehin bekannten Leser ein unlösbares Räthsel ist. Aber es ist nicht abzusehen, warum die verschiedenen geltend gemachten Ansichten hier nicht ebenso gut berücksichtigt werden sollen, wie dies in Betreff der Topographie von Ithaka und von Troia geschieht. In diesen beiden letzterwähnten Fällen hat es der Verf. doch für nöthig gehalten, ausführlich über die Untersuchungen und Behauptungen der Neueren zu berichten (S. 128—146 und 328—354) und zwar, wie er im Vorwort sagt, mit einem enormen Aufwand von Zeit und Mühe. Sieht man freilich, dass dieser Aufwand kein anderes Resultat gehabt hat, als einen dünnen Auszug aus den betreffenden Schriften, der fast nur die in denselben ausgesprochenen Ansichten, selten deren Begründung wiedergiebt, und dass die eigne Behandlung der Gegenstände durch den Verf. davon kaum einen Gewinn gehabt hat, so kann man es nicht bedauern, dass er sich mit Pylos nicht eine gleiche Arbeit gemacht hat.

Seine eigne Meinung über controverse Dinge auszusprechen hat der Verf. meist vermieden. In der Topographie von Ithaka heisst es z. B. S. 124: „Das Hauptgebirge auf Ithake, welches den größten Theil der Insel durchzog, ist Neriton“. „Neion scheint nur ein Abhang des Hauptgebirges zu sein und zwar oberhalb der Stadt“. S. 125: „Die Stadt Ithake lag am Fusse des Neiongebirges“. S. 123: „Die Bucht des Meergreises Phorkys lag wahrscheinlich am Neriton“. In den Anmerkungen steht dann, was Kruse, Leake u. s. w. über die Lage dieser Oertlichkeiten behauptet haben, nirgends welches Bild sich der Verf. entworfen hat. Wie soll nun der Leser zu einer Vorstellung von der Sache gelangen? Soll er denselben Aufwand von Zeit und Mühe mit dem Studium aller Einzelschriften machen, dann braucht er unser Buch nicht. Mit den nicht häufig ausgesprochenen Meinungen des Verf. und deren Begründung sieht es freilich misslich aus. Wir wählen als Beispiel die Stelle, an welcher er die Wohnsitze der Aethiopen örtlich festzustellen sucht. (S. 281 f.) „Die Ansicht, welche die Aethiopen nach Süden versetzt, ist falsch: erstens weil sie im fernsten Osten wohnen sollen (ἔσχατοι ἀνδρῶν, δυσσομένον Ὑπερίονος)“; nach dem Citat wird jeder meinen, sie wohnten im fernsten Westen, denn δυσσομένον Ὑπερίονος bedeutet ja wohl den Sonnenuntergang; aber das Citat ist willkürlich herausgerissen aus α. 23: Αἰθίοπας, τοὶ διχθὰ δεδαίεται, ἔσχατοι ἀνδρῶν, οἱ μὲν δυσσομένον Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος und diese Worte heißen

nicht mehr als: sie wohnen, zwiefach getheilt am Ende der Erde, die einen gegen Westen, die anderen gegen Osten. Warum sie nach dieser Angabe nicht am Südrande der Erdscheibe wohnen können, ist mir unbegreiflich. „Sodann zweitens, weil Poseidon, nachdem er sich zu den östlichen Aethiopen begeben hat, auf seinem Rückwege von denselben zu den Gebirgen der Solymen kommt. Nun wohnen aber die Solymen in Lykien; folglich müssen die östlichen Aethiopen noch östlicher als die Solymen angesetzt werden, da sie ja den fernsten Osten bewohnen sollen“. Woher weiß der Verf., dass Poseidon sich zu den östlichen Aethiopen begeben hat? aus *α, 22* *ἀλλ' ὁ μὲν Αἰθιοπίας μετεκίαθε τηλόθ' ἔόντας*. Wo steht, wohin er zurückkehrt? Nirgends. Wenn man aber nicht weiß, woher jemand kommt (und vorläufig wissen wir noch nicht, wo die Aethiopen wohnen) noch wohin er geht, wie will man da die Richtung seines Weges bestimmen? „Die westlichen Aethiopen — werden erwähnt, wo von der Iris erzählt wird, sie habe den in Thrake wohnhaften Winden die Bitten des Achilleus um Entzündung des patrokleischen Scheiterhaufens überbracht; da ihr Weg also von Troia über Thrakien zu jenen Aethiopen führt, so kann das Ziel ihrer Wanderung nur der westliche Okeanos sein“. Wer sagt uns, dass Iris zu den westlichen Aethiopen geht? Niemand. Und wenn dies der Fall wäre, muss denn, wenn Iris die Absicht hat, dorthin zu gehen und nebenher eine Bestellung in Thrakien ausrichtet, die Route Troia — Thrakien — Aethiopen nothwendig in einer geraden Linie liegen? Die ganze schöne Schlussfolgerung ist von Anfang bis zu Ende in die Luft gebaut.

Wir gehen zu dem zweiten Hefte über, welches die drei Naturreiche behandelt. Vorauf geht eine bereits früher gedruckte Abhandlung über die homerische Naturanschauung, dann folgt die erste Abtheilung, das Thierreich, in welcher zunächst der Mensch abgehandelt wird. Eine etwas gleichmäßiger und zusammenhängendere Darstellung als bisher finden wir in dem Abschnitte, welcher die Altersstufen des Menschen behandelt, für welchen der Verf., wie er angiebt, Jungclaussens Abhandlung über das Greisenalter bei Homer dankbar benutzt hat. Die Aufgabe, welche sich diese sehr sorgfältig gearbeitete Abhandlung stellt, ist vornehmlich die Lösung der Frage, ob beim Homer das Greisenalter als eine Last erscheint; der diese Frage verneinenden Ansicht Jungclaussens hat sich der Verf. angeschlossen und S. 49—61 versucht diese Ansicht „mit freier Benutzung seiner Schrift für den Leser in das rechte Licht zu stellen“. Die Freiheit, welche sich der Verf. bei dieser dankbaren Benutzung genommen hat, geht nun allerdings ziemlich weit; er hat so ziemlich die ganze Abhandlung herübergenommen, so zwar, dass er von der dort befolgten Ordnung mehrfach abweicht und die dort angewendete Ausdrucksweise in seinen Stil übersetzt. Ob dadurch Jungclaussens Ansicht in das rechte Licht gestellt worden ist, will ich dahin gestellt sein lassen; ich will auch auf den Inhalt nicht eingehen, da eine Betrachtung fremden Eigenthumes nicht zu der Besprechung des Buches



gehört. Aus dem Folgenden aber hebe ich als höchst interessant die Belehrungen über die Fruchtbarkeit der Menschen und über die homerischen Begriffe von menschlicher Schönheit hervor. Das männliche Geschlecht hatte „eine bedeutende Zeugungsfähigkeit, wie z. B. Aiolos Vater von sechs Söhnen und sechs Töchtern ist und Priamos, wie er selbst äußert, mit seiner rechtmäßigen Gattin Hekabe neunzehn und mit seinen Kebsweibern außerdem noch eine Anzahl von Kindern gezeugt hat. Der männlichen Zeugungskraft entspricht die Receptionsfähigkeit der Weiber“, Beweis: Hekabe, Niobe. (S. 62.) Wenn man nun aber das Gegentheil behaupten und zum Beweise den Telamon mit zwei Söhnen, den Peleus mit einem Sohne, die kinderlose Ehe des Paris und der Helena u. s. w. anführen wollte? Ueber die weibliche Schönheit werden wir so belehrt: S. 71 „Dass in der That die weiblichen Schönheiten der heroischen Zeit ungleich markiger und robuster zu denken sind, als schöne Frauengestalten nach unsern Begriffen, geht auch daraus hervor, dass jene sich weit über die Zeit der eigentlichen Jugend hinaus bis in ein Alter conservirea, wo nach unsern modernen Ansichten der weibliche Reiz längst zur Ruine geworden ist. Während eine Ninon de Lenclos in unsern Jahrhunderten als ein staunenswerthes Phänomen erscheint, ist bei Homer eine schöne Frau, welche längst über die Jugend hinaus ist, nichts Auffallendes“. Beweis: Helena, Penelope, Klytämnestra. S. 72 „Dazu kommt, dass der Geschmack der homerischen Griechen, wie der Griechen überhaupt, im Punkte der weiblichen Schönheit ein von dem unsrigen wesentlich verschiedener war, worauf auch die erhaltenen plastischen Werke der Hellenen hindeuten. Hier kommt die Schönheit nicht durch leichte anmuthige Züge, durch Colorit und Incarnat zur Erscheinung, sondern mehr (?) durch jenen constanten und festen aus dem Knochenbau hervorgehenden Ausdruck, insbesondere den der Stirn, Nase und Augen. Das jugendlich Anmuthige, welches unserm Geschmacke zusagt, tritt gegen die fest im Bau der Theile beruhende Schönheit zurück, welche den Einflüssen der Zeit minder unterworfen ist und sich dadurch der Idee unvergänglicher Schönheit annähert“. Also dass die homerischen Griechinnen sich so wunderbar conservirt, beruht auf der Solidität ihres Knochenbaues! und das Ideal weiblicher Schönheit beruht auf dem Knochenbau! Da könnte ja am Ende ein solides Gerippe noch als Ideal weiblicher Schönheit gelten. Was der Verf. sich dabei gedacht, als er schrieb, in den plastischen Werken komme die Schönheit nicht durch Colorit und Incarnat zur Erscheinung, sondern mehr — das mögen die Götter wissen.

Von dem zweiten Capitel: Der Mensch nach seiner somatischen Organisation, dessen Inhalt anatomischer Natur ist, kann man sich nach dem bereits oben Mitgetheilten eine Vorstellung machen. Es ist die gewöhnliche Zusammenraffung von allerlei Notizen, zum Theil seltsamer Art. S. 73 lesen wir: „Die innerlichste anatomische Kenntnis, welche sich bei Homer findet, ist wohl die der Ader, welche den Rücken hinauf bis in den Nacken läuft“, aus S. 85 ersehen wir, dass

es im menschlichen Körper eine solche Ader nicht giebt, so dass also von einer anatomischen Kenntnis keine Rede sein kann. Was überhaupt eine innerlichste Kenntnis ist, weiß ich nicht. S. 74 heisst es: „Die Bezeichnung des Kopfes, ἡ κεφαλή, kann einerseits, weil der Kopf Sitz der Denkkorgane und insofern der edelste Körpertheil ist, für die ganze Person gesetzt werden“; der Nachweis, dass Homer den Kopf als Sitz der Denkkorgane ansieht, ist vergessen, dagegen S. 87 berichtet, dass αἱ πραπίδες der Sitz des Verstandes seien. Wir fragen nun: dachten die homerischen Griechen mit dem Kopf oder mit dem Zwerchfell? Weiter erfahren wir dann: „das Nicken mit dem Kopfe ist Zeichen der Gewährung“, „auch küsste man sich bei Begrüßungen Haupt und Hände. Die Redensart vom Kopf bis zu den Füßen endlich soll die ganze Leibeslänge bezeichnen“. Das gehört alles zur somatischen Organisation des Menschen. „Die Stirn oder genauer der zwischen den Augenbrauen befindliche Raum heisst τὸ μέτωπον oder τὸ μετώπιον“ soll wohl so viel heißen als: das Wort μέτωπον bezeichne eigentlich jenen Raum, werde aber gewöhnlich von der Stirn gebraucht. „Charakteristische Angaben in Betreff der Stirn kommen nicht vor, ausgenommen etwa, dass eine geglättete Stirn als Ausdruck heiterer Gemüthsstimmung bezeichnet wird. In übertragenen Bedeutung steht μέτωπον von der Vorderseite des Helmes“. Das hat doch mit der Anatomie des menschlichen Körpers ebenso wenig etwas zu thun, wie die darauf folgende längere Bemerkung über die Stirnhaut des Löwen. Schöne topographische Nachweise finden sich auch S. 78: „Die Gegend um die Brust herum zwischen den Armen, der Busen, heisst ὁ κόλπος; S. 79: „Die Hinterbacken werden als in der Region der Blase befindlich erwähnt. Die Region zwischen Lenden und Hüften heisst ἡ ἰξύς (die Weichen)“. Dabei hat sich seltsamer Weise der Verf. manche Gelegenheit zu schönen Bemerkungen entgehen lassen, z. B. das λάσιον κῆρ, die φρένες ἀμφιμέλαιναί, an die sich doch tief sinnige Erwägungen knüpfen ließen; von den Affecten, die in den φρένες ihren Sitz haben sollen, fehlt Muth und Kraft P, 499; 573; Kummer P, 83; das der Arm βραχίων und mitunter χεῖρ, der Fuß ποὺς heisst u. s. w. vermessen wir ungern.

So viel möge als Probe von der homerischen Anatomie genügen. Von einem genaueren Studium der Zoologie und der Botanik hat mich, bei meinen äußerst mangelhaften Kenntnissen auf diesen Gebieten, die gelehrte Nomenclatur der Urticeen, Cupuliferen u. s. w. in den Ueberschriften einigermaßen zurückgeschreckt, weil ich fürchtete, es könne auch das unter diesen Ueberschriften Stehende ebenso gelehrt und darum für mich völlig ungenießbar sein. Da mich jedoch ein in den Naturwissenschaften wohl bewandeter Freund belehrte, in dieser Nomenclatur stecke an und für sich noch gar keine Gelehrsamkeit, man könne sie leicht aus jedem Compendium holen, so habe ich einige Blicke hineingethan. Da machte es zunächst einen eignen Eindruck auf mich, das unter den meisten Gattungen sich nur eine

einzig Species vertreten findet, mitunter nicht einmal diese, z. B. unter der Ueberschrift Arachniden nur das Spinnweb, und ich konnte nicht recht begreifen, wozu die ganze Eintheilung dienen solle. Doch, wie gesagt, ich verstehe von der Sache nichts. Als ich aber einige Artikel, deren Gegenstände mir etwas bekannter sind, z. B. Rind, Schaf, durchlas, erfuhren meine Vorstellungen von Zoologie eine wesentliche Berichtigung; ich ersah, daß es zur Zoologie gehört, daß Ktesippos Rindfleisch vor sich hatte, als er den Odysseus mit einem Kuhfusse warf (S. 149), daß man bei der Natürlichkeit der damaligen Zeit auch keinen Anstand nahm, den Dünger unmittelbar vor dem fürstlichen Palaste aufzuhäufen, wie wir denn den Hund Argos auf dem Mist vor dem Palaste des Odysseus finden (S. 152), daß der Ochsenstachel *βοιπλάξ* heißt (S. 154) und ähnliches. In der Botanik ging es mir ebenso, zu der es z. B. gehört, daß Platon den Genuss des Weines im frühen Kindesalter entschieden missbilligt, während es mir auffällig schien, daß zwar von dem Anbau des Flachses im heutigen Griechenland gesprochen, aber über die Cultur dieser Pflanze in dem homerischen Zeitalter kein Wort gesagt wird (S. 273), und doch wäre eine Untersuchung über diesen Gegenstand mir sehr erwünscht gewesen. In der Mineralogie endlich erfährt man unter anderem: daß es eine allegorische Ausdrucksweise ist, wenn der Dichter von goldnem Gewölk redet (S. 315), daß Thetis silberfüßig heißt (S. 319); von ganz besonderem Interesse ist die Notiz, daß man in Homers Zeitalter durch Härtung von Eisen Stahl herzustellen verstanden habe (S. 338 und 340), ein Verfahren, das leider unsrer heutigen Technik nicht mehr bekannt ist.

Diese Proben halte ich für genügend um zu zeigen, welcher Art der Inhalt des Buches und wie er zusammen gebracht ist; sollten sie jemandem nicht ausreichend erscheinen, so schlage er das Buch auf, wo er will, er wird überall die gleiche Arbeit wiederfinden. Bei dem vom Verf. eingeschlagenen Verfahren war es unvermeidlich ein und dieselbe Sache an mehreren Stellen zu wiederholen, denn da jede homerische Stelle je nach der Zahl der darin enthaltenen Worte auf mehrere Zettel geschrieben wurde, die in verschiedene Fächer gelegt wurden, beim Aufarbeiten der Zettel doch der ganze Inhalt derselben verwerthet werden musste, so gerieth dieselbe Sache mehrmals in das Buch und mitunter unter die verschiedensten Rubriken. Z. B. die ganze Bemerkung über die kathartische Kraft des salzigen Meerwassers, die I, 66 in dem Artikel Meer steht, kehrt vollständig II, 295 in dem Artikel Salz wieder, wird natürlich auch beim Gottesdienste wieder zu lesen sein; die Geschichte von den Thoren der Sonne steht I, 31 unter Sonne und 51 unter Hades; die Bemerkung, daß der große Bär nicht in den Okeanos tauche, lesen wir I, 34, 38 und 56. Nur auf den ersten Seiten des Buches vergleiche man S. 37 mit 38 über die Stellung des Bären des Orion, S. 36 mit 45 über die Plejaden, S. 36 mit 46 vom Hundsstern. Schlimm ist es, wenn bei der Gelegenheit noch Widersprüche mit unterlaufen, wie in Betreff des

Alpheios, der nach I, 201 in Arkadien, nach 232 in Lakonika entspringt. Derartige Wiederholungen sind in der „streng methodischen und systematischen Behandlungsweise“, die der Verf. gewählt hat, begründet; sie machen uns aber für den Fortgang des Buches bedenklich, da der größere Theil dessen, was in dem ersten Bande enthalten ist, unbedingt in den beiden folgenden wiederkehren muss. Was in der Kosmographie steht, kann zum Theil in der Götterlehre gar nicht fehlen, das meiste was in der Zoologie, Botanik, Mineralogie mitgeteilt ist, ist bei der Behandlung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Privatlebens durchaus nicht zu entbehren, ganz abgesehen von den zahlreichen zwecklosen Wiederholungen, die man ohne weiteres streichen könnte.

Nicht minder lästig sind zahlreiche Bemerkungen des Verf., in denen mit breiten Worten eigentlich nichts gesagt ist. Wenn man z. B. I, 121 liest: „Wenn sie (Ithake) außerdem sonnig (*εὐδείελος*) heißt, so ist dabei an ihre sonnige, die Fruchtbarkeit fördernde Lage zu denken“, so weiß man in der That nicht, was man dabei denken soll, oder wenn es S. 234 heißt: „Er legt Pylos das Epitheton sandig bei, was sich aus der natürlichen Beschaffenheit des Landes erklärt, indem dieser ganze Küstenstrich sandig ist und eine ausgedehnte Sandstrecke sich längs des Meeres bis zum triphylischen Pylos herabzieht“, so ließe sich dies doch kurz so ausdrücken: Er legt Pylos das Epitheton sandig bei, weil es sandig ist. Man vgl. ferner I, 249 den Zirkel: „Das Epitheton *τριχάικες*, welches Homer den Doriern beilegt, bezieht sich darauf, dass in jedem dorischen Staate die drei Stämme Hylleis, Dymanes und Pamphylen vertreten waren, welche Trichotomie, wie O. Müller bemerkt, der Nation so eigenthümlich war, dass schon Homer die Dorier die dreifach getheilten (*τριχάικες*) nannte“. I, 155 wird bemerkt, dass bei Homer „von den in Großgriechenland seßhaften Epizephyriern, die freilich auch in eine spätere Zeit gehören, keine Spur sich findet“, S. 194: „Dass im Kataloge Megara keine besondere Erwähnung findet, hat seinen Grund darin, dass die Stadt Megara in der homerischen Zeit noch nicht gegründet war“. Zu solchem Ballast, durch dessen Auswerfen das Buch ganz bedeutend erleichtert werden könnte, gehört eine Menge sehr naiver Bemerkungen, wie I, 192: „Man hüte sich, diese boiotische Stadt mit andern Städten gleichen oder ähnlichen Namens zu verwechseln“ und die ziemlich gleichlautenden Warnungen vor solchen Verwechslungen S. 152, 153, 158, 169, 181, 202, 244, 293, die zwar recht wohlge meint, aber in einem wissenschaftlichen Werke doch nicht an der rechten Stelle sind.

Wir kommen endlich zu der Frage, wie hat es der Verf. möglich gemacht, alle diese Materialien zu verbinden und stilistisch in einen Zusammenhang zu bringen. Zur Beantwortung dieser Frage muss vorweg bemerkt werden, dass in der sprachlichen Darstellung des Verf.'s das, was man so gewöhnlich Logik nennt, eine höchst bescheidene Rolle spielt. I, 44 heißt es: „Der eigentliche Herbst folgt in

Griechenland so rasch auf den Sommer, dass er sich kaum als eigne Jahreszeit bemerklich macht“; ich denke, es wäre dieselbe Logik gewesen, wenn er S. 41, wo er sagt, dass in südlichen Gegenden die Nacht rasch und ohne allmählichen Uebergang hereinbricht, gefolgert hätte: Die Nacht folgt so rasch auf den Tag, dass sie sich kaum als eigne Tageszeit bemerklich macht. I, 178 „der letztere ergießt sich in den hylischen See, der aber so wenig Wasser dadurch erhält, dass er alle 30 oder 31 Jahre völlig austrocknen soll.“ Aber wenn er einmal ausgetrocknet ist, dann muss er doch wieder so viel Wasser bekommen, dass er mit dem Austrocknen wieder von vorn anfangen kann! I, 260 „Kyklopen- und Laistrygonenland sind ohne Zweifel in localer Beziehung als einander nahe stehend zu betrachten, gehören demselben Lande und derselben Region an, da ihr Typus — gigantische Gröfse, Gesetz- und Gottlosigkeit — unverkennbar derselbe ist.“ Also die Riesen, die Gesetzlosen, die Gottlosen müssen notwendig neben einander wohnen? Weil einmal ein blonder, einmal ein schwarzbärtiger Mann von Homer erwähnt wird, darum gehört beides nach II, 42 zur physischen Charakteristik des Mannes überhaupt? I, 294 „Von sonstigen Eigenthümlichkeiten der Karer finden wir ihre Kunstfertigkeit Elfenbein mit Purpur zu malen, erwähnt: das — Blut wird mit dem Purpur verglichen, mit welchem eine Maionerin oder Karerin den elfenbeinernen Wangenschmuck des Rosses färbt.“ Also malen und färben ist dasselbe. Dann sind wohl Maler und Färber Kunstgenossen? Dieselbe Bemerkung finden wir S. 298 wieder. II, 184 steht zu lesen: „Ferner gebrauchte man die Maulthiere zum Ackern, zu welchem Ende man sie auch wohl mit Stieren zusammen vor den Pflug spannte, wobei die ersteren, wie es heifst, wegen ihrer Vorzüglichkeit weit voraus zu sein pflegten.“ Wie ist es in aller Welt möglich, dass von zwei an einen Pflug gespannten Thieren eins dem andern weit voraus ist? und wenn das Unmögliche möglich wäre, worin läge denn der Vortheil eines solchen Gespannes? Wenn das kein Unsinn ist, so giebt es überhaupt keinen. Nach solchen Leistungen wird es uns nicht mehr überraschen zu lesen I, 160 „nach diesem Parnassos heifst der Berg die Schlucht des Parnassos;“ 165 „die Einnahme desselben machte den Römern grofse Schwierigkeit, so dass sie es weder mit Sturmleitern noch durch Belagerungswerke zu nehmen vermochten;“ 221 „Asine am argolischen Meerbusen gelegen, daher Homer von der Stadt sagt, sie habe einen tiefen Meerbusen inne.“ Zu welchem Stil diese Logik führt, läfst sich denken; hier eine Probe I, 172 „— so dass er (der Kopaissee) bedeutend anschwillt und das Land weithin unter Wasser setzt. Das Wasser aller jener Flüsse wird durch unterirdische Abzugscanäle abgeführt, deren im ganzen gegen 20 sind und die sich auf der Ostseite der Seeebene befinden. Diese Katabothrei sind langgestreckte Höhlen im Kalksteingebirge, welches die Seeebene vom euböischen Meere trennt. Die umgekehrte Erscheinung findet in der heißen Jahreszeit statt, wo der kopaische See ganz oder theil-

weise austrocknet.“ Die umgekehrte Erscheinung? wovon? verbindet in der heißen Jahreszeit, wo der See austrocknet, das Gebirge die Seeebene mit dem Meere? oder wird das Wasser der Flüsse durch jene Kanäle zugeführt? oder befinden die letzteren sich auf der Westseite der Seeebene? oder setzt das Land den See weithin unter Wasser? oder was sonst?

Der Leser, der mir geduldig bis hierher gefolgt ist, wird nun schon eine Vorstellung gewonnen haben, wie der Verf. seine Einzelnotizen zu vereinigen im Stande ist; zur genaueren Kenntnis des Verfahrens muss ich doch noch einiges beibringen. Es soll nicht mehr viel sein. I, 72 „Wie das Element des Wassers in großer Menge die Gebirge durchströmt, wurde schon oben bemerkt; aber auch selbst das Element des Feuers bleibt dem Gebirge nicht fremd: es (?) bietet, zumal wenn es mit dürrem Holze bewachsen (?) ist (*ἀκαλέον*), dem Hephaistos reichliche Nahrung; die weite Bergwaldung lodert dann auf, und die Windsbraut durchtobt sie mit tausenden Flammenwirbeln.“ Mancher Leser wird freilich meinen, die Verknüpfung des Waldbrandes mit dem Wasser der Gebirge sei, was man so sagt, bei den Haaren herbeigezogen; das thut nichts, indes bleibt das Bild von dem dürren Holze als Nahrung des Hephaistos doch schön. I, 202 „Wegen der häufigen Wasserfluthen sollte schon Herakles hier Kanäle angelegt haben und noch jetzt ist die Gegend in dieser Hinsicht sehr unsicher,“ das heißt doch wohl, noch jetzt macht Herakles die Gegend mit Anlagen von Kanälen unsicher. I, 256 „In Betreff ihrer Lage lesen wir bei Homer, dass sie oberhalb Ortygia zu finden sei und zwar in der Gegend der Sonnenwenden. Von dem letzteren Punkte und seiner Dunkelheit ist bereits oben geredet.“ Dass die Gegend der Sonnenwenden, denn das kann der letztere Punkt doch nur sein, dunkel ist, das ist höchst auffallend. II, 35 „Einen Esel, der in ein Saatfeld gelaufen ist, suchen Knaben mit Knitteln zu vertreiben; aber ihre Kraft ist zu schwach, und erst, nachdem er sich satt gefressen hat und viele Knittel auf ihm zerschlagen sind, verläßt er das Feld. Besonders rührend ist auch die Schilderung u. s. w.“ Danach scheint auch die Schilderung der Prügel, die der Esel bekommt besonders rührend zu sein.

Geht es mit solchen Satzverbindungen nicht, so reiht der Verf. seine Notizen ohne Verbindung an einander und kann dann alles, was er will, zusammenbringen. Man vgl. z. B. I, 149 die Charakteristik der Taphier. Für den äußersten Fall hat der Verf. noch mit Vorliebe einige eigenthümliche stilistische Kunstmittel in Anwendung gebracht, um Dinge, die gar nichts mit einander zu thun haben, zusammenzubinden. Wendungen wie: was — betrifft, ferner, endlich findet man in dem Buche zu oft so gebraucht, als dass sie besonderer Hervorhebung bedürften. Charakteristisch aber ist die beliebte Anknüpfung mit der Partikel auch, wie I, 191 „Nach einigen soll es, wie Strabo sagt, mit Akraiphion identisch sein, während es nach einer anderen (?) Sage vom kephissischen See verschlungen sein

soll. Derselbe Geograph polemisiert auch gegen diejenigen, welche statt Arne: Tarne schreiben wollen,“ oder mit aufserdem wie I, 57 „Namentlich dachte man sich das Mittelmeer von unermesslicher Ausdehnung; daher die Aeufserung Nestors, ein Vogel sei nicht im Stande in einem Jahre darüber hin- und zurückzufliegen. Aufserdem herrscht bei Homer durchgängig die Vorstellung, dass von der Küste aus das Meer ansteige.“ Das Lieblingskind des Verf.'s jedoch ist der Uebergang mit *übrigens*, womit er fast Unglaubliches leistet. Man schlage das Buch beliebig auf: I, 100 *übrigens*, 101 *übrigens*, 102 *übrigens*, 103 *übrigens*, 104 *übrigens* — *übrigens* — nun wer Lust hat, mag weiter blättern! Dieses *übrigens* ist so gut geschult, dass es vor keinem Sprunge scheut und jedes Hindernis mit Leichtigkeit nimmt. Man sehe nur z. B. I, 24 f. „Der Zephyros ist im allgemeinen für die Jonier ein rauher, heftiger Wind. — Indes wird der Zephyros auch wohl in lobender Weise erwähnt — Uebrigens weht der Zephyros von Westen her.“ S. 57 „Die Herrschaft über das Meer und alle seine Erscheinungen fiel bei der Dreitheilung der Welt dem Poseidon zu. Uebrigens hat auch das Meer, wie alle Gewässer der Erde, seinen Ursprung aus dem Okeanos.“

Doch genug von dem Buche. Ich besorge nicht, dass jemand, der meinen Bericht bis hierher gelesen, verlangen wird, dass ich mit wissenschaftlicher Kritik noch an die Leistungen desselben für die einzelnen behandelten Gegenstände herantrete. Sollte dennoch jemand dies Verlangen für billig halten und meinen, das von mir befolgte Verfahren sei gegenüber einer wissenschaftlichen Arbeit nicht angemessen und nicht ernst genug, den fordere ich auf, sich mit wissenschaftlichem Ernste an die Lectüre des Buches zu machen. Wenn er dann dasselbe zehnmal voll Unwillen bei Seite geworfen hat und, falls er diesen Unwillen zu bezwingen im Stande ist, weiter liest, er wird von der unwiderstehlichen Komik des Buches, wie sie z. B. II, 96 „die Fliege ist das Sinnbild der Unverschämtheit, daher *κυνάμνια* als Schimpfwort gegen freche Weiber gebraucht wird. Ares bedient sich desselben gegen Athene und Here gegen Aphrodite. Dies Insect u. s. w.“ oder II, 118 „die Rohrdommel, welche bekanntlich ein sehr lautes fast ohrbetäubendes Geschrei hören läßt, was Köpfe ohne Zweifel für seine Ansicht gewonnen hat, da die Helden ja den Vogel an seiner Stimme erkennen sollen“ oder II, 215 „Um die Todten nicht ohne Nahrung zu lassen, pflanzte man Asphodelos auf Gräber“ sich documentirt, ich sage, wenn der Leser von solcher packenden Komik nicht mit fortgerissen wird, dann muss er in der Höhle des Trophonios gewesen sein, von der Forderung einer weiteren wissenschaftlichen Kritik wird er unfehlbar Abstand nehmen. Ich wenigstens denke von deutscher Wissenschaft zu hoch, als dass ich mich entschliessen könnte, ein solches Buch wie das vorliegende in irgend welche Beziehung zur Wissenschaft zu setzen. Es hat mich Ueberwindung genug gekostet, ehe ich mich zu dieser Besprechung entschlossen habe, aber ich glaubte

es der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Lehrerstande schuldig zu sein, die von der Redaction dieser Zeitschrift an mich ergangene Aufforderung nicht zurückzuweisen.

Und nun zum Schlusse noch ein ernstes Wort. An der Spitze der ersten Abtheilung steht ein von Herrn Prof. Schirlitz verfasstes Vorwort zur Empfehlung, in welchem das Buch als ein nach allen Seiten hin äußerst vorzügliches Handbuch nicht bloß für jüngere Studierende, sondern selbst für Männer vom Fache angepriesen wird, das der schön aufs rühmlichste bekannt gewordene Verfasser in derselben lobenswerthen Weise wie eine frühere Arbeit behandelt hat, das sich wie durch Ausführlichkeit des zu behandelnden Stoffa, so durch Gründlichkeit in der Behandlungsweise und durch geschmackvolle Darstellung des Mitgetheilten auszeichnet. Wir lächeln heut zu Tage wohl, wenn wir vor wissenschaftlichen Werken früherer Jahrhunderte überschwängliche Lobgedichte auf den Verfasser und sein Werk finden, wenn uns aber bei Büchern von Zeitgenossen dergleichen begegnet, so sehen wir dies mit etwas anderen Empfindungen an. Ich glaube gern, dass Herr Prof. Schirlitz nach genauer Prüfung des Buches und nach bester Ueberzeugung sein Lob und seine Empfehlung gegeben hat, aber doch kann ich sein Verfahren nicht billigen. Bei anderen Erzeugnissen der Industrie mag es angewendet sein, ihnen solche Reclamen mit in die Welt zu geben, um die Urtheilslosen zu bestechen, und manche Gattungen von Büchern mögen dasselbe Mittel zu ihrem Fortkommen nöthig haben, die Wissenschaft darf das Eindringen solches Unwesens nicht dulden und jeder, der die Wissenschaft pflegt und ehrt, muss aus Achtung vor sich selbst mit den schärfsten Waffen gegen dieses Unwesen ankämpfen. Wenn das empfehlende Vorwort mit dem Wunsche schließt, dass dem Werke die ihm gebührende Achtung zu Theil werde, so können wir uns diesem Wunsche nur anschließen, die Hoffnung freilich, dass es zu allen denen, welche sich mit Homer beschäftigen, den Weg finden werde, können wir nicht theilen, möchten dagegen aber die Hoffnung aussprechen, dass der Verf. von einer weiteren Fortführung des Werkes, wenigstens in der bisher beliebten Weise, Abstand nehmen werde.

Berlin.

B. Büchschütz.

---

Kiepert, Wandkarte der biblischen Erdkunde. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1872.

Im Auftrage der Städtischen Schuldeputation zu Berlin hat Kiepert begonnen, eine Reihe von Wandkarten zu veröffentlichen, die in hervorragender Weise die Aufmerksamkeit der Schulmänner verdienen, weil sie mit wissenschaftlicher Gediegenheit klare Anschaulichkeit verbinden.



Durch Ueberladung mit zu vielen Einzelheiten verfehlen ja auch gründliche Leistungen auf diesem Gebiete der Kartographie nur zu oft jenen Hauptzweck der Wandkarten, ein übersichtliches Gesamtgemälde von Erdräumen zu geben; gewöhnlich weil sie eine Vielzahl von Nebenzwecken noch mit zu erreichen wünschen, was denn mitunter das Wesen derartiger Wandkarten bis auf den Grad tilgt, dass sie eben nur an die Wand zu hängende große Handkarten sind. Die vorliegende Arbeit war von vorn herein vor solchen Mißgriffen bewahrt, da die Aufgabe nur dahin lautete: den Volksschulen zu lebendigerer Veranschaulichung des Unterrichts in biblischer Geschichte eine geeignete Karte zu schaffen.

Die Lösung dieser Aufgabe ist mit der durch den Namen des Verfassers bereits hinreichend verbürgten gelehrten Akribie geschehen, so dass selbstverständlich dieses den Volksschulen Berlins ursprünglich bestimmte Werk allen Schulen ohne Ausnahme zu gute kommt. In einer dem gegenwärtigen Standpunkt geographisch-antiquarischer Forschung vollkommen Rechnung tragenden Weise liegt uns auf vier Blättern ein eindrucksvolles Bild derjenigen Länder vor, die den Schauplatz der Geschichte des altjüdischen Volkes und der Apostelgeschichte bilden. So maßsig der Umfang des Ganzen gehalten ist, erlaubte doch eine verständige Beschränkung auf den Hauptschauplatz der biblischen Geschichte innerhalb jenes im Verhältnis zu unseren gewöhnlichen Wandkarten kleinen Rahmens die Länder in zweckdienlich großem Maßstab darzustellen. Unnützes Hereinziehen in der Bibel nur beiläufig erwähnter Gegenden, wie des Silberlandes Tarschisch im iberischen Westen oder des Goldlandes Ophir im indischen Osten, hätte in der That entweder die Karte unter Beibehaltung des gewählten Maßstabes um bedeutende Stücke — mit für die biblische Zeit leeren Flächen in Iran und dem Atlasgebiet — erweitert, also nutzlos vertheuert, oder aber den Maßstab und somit die auch für das Betrachten von größerer Entfernung her zu verlangende Deutlichkeit beeinträchtigt.

Die Karte umfasst demgemäß Vorderasien und die an das östlichere Mittelmeer stossenden Küstenländer auch des europäischen und afrikanischen Continents; sie reicht von den Ursprungsstätten des Islam und den nubischen Wüstenplatten im Süden bis zum Kaukasus und Balkan im Norden, und von Persepolis bis Rom, um zu den drei Missionsreisen des Paulus auch dessen verhängnisvolle Romfahrt in kräftigen farbigen Linien zur Anschauung zu bringen. Die Südwestecke des Kartenbildes würde dabei ein beinahe kahler Fleck geblieben sein, wenn nicht die Oeden der Sahara durch ein Karton der Sinaihalbinsel (im dreifachen Maßstabe der Karte) gedeckt worden wäre; eine Zugabe, die der Verfasser selbst, in den der Karte beigegebenen Begleitworten, für minder nützlich hält, bei der er erklärt „mehr dem Wunsche im Unterrichtsfache maßgebender Autoritäten als eigener Ueberzeugung“ gefolgt zu sein, die wir aber ungern missen würden, weil sie nicht nur für die

genauere Darlegung des Durchzuges der Israeliten sehr förderlich erscheint, sondern auch für die Profangeschichte und allgemeine Geographie gut benutzt werden kann (Süßwasserkanal der Pharaonen aus dem Nil nach dem Suesgolf, das alte Pelusium und die durch Port Said verjüngte Bedeutung fast derselben Stätte, Kriegszüge von und nach Aegypten seit dem Alterthum bis auf Napoleon und Mehemed Ali; Hebungsspalte des Wadi el Araba, dessen Erweiterung vom alten Ezeongeber, wo es zu Salomos Zeiten endete, bis zur Stätte von Eloth, wo es gegenwärtig erst an das Meer reicht, hier recht augenfällig dargestellt ist).

Ueberhaupt kann die in Rede stehende Karte dem Schulbedürfnis auch außerhalb der Religionsstunden bestens dienen, sobald die Betrachtung auf die genannten Räume führt. Aber den weitaus größten Segen dürfen wir von der in ihrer eigentlichen Bestimmung vorgezeichneten Benutzung erwarten. Für diese ist natürlich wie im Umfang so im Inhalt wesentlich gesorgt, nach ihr ist die Aufnahme der in günstig grell rother Farbe bezeichneten Stadtpunkte und die Schreibung der Namen eingerichtet worden. In letzterer Beziehung ist mit anerkennenswerther philologischer Genauigkeit verfahren, nicht bloß was die Ausmerzung einzelner Irrthümer betrifft, wie der Aufführung des Ararat selbst in der biblischen Erdkunde als eines ganz unzweifelhaften Berges, während doch in der bekannten Stelle (1. Mos. 8, 4) nur „Gebirge von Ararat“ d. h. des Landes Ararat erwähnt werden, — sondern vornehmlich hinsichtlich der consequenten Durchführung correcter Principien über die Orthographie der hebräischen Völker- und Ortsnamen. Ist auch der einmal herrschenden Gewohnheit gemäß jeder der drei hebräischen Ziachlaute mit s ausgedrückt, so vermittelt doch bei demjenigen derselben, der von unserem S-Laut am weitesten sich entfernt, ein darübergesetzter Accentstrich sofort die richtige Aussprache von Worten wie *Asdöd*, *Chüs* als *Aschdöd* und *Küsch*.

Andere historische Wandkarten bahnen sich ganz von selbst ihren Weg in die Schule, sobald sie nur brauchbar und concurrenz-tüchtig sind; denn es gilt doch mehr und mehr als völlig überwundener Standpunkt, ins Blaue hinein von geschichtlichen Ereignissen zu reden ohne Rücksichtnahme auf die geographischen Verhältnisse, unter denen sie sich zutragen, auch nur eine einzige Geschichtsstunde ohne die betreffende Karte an der Wand oder die nöthigen Kartenskizzen an der Tafel zu absolviren. Aber wie dieser Brauch doch auch erst ein in jüngerer Zeit mehr und mehr eingebürgerter, so scheint die praktische Anerkennung des Werthes beständiger Anknüpfung an das Kartenbild im historischen Theil des Religionsunterrichts vollends neu und noch keineswegs allgemein zu sein. Kiepert's Karte wird deshalb für sich selbst und zugleich für die allgemeine Idee, der sie entstammt, den Boden erst erobern müssen. Um so interessvoller wird die Schulwelt das Gelingen dieser friedlichen Eroberung verfolgen, je

bedeutsamer es der ernststen Theilnahme an unserem gesammten Unterrichtswesen erscheinen muss, ob der Unterweisung in der gerade das kindliche Gemüth so mächtig fesselnden biblischen Geschichte die unerläßliche Grundlage für das wirkliche Verständniß derselben entzogen bleiben oder gestiftet werden soll.

Oder wäre es möglich, die herrlichen Züge aus dem Leben der Erzväter, die typischen Entwicklungsphasen einer heranwachsenden, ringenden und sich in Sturz und Sieg erhaltenden Volksindividualität dem kindlichen Fassungsvermögen auch nur einigermaßen wahr und echt vorzuführen, ohne die Phantasie schweben zu lassen um die Ufer des Euphrat und Tigris, das Wunderland Aegypten, die todesstillen Glutheben und die Prachtfelsen von Sinai, die von Kriegsgetöse wiederhallenden Bergfluren Kanaans und die bienen-gleich geschäftigen Wohnsitze der klugen Handelsleute am Fusse des Libanon? Unschätzbar für lebensvolle Schilderungen solcher Art, in deren Fassung die ethischen Lichtgestalten der heiligen Geschichte ganz anders wirken als im Nebel trüber Begriffe, bleiben immer wirkliche Gemälde von Meisterhand; indessen wir besitzen deren für Schulzwecke zu wenige und zu kostspielige. Da tritt als freilich nur symbolischer Ersatz, zugleich aber als unentbehrlichstes Hilfsmittel auch neben etwaigen bildnerischen Veranschaulichungen die Karte ein. Sie ist mindestens ein steter Weckruf, dass selbst über den besten Wortunterricht der Sachunterricht geht. Wie leicht die rege Einbildungskraft der Jugend, gerade wenn sie bei so fernliegenden Dingen nicht die gehörige Richtung und Leitung erfährt, in traumseliger Ungebundenheit Morgenland und Daheim verwirrt, so dass jeder wahrheitsvolle Eindruck der biblischen Erzählung dann zur Unmöglichkeit wird, mag folgender scherzhafte und doch ernsthafte Fall aus der jüngsten Vergangenheit beweisen. In einer Berliner Schule war ohne jeden kartographischen Anhalt die Geschichte von den Israeliten in der Wüste und von den Amalekitern erzählt worden; zwei Schwestern, die den Lehrerworten nicht theilnahmslos zugehört, erzählten nach ihrer Gewohnheit zu Hause diese Geschichte wie die früher gehörten mit Eifer nach, aber bei ihnen hiefs es nicht „sie schlugen die Amalekiter“ sondern „die Amalie Kiter!“

Man wird sagen dürfen: die biblische Geschichte, als ein durch alle Schulkategorien verbreitetes, täglich in unserem Vaterland so viele Tausende von Schülern und Schülerinnen stundenlang beschäftigendes Unterrichtsfach, ist ein für fortwucherndes Unkraut verkehrter Anschauungen so fruchtbarer Boden, dass der Weizen religiöser Belehrung von solchem Unkraut nur zu leicht erstickt wird, dass aber der, welcher den Wust des Unverstandes wegzufegen versteht, nicht nur jener edlen Frucht zum fröhlichen Gedeihen verhilft, sondern zugleich noch manches andre Gute mit in den Kauf erhält; oder gäbe es einen Thoren, der es einen Raub an dem Heiligen nennte, wenn der Lehrer in der biblischen Geschichtsstunde, die Mittel zur vollen Erreichung des Hauptzwecks derselben als werth-

voll genug betrachtet, um sie als Selbstzwecke zu pflegen? Der biblischen Geschichtsstunde wird keine Minute vorenthalten, wenn man in ihr schon auf der Anfangsstufe unter anderem erdkundliche Dinge erörtert, wie es der jedesmalige Erzählungsstoff mit sich bringt, natürlich in möglichstem Anschluss an die Heimathskunde, sei es mit Benutzung eines schon begonnenen heimathskundlichen Unterrichts, sei es zur sofort fruchtbar zu machenden Einweihung in dieses interessante Fach, in welchem die besten Elemente für alle Einsicht in Welt und Leben schlummern.

Wenden wir noch einmal den Blick auf unsere Karte zurück, so können wir ein Bedenken zum Schluss nicht unterdrücken. Es betrifft einige in neuer Auflage leicht zu beseitigende Uebelstände des Colorits. Auf unseren höheren Lehranstalten wird die Karte in Classen gebraucht werden, in denen vorzugsweise Sydowsche Karten zur Einprägung der physisch-topischen Erdverhältnisse in Anwendung sind. Nun liegt offenbar der Werth der Kiepert'schen Leistung vor allem, wie oben angedeutet, in der höchst erwünschten Vermittlung zwischen Religions- und geographisch-geschichtlichem Unterricht; da aber stört die mit Sydow ganz in Widerspruch stehende Auswahl der Farbensymbole. Kiepert hat mit Recht seine Karte von politischen Grenzbezeichnungen (Palästina und das bis an den Euphrat ausgedehnte Machtgebiet Salomos ausgenommen) gänzlich frei gehalten. In um so reinerer Wiedergabe der Natur heben sich die in Tuschmanier dargestellten Gebirgszüge wie bei Sydow mit brauner Farbe angenehm aus der lichtereren Umgebung ab. Diese letztere ist jedoch hier hellbräunlich statt wie bei Sydow weiß, wenn Hochebene angedeutet werden soll, und weiß statt wie bei Sydow grün, wenn Tiefebene gemeint ist. Wohl liegt an der Annahme des einen oder anderen Farbenzeichens wenig, aber man sieht doch eben deshalb keinen Grund ein, den Schülern je nach der benutzten Karte die Bedeutung der Farben in verschiedenster Weise erklären zu sollen; man bliebe doch gewiss gern bei der einmal gewohnten Sydowschen Farbensprache. Am schlimmsten aber stört hier der Umstand, daß das Grün nicht einfach beseitigt, sondern an drei Stellen zur Bezeichnung von gar keinem Niveau-, sondern von dem Fruchtbarkeitszustand des Bodens verwendet ist. Man sieht dabei gar nicht ein, warum das Alluvialland des Nil und des unteren Euphrat-Tigris zusammen mit der geognostisch und hinsichtlich ihrer Productionsfähigkeit durchaus nicht gleichartigen Ebene bei Nineve grün uniformirt wurde. Der Verfasser sagt in den Begleitworten selbst: sein Flächencolorit solle, abgesehen von der genannten Ausnahme zur Hervorhebung des jüdischen Landes und Staates, „nur die natürliche Oberflächengestaltung des dargestellten Ländergebietes“ veranschaulichen; und gleich darauf heifst es: innerhalb der weiß gelassenen Tiefebene solle die blaßgrüne Färbung dienen „zur Hervorhebung jener, im schärfsten Gegensatze zu ihrer Wüstenumgebung reich bewässerten, üppig fruchtbaren und daher dicht

bevölkerten und angebauten Stromebenen am Nil, Euphrat und Tigris.“ Die hierin ausgesprochene Inconsequenz, das Flächencolorit also doch noch zu etwas anderem als zur Reliefdarstellung zu verwenden, wäre das Wenigste. Aber wie soll man es dem Schüler gegenüber vertreten, dass all die anderen fruchtbaren Niederungen auf derselben Karte weiß erscheinen, wo unter dem Weiß die unfruchtbare Steppe und Wüste verstanden werden soll? Einerseits hat also der Verfasser das Weiß und Grün, das bei Sydow die Contraste von Hoch- und Tiefebene ausdrückt, ohne Rücksicht auf Unterschiede in der Erhebung bloß über die Niederungen vertheilt, andrerseits aber hat er unwillkürlich den Farbenton der gänzlich dürren in Sonnengluth verschmachtenden Landschaft über die Oliven- und Weingelände des ägäischen Meeres, um die prangenden Gestade Italiens, ja selbst über die breite wasserreiche Alluvialebene der unteren Donau gebreitet.

Dass für Erreichung des Hauptzwecks diese kleinen Uebelstände des Colorits kaum hinderlich erscheinen, ist immerhin kein hinlänglicher Grund, bei künftigen Auflagen dieses werthvollen Werkes sie zu erneuern. Vorläufig wird aber auch im gegenwärtigen Kleide die besprochene Karte in seltenem Umfang Segen stiften, wenn anders die Schulwelt ihr Auge nicht dagegen verschließt, dass hiernit eine sehr fühlbar gewesene Lücke unseres Schatzes an Unterrichtsmitteln von berufener Hand ausgefüllt worden ist. Der äußerst billige Preis (von 1 ¼ Thlr. unauferzogen) wird die Anschaffung jeder Schule ermöglichen, die hinsichtlich ihrer Etatverhältnisse des Namens einer deutschen Schule nicht geradezu unwürdig ist.

Riepert, Wandkarte des Deutschen Reiches. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1872.

Das Neue Reich verlangt neue politische Uebersichtskarten für die Schulen. Unser Elsass-Lothringen wäre allerdings auf jede Wandkarte vom früheren Deutschen Bund leicht mit einem einzigen Pinselstrich nachzutragen. Aber die Abrechnung von Königgrätz und die einigende Wirkung der französischen Kriegserklärung verlangt weit mehr noch als das Vorrücken der deutschen Grenze auf den Kamm des Wasgenwalds und hinter Metz bis auf's Schlachtfeld von Gravelotte deutlichen Ausdruck auf jeder politischen Schulkarte Mittel-Europas. Es bedeutet etwas, wenn der Schüler den Staat, in den er hineinwachsen soll, sauber und klar abgegrenzt sieht vom Ausland, dafür aber auch die endlich errungene Eintracht von Nord und Süd an der kräftig das Ganze umschließenden Grenzlinie gewahr wird, die Baiern ebenso entschieden als Reichsland aufweist wie die Rheinprovinz.

Kleiner darf der Umfang der neuen Reichskarte nicht gewählt werden gegenüber dem der alten Bundeskarte, denn, während im Süden nun die Alpenlande jenseits der algauner- und oberbairischen

Gebirgsmauer in Wegfall kommen, will der ganze schleswig-holstein'sche Isthmus bis zur Königsau aufgenommen sein; und welcher Kartenzeichner unterfinge sich noch heute an der west-östlichen Dimension seines Bildes dadurch zu sparen, dass er, wie es ehemals nur zu häufige Unsitte war, die Provinz Preussen als „nicht zu Deutschland gehörig“ weglasse?

So stellt uns Kiepert auf seiner Karte das Deutsche Reich in splendor GröÙe dar (Maßstab 1 : 750,000), ohne daß die Ausprägung der Einzelstaatsgebiete den Eindruck des Ganzen wider Gebühr störe. Er liefert ein Gesamtgemälde von Bodenbildung und staatlicher Gliederung, das dem Auge wohlthut. Die Terrainangabe ist nicht mit Schraffirung geschehen und schadet daher nicht der Deutlichkeit der Stadtnamen und Stadtpunkte; wiederum thun die bloß mit Umrandung, nicht in Flächencolorirung ausgedrückten Territorialangaben dem Erkennen der wichtigeren Reliefscheinungen wenig Eintrag. Zur Durchführung klarer Uebersichtlichkeit war es freilich nöthig die ernestinisch-sächsischen Staaten gleich wie einen einzigen Staat in einen einzigen Grenzzug zusammenfassen und die einzelnen Herzogthümer nur mit so zarten Linien von einander abzusondern wie die vier Kreisdirectionen des benachbarten Königreichs Sachsen; aber dieser Nachtheil wiegt jenen Vortheil bei weitem nicht auf, zumal kein Lehrer gesonnen sein wird, mit Hilfe der Generalkarte der deutschen Staaten dieses kleinliche Mosaik am Thüringer Wald den Schülern genauer zu veranschaulichen.

Es versteht sich von selbst, dass diese, zugleich mit orographisch-hydrographischen Details versehene, Karte die Benutzung einer ausschließlich physischen Uebersichtskarte Mitteleuropas keineswegs entbehrlich macht, denn nie hat die Wissenschaft, nie die Schule ungestraft das classische Wort Strabons von dem höheren Werth der Einprägung natürlicher Erdverhältnisse als der dauernderen Grundlage der vergänglichen Menschenwerke unbeachtet gelassen. Indessen auch eine etwas drastischer in die Augen fallende Abbildung der deutschen Staatsgebiete, wo möglich mit recht bunter Flächencolorirung, könnte wohl mit Nutzen dem Anfangsunterricht in der politischen Geographie Deutschlands zu Grunde gelegt werden, ehe man Kieperts Reichskarte zur Demonstration verwendet. Hat sich der Anfänger gründlich vertraut gemacht mit den Hauptzügen der Natur seiner deutschen Heimath, sodann, wenn auch durchaus nicht ohne stete Beziehung auf das natürliche Bodensubstrat (wie eine solche jedoch schon durch kräftige Markirung des Flussnetzes zu vermitteln), die auch zu seinem Trost glücklich verminderte Zahl der Staaten nach Lage und ungefährer Gestalt hinreichend eingeprägt, so mag er endlich angesichts dieser Kiepertschen Karte seine doppelte Kenntniss zur vollen Einheit verschmelzen.

Die Karte ist so wie sie uns vorliegt auch offenbar nicht gerade zum elementaren Unterricht bestimmt. Führt sie doch sogar die keinen Schulmann anmuthende Titelzugabe „zum Schul- und

Comptoir-Gebrauch.“ Aber wohl uns, wenn die Berechnung auf den Comptoirbedarf das kartographische Schulbedürfnis nie ärger vernachlässigte! Wir finden zwar auch hier eine Menge von Orten verzeichnet, die wie Tostedt, Margonin, Maudt in keiner Schule eine Erwähnung verdienen aufser in den Schulen dieser Städtchen selbst; diese Kleinstadtangaben sind jedoch in so zarter Schrift gehalten, dass sie schon auf wenige Schritt unerkennbar werden, — nützen sie der Schule nichts, so schaden sie doch auch nicht. Und in einer Hinsicht decken einander Schul- und Comptoirinteresse mehr als man gewöhnlich meint: in der Auszeichnung des Eisenbahnnetzes in ungekürzter Vollständigkeit. Möhls physische Karte von Deutschland hat vielfachen und gerechten Tadel erfahren; aber neben dem Vorzug eleganter Technik wird man ihr den anderen auch nicht absprechen dürfen: durch deutlich hervortretende Eisenbahnlينien das Bodengemälde Mitteleuropas recht praktisch instructiv gemacht zu haben. Indem Kiepert ebenfalls das Bahnnetz eintrug, diente er dem Zweck unserer sogenannten politischen Schulgeographie bestens; soll sie doch nimmermehr allein die dürre Lehre von den Staatsgrenzen, sondern die möglichst vielseitige Schilderung dessen sein, was der Mensch auf dem ihm zu Theil gewordenen Stück Erde geschaffen hat und noch in der Gegenwart weiter schafft.

Dabei hat Kiepert ebenso wenig versäumt den geschichtlichen Traditionen, soweit sie noch unverwischt in unserem heutigen Volksleben ihre Spuren hinterlassen haben, durch manche Landschaftsbezeichnung Rechnung zu tragen, die man auf anderen Schulkarten zu oft vermisst; und gleichwohl wird doch niemand leugnen, dass es Aufgabe des Schulunterrichts sei, Klarheit darüber zu stiften, was der historische Begriff Havelland im Unterschied von dem hydrographischen Begriff des Havelgebiets besagen will, oder darüber, dass die politisch längst verschwundenen Lausitzen, Berg und Mark und dgl. in ihrem Namen wie in mancher Eigenart ihrer Bewohner ebenso fortleben, ja bedeutungsvoller sind als die souveräne Existenz von Liechtenstein.

Nicht ganz passend finden wir die Auslassung der Umgrenzung des Herzogthums Lauenburg als eines doch noch formell für sich bestehenden Staates; es erscheint hier dem Schüler wie ein Regierungsbezirk der Provinz Schleswig-Holstein. Doch über diese und andre unbedeutende Kleinigkeiten, z. B. die etwas seltsame Schreibung „Spesshardt-Wald“ (eine Tautologie, die sich durch die schlichte örtübliche Sprechweise Spessart oder vielmehr Spëssert so wenig wie aus der Nibelungenform des Wortes rechtfertigt), wollen wir nicht mit dem Verfasser rechten, um nicht das Haupturtheil zu verhüllen, dafs uns in dieser Karte des Neuen Reiches ein namentlich für den erweiternden und abschließenden Schulunterricht in der politischen Geographie unseres Vaterlandes vorzüglich brauchbares Bild dargeboten ist.

Eins aber dürfen wir nun, wo der österreichische Kaiserstaat

fast nur noch mit seinem böhmisch-mährischen Kopfstück in die Schulkarte des Deutschen Reiches hereinblickt, nicht vergessen: uns der von tüchtigen Händen in Wien gebotenen Wandkarten der Oesterreich-Ungarischen Monarchie für den Unterricht zu bedienen. Vom deutschen Boden ist kein Fußbreit Landes durch oder seit 1866 verloren gegangen; Deutschland im physischen Sinn ist und bleibt das Land „so weit die deutsche Zunge klingt.“ Schlössen wir aber aus der politischen Geographie Deutschlands in diesem umfassenderen physisch-ethnographischen Sinn selbst die früher zum Deutschen Bund gehörigen Kronländer der großen danubischen Doppelmonarchie aus, so begingen wir an deutschen Brüdern jenseit der engeren staatlichen Umgrenzung des Augenblicks ein ähnliches Unrecht wie es früher wohl mitunter an dem außerhalb der Bundesgrenze liegenden Osten dieser Monarchie in noch verzeihlicherer Weise geübt wurde, wenn der Geographielehrer in der einen Classe Ungarn nebst seinen außerdeutschen Umländen wegließ, weil er nur Deutschland durchzunehmen habe, und derjenige in der nächstfolgenden Classe dasselbe that, indem er sich zumal bei kürzerem Semester darauf berief, dass doch diese titelreichen Staatsgebiete zweifelsohne „zu Oesterreich“ gehörten, also schon bei Deutschland zu besprechen gewesen wären!

Wetzel, Wandkarte für die mathematische Geographie. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. 1872.

Der wichtigste, grundlegende Theil der Erdkunde, der sogenannte mathematische, welcher dem Anfänger stets die größten Schwierigkeiten zu bereiten pflegt, war seltsam genug bis vor kurzem namentlich mit kartographischen Unterstützungen des Verständnisses am stiefmütterlichsten bedacht. Wetzels Wandkarte wurde daher schon bei ihrem ersten Erscheinen lebhaft willkommen geheissen von Seiten der Schulmänner, und wie vielseitig dies geschah, zeigt die bereits im vergangenen Jahre nöthig gewordene neue Auflage.

In dieser uns vorliegenden zweiten Bearbeitung stellt sie ein umfangreiches aus neun Sectionen zusammengesetztes Blatt mit 28 Darstellungen aus dem Gebiete der mathematischen Geographie dar. In einer Ausführung, die an Deutlichkeit und technischer Eleganz kaum etwas zu wünschen übrig läßt, sind nicht nur jene Abbildungen mit kräftig markirter Zeichnung wiedergegeben, die in unseren Schulatlanten auf den ersten Kartenblättern vereint zu werden pflegen, sondern es sind auch Figuren zur Einführung in ein wissenschaftlicheres Studium der wichtigsten unsere Erde näher betreffenden Thatsachen und Gesetze der Sternkunde sowie Bilder von Kometen, Mondbergen und Sonnenflecken hinzugefügt.

Ein beigegebenes Heft von „Erläuterungen“ giebt für jede einzelne Abbildung ausführliche Erklärung mit dankenswerthen Win-



ken für die methodische Verwerthung des jedesmal Veranschaulichten. Nachzutragen wäre zu Figur 8 und 9 etwa noch die Benutzung zum Beweise des Satzes, dass auch die thermischen Unterschiede der Jahreszeiten von dem größeren oder kleineren Winkel der In-solation abhängen (zu diesem Zwecke wäre das Ansetzen einer kurzen Parallele zur Linie  $c e$  an den Punkt  $b$  in beiden Figuren empfehlenswerth).

Jeder, der den Unterricht in mathematischer Geographie aus eigener Praxis kennt, wird mit dem Verfasser darin übereinstimmen, dass die eigenthümlichen Schwierigkeiten der dabei zur Sprache kommenden Verhältnisse Veranschaulichung nöthig mache, diese zwar „in vielen Fällen am besten durch geeignete Apparate bewirkt“ werde, dass aber trotzdem der Lehrer immer genöthigt sein werde die „Unterweisung durch Zeichnung entsprechender Figuren verständlicher zu machen.“ Ohne ein gutes Tellurium mit Kurbeldrehung und womöglich wirklicher (Kerzen-) Beleuchtung seiner kleinen Erd- und Mondkugel im verfinsterten Lehrzimmer wird die Erklärung der doppelten Erdbewegung, der Trabantendienste des Mondes, der Sonnen- und Mondfinsternisse bei den meisten Schülern schwaches, wenigstens sehr mühsames Verständnis erwecken; wie lustig begreifen sie das alles nach der kleinen Theatervorstellung! Nun frage man aber, wer von den Schaulustigen z. B. die Mondbahn während des Kreislaufs eines Jahres an dem in Bewegung gesetzten Telluriummodell richtig erfasst habe? Die meisten werden hinterher den, wie Wetzel S. 11 der „Erläuterungen“ versichert, auch bei Erwachsenen oft zu hörenden Aberglauben bekennen, der Mond drehe sich in Schleifen um die Erde, beschreibe also ununterbrochen um dieselbe eine abwechselnd vor- und rückwärts strebende Curve wie die Punkte des Umfangs eines sich drehenden Wagenrades eine solche um die Axe beschreiben. Befähigtere Schüler werden zwar, wenn der Lehrer bei der so werthvollen Telluriumdemonstration das Augenmerk gerade auf diese Eigenthümlichkeit zu lenken nicht versäumt hat, nicht nur mit dem Auge erkennen, dass die jährliche Mondbahn eine allein fortschreitende Spirallinie darstellt, dem Mond ausschliesslich eine Fortbewegung, wiewohl in genauem Zeitenwechsel eine beschleunigte und dann wieder retardirte Fortbewegung auf seiner Jahresbahn eigen ist, sondern sie werden auch wohl die Nothwendigkeit davon aus der so viel schnelleren Fortbewegung der Erde, der hiergegen so viel langsameren Drehung des Mondes um die Erde begreifen, — indess graphische Fixirung zumal derartiger ihrem Wesen nach vergänglichen Anschauungen wird für alle Schüler ohne Ausnahme erwünscht sein. Das bei Wetzel in Figur 11 gegebene Bild eines Stückes der jährlichen Mondbahn wird z. B. für den eben bezeichneten Fall bestens das Erwünschte leisten und so für diese Einzelheit wie mehrere der anderen Abbildungen wieder für andere mit Hilfe des Telluriums erworbene Kenntnisse tiefere Einprägung, jeden Augen-

blick zu erneuernde Erinnerung an das Gesehene vermitteln. Wollte der Lehrer diese meist ziemlich verwickelten Zeichnungen an der Tafel entwerfen, so würde er es auch bei seltenster Zeichenfertigkeit entweder doch an Accuratesse fehlen lassen oder beträchtliche Zeitopfer bringen müssen.

Eins ist ja des Beweises gar nicht bedürftig: dass entweder für die Elemente der mathematischen Geographie ein paar Demonstrationen oder flüchtige Kreideskizzen an der Schultafel genügen, oder die Wandkarte ebenso wenig zur Verdeutlichung dieser Dinge entbehrt werden kann wie die betreffenden Karten im Atlas. Wetzels Wandkarte leistet jedoch, wie schon oben angedeutet, mehr. Indem sie Figuren enthält für den Beweis der Keplerschen Gesetze, für Declinations- und Rectascensionsbestimmung der Sterne, für den Unterschied wahrer und mittlerer Sonnenzeit und dgl. bietet sie dem mathematisch-geographischen Unterricht in den oberen Classen treffliche Unterlagen; aber es scheint eben das ein Anzeichen davon, dass die Unterweisung in den allerersten Anfangsgründen der mathematischen Geographie, wie sie bei uns überall Bestandtheil des Sextapensums ausmacht, durch diese Karte nicht gedient werden soll. Man kann wenigstens gewiss nicht behaupten, all die etwa für den Primaunterricht berechneten Zeichnungen *schadeten* doch nichts, wenn sie mit auf demselben Blatt ständen, das auch in Sexta benutzt werden solle. Diese Behauptung wäre nur dann stichhaltig, wenn jene Zeichnungen auf der Rückseite der Karte sich befänden oder wenig ins Auge fielen. Bilder indessen, wie sie hier sogar in grellen Farben uns entgegenstrahlen, besonders die im tiefblauen Rechteck nach ihrer Größe recht eindrucksvoll aufgereihten Planetenbilder, lenken so unzweifelhaft den Blick neugieriger Kleinen ab, dass es sicher schwer fallen wird, ihre Aufmerksamkeit auf die unter dem hübschen bunten Gemälde befindliche Zeichnung der wirklichen jährlichen Erdbewegung und der Ekliptik zu concentriren.

Das führt uns zunächst auf eine Schattenseite der Wetzelschen Wandkarte, die selbst bei ihrer Anwendung allein in höheren Classen nicht unbemerkbar sein möchte: sie enthält ein gar zu mannigfaltiges Nebeneinander von Dingen, die absolut nicht in einer Stunde, ja noch nicht einmal in einem Monat alle zusammen Gegenstand des Unterrichts sein können. Es ist, als wenn man auf einer gewöhnlichen Landkarte versuchen wollte, einen Erdtheil, dann specieller noch einmal die einzelnen Länder desselben, dazu auch ein paar Gebirgslandschaften und Nationaltypen zur Anschauung zu bringen. Recht vortheilhaft erscheint es, den Schülern gelungene Bilder von Mondgebirgen, wie sie in größeren Teleskopen gesehen werden, von möglichst verschiedenartigen Kometen, von den Sonnenfackeln und Sonnenflecken, dem riesigen Jupiter und umringten Saturn neben der kleinen Erde an der Wandkarte vorzuzeigen, — aber warum muss auf demselben Blatt aller sonstige Apparat für die mathematische Geographie versammelt sein? Das Format der Wandkarte ist

bei der hier geschehenen Vereinigung von vollen 28 Darstellungen fast ins Uebermafs gewachsen, was auch beim Aufhängen der Karte in der Classe hie und da Schwierigkeit verursachen möchte; wo z. B. die bezüglichen Vorrichtungen, die eben doch nur das gewöhnliche Wandkartenformat berücksichtigen, über dem Katheder liegen, würden die Schüler der vordersten Bänke die erwähnte Mondbahnfigur in der Mitte des unteren Randes schwerlich erkennen können.

Würde es dem Verfasser genehm sein, das nächste Mal seine Figurensammlung etwa auf zwei Kartenblätter zu vertheilen, so wäre aber dann vielleicht auch Gelegenheit einem sehr viel größeren Bedürfnis unserer Schulen abzuhefen; nämlich klare Wandkartenbilder für gründliche Einweihung in die ersten Anfangsgründe der mathematischen Erdkunde zu liefern.

Selbstverständlich müssten ganz nach der von unserem Autor beliebten Anordnung Bilder voranstellen, welche die scheinbare Bewegung der Himmelskörper um die Erde zum Gegenstand nähmen, Horizont, Himmelsgegenden, Zenith u. s. w. aufwiesen. Folgen jedoch müssten auch solche, die vom Schein zur Wahrheit die Brücke legten. Mag man, wenn Zeit genug zur Verfügung steht, von den Wundern der Sternenwelt erzählen und die Phantasie der Schüler mit Eindrücken idealer Kosmosreisen unterhalten und befruchten, — nie sollte man vergessen, dass vor allem für eine keineswegs phantasievolle trockene Begriffsbestimmung mit aller Mühe und Gründlichkeit zu sorgen ist: für die der geographischen Länge und Breite. Kaum glaublich klingt es, auszusprechen, dass Klarheit über diese Grundbegriffe aller geographischen Orientierung geradezu eine Seltenheit auf unseren Schulen zu sein scheint. Wenn, wie wir versichern dürfen, selbst Candidaten des höheren Schulamtes außerordentlich häufig Breitengrade mit Parallelkreisen, Längengrade mit Meridianen verwechseln, so sieht man wohl ein, wie übel der gewöhnlich schon in Sexta eingewurzelte Irrthum nachwirkt: „die Linien in nord-südlicher Richtung auf der Karte seien die Längengrade, die in west-östlicher die Parallelkreise.“<sup>1)</sup> Nun wäre es ja wohl leicht, kurzweg in Sexta zu lehren: die 15 Meilen breiten Streifen, die gürtelförmig die Erde in der Richtung des Aequators auf jedem Globus umziehen, sind die Breitengrade, die Parallelkreise verhalten sich zu ihnen nur ähnlich wie die obere und untere Kante der Schultafel zu ihrer Fläche als Grenzlinien, und analog in Betreff der Längengrade und Meridiane, endlich könnte man auch hinzufügen: statt z. B. zu sagen, Berlin liegt „auf“ dem 53. Breitengrad ist es Mode zu sagen „unter,“ — dann käme der Anfänger, der noch kaum an die Verpönung des Oben und Unten bei Landkarten gewöhnt ist, wenigstens nicht auf

<sup>1)</sup> Diese schon auf Seite 50 dieses Jahrgangs gemachte Bemerkung wird hier im richtigen Wortlaut wiederholt, da sie an jener Stelle durch ein Versehen entstell war.

die traurige Idee, jenes „unter dem 53. Breitengrad“ solle ein „südlich von 52. Parallelkreis“ bedeuten. Indessen wozu sollte dann alle mathematisch-geographische Propädeutik, wenn man gänzlich verschwiege, dass all diese terrestrische Ortsweisung nur ein Reflex der Himmelsbeobachtung ist, dass, wie hier so schön durch Figur 7 zu zeigen, der scheinbare Wandel der Sonne durch die Thierkreiszwölfstel mit zweimaliger Kreuzung des Weltäquators weiter nichts ist als eine von der Jahresbewegung der Erde und der Schrägrichtung ihrer Axe herrührende Täuschung?

Darum können wir es auch nicht billigen, wenn Wetzels in der Erklärung zu seiner Figur 6 von einer „Projection der Parallelkreise der Erde auf den Himmel“ redet. Grade hierin sollte die Methode des Unterrichts den geschichtlichen Gang der wissenschaftlichen Erkenntnis der Stellung unserer Erde zum Weltall einschlagen, wie sie es ja beim steten Ausgehen vom Schein der am Himmelszelt erkennbaren Bewegungen und dann erst folgenden Uebergang zum wirklichen Sachverhalt immer thut. Längst ehe ein Globus construirt war, kannten die Griechen das Bärengestirn und die anderen „nie im Ocean sich badenden“ Sterne, aus dem Höhenstand der Sonne fanden sie die Polhöhe d. h. Breite von Alexandrien und Rom. Führt man so den Schüler von der Betrachtung des Nordpols am Himmel, der Weltaxe, des Weltäquators und der am Himmelsgewölbe gezogen gedachten Parallelkreise zur Uebertragung aller dieser Orientirungselemente auf die Erde, so hat man jene dem Anfänger sonst völlig unbegreifliche Vertauschung des „auf“ und „unter“ ihm sofort aufgeklärt und, was viel wichtiger, die Gradmessung ihm in ihrem Wesen d. h. als Winkelmessung aufgedeckt; er wird dann ebenfalls und fast von selbst begreifen, warum man sich der freilich sehr unmathematischen Sitte hingiebt, die Grade auf der Oberfläche der Erdkugel nicht wie Winkelgrößen, sondern wie Flächengrößen zu betrachten.

Mancher würde es deshalb wohl auch mit uns gern sehen, wenn auf einem für den Anfangsunterricht mitbestimmten Kartenblatt zur mathematischen Geographie die hier unter No. 13 stehende Zeichnung für die Ortsbestimmung eines Sternes in Beziehung 1) auf den Horizont 2) auf den Aequator 3) auf die Ekliptik deutlicher und zu dem Zweck vor allem größer, vielleicht sogar lieber in drei Darstellungen nach den drei Möglichkeiten der Bestimmung getrennt würde, überhaupt wenn große, einfache Darstellungen vorwalteten, besonders für solche Beobachtungen, die wie z. B. jene des höchsten und niedrigsten Standes circumpolarer Sterne, unmittelbar auf die Entdeckung des Polpunktes, der Polhöhe, der Breite des Beobachtungsortes führend, eben durch ihre sichtliche Leichtigkeit (von aller auf Minuten und Secunden erpichten Exactheit natürlich abgesehen) den Schüler mächtig zum Selbstbeobachten der Natur reizen. Der schönste Erfolg wird angesichts der Erklärung dieser prometheischen Raubthaten an des Himmels Schätzen zum Besten unserer Erde

ohne Frage demjenigen Lehrer winken, der es versteht und vermag, mit seinen Schülern den astronomischen Theil der Geographie nicht ausschliesslich in der Schulstube zu treiben ähnlich wie Botanik im Winter, sondern möglichst vereinfachte Beobachtungen wie z. B. die der Höhe der Mittagssonne über dem Horizont in verschiedenen Jahreszeiten, insbesondere zur Zeit des Frühlings- und Herbstäquinociums praktisch mit ihnen auszuführen und durch sie ausführen zu lassen. Wie dies sehr wohl zu ermöglichen, selbst mit Schülern der untersten Classenstufen, zeigte schon vor Jahren unser größter deutscher Geograph, Oscar Peschel, in seinem bereits bei früherem Anlass in diesen Blättern angezogenen lehrreichen Aufsatz über den geographischen Unterricht (in der Deutschen Vierteljahrsschrift.)

Berlin.

Kirchhoff.

- Geiser, Dr. C. F.**, Dozent am schweizerischen Polytechnicum, *Einleitung in die synthetische Geometrie*. Ein Leitfaden beim Unterrichte an höheren Realschulen und Gymnasien. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1869. VIII u. 183 S.
- Brennecke, Dr.**, Director der Realschule zu Posen, *Einführung in das Studium der darstellenden Geometrie* (Ergänzung zu jedem Lehrbuch der elementaren Stereometrie). Mit 101 Figuren auf 6 lithographirten Tafeln. Berlin, 1869. Verlag von Th. Chr. Enslin. VI. u. 74 S.
- Sperling, Chr.**, Professor am Catharineum in Lübeck, *Vorschule und Anfangsgründe der descriptiven Geometrie*. Ein Cursus für die Secunda einer Realschule erster Ordnung. Mit 155 Holzschnitten. Hannover, Hahnsche Hofbuchhandlung 1870. XVI u. 167 S.
- Butz, W.**, Oberlehrer der Realschule erster Ordnung zu Elbing, *Anfangsgründe der darstellenden Geometrie, der Axonometrie, der Linearperspective und der Schattenconstruction* für den Schul- und Selbstunterricht bearbeitet. Mit 16 Figurentafeln. (Ergänzungsband zu Koppes Lehrbüchern der Mathematik). Essen, Druck und Verlag von G. D. Baedeker 1870. X u. 110 S.
- Pohlke, K.** *Darstellende Geometrie*. Erste Abtheilung. *Darstellung der geraden Linien und ebenen Flächen so wie der aus ihnen zusammengesetzten Gebilde* mittelst der verschiedenen Projectionarten. Nebst einem Hefte von zehn Tafeln. Dritte Auflage. Berlin, 1872. Verlag von Rudolph Gaertner. XII u. 147 S.

Die angeführten Werke gehören der Litteratur über den Unterricht in der darstellenden Geometrie an; bei ihrer Besprechung wird es nicht vermieden werden können, einige verwandte, in derselben Zeit in die Oeffentlichkeit getretene litterarische Erscheinungen zum Vergleiche herbeizuziehen. Unter ihnen ist dasjenige von Herrn Pohlke, welches hiermit in dritter Auflage vorliegt, seit seinem ersten Erscheinen 1860 in weiten Kreisen bekannt und geschätzt. Die Erweiterung des Begriffes der darstellenden Geometrie als Jubegriff aller Methoden, nach welchen Gestalt und Lage der Raumbilde durch Zeichnungen dargestellt werden, oder als wissenschaft-

liche Begründung der Zeichenkunst, die Einführung der Begriffe der neueren Geometrie insbesondere mit Berücksichtigung der deutschen Mathematiker Steiner und Moebius, der streng wissenschaftliche Gang aller Entwicklungen, dies sind die Eigenschaften, welche dem Werke bei seinem Erscheinen den Beifall der deutschen Fachgenossen erwarben, und welche in Zukunft von jedem wissenschaftlich gehaltenen deutschen Werke über denselben Gegenstand werden gefordert werden müssen. Die systematisch durchgeführte Bezeichnungsweise, welche sich an das bekannte praktisch geschriebene Lehrbuch von Wolff: „Die beschreibende Geometrie und ihre Anwendungen“ anlehnt, empfiehlt sich durch Consequenz und Uebersichtlichkeit. Durch Knappheit des Vortrages hat der Herr Verfasser es erreicht, in dem kleinen Umfange eine große Fülle von Stoff zu bringen. Endlich ist es bekannt, dass zur Lösung der meisten Aufgaben über die Darstellung auf zwei Projectionsebenen die durch Olivier besonders in Aufnahme gekommene Methode der Veränderung der Projectionsebenen in Anwendung gebracht ist. Dieser Umstand und die gedrängte Sprache des Ganzen machen das Buch für einen Anfänger zum ersten Selbststudium etwas schwierig. Es soll ja auch ein Lehrbuch für Studierende, zunächst für die Schüler des Herrn Verfassers selbst sein, also für solche, die es neben einem Vortrage benutzen, und hat seine Brauchbarkeit als solches durch seine wiederholten Auflagen bewiesen. Die Aenderungen der dritten Auflage sind nur solche, wie sie ein sorgfältiger Autor bei der Ausfeilung von Einzelheiten eines als vortrefflich anerkannten Werkes vornimmt. Plan und Umfang sind unverändert geblieben; selbst die Zahl der Paragraphen ist beibehalten, obschon einzelne umgeschrieben oder durch andere ersetzt sind. — Trotz der nothwendig gewordenen dritten Auflage dieser „ersten Abtheilung“ der darstellenden Geometrie verlautet nichts über eine zweite, die krummen Linien und Flächen betreffende. Es scheint fast, dass diese erste Abtheilung die einzige bleiben sollte.

Die übrigen zur Besprechung vorliegenden Werke sind für den Schulgebrauch geschrieben. Es sind aber in demselben Zeitraum zwei größere Werke über darstellende Geometrie erschienen, welche in eigenartiger Weise diesen Zweig der angewandten Mathematik gestalten und in gewisser Weise daher die Ideen des Herrn Pohlke fortführen. Sie mögen daher hier der Vollständigkeit wegen gleichfalls kurz charakterisirt werden, ohne dass eine eingehende Würdigung ihrer Tendenzen versucht werden soll.

Voran nenne ich das Werk des Herrn Fiedler: „Die darstellende Geometrie. Ein Grundriss für Vorlesungen an technischen Hochschulen und zum Selbststudium. Mit 228 Holzschnitten und 12 lithographirten Tafeln.“ Leipzig, Teubner, 1871. XXXVI und 592 S. Das Buch soll nach Anlage und Durchführung kein Lehrbuch der darstellenden Geometrie für Anfänger sein; es setzt im Gegentheil eine vorgängige Bekanntschaft mit dem Gegenstande vor-

aus und ist auf Schüler technischer Hochschulen berechnet, welche außerdem noch Vorträge über höhere Mathematik hören. Es wahr daher durchweg den Charakter eines Grundrisses. Von seinen beiden Theilen behandelt der erste die „Methodenlehre, entwickelt an der Untersuchung der geometrischen Elementarformen und ihrer einfachen Verbindungen,“ der zweite die constructive Theorie der krummen Linien und Flächen.“ Mit der Centralprojection beginnend führt es durch die constructive Theorie der Kegelschnitte als Kreisprojectionen und die centrische Collineation räumlicher Systeme als Theorie der Modellirungsmethoden hindurch zu den Grundgesetzen der orthogonalen Parallelprojectionen, ihrer Transformation und der Axonometrie, um im zweiten Theile die Curven und abwickelbaren Flächen, die krummen Oberflächen im allgemeinen und die Flächen zweiten Grades insbesondere, die windschiefen geradlinigen Flächen, die Rotationsflächen und die projectivischen Coordinaten nach dem im ersten Theil gelehrteten Methoden zu behandeln. Der Herr Verfasser hat sein Augenmerk gerichtet auf „Entwicklung und Ausbildung des Vermögens der Raumschauung an der Hand der zeichnenden Darstellung,“ so dass die darstellende Geometrie die natürliche Einführung in die Geometrie der Lage wird; in seiner Hand ist aus ihr sogar ein gutes Stück Geometrie der Lage geworden. Daher findet man keine praktischen Beispiele, keine ausführlich behandelten Elementaraufgaben. Oft folgen sich mehrere Seiten lang Aufgaben ohne Lösungen, ohne dass dieselben immer als bloße Uebungen bei Seite gesetzt werden dürften, da sie später gebraucht werden. Es ist klar, dass die Lectüre eines so geschriebenen Buches nicht leicht ist, wenn man dem Ideengange genau folgen will; es ist in seiner deutschen Gründlichkeit weit von der leichten Eleganz entfernt, die den französischen Werken über darstellende Geometrie eigenthümlich ist. Dafür entschädigt es durch einen großen Reichtum an Inhalt und Aufgaben, durch die stete Beziehung zur neueren Geometrie. Kurz das Buch ist von derselben gründlichen Gediegenheit, die man bei dem Herrn Verfasser schon lange kennt. Ob unsre jungen Techniker die Energie haben, sich durch ein solches Werk hindurchzuarbeiten, scheint mir zweifelhaft.

Die Aufnahme der Figuren in den Text hat natürlich ihre Größe beschränkt, doch nicht so, dass die Kleinheit beim Lesen lästig würde; dagegen ist das Zurückblättern und oftmalige Umschlagen zur Vergleichung der Figuren beschwerlich. Die Rücksicht auf Bequemlichkeit wiegt daher wohl schwer genug, um die Vereinigung der Figuren in besonders zu gebenden Tafeln wünschenswerth erscheinen zu lassen. Druck und Ausstattung sind von der bekannten Güte der Teubnerschen Verlagswerke.

Das zweite gröfsere, kurze Zeit vor dem Erscheinen des eben besprochenen Werkes veröffentlichte Buch über descriptive Geometrie ist das von Herrn J. Schlesinger: „Die darstellende Geometrie im Sinne der neueren Geometrie für Schulen technischer Richtung.“

Mit 194 Holzschnitten. Wien Druck und Verlag von Carl Gerolds Sohn 1870. VIII u. 500 S. Wegen der Priorität der Publication hätte es vor dem vorigen Werke angeführt werden müssen. Da aber Herr Fiedler durch zwei Abhandlungen (Schloemilch, Zeitschr. f. Math. u. Phys. 1863 und Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1867) den Anstofs zur Abfassung der vorliegenden Schrift gegeben hat, so war es natürlicher die wenigen Zeilen über das umfassendere Werk voranzustellen. — Das umfangreiche Buch zerfällt in sieben Abschnitte. I. Vorbegriffe. II. Das Projiciren in der Ebene. III. Die Elemente der orthogonalen, axonometrischen, schiefen, centralen und collinearen Projectionen. IV. Entstehung, Darstellung und Untersuchung der Regel- und Curvenflächen. V. Construction der gegenseitigen Durchschnitte gegebener Flächengebilde. VI. Beleuchtungsconstructions. VII. Ueber geometrische Orte.

Trotz des bedeutenden Umfanges des Werkes und der Menge der freilich mit wenig mathematischen Hilfsmitteln streng methodischbehandelten Gegenstände ist es nicht blofs für technische Hochschulen geschrieben, sondern soll im Gegentheil in den österreichischen „Oberrealschulen“ als Schulbuch gebraucht werden. Einem solchen Werke gegenüber, das in eigenthümlicher Methode die darstellende Geometrie für Schulen zum Vortrage bringt, muss ich mit meinem Urtheile zurückhalten, da ich zu wenig mit dem österreichischen Realschulwesen bekannt bin, als dass ich über seinen pädagogischen Werth eine Meinung äufsern dürfte. Zur Einführung in unsere Realschulen ist das Buch aus vielen Gründen gar nicht geeignet. Aber auch bei der sachlichen Besprechung will ich aus anderem Grunde eine gewisse Zurückhaltung bewahren. Zwar hat das Werk von vielen Seiten uneingeschränktes Lob gefunden. Allein bei aller Anerkennung vieler originellen, wenn auch nicht immer guten Seiten finde ich an ihm so viel auszusetzen, dass ich in der vorliegenden Zeitschrift für Gymnasialwesen lieber darauf verzichte, meine zu motivirenden Bedenken mitzuthellen. Es gehört das Buch zu einer Art, wie man sie manchmal gern liest, nämlich zu denen, welchen man auf jeder Seite opponiren muss. Zuweilen ist eine solche Lectüre eine angenehme Aufregung und nützt durch den fortdauernden Krieg, in dem man sich mit dem Autor befindet. Dass indes auch in Oestreich nicht alle Lehrer das Buch mit Begeisterung oder ohne Widerspruch angenommen haben, wie das Herr Scherling in der Vorrede zu seinem oben citirten Werke thut, möchte ich aus einer nachträglich von Herrn Schlesinger geschriebenen Broschüre<sup>1)</sup> folgern, die mehrere bedenkliche Punkte selbst zur Sprache bringt und das Verdienst hat, den Standpunkt des Verfassers klar darzulegen, insbesondere in den unvermittelten Anfang einen

<sup>1)</sup> I. Schlesinger, die Unterrichtsmethode der darstellenden Geometrie im Sinne der neueren Geometrie an Realschulen. Wien, Carl Gerolds Sohn. 24 S.



experimentalen — nicht mathematischen Zusammenhang zu bringen. Wunderbar ist es, dass jemand die neuere Geometrie in die descriptive Geometrie einführt, der selber erklärt, erst in vorgerückten Jahren die neueren geometrischen Forschungen mit Schwierigkeit durchgearbeitet zu haben, der erklärt, dass dem Mathematiker von seinem Standpunkte wenig daran liegen könne, ob die Schüler eine lebhaft und sichere Vorstellung von den räumlichen Grundgebilden erhalten oder nicht (die daher der Lehrer für darstellende Geometrie zu behandeln hat). Gleichwohl zeigen solche Aeußerungen, dass Herr Schlesinger ursprünglich Lehrer für die darstellende Geometrie neben einem Mathematiker war.

Dieser Umstand erklärt viele Sonderbarkeiten im Buche, insbesondere im Vortrage mathematischer Begriffe. — Die Sprache des Buches ist für uns Norddeutsche in vielen Wendungen ungewohnt und wird durch die große Menge von neugebildeten *terminis technicis* noch fremdartiger.

Es ist schwer, an allen diesen Dingen mit flüchtiger Berührung vorbeizustreifen, da sie oft genug Anstofs geben. Eine Schlussbemerkung will ich mir jedoch erlauben. Herr Schlesinger selbst giebt zu, dass nach seinem Plan ein Unterschied im Vortrage der descriptiven Geometrie auf Realschulen und Polytechniken nicht mehr existire. Das ist ein Fehler in der Vertheilung des Stoffs für die Anstalten, welche Vertheilung seine Aufgabe gewesen wäre. Dieser Fehler zeigt sich im Buche durch Beschränkung nach der einen Seite (z. B. Ausschließung der Trigonometrie), durch die große Ausführlichkeit an anderen Stellen, so dass der Herr Verfasser in jener Broschüre selbst die Wechslung mancher Partien des Buches auf Schulen verlangen muss. — Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, welcher der sogenannten älteren Methode wiederholt gemacht wird, weil sie durch verschiedene Kunstgriffe — w. z. B. die vom Verfasser geschmähten Drehungen — einfache Constructionen ermöglichte, könnte ferner leicht auf einen Autor zurückfallen, der in der Einseitigkeit einer Methode den Masstab der Wissenschaftlichkeit findet.

Eine genaue Vergleichung mit älteren nicht blofs österreichischen Quellwerken würde manches, wie z. B. die Congruenzprojectionen als schon dagewesen nachweisen. Für die eingeführte Terminologie wäre eine bedeutende Sichtung unter Berücksichtigung solcher älteren Werke wünschenswerth gewesen. Manche von den hiergegen zu machenden Einwänden werden unten bei dem Werke des Herrn Scherling vorkommen, der kurze Zeit nach der Veröffentlichung des vorliegenden Buches sein Schulbuch fertig gestellt hat und sowohl im Lehrgange wie in der Terminologie sich eng an dasselbe angeschlossen hat. —

Als eigenthümlicher Versuch, der mit vielen methodischen Winken durchflochten ist, kann das Werk dem Lehrer in dem Sinne empfohlen werden, dass es zu Gedanken vielfach anregt; dem Schü-

ler würde ich es nimmermehr in die Hand geben. Das Papier könnte den grauen Schein entbehren und fester sein; die Figuren hätten feiner geschnitten sein können.

Wenden wir uns nun nach der kurzen Besprechung dieser größeren Werke zu den kleineren, welche auf den Unterricht in unseren höheren Schulen berechnet sind.

Es ist wunderbar genug, dass seit 1859, wo die beschreibende Geometrie in Preußen als obligatorischer Unterrichtsgegenstand in die Realschulen erster Ordnung eingeführt wurde, kein Lehrbuch der descriptiven Geometrie erschienen ist, welches sich einer allgemeinen Anerkennung erfreute. Es giebt sogar Realschulen, die noch heute diesen Gegenstand vollständig dem Zeichenunterrichte überlassen. Abgesehen davon, dass die erläuternden Bemerkungen der Unterrichtsordnung fordern: „Auf der Realschule müssen die Hauptsätze der beschreibenden Geometrie, Schattenconstruction und Perspective in Anschluss an die Stereometrie durchgenommen werden“, dass also die darstellende Geometrie hierdurch dem mathematischen Unterrichte überwiesen wird, scheint mir zu einem das innere Verständnis der Sache aufschließenden Vortrage über diesen Gegenstand, so wie es die Prüfungsordnung verlangt, ein mathematisch durchgebildeter Lehrer allein geeignet. Durch eine gründliche Durcharbeitung der Aufgaben vermag er dabei planimetrische und stereometrische Anschauungen und Sätze zu üben und somit die Stereometrie nach einer Seite hin fruchtbar zu machen, die über die Körperberechnungen meist vernachlässigt wird.

Die Gründe, weshalb die descriptive Geometrie in so wenig fixirter Art gelehrt wird, sind mannichfacher Natur; sie werden in den vorliegenden Lehrbüchern zumeist auf die Schwierigkeit des Unterrichts zurückgeführt. Ich gebe dies zu, muss aber bemerken, dass die descriptive Geometrie bei unseren transvogesischen Nachbarn, die wir ja sonst im höheren Schulunterrichte zu übertreffen meinen, seit Monge in hohem Ansehen gestanden hat. Wurde doch den nach den neuen Reichsländern gegangenen Lehrern überall der Wunsch von den Einwohnern entgegengebracht, die darstellende Geometrie möchte auf den höheren Schulen gepflegt werden. Es mag dies ein Nachhall von der Begeisterung sein, mit der Monge die descriptive Geometrie in das Leben rief und von der das classische Programm vor seinem Hauptwerke uns Kunde giebt. Jedenfalls sind aber hierdurch die Schwierigkeiten als nicht unübersteiglich erwiesen. — Ein nicht zu unterschätzendes Moment ist es, wie mir scheint, dass alle Lehrer der Mathematik bis jetzt nur aus den Gymnasien hervorgegangen sind, und weder hier noch später auf der Universität, wo keine Vorlesungen über unseren Gegenstand gehalten werden, Uebung in den Methoden der darstellenden Geometrie gewinnen. In der Prüfung *pro facultate docendi*, die immer bloß noch auf Gymnasien berechnet ist, wird auch nicht danach gefragt, und es

kostet gewiss dem älter gewordenen Manne, wenn er den Unterricht in der Prima übernimmt, viel Mühe, sich in dieses halb der Praxis angehörige Gebiet hineinzuarbeiten, das ihm so lange fremd gewesen ist. Um Missverständnisse zu vermeiden, will ich hinzufügen, dass ich nur auf eine Thatsache hinweise, die nicht wegzuleugnen ist, dass ich jedoch nicht etwa eine bezügliche Aenderung der Prüfungsordnung wünschte. Obschon ich die Kenntnis der darstellenden Geometrie als etwas für jeden Mathematiker Nützlichem ansehe, so erscheint mir die möglichste Studienfreiheit ohne Zwangscolleg und Zwangsprüfung doch werthvoller. In der Mannichfaltigkeit der Formen, unter welchen der Unterricht in der descriptiven Geometrie auf Schulen gegeben wird, scheint mir sogar sehr glücklich ein Spielraum gegeben, innerhalb dessen jeder Lehrer sich nach Maßgabe seiner Individualität bethätigen kann, indem er das Beste giebt, was er zu geben vermag. Dies ist für den Hauptzweck jedes Unterrichts, die geistige Gymnastik der Jugend, mehr werth, als wenn der Lehrer nach genau abgegrenzten Pensen in jeder Stunde einen vorherbestimmten Satz widerwillig vorträgt.

Wie sehr nun aber die Ansichten über das dem Schüler zu überliefernde Material auseinandergehen, zeigen uns die oben genannten drei Werke, zu denen ich, um jede Richtung vertreten zu haben, hier die Programmabhandlung des Herrn Flohr hinzufüge: Michael 1868, Dorotheenstädtische Realschule in Berlin. — Nach der einen Ansicht (Scherling, Flohr) soll der Unterricht in der darstellenden Geometrie mit einer Unterweisung in den Lehren der neueren Geometrie verbunden sein; nach der anderen (Brennecke, Butz) wird die Disziplin in der Beschränkung, wie Monge sie lehrte, mit mathematischer Begründung vorgetragen; doch herrschen über den Umfang des Stoffs verschiedene Meinungen bei den Vertretern beider Richtungen.

Damit wären wir denn vor eine neue Frage gestellt, über die Stellung der neueren Geometrie auf den Schulen. Ihr Eingreifen in die descriptive Geometrie ist zu Anfang bei der Besprechung der größeren Werke erwähnt worden; auf die durch die neuere Geometrie eingeführten Begriffe wird jeder bei einer Vertiefung in den Gegenstand mit derselben Nothwendigkeit geführt, mit welcher Poncelet und Steiner zur Auffindung der projectivischen Beziehungen der Figuren gelangten. Der Zusammenhang ist also ein innerer. Die Frage kann nur die sein, ob die Schule durch Beschränkung der sonst behandelten Gebiete Zeit gewinnen muss, die Vorstellungen der neueren Geometrie einzuüben. Bekanntlich haben viele Begriffe derselben, besonders die von Steiner in seinen „geometrischen Constructionen“ für die Schule bearbeiteten Sätze über harmonische Punkte, Aehnlichkeitspunkte u. s. w. in manche Lehrbücher Eingang gefunden. Ohne mich auf eine hier zu weit führende Discussion dieser augenblicklich schwebenden Frage einzulassen, will ich nur kurz

meine Meinung aussprechen. Kann ein Lehrer ohne wesentliche Beschränkung der übrigen Theile der Elementarmathematik, die Vorstellungen der neueren Geometrie den Schülern geläufig machen, so bin ich vollständig damit einverstanden, dass er unter diesem Gesichtspunkte grössere Gruppen von Sätzen zusammenfasse und verknüpfe. An Stelle der endlosen Dreiecksconstructions aus drei Stücken, die den Schüler ermüden, kann sehr vieles aus den vorhin bezeichneten Gebieten in Gestalt grösserer Cyklen von Aufgaben gelehrt werden, und so wird ja auch an vielen Schulen verfahren, wenn in den oberen Classen ein Repetitionscursus für Planimetrie gehalten wird. Für die descriptive Geometrie sind insbesondere die Lehren von den Aehnlichkeitspunkten, harmonischen Punkten, der Affinität und vielleicht der Collineation einzuüben. Sie sind nothwendig, genügen aber auch. Dagegen könnte ich eine Beeinträchtigung anderer Gebiete der Mathematik, insbesondere der analytischen Geometrie, nicht gutheissen. Denn es ist zu wichtig, dass ein Techniker oder ein Student der Medizin und selbst der Philologie den Begriff einer Function aus ihr mitbringe.

Es sind nun in den letzten Jahren zwei Bücher erschienen, die dem Unterricht in der neueren Geometrie auf Schulen zu Grunde gelegt werden sollen, und die somit als Vorschule für einen vollständigen Cursum theils in der neueren Geometrie, theils in der descriptiven Geometrie gelten wollen. Auf sie soll daher zuerst eingegangen werden.

Von den beiden Werken ist das des Herrn Stoll bereits in dieser Zeitschrift von Herrn Stahl angezeigt worden; dasjenige des Herrn Geiser dagegen, welches schon 1869 veröffentlicht worden ist, hat hier noch keine Besprechung erfahren. Ich will das Versäumte nachholen und in der Vergleichung beider einige neue Gesichtspunkte zu gewinnen versuchen, während ich mich sonst dem anerkenntlichen Urtheil des Herrn Stahl über das erstgenannte Werk anschliesse.

Das Buch des Herrn Geiser behandelt in acht Capiteln, 1) Die Transversalen im Dreieck, 2) Dreieck und Tetraeder, vollständige Figuren, 3) harmonische und involutorische Gebilde, 4) lineare Beziehungen in der Ebene und im Raume, 5) Potenz, Aehnlichkeitspunkte, 6) harmonische Eigenschaften des Kreises und der Kugel, 7) Anwendungen, 8) das Princip der reciproken Radien. Herr Stoll scheint das Werk des Herrn Geiser nicht gekannt zu haben; sonst würde er wohl in der Vorrede, die andere Lehrbücher erwähnt, es nicht unterlassen haben, auf seinen Vorgänger hinzuweisen und im Gegensatz zu demselben den Spezialzweck, den er verfolgt, zu bezeichnen. Dies wird daher im wesentlichen meine Aufgabe sein.

Das eine Buch ist aus schweizerischen, das andere aus großherzoglich-hessischen Kreisen hervorgewachsen, die Voraussetzungen, auf denen sie beruhen, passen daher nicht ganz auf unsere höheren Lehranstalten, da vieles bei uns in den von mir oben erwähnten Repetitionsstunden oder auch wohl in vollständigen Cursum gelehrt

wird, was sie der Schule als neuen Stoff überweisen möchten. Herr Geiser wünscht es, weil er beim Vortrage über neuere Geometrie am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich viele Mängel in den geometrischen Vorstellungen seiner Schüler bemerkt hat; Herr Stoll dagegen möchte als begeisterter Anhänger der neueren Geometrie einen Cursus darüber an Stelle der analytischen Geometrie einführen. Aus der Verschiedenheit der leitenden Gesichtspunkte erklären sich die Abweichungen in der Auswahl des Stoffes, der in beiden Büchern behandelt ist.

Gemeinsam sind beiden Büchern solche Capitel, welche in die vollständigeren Lehrbücher der Elementarmathematik, wie z. B. die der Herren Baltzer und Gallenkamp, bereits Aufnahme gefunden haben. Beide Bücher behandeln somit die merkwürdigen Punkte des Dreiecks, harmonische Gebilde, Aehnlichkeitspunkt, Potenz beim Kreise, Pol und Polare beim Kreise, das Problem des Apollonius nach zwei Methoden, involutorische Gebilde. Die jedem Buche eigenthümlichen Gebiete sind dagegen für die von den Herren Verfassern vertretenen Standpunkte charakteristisch.

Herr Geiser, Schüler und naher Verwandter von Steiner, will vorzugsweise die geometrische Anschauung üben; daher behandelt er nach einem planimetrischen Problem immer das entsprechende stereometrische; die Beweise werden, wenn nicht zu große Umwege nöthig sind, durch geometrische Betrachtungen geführt und werden zuweilen den früheren Zuhörern von Steiner bekannt sein. Sie gewähren oft einen besonderen Reiz dadurch, dass sie über das enge Gebiet, dem sie angehören, in ganz andere höhere hinüberraegen. Herr Stoll dagegen vermeidet alle räumlichen Beziehungen. Der erste den oben erwähnten beiden Büchern gemeinsame Theil seines Buches nimmt etwas mehr auf andere Autoren Rücksicht als das Werk des Herrn Geiser, giebt daher in diesem planimetrischen Theile einiges, was dem älteren Werke des schweizerischen Docenten abgeht. Der zweite Theil liefert dazu eine vollständige Entwicklung der Gesetze über die projectivische Beziehung von Geraden und Strahlbüscheln, etwa wie Schröter in „Steiners Vorlesungen. Theorie der Kegelschnitte“. In Betreff der Auswahl des Stoffes gefällt mir das Werk des Herrn Geiser besser. Was eine Theorie der projectivischen Beziehungen der Grundgebilde soll, wenn der Schüler nicht die Theorie der Kegelschnitte sofort als Anwendung erhält, ist mir unklar; so wie die Sätze jetzt bei Stoll stehen, ist der große Aufwand von Zeit, den man zu ihrer Entwicklung machen muss, unnütz; denn man übersehe ja nicht, dass die ungewohnte Anschauung dem Schüler durchaus nicht leicht wird. — Außerdem möchte ich gegen die Aeußerung des Herrn Stoll über die analytische Geometrie bemerken, dass der im ersten Theil vom Herrn Verfasser gewählte Weg der ausgedehntesten Benutzung der Sätze des Menelaus und Ceva mir nicht zu weit von den Methoden der neueren analytischen Geometrie abzuliegen scheint. — Die Behandlungsart und die

Auswahl der Gegenstände bei Geiser entsprechen also der Vorstellung, welche ich mir von einem vorbereitenden Cursus sowohl für die descriptive Geometrie, wie auch für die neuere Geometrie mache. Nur vermisse ich ungern ein größeres Capitel über Affinität, welches ich als nothwendig für die darstellende Geometrie ansehen muss. — Die Parallelisirung der Betrachtungen im Raum mit denen in der Ebene schärft die Anschauung der Schüler in dem auf Schulen so wenig gepflegten Gebiete der räumlichen Construction. Die im letzten Capitel mitgetheilte Behandlung durch reciproke Radien giebt dem Schüler neben der auch sonst gelehrtten Verwandlung der Figuren durch Aehnlichkeit, Affinität und Collineation ein praktisches Beispiel für eine höhere Verwandtschaft von Figuren, die sich punktweise entsprechen. Vielleicht hätte auch das Malfuttische Problem als vielbehandeltes für Ebene und Kugel einen Platz finden können. So viel über den Stoff.

Wenden wir uns nun zur Darstellungsart beider Bücher. Zuerst habe ich an dem Werke des Herrn Geiser die ganze Methode der Abfassung zu bemängeln. Der ungegliederte, fortwährend entwickelnde Vortrag, in welchem durch gleichmäßigen Druck alles einförmig erscheint, ist den neuesten Verehrern der neueren Geometrie eigenthümlich. Mehrere Seiten hinter einander folgen sich, äußerlich durch nichts gekennzeichnet, Sätze und Beweise; nur zuweilen wird ein Absatz gemacht, dann fließt der Wortstrom weiter. Unwesentliches und Wichtiges tritt in demselben Gewande hinter einander auf, so dass es schwer ist, selbst bei genauer Kenntnis des Buches an der Hand des mangelhaften Verzeichnisses die Stelle zu finden, wo ein bestimmter Gegenstand behandelt wird. Diese von dem Herrn Verfasser auch in der „Theorie der Kegelschnitte in elementarer Darstellung.“ (Steiners Vorlesungen) gewählte Form ist an sich schon unbequem, und Steiner selbst würde gewiss diese Nivellirungsmethode nicht gutgeheissen haben; in einer zum Schulbuche bestimmten Schrift wird sie aber als Hindernis der Brauchbarkeit geradezu tadelnswerth. — Außerdem sind die Beweise in ihrer logischen Form oft erst aus der genetischen Entwicklung herzustellen; dies ist ein zweiter Fehler, der bei einem Schulbuche, das nicht den entwickelnden Vortrag des Lehrers ersetzen soll, ebenso stark zu rügen ist. Ein Beispiel möge genügen. Auf Seite 19 heisst es mitten in einer Entwicklung: „Wenn diese Umkehrung“ (nämlich eines ausgesprochenen Lehrsatzes) „bewiesen ist, kann man wie folgt weiter schließen“, und weiter wälzt sich der Fluss der Rede ohne Hinweis auf einen etwa noch kommenden Beweis des fraglichen Satzes. Derselbe erscheint erst vier Seiten später (S. 23) nach manchen anderen die Aufmerksamkeit fesselnden geometrischen Sätzen. — Nebenbei handelt es sich um einen mit viel einfacheren Mitteln zu beweisenden Satz. Sonst ist die an dieser Stelle enthaltene sehr hübsche Betrachtung, welche von Steiner in einer bekannten Abhandlung (*Crelle-Borchards, L, III*) vertieft ist, eine interessante Be-

reicherung des Schulstoffs über das Dreieck. Auch solche Redensarten „wie eine leichte Ueberlegung lehrt“, „wie leicht erhellet“ sind bequem, aber nichts weiter. Nach meiner Meinung bedarf also das Buch einer vollständigen Umarbeitung sowohl in Hinsicht der Methode als auch in Bezug auf Anordnung des Drucks. Daher wäre es unnütz, wenn ich auf Einzelheiten eingehen wollte.

Herr Stoll hat als praktischer Lehrer die alte gute Form der Darstellung gewählt. Die mit Geschick ausgewählten Sätze sind formell so gehalten, wie man es von einem Lehrbuch verlangen muss. Die Anlage des Ganzen ist übersichtlich gemacht, der Druck gut gewählt, indem die Sätze durch gröfsere Schrift vor den mit kleineren Lettern gesetzten Beweisen hervortreten. Es ist nur schade, dass kein besserer Corrector das Werk durchgesehen hat. Die Druckfehler kann man in allen Species im Buche studiren. Von den Rückweisungen stimmt die Hälfte nicht, die Buchstaben der Beweise sind oft von denen der Figuren verschieden, und auf Seite 40 ist ein ganzes Alinea unter Aufgabe 3 gerathen, während es gerade eine Seite früher zu Aufgabe 2 gehört. Die Fig. 9 Taf. I, die schon eine Correctur im Druckfehlerverzeichnis erfahren hat, ist so verfahren, dass man an ihr nichts sehen kann. Kaum eine Seite dürfte fehlerfrei sein. Einzelheiten, die Herr Stahl bei seiner nur auf das Ganze gerichteten Anzeige übergangen hat, sollen darum auch hier nicht weiter hervorgehoben werden. Nur eins zur Klärung. Ausser der schon von Herrn Stahl hervorgehobenen Unrichtigkeit der Anschauung über das Prinzip der Dualität liesen sich noch andere weniger bedeutende fehlerhafte oder schiefe Bemerkungen des Buches bemängeln. Als Beispiel diene Seite 44 unten „was mit Berücksichtigung der nothwendigen Zeichenänderungen die erste der obigen Gleichungen ergibt.“ Bei der Rechnung vorher ist aber ein Minuszeichen vor  $p^6$  ausgefallen, so dass nur dieses Zeichen zu restituiren ist. Seite 45 „was die zweite Gleichung des Zusatzes zum vorigen Lehrsatz ist“, dürfte vor dem Richterstuhle eines den Stil kritisirenden Primaners nicht Stich halten. Solche Unachtsamkeiten auch bei den sonst zu schätzenden historischen Bemerkungen habe ich öfter getroffen; an sich sind es Kleinigkeiten, sie wiegen aber bei einem Schulbuche schwer.

Zum Schluss ein Gesammturtheil über die beiden Bücher. Bei Herrn Geiser ist die Auswahl des Stoffs verständig, doch fehlt ein Capitel über affine Figuren und Körper; die Darstellung und die Form sind für ein Schulbuch unzweckmäfsig. Das Buch des Herrn Stoll giebt im zweiten Theile zu viel, der Gebrauch des sonst nach allen Seiten gut angelegten ersten Theils ist durch nicht genügende Sorgfalt beim Druck und bei der letzten Durchsicht etwas beschwerlich.

Den eben besprochenen Werken mögen nun diejenigen ange-reiht werden, welche die descriptive Geometrie mit der neueren verknüpfen. Es ist dies auf zwiefache Weise möglich. Man kann entweder die neuere Geometrie in ihren Methoden und Ergebnissen

durch einen Vorcurfus für die darstellende Geometrie nutzbar machen, oder man kann von den Darstellungsarten der letzteren ausgehend umgekehrt den Weg zu den Prinzipien und Anschauungsweisen der ersteren suchen. Jenes thut Herr Scherling, dieses Herr Flohr. Es soll die Programmabhandlung des letzteren Verfassers zuerst besprochen werden, da sie den Hauptaccent auf die geometrischen Ergebnisse des Curfus der darstellenden Geometrie legt und darum den eben besprochenen Werken nahe steht.

Auf dem engen Raume von 28 Quartseiten theilt Herr Flohr in gedrängtester Kürze mit, was nach seiner Ansicht in den mathematischen Unterricht über die beschreibende Geometrie auf Real-schulen gehört. Der Inhalt zerfällt in achtzehn Paragraphen, welche der Reihe nach behandeln: § 1. Die (Parallel-) Projectionen, § 2. Geom. Verwandtschaften; — Affinität, § 3. Projectionszeichnen, § 4. Kreis und Ellipse, § 5. Axonometrie, § 6. Krystallographie, § 7. Harmonische Theilung, § 8. Lage der Bilder bei sphärischen Spiegeln und Linsen, § 9. Pol und Polare beim Kreise, — Reciprocität, § 10. Perspective, § 11. Collineation, § 12. Perspectivisches Zeichnen. § 13. Sätze vom Drei- und Viereck durch Perspective, § 14. Kreis als perspectivisches Bild eines Kreises. — Sehnen- und Tangenten-sechseck, § 15. Schnitte des Kreiskegels, § 16. Kreis als perspectivisches Bild der Kegelschnitte, § 17. Construction und Eigenschaften der Hyperbel und Parabel, § 18. Axonometrisches Zeichnen der Perspective.

Die blofse Ansicht des Inhaltsverzeichnisses zeigt, wie aus den Methoden der darstellenden Geometrie zu den nahe gelegenen Gebieten der neueren Geometrie übergegangen ist. Es versteht sich von selbst, dass der reiche Inhalt im allgemeinen nur in den ersten Umrissen skizzirt ist; nichts desto weniger ist vieles in interessanter Weise durchgeführt. Ein solcher Gang hat den Vorzug, dass er etwa der historischen Entwicklung entspricht, und dass durch ihn manche planimetrischen Erscheinungen mit Hilfe stereometrischer Anschauungen unter einander verknüpft werden; die Absolvierung des mitgetheilten Pensum in Prima ist einerseits einem in natürlichster Weise sich entwickelnden Curfus in der neueren Geometrie gleichzuachten, während er andererseits sowohl zur Repetition der Planimetrie als auch zur synthetischen Betrachtung der Kegelschnitte unter verschiedenen Gesichtspunkten vortrefflich geeignet ist. Allerdings kann der Mathematiker nur unter der Voraussetzung sich so weit ausbreiten, wie die Durchführung des vorliegenden Planes es verlangt, dass die praktische Durcharbeitung des der darstellenden Geometrie zugehörigen, meist nur leicht angedeuteten Stoffes wirklich, so wie es die Unterrichts- und Prüfungsordnung voraussetzt, vom Zeichenlehrer übernommen wird. Ist dieses aber nicht völlig gewährleistet, so ist eine weise Beschränkung des mathematischen Stoffes zu Gunsten der Lösung recht vieler Aufgaben der darstellenden Geometrie mit immer veränderter Lage der Daten wohl anzu-



rathen; erst wenn der Lehrer durch Constructionen, die er selbst an der Wandtafel mit Zirkel und Lineal vorzeichnet oder von einem Schüler vorzeichnen lässt, während alle anderen mitconstruiren, erst wenn er sich auf diese Weise in lebendigem Verkehr mit den Schülern überzeugt hat, dass die vorgetragenen Lehren der darstellenden Geometrie mit ihrer geometrischen Begründung den Schülern klar geworden sind, hat er das erfüllt, was die Unterrichtsordnung zunächst verlangt, und kann dann zu den Anwendungen der Methoden auf die Geometrie übergehen, die allerdings — ich spreche hier aus Erfahrung — Lehrer wie Schüler mehr anziehen. — **Sonst aber ist der Gang, den Herr Flohr in seiner Abhandlung gewählt hat, sehr zu empfehlen; er lässt ja auch dem einsichtigen Lehrer die Gelegenheit offen, bei schwächeren Classen die eine oder andere Anwendung zu übergehen.** Ich meine, dass Herr Flohr in seiner knapp geschriebenen Arbeit einen Plan aufgestellt hat, der in seiner Beschränkung für die Realschulen etwas Aehnliches leistet, wie Herr Fiedler in seinem Grundrisse für Polytechniken.

Während Herr Flohr nun von den Projectionsmethoden ausgehend sich zu den aus ihnen leicht fließenden geometrischen Verwandtschaften wendet und die Ergründung dieser letzteren zu seiner Hauptaufgabe macht, schlägt Her Scherling den entgegengesetzten Weg ein; er trennt den rein geometrischen Theil ab und schickt ihn der darstellenden Geometrie voran. In dem ersten Abschnitte „vom Projiciren in der Ebene“ giebt der Herr Verfasser in einem einleitenden Capitel (No. 1—14) die allgemeinen Sätze über das Projiciren in der Ebene. Hieran schliessen sich A. Gesetze der perspectivischen Congruenz (No. 15), B. G. d. persp. Aehnlichkeit (No. 16—22), C. G. d. persp. Affinität (No. 23—32), D. G. d. perspectivischen Collineation (No. 33—43), E. projectivisch verwandte Punktreihen (No. 44—53), F. projectivisch verwandte Strahlenbüschel (No. 54—60), G. harmonische gerade Punktreihen (No. 61—69), H. harmonische Eigenschaften des vollständigen Vierseits (No. 70—82), I. Verschwindungspunkte und Verschwindungslinien (No. 83—90), K. harmonische Eigenschaften des Kreises (No. 91—109), L. perspectivische Aehnlichkeit der Kreise (No. 110—126), M. persp. Affinität der Kreise (No. 127—135) N. perspectivische Collineation des Kreises (No. 136—146). Im zweiten Abschnitt wird das Projiciren im Raume besprochen. Nach einigen einleitenden Betrachtungen (No. 147—149) folgen I. orthogonale Projectionen A. auf eine Bildebene (No. 150—162), B. auf zwei und drei Bildebenen, und zwar a. Projectionen der Punkte und Geraden (No. 163—191), b. Lage einer Ebene gegen die Bildebene (No. 192—216), c. Projectionen der Winkel (No. 217—222), d. Projectionen der Polygone (No. 223—232), e. P. von Curvebenen (No. 233—236), f. P. der Polyeder (No. 237—246); hiernach II. Centralprojectionen, nämlich Grundlehren der Perspective (No. 247—252), A. Gegenstände in

der Grundebene (No. 253—277), B. Gegenstände, die nicht in der Grundebene liegen. (No. 278—290).

Für die Beurtheilung ist es wesentlich, daß das Werk nur für die Secunda einer Realschule bestimmt ist. Gehen wir zunächst an die „Vorschule.“ Man hatte auch früher schon „Vorschulen“ zur darstellenden Geometrie. Bekannt ist die „Vorschule der darstellenden Geometrie“ von A. L. Busch, Berlin, G. Reimer, 2. Auflage 1868. Dieses Werk verhält sich aber zur darstellenden Geometrie etwa wie ein Cursus der geometrischen Formenlehre zum Unterricht in der Geometrie. Da Busch nur ein „Handbuch für Lineal- und Zirkelzeichnen zur praktischen Benutzung“ schreiben wollte, so abstrahirte er von mathematischen Vorkenntnissen derer, die es benutzen sollten und lieferte unter Benutzung der Lehren der neueren Geometrie somit ein Büchelchen, dessen eigenthümlichen Werth C. G. J. Jacobi in dem Vorworte schön bezeichnet hat. „Das vertraute Umgehen mit Zirkel und Lineal und die sorgfältige Ausführung der geometrischen Constructionen weckt und schärft den Sinn und das Interesse für strenge Richtigkeit und macht dadurch zu jeder besonderen Kunst tüchtiger. . . . Ein Werk von der Tendenz und Ausführung des vorliegenden giebt dem mathematischen Gymnasiallehrer eine treffliche Anleitung, die Schüler mit jenen Begriffen und Formen zuvörderst zu befreunden, durch selbstthätiges Schaffen ihre Lust daran zu erregen, um dann das erweckte Bedürfnis eines vollkommenen Verständnisses in der folgenden Altersstufe durch den strengen Beweis zu befriedigen.“ . . . An einigen Lehranstalten, deren Einrichtungen ich genauer kenne, beginnt der Zeichenlehrer seinen Unterricht in der darstellenden Geometrie mit Uebungen im Linealzeichnen, die denen des Buches von Busch ganz ähnlich sind.

Für den mathematischen Unterricht sind natürlich solche Uebungen nicht geeignet, dagegen empfiehlt sich in der That ein Cursus der ersten Lehren der neueren Geometrie schon deshalb, weil die Schüler aufser zu einer Repetition der Hauptsätze der Planimetrie auch zu einer umfassenden Betrachtung complicirterer Figuren genöthigt werden, deren innerer Zusammenhang für das volle Verständnis der Darstellungsarten in der descriptiven Geometrie höchst nützlich ist. Sehr passend für diesen Zweck sind die „geometrischen Constructionen, ausgeführt mittelst der geraden Linie und eines festen Kreises“ von Steiner (Berlin, 1833), ein Werkchen, das in manchen Kreisen jetzt vernachlässigt zu werden scheint. Die Ueberwindung von Schwierigkeiten, welche in der Lage der gegebenen Constructionselemente ihren Grund haben, hat es mit vielen Aufgaben der darstellenden Geometrie gemeinsam. Einiges aus dem Inhalte kann entbehrt werden; anderes, insbesondere die Lehre von der Affinität vielleicht auch der Collineation müßte nachgetragen werden, wenn man nicht vorzieht, diese Begriffe bei ihrem Auftreten in der darstellenden Geometrie festzustellen.

Von diesem auf einfache Art sich darbietenden Lehrgange ist

der des Herrn Scherling gänzlich verschieden. In „dogmatischer Art“ wird von vorn herein der Begriff des Projicirens in der Ebene eingeführt. Die ersten Seiten, deren Kern der in ungewöhnlicher Weise auftretende Begriff von „verwandten“ Punkten ist, sind daher so abstract, dass ich zweifle, ob ein Schüler dieselben fassen kann. Wenn eine folgerichtige, natürliche Entwicklung, bei welcher der Schüler von selbst immer den folgenden Gedanken, an Bekanntes anknüpfend, findet, bei welcher ihm nichts gesucht oder gezwungen vorkommt, in der Mathematik das erstrebenswerthe Ziel des Unterrichts ist, so erklärt der Herr Verfasser diesem Principe mit seinem Anfange geradezu den Krieg; hier muss dem Schüler alles wunderbar vorkommen, die Definitionen wie die Sätze. Herr Scherling kann sich dabei allerdings auf Herrn Schlesinger berufen, der ihm als Muster gedient hat. Erstens ist aber schon bei Herrn Schlesinger gegen manche Dinge Einspruch zu erheben; dann hat dieser Verfasser in seiner größeren Ausführlichkeit manches natürlicher vermittelt, als Herr Scherling, der zuerst nicht entwickelt, sondern von hohem Standpunkte her docirt; endlich ist jeder Verfasser für seine Arbeit allein verantwortlich, insbesondere, wenn er zwar nach einem größeren Vorbilde gearbeitet, dasselbe aber in einigen Stellen abgeändert hat. In der Schule so anzufangen halte ich für völlig verkehrt. Zwar will ich dem Herrn Verfasser nicht bezweifeln, dass er nach seiner Methode gute Resultate erzielt hat; denn einerseits ist durch Annahme der ersten Sätze, die vielleicht von den meisten Schülern mechanisch erfolgt, ein Ausgangspunkt gewonnen, von dem aus die übrigen Sätze durch Spezialisirung gewonnen werden, andererseits kann ein für seine Sache begeisterter Lehrer auch bei schlechter Methode durch Energie etwas leisten; er versuche aber doch einmal sich auch für einen anderen Weg zu begeistern.

Sodann muss ich mich gegen die Parallelisirung „vom Projiciren in der Ebene“ und „vom Projiciren im Raume“ erklären; dieser Parallelismus ist nur scheinbar. Ein wirkliches Projiciren in der Ebene, wie es der Herr Verfasser nachher im Raume vornimmt, ergiebt in der Ebene immer nur die gerade Linie, welche als Bildgerade dient. Der Begriff des „Projicirens in der Ebene“ verwandelt sich durch die an der betreffenden Stelle ganz willkürliche Einführung des Begriffes „verwandte Punkte im engeren Sinne“ in den Begriff der Collineation; sollte also im Raume das Gegenstück zu dem „Projiciren in der Ebene“ gegeben werden, so hätte die Collineation zweier Räume gelehrt werden müssen. Das führt natürlich zu weit, und ohne ein Wort der Erwähnung wird im zweiten Theile das „Projiciren im Raume“ in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes gebraucht. Herr Schlesinger, dem dieser Theil vollständig nachgebildet ist, hat das auch gefühlt und vermittelt daher die Projection in der Ebene durch Bezugnehmung auf physikalische Erscheinungen, wie Spiegelung. (Broschüre, pag. 7, wo die nothwendigen Sätze als Dogmen gegeben werden.)

Verständlich werden die in den ersten vierzehn Nummern eingeführten Begriffe erst in den folgenden Capiteln über Congruenz, Aehnlichkeit, Affinität und Collineation. Der natürliche Weg wäre eben der gewesen, die Begriffe der Congruenz und Aehnlichkeit durch Einführung des Aehnlichkeitspunktes und der Affinitätsaxe zu erweitern. Will man dann schon in der „Vorschule“ durch die Collineation das gemeinsame Princip jener geometrischen Verwandtschaften erläutern, so kann sie den Beschluss machen.

Bei speziellerem Eingehen auf die Reihenfolge der abgehandelten Capitel, scheint mir, — wenn der gegebene Stoff zur Darstellung kommen soll —, die Disposition trotz äußerer Consequenz und vielfacher Division innerlich nicht gerechtfertigt. Die Collineation von Ebenen, als „Gebilden der zweiten Stufe“ hat ihre Begründung in den projectivischen geraden Punktreihen und Strahlbüscheln als „Gebilden der ersten Stufe.“ Die Theorie dieser Gebilde, einschliesslich der harmonischen Punkte und Strahlen, muss also zuerst gegeben werden, — immer unter der Voraussetzung, dass der ganze von Herrn Scherling behandelte Stoff entwickelt werden soll —; sonst sind Wiederholungen nicht zu vermeiden. Danach könnten die Gesetze der Collineation festgestellt werden. Dass aber die Collineation mit solcher Begründung vor der Projection als Verwandlungsart von Figuren in der Ebene gelehrt werde, ist nach meiner Ansicht nicht zu rechtfertigen. Diese Lehre gehört der synthetischen — oder neueren — Geometrie an, und die sollte nicht so nebenbei eingeschmuggelt werden.

Der zweite Abschnitt des Buches „vom Projiciren im Raume“ enthält dasjenige, was nach Meinung des Hrn. Verf's. in die Secunda einer Realschule erster Ordnung gehört. Da nach einer Anmerkung pag. 132 die Durchschnitte von Körpern und Ebenen, die Durchdringungen zweier Körper, die Schattenconstruction und was damit zusammenhängt einem „höheren Cursus“ vorbehalten bleiben, so muss man wohl in vorliegenden Werkchen alle Grundaufgaben suchen, welche Ebenen, Geraden und Punkte in ihren Beziehungen zeigen. (Eine solche Vertheilung des Unterrichts auf die beiden oberen Classen finde ich nebenbei ganz zweckmässig, da die in Prima eintretenden Schüler dadurch stets zu einer erfolgreichen Theilnahme am Zeichenunterricht befähigt werden). Durch ein eigenthümliches *principium divisionis*, das mir wie in der „Vorschule“ weniger aus dem Innern entnommen als von außen an den Gegenstand herangebraucht zu sein scheint, ist es gekommen, dass verschiedene Hauptaufgaben dieses ersten Theiles der darstellenden Geometrie vollständig ausgefallen sind. Es ist dies um so auffälliger, als andere mit großer Ausführlichkeit behandelt werden. Es fehlen vollständig folgende Aufgaben nebst denen, die mit ihrer Hilfe gelöst werden: 1) den Durchschnittspunkt einer Geraden und einer Ebene zu finden; 2) von einem Punkte auf eine Ebene das Loth zu fallen und zu messen; 3) von einem Punkte auf eine Gerade das Loth zu fallen und zu messen (also überhaupt die meisten Aufgaben über Geraden,

die zu Ebenen senkrecht sind); 4) den Neigungswinkel zweier Ebenen zu construiren; 5) den Neigungswinkel einer Geraden und einer Ebene zu construiren. Für wünschenswerth halte ich in diesem ersten Cursus der darstellenden Geometrie ferner 6) die Lehre von der Veränderung der Projectionsebenen; 7) die Construction der Seiten und Winkel körperlicher Dreiecke. Die Durchnahme und genaue Durchsprechung der Aufgaben 1)—4) halte ich für durchaus nothwendig. Die Aufgabe 2) braucht der Hr. Verf. pag. 107, No. 216 bei der Lösung der Aufgabe, „durch eine Gerade die Normalebene zu einer gegebenen Ebene zu construiren“; in einigen Worten wird hier nothdürftig das Wesentlichste ganz nebenbei gesagt. Vielleicht hat die Abwesenheit dieser sehr wichtigen Aufgaben einen besonderen Grund. Es ist nämlich nirgends im Buche der Standpunkt der Secundaner präcisirt, die das Buch benutzen sollen. Nach dem Inhalte des Buches sollte man meinen, dass die Stereometrie und Trigonometrie ihnen geläufig sein müssten. Beides pflegt bei uns aber erst ein Schüler zu wissen, der den ganzen Cursus der Secunda absolvirt hat. Daher kommt es wohl, dass in den Aufgaben der darstellenden Geometrie eine Begründung mit Bezugnahme auf stereometrische Lehrsätze so wenig angestrebt ist, und dass nur zuweilen für die Schüler, welche die Raumgeometrie noch nicht gehabt haben, auf die „Lehren“ der Stereometrie hingewiesen wird. Sollte dies der wahre Grund sein, so würde ich den ganzen Cursus in der darstellenden Geometrie aus der Secunda nach Prima verweisen. Diese Disciplin ohne vorangegangene Stereometrie in der mathematischen Lehrstunde treiben hiefse diese Stunde zur Zeichenstunde machen. Bei näherer Vergleichung des Buches mit dem des Herrn Schlesinger ergibt sich indes mit größerer Wahrscheinlichkeit wohl ein anderer Grund. In Oestreich beginnt die descriptive Geometrie in der Classe, die etwa unserer Tertia entspricht, in der also die Stereometrie noch nicht gelehrt ist. Daher werden in dem österreichischen Lehrbuche vorn die Hauptsätze der Planimetrie und Stereometrie wenn auch in eigenthümlicher Fassung vorangestellt. Herr Scherling hat einen entsprechenden Abschnitt nicht gegeben, wohl aber die Beschänkung in der mathematischen Begründung — nachgeahmt. Wegen dieser Beschränkung bringt Herr Schlesinger die berührten Aufgaben zum Theil spät, also — fehlen sie bei Herrn Scherling.

Nachdem nun die Punkte in der Anlage des Werkes besprochen sind, welche zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben, soll auf Einzelheiten eingegangen werden, die nicht minder Bedenken erregen als der Plan des Buches.

Das Wort *verwandt* in No. 2 ist, nach Schlesingers Vorgang wie überhaupt die Terminologie, in anderem Sinne gebraucht als die neuere Geometrie es anwendet. Man redet von verwandten Gebilden (Figuren, Flächen, Körpern u. s. w.), die sich punktweise entsprechen, aber nicht von verwandten, sondern entsprechenden

Punkten. — In dem einleitenden Kapitel habe ich vergebens nach dem fundamentalen Lehrsatz gesucht, — der jedenfalls nicht nur ausgesprochen, sondern gesperrt gedruckt werden musste, — dass, unter Annahme der Ausdrucksweise des Hrn. Verf. alle Punkte einer Geraden ihre verwandten Punkte wieder auf einer Geraden haben. Herr Schlesinger giebt ihn in der Broschüre als Dogma. — Indem Verhältnisse negativ gesetzt werden, braucht Herr Scherling die Unterscheidung der positiven und negativen Richtung innerhalb derselben Geraden ohne jede Erläuterung; bei Secundanern musste das doch wohl sehr erklärt werden. Wird aber dieser Unterschied schon gelehrt, dann sollte ferner auch die übliche Bezeichnung festgehalten werden, in der  $ab+ba=0$ , so dass  $ab=-ba$ . Diese Regel ist nirgends beachtet. — Der Name der Involution kommt zuerst bei zwei congruenten Dreiecken vor, die in ähnliche Lage zu verschiedenen Seiten des Aehnlichkeitspunktes (beim Aehnlichkeitsverhältnis  $-1$ ) gebracht sind. Ob der Schüler sich dabei etwas denken kann? — Der Name „Modulus“ ist in der Mathematik in so vielen Bedeutungen verbraucht, dass gegen eine neue Verwendung wohl protestirt werden muss. Die Namen „Doppelverhältnis, Aehnlichkeitsverhältnis, Affinitätsverhältniss sind zwar länger, geben aber zugleich etwas Fassbares. — Es wird zwar perspectivische Aehnlichkeit, Affinität, Collineation behandelt; diese Verwandtschaften schlechthin ohne den Zusatz perspectivisch werden aber nicht erläutert, und dennoch werden die Ausdrücke gebraucht; manchmal steht der Zusatz, ohne nöthig zu sein. — Mit dem Werthe  $\infty$  wird gerechnet, als ob immer  $\infty = \infty$  wäre, z. B. pag. 10. „In diesen Brüchen sind die Zähler gleich, nämlich gleich  $\infty$ , statt dass nachgewiesen wird, dass in den betreffenden Fällen die Grenze von  $\frac{\infty}{\infty}$  gleich 1 ist. — Das von v. Staudt eingeführte Zeichen

für projectivisch ist durch ein anderes willkürliches Zeichen ersetzt; ebenso wenig ist die gewöhnliche bequeme Bezeichnung  $(abcd)$  für das Doppelverhältnis von vier Punkten auf einer Geraden benutzt. — Die Festsetzung der positiven Richtung als die nach rechts und oben ist so lange nutzlos, wie der Standpunkt des Beschauers nicht fixirt ist. — Bei der Herleitung der Beziehungen projectivischer Strahlbüschel ist der Gebrauch der Trigonometrie vermieden, anderswo im Buche (pag. 64 z. B.) ist sie als bekannt vorausgesetzt. Die Erklärung hierfür ist einfach. Herr Schlesinger vermeidet die Trigonometrie, weil er den Gegenstand bei Schülern vorbringt, welche noch nicht die Trigonometrie gelernt haben. Herr Scherling hat es nachgeschrieben, hier ohne die abweichende Tendenz seines Buches zu erkennen. — Bei vier harmonischen Strahlen innere und äussere zu unterscheiden ist ungewöhnlich, da man die Strahlen sich unbegrenzt denkt (nicht als Halbstrahlen); ebenso ungebrauchlich sind die Bezeichnungen „halbirte harmonische Punktreihe“ und halbirtes harmonisches Strahlbüschel. — Die Definition

eines Vierseits als „System der Durchschnittspunkte, welches durch vier Gerade erzeugt wird“, hätte Steiners sarkastischen Spott in hohem Grade wachgerufen, da er in solchen Dingen aufsergewöhnlich scharf war. — Die gewählte Definition der Involution ist für Secundaner viel zu hoch; Kreisschaaren geben den natürlichsten Ausgangspunkt. Die charakteristischen Namen Doppelpunkte oder Asymptotenpunkte sehe ich ungern durch „Ordnungspunkte“ ersetzt; freilich habe ich v. Staudt und daher auch Reye gegen mich. In gleicher Weise vermisse ich die von Herrn Scherling nicht gegebenen und doch so schön gebildeten Namen elliptische und hyperbolische Involution. — Auf Seite 39 wird ein Punkt  $D$  im Unendlichen gegeben, und dann eine Linie nach ihm gezogen, während doch die Richtung erst den Punkt im Unendlichen fixirt. — Bei dem Beweise von der gemeinsamen Potenz der potenzhaltigen Punkte zweier Kreise in Bezug auf einen Aehnlichkeitspunkt fehlt der Beweis, dass die Potenz für die zugehörigen Punkte desselben Strahles gleich ist. — Die Potenzlinie zweier Kreise wird leicht angeknüpft: „Es giebt aber auch Punkte, welche in Beziehung auf beide Kreise einerlei Potenz haben,“ als ob das ein Zusatz zum Vorangehenden wäre. — Die Lage der Potenzlinie zweier Kreise wird sehr weitläufig discutirt, während die der Aehnlichkeitspunkte mit wenigen Worten abgemacht wird. — Bei zwei Kreisen, die sich nicht schneiden, wird die Potenzlinie mit Hälfte eines heide schneidenden Kreises construirt, aber erst in der folgenden Nummer folgt der Satz, dass die Potenzlinien dreier Kreise sich in einem Punkte schneiden. — Die Existenz der grössten und kleinsten Axe einer Ellipse wird behauptet aber nicht bewiesen, ebenso die schiefe Neigung der anderen conjugirten Durchmesser. — Aus der orthogonalen Projection eines Kreises wird die Mittelpunkts-Gleichung der Ellipse bezogen auf die Hauptaxen hergeleitet, und gleich darauf — für Secundaner — die Umkehrung behauptet, jede Curve, deren Gleichung ebenso aussähe, stelle eine Ellipse dar. — Dagegen wird der Beweis, dass die durch centrale Projection aus einem Kreise abgeleiteten Figuren (Ellipse, Parabel, Hyperbel) von einer beliebigen Geraden höchstens in zwei Punkten geschnitten werden, der analytischen Geometrie zugeschoben. — Asymptoten der Hyperbel treten ohne Begriffserklärung auf. — Der Satz: „Die Orthogonalprojectionen zeigen uns sofort die Dimensionsverhältnisse der Körper in zwei oder mehreren Bildern; die schiefen und Centralprojectionen eignen sich besser zu Abbildungen, bei denen es darauf ankommt, sich eine Vorstellung von der allgemeinen Form des Gegenstandes in einem Bilde zu machen“ (pag. 71), enthält neben einer oberflächlichen Wahrheit so viel Schiefes, dass er besser gestrichen würde. — Dass die Projectionen von Curven doppelter Krümmung von einfacher Krümmung sind, brauchte nicht gesagt zu werden. — In einer Spitze (oder einem Rückkehrpunkte) hat eine Curve nicht zwei Tangenten, die einen Winkel  $< 0$  machen. Vielleicht ist ein

Doppelpunkt gemeint? — Der Name Ordinale für eine Senkrechte zur Projectionssaxe ist zwar bequem, dürfte aber bei Secundanern Anlass zu Verwechslung mit Ordinate geben; ich würde ihn daher nicht gebrauchen. — Die Zeichnung Fig. 70 ist so ungenau, dass es beim ersten Blicke auffällt, wie wenig die Durchgänge der Geraden stimmen. — Die Regel für das Auffinden der dritten Projection (pag. 85) liefs sich leicht so geben, dass sie auch die Fälle umfasst, in der die neue Projectionsebene eine beliebige Normalebene zu einer der gegebenen ist. — Der fortwährend wiederkehrende Ausdruck „der Anfänger“ mache dies und das ist unnöthig, da das Buch nur für Anfänger geschrieben ist. Ueberhaupt gefällt mir eine knappere Sprache bei einem Schulbuche besser. — Die wiederholte Versicherung, es werde die neue Methode gelehrt, hat so viel nicht auf sich. Monge wusste auch schon, welche Linien sich schnitten und welche parallel wären.

In Summa nun: der Gedanke, die neuere Geometrie einem Cursus der darstellenden Geometrie voranzuschicken, ist ansprechend. Das vorliegende Werkchen ist aber nach Anlage wie Durchführung als verfehlt anzusehen, um so mehr, als es eine etwas flüchtig gearbeitete Nachahmung eines anderen Werkes ist, gegen welches viele Einwände zu machen sind.

Es bleiben noch diejenigen beiden Werke übrig, welche die darstellende Geometrie an sich behandeln, ohne speciell etwa auf die neuere Geometrie einzugehen. Von ihnen ist das von Brennecke am engsten begrenzt.

Der im vorigen Jahre verschiedene Verf. behandelt in dem vorliegenden Werkchen nur die darstellende Geometrie im engeren Sinne, d. h. die Darstellung der Raumgebilde durch orthographische Projectionen auf zwei sich rechtwinklig schneidende Ebenen, von denen die eine auf die andere herabgeschlagen wird; und von den Raumgebilden kommen im Grunde nur Punkt, Gerade und Ebene zur Behandlung.

Das Büchelchen zerfällt in fünf Abschnitte. Abschnitt I „Projectionslehre“ (pag. 1—10) recapitulirt die nothwendigsten stereometrischen Lehrsätze über senkrechte und parallele Ebenen und Geraden und giebt die Erklärungen der Darstellungsarten eines Punktes, einer Geraden und einer Ebene. Hiervon werden die Beziehungen zwischen den Projectionen, bezüglich Spuren von Geraden und Ebenen geknüpft, die zu einander parallel oder senkrecht sind. In Abschnitt II (pag. 11—25) „Aufgaben, betreffend gerade Linien und Ebenen“ werden mit Hintenansetzung aller Winkelbeziehungen die Schnitte von Geraden und Ebenen gesucht, und umgekehrt aus gegebenen Elementen die Darstellungen von Geraden und Ebenen gefunden. Abschnitt III (pag. 26—28) handelt von „Aufgaben, betreffend senkrechte Linien und Ebenen,“ Abschnitt IV (pag. 29—42) „von den Winkeln, welche gebildet werden von geraden Linien und Ebenen,“ Abschnitt V (pag. 43—48) von „Aufgaben, betreffend das



körperliche Dreieck.“ Abschnitt VI (pag. 49—73) bringt „vermischte Aufgaben.“ Das behandelte Gebiet ist demnach sehr eng; auch im letzten Abschnitte werden zum größeren Theile nur solche Aufgaben behandelt, die frühere Figuren reproduciren, indem an Stelle der damals gegebenen Daten nun die gefundenen gesetzt werden. Die Beispiele über Schnitte von Körpern sind in geringer Zahl vorhanden, sind auf die einfachsten Polyeder in sehr spezieller Lage beschränkt, treten daher auch ihrerseits nicht aus dem engen Rahmen des Ganzen heraus.

Die Darstellungsweise des Verf. ist auf diesem Gebiete so klar, wie man es von dem praktischen Verf. mehrerer brauchbarer Lehrbücher erwarten konnte. Jeder Lösung einer Aufgabe geht eine genau zergliedernde Analysis voran mit steter Bezugnahme auf die Stereometrie, speciell das Lehrbuch desselben Autors; dann folgt die in allen Stücken eng sich anschließende Construction. Bei der Lectüre ist es indessen störend, daß man am Druck nicht sofort übersehen kann, wo die Analysis aufhört, die Lösung anfängt. Außerdem hat der Verf. in dem Bestreben, recht gründlich zu sein, die Analysis oft zu ausführlich behandelt. Die meisten der vorgeführten Aufgaben kommen auf wenige Figuren zurück, die deshalb nicht jedesmal von neuem vorgeführt zu werden brauchen. Durch eine Beschränkung der Analysis auf die fundamentalen Aufgaben wäre auf demselben Raume Platz für Einiges gewonnen, was ich jetzt vermisse. Denn obgleich das Werkchen in seiner jetzigen Gestalt den ausgewählten Stoff, in derselben Breite wie die größeren Lehrbücher behandelt, so fehlen manche speziellen Fälle, z. B. die Angabe der Mittel, deren der Zeichner sich zu bedienen hat, wenn Schnittpunkte von Linien, die gebraucht werden, außerhalb der Zeichenebene fallen, die Vorführung solcher Aufgaben, bei denen die betrachteten Gebilde in einem anderen als dem ersten Raumtheile vorkommen, u. s. w. Ein besonderer Fall hat dagegen eine sehr ausführliche Berücksichtigung erfahren, nämlich die besondere Lage von Ebenen, welche bewirkt, dass nach dem Hinunterklappen beide Spuren in eine einzige Gerade fallen.

In Betreff der Methode ist das Werk möglichst einfach gehalten; es ließe sich dies schon aus den in der Vorrede vorangeschickten „Aphorismen“ schliessen, gegen die sich übrigens Vieles einwenden ließe. Jede Rechnung ist planmäßig ferngehalten; von einer dritten Projectionsebene ist nur in den Fällen Gebrauch gemacht, in denen zwei Projectionsebenen zur Darstellung nicht ausreichen. Dagegen sind solche Aufgaben mit Vorliebe in größerer Zahl ausgewählt, bei deren Lösungen das Herab- und Hinaufklappen von Ebenen und Geraden mit Nutzen angewandt wird. Für die Bezeichnung ist kein festes Prinzip gewählt, und in Betreff mancher Ausdrücke ließe sich rechten, wenn wir im Deutschen eine allgemein angenommene Terminologie in der darstellenden Geometrie hätten. Durch große Ausführlichkeit der Behandlung ist die möglichste Unabhängigkeit

der Aufgaben von einander angestrebt, ist aber auch manche Auflösung umständlich geworden. Es könnte Einzelnes genauer erwähnt werden, da aber solche Bemerkungen nach dem Tode des Verfs. wohl kaum benutzt werden dürften, so sollen sie unterdrückt werden.

Papier und Druck sind gut. Die Anordnung des Drucks ist aber wunderbar. Manchmal erscheint eine Aufgabe in fetteren Druck als die Ueberschrift des betreffenden Abschnittes, so dass es scheint, als ob diese Aufgabe die Ueberschrift zu allen folgenden wäre. Jedenfalls hat sich der Verf. etwas dabei gedacht; mir ist sein Gedanke aber unerfindlich. Denn in einigen Abschnitten ist dieser fette Druck oft gebraucht, in anderen gar nicht, so dass also unmöglich die wichtigeren Aufgaben durch den Druck haben ausgezeichnet werden sollen. Da manche Abschnitte in Paragraphen eingetheilt sind, andere dagegen in Aufgaben, auch dies wieder ohne ersichtlichen Grund, so wäre es vielleicht erlaubt, auf eine unfertige Vorbereitung des Manuscripts für den Druck zu schliessen.

Die sechs Tafeln Lithographien sind nach Zeichnungen verschiedener Primaner angefertigt. Dieser Umstand trägt wohl die Schuld, dass eine große Ungleichmäßigkeit bemerkbar ist. Während manche recht gut sind, lassen es andere an Sauberkeit mangeln und stimmen nicht, wenn man mit Zirkel und Lineal nachmisst. Manche Unachtsamkeiten müssen auch wohl dem Lithographen zur Last gelegt werden; dass aber für die Punktirung von Linien kein Prinzip aufgestellt, also auch nicht beobachtet ist, liegt in der Anlage. In allen diesen Dingen hätte eine einheitliche Revision Abhülfe schaffen können; dann wären auch wohl einige Figuren weggeblieben, die im Texte gar nicht berührt werden. Auch gewisse Schwerfälligkeiten der Lösungen würden wohl bei sorgfältiger Durchsicht getilgt worden sein.

Trotz dieser Mängel im Einzelnen, die ja dem Werthe des Buches als Einleitung in die descriptive Geometrie wenig Abbruch thun, kann es für solche Schüler, die in den Elementen der Wissenschaft sich befestigen wollen, sehr empfohlen werden. In seiner Ausführlichkeit über die ersten Begriffe und in der Klarheit der Darstellung eignet es sich zum Selbststudium mehr als andere Lehrbücher, die in gedrängterer Form mehr Stoff geben. Als Lehrbuch für den gesammten Unterricht in der darstellenden Geometrie auf der Schule reicht es aber nicht aus.

Wir kommen endlich zu dem Werke des Herrn Butz. Es ist dasjenige von den mir bekannten Lehrbüchern für Schulen, welches genau den von der Unterrichts- und Prüfungsordnung der Realschulen gestellten Forderungen zu entsprechen sucht. Ohne auf die anlockenden Nebenwege einzugehen, welche in die neuere Geometrie ausmünden, bringt das Werkchen nach einer Einleitung, welche die allgemeinen Gesichtspunkte für das Projectionszeichnen aufstellt, I die darstellende Geometrie (im engeren Sinne), pag. 8—44, II die Axonometrie, pag. 44—77, III die Linearperspective, pag. 77—100, IV die Schattenconstruction, pag. 100—110.

Das Buch ist in genauem Anschlusse an die verbreiteten mathematischen Lehrbücher von K. Koppe geschrieben. Die zur Begründung nothwendigen Lehrsätze der Stereometrie u. A. werden daher nach diesen Lehrbüchern citirt; dieser Umstand hindert jedoch nicht, dass das vorliegende Werk neben einem anderen Lehrbuche gebraucht werden könnte. Vorausgesetzt wird die Kenntnis der Stereometrie und Trigonometrie. Diese Voraussetzung trifft zwar nicht zu, was — wie das an der Anstalt, wo ich unterrichtete, der Fall ist — Stereometrie in Unter-Secunda, Trigonometrie und darstellende Geometrie semesterweise wechselnd in der e i n e n Obersecunda liegen; im allgemeinen wird aber an Realschulen I. O. der mathematische Cursus über darstellende Geometrie in Prima, also nach Absolvirung von der Trigonometrie und Stereometrie gelehrt. Die Aufgaben des ersten Abschnitts werden mit geometrischer Begründung nach der seit Monge gebräuchlichen Methode durchgenommen, die von manchen jetzt vornehm als ältere Methode bezeichnet wird. Die Hauptaufgaben werden ausführlich discutirt; von den leichteren Nebenaufgaben findet man manche unter den „Uebungen“, die einzelnen Paragraphen in dankenswerther Weise beigegeben sind. Der erste Abschnitt erstreckt sich auf die Aufgaben über Punkte, Geraden, Ebenen; Polyeder, Kegel, Cylinder, letztere mit ihren ebenen Schnitten. Die Axonometrie entwickelt die trigonometrischen Relationen und die Anfertigung der Maßsstäbe; danach wird die Anwendung der Methode an den Grundaufgaben und in der Darstellung einiger Körper gelehrt. In der Linearperspective können natürlich nur die ersten Hauptsätze entwickelt werden, die aber für die Schule genügen. Die Schatten-Construction wird in aller Kürze berührt.

Das Buch ist in klarer und verständlicher Sprache abgefasst; die Aufgaben und Lehrsätze treten durch gesperrten Druck hervor; die zahlreich beigegebenen Figuren (104 auf 16 Tafeln) sind deutlich gezeichnet und glücklich gewählt. Als einen Mangel empfinde ich die (ob beabsichtigte?) Abwesenheit aller Beziehungen auf den manchmal geradezu sich aufdrängenden Zusammenhang der Aufgaben mit gewissen Sätzen der Planimetrie und Stereometrie. Das Vermeiden solcher Bemerkungen ist an einigen Stellen geradezu auffällig. Gleichwohl genügt das Buch den Ansprüchen, welche an ein Schulbuch zu stellen sind, und dürfte manchem Primaner zur Nachhülfe willkommen sein. Soll eins von den mir bekannten Lehrbüchern für den Unterricht in der darstellenden Geometrie eingeführt werden, das auch gleichzeitig für den Zeichenunterricht nutzbar gemacht werden kann, so kann es dazu empfohlen werden. Es fällt dabei der Umstand in's Gewicht, dass es den Anforderungen des Reglements entspricht.

Zum Schlusse möchte ich dem Hrn. Verf. einige Punkte zur Berücksichtigung empfehlen, die mir bei der Lectüre aufgefallen sind, und an denen ich Einiges geändert zu haben wünschte.

Als vorbereitende Aufgaben (pag. 5—7) werden drei Aufgaben

über die Construction körperlicher Ecken aus drei Stücken gelöst. Die Figur, welche durch das Herabschlagen zweier Seiten in die Ebene des dritten entsteht, ist dabei nicht vollständig discutirt; insbesondere fehlt die Bemerkung, dass — nach Fig. 9<sup>o</sup> Taf. I die drei Punkte O, B, D in einer Geraden liegen, die senkrecht zu E F ist. Man benutzt ja diese Eigenschaft bei Constructionen. Ferner fehlt eine Bemerkung, wie die Lösungen der übrigen nicht mitgetheilten Elementar-Aufgaben nach Lösung von drei — nicht reciproken — anzustellen sind; Aufg. 2 u. 3 sind durch die Polarecke zurückführbar auf einander. Als „Uebungen“ könnten ja die nicht gelösten Aufgaben an das Ende treten; auch die Ableitung von Eigenschaften der dreieckigen Ecke aus der ebenen Figur wäre eine passende Uebung.

Die Bemerkung pag. 10 „Wenn in der darstellenden Geometrie Raumgrößen gegeben sind, so heisst das immer, ihre Projectionen sind gegeben“ gilt nur für Punkte und Linien, nicht für Flächen. —

Der Lehrsatz pag. 17, dass die Projection eines Polygons im allgemeinen kleiner als das Polygon sei etc., ist nur am Dreieck mit Bezug auf einen Lehrsatz aus „Koppe“ gezeigt. Der allgemeine, unabhängig geführte Beweis für Polygone und krummlinige Figuren wäre hier am Platze; er könnte sofort als Ausgangspunkt für die sich an dieser Stelle passend anschließende Lehre von der Affinität gebraucht werden. —

Der Beweis zu dem Lehrsatz pag. 18, dass die Projection eines Kreises eine Ellipse, ist sehr beschwerlich. Da der Hr. Verf. doch analytische Geometrie braucht, so liegt die aus der Projection von Neigungsgeraden einer Ebene unmittelbar folgende Herleitung der Mittelpunktsgleichung  $\frac{x^2}{r^2} + \frac{y^2}{r^2 \cos^2 \alpha} = 1$  auf der Hand. —

Die Construction des Neigungswinkels einer Geraden gegen eine Projectionsebene (pag. 23, § 54) setzt voraus, dass die Durchgänge der Geraden in die Fläche der Zeichnung fallen; es musste eine von den Durchgängen unabhängige Construction daher wenigstens behrt werden. —

Die Lösung der Aufgabe § 58 „einen Punkt in einer Ebene darzustellen“ konnte als Zusatz zur vorangehenden „eine Gerade in einer Ebene darzustellen“ gefasst werden. Zur Construction der Spuren einer Ebene ausgegebenen Daten wäre wenigstens eine Figur erwünscht. —

Den Neigungswinkel einer Ebene gegen die Projectionsebenen würde ich eher construiren als die wahre Gestalt eines Dreiecks (allgemein Polygons) in einer Ebene, § 60, da diese Aufgabe nothwendig auf jene führt. — Von Körperdurchdringungen wäre ein durchgeführtes Beispiel zur Anschauung wohl nothwendig. —

Die Axonometrie entwickelt in zwar klarer, aber umständlicher Weise die trigonometrischen Beziehungen; eine kürzere und symmetrischere Rechnung wäre zu wünschen. Man vergleiche nur pag.

50, § 95. Es fragt sich überhaupt ob eine so weite Ausdehnung des Unterrichts in der Axonometrie nach ihrer theoretischen Seite anzurathen ist, und ob nicht viel mehr eine Durcharbeitung von recht vielen praktischen Aufgaben erspriesslicher ist. Der Gedanke, den ich bei Herrn Flohr finde, die Krystalle nach dieser Methode entwerfen zu lassen, scheint mir sehr glücklich zu sein; und recht geeignet, das Wesen der Gesetze der Krystallographie den Schülern eindringlich zu machen. —

Die Discussion pag. 90 über den Neigungswinkel einer Geraden bringt manches, was pag. 86 u. 87 im Grunde schon gebraucht worden ist. —

Die aus der Optik verschiedentlich angezogenen Hülfsätze sind in ihrer dogmatischen Kürze manchmal unklar und schief, z. B. § 78 Sehwinkel (Gesichtswinkel). Die Sehweite (§ 128, 3) musste mathematisch definirt werden. So wie jetzt der Ausdruck ist „Sehweite ist die Entfernung, in welcher ein Gegenstand deutlich gesehen wird. Für kleine Körper beträgt die Sehweite für ein normales Auge 8—10 Zoll“ —, so fließen zwei verschiedene Begriffe unklar in ihm zusammen. Die sehr gewundene Erklärung pag. 45, § 87 des wunderlichen Ausdrucks „ein Auge befindet sich senkrecht zur Axe“ mit der noch wunderbareren Anmerkung dazu hätte doch zu wiederholter Ueberlegung Anlass geben müssen. In allen diesen Dingen wäre es wohl zu rathen, dass das jetzt als Norm geltende Buch von Hrn. Helmholtz „Physiologische Optik“ zu Rathe gezogen würde. —

Die Titel der Anmerkungen „Geometrischer Werth der n.n Methode“ sind unglücklich gewählt. Es sind Bemerkungen über die Möglichkeit, die nach der besprochenen Methode dargestellten Größen in allen Theilen zu messen. Damit hat aber der „geometrische Werth“ nach allen Sprachregeln nichts zu thun. Durch Weglassung der im ganzen unwesentlichen Bemerkungen würde überhaupt Platz für wichtigere Dinge gewonnen werden, von denen oben Einiges erwähnt wurde.

Ich schliesse die Besprechung des Werkes mit dem Wunsche, dass meine Bemerkungen dem Hrn. Verf. noch rechtzeitig für eine etwaige zweite Auflage zukommen mögen, welche das ganz praktisch angelegte Buch wohl verdient. Vielleicht wird es dann auch mit weisserem Papier erscheinen und sich durchgängig dem neuen Maßsysteme accommodiren.

Wir sind hiermit an das Ende der Besprechung der am Anfange citirten Werke gelangt. Wenn ihnen das kleine Werkchen angeheißt wird. „Die geometrischen Grundprinzipien der Perspective“ vor Dr. H. Hertzner“ (Mit Abbildungen in Holzschnitt. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung 1868, 62 S.), so ist die mir zugegangene Literatur der letzten Jahre über darstellende Geometrie erschöpft. Möge der Leser in ihrer Zusammenstellung eine Entschädigung für die verspätete Anzeige finden.

Berlin.

E. Lampe.

## Erwiderung.

Unter den Besprechungen, welche meine Broschüre: „Wünsche in Betreff des zu erwartenden Schulgesetzes“ veranlasst hat, ist die des Herrn Director Bonitz in dieser Zeitschrift Jahrg. XXVI S. 498 die bemerkenswertheste. Dieselbe verlangt in verschiedenen Punkten eine Erwiderung.

Zunächst handelt es sich um die Nothwendigkeit, die Elementarschule in organische Verbindung mit den höheren Schulen zu setzen. Dass diese hergestellt werde, hält auch der Herr Director Bonitz für eine Pflicht der Unterrichtsleitung, aber er misbilligt meinen Vorschlag, der Volksschule das Recht zu geben, Zeugnisse der Reife für die Aufnahme in die unterste Klasse höherer Schulen auszustellen. Denn dieses Recht setze einen Zusammenhang mit den höheren Schulen voraus, der nicht vorhanden sei. Man habe zuerst den Zusammenhang des Lehrganges herzustellen, der erst ein solches Recht begründen könne.

Dieser Mangel an Zusammenhang trete besonders im Rechnen hervor, worin die in Sexta aufzunehmenden Knaben meist unzureichende Kenntnisse hätten, eine Behauptung, die in dieser Zeitschrift Jahrg. 1869 S. 273 ff. und S. 932 ff. von Herrn A. Kuckuck näher begründet wird. Aehnliches trete im Deutschen hervor.

Wohl muss ich zugeben, dass die von Herrn Kuckuck angegebenen Mängel im Rechnen bei Sextanern sich finden, aber ich kann deshalb doch nicht mit Herrn Director Bonitz auf Mangel an Zusammenhang des Lehrplans der Elementarschule mit dem höherer Schulen schließen.

Ich gehe aus von dem früheren Lehrplan der Unterklassen der Elementarschulen und der Einrichtung, die der Unterricht in diesen Klassen nach den Bestimmungen des Cultusministers über Volksschulwesen vom 15. October vorigen Jahres erfahren hat.

Ueber die frühere Anordnung dieses Unterrichts schreibt mir ein Elementarlehrer, der seit mehr als 20 Jahren einer mehrklassigen Elementarschule vorsteht: „Die Unterklasse verwendete bisher 6 Stunden auf Religion, 6 Stunden auf Rechnen und 14 Stunden auf Lesen, Schreiben, Orthographie und mündlichen Ausdruck. Sie musste ihre Kinder in 2 Jahren bis zum fertigen Lesen, dem Verständnis entsprechender Lesestücke und einigen grammatischen Kenntnissen (Hauptwort, Artikel, Mehrzahlbildung, Dehaungs- und Schärffungszeichen u. s. w.), sowie zum richtigen Abschreiben dieser Lesestücke und kleiner Dictata daraus in deutscher Schrift bringen. Im Rechnen war der Zahlenkreis von 1—100 in allen 4 Species fest und sicher einzuüben. Dieses Ziel ist im Lesen und Schreiben meist überschritten worden. In der Mittelklasse war der Cursus 2jährig, doch die Hälfte der Schüler blieb darin 3 Jahre. Rechnen 6 Stunden, Lesen 4 Stunden, Schönschreiben 4 Stunden, 4 Stunden Orthographie, 1 Stunde Geschichte, 1 Stunde Geographie, 6 Stunden Religion. Die Kinder verlassen die Mittelklasse meist mit dem 10. Jahre, manche früher. Ziel im Deutschen: Fertiges, sinnrichtiges Lesen des im Lesebuche für Mittelklassen enthaltenen Stoffes, Wiedergabe des Inhaltes in eigenen Worten. Fehlerloses Niederschreiben von Dictaten, welche aus dem Anschauungskreise der Kinder entnommen sind, sowie auswendig gelernter Lesestücke. Ziel im Schönschreiben: Kleines

und großes Alphabet in deutscher und lateinischer Schrift. Im Rechnen: 4 Species in unbenannten und benannten Zahlen. In Grammatik: Kenntniss des einfachen nackten und einfachen ausgebildeten Satzes. Dieses Ziel wurde gewöhnlich im Rechnen überschritten, im Lesen vollständig erreicht, im Rechtschreiben ebenfalls, in der Grammatik sehr selten. Im Schönschreiben wird in vielen Schulen in der Mittelklasse die lateinische Schrift nicht geübt.“

Dieses zur Rechtfertigung der Behauptung meiner Broschüre, dass der Lehrplan der Elementarschule ganz darauf eingerichtet sei, den Kindern denjenigen Grad der Kenntnisse und Fertigkeiten beizubringen, welcher zur Aufnahme in die untere Klasse höherer Schulen vorgeschrieben sei. — Die Unbeholfenheit der Sextaner im Gebrauche der lateinischen Schrift ist ein Uebelstand, dem erstgiltig nur abgeholfen werden kann durch die Aufhebung der deutschen. Dass diese aber aufgehoben werde, verlangt, abgesehen von vielen andern Gründen, das Interesse der Schule dringend. —

Es ist aber seit dem 15. October vorigen Jahres ein neuer Lehrplan ins Leben getreten. Derselbe schreibt für mehrklassige Volksschulen vor: 4 Stunden Religion, 11 Stunden Deutsch, 4 Stunden Rechnen, 1 Stunde Singen für die Unterstufe, für die Mittelstufe 4 Stunden Religion, 8 Stunden Deutsch, 4 Stunden Rechnen, 2 Stunden Zeichnen, 6 Stunden Realien, 2 Stunden Singen.

Nach einem mir vorliegenden gedruckten Lehrplan, der von einer Elementarlehrer-Commission zum Zwecke der Ausführung dieser neuen Bestimmungen ausgearbeitet ist, erscheinen die früheren Leistungen noch gesteigert. —

Meine Behauptung lautet nun: Dieser neue Lehrplan der Volksschule bereitet so vorzüglich zur Aufnahme in die unteren Klassen der höheren Schulen vor, dass kaum etwas Wesentliches daran wird verbessert werden können. Und ich wiederhole deshalb den in der Broschüre näher begründeten Wunsch: Man gebe der Elementarschule das Recht, Zeugnisse der Reife für die unteren Klassen höherer Schulen auszustellen. —

Wollte ich meine Behauptung für jedes Unterrichtsfach speciell erweisen, so würde ich stets in Gefahr sein, Unbestrittenes zu vertheidigen; ich warte daher damit, bis Verbesserungsvorschläge laut werden. —

Obgleich nun der Herr Director Bonitz mit mir über die Nothwendigkeit einer organischen Verbindung der Elementarschule mit den höheren Lehranstalten einverstanden ist, so glaubt er doch annehmen zu müssen, ich traute meinem Vorschlage selbst nicht. Denn er schließt sein Referat über diesen Punkt mit den Worten: „Sollte sich die Unsicherheit in dem Vorschlage des Hrn. Verfs. nicht auch dadurch verrathen, dass er mit der einen Hand der Volksschule das Recht, Zeugnisse der Reife für höhere Schulen auszustellen, zuerkennt, und mit der andern Hand durch das den höheren Schulen zugewiesene Recht einer entscheidenden Nachprüfung wieder zurück nimmt?“

Der Vorwurf scheint nahe zu liegen, denn er ist mir fast mit denselben Worten auch von anderer Seite gemacht worden, und doch ist er gar nicht gerechtfertigt. So lange nämlich ein Unterschied besteht zwischen Pflicht und Recht, so lange heißt es über das Ziel hinausschießen, wenn man behauptet, es hiesse der Volksschule mit der einen Hand nehmen, was man mit der andern gegeben hat, wenn man dem Gymnasium das Recht vorbehält, seinerseits in zweifelhaften Fällen durch ein Examen festzustellen, ob das von der Elementarschule ausgestellte Zeugnis der Reife richtig ist. Jetzt muss das Gymnasium prüfen, nach meinem Vorschlag darf es prüfen. —

Dieser Vorbehalt ist aus der Erwägung hervorgegangen, dass mit der Herstellung des Zusammenhangs des Lehrplans der Elementarschule und den Kenntnissen, welche die höheren Schulen zur Aufnahme in Sexta verlangen, allein noch nicht genug Garantie für die höheren Schulen geschaffen ist. Man muss einen Modus finden, welcher verhindert, dass die höhere Schule der Elementarschule in dieser Sache an Händen und Füßen gebunden preisgegeben werde. Man muss sich vergewissern können, dass die mit dem betreffenden Zeugnisse versehenen Schüler diese Kenntnisse auch wirklich haben. Ich behaupte nicht, dass mein Auskunftsmitglied der einzige Weg ist, um sich vor einer möglicher Weise ganz verderblichen Abhängigkeit zu wahren. Andere wissen darüber vielleicht bessere Vorschläge zu machen; auch ich wüsste noch andere, wie ich glaube, auch empfehlenswerthe Methoden zur Abwehr gegen diese Gefahr anzugeben, aber ich halte diese für die naturgemäße und die einfachste. —

Im weiteren Verlauf der Recension schließt der Herr Director Bonitz seine Besprechung an drei Punkte an, er spricht 1. über Stellung und Anstellung der Lehrer und Directoren, 2. über die Abiturientenprüfung, 3. über Simultangymnasien. —

Nur der letzte Punkt scheint dem Herrn Director beachtenswerth, aber dass man einen Theil der Abiturientenprüfung nach Obersecunda verlege, dass man zur Versetzung nach Unterprima das lateinische, griechische und französische Scriptum schreiben lasse, in alter Geschichte examinire und in den Theilen der Mathematik, welche bis dahin durchgenommen sind, das verwirft er als geradezu verderblich für den wissenschaftlichen Ernst der Gymnasien. Es mische sich in die Fragen über Einrichtung des Abiturienten-Examens nicht selten Weichherzigkeit ein; er stelle es in Abrede, dass Schüler, welche bei ausreichender Begabung ihre Pflicht regelmäßig erfüllt hätten und wirklich reif nach Prima versetzt seien, in Prima ihre Zeit mit geisttödtendem Repetiren verlieren müssten; er erkläre, dass durch eine solche Halbierung der Prüfung die Primaner, vielleicht unter dem Vorwande des Eindringens in den Geist der Schriftsteller und der Sprache zu dilettantischer Oberflächlichkeit statt zu gewissenhafter Gründlichkeit angeführt würden; es sei ihm schlechterdings unersündlich, wie man sich auf mathematischem Gebiete einen Unterricht denken könne, der in dem Verzicht auf den Inhalt der früheren Klassenpensen eine Erleichterung der Maturitätsprüfung finde.

Ja, wenn der Herr Director das wirklich nachwies, dass durch meinen Vorschlag statt wissenschaftlicher Gründlichkeit dilettantische Oberflächlichkeit in unsere Prima eindringen könnte, so wäre ich der erste, der einen solchen Vorschlag über Bord würfe, weil sonst das Schiff sicher zu Grunde gehen müsste. Aber die von oberflächlichen Schwätzern so oft missbrauchte Phrase von dem Eindringen in den Geist der Schriftsteller hätte der Herr Director doch auf mich nicht anwenden sollen, dazu glaube ich in meiner Broschüre nicht den geringsten Anhalt gegeben zu haben. Ich bin überzeugt, dass der Ernst wissenschaftlicher Gründlichkeit in Prima durch die Erfüllung meines Wunsches gesteigert würde, denn sie schafft die Garantie, dass nur wirklich reife Schüler nach Prima versetzt würden, und rettet unsere Oberprimaner vor dem Wust „geisttödtender Repetitionen.“ Ich gebrauche diese Worte absichtlich noch einmal, obschon sie wie eine verbrauchte Phrase aussehen; weil der Herr Director Bonitz sie wahrlich mit der Behauptung, dass ein ausreichend begabter, pflichttreuer und reif versetzter Primaner seine Zeit mit Repetiren nicht zu verlieren



brauchte, nicht widerlegt hat. Denn Lehrplan, Lehrmittel, Lehrer und Verwaltung unserer Gymnasien sind trotz Allem, was man gerechter Weise daran tadeln darf, doch, Gott sei Dank! im preussischen Staate so tüchtig, dass ich mir kaum ein so schlechtes Gymnasium bei uns denken kann, worin ein solcher Primaner viel zu repetiren brauchte. —

Wenn der Herr Director,<sup>1</sup> wie vorauszusetzen, unter ausreichender Begabung sich eine solche Begabung denkt, vermöge der ein Schüler sich den durch das Gymnasium dargebotenen Bildungsstoff mit Leichtigkeit aneignet, und wenn er dann noch Pflichttreue und Reife bei der Versetzung hinzunimmt, so hat er die wenigen Schüler bezeichnet, die gar keiner besonderen Sorgfalt von Seiten der Schule bedürfen, die sich auch unter ungünstigen Verhältnissen eine tüchtige Bildung erwerben. Solche Schüler gibt es auch in jeder größeren Schule, aber sie bilden bei Weitem die Minderzahl; dürfen also nicht den Maassstab für Schuleinrichtungen abgeben. Die Mehrzahl der Schüler ist so nicht, sie verfallen jenen verderblichen Repetitionen. Könnte dem Uebel mit den jetzigen Mitteln der Schule abgeholfen werden, so wäre es längst beseitigt; denn die Klage ist alt und, soviel ich weiss, ziemlich allgemein; man muss also auf neue Mittel sinnen. —

Ich sage nicht, dass eine Einrichtung nach meinem Vorschlage den Uebelständen sicher abhelfen würde, aber ich halte ihren Erfolg für höchst wahrscheinlich. Denn durch das in Obersecunda drohende Examen werden die Schüler von Obertertia an eifriger arbeiten, unwissendes und unfähigen wird es viel weniger möglich werden, in die Prima zu kommen, wodurch viel mehr Ueberflüsse auch von der Universität fern gehalten würden. Der Unterricht in der Prima würde ganz nach dem jetzigen Plane ertheilt werden. Dass der Ernst des Studiums in der Prima nicht wiche, dafür wäre einestheils durch die grössere Tüchtigkeit der Schüler gesorgt und andertheils durch das bevorstehende Abiturientenexamen, das von seinem heilsamen Schrecken nur wenig einbüßen würde. Die lateinische Sprache würde vor Oberflächlichkeit samentlich durch den in der Maturitätsprüfung geforderten Aufsatz geschützt werden, während eine gründlichere Kenntniss der alten Geschichte die Erklärung der alten Schriftsteller vertiefen würde. Für die Studien in der griechischen und französischen Grammatik würde eine Abnahme des Ernstes wohl zu befürchten sein, aber es ist auch möglich, dass die Schüler davor durch ihre gründlichere Vorbereitung geschützt würden. Die Mathematik würde von ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit gar nichts einbüßen, weil da jede folgende Erkenntniss in zu händiger Abhängigkeit von jeder früheren steht, als dass diese je aufgegeben werden könnte.

Wohl fühle ich, dass der Herr Director Bonitz, wenn er einen Vorschlag von mir bekämpft, schon durch das Gewicht seiner Erfahrung und seiner Person viel vor mir voraushat; aber in diesem Falle habe ich Auctorität gegen Auctorität einzusetzen, denn ein angesehenener preussischer Provinzialschulrath schreibt mir über diesen Punkt meiner Broschüre: „Etwas Ihrem Vorschlage ganz Entsprechendes hat das hiesige Provinzial-Schulcollegium dem Ministerium vorge-schlagen.“

Also das von Herrn Director Bonitz gegen diesen Vorschlag erhobene Bedenken gegenüber glaube ich ihn wohl aufrecht erhalten zu dürfen. —

Viel schwieriger ist eine Entgegnung über das, was die Stellung und Anstellung der Lehrer und Directoren und der höheren Vorgesetzten betrifft. Denn

wenn man eine Einrichtung tadeln will, die für die beste ihrer Art auf der Welt gilt, so ladet man leicht den Vorwurf des Vorwitzes und des Uebermuthes auf sich, wozu noch der der Selbstsucht tritt, wenn man durch die vorgeschlagenen Veränderungen selbst Vortheil haben kann. Auf diesem Gebiete ist die Welt sehr empfindlich, glaubt doch auch der Herr Director Bonitz, wenn er sich gegen Anstellung von Prorectoren und Conrectoren ausspricht, sich gegen den Vorwurf, er spreche *pro domo*, verwehren zu müssen, obgleich Jedermann aus seiner ganzen Recension erkennen muss, dass es ihm überall nur um die Sache zu thun ist. Ich muss trotzdem diese Erwiderung schreiben und hoffe, dass man Objectivität und Mäßigung darin nicht vermissen wird.

Gegen meinen Wunsch, dass innerhalb der Stellen der ordentlichen Lehrer und dann wieder innerhalb der Stellen der Oberlehrer das Avancement bei eintretenden Vacanzen zu einem Rechtsanspruch erhoben werde, entgegnet der Hr. Director, dass jeder Director von dem Wunsche beseelt sein würde, erledigte höhere Stellen durch Aufrücken zu besetzen und die unterste Stelle neu zu besetzen. Freilich mag das jeder Director von der Gesinnung des Herra Director Bonitz wünschen, auch jeder, der nach den Intentionen der vorgesetzten Behörden handelt, es mag auch die Mehrzahl der preussischen Directoren so denken. Es hat aber Directoren gegeben, die mit ihrem ganzen Lehrercollegium so zerfallen waren, dass sie gegen dasselbe namentlich in Bezug auf Beförderung nicht das geringste Wohlwollen mehr zeigten; es hat Vorgesetzte gegeben, die geblendet von der Wahrheit, dass der Einzelne hinter dem Ganzen zurückstehen müsse, bei jeder Vacanz sich auf die hohe Warte stellten, um nach hochbegabten Naturen auszuspähen, und die auch dann nicht von der Uebertreibung eines an und für sich richtigen Grundsatzes zurückgekommen sind, wenn sich so eine hochbegabte Natur einmal über das andere Mal als ein arroganter und unreifer Mensch erwies; es hat Vorgesetzte gegeben, die dem Nepotismus ganz verfallen waren. —

Der einzelne Lehrer ist jetzt seinen Vorgesetzten gar zu sehr in die Hand gegeben. Sehen wir uns das Mafs seiner Rechte an: er kann nicht *brevi manu* aus seinem Amt entlassen werden. Und doch habe ich diesem Rechte gegenüber ein gewisses Misstrauen; denn vor etwa 10 Jahren wurde ein Gymnasiallehrer, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ein Herr Arndt aus Torgau, den Zeitungen zufolge aus keinem andern Grunde entlassen, als weil er sich weigerte, aus dem Nationalverein auszutreten. Nun habe ich es damals zwar selbst für einen Lehrer nicht angemessen erachtet, sich an dem Ausbau dieses Vereins zu betheiligen, weil mir der Untergrund desselben der nöthigen Solidität zu erman-geln schien. Aber bestritten werden kann es nicht, dass Leute dazu gehörten, deren wahrer Patriotismus nicht dem geringsten Zweifel unterlag. Also gegen das Recht der Unabsetzbarkeit ohne triftigen Grund habe ich noch einiges Misstrauen. Ein zweites Recht ist, dass man über ein vorgeschriebenes Mafs nicht mit Arbeit belastet werden darf, und drittens scheint man ohne seine Zustimmung auch nicht an ein anderes Gymnasium versetzt werden zu können. —

Das ist Alles. Eine Bürgschaft der Beförderung hat selbst der tüchtigste Mann nicht. Ich bestreite nicht, dass auch bei der jetzigen Organisation ein wirklich fähiger Mann sich in den weitaus meisten Fällen Geltung verschaffen wird; aber das ist nicht genug; die Organisation muss eine solche sein, dass er in keinem Falle zurückgesetzt werden darf. Denn auch dadurch würde die Zurücksetzung nicht erträglich, wenn vor einem tüchtigen Manne nur wirklich

tüchtige Leute eingeschoben werden könnten. Das Princip der Gerechtigkeit verlangt, dass in geordneten Staatsverhältnissen das ältere Verdienst eher belohnt werde.

Herr Director Bonitz behauptet, auch bei der allersorgfältigsten Besetzung der untersten Stellen durch lanter für den Unterricht in allen Klassen befähigte Leute könnten Einschreibungen nöthig sein. Das bestreite ich ja gar nicht; ich verlange nur, dass die Stelle, welche gesetzlich einen Einschub zulässt, die unterste Oberlehrerstelle sein soll. Die Möglichkeit der Einschreibung kann kein Gymnasium entbehren. Denn was soll man z. B. anders machen, wenn der Mathematik-Oberlehrer abgeht und der Lehrer für Mathematik in den unteren und mittleren Klassen zur Uebernahme des Unterrichts in den oberen nicht geeignet ist? Aber daraus folgt doch gewiss nicht, dass die jetzige Befugnis der vorgesetzten Behörden, an jeder beliebigen Stelle einzuschieben, begründet ist. —

Diese Rechtlosigkeit in Bezug auf Beförderung hat nach meiner vollen Ueberzeugung den höheren Schulen bedeutend geschadet. Sie macht leicht die Vorgesetzten übermüthig und ist der Ehre der Untergebenen oft schädlich, sie besonders hält viele Leute ab, ihre Söhne unserem Stande zuzuführen. Und das wird voraussichtlich noch schlimmer werden. Denn bei der Mannichfaltigkeit der Stellen, die in Handel und Industrie gebildeten Leuten eine anständige Beschäftigung und reichliches Auskommen bieten, bei der ungleich gehobeneren Stellung und den weit besseren Aussichten der Juristen und der Offiziere wird ein Vater, der die Verhältnisse überschaut und sich finanziell eben helfen kann, sich nur schwer entschließen können, seinen Sohn zu einem Berufe zu erziehen, dessen Mitglieder unter allen Beamten, die Universitätsstudien gemacht haben, äußerlich das geringste Ansehen genießen, und in dem es bei der unbegrenzten Abhängigkeit von den Vorgesetzten so schwer ist, ein charakterfester Mann zu werden. —

Ich sehe auch wirklich nicht ein, wie durch ein solches Avancementsrecht die Schule im Geringsten geschädigt werden sollte. Denn eine Gefahr, dass die Lehrfächer nicht durch ausreichende Kräfte besetzt werden könnten, liegt nicht vor. Mangelt ein Oberlehrer, so darf man an unterster Stelle einen einschieben. Und bei der Vollmacht, die der Director in Bezug auf Vertheilung des Unterrichts hat, kann er demselben jeden Unterricht in oberen Klassen zuweisen. Ist unter den ordentlichen Lehrern eine Stelle vacant, so kann sie ohne Berücksichtigung der an dem betreffenden Gymnasium vorhandenen Hülfslehrer besetzt werden.

Wenn diese Einrichtung dem Gymnasium also durchaus nicht schaden kann, ihm vielmehr augenscheinlich nützt, und wenn das Anciennitätsprincip bei so vielen preussischen Beamtenkategorien mit dem besten Erfolge durchgeführt worden ist, warum soll es denn hier verworfen werden, obschon es so bescheiden auftritt? Es wird nicht angewandt bei der definitiven Anstellung, sondern nur innerhalb der Stellen der ordentlichen Lehrer, es wird nicht angewandt bei der Anstellung der Oberlehrer, sondern nur innerhalb der Stellen der Oberlehrer, es wird nicht angewandt bei der Anstellung von Directoren, Schulrathen, Ministerialrathen. —

Nein, Herr Director, dieser Wunsch, dessen Erfüllung Sie für ganz unwahrscheinlich halten, hat Aussicht auf Verwirklichung. Ich hoffe auch schon deshalb auf seine Erfüllung, weil sie nur ein Glied ist in der Kette der Reformen, die uns von der eigentlichen Krankheit in der Verwaltung der höheren Schulen befreien wird, von dem Absolutismus. —

In dem Glauben an die Abstellung dieses Uebels werde ich bestärkt, weil mir über meine Broschüre ein hochgestellter Schulbeamter schrieb, ich hätte mit diesem Vorschlag den Nagel auf den Kopf getroffen. Der Absolutismus dem Lehrer gegenüber muss gebrochen werden durch ein beschränktes Avancementsrecht, der Director muss rechtliche Befugnisse in Betreff der Anstellung der Lehrer bekommen und der Provinzialschulrath muss sicher gestellt werden gegen die Uebergriffe des Ministerialraths.

Meinen Vorschlag über Anstellung von Prorectoren und Conrectoren wirft der Herr Director mit so vielen Gründen und so weit weg, dass es einer ausführlichen Entgegnung bedürfte. Ich werde mich jedoch kurz fassen, weil ich bei diesem Vorschlage doch auf einen so großen Widerstand gefasst bin, dass ich unter Collegen und Directoren, dem Publikum dieser Blätter, nicht viel Zustimmung erwarte. Ich will aber trotzdem meine Ansicht in bündigen Worten aussprechen, weil ich auch diese Sache für eine Lebensfrage der höheren Schulen halte. —

Vorab die Bemerkung, dass ich bei meinen Vorschlägen über Anstellung von Prorectoren und Conrectoren nur an größere Gymnasien gedacht habe. Ich glaube nämlich, dass die kleinen Gymnasien, die in Prima zu wenig Schüler unterrichten, und auch diese oft noch mit allerlei Kunststücken erhalten müssen, sich allmählig in Progymnasien verwandeln werden. Denn es ist eine Geldverschwendung von Staat oder Stadt die Gehälter von Directoren und Oberlehrern zu bezahlen, die nur ein paar Schüler unterrichten, und, was noch mehr ins Gewicht fällt, es ist eine Kraftvergeudung, das Talent und die Gelehrsamkeit tüchtiger Männer im Unterrichte an wenige Schüler zu verbrauchen, obgleich man sie an andern Stellen vor großen Klassen dringend bedürfte. —

Der Herr Director wendet sich in seinen Entgegnungen nur gegen den Vorschlag selbst, nicht gegen den Grund, aus dem er erwachsen ist. Mir ist es aber um Abstellung des Uebelstandes, nicht um Prorectoren und Conrectoren zu thun. Der Uebelstand liegt vor, die Gymnasien leisten lange nicht, was sie leisten könnten und müssten.

Wirksame Hülfe liegt da allein in einer besser organisierten Beaufsichtigung. Wenn auf irgend einer Stufe in irgend einem Fache das Klassenziel nicht erreicht worden ist, so muss dieses durch die Art der Controle so zweifellos festgestellt werden, dass ein weiterer Streit über das Factum nicht möglich ist. Es wird sich dabei ergeben, ob die Schuld am Lehrer lag; und wenn sich das bei demselben Lehrer wiederholt, wird man schon Mittel finden, gegen ihn einzuschreiten. In den meisten Fällen wird er sich freilich vor einer zweiten Beschämung wahren, wenn er aber unfähig ist, wird man ihn leichter pensionieren können, als das bis jetzt der Fall war.

Bei dem genauen Zusammenhange des ganzen Unterrichts von der untersten Stufe bis zur obersten ist es für alle folgenden Stufen geradezu ein Unglück, wenn auf einer Stufe das Ziel nicht erreicht wird.

Freilich geschieht bei der jetzigen Einrichtung viel, um ein solches Unglück zu verhüten, aber was geschieht, ist nicht ausreichend. Ich bin überzeugt, dass bei den meisten Gymnasien im preussischen Staate ein solches Unglück nicht etwas ganz Ungewöhnliches ist. Und doch halte ich es für möglich, Einrichtungen zu treffen, welche die Schulen vor diesem Uebel ziemlich sicherstellten.

Warum ist unsere Posteinrichtung so vollkommen? Wären wir Franzosen, so würden wir vielleicht antworten: Weil wir so pflichttreue Leute sind. Als

verständige Deutsche werden wir aber sagen: Die Leute sind so pflichttreu, weil die Einrichtungen so vorzüglich sind. Und dass bei uns von Staatsbeamten so wenig veruntreut wird, hat doch wahrlich nicht darin seinen Grund, dass unsere Beamten an und für sich ehrlichere Leute sind als die anderer Staaten, sondern darin, dass sie wirksamer beaufsichtigt sind.

Wirksame Beaufsichtigung ist es, was den Gymnasien fehlt. Bei größeren Anstalten lässt sie sich durch den Director allein, auch wenn er seinem Amte gewachsen ist, nicht führen, darum mein Vorschlag über Prorectoren und Coirectoren. Weils Einer einen bessern zu machen, so thue er es; aber rede mir Keiner davon, dass die oben zur Vergleichung herangezogenen Beamtencategorien nicht passen, weil sie es mit äusseren, sichtbaren Dingen zu thun hätten, das Gymnasium aber mit inneren, geistigen. Die Klassenpensa in jedem einzelnen Fache und auf jeder einzelnen Stufe bis Obersecunda incl. sind äusserlich bestimmte und durch ein gewisses Maf von Kenntnissen fassbare und messbare. — Es scheint mir auch kaum zweifelhaft, dass man die Kräfte für eine solche Beaufsichtigung unter den meistbetheiligten Leuten, den Lehrern an oberen Klassen finden muss.

Zum Schluss noch zwei Bemerkungen. Der Herr Director meint (S. 510), ich schiene Erfahrungen eines rücksichtslosen Benehmens gemacht zu haben. Das ist allerdings richtig, aber wenn daraus gefolgert werden sollte, es könnte etwa eine persönliche Verstimmung auf irgend einen Wunsch bestimmend eingewirkt haben, so wäre das falsch geschlossen. Ich habe persönlich nie eine Zurücksetzung erfahren und überhaupt seitens meiner Vorgesetzten fast nur Anerkennung erlebt. — Wohl hat der Herr Director Recht, dass ein Director sich keine Uebertretung des amtlichen Rechtes zu Schulden kommen lassen darf, ohne von seinen Vorgesetzten, wenn sie es erfahren, desavouiert zu werden; ja ich bin sogar überzeugt, dass jeder Director, der einen Lehrer nur rücksichtslos behandelt, wenn es zur Anzeige kommt, in der Regel von den Vorgesetzten getadelt werden wird, aber bei der jetzigen Unsicherheit des Avancements muss es schlimm kommen, ehe ein Lehrer Schutz gegen seinen Director sucht. Sicher man aber das Avancement, wenn auch unter bedeutenden Beschränkungen, so wird das schon bessern. —

Cöln.

Dr. Kocks.

Die Bemerkungen von H. Bonitz zu Vorstehendem haben wegen Mangel an Raum hier in diesem Heft nicht aufgenommen werden können.

## ERSTE ABTHEILUNG.

### ABHANDLUNGEN.

#### Die Authadie des Kreon in der „Antigone“.

Es ist oft ausgesprochen worden, dass unter den griechischen Tragikern dem Sophokles eine scharfe Charakteristik seiner Personen und die psychologische Entwicklung und Motivirung ihrer Thaten und Schicksale vorzugsweise eigenthümlich ist. Namentlich hat man oft im Gegensatz zu dem reliefähnlichen Ausdruck der typischen Figuren des Aeschylus an Sophokles das plastisch freie und abgelöste Gepräge seiner individuellen und doch idealen Gestalten gerühmt. Mit diesem vielfach und mit Recht gepriesenen Vorzug der sophokleischen Kunst steht der ethische Charakter seiner Tragödien in engstem Zusammenhang. Seine Dramen wollen keine allgemeinen Fragen lösen, weder religiöse noch politische Probleme erörtern, wohl aber findet er seine künstlerische Aufgabe darin, in schwierigen Lebenslagen und im harten Widerstreit der Pflichten das ethische Handeln seiner Helden aus den geheimsten Regungen ihrer Seele, aus den individuellsten Aeusserungen ihres Charakters frei und menschlich zu entwickeln und ihr tragisches Geschick als ihrer eigenen Thaten Lohn allseitig zu motiviren. Wenn dieses allgemeine Urtheil über die sophokleischen Dramen richtig ist, so muss das Bestreben des Dichters nach einer umfassenden und detaillirten Charakterzeichnung auch in der Anlage seiner Stücke zu erkennen sein. In einem früheren Aufsatz in dieser Zeitschrift 26, 3, S. 145 ff. haben wir darzuthun versucht, dass die einzelnen Scenen des Oedipus Tyran-

nos vorzugsweise aus diesem Bestreben zu erklären sind. Auch in der Antigone des Sophokles tritt ein Bemühen deutlich zu Tage, die beiden Hauptpersonen des Stückes scharf zu charakterisiren und aus den Bedingungen ihrer Charaktere hervor die Lösung des gegebenen Conflictes zwischen den Interessen der Familie und des Staates, zwischen den staatlichen mit den religiösen Pflichten dramatisch darzustellen. Aber auch in diesem Drama wird keine staatsrechtliche Frage aufgeworfen und kein religiöses Problem im allgemeinen entschieden, sondern die allgemeinen Fragen, welche das ganze Stück durchdringen und die Handlung bewegen, sind nach dem Willen des Dichters blofs von secundärer Bedeutung, sie bilden nur die Folie und den Hintergrund, von welchem sich die nach ihrer Individualität mit freier Selbstbestimmung handelnden Personen abheben. Wie sie handeln und was sie leiden unter dem Einfluss des Principienstreites, welchen sie nach den innersten Gesetzen ihrer Natur auskämpfen müssen, das stellt der Dichter psychologisch dar, indem er die Motive aufdeckt, welche sie leiten und die geheimsten Falten ihres Charakters, welcher sie beherrscht. Das ist das Wesentliche; nicht die Lösung des Conflictes, nicht einmal dieser Conflict selbst, sondern der Reflex dieses Kampfes in der Seele der Kämpfenden, die Entfaltung des reichen Seelenlebens selbst, welches sich im Drange des ethischen Pathos aus dem Gegensatz der Charaktere naturgemäß entwickelt.

Mit dem, was hier gesagt ist, stehen zwei Auffassungen im Widerspruch. Die erste ging aus der Berliner Schule hervor, sie war lange die verbreitetste und hat auch unter neueren Erklärern noch ihre Anhänger. Zu ihren älteren Vertretern gehören Solger, Hegel, Süvern, K. O. Müller, Welcker, Schwenck, Held, Förster, Köchly u. a. Nach ihrer gemeinsamen Auffassung haben wir in der Antigone ein Principiendrama zu erkennen, weil es den Conflict von zwei gleichberechtigten, in dem Drama sich entgegengesetzten Principien darstellt, welche aus den Interessen des Staates und der Familie hergenommen werden. Diese Principien-collision bestimmt den Inhalt und Umfang der Tragödie und bietet den Masstab dar für die Beurtheilung der beiden Hauptpersonen, welche die Repräsentanten und gleichsam die Verkörperungen der allgemeinen Principien sind. Sie werden daher in dieser Eigenschaft allein, nur soweit sie die Träger ihrer Ideen sind, der Beurtheilung unterzogen, und die individuellen Aeußerungen ihres Charakters kommen, weil dieselben für den Verlauf und die Lösung des Conflictes unwesentlich und von untergeordneter Bedeutung

sind, nur mittelbar in Betracht. Ihr Recht und ihre Verschuldung werden allein aus den Principien hergeleitet, welche sie vertreten. So folgt denn auch aus der Gleichberechtigung der beiden Principien mit Nothwendigkeit das gleichmäßige Recht und die gleichmäßig vertheilte Schuld beider. Die Motive der Antigone und ihre That erschienen vor der Religion und den Pflichten der Pietät gerechtfertigt, aber sie muss den Tod erleiden, weil ihr einseitiges Recht nothwendig die Existenz des Staates gefährdet. Nicht minder berechtigt erscheint von Seiten des staatlichen Principes das Verbot des Kreon, aber ebenso nothwendig wie Antigone schädigt er die Religion und die Sitte. „Beiden“, sagt Förster über die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf dem Theater zu Potsdam, Berlin 1842 S. 10, „Antigone und Kreon müssen wir zugestehen, dass sie mit gleicher Berechtigung ihre Ueberzeugung geltend machen . . . dies aber ist nun eben das Tragische, dass wir ein berechtigtes Pathos im Kampf mit einem gleichberechtigten finden, und zwar in einem Kampf auf Tod und Leben, den selbst die Götter nicht zu entwirren vermögen, da das Verhängnis mächtiger ist als sie selbst.“ Also liegt nach dieser Auffassung ihre tragische Schuld ausschließlich in der einseitigen Consequenz, mit welcher sie ihre Grundsätze zur Geltung bringen, höchstens in der starren Unnachgiebigkeit (vgl. Konr. Schwenck Osterprogr. des Frankf. Gymn. 1842 und die sieben Tragödien des Soph. Frankfurt 1846 S. 144 ff.), mit welcher beide Hauptpersonen ihre Ideen verfolgen, aber zu der Begründung dieser Schuld trägt das ganze concrete Gepräge ihres Charakters und die daraus resultirende Art, wie sie handeln, nicht wesentlich bei. Das ist auch die Meinung von Joh. Müller, welcher sich neuerdings, die theban. Tragödien des Soph. Innsbruck 1871, zu derselben Auffassung bekannt hat. Auch ihm scheint der Charakter des Kreon der Annahme nicht zu widersprechen, dass er der Träger eines Principes sei. Denn es genüge, S. 115 dass „das Princip das Grundelement der besonderen Lebensform des Charakters bilde“. Nachdem Müller diesen principiellen Grundzug in Kreon nachgewiesen hat, fährt er auf S. 116 fort: „so wird nicht verlangt werden dürfen, dass Kreon überall die Ruhe des grundsätzlichen Handelns sich wahren müsse, um als Organ der staatlichen Ordnung und Gesetzmäßigkeit gelten zu können, sondern es dürfen sich Herrscherehrgeiz und Leidenschaftlichkeit, Argwohn und Unfehlbarkeitsstolz, Uebereilung und Hartnäckigkeit einmischen, ohne dass seinem Handeln der Stempel



eigenmächtiger Willkür aufgedrückt würde. Solche Eigenschaften werden allerdings seine Sache sehr in Schatten stellen, aber da sie als die minderberechtigte erscheinen soll und da die Lösung negativ durch den Untergang oder die moralische Vernichtung beider Theile (?) statt hat, so lag das wenigstens bis zu einem gewissen Grade (!) im Plane und war durch die beabsichtigte Wirkung des Ganzen bedingt“. Die letzten Worte verrathen deutlich die Schwierigkeit, welche es hat, mit der Vertretung eines allgemeinen Principis die Besonderheiten eines Charakters in Einklang zu bringen, welche die Reinheit dieses Principis zu trüben und die grundsätzliche Ueberzeugung des Repräsentanten selbst zu verdächtigen geeignet sind. Es ist unvermeidlich, dass alles, was nicht eigentlich zu der Principienvertretung gehört, als störend und hinderlich empfunden wird. Daher haben denn auch alle Anhänger jener Auffassung, dass die Antigone das Muster eines Principienstückes sei, recht wohl die Gefahr, welche ihrer Auffassung von dieser Seite drohte, erkannt. Sie haben alles Besondere und Individuelle in der Charakteristik der beiden Hauptpersonen entweder als bedeutungslos und unwichtig dargestellt oder sie haben darin, wie Joh. Müller, ein auferhalb ihrer Principien liegendes Motiv für den Untergang ihrer Helden gefunden. Hier lag also die verwundbare Stelle, wo ihre Auffassung anzugreifen war und das haben bis zu einem gewissen Grade die Vertreter der zweiten Auffassung gethan.

Die bekannte Aufführung der Antigone auf dem Theater im neuen Palais bei Sanssouci am 28. October 1842 veranlasste nicht blofs einen regeren Austausch der Ansichten über das attische Bühnenwesen, sondern regte auch die Erörterung mannigfacher Fragen an, welche sich auf die sophokleische Antigone allein bezogen. Unter diesen wurde auch die Frage, ob unser Stück für ein Principiendrama zu halten sei oder nicht, vorzugsweise erörtert und es begann zuerst ein lebhafter Streit gegen die Vertreter der Principiencollision. Zu diesen Gegnern gehörten namentlich Wex, Schacht, Firnhaber, Preller, Passow und Ullrich. Man ging dabei nicht von der Person der Antigone, sondern von Kreon aus. Auch führte nicht eigentlich die Charakteristik des Kreon zu der Einsicht, dass er ungeeignet sei, ein Princip zu vertreten, sondern die Erwägung, dass Kreons Motive, aus denen er das Bestattungsverbot erlassen, sittlich unrein und sein Verbot selbst widerrechtlich sei, weil es im Widerspruch stehe mit dem staatlichen Recht und der überkommenen Sitte, dass endlich auch in seinem Cha-

rakter Bestandtheile genug vorhanden seien, welche sich mit einem Repräsentanten der Staatsidee nicht vertrügen. Man lese die Schilderung des Kreon u. a. bei Firnhaber, Jahrb. f. Phil. 41. 1. 1844, wo es auf S. 70 heisst: „Als Tyrann zeigt er sich in so vielen Eigenschaften seines Charakters, in dem übermüthigen Pochen auf seine Macht, als die una, nicht ultima ratio regum, in der Anmafsung der eignen Unfehlbarkeit, in dem launischen Eigensinne, in der leicht erregten Hitze, die sich nicht scheut, selbst über Götter den beissendsten Hohn auszugiefsen, in der Verachtung aller und jeder Persönlichkeit, die sich der moralischen Freiheit bewußt ist, in dem Wüthen auf blofsen Argwohn hin, in der Wahl der ausgesuchtesten Strafmittel, in der unbegrenztesten Selbstsucht, die sich alles unterordnet, in der wortreichen Heuchelei, ja endlich in der Feigheit, mit der er den Kampfplatz verlässt“. Diese Urtheile haben wir in der Absicht angeführt, um von vornherein auf die Uebertreibungen und Entstellungen des Thatächlichen in der Charakteristik des Kreon hinzuweisen: ein Fehler, dem man um so leichter anheimfallen konnte, weil man bei der ganzen Frage nicht von der Charakterzeichnung der Hauptpersonen ausgegangen war, sondern weil der Charakter des Kreon nachträglich dazu dienen musste, die auf anderem Wege gewonnene Ansicht von der Grundidee des Stückes zu bestätigen. Man glaubte diese Grundidee zu finden, indem man denselben sittlich-religiösen Masstab, mit welchem man die Motive und die Bestattungsthat der Antigone prüfte, auch auf die Beurtheilung des Kreon übertrug. Je mehr das sittliche Wohlgefallen, welches man an der Person der Antigone fand, überwog, desto mehr musste selbstverständlich bei solcher Parallele die Sache des Kreon verlieren. Seine Berechtigung zum Erlass des Verbotes wurde bestritten, er erschien als der Revolutionär, denn sein Gebot wollte ein älteres, heiliges Recht aufheben, er konnte nur „als ein verblendeter, sich selbst vom Gesetz lossagender Despot gelten“. Dagegen erschien Antigone ganz edel und völlig schuldlos, das Recht, worauf sie sich berief, „im höheren Grade im Staatsrecht und keineswegs nur in ihrem Gefühl begründet“; sie war daher nicht gehalten, einem formell und materiell willkürlichen Befehl zu gehorchen. So urtheilten übereinstimmend Preller in der Jen. Litter. Ztg. N. 54. 56 Jahrg. 1845 und viel später noch Arn. Passow Sophokl. Studien, Bremen 1864. Es war nicht mehr der Principienkampf der beiden gleichberechtigten Hauptpersonen, worin die Einheit des Stückes gefunden wurde, sondern der Grundgedanke lag in

der einseitigen Schuld des Kreon, und als die Grundidee der Tragödie erschien eben nach der Schrift von Th. Schacht, über die Tragödie Antigone, Darmstadt 1842 „die Schilderung eines Tyrannen, der auf seine irdische Gewalt pochend die göttliche mit Füßen trete“, oder sie lag nach Firnhaber a. O. S. 74 „in dem kecken Versuche eines einzelnen, seine irdische Macht überschätzenden Individuums gegen das göttliche Recht und die Weltregierung anzukämpfen“. Es war eine politische Moral und ein staatsrechtliches Problem, welches der Dichter in seiner Antigone gelöst zu haben schien. Bei solcher Auffassung trat begreiflicherweise die Person des Kreon auf ungebührliche Weise in den Vordergrund und die künstlerische Einheit des Stückes wurde fraglich. Schacht meinte, „das Stück könnte den Titel Kreon führen, hätte nicht der Dichter vorgezogen, es nach der Jungfrau zu nennen, an deren entschlossenem Charakter der Despot scheitern und deren Namen den reinsten Klang auf die Nachwelt bringen sollte“, und Preller giebt im Sinne der dramatischen Einheit „dem König Oedipus“ den Vorzug und gesteht „während der Aufführung wiederholt mit dem Gefühle einer doppelten Handlung beschlichen zu sein, von denen die erste, der Untergang der Antigone, das höchste Interesse in Anspruch nehme, während die zweite, die Katastrophe des Kreon, vorzüglich in den letzten Auftritten etwas Abspannendes habe“.

In solchen Betrachtungen begegneten sich damals, in den vierziger Jahren und später, alle Vertreter und Gegner des „Principiendramas“ und bis auf den heutigen Tag stimmen im wesentlichen diejenigen Erklärer damit überein, welche die Charakteristik der beiden Hauptpersonen in unserem Drama entweder ganz unberücksichtigt lassen oder dieselbe doch als das minder Bedeutsame, dagegen die religiöse und politische Moral des Stückes als die Hauptsache ansehen. Und welche Resultate hatte der Streit? Beide Parteien, die Anhänger nicht minder wie die Gegner jener Principiencollision hatten das Recht des Kreon zum Erlasse seines Verbotes geprüft und aus demselben Gesichtspunkte des staatlichen Rechtes hatten die einen ihm die Befugnis zuerkannt, die andern dieselbe bestritten. Was war deutlicher, als dass das Object des Streites kein Kriterium abgeben konnte, dass solche Betrachtungen nichts beitragen, die wahre Tendenz des Stückes im Sinne des Sophokles aufzuklären? Man verweist uns „auf den analogen Conflict in allen christlichen Reichen, wo der religiöse Skrupel mit dem Staatsgesetz in Zwiespalt geräth“, aber nichts ist gewisser,

als dass der Dichter gar nicht die Absicht hatte, einen religiös-politischen Streit zu entscheiden. Der Conflict ist allerdings das Fundament, auf dem er seine Tragödie aufbaute, und gleichsam der Hintergrund des Gemäldes, auf welchem seine Helden hervortreten, aber er ist darum nichts weiter als der Stoff für die Darstellung einer lebensvollen Handlung, an welcher die ethische Gestaltung und die psychologische Entwicklung das Wesentliche war. Denn in der reichen Entfaltung des inneren Seelenlebens seiner Helden findet der Dichter seine künstlerische Aufgabe, hier allein liegen seine letzten Ziele, denen die äusseren Vorgänge blofs wie die Mittel dem höheren Zwecke dienen müssen. Bevor die Handlung noch beginnt, hat Kreon sein Verbot erlassen und Antigone ihren Entschluss gefasst. Da hatte man nicht allein zu fragen, ob' jenes Verbot staatsrechtlich begründet und ob dieser Entschluss von der Religion und Pietät geboten war, sondern wichtiger war die Frage, von welchen Gesinnungen das eine und das andere ein Zeugnis ablegte. Dann hätte man wenigstens einen Beitrag zu der Charakteristik beider Hauptpersonen des Stückes erhalten, aber in diesem Sinne ist keine einzige Frage gestellt und erörtert worden, denn man glaubte alles gefunden zu haben, wenn man die Lösung des Streites zwischen Staat und Familie so oder anders von dem Dichter entschieden fand.

Die Tendenz des Stückes liegt also weder in der Lösung eines Principienconflictes noch eines staatsrechtlichen Problems, sondern die Antigone hat wie alle übrigen Dramen des Sophokles eine allgemein ethische Tendenz und in dieser muss auch die künstlerische Einheit des Stückes gefunden werden. In dieser Auffassung schliesen wir uns in erster Reihe Böckh an. Böckh fasste den Grundgedanken folgendermassen: „Ungemessenes und leidenschaftliches Streben, welches sich überhebt, führt zum Untergang; also messe der Mensch seine Befugnisse mit Besonnenheit, dass er nicht aus heftigem Eigenwillen menschliche und göttliche Rechte überschreite und zur Buße grosse Schläge erleide: die Vernunft ist das Beste der Glückseligkeit“. Diese Worte weisen auf die allgemeine Richtung und die Grundanschauung der ganzen sophokleischen Ethik hin und enthalten keine besondere Sentenz, welche erst durch unser Drama ihre Erläuterung oder Bestätigung erhalten soll. Ueberhaupt hat weder dieses noch ein andres Stück des Sophokles die specielle Aufgabe, eine einzelne moralische Wahrheit zu lehren. Mit Recht sagt Lessing in seiner Hamburger Dramaturgie Bd. I, St. 12, S. 54 „dass es sehr lehr-

reiche Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken; dass man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze blofs um seinetwillen da wäre. Das gilt von allen Stücken des Sophokles. Keins derselben hat die Bestimmung, einen besonderen Satz der ethischen oder politischen Moral zu erläutern, aber sie bewegen sich alle in einem bestimmten Kreise ethischer Vorstellungen und in diesem ethischen Gehalt liegt ihre Tendenz. Was daher Böckh über die Grundlagen der Antigone sagt, das passt, weil es die Grundrichtung der sophokleischen Ethik berührt, nicht blofs auf die Antigone: es gilt ganz in demselben Mafse von seinem Ajas, und mit geringen Unterschieden von allen übrigen Stücken. Denn sie lehren alle, dass die *φρόνησις* der Güter bestes ist und dass in allen Lagen des Lebens das besonnene Mafs, die weise Selbstbeschränkung und die freie Unterordnung allein im Stande ist vor selbstgeschaffenem Leid zu bewahren. In diesem Sinn sind beide Hauptcharaktere, Antigone sowohl wie Kreon, von dem Dichter aufgefasst und dargestellt worden. Das glauben wir mit Bezug auf die eine Hauptperson, die Antigone, in einem früheren Aufsatz dieser Zeitschr. 27, 1. 1 „über den Chor in der Antigone“ nachgewiesen zu haben. In der folgenden Darstellung soll die gleiche Auffassung an der Charakterzeichnung des Kreon begründet werden. Dort kam es hauptsächlich auf den Nachweis an, dass an allen Stellen, wo sich der Chor über das Ethos der Antigone äussert, diese Chorausprüche auch im Sinne des Sophokles mafsgebend sind. Wesentlich anders aber stellt sich die Aufgabe der folgenden Betrachtung, denn für die Beurtheilung des Kreon haben die Aussprüche des Chors nur geringen Werth, dagegen zeigt eine kurze Betrachtung des Inhalts und Verlaufs der einzelnen Scenen unverkennbar, dass die Auffassung des Kreontischen Charakters von Seiten des Sophokles für die ganze Composition des Stückes vorzugsweise bestimmend war. Aus der künstlerischen Anlage aller einzelnen Scenen nicht minder wie aus der intendirten Verzögerung der Katastrophe tritt die Absicht des Dichters, das endliche Schicksal des Kreon aus seinem Ethos hervor psychologisch zu motiviren, mit innerer Evidenz zu Tage, und wir dürfen hier wiederholen, was wir bei einer andern Gelegenheit aussprachen Ztschr. f. Gymn. 26. 3. 145, dass wir es auch hier nicht mit unsicheren und willkürlichen Combinationen, sondern mit dem unbestreitbaren Nachweis eines realen Verhältnisses zwischen der Dichtung selbst und den In-

tionen, welche den Dichter leiteten, zu thun haben. Ebenda wurde auf den Vorwurf der Authadie hingewiesen, welchen Teiresias vs. 1028 gegen den König erhebt. Aber auch die vorangehenden Verse von 1023 an sind beachtenswerth, weil uns hier in klaren Worten die einzelnen Gesichtspunkte vorliegen, aus denen unsere Tragödie ihre künstlerische Gestaltung erhalten hat. Das Bestattungsverbot des Kreon wird hier ein *ἀμάρτημα* genannt, aber ausdrücklich wird nicht in diesem Verbot an und für sich die Schuld des Kreon erkannt, sondern in seiner Unfähigkeit, dieses Verbot zu widerrufen. Denn Kreon ist keiner Selbsterkenntnis und keiner Selbstüberwindung fähig, und darin allein liegt seine ethische Schuld. Diese Selbstverschuldung aber leitet der vs. 1028 *αὐθαδία τοι σκαιότην ὀφλισκάνει* aus der Authadie des Königs her und dasselbe sprechen die Worte des Haemon aus vs. 705 *μή νυν ἐν ἡθροσ μοῦνον ἐν σαντῶ φόρει, ὡς φῆς σύ, κοῦδὲν ἄλλο, τοῦτ' ὀρθῶς ἔχειν*. Sein unberechtigtes Selbstgefühl, sein Unfehlbarkeitswahn verzögert die endliche Erkenntnis seines Irrthums, bis es zu spät ist *ἔοικας ὀψὲ τὴν δίκην ἰδεῖν* vs. 1270. Dafür ist ferner bedeutsam, dass beide Reden, des Teiresias 998—1032 und des Haemon 683—723 in der Hauptsache denselben Inhalt und das gleiche Ziel haben. Sie reden von dem Werth der wahren *φρόνησις* und schliessen mit der Mahnung zur Nachgiebigkeit vs. 718 *ἀλλ' εἶχε θυμῶ* und vs. 1029 *ἀλλ' εἶχε τῶ θανόντι*. Nachgiebigkeit aus freier Erkenntnis des in menschlicher Schwäche begangenen Irrthums ist also die ethische Forderung, welche an Kreon gestellt wird und alle Scenen zwischen vss. 450 und 1095 erklären sich allein aus der Tendenz zu zeigen, dass Kreon dieser Aufgabe nicht gewachsen ist.

Bereits in dem Erlass des Bestattungsverbotes muss ein Ausfluss dieser Authadie erkannt werden. Man hat die Frage, aus welchen Motiven Kreon jenes Verbot erliess, sehr verschieden beantwortet. Kreon wusste, dass seine Anordnung mit den Forderungen der Religion und Sitte, ja mit dem Staatsgesetz vs. 1114 in Widerspruch stand. Daher ist er auf Widerspruch und Widerstand gefasst und trifft seine Sicherheitsvorkehrungen vs. 215 ff. Was also veranlasste ihn dazu? Ist es der Uebermuth des Siegers? ein persönliches Rachegefühl gegen Polyneikes? oder vielleicht das unbestimmte Misstrauen des Tyrannen, der nichts andres denn erproben will, wie weit er gehen kann? Das letzte Motiv hat unter anderen auch Seligmann dem Kreon zugeschrieben. Er sagt „die

Antig. des Soph.“ Halle 1869 S. 138. „Kreon wird von der Noth des Zweifels geplagt, ob die Untergebenen ihm auch völlig gehorsam sind, Tyrannenfurcht quält ihn, zu wissen, ob sein Thron fest steht. Die Furcht, die er in seinem Innern gehegt und vielleicht lange genährt hat, sucht er durch ein schreckliches und zugleich gottloses Verbot zu beseitigen“... Aber einem Charakter, wie ihn Sophokles seinem Kreon gegeben hat, liegt nichts ferner, als eine derartige Furcht; das wäre ein Zweifel an sich selbst, ein Mangel an Selbstgefühl. Aber die Authadie ist gerade der Grundzug in dem Charakter des Kreon. Was ihn zu seinem eigenmächtigen Verbot bestimmt hat, das sagt er uns selbst in jener Rede vs. 162—210, in welcher man mit Unrecht ein Regierungsprogramm zu finden vermeinte. Die ganze Rede ist allein dazu bestimmt, jenes Verbot zu rechtfertigen und sie trägt durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit. Kreon glaubt es wirklich, was er vs. 179 ausspricht, dass er den besten Beschluss gefasst hat. In seinen Augen ist Polyneikes der *ἀσέβεια* gegen Vaterland und Götter schuldig vs. 198—210, er nennt ihn geradezu *δυσσεβής* vs. 516 und seine Bestattung eine *δυσσεβεία* vs. 301, 730 vgl. 924. Daher hindert ihn kein religiöses Bedenken vs. 280 ff., dagegen befolgt er den Satz der antiken Moral, wonach man dem Feinde mit Feindschaft vergelten muss vs. 643. Kurz, Kreon ist ein Mann von Grundsätzen, und die nachdrückliche Art, die Häufung im Ausdruck vs. 176 *ψυχὴν τε καὶ φρόνημα καὶ γνώμην*, zumal die zuversichtliche Verheißung vs. 191 *τοιοῖς δ' ἐγὼ νόμοισι τήνδ' αὔξω πόλιν* lassen den selbstbewussten Charakter erkennen, der, was er in seinem Sinn für rechtlich erkannt hat, mit einseitiger Starrheit zur Geltung bringen wird. Aber dieses vermeintliche Recht ist darum noch nicht das Motiv zu seiner Anordnung. Der vs. 744 *ἀμαρτάνω γὰρ τὰς ἐμὰς ἀρχὰς σέβων*; deutet schon allein es an, was sich mit Sicherheit aus der folgenden Betrachtung ergeben wird, dass Sophokles schon bei dem Erlass des Verbotes in richtiger Menschenkenntnis die Grenze nicht aufrichten wollte zwischen dem Selbstgefühl und einer selbstsüchtigen Eitelkeit. Man soll, das ist die ausgesprochene Absicht Kreons, an der ersten Maßregel, nachdem er rechtmäßiger Herrscher geworden ist, erkennen, dass das Staatswohl die einzige Richtschnur für sein Handeln ist, dass er sich in seiner Sorge um den Staat weder durch Furcht, noch durch Freundschaft, noch durch verwandtschaftliche Bande beeinflussen lässt vs. 180—190. So hat er in selbstgefälligem Eifer für sein Ansehn eine

gefährliche Bahn betreten, indem er ein heiliges Staatsgesetz, eine ehrwürdige Sitte nicht achtete. Bald muss es sich zeigen, ob er das Vermögen und den Willen hat, besonnen zu prüfen, was er als Recht erkannte und wenn er irrte, die Selbstüberwindung besitzt, seinen Irrthum zeitig zu berichtigen.

Der erste Theil bis zu dem Auftreten des Wächters vs. 223 trägt den Charakter der Einleitung. Mit der Meldung vs. 245, dass an der Leiche alle üblichen Gebräuche von unbekannter Hand vollzogen sind, beginnt erst recht eigentlich die ethische Handlung. Es ist zu beachten, dass sich Kreon von Anfang an in der Defensive befindet; er hat sein Verbot gerechtfertigt und seine Anstalten getroffen, welche die Befolgung nöthigenfalls erzwingen sollen 217 ff. Er weiß, dass sein Verbot von einem Theil der Bürger mit heimlichem Murren aufgenommen worden ist vs. 290, daher fällt sein erster Verdacht auf diese Bürger, von denen die Wächter neben der Leiche bestochen sein müssen vs. 294. An diesem Argwohn hält er fest vs. 302, 310, 322, 325, bis ihm derselbe Wächter meldet, dass Antigone die Bestattung vollzogen hat vs. 395 und erst ihr eigenes Geständnis ist erforderlich vs. 443, damit sich der König von seiner Ueberraschung erholen und seinen ersten Argwohn vergessen kann. Aber sofort fällt ein neuer Verdacht auf Ismene vs. 490; ihre Aufregung hat Kreon bemerkt, daher muss sie an der Bestattung theilgenommen haben. Und noch einmal vs. 1033 fällt ein dritter Verdacht der Mitschuld auf Teiresias und wiederum argwöhnt Kreon, vielleicht nur in einer flüchtigen Ideenverknüpfung vs. 1032 *εὶ κέρδος λέγοι* befangen, dass der Priester bestochen sei vs. 1047. 1055. 1061. 1063. So hat denn Kreon dreimal die Wahrheit verfehlt. Dennoch lag es nicht in der Absicht des Sophokles, Misstrauen und Argwohn als eine Charaktereigenschaft an Kreon darzustellen, vielmehr wollte der Dichter einen Fürsten zeichnen, der in selbstischen Interessen befangen, rasch und leidenschaftlich erregt, nicht die Objectivität besitzt, um die Bedeutung des Widerstandes, der ihm entgegentritt, in richtiger Weise zu prüfen. Das sittliche Recht seines Verbotes beschäftigt ihn nicht mehr, er denkt nur noch an die Gefahr für sein persönliches Ansehn und für die Würde seines Thrones. Daher verfiel er gleich vs. 290 auf eine politische Opposition, deren Widerstand er gegen seine Person gerichtet glaubt: das zeigen seine Worte *οὐδ' ἔπο' ζυγῶ λάφον δικαίως εἶχον ὡς στέργειν ἐμέ,* auch hört er mit tauben Ohren die Rechtfertigung der Antigone



vs. 450 ff: seine Ausdrücke *δοῦλος* vs. 479 und *ἔβριζειν* vs. 480 verrathen die Richtung seiner Gedanken, welche er deutlicher Ismene gegenüber vs. 533 in die Worte kleidet *ἐπαναστάσεις θρόνων*. Die Rechtsfrage ist ihm gleichgiltig geworden: jetzt dürfte er nicht nachgeben, auch wenn er Unrecht hätte, denn eine Inconsequenz würde seinem Ansehn schaden vs. 657 *πειθὶ γ' ἔμαντὸν οὐ καταστήσω πόλει*. Seine Befehle sind Gesetze vss. 449. 481. 663, an ein moralisches Recht ist er nicht gebunden, von solcher Fessel sagt er sich ausdrücklich los vs. 634 *παταχῆ δρωῶντες* und deutlicher vs. 667 *καὶ δίκαια καὶ τάναντία*. Für ihn giebt es nur eine *δίκη* vs. 742, nur eine Norm für sein Handeln: Die Unantastbarkeit seines Thrones vs. 744 *ἀμαρτάνω γὰρ τὰς ἐμὰς ἀρχὰς σέβων*; Ihm genügt sein formelles Recht, denn er ist König vs. 666, ja, er ist der Staat selbst vss. 734—738, die *πειθαρχία* vs. 676 ist im unbeschränktesten Sinn des Fürsten Recht. So hat Kreon sein innerstes Wesen ganz offen aufgedeckt; dieser Grundzug in seinem Charakter, der Dichter sagt es ausdrücklich durch den Mund des Sohnes, ist die Authadie vs. 1028.

Die Authadie des Kreon ist es endlich, welche nach der unverkennbaren Absicht des Sophokles die Katastrophe verzögert. Denn woran sonst scheitern in den Scenen zwischen vs. 450 und 1095 alle Einwirkungen des Chors, der Antigone, der Ismene, des Haemon und anfänglich auch die Vorstellungen des Teiresias? Kreons Eigenliebe ist durch die That der Antigone verletzt, nichts trifft seinen königlichen Stolz empfindlicher, als der Gedanke, welcher immer wiederkehrt, dass ein Weib es wagte, ihm Trotz zu bieten. Darum liefs ihn Sophokles die Meldung des Wächters mit Erstaunen und Unglauben vernehmen vs. 403, denn nur einem Mann hatte er vs. 248 solcher Kühnheit fähig geglaubt. Darum achtet er nicht auf die Rechtfertigung der Antigone, sondern der trotzigste Ton, in dem sie ihr Recht vertheidigt vs. 470, kränkt seine Mannesehre nur noch mehr vs. 484 *ἦ νῦν ἐγὼ μὲν οὐκ ἄνηρ, αὐτὴ δ' ἄνηρ* und mit den Worten *ἐμοῦ δέ ζῶντος οὐκ ἄρξει γυνή* bricht er vs. 525 die weitere Verhandlung ab. Darum ferner deuten nicht ohne Feinheit die vss. 649. 678. 680 *γυναικὸς οὐνεκα, γυναικὸς οὐδαμῶς ἤσηστέα* und *κοῦκ ἂν γυναικῶν ἤσσοιεν καλοῖμεθ' ἂν* darauf hin, dass auch Haemons Vorstellungen nichts über ihn vermögen werden. Das Weib und immer das Weib — dass ein Weib die That wagte, erregt ihn mehr, als die That an sich. Darum hört er nicht auf Haemons Gründe.

denn er hört nicht den Sohn reden, sondern „den Knecht des verhassten Weibes“ vss. 736. 740. 746. 748. 750. An dieser einen Vorstellung erwacht seine leidenschaftliche Stimmung immer von neuem und der neue unbesonnene Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit vs. 758—781 giebt dem Sohn ein Recht, den Vater „rasend“ zu nennen vs. 765. Hier verdient noch ein neuer Zug Beachtung. Wenn Kreon bei kaltem Blute wäre, hätte der edelmüthige Streit der Schwestern vs. 536—560 ihn wenigstens von Ismenens Unschuld überzeugen müssen, aber seine Worte vss. 562. 567. 569. 571. 575. verriethen gefühllose Härte. Jetzt vs. 769 hat er ganz diesen Streit vergessen und der Chor muss ihn daran erinnern, dass Ismene nicht schuldig ist vs. 771 *οὐ τήν γε μήθιγοῦσαν· εὖ γὰρ οὖν λέγεις*. So beweisen alle diese Züge auf das allerdeutlichste die Absicht des Sophokles, in der gekränkten Selbstliebe des Königs, in seiner maßlosen Authadie die unübersteigliche Schranke aufzurichten, an welcher alle Versuche auf den König einzuwirken, scheitern mussten. Er bleibt bis zum vs. 1095 unfähig, seinen Irrthum einzusehen und zu berichtigen. Was keine Vorstellungen über ihn vermochten, bewirkt am Ende die Furcht. Plötzlich und vollständig tritt die lange erwartete Sinnesänderung ein: er erkennt die Nothwendigkeit des *εἰκαθεῖν* vs. 1096. 1102. 1105, er bekennt, dass er von bestehenden Gesetzen des Staates abgewichen ist vs. 1114, er beklagt vs. 1261 die *φρενῶν δυσφρόνων ἀμαρτήματα*, sein *ἄνολβα βουλευματα* vs. 1265, er trägt die ganze Schuld allein vs. 1317 ff. Kreon hat seine Schuld erkannt, aber zu spät und dass diese Verspätung in dem Plan des Stückes liegt, sagt uns ausdrücklich der Chor vs. 1270 *ἔοικας ὁψὲ τὴν δίκην ἰδεῖν*.

Welchen dichterischen Zwecken diene also diese verzögerte *γνωσίς*? Sie diene erstens der Consequenz seiner Charakterzeichnung. Wenn es in der Absicht des Sophokles lag, die Authadie als den Grundzug in dem Charakter des Kreon außerlich darzustellen, dann musste diese Eigenschaft für ihn die bethörende Macht werden, welche ihn aller bessern Einsicht beraubte und ihn im Sinne des Dichters blind der Ate entgegenführte; dann durfte sich die innere Wandlung in dem König erst spät vollziehen und nur durch äußere Mittel, hier durch die Furcht vor dem Schicksal der Seinen, das ihm Teiresias vs. 1064—1090 verkündete. Die Verspätung diene zweitens der psychologischen Erklärung des Geschickes, welches ihn durch die Selbstentleerung der Gattin und des noch einzigen Sohnes trifft. Das er-

kennt Kreon selbst in den Worten vs. 1318 *ἐγὼ γὰρ σ', ἐγὼ ἔκανον, ἐγὰ, φάμ' ἔτυμον* und vs. 1340 *ὦ παῖ, σέ τ' αἰγῶν κατεκανον, σέ τ' αὖ τάνδε*. Selbst verschuldet ist diese Ate des Kreon, aber der Beschauer fühlt inniges Mitleid, weil jede tragische Schuld zu dem tragischen Schicksal in keinem commensurablen Verhältnis steht. Ganz ungesucht bietet sich ein Vergleich mit dem Oedipus Tyrannos. Es ist ganz derselbe Kunstgriff, welchen Sophokles mit Glück noch einmal später in seiner Charakteristik des Oedipus anwandte. Auch da fällt der Schleier erst mit dem vs. 1181 von den Augen des Königs, denn er durfte nicht früher die schreckliche Wahrheit ahnen, wenn seine ethische Verschuldung in den Eigenschaften der *αὐθάδια* und der *ἔαθεμία* vgl. den erwähnten Aufsatz S. 153 erkannt werden sollte. Gerade die in beiden Dramen planvoll angelegte und umständlich motivierte Verzögerung der Katastrophe zeigt auf das deutlichste die psychologische Technik des Dichters und man konnte seine Absicht nicht ärger verkennen und missdeuten, als wenn man die Verzögerung hier und dort auf eine dämonische Einwirkung zurückführte. Wie Klein *Gesch. d. Dramas* Bd. 1 S. 335 ff. in der Selbstverblendung des Oedipus ein „gottverhängtes Geschick“ erkannte, so spricht Dronke *Jahrb. f. Philol. Suppl.* 4 S. 58 von „einem gottverhängten Wahnsinn“ des Kreon und nennt neben Kreon nur noch den Ajas als ein entsprechendes Beispiel einer „dämonischen Bethörung“. Keine Auslegung zerstört wie diese das eigenste Werk des Dichters, welcher gerade in der psychologischen Motivierung des tragischen Schicksals aus dem Ethos seiner Helden seine höchste Aufgabe gefunden und gelöst hat. Sophokles hätte in der Charakterzeichnung des Kreon einen unvergleichlichen Fehler begangen, wenn er nicht erst am Ende des Stücks, sondern früher schon jene Schuldkenntnis hätte eintreten lassen. Nach unserer Meinung lässt sich eine Parallele zwischen der Antigone und dem Oedipus Tyrannos beinahe in allen Einzelheiten nachweisen. Die Authadie ist ein hervorstechender Zug in dem Charakter sowohl des Oedipus als auch des Kreon. Um diesen Charakterzug in seinen Aeußerungen zu veranschaulichen bedient sich Sophokles in beiden Stücken derselben technischen Mittel. Oedipus wähnt vs. 124, dass der Mörder des Lajus von einer missvergnügten Partei in Theben bestochen sei, ebenso Kreon, dass unzufriedene Bürger die Wächter bestochen haben; beide argwöhnen eine geheime Opposition, die gegen ihre Person gerichtet ist und über deren Existenz gleichwohl in beiden Stücken

jede Andeutung fehlt. Oedipus verdächtigt ohne Grund den Kreon, Kreon ebenso die Ismene; Oedipus glaubt, dass Kreon den Teiresias für seine Pläne gewonnen habe, Kreon vermuthet, dass Teiresias mit Antigone und Ismene im geheimen Bunde stehe. Namentlich trägt die Teiresias-Scene in beiden Stücken ein so übereinstimmendes Gepräge, dass dieser Umstand ganz allein schon genügt, jeden Gedanken an die Möglichkeit eines trilogischen Zusammenhangs der thebanischen Dramen ein für allemal zu beseitigen. Beachtet man ferner die Art, wie sich die beiden Charaktere gegen jegliche Einwirkung von aussen her beharrlich verschliessen, wie Oedipus alle Winke unbeachtet lässt, wie alle Vorstellungen und Ermahnungen an dem gekränkten Eigenwillen des Kreon scheitern, wie mit ihrer wachsenden Leidenschaftlichkeit ihre Selbstverblendung zunimmt, wie endlich plötzlich und vernichtend über beide die Katastrophe hereinbricht, so wird man nicht umhin können, in allen diesen Bezügen dieselbe Meisterhand wieder zu erkennen. Freilich hat uns Sophokles seinen Oedipus unvergleichlich lebenswürdiger gemacht, weil er seiner Authadie ein edleres und weniger vorherrschendes Gepräge verliehen und diesem Charakter zugleich weichere und mildere Züge beigegeben hat, während uns mit Kreon das herbe Schicksal ganz allein aussöhnen mag, welches ihn trifft. Dennoch aber berechtigten uns gerade in der psychologischen Zeichnung dieser beiden Charaktere so viele Vergleichungspunkte zu dem sicheren Endergebnis dieser Untersuchung, dass Sophokles, als er nach vielen Jahren seinen Oedipus Tyrannos schrieb, dabei seine frühere Antigone sich zum Vorbild genommen hat.

Kiel.

Dr. Berch.

## Beitrag zur Erklärung und Kritik der Xenophonteischen Anabasis.

Xen. anab. IV. 2 gehört augenscheinlich zu den dunkelsten Capiteln des Werkes; der Leser vermisst wiederholt die Durchsichtigkeit der Darstellung, welche sonst dem Verfasser eigen ist und das Werk von jeher zum Schulgebrauch empfohlen hat. Die Herausgeber, welche dasselbe mit Anmerkungen versehen, erleichtern leider ausschliesslich oder vorwiegend das grammatische Verständnis; der Inhalt selbst wird selten anders erläutert als durch äusserliche Bemerkungen wie: Lusi war eine Stadt in Arkadien. So kommt es, daß Schüler und Lehrer in dem erwähnten Capitel vergebens unter dem Texte Hilfe suchen, die sie über die mancherlei Schwierigkeiten des Inhalts hinweghübe.

§ 1 wird mit den 1, 27. 28 bezeichneten Freiwilligen der Operationsplan vereinbart. Occupation des Berges nur während der Nacht ist eine nicht ausreichende Mafsregel; ich vermisse, was nach 1, 24. 25 ein nothwendiger Theil in der Aufgabe der Freiwilligen sein müsste, den ausdrücklichen Befehl, bezeichneten Berg am Morgen so lange besetzt zu halten, bis das Zugvieh auf dem ihm allein angemessenen Wege den Fufs des Berges passirt habe. Diese Besetzung konnte durch einen zurückgelassenen Posten geschehen, ohne dass die weitere Aufgabe der Freiwilligen dadurch unmöglich wurde. Wenn anders nun die Aussage des Führers in 1, 24. 25 richtig gewürdigt ist, haben die Freiwilligen den vermissten Auftrag erhalten; den Schriftsteller aber trifft der Vorwurf, ihn seinen Lesern verschwiegen zu haben.

Nach der Vereinbarung rücken § 2 die Freiwilligen aus, um den schon erwähnten Berg zu besetzen. Xenophon thut ein übriges: um die Aufmerksamkeit der Karduchen von den Freiwilligen abzulenken, macht er eine Scheinbewegung auf dem sichtbaren Wege, der aus dem Kessel führt. Wenn nun nach § 2 die *ὀπισθοφυλάκες* ihm folgen, so muss § 4, wo der Zweck des Marsches erreicht ist und umgekehrt wird, die Bemerkung befremden: *ἐτίγχανον δὲ καὶ ἀνάριστοι ὄντες αὐτῶν οἱ ὀπισθοφυλάκισαντες*. Diese setzt voraus, dass erstens die Nachhut oder Theile der Nachhut, zweitens aber Abtheilungen des Vortrabs seine Scheinbewegung ausgeführt haben; von welchen jene bei dem Charakter des Tagemarsches (cf. 1, 16. 17) ungefrühstückt waren, diese aber gerühstückt hatten. Mit andern Worten: nach § 4

führt Xenophon eine, vermuthlich aus Freiwilligen bestehende, gemischte Truppe; nach § 2 seine gewöhnliche Truppe, die Nachhut. Streichen wir in § 4 *ἀντῶν οἱ*, so wird dieser Widerspruch beseitigt. Indes die weiteren Schwierigkeiten des Inhalts, welche nicht durch ein so einfaches Mittel aus dem Wege zu räumen, empfehlen diesen Widerspruch einfach zu constatiren und anzunehmen: dass Xenophon § 2 oberflächlich gewesen ist und anzuführen vergessen hat, dass sich seiner Nachhut auch Leute des Chirisophus aus Interesse für die gute Sache freiwillig angeschlossen haben.

Die Freiwilligen sollten am andern Morgen ein Trompetensignal geben und auf dieses beide Abtheilungen, Freiwillige und das Gros unter Xenophon und Chirisophus, von ihren respectiven Standpunkten aus vorgehen. Offenbar war die Absicht, durch gleichzeitiges Aufbrechen ein möglichst gleichzeitiges Erreichen des Ziels, nämlich des Feindes am Ausgange des Passes, zu bewirken. Diese Vereinbarung ist nicht hinfällig geworden durch den §§ 5. 6 erzählten Irrthum der Freiwilligen, welche in der Nacht eine Erhöhung unter dem zu besetzenden *ἄκρον* für das *ἄκρον* selbst gehalten haben; denn der Irrthum ist so wenig wie in der Nacht am folgenden Morgen erkannt, da Nebel die Orientirung unmöglich machte. Wenn er aber ja erkannt war, durfte er dennoch von der Erfüllung der weiteren Aufgabe nicht abhalten: *ἔφοδος μέντοι αὐτόθεν ἐπὶ τοὺς πολεμίους ἦν, οἱ ἐπὶ τῇ φανερά ὁδῷ ἐκάθηντο*. Aber die Freiwilligen marschiren in aller Stille auf den Feind; vom Nebel begünstigt gelingt es ihnen in seine nächste Nähe zu gelangen; dann ertönt das Signal — offenbar nicht für Chirisophus und Xenophon zum Aufbruch, sondern für sie selbst zum Angriff. Jene aber glauben, es gelte ihnen: sie rücken sofort aus, und schon die ersten finden den Ausgang des Passes bereits frei; denn völlig überrumpelt waren die Karduchen ohne den Versuch der Gegenwehr sofort geflohen. Xenophon nun erzählt diese Bewegungen beider Heeres-theile ohne jede Bemerkung, als geschähen sie durchaus nach den Abmachungen des vorhergehenden Tages. Wie aber bewiesen, stehen sie mit diesem in Widerspruch. Ich behaupte nun: die §§ 7. 8 erzählten Vorgänge mögen richtig sein; die Klarheit aber erforderte das Verfahren der Freiwilligen als der Verabredung zuwiderlaufend zu bezeichnen und, wenn möglich, anzugeben, aus welchem Grunde die Freiwilligen anders handelten als sie sollten. Dieser war, wie mir scheint, kein anderer als der dichte Nebel,

unter dessen Schutze die Freiwilligen ohne die Unterstützung des Gros die gemeinsame Aufgabe, den Pafs frei zu machen, zu lösen hofften. Man könnte sagen: diesen Grund enthalten § 7 die Worte *καὶ γὰρ ὁμίχλη ἐγένετο ὡστ' ἔλαθον ἐγγὺς προσιόντες*. Doch diese begründen nur die Aussage des vorhergehenden Satzes: *ἐπορεύοντο σιγῇ συντεταγμένοι ἐπὶ τοὺς πολεμίους*, nicht aber die Thatsache, dass sie wider Verabredung allein und ohne Benachrichtigung der übrigen marschirt sind. — Ich bemerke hier: verfahren die Freiwilligen im übrigen wenigstens nach bestem Wissen in Uebereinstimmung mit ihrer Ordre, so lassen sie auf dem Platze des § 5 eine Abtheilung zurück, bestimmt den erwarteten Zug des Viehes nebst Bedeckung zu schützen,

Im weiteren Verlaufe der Action hat sich schon mancher an den Worten des § 19 gestossen: *ἐνταῦθα ἴσταντο οἱ πολέμιοι*. Weit schwieriger als die Ueberlieferung scheint mir der Zusammenhang; aus diesem hoffe ich die angeführten Worte zu erklären. Der dritte Hügel, den Xenophon vorfindet, ist identisch mit dem *ἄκρον*, dessen Besetzung 1. 25 vom Führer als nothwendig bezeichnet und in Folge dessen von den Freiwilligen in der Nacht wenigstens angestrebt war. Dies beweist § 14 verglichen mit § 6, wo *μαστὸς ἦν* als Prädicat aufzufassen zu dem zu ergänzenden Subjecte *τὸ ἄκρον*. Diesen Hügel nennt Xenophon von § 6 an stets *μαστὸς*, während er die sonstigen Erderhebungen als *λόφοι* bezeichnet; *ἔτι δ' αὐτοῖς τρίτος μαστὸς λοιπὸς ἦν* erkläre ich: noch aber war ihnen ein drittes übrig, nämlich ein *μαστὸς*. Dass jenen *μαστὸς* der Führer im vorigen Capitel im Sinne hatte, erschliesst Xenophon jedenfalls gleich bei der Autopsie des Terrains. Aber was denkt er, als er oben die feindliche Besetzung erblickt und nicht vielmehr die Freiwilligen? Oder hat er etwa gar nicht darüber nachgedacht, da die Feinde ohne Kampf den *μαστὸς* verlassen, der Erfolg also derselbe ist, wie wenn die Freiwilligen ihn besetzt hätten? Ferner fand er denn nun auf dem schmalen Wege an der betreffenden Stelle einen Posten der Freiwilligen vor, der den für das Zugvieh practicablen Weg schützte? Dass diese Fragen nicht beantwortet werden, gehört zu dem Anstößigsten des ganzen Capitels. Sie sind irrelevant für unser *ἐνταῦθα ἴσταντο οἱ πολέμιοι*, dessen Erklärung einzuleiten ich fortfahre. Da der Feind bei der Annäherung der Griechen den *μαστὸς* verlässt und der Marsch ihres langen Heereszuges so weit gediehen ist, dass eine neue Besetzung desselben von Seiten des Feindes nicht stören würde, unterlässt auch Xenophon diesen zu occupiren.

Er besteigt ihn persönlich mit den jüngsten Kräften, nur zu dem Zwecke, von seinem hohen Gipfel einen Rundblick zu thun und den Grund zu erkennen, aus welchem die Feinde diese wichtige Position geräumt haben. Noch unterwegs klärt ihn Archagoras durch die Meldung auf: Cephisodorus und Amphicrates, beide Lochagen aus Athen, seien vom ersten λόφος vertrieben und selbst mit vielen Leuten gefallen. Diese waren dort als Besatzung zurückgelassen, um den ausgedehnten Zug des Viehs und Nachtrabes vor Störungen zu sichern. Die Feinde hatten sich also vom μαστός rückwärts gewendet. Nach erwähnter That besetzen sie einen dem παστός gegenüberliegenden neuen λόφος. Jetzt knüpft Xenophon Unterhandlungen an, um die Leichen seiner Landsleute zu erlangen. Diese können auf dreifache Weise geführt werden; entweder Xenophon begiebt sich mit dem Dolmetscher von seinem μαστός auf den λόφος der Feinde; oder Bevollmächtigte der Feinde, die von der Absicht des Xenophon benachrichtigt, gehen von ihrem λόφος auf den μαστός; oder der Dolmetscher geht vom μαστός auf den λόφος hin und wieder. Welches Verfahren Xenophon beliebt, sagt er nicht ausdrücklich. Dies gerade macht die Darstellung unklar; sie wird völlig dunkel, wenn wir die erste Art der Communication annehmen und nicht vielmehr die zweite oder dritte, bei welchen Xenophon nun zunächst auf seinem Platze bleiben würde. Ich überspringe den § 19. Die Leute des Xenophon, so weit sie nicht den μαστός erstiegen haben, sind während der Verhandlungen am Fusse des Berges vorbei marschirt und haben Halt gemacht. Xenophon und die jüngsten Soldaten rücken nach Abschluss des Vertrages vom μαστός in der Richtung auf jene den Abhang hinab; die Feinde aber stürzen auf den Gipfel desselben Berges und belästigen vertragbrüchig die Griechen noch auf dem Abhange durch herabgerollte Felsstücke. Nehmen wir die grösste Eile der Karduchen beim Erklimmen des Berges an, die letzte Handlung ist unmöglich, wofern die Karduchen nicht in dem Augenblicke, in welchem die Griechen den Gipfel verlassen, selbst sich bereits auf dem Abhange oder doch am Fusse desselben Berges befinden. Ihre Veränderung der Stellung nun, nämlich der Marsch von dem noch § 18 besetzten λόφος bis zum Fusse oder noch besser bis auf den Abhang des μαστός, welchen die Handlung in § 20 voraussetzt, muss durchaus in § 19 enthalten sein, speciell in den Worten: *πάτες οἱ ἐκ τούτου τοῦ τόπου συνερρήσαν· ἐνταῦθα ἴσταντο οἱ τολέμιοι.* Der Vordersatz (ἐν ᾧ . . . οἱ δὲ ταῦτα διελέ-



γοντο) giebt den verständlichen Gedanken, dass sie die Zeit der Unterhandlung zu ihrer Bewegung ausgebeutet haben; der Nachsatz sagt, offenbar von den Feinden am Orte, aus, sie hätten sich sämmtlich aus diesem concentrirt. Die Frage wohin? ob nach einem Punkte in diesem oder auferhalb desselben, wird in diesen Satze nicht beantwortet, muss also in den Worten des folgenden *ἐνταῦθα ἴσταντο οἱ πολέμοιοι* ihre Erledigung finden. Da diese nun durchaus eine örtliche Angabe verlangt, so folgt, dass *ἐνταῦθα* nicht zeitlich, sondern örtlich zu fassen sei. Und war mit *οὗτος ὁ τόπος*, dem früheren Standpunkte der Feinde, allgemein das ganze im Gesichtskreise des Xenophon liegende Feld bezeichnet, so hat er mit *ἐνταῦθα* den *μαστός*, sei es den Fuß sei es den Abhang desselben gemeint. Dagegen das Adverbium zeitlich zu fassen verbietet sowohl der Umstand, dass dann kein Ziel zu *συνεργήσαν* angegeben wäre, als auch die Erwägung, dass kein Zeitpunkt vorhergeht, in welchen die sich entwickelnde Handlung *ἴσταντο* nach der vollendeten *συνεργήσαν* gesetzt werden könnte. Der Ort auf welchen ich *ἐνταῦθα* beziehe, ist allerdings zum letzten Male vor etwa 5 Zeilen genannt, schwebt aber in *οἱ δὲ ταῦτα διελέγοντο* als Schauplatz der Handlung vor. Da aber *ἐνταῦθα*, so erklärt, nicht einfach wie I. 4, 19. 5, 4 einen erwähnten Ort, wieder auffrischt, sondern zugleich einen Gegensatz enthält zu einem andern Locale, nämlich zu *τοῦτον τοῦ τόπου*, möchte ich ein *δ'* dahinter einschieben. So erhebt sich unser Paragraph keineswegs zu der allgemeinen Klarheit der Anabasis, muthet aber dem Leser weit weniger zu als die andern behandelten Stellen desselben Capitels.

Ich frage so wenig wie Xenophon im Folgenden: welche Stellung nahm der Karduchische Führer zu den Ereignissen ein? hat er die Freiwilligen *dolo malo* oder *sine dolo malo* nicht auf den *μαστός* geführt? Vielmehr verzeichne ich einige grammatische Unebenheiten, wie die erwähnten des Inhalts durch vorübergehende Unklarheit des Verfassers entschuldbar. Derartige enthält § 1, wo als Subject des die Rede regierenden Satzes erst die Freiwilligen, dann Chirisophus und Xenophon vorschweben; § 5, wo der Artikel in *τοὺς φύλακας* wenigstens mir unverständlich ist; § 6, der in *οἱ δὲ*, nämlich die Freiwilligen, im vorbergehenden Satze ein anderes Subject als wieder diese voraussetzt. Die Härte in § 21 *Ἐθρόυλοχος . . . ἀπεχώρει καὶ οἱ ἄλλοι πρὸς τοὺς συντεταγμένους ἀπῆλθον* dürfte durch ein hinter *ἀπεχώρει* eingeführtes *ἦ* zu beseitigen sein: E. schickte sich zum Rück-

nge an auf der Strafse, auf der auch die andern abgezogen waren. Denn die von Krüger zu I. 2, 2 angeführten Stellen sind nicht schlagend für die in den neueren Ausgaben angenommene Deutung des *καὶ* durch „und auch.“ —

VI. 6, 3 (4, 3 ed. Krüger) wird der Ueberfluss, in welchem die Griechen endlich im Hafen von Kalpe schwelgen, aufser durch die nunmehr ungestörten Beutezüge auch (*καὶ γὰρ*) erklärt durch die Sendungen aus den griechischen Städten. Das Motiv für diese wird angegeben in dem Participialsatze *ἀκούοντες ὡς οἰκίζουτο πόλεις καὶ λιμῆν εἶη*. Wenn anders die Küste des *πόντος εὔξεινος* in damaliger Zeit, zumal den Anwohnern, bis zum kleinsten Winkel bekannt ist, muss der letzte Grund, die Kunde von der Existenz eines Hafens, falsch sein. Ferner wäre die Nachricht von einer beabsichtigten Ansiedlung und von einem vorhandenen Hafen nicht ausreichend, um eine Vermehrung des griechischen Proviantes durch Landungen in Folge derselben zu erklären. Man schreibe für *λιμῆν λιμός*. Die Nachrichten, welche die Städte erhalten hatten, bezogen sich noch nicht auf die jüngsten Ereignisse: sie schicken Proviant erstens, weil sie sich mit der vermeintlich entstehenden Colonie auf guten Fufs setzen wollen; zweitens, weil sie die Hungersnoth noch nicht durch einen Sieg über die Barbaren beseitigt wissen.

Zullichau.

Paul Weissenfels.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

Xenophons Griechische Geschichte zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von Emil Kurz k. Professor am Ludwigsgymnasium. Heft I. Buch I—III. München, 1873. S. VII und 192.

Es scheint, dass die Lectüre von Xenophons griechischer Geschichte in den Gymnasien in den letzten Jahren mehr Boden gewonnen hat, als ihr früher gegönnt wurde, trotzdem es nicht an solchen fehlt, welche diese Lectüre nicht für geeignet erachten; kaum verschieden aber dürfte wohl die Ansicht über die Unterrichtsstufe sein, auf welcher den Schülern diese Schrift überhaupt vorgelegt werden kann. Die mannigfachen Eigenthümlichkeiten und Schwierigkeiten derselben lassen sich nur dann überwinden, wenn der Schüler bereits neben einer ziemlichen Festigkeit im grammatischen Wissen eine gewisse Uebung im Verständnis und Uebersetzen einer historischen Darstellung besitzt.

Für welche Stufe die vorliegende Ausgabe bestimmt ist, hat der Herausgeber nicht ausdrücklich angegeben; die in dem Vorworte enthaltene Bemerkung, sie solle dem Schüler, der auf der Stufe, auf welcher Xenophon gewöhnlich gelesen wird, erst vollständig in das Lehrgebäude der griechischen Sprache eingeführt wird, zum richtigen Verständnis griechischer Ausdrucksweise eine Anleitung geben und Erleichterung gewähren, ist so unbestimmt, dass aus derselben nicht wohl der Stand der Kenntnisse zu ersehen ist, den der Herausgeber bei einem Schüler voraussetzt, der seine Erläuterungen mit Vortheil benutzen soll. In den Anmerkungen selbst findet sich gar manches, woraus sich schließen lässt, dass diese Voraussetzungen ziemlich mäfsig gehalten sind, z. B. die Verweisung auf die Grammatik I, 1, 24 für das causale

ὡς ὄντων, I, 4, 11 für den Genetiv nach εὐθύ, I, 6, 5 bei οὐκ ἔχω τί ἄλλο ποιῶ die Frage nach dem Modus von ποιῶ.

Die Hauptaufgabe, welche sich der Herausgeber gestellt, ist die einer eingehenden sachlichen Erklärung, außerdem will er die Aufmerksamkeit des Schülers auf die Art der Satzverbindung, den Gebrauch der Partikeln, die Bedeutung der Präpositionen namentlich in der Zusammensetzung, sowie auf das rhetorische Gepräge der Sprache in Wort- und Satzfiguren hinlenken, zur Erläuterung schwierigerer Constructionen sich in den meisten Fällen der Hinweisung auf die von ihm bearbeitete Syntax und auf die größere Grammatik von Krttger bedienen.

Der griechische Text ist nach Sauppes Ausgabe gegeben, mit einigen Abweichungen, die am Ende des Heftes zusammengestellt sind. Wir würden einzelne von diesen Abweichungen, soweit sie selbständige Aenderungen des Herausgebers darstellen, näher zu berücksichtigen haben; da derselbe eine nähere Begründung bei anderer Gelegenheit zu geben verspricht, so schien es uns passend, dieser nicht vorzugreifen.

Wenn wir uns nun der Art und Weise zuwenden, in welcher der Herausgeber die Aufgabe, die er sich gestellt, zu lösen sucht, so finden wir noch in dem Vorworte bemerkt, dass eine Einleitung mit einer eingehenderen Besprechung des ganzen Werkes dem zweiten Hefte vorbehalten bleibt; die wenigen dem ersten Heft als Einleitung vorgedruckten Bemerkungen geben nur flüchtige Andeutungen, die aber die Stellung, welche ihr Verfasser zu den bekannten Fragen nimmt, hinreichend andeuten. Nach dem entschiedenen Tone dieser Andeutungen scheint die Annahme berechtigt, dass die mannigfachen Schwierigkeiten, welche Xenophons Hellenika der Kritik geboten haben, für den Verf. entweder nicht vorhanden oder von ihm endgiltig beseitigt sind. So heisst es im Anfange der Einleitung: „Xenophons griechische Geschichte besteht aus zwei dem Umfange wie der Bearbeitung nach verschiedenen und zu verschiedenen Zeiten geschriebenen Theilen, die aber schon in früher Zeit zu einem Werke zusammengefasst wurden“ und weiter wird angegeben, der erste Theil bestehe aus den ersten zwei Büchern während doch bekanntlich die Frage, ob eine solche Theilung und an welcher Stelle sie etwa anzunehmen sei, noch keineswegs eine unanfechtbare Erledigung gefunden hat. Weiter wird gesagt „der erste Theil bildet die Fortsetzung und den Schluss der Geschichte des peloponnesischen Krieges von Thucydides“, obgleich dies durchaus nicht thatsächlich feststeht, vielmehr die dahin gehende Ansicht heut wohl von den meisten Gelehrten als irrtümlich angesehen wird. In einer Anmerkung zu III, 1, 1 sagt der Verf., die letzten fünf Bücher seien mehr als dreissig Jahre später als die ersten beiden geschrieben, eine Behauptung, die nicht bewiesen ist und nicht einmal mit der Einleitung genau übereinstimmt, in welcher angegeben ist, dass der erste Theil

nicht später als 387 v. Chr. verfasst ist und der zweite Theil nicht vor dem Jahre 357 vollendet sein kann. Dergleichen Dinge sind freilich für einen Schüler von untergeordnetem Werthe, aber man sollte auch diesem nichts Zweifelhaftes als feststehende Thatsache vortragen. Mit den Schwierigkeiten, die der seltsame Anfang der Hellenika bietet, ist der Verf. auffallend leicht fertig geworden. Er meint, Xenophon schliesse sich in der einfachsten Weise unmittelbar an Thucydides an, und wenn dabei auch einige unklar bleibe, so sei man dadurch noch nicht berechtigt, eine Verstümmelung oder lückenhafte Ueberlieferung der Xenophontischen Schrift oder auch nur des Anfangs derselben anzunehmen. Man hätte grösserer Kunst dazu bedurft, als sie Xenophon überhaupt anwendet, an Thucydides so anzuknüpfen, dass gar keine Lücke zwischen den beiden Werken geblieben wäre.“ Ich meine, dass hätte es gar keiner Kunst bedurft, sondern nur der Kenntnis der Begebenheiten und der allgewöhnlichsten Fähigkeit, sie zu erzählen, und diese besaß doch gewiss Xenophon, von dem ja der Verf. sogar behauptet, er folge dem Thucydides in der Art der Erzählung. Der Schüler wird in Folge dieser Ansicht des Verfassers gleich im Beginn zu einem Irrthum verleitet, wenn er die Erklärung, auf welche I, 1, 1 zur Erklärung der Worte *μετά ταῦτα* verwiesen wird, aufschlägt und aus der Darstellung entnimmt, die Geschichte des Thucydides schliesse mit Alcibiades' Ankunft auf Samos und der Nachricht, die er dort von der Bewegung der Athenischen Flotte empfangen habe.

Die zur sachlichen Erläuterung dienenden Anmerkungen enthalten das, was über die im Texte genannten Personen, Ortschaften, politischen Einrichtungen u. s. w. und was zum Verständniss des Zusammenhanges der Begebenheiten für den Schüler zu wissen erforderlich ist. Ueber den Umfang, zu welchem man derartige Anmerkungen ausdehnen darf, so wie über die Nothwendigkeit einer Erklärung im einzelnen Falle werden die Meinungen vielfach auseinandergehen und es wäre ungerecht, fremde Leistungen nach dem Mafstabe, den wir uns selbst gebildet, beurtheilen zu wollen; aber gewisse Grenzen, jenseit deren das Ueberflüssige und Nutzlose liegt, können doch als feststehend gelten. Wenn man von den vorliegenden Anmerkungen rühmen kann, dass sie wohl bei der Erklärung bedürftige Sache unberücksichtigt gelassen und die Erläuterung sachgemäß gegeben haben, so muss doch bemerkt werden, dass sie jene Grenze nicht selten überschreiten. I, 1, 1 heisst es zu *ὑντος πολλῶ* — „Plut. lässt den starken Winterregen noch mit Donnerschlägen begleiten“; I, 3, 13 vom Thucydides: „vielleicht das spätere Mitglied der dreifsig“; II, 1, 16 vom Menandros: „vielleicht derselbe, der bei Abydos I, 3, 16 nach Alcibiades die Hopliten anführte“; II, 4, 36 vom Naukleidas „wahrscheinlich derselbe, der sieben Jahre später von Lysander wegen seiner Belebtheit als Schlemmer angeklagt wurde.“ Alle diese

Bemerkungen fördern das Verständniß der betreffenden Stellen gar nicht und sind auch sonst für den Schüler ohne Werth. Doch über dergleichen mag man vielleicht hinwegsehen, aber nicht zu billigen ist es, wenn zur Erläuterung Dinge als feststehende That- sachen beigebracht werden, die entweder höchst zweifelhaft oder gar durch nichts begründet sind. So wird I, 1, 27 angegeben, Hermokrates und seine Amtsgenossen seien durch die Umtriebe der demokratischen Partei verbannt worden, die die vorhergehenden Unglücksfälle der syracusischen Flotte zum Vorwand nahm; der letztere Theil der Bemerkung ist bloße Annahme des Verfs., das- selbe gilt I, 2, 14 von der Bemerkung die syracusischen Gefangenen seien in den Steinbrüchen des Peiraeus eingesperrt worden „zur Vergeltung für die Gefangenhaltung der Athener in den Stein- brüchen von Syracus,“ dasselbe I, 4, 1 von dem über die Ge- sandtschaft der Lacedämonier nach Persien Gesagten. Dass, wie es I, 5, 11 heißt, der *κυβερνήτης* des Admiralschiffes als *ἀρχων τῶν κυβερνητῶν* oder *ἀρχικυβερνήτης* nach dem Admiral der erste im Range und in dessen Abwesenheit gewöhnlich Vicead- miral ist, ist nirgends bezeugt, ebenso wenig, dass, wie I, 6, 25 und 29 behauptet wird, bei den Athenern ein *ναύαρχος* Befehls- haber der drei Staatsschiffe gewesen sei; dass die I, 7, 30 er- wähnten *συμμορίαί* die unter dem speciellen Befehl der einzelnen Feldherrn stehenden Abtheilungen der Flotte sind, ist nur aus der vorliegenden Stelle geschlossen, und damit ist für die Erklärung der Bedeutung, in welcher hier vereinzelt das Wort angewendet ist, nichts gewonnen. Dass die Dauer der spartanischen Nauar- chie nicht gesetzlich beschränkt war, sondern für die einzelnen Fälle festgesetzt wurde, wie zu I, 5, 1 behauptet wird, ist in dieser Allgemeinheit doch nicht richtig. Die Bemerkung zu III, 1, 3 dass die ionischen Städte, nachdem sie dem Perserkönig über- lassen worden, nur die Wahl zwischen der Unterwerfung unter Tissaphernes oder unter Cyrus gehabt und die letztere gewählt hätten, die offenbar den Ausdruck *ἤρημέται ἦσαν* erklären soll, widerspricht der angeführten Stelle der Anabasis, wo es I, 1, 6 heißt: *καὶ γὰρ ἦσαν αἱ Ἴωνικαὶ πόλεις Τισσαφέρνην τὸ ἀρχαῖον ἐκ βασιλέως δεδομένα, τότε δ' ἀφεστημεσαν πρὸς Κύρον.*

Eine zweite Aufgabe der sachlichen Erklärung ist es, den Inhalt der Textesworte dem Schüler zum Verständniß zu bringen. Bei der Lösung dieser Aufgabe bieten gerade die Hellenika an nicht wenigen Stellen erhebliche, zum Theil bis jetzt nicht genü- gend gelöste Schwierigkeiten. In solchen Fällen hielt ich es für das Zweckmäßigste, die Schwierigkeiten klar zu legen, damit der Schüler sich nicht unnütz bemühe, ein Verständniß zu finden, das den Erklärern unerreichbar geblieben war; der Herausgeber der vorliegenden Bearbeitung wählt in der Regel dies Verfahren nicht, sondern giebt wohl eine scheinbare Erläuterung, die den Schüler

im Unklaren lässt. Man vergleiche z. B. die Bemerkung zu I, 1, 17 bei Gelegenheit des vielbesprochenen Kampfes bei Kyzikos, die zu I, 1, 27 f., in welcher Stelle, trotz der bekannten auch hier aufgenommenen Umstellung und eines hinter *ἀπωλόφρονο* eingeschalteten *μέν* der Gedankengang noch keineswegs aufgeht; die I, 4, 7 zu den Worten *ἐπειδὴ δὲ ἐνιαυτοὶ τρεῖς ἴσαν*, wo die chronologische Schwierigkeit mit der Bemerkung abgethan wird, das dritte Jahr brauche nicht als abgelaufen genommen zu werden. In der berüchtigten Stelle I, 6, 4 finden wir nicht einmal eine Andeutung der Schwierigkeiten; I, 7, 19 täuscht die Anweisung, der Satz *καὶ οὐ μετανοήσαντες ὕστερον εὐρίσκει* sei im Deutschen durch Unterordnung mit *ohne zu zu geben*, der Schüler über die Schwierigkeit, die in der Satzverbindung liegt. Ebenso sind III, 2, 27 die Erläuterungen keinesweges genügend, um ein klares Bild der Vorgänge zu gewinnen; der Versuch die Worte *περιεπλήσθη ἡ οἰκία ἐνθεν καὶ ἐνθεν ὡσπερ καὶ ἔσμοῦ μελιτῶν ὁ ἡγεμῶν* durch die Bemerkungen: das Haus füllte sich mit dem von allen Seiten herbeiströmenden Volke — unter dem Bilde ist nicht das Haus des Thrasydäus, sondern dieser selbst zu verstehen, um den sich das Volk scharrt — zu erklären wird schwerlich jemandes Beifall finden. Das Verständniß der sehr schwierigen Stelle I, 7, 33 ist durch die gegebenen Bemerkungen keineswegs erleichtert, trotzdem für die Worte *ἀντὶ δὲ τῶν ἐκ θεοῦ ἀναγκαίων ἀγνωμονεῖν δόξετε*, die, wie mir scheint, unmögliche Uebersetzung „suchet nicht ein durch die Gottheit verhängtes unvermeidliches Unglück durch ein unverständiges Verfahren wieder gut zu machen“ dazu gegeben ist. Ebenso wenig ist § 34 der dunkle Sinn des *ὑπομοσαμένον* dadurch aufgehell, dass der Herausgeber bemerkt: Hier scheint Menekles irgend einen Vorwand geltend gemacht zu haben, nachdem nicht zuerst über des Euryptolemos, sondern über des Senats Antrag abgestimmt werden mußte, bei dessen Begründung er die günstige Stimmung des Pöbels wieder umzustimmen wusste.

Ich habe mich bei den Mängeln in der Sacherklärung länger aufgehalten, weil der Herausgeber gerade auf diesen Theil seiner Arbeit besonderen Werth legt; sieht man von diesen Mängeln ab, so kann man im übrigen anerkennen, dass das einem Schüler Nothwendige zur Genüge beigebracht ist, vielleicht eher zu viel als zu wenig; dass die Erklärung des Schriftstellers gegen die bisher Geleistete gefördert worden sei, habe ich nicht bemerkt, bin auch weit entfernt, dies von einer Ausgabe wie die vorliegende zu beanspruchen.

Die Worterklärung verfolgt mehr den Zweck, dem Schüler den Sinn des in Betracht kommenden Wortes deutlich zu machen, als ihm unmittelbar die am besten entsprechende Uebersetzung an die Hand zu geben; daher sind Uebersetzungen einzelner Wörter oder ganzer Sätze in den Anmerkungen nur wenige zu finden.

Wir können das Verfahren nur loben, da ja gerade in dem Auffinden der besten Uebersetzung für den verstandenen Inhalt des Satzes die Selbstthätigkeit des Schülers diesen am meisten fördert. Dagegen hat der Verf. die grammatische Erklärung in ziemlich ausgedehntem Mafse für erforderlich erachtet, und in der That ist bei den zahlreichen Eigenthümlichkeiten, welche Xenophons Schreibweise zeigt, vielfältige Gelegenheit, dem Schüler zu Hilfe zu kommen. Eine grofse Zahl nun der hierhergehörigen Anmerkungen besteht, wie schon erwähnt, in der Verweisung auf die in den Händen der Schüler befindlichen oben genannten Lehrbücher; natürlich gehen diese Unterstützungen denen verloren, die nach anderen Grammatiken unterrichtet werden und dies beschränkt die Verwendbarkeit der vorliegenden Ausgabe, zumal da diese Verweisungen nicht allein ziemlich zahlreich sind, sondern auch meist solche Dinge betreffen, deren Kenntniss bei den Schülern nicht unbedingt vorausgesetzt werden kann und doch zum Verständnis nothwendig oder wenigstens förderlich ist. Das Gegebene wird für den Stand grammatischer Kenntnisse, wie ihn der Herausgeber angenommen zu haben scheint, als ausreichend gelten können; für einzelnes würden wir allerdings gleiche Verweisungen wünschen, z. B. I, 2, 12 für *αὐτοῖς ἀνδράσι*. — sammt der Mannschaft, I, 4, 2 für das transitive *πεπραγότες*, vielleicht auch I, 1, 36 *πλοῖα σίτου*, aber es lässt sich ja für derartige Bemerkungen kein ganz fester Mafstab finden.

Ziemlich zahlreich sind ferner die eignen Anmerkungen des Herausgebers über grammatische Gegenstände, in denen er Eigenthümlichkeiten der Constructionen und des Sprachgebrauches, sowie die besondere Beziehung bestimmter grammatischen Formen zu dem Inhalte des Satzes klar zu machen sucht. Bei der Mannigfaltigkeit der hierher gehörigen Dinge wollen wir uns auf einige Punkte beschränken, bei denen der Herausgeber sich mit besonderer Vorliebe aufgehalten hat. Sehr augenfällig ist zunächst sein Bemühen, die Bedeutungen des Imperfects und des Aoristes auseinander zu halten, ein Bemühen, das bei unsrer noch wenig befriedigenden Kenntniss der Grundsätze, nach welchen der griechische Sprachgebrauch in der Anwendung dieser beiden Tempora verfährt, zwar recht dankenswerth ist, aber doch in der vorliegenden Ausgabe wenig genug geleistet hat. Die betreffenden Bemerkungen sind meist für den Schüler unnöthig, namentlich da sie zuweilen den Worten Beziehungen unterlegen, die ein Unbefangener nicht darin findet. Wenn es II, 2, 20 zu *ἐποιούνητο εἰρήνην* heifst „das Imperfectum drückt hier Geneigtheit aus“, so mag darin wenigstens die Andeutung einer passenden Uebersetzung anerkannt werden; man mag auch I. 6, 38 die Bemerkung zu *ἀπ᾽ ἡγε* „während dessen, was im Folgenden erzählt ist“ gelten lassen, obgleich die Richtigkeit derselben in Bezug auf die Sache keineswegs zu erweisen ist; aber bedenklicher ist die Anmerkung



zu III, 1, 3 „*ἔπεμπον*“ das Imperfect, weil von mehreren Städten wiederholt solche Gesandtschaften ausgingen“ denn von einer Wiederholung ist keine Rede, und dass das Imperfect deswegen gesetzt sei, weil mehrere dasselbe thaten, ist doch nicht wohl anzunehmen. Allerdings scheint der Verf. so etwas im Sinne gehabt zu haben, wenigstens ist die Bemerkung zu II, 2, 22 „*ἀπήγγελλον*“ dagegen steht der Aorist in § 17, wo Theramenes allein Subject ist“, wohl nur in diesem Sinne aufzufassen. In I, 6, 2 „*ἔλεγε*“ das Imperfectum bezeichnet hier die wiederholte Prahlerei des Lys.“ erweist sich die Erklärung nach den Textworten: *ὅτε δὲ παρείδου ὁ Λύσανδρος τὰς ναῦς, ἔλεγε τῷ Καίλικρατίδῃ* geradezu als unzutreffend. Die Unterscheidung, welche zwischen *ἐβοήθησε* I, 3, 6 und *ἐβοήθουν* I, 3, 21 gemacht wird, dass ersteres die entscheidende, letzteres die zu spät versuchte Hilfsleistung bezeichne, wird kaum zu rechtfertigen sein. Die III, 1, 23 bei den Worten *τοὺς μὲν ἄλλους στρατιώτας ἐκέλευσε θέσθαι τὰ ὄπλα, αὐτὸς δὲ ἔθυε τῇ Ἀθηνᾷ* zu *ἐκέλευσε* gegebene Bemerkung „durch den Aorist gegenüber der längeren Dauer des Opfers als vorübergehende einzelne Handlung bezeichnet“, ist vollends unberechtigt, da das Opfern ebensowohl wie das Befehlen hier ohne Rücksicht auf Dauer gesetzt ist, überdies die längere oder kürzere Dauer doch nie auf die Wahl des Tempus von Einfluss ist. Bedenklich ist II, 2, 10 *ἃ οὐ τιμωρούμενοι ἐποίησαν ἀλλὰ διὰ τὴν ὕβριν ἠδίκουν* die Erläuterung „durch den Ausdruck und das Tempus wird der fortgesetzte Frevel der Athener einer einzelnen That der Rache gegenübergestellt“, da nicht von einer einzelnen That, sondern von einem wiederholt beobachteten Verfahren die Rede ist; ebenso bedenklich der Sache wegen I, 1, 15 die Anmerkung: „*ἀλλισκῆται* nicht *ἀλλῆ*“, weil zugleich mit der Ergreifung der Tod verhängt werden soll“; ob der Verf. VI, 2, 15 *ἐκήρυξε πεπραῶθαι ὅστις αὐτομολοίη* eben so erklären wird? Das Seltsamste aber finden wir I, 1, 19 „*ἔδέχοντο*“ das Imperf. scheint in Verbindung mit der folgenden Angabe *οὐδὲν — ἐν τῇ πόλει* anzudeuten, dass Alc. die Stadt mit Einquartierung verschonte, um die Bürger sich und seiner Vaterstadt geneigt zu machen.“ Die Behauptung endlich I, 1, 2 „bei *πλεῖν* und den Compos. braucht Xen. nur dann den Aorist, wenn das Ziel der Fahrt mit der Präpos. *εἰς* angegeben ist“, ist unhaltbar, denn abgesehen von V, 1, 3 *ἀπέπλευσεν οἴκαδε*, findet sich ganz ohne Angabe des Ziels von solchen Aoristen der Indicativ Hellen. I, 6, 20; Anab. V, 4, 12; der Coniunctiv Anab. V, 6, 21; der Optativ Hellen. VII, 1, 4; Anab. VI, 2, 14; VII, 1, 38; das Particiv Hellen. I, 6, 23 und 7, 2, und ich glaube nicht, dass diese Aufzählung vollständig ist.

Der Herausgeber hat sich ferner viel damit beschäftigt, die Bedeutung und den Gebrauch der Partikeln zu erörtern. Je größer die Schwierigkeiten sind, welche gerade dieser Gegenstand

bietet, um so nützlicher können solche Erörterungen sein, um so näher liegt aber auch die Gefahr des Fehlens. Wir greifen zunächst die Partikel *τε* heraus. Von dieser heisst es I, 1, 15 „sie verbinde selten Sätze, in der Regel nur einen solchen, der eine nähere Ausführung des vorhergehenden, namentlich nach einem negativen Satze den positiven Gedanken enthält.“ Nun so selten ist doch die Satzverbindung durch *τε* nicht gerade und dass die angegebene Beschränkung in der Regel stattfände, dürfte auch zu viel gesagt sein, da es an Beispielen andrer Art nicht gerade mangelt. Schon das vom Verf. angezogene Beispiel II, 1, 1 *ἐπεὶ δὲ χειμῶν ἐγένετο καὶ τροφήν οὐκ εἶχον γυμνοὶ τε ἦσαν* ist unter die gegebene Regel nicht zu bringen; ebenso wenig V, 3, 15 *οἱ δὲ τελευτῶντες πάντα ἐφασκον ποιήσειν, ἔδεικτό τε μὴ ἐμβάλλειν*; vgl. auch *Cyrop.* II, 1, 13; V, 2, 18; VIII, 4, 11. Eine ähnliche Bedeutung nimmt der Verf. auch zu I, 4, 17 an, wenn er sagt, die Partikel *τε* sei gewählt statt der Verbindung mit *μὲν—δέ* oder *τε—καί*, weil die Prädicate *αἴτιος* und *ἡγεμῶν* dem Sinne nach gleich sind und das zweite als die Folge des ersten erscheinen soll; allein die beiden Glieder: er sei der Urheber alles früheren Unglücks und er werde alle drohenden Gefahren herbeiführen, stehen doch nicht nothwendig in dem Verhältnis der Folge; eher kann man dies I, 6, 6 zugeben. I, 6, 33 *ἐπεὶ δὲ Καλλικρατίδας τε — ἠφανίσθη Πρωτόμαχος τε καὶ οἱ μετ' αὐτοῦ — ἐνίκησαν* bemerkt der Herausgeber „die Partikeln *τε—τε* setzen beide Thatsachen in engste Verbindung, so dass nach Xen. der Verlust der Schlacht als eine Folge des Todes des Anführers erscheinen soll“; diese Auffassung aber ist kaum berechtigt, da aus der vorausgehenden Erzählung sich ergibt, dass Xen. den Sieg der Uebermacht der Athener zuschreibt.

Auch mit andern Partikeln verfährt der Herausgeber in ähnlicher Weise willkürlich. Zu I, 6, 35 *ἔδοξε δὲ καὶ τοῖς στρατηγοῖς* bemerkt er „das mit Unrecht angezweifelte *καί* weist mit Nachdruck darauf hin, dass ausser dem Siege auch sonst die Feldherrn ihre Pflicht erfüllten; es bezieht sich also auf die Grundlosigkeit der späteren Anklage gegen die Feldherrn,“ diese Beziehung ist offenbar ohne irgend welchen Anhalt hineingetragen. Ebenso wenig ist zu erkennen, warum I, 7, 2 und 35 *καί* durch und wirklich übersetzt ist. III, 5, 25 *θάνατος αὐτοῦ κατ' ἐγγύσθη· καὶ ἔφηνεν εἰς Τεγέαν* soll *καί* = *ὥστε* sein. Die Partikel *γε* ist I, 7, 6 fälschlich mit etwa übersetzt; I, 7, 21 *ἂν ὑμῖν γε δοκῆ* soll dieselbe andeuten, dass dies allerdings der Wunsch des Redenden nicht sein kann; III, 4, 5 *εἰ μὴ οἰοίμην γε* soll die Partikel die Annahme als eine wenigstens denkbare bezeichnen. Ich halte nicht dafür, dass aus solchen Bemerkungen dem Schüler ein Nutzen erwachsen könne.

Für die Klarlegung schwieriger und ungewöhnlicher Constructions ist in der Ausgabe meist das Erforderliche beigebracht,

über die Richtigkeit des Gegebenen werden sich allerdings in manchen Fällen Bedenken erheben lassen. I, 2, 3 *βοηθήσαντες πρὸς τοὺς αὐτῶν ψιλούς* bemerkt der Herausgeber „πρὸς selten bei *βοηθεῖν* statt des Dativs; hier bezeichnet es den Anschluss an die in ihrer ungeordneten Stellung angegriffenen Leichtbewaffneten“; offenbar heisst es ihnen entgegen, da ja die *ψιλοί* auf der Flucht sind, I, 4, 13 ist nicht nachgewiesen, dass das bedenkliche *ἀπελογίθη* im passiven Sinne genommen sei; I, 4, 20 dürfte die angenehme Beziehung von *πρότερον μὲν* schwerlich haltbar sein; I, 5, 9 ist der Satz mit *ὅπως* nicht Epexegete zu *ἄπερ ἐποίησεν*, sondern gehört zu *σκοπεῖν*; I, 6, 14 *οὐκ ἔφη οὐδένα Ἑλλήνων εἰς τὸ ἐκείνου δυνατόν ἀνδραποδισθῆναι* kann der Infin. gewiss nicht statt des Imperativs der directen Rede stehen, die Bemerkung, dass *οὐδεὶς* statt *μηδεὶς* stehe, weil es nur die zum regierenden Verbum gezogene Negation *οὐ* wiederholt, macht dies keinesweges glaublicher. II, 1, 27 *ἦν ἡμέρα πέμπτη ἐπιπλέουσι* wird *ἐπιπλέουσι* seltsamer Weise als absoluter Dativ bezeichnet.

Ich komme endlich zu den Anmerkungen, welche die rhetorische Seite der Darstellung angehen. Auf diesem Felde scheint mir der Herausgeber am wenigsten glücklich gewesen zu sein und noch mehr als in anderen Beziehungen in dem Texte allerlei gesucht und gefunden zu haben, als ein Unbefangener finden möchte, ohne dass damit dem Schüler irgend wie ein Dienst erwiesen würde. Ich rechne dahin die Bemerkungen über die Satzgliederungen, wie II, 4, 17 zu den Worten *ἀποδώσει καὶ πατέρα καὶ οἶκον καὶ ἐλευθρίαν καὶ τιμὰς καὶ παῖδας καὶ γυναῖκας* die Erläuterung: „die sechs Glieder gehören paarweise zusammen in der Theilungsform 2+2+2“ oder § 20 *καὶ ἱερῶν τῶν σεμνοτάτων καὶ θυσῶν καὶ ἐσθρῶν τῶν καλλίστων* „zu den die heiligen Gebräuche und Opfer bezeichnenden Wörtern gehört gemeinsam der in der Mitte stehende Superlativ in der Theilungsform 2+1“, eine Bemerkung deren Richtigkeit starken Bedenken unterliegt, § 21 „vier Glieder in der Theilungsform 1+2+1“ und ähnliches § 22; III, 5, 14. Was soll das dem Schüler nützen? Dahin gehören ferner Bemerkungen über die Bedeutung der Wortstellung, von denen ich beispielsweise einige anführen will, welche das Pronomen *αὐτός* betreffen. I, 5, 10 *Λύσανδρος, ἐπεὶ αὐτῷ τὸ ναυτικὸν συνετέτακτο — ἡσυχίαν ἦγεν*: die Stellung des Pronomens bezeichnet die Selbstthätigkeit Lysanders;“ wer wird dies wohl für Xenophons Absicht halten? ebenso I, 6, 2 *ὁ δὲ αὐτὸν ἐκέλευσε — παραδοῦναι*; „das Pron. steht an betonter Stelle, weil bei directer Aufforderung das Pron. der 2. Person ausgedrückt wäre,“ was ebenso wenig glaublich ist, wie die ähnliche Bemerkung zu II, 2, 17 und III, 4, 2. An anderen Orten soll dies Pronomen in ähnlicher Stellung durchaus den Werth von selbst oder persönlich haben, selbst wenn.

dies dem Sinne des Satzes entschieden zuwider ist, wie I, 3, 15 *εἰ μὴ κάκεινος αὐτῷ ὀμείται*, wo gleich die folgenden Worte besagen, dass er ihm nicht persönlich den Eid ablegt, während an anderen Stellen gar kein Grund zu einer solchen Hervorhebung ist, wie I, 4, 16 *τοῖς δ' αὐτοῦ ἐχθροῖς* seinen persönlichen Feinden, worauf sogar III, 4, 12 *ἐπὶ τὸν αὐτοῦ ὄλκον* verwiesen ist. Der Wunsch, in dieser Stellung etwas Besonderes zu sehen, führt denn auch zu Seltsamkeiten, wie II, 4, 33 *ἐπεὶ αὐτῶν πολλοὶ ἐτιρώσκοντο*: „αὐτῶν“ steht voran wegen der stärkeren Betonung im Gegensatz zu dem vorhergehenden umgekehrten Verhältnis: da nun von ihnen selbst“, wo nicht einmal klar ist, welcher Gegensatz gemeint wird, oder gar wie II, 1, 13 *Κῦρος μετεπέμψατο Λίσανδρον, ἐπεὶ αὐτῷ — ἦκεν ἄγγελος*: „αὐτῷ“ an betonter Stelle = ipsi, da er nun persönlich die Unternehmungen des Lysander nicht mehr unterstützen konnte“, auf welche Bemerkung dann noch zweimal in den nächsten Paragraphen verwiesen wird. Was I, 7, 35 mit der zu den Worten *ἐψηφίσαντο οἵτινες τὸν δῆμον ἐξηπάτησαν, προβολὰς αὐτῶν εἶναι* gemachten Bemerkung „αὐτῶν“ statt des häufigeren *οὗτος* in der Correlation, um das gegen sie eingeschlagene strenge Verfahren der *προβολή* hervorzuheben“ anzufangen ist, weifs ich nicht, ebenso mit der zu III, 1, 11: „die Stellung des tonlosen persönlichen Pronomens (*σοι*) zwischen die grammatisch zusammengehörigen Worte betont diese im Gegensatze zum folgenden *ἐγώ*.“

Was man für Schüler schreibt, sollte billigerweise klar gedacht, klar und sprachlich correct ausgedrückt sein; leider ist in der vorliegenden Ausgabe gegen diese Regel vielfach gefehlt. Man nehme nur Anmerkungen wie I, 1, 25 die Anführer aus den verbündeten Städten im Peloponnes und den Inseln, aus denen fast allein die Lacedämonier sich ihre Flotten schufen; I, 1, 36 *παρὰ τῶν συμμάχων* (nämlich *πληρωθεισῶν νεῶν*) nicht *ὑπό*, weil nur die Mannschaft von den Bundesgenossen gepresst wurde; I, 4, 12 am 25 Thargelion wurde das alte hölzerne Bild und dessen Gewand gewaschen und gesäubert; der Tempel war während dieser Zeit mit Seilen abgesperrt, weshalb man den Tag für einen Unglückstag ansah; man nehme dazu Ausdrücke wie I, 1, 28 allemal gegenüber jedem Gebote, I, 4, 9 Befehdungen von aufsen und innen, I, 7, 23 die Stimmsteine sondiren, III, 1, 7 er opferte standhaft fort, und erwäge Inhalt und Form folgenden Satzes Einl. S. VII „Wenn Xenophon einen grossen Theil der in den beiden ersten Büchern erzählten Ereignisse als Augenzeuge berichtet, so sind mit dem Inhalt des zweiten Theiles seine eigenen Lebensschicksale in mannichfacher Weise verknüpft, so dass abgesehen von dem höheren Alter zur Zeit der Abfassung sich daraus allein schon der Unterschied erklärt, der die fünf letzten Bücher von den beiden ersten auch hinsichtlich der Form der Darstel-

lung trennt“, so wird man das oben gefällte Urtheil nicht für unberechtigt halten.

Wenn wir auch gern anerkennen, dass der Herausgeber sich bemüht hat, der Aufgabe, die er sich gestellt, gerecht zu werden, so müssen wir doch bekennen, dass uns die Art, wie er dieselbe gelöst, nicht durchaus zweckentsprechend erscheint, es bedarf einer genaueren Sichtung und sorgfältigeren Behandlung des Materials, welches in den Anmerkungen zusammengebracht ist, um Nutzloses und Unhaltbares bei Seite zu legen und das Brauchbare in einer den Schüler fördernden Weise zur Darstellung zu bringen. Die äußere Ausstattung des bis jetzt erschienenen Hefes ist recht gut, nur die Ausführung der beigegebenen Karte bleibt hinter den Anforderungen zurück, die wir heut an derartige Arbeiten zu stellen gewohnt sind.

Berlin.

B. Büchschütz.

### Übungsbücher zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische für die oberen Classen der Gymnasien.

1. Aufgabensammlung zum Uebersetzen ins Griechische, von Dr. Gustav Wendt und Dr. Karl Schnelle. Zweite Abth., für Secunda und Prima. Berlin, Grotosche Verlagsbuchhandlung. 1870. VIII. 336 S. gr. 8°: 28 Sgr.
2. Materialien zum mündlichen und schriftlichen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Nach Regeln geordnet. Für obere Classen, vorzugsweise für Secunda von Adolph Nicolai, Professor am Gymnasium zu Dessau. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1872. IV. 136 S. gr. 8°: 15 Sgr.
3. Materialien zu griechischen Exercitien nebst kurzer Anleitung zum Uebersetzen und Deutsch-griechischem Wörterverzeichnisse für die oberen Gymnasialclassen von Dr. August Haacke, Gymnasialdirector und Professor in Torgau. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1869. 403 S. 8°. 24 Sgr.
4. Aufgaben zum Uebersetzen ins Griechische. Für die oberen Classen der Gymnasien. Von Dr. Gottfried Böhme, Professor am Gymnasium zu Dortmund. Vierte verbesserte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1872. XII. und 307 S. gr. 8. 24 Sgr.
5. Übungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische von Wolfgang Bauer, k. Professor am Wilhelmsgymnasium in München. Zweiter Theil. Syntax. Zweite verbesserte Auflage. Bamberg. Verlag der Buchnerschen Buchhandlung. 1871. IV. 220. 8°. 22 Sgr.
6. Derselben dritter Theil. Aufgaben zu griechischen Sülübungen für die oberen Gymnasialclassen. Zweite, durchgehends verbesserte Auflage. Bamberg. Verlag der Buchnerschen Buchhandlung. 1865. 8°. 180 S. 24 Sgr.

Die Uebersetzungsübungen aus dem Deutschen in das Griechische sind in den deutschen Gymnasien seit langer Zeit lebhaft

betrieben worden; sie wurden auch dann nicht abgeschafft, als im Jahre 1834 das griechische Scriptum beim Abiturientenexamen mit einer Uebersetzung aus dem Griechischen in das Deutsche vertauscht worden war. Nachdem nun aber durch die Circularverfügung des preufs. Unterrichtsministeriums vom 12. Januar 1856 die Uebersetzung in das Griechische bei der Maturitätsprüfung in den preussischen Gymnasien wieder in ihr altes Recht eingesetzt worden, da belebten sich die griechischen Studien in hohem Grade. Referent, der in dieser Zeit an zwei der ältesten Anstalten Berlins beschäftigt war, kann bezeugen, welchen Aufschwung von der untersten Stufe an der griechische Unterricht genommen hat, wie durch die Mehrforderung in der Grammatik die Lectüre sich erweiterte und vertiefte, wie die strebsamsten, eifrigsten Lehrer sich um diesen Unterricht bemühten und auch bei den Schülern großen Eifer dafür zu erwecken wussten. Mit Bangigkeit sahen daher die Förderer griechischer Studien auf unsern Gymnasien der Zukunft entgegen, als das Gerücht sich verbreitete und immer bestimmter auftrat, in der Neubearbeitung des Abiturientenreglements, die vom Ministerium Müller zur Herbeiführung einer Gleichartigkeit der Forderungen in den alten und neuen Provinzen beabsichtigt worden, sei wieder das griechische Scriptum fallen gelassen. Der Wechsel im Unterrichtsministerium scheint auch hierin ein Aenderung herbeigeführt zu haben; die Philologenversammlung von 1872 hat, wie es scheint, auch unter Zustimmung der Vertreter der Unterrichtsverwaltung in Preußen und andern deutschen Staaten, gegen eine verschwindende Minorität sich für die Beibehaltung des griechischen Scriptums bei der Maturitätsprüfung erklärt — so können wir ohne Besorgnis für die nächste Zukunft wenigstens die Hilfsmittel mustern, die diesem Gebiete gewidmet sind.\*)

Wir beginnen mit einem vor länger als zwei Jahren erschienenen, aber bisher wenig gekannten und geachteten Buche, weil wir bei Besprechung desselben am vollständigsten unsere eigenen Wünsche und Forderungen an derartige Bücher zum Ausdruck bringen können. Von der unter No. 1 genannten Aufgabensammlung des Herrn Dr. Gustav Wendt, früher Director des Gymnasiums in Hamm, jetzt Director des Lyceums zu Karlsruhe, und Dr. Karl Schnelle, Oberlehrer am Gymnasium in Hamm, geben die Verfasser in der Vorrede die Eigenthümlichkeiten ihrer Arbeit in Folgendem an: „Die von uns gebotene Aufgabensammlung enthält lauter zusammenhängende Stücke. Nur wenn die Schüler ununterbrochen auch die mannigfachen Verbindungsformen der Sätze und Perioden anwenden müssen, lernen sie wirklich die

\*) Vergl. den Artikel von Bonitz zur *Revision des Reglements für die Maturitätsprüfung*. Jahrgang 1871 dieser Zeitschrift S. 706—716.

Sprache handhaben; denn gerade die hierzu dienenden Partikeln kommen verhältnismäßig am häufigsten vor“. Wir sind mit diesem Grundsatz vollkommen einverstanden. Wer die Syntax der griechischen Sprache zu behandeln hat, muss bedenken, dass er es mit Schülern zu thun hat, die durch die lateinische Syntax geschult und wohl im Stande sind grammatische Schwierigkeiten zu fassen, besonders durch Vergleichung mit dem Lateinischen sich klar zu machen. Darum mag man eine einzelne Erscheinung durch kleine einzelne Sätze klar zu machen suchen, sobald aber ein größeres Ganze absolvirt worden ist, muss es in zusammenhängenden Stücken, nicht in einzelnen Sätzen eingeübt werden und zur mannigfachsten Anwendung kommen. Damit hängt ein zweites in der Vorrede nicht erwähntes, aber im großen und ganzen durchaus zu billigendes Princip der Sammlung zusammen: die Vertheilung des Stoffes nach größeren Gruppen, nicht nach kleineren Abschnitten oder gar nach einzelnen Paragraphen der Grammatik. Unsere Aufgabensammlung also, deren Inhaltsverzeichnis übrigens nur den stofflichen Inhalt der einzelnen Abschnitte angibt, enthält zu folgenden Capiteln der Grammatik Uebungsaufgaben: 1. Nominativ und Accusativ, 2. Genitiv, 3. Dativ, 4. Sämmtliche Casus, S. 39—61. Darauf folgen für die höhere Stufe, sei es für eine Obersecunda oder für das zweite Semester einer ungetheilten Secunda, die Aufgaben über Genera Verbi S. 62—71, über Tempora S. 72—82, über den Gebrauch der Modi S. 83—98, über den Infinitiv S. 99—108, über das Particip S. 109—118, endlich gemischte Aufgaben von S. 119—144. Auf diesen ersten Cursus, den Herr Schnelle bearbeitet hat, folgt unter der Ueberschrift „Freie Aufgaben“ von S. 145—208 der von Herrn Wendt verfasste zweite Cursus. S. 209—274 enthalten die Anmerkungen, S. 275—334 das Wörterverzeichnis. Gewiss ist für ein verständnisvolles Auffassen der grammatischen Erscheinungen diese Vertheilung besser, als jene zersplitternde mancher Uebungsbücher, in denen nach oder zu jeder Regel eine Anzahl von Sätzen folgt, die eben nur diese eine Regel betreffen. Vermissen könnte man Uebungsstücke über den Gebrauch des Artikels, der Pronomina, der Präpositionen; doch sind diese Theile der Grammatik in den Aufgaben des ersten Cursus reichlich bedacht, auch im zweiten wird oft darauf Rücksicht genommen. Nur in einem Punkte können wir mit der Gliederung des Stoffes nicht einverstanden sein. In der Vorrede pag. IV heißt es: „es wird vorausgesetzt, dass die in dem einzelnen Abschnitte vorkommenden Regeln, wenigstens der Hauptsache nach, vorher von den Schülern gelernt sind“. Das ist wohl möglich bei dem Abschnitte über Nominativ und Accusativ, Genitiv und Dativ, schwieriger schon bei den Genera Verbi, obwohl vieles Hierhergehörige bereits in der Formenlehre dagewesen ist. Unmöglich aber ist es, dass der Schüler für den Abschnitt Modi bereits sämtliche Regeln, auch nur der

Hauptsache nach, gelernt, und was hier die Hauptsache ist, begriffen habe, ehe er die Uebungen beginnt. Aber vielleicht sind die einzelnen Stücke so eingerichtet, dass Anfangs nur einige wenige Regeln über den Gebrauch der Modi vorkommen, so dass vielleicht nach Durchnahme eines bestimmten Gebietes sogleich die ersten Aufgaben vorgenommen werden können? Sehen wir uns darauf hin das erste Stück, *Laomedon*, unter N. 121 stehend, genauer an. Dasselbe lautet bis zu zwei Drittheilen folgendermaßen:

Poseidon zürnte, wie die Sage erzählt, über den König Laomedon, weil er ihm den Lohn für die Erbauung der Mauern Trojas vorenthielt, so sehr, dass er ein Ungeheuer aus dem Meere ans Land schickte. Sobald nun einer längs des Strandes hinging oder in der Nähe des Meeres auf dem Felde arbeitete, so wurde er von jenem verschlungen. Da außerdem auch die Pest unter dem Volke einriss und man rathlos war, wie man sich helfen solle, liefs der König das Orakel fragen, was zu thun sei, dass sie nicht elendiglich zu Grunde gingen. Die Antwort fiel dahin aus, das Unglück, welches über die Troer gekommen sei, weil sie sich an Poseidon versündigt hätten, werde nicht eher aufhören, als bis sie freiwillig eines ihrer Kinder dem Ungeheuer zur Beute gäben. Hierauf machten sie aus, wen das Los träfe, der solle sein Kind aussetzen. Das Los traf den Laomedon, und so liefs er seine Tochter Hesione mit Banden gefesselt am Strande zurück. Da trug es sich nun zu, dass Herakles mit den Argonauten dort ans Land stieg. Sobald er von Hesione hörte, was geschehen sei, zerriss er ihre Fesseln und versprach dem Laomedon das Seethier zu tödten, wenn er ihm die (im Laufe) unbesiegbaren Rosse geben wolle. Der König versprach es und Herakles erlegte das Ungeheuer.

Jeder Kundige erkennt, dass schon hier, im Anfange der ersten Aufgabe, die gesammte Moduslehre zur Anwendung kommt. Im ersten Satze ist *ὥστε* zu verwenden, ohne dass aus einer Anmerkung erhellt, ob der Indicativ oder der Infinitiv zu setzen sei. Der Schüler muss also wenigstens § 65 „Satzgefüge“ in der Krügerschen Grammatik, aufser dem umfangreichen § 54 „Modi“ im Kopfe haben. Zu dem *Sobald* des zweiten Satzes giebt die Anmerkung die Nachweisung der Grammatik, dass *ἐπειδὴ* c. optat. gesetzt werden solle. Dagegen muss der Schüler unbelehrt durch die Anmerkungen beim dritten Satze wissen, wie er sich bei dubitativen, abhängigen Fragen zu verhalten habe: dann folgt *πῶς* c. optat. aor., das Relativum mit dem optat. aor. Zu dem Forderungssatze „der solle aussetzen“ und dem Folgesatze: „dass Herakles — stieg“ ist dann wieder die Notiz gegeben, dass der Infinitiv zu setzen sei, und ebenso bei dem Bedingungssatze „wenn er ihm geben wolle“ die einzeln genommen unnütze und nur mechanisches Uebersetzen fördernde Nachweisung aus der Grammatik, dass hier *εἰ* c. optat. zu setzen sei. Wenn, wie es in der Vorrede heifst, angenommen wäre, dass erst die Regeln gelernt



werden müssen, ehe die Aufgaben übersetzt werden, so würden viele von den grammatischen Angaben nicht nöthig gewesen sein. Aber es ist einmal unmöglich das gesammte Gebiet der Moduslehre den Schülern zur vollen Klarheit zu bringen und dann erst schriftlich einzuüben. Darum hätte es sich empfohlen, diesen Abschnitt in einige gröfsere Gruppen zu zerlegen. z. B. 1, Aussage- und indirecte Fragesätze, die bei Krüger unter dem Namen *ideell abhängige* zusammengefasst werden: bei dieser Verbindung merkt der Schüler sogleich den diesen Sätzen gemeinsamen Modusgebrauch, nach Haupttemporibus nothwendig der Indicativ, nach historischen Temporibus möglich der Optativ, anders in Absichtssätzen. Hierbei würden auch sämtliche Arten, wie Aussagesätze zu übersetzen sind —  $\delta\tau\iota \acute{\omega}\varsigma$ , infinitiv und participium — mit besonderer Berücksichtigung des Unterschieds vom Lateinischen, passend in einigen lateinischen Uebungsaufgaben dargestellt, zur Behandlung gekommen sein. Ein zweiter Abschnitt brächte dann die Finalsätze, wozu die Sätze nach Verben des Fürchtens gehören (Modi: Conjunctiv und Optativ); ein dritter Abschnitt Bedingungsätze, ein vierter endlich die Temporal —, Relativ —, gemischthypothetische Sätze u. s. w. Wir geben zu, dass in zusammenhängenden Stücken diese Sonderung sich schwerer durchführen lässt, als in einzelnen Sätzen: aber die angedeuteten Schwierigkeiten beeinträchtigen doch den Gebrauch des sonst so vortrefflichen Buches.

Die Herausgeber sagen weiter in der Vorrede über die Grundsätze ihrer Arbeit: „Der Stoff ist entlehnt aus dem classischen Alterthume und schließt sich in dem bei weitem grössten Theile an griechische Schriftsteller an, doch nicht ohne wesentliche Veränderungen, zumal in den Stücken, welche speciell für die einzelnen Capitel der Grammatik bearbeitet sind, so dass auch diejenigen Abschnitte, die bereits in anderen Uebungsbüchern zur Benutzung gekommen sein mögen, auf ein selbständiges Gepräge Anspruch machen dürfen.“ Genauere Durchsicht bestätigt diese Sätze vollständig; der beschränkende Zusatz „in dem bei weitem grössten Theile“ bezieht sich auf Stücke wie N. 155—157 *Caesars Zusammenkunft mit Ariovist*, die ziemlich frei nach Caesar, wie es scheint ohne alle Benutzung des griechischen Interpreten, bearbeitet sind.\*) Wir knüpfen hieran den Wunsch, es möge Herrn Schnelle gefallen bei einer zweiten Auflage unter der Rubrik Modi, und zwar zur Veranschaulichung des Unterschiedes beider alten Sprachen in einigen Aussagesätze, oder die sogenannte oratio obliqua behandelnden Aufgaben lateinische Originale zu bearbeiten. Denn was Herr Adolphi, Verfasser des unter Nr. 6

\*) Dieser Abschnitt des im Juli 1870 ausgegebenen Buches schließt mit dem Satze „Caesar liefs ihm die Unterhandlungen abbrechend antworten, er habe nichts mehr zu sagen.“

genannten Buches, pg. IV der Vorrede sagt: „Lateinische Aufgaben scheinen mir für die Secunda ungeeignet und auch für die Prima nicht von erheblichem Werth“ — hat Referent in einer reichen Erfahrung nicht bestätigt gefunden. Die griechische Moduslehre in Obersecunda muss sich auf das genaueste an die bereits absolvirte lateinische Syntax anschließen; die Behandlung z. B. der Bedingungssätze in der Abhängigkeit wird zur vollen Klarheit gebracht erst durch Vergleichung mit der lateinischen Ausdrucksart. Ist in einem zusammenhängenden deutschen Extemporale dies Gebiet mehrfach vorgekommen, so pflegt Referent zum Nutzen und Vergnügen seiner Schüler einige lateinische Sätze hinzu zu geben: die größere Freiheit, Mannigfaltigkeit und Feinheit der griechischen Syntax kommt dem Anfänger hierbei am besten zum Bewusstsein. Und in Prima habe ich wiederholt die bei Böhme (N. 4) gegebenen lateinischen Uebungsaufgaben mit gutem Erfolge verwortheret.

Wenn es nun in den citirten Worten der Vorrede heisst „nicht ohne wesentliche Veränderungen“ seien die Stücke aus den griechischen Schriftstellern entlehnt worden, so war dies nicht nur geboten durch die Rücksicht auf die einzutübenden grammatischen Regeln, sondern noch mehr durch die Berücksichtigung der Brauchbarkeit für häusliche Exercitien. Die Vortrefflichkeit unserer griechisch-deutschen Wörterbücher, besonders der Onomastica, befördern nur gar zu sehr die Bequemlichkeit der Schüler, die für Herbeischaffung der griechischen Originale keine Mühe noch Kosten scheuen. In dieser Beziehung ist das Buch von Wendt und Schnelle höchster Anerkennung werth. Durch die bedeutenden Veränderungen, die mit den Originalien vorgenommen sind, werden selbst die allzugänglichsten Schriften brauchbar, wie z. B. Xenophons Cyropaedie. Wie viel in dieser Beziehung von andren Herausgebern gefehlt worden, mag ein Beispiel aus der viel gebrauchten Beispielsammlung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische von Gottschick (II. Heft für Secunda und Prima, Berlin 1863) zeigen, die nach des Verfassers eignen Worten „zu schriftlichen häuslichen Uebungen geeignetes Material darbieten soll“. Im II. Capitel, vom Pronomen, steht unter N. VI folgende zusammenhängende Uebungsaufgabe, der ich den Originaltext aus Xenoph. Cyr. II 4 gegenüberstelle:

Als Kyaxares, der König der Meder, und der König der Assyrier Krieg gegen einander führten, kam eine Gesandtschaft der Inder zum Kyaxares. Die Inder aber hineingetreten sagten, dass sie sendete der König der Inder mit dem Befehle (Part.) zu fragen, aus welchem [Grunde] der Krieg [entstanden] wäre zwischen (D.) den Medern und den Assyriern; wenn wir aber dich angehört

Κυαζάρου τοῦ Μήδων βασιλείου-  
τος καὶ τοῦ τῶν Ἀσσυρίων βασιλέως  
πολεμούντων ἄλληλοις Ἰνδῶν πρεσβεία  
ἤφικετο πρὸς Κυαζάρην. οἱ δὲ Ἴνδοι  
εἰς ἐλθόντες ἔλεξαν ὅτι πέμψειε σφᾶς  
ὁ Ἰνδῶν βασιλεὺς κελύων ἰρωτᾶν ἐξ  
οὗ ὁ πόλεμος εἶη Μήδοις τε καὶ τῷ  
Ἀσσυρίῳ· ἐπεὶ δὲ σοῦ ἀκούσαμεν,  
ἐκέλευσεν ἐλθόντας σὺ πρὸς τὸν Ἀσ-  
σύριον, κἀκείνου ταῦτα πηθέσθαι·

hätten, befahl er uns weiter zu den Assyriern zu gehen und von jenen (Gen.) dasselbe zu erforschen, zuletzt aber euch beiden zu sagen, dass der König der Inder, wenn er die gerechte Sache erforscht hat, erkläre (sage), er werde mit dem Beleidigten sein. Hierauf sagte Kyaxares; von mir nun höret, dass wir dem Assyrier in keiner Beziehung (nichts) Unrecht gethan haben (Praes.), von jenem aber, wenn ihr es wünscht, erforschet, was er sagt, Kyros aber, der Sohn der Schwester des Kyaxares, welcher zugegen war, fragte den Kyaxares u. s. w.

In der nämlichen Weise sind wohl zehn Abschnitte aus der Cyropaedie bearbeitet, einige auch aus den Memorabilien, Hellenika u. s. w. Vergleichen wir damit die Aufgaben von Schnelle, so finden wir zwar gleich vornan auf S. 3 unter der Rubrik *Nominativ und Accusativ* auch ein Stück aus der Cyropaedie (V 4. 15 f.), jedoch ist dasselbe für den vorliegenden grammatischen Abschnitt so frei behandelt, dass es dem glücklichen Finder immer noch einige Anstrengung zumuthet. Um das zu verdeutlichen, stellen wir den Originaltext dem von Herrn Schnelle verlangten gegenüber:

## Xenophon:

Ὁ Καδούσιος βουλόμενος αὐτὸς λαμπρόν τι ποιῆσαι οὔτε ἀνακουωσάμενος οὔτε εἰπὼν οὐδὲν Κύρου καταθεῖ τὴν πρὸς Βαβυλῶνα χώραν· οἱ μὲν οὖν Βαβυλώνιοι ὡς ἔγνωσαν μόνους ὄντας τοὺς Καδουσίους ἐπιτίθενται καὶ τὸν τε ἄρχοντα τῶν Καδουσίων ἀποκτείνουσι καὶ ἄλλους πολλούς. — οἱ δὲ Καδουσίαι ἐσώζοντο πρὸς τὸ στρατόπεδον ἀμφὶ δέλην οἱ πρῶτοι. Κύρος δὲ ἀπήνετα τε τοῖς Καδουσίους καὶ ὄντινα ἴδοι τετρωμένον ἀναλαμβάνων τοῦτον μὲν — ἐπέμπεν ὅπως θεραπεύοιτο· καὶ ἀνιόντων μὲντοι ἰσχυρῶς δῆλος ἦν, ὡς καὶ — Κύρος οὐδὲνα ἐκὼν ἀτημέλιον παρέλειπε. Καὶ τότε μὲν οὕτως ἐκοιμήθησαν· ἅμα δὲ τῇ ἡμέρᾳ κρηῖδας συνέναι τῶν μὲν ἄλλων τοὺς ἄρχοντας, τοὺς δὲ Καδουσίους ἅπαντας, ἔλεξε τοιάδε.

Ἄνδρες σύμμαχοι κτλ.

## Schnelle:

Ὁ Καδουσίαι, τῶν Κύρου ἐρμάχων ἄρχων βουλόμενος αὐτὸς λαμπρόν τι πράγμα πράξας ἐνδοξὸς γίγνεσθαι Κύρον λαθὼν τὴν πρὸς Βαβυλῶνα στρατείαν ἐστρατεύσασα ἐπεὶ δὲ ταχέως οἱ Καδουσίαι νόσφι προσελθόντες φανεροὶ ἦσαν, οἱ Βαβυλώνιοι ἐπιδήμενοι αὐτοὺς ὄλην ἐδέησαν παντάπασι αὐτοὺς διαφθεῖραι.

οἱ δὲ ἐσώζοντο, ἐσπέρου πρὸς τὸ στρατόπεδον ἀπεχώρησαν.

ὁ δὲ Κύρος πρῶτον αὐτὸν παρῶν αὐτοῖς καὶ μάλιστα τοὺς τετρωμένους πᾶσαν θεραπείαν ἐτεράπευε καὶ τοὺς μὲν, καθ' ὅσον ἐδύνατο, ἐπισκοπῶν δῆλος ἦν καὶ τὴν μεγίστην ἐπιμέλειαν ἐπιμελούμενος, ὅπως μὴ τις αὐτῶν ἀτημέλιτος ἔσται. δευτεραίους δὲ τῶν μὲν ἄλλων τοὺς ἄρχοντας, τοὺς δὲ Καδουσίαι ἅπαντας συγκαλέσας τὴν συμφορὰν ἣν ἔπαθον οὐκ ἔφη θαυμαστόν· ἀσάσκεν δ' αὐτοὺς τὸ γεγενημένον μηδαμῶς διασπᾶν ἀπὸ τοῦ ὅλοι θανάμου ἢ τῆς τῶν πολεμίων θανάμου ἀσθενεστέρᾳ οὐσα φαίνεται.

So wird man leicht zugestehen, dass die Stücke auf ein „selbst-

ständiges Gepräge“ Anspruch machen dürfen, auch solche Abschnitte, die bereits in anderen Uebungsbüchern zur Benutzung gekommen sind. Wir werden dies an zwei Beispielen schlagend nachweisen und den Leser in den Stand setzen, zu prüfen, welche Fassung den Vorzug verdiene. Im 4. Capitel „Sämmtliche Casus“ unter N. 77. 78 hat Schnelle einen Abschnitt „die Plataeer,“ nach Pseudo-Demosthenes gegen Neaera bearbeitet. Derselbe Abschnitt findet sich u. a. in den „Aufgaben zum Uebersetzen in das Griechische von Friedrich Franke“ III. Cursus pag. 72 ff. Obwohl in beiden Büchern Anfang und Ende des Abschnittes so ziemlich stimmt, ist doch jeder Satz bei Schnelle mit Rücksicht auf die zu verwendenden Casusregeln vollständig umgestaltet. So heisst es hier z. B. „Als Pausanias auf den Dreifufs in Delphi, welchen die in der Schlacht bei Plataeae kämpfenden Griechen gemeinschaftlich hatten machen lassen, und dem Apollo als Siegeszeichen über die Barbaren geweiht hatten, seinen Namen schrieb, als ob die That allein dem Pausanias angehörte und als ob er auf eigene Hand dem Gotte den Dreifufs geweiht hätte: da liessen dies die Griechen nicht ruhig geschehen und die Plataeer verklagten im Namen der Bundesgenossen die Lacedämonier bei den Amphiktyonen.“ Bei Franke dagegen lautet die Stelle: „Als Pausanias auf den Dreifufs zu D., welchen die Gr., die bei Plataeae und bei Salamis zusammen gekämpft hatten, auf gemeinsame Kosten hatten machen und dem Apollo zu Ehren aufstellen lassen, die Worte setzen liess: Der Griechen Heerführer P. u. s. w. — als ob die That und das Weihgeschenk das seinige und nicht ein gemeinsames der Bundesgenossen wäre: so geriethen die Griechen in Zorn und die Plataeer fingen im Namen der Bundesgenossen einen Prozess gegen die Lacedämonier bei den A. an.“ — Hierauf folgt unter N. 79—83 ein Abschnitt „Die Spartaner auf Sphacteria“, der zuletzt bei Böhme (N. 4) unter N. 194—202 bearbeitet ist. Bei genauerer Vergleichung wird man finden, dass Schnelle so wenig Böhme benutzt, als er sich eng an das Original des Thucydides angeschlossen hat, sondern stets bestrebt ist „sämmtliche Casusregeln“ in passendster Weise zur Anwendung zu bringen. — Diese Berücksichtigung der Grammatik war nun zwar weniger erforderlich bei der Bearbeitung des II. Cursus, den Herr Wendt verfasst hat. Dennoch sind auch hier die griechischen Originale, namentlich die leichter zugänglichen, so geändert, dass das Aufsuchen und Vergleichen derselben nur wenig Erleichterung bringen kann. So finden wir gleich unter N. 2 den sehr bekannten, bereits vielfach bearbeiteten Abschnitt Arion. Ein Vergleich mit dem letzten Bearbeiter (Böhme n. 68) und dem Original des Herodot zeigt bei beiden das Bestreben die Erzählung des poetischen Ausdrucks (*κατεργάζεσθαι αὐτόν* — sich tödten, *ἐδάωλια* Verdeck, *αἰοῖδος*, wofür Böhme *κιθαριστής* u. a.) zu entkleiden und für den vorliegenden Zweck nutzbar zu machen. Wendt

lässt den Arion von dem Vordertheil des Schiffes (πρόρεα) herabspringen, Böhme die Schiffer aus dem Vordertheile in die Mitte des Schiffes zurückweichen (Herodot *ἀναχωρήσαι ἐκ τῆς πρόμυρης*), um den Sänger zu hören. Die meisten übrigen Abschnitte des II. Cursus sind von Herrn Wendt so umgearbeitet, dass es dem Schüler schwer sein dürfte die Originalen zu finden, und selbst wenn er sie gefunden, er wenig Hilfe haben würde. Einige Stellen möchte ich hiervon ausnehmen. No. 30 und folgende, Timotheos, ist große Strecken hindurch ziemlich genau nach Isocrates gearbeitet, der nach des Referenten Erfahrung in den Händen der Schüler zu sein pflegt. Schwerer zu erlangen sind Plutarchs Schriften, besonders die *Moralia*, aus denen mehrere entlehnt ist. Jedoch der längere Abschnitt Tinoleon (n. 23—29) möchte leicht zu finden sein. Wir empfehlen diesen Abschnitt, auch wegen der Sprache, mit andern zu vertauschen. Bei etwas freierer Bearbeitung, Vermeidung seltener Nomina propria und seltener Vocabeln liesse sich noch viel unbenutzter Stoff in den attischen Rednern auffinden\*) und für den vorliegenden Zweck verwerthen: man wäre dann wegen der Gracität nicht in Verlegenheit, mit Recht nennt K. W. Krüger die Sprache der attischen Redner vorzugsweise Prüfstein der attischen Prosa. Erhielte so der II. Cursus noch geeignete Vermehrung, so könnte man den Worten der Vorrede beistimmen: „der Umfang des Stoffes ist reichhaltiger, als wohl in den meisten anderen Büchern; daher, wird sich eine Wiederholung derselben Aufgabe während mehrerer Jahrescourse vermeiden lassen.“ Schon jetzt ist für die Secunda so reich gesorgt, wie kaum in einem anderen Buche der Art. Nur können wir ein kleines Bedenken nicht ganz unterdrücken, wozu wieder die Worte der Vorrede Veranlassung geben. Es heisst daselbst: „Auch in Bezug auf die Schwierigkeit der Stücke hoffen wir das richtige Mafß gehalten zu haben.“ Im großen Ganzen kann das Referent betätigen, der dieselben sowohl Obersecundanern, wie Unterprimanern öfter für häusliche Exercitien, auch für private Uebungen vorgelegt hat. Aber für Secundaner der unteren Abtheilung, für die doch wohl die ersten 60 Seiten, N. 1 bis 89; bestimmt sind, da die Casuslehre das syntaktische Pensum der Untersecunda zu sein pflegt, für die Armen, die so eben erst die Formenlehre absolvirt haben und oft nur wenig beherrschen: für diese sind die ersten Stücke ohne Ausnahme zu schwer, wenigstens nach dem Mafstabe, den man an ein Gymnasium Berlins anzulegen berechtigt ist. Gleich den Anfang der gesammten Aufgabensammlung bildet ein längerer Satz:

Während Odysseus, da ihn die Rache des Poseidon verfolgte, auf dem

\*) Lycurgos und Hypereides scheinen noch wenig ausgenutzt zu sein; auch Aeschines könnte mehr herangezogen werden.

Meere umherschiffend viele Leiden erduldet, führten auch in seiner Heimat Ithaka Penelope und Telemach, den er als Kind zurückgelassen hatte, das kummervollste Leben, da zügellose Männer an ihnen den größten Uebermuth ausliefen.

Hier sind, besonders in den beiden Causalsätzen, für den Anfänger die Schwierigkeiten zu sehr gehäuft, abgesehen davon, dass auch die Periode nicht besonders schön wird, wenn man nach Anleitung der Anmerkungen etwa übersetzt: *Ἐν τῷ χρόνῳ ᾧ Ὀδυσσεὺς μετερχομένης αὐτὸν τῆς Ποσειδῶνος τιμωρίας κατὰ θάλατταν πλέων πολλοὺς πόνους ἐπίνει καὶ ἐν τῇ πατρίδι αὐτοῦ Ἰθάκῃ Πηνελόπη καὶ Τηλέμαχος ὄν παῖδα ὄντα κατέλιπε τὸν ἀθλιώτατον βίον ἐβίον (ἔζων), ἐπεὶ ἄνδρες ἀκόλαστοι μέγιστα αὐτοὺς ἕβριζον.* Der Anfänger wird auch mit Hilfe der citirten Grammatiken schwer finden, dass *sich jedes Unrecht erlauben* heißen soll *πάσαν ἀδικίαν ἀδικεῖν*, zumal dazu noch die Participialconstruction mit *διατελεῖν* treten soll. *Penelope ein Weib von bewundernswürdiger Treue* soll nach den gebotenen Hilfsmitteln gegeben werden durch *θανυμαστὴ τὴν πίστιν*, schwerlich gut griechisch, wenn der Anfänger auch das Uebrige gefunden hat. — *und befahlen seinen Dienern ihnen in jeder Beziehung zu Willen zu sein καὶ τοὺς θεράποντας αὐτοῦ τὰ πάντα σφᾶς θεραπείειν ἐκέλευον* wird wegen der Pronomina Schwierigkeit machen. So sehr wir daher mit der Einrichtung einverstanden sind, dass die Anmerkungen nicht unter den Text gesetzt sind, damit sich an die schriftlichen Arbeiten mündliche Uebersetzungsübungen anschließen lassen: diese ersten Stücke sind für mündliche Uebungen viel zu schwer.

Fassen wir nun, ehe wir zu der nächsten Arbeit übergehen, unser Urtheil kurz zusammen, so bekennen wir, dass Anlage und Ausführung volle Anerkennung verdient und das Werk auf das wärmste empfohlen zu werden verdient; bei einer Neubearbeitung ist jedoch zu wünschen, dass die ersten Stücke leichter gemacht oder dass leichtere hinzugefügt werden, dass der Abschnitt *Modi* in mehrere Unterabtheilungen zerlegt und einige lateinische Uebungsaufgaben hinzugefügt, endlich dass der II Cursus durch einige Aufgaben erweitert werde.

Die unter Nr. II genannte Materialiensammlung ist nach dem Titel „vorzugsweise für Secunda“ bestimmt, ist auch nicht halb so umfangreich, als das eben besprochene Buch, und unterscheidet sich auch sonst in wesentlichen Dingen von demselben. Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede, er habe ein Buch gewünscht, das eine doppelte Reihe von Beispielen böte, nämlich neben den Aufgaben für häusliche Scripta andre für mündliche Uebungen, letztere so eingerichtet, dass die Schüler einer Vorbereitung nicht bedürften. Darnach sind in diesem Buche die einzelnen Sätze bei weitem vorwiegend, nur anhangsweise, ähnlich wie in den Halmischen Uebungsbüchern, besonders in dem II und IV Bänd-

chen, werden zusammenhängende Aufgaben gegeben, von S. 108–130, den Schluss bildet ein Verzeichnis der vorkommenden Eigennamen; ein Wörterverzeichnis ist nicht beigegeben worden, was angenommen wird, dass jeder Schüler ein deutsch-griechisches Lexikon besitzt: letzteres scheint richtig zu sein, wenn man bedenkt, dass vor nicht langen Jahren Seiler und Schenkl erschienen sind und von den älteren Pape-Sengebusch kürzlich die dritte, Rost-Berger sogar die neunte Auflage erlebt haben. Indessen scheint einerseits Herr Nicolai dies nicht berücksichtigt zu haben, da er sonst mit Angabe der Vocabeln unter dem Texte würde sparsamer gewesen sein. Beispielsweise wird in einem der letzten zusammenhängenden Stücke auf S. 115 noch angemerkt: „in die Rede fallen *ὑπολαμβάνω*, fremd *ἀλλότριος* (dasselbe findet sich auch sonst noch notirt, z. B. pg. 74), nöthig *δεῖ*, wohlun *φέρε οὖν*, heilen *ἀκείσθαι*, daneben *ὀνειδος*, *ἡ ἀκείσις*, betrüben *λυπεῖν* u. s. w. Andreerseits würde durch Verweisung aller bei den betreffenden grammatischen Regeln nicht vorausgesetzten Vocabeln\*) in ein Wörterverzeichnis nicht nur Raum erspart, sondern auch die Brauchbarkeit des Buches erhöht worden sein. Denn zugegeben, dass mündliche Uebungen zur Befestigung in der Grammatik äußerst zweckmässig sind, zugegeben auch, dass kleine, leichte Sätze dazu am geeignetsten wären; so lenkt doch nichts so sehr die Aufmerksamkeit ab, als das beständige Aufsuchen der Notizen aus den Anmerkungen. Soll eine Regel erst an Beispielen klar gemacht werden, so muss der Lehrer solche Sätze mündlich vorlegen, die sofort von den Schülern griechisch wiedergegeben werden können. Nachdem aber die Regel verstanden worden, können mündliche Uebungen die schriftlichen zuweilen ablösen, aber dazu ist die Vorbereitung des Schülers zu verlangen, und darum sind die Anmerkungen unter dem Texte, wie bei Wendt und Schnelle, ganz zu verbannen oder doch, wie bei Bauer, Böhme, Haacke möglichst zu beschränken.

Die Absicht nun, auch zu mündlichen Uebungen Materialien darzubieten, hat eine eigenthümliche Einrichtung des Buches beigegeführt. Dasselbe behandelt das gesammte Gebiet der Syntax und ist „nach grösseren Complexen von Regeln geordnet: I Subject. Praedicat. Attribut. Apposition. Numerus. Genus. II. Adjectiv. Comparation. III. Artikel. IV. Pronomina. V—VIII. die einzelnen Casus IX. Präpositionen. X. Genera Verbi. XI. Tempora. XII Modi in unabhängigen Sätzen. XIII Abhängige Sätze der Aussage, Frage, Absicht [Dieser Abschnitt hätte in 2 Theile, a. Aussage- und Frage-sätze, b. Absichtssätze getheilt und viel reichhaltiger ausgestattet

\*) Hierher gehören z. B. die zahlreichen Verba, die bei dem Abschnitt Genera Verbi in Betracht kommen. So musste bei den betreffenden Sätzen nicht angegeben werden (Seite 50), *ἀεσχεύετο* *ψεύδεται*, wurden *γεσχεύετο*, *verbannt*- durch ein intransitives activ.

werden müssen]. XIV Conditionalsätze. XV Consecutiv-, Causal- und Concessivsätze. XVI. XVII Relativ-, Temporalsätze. XVIII-XXI Infinitiv, Oratio obliqua, Participium, Negationen. So ist, obwohl die Grammatiken von Curtius und Koch besonders maßgebend gewesen sind in der Auswahl und Berücksichtigung der Regeln, doch jedes andre Lehrbuch daneben zu gebrauchen. Zu jedem dieser Abschnitte gehört eine doppelte, mit A und B. unterschiedene Reihe von Uebungsaufgaben, von denen die ersteren leichtere Sätze enthalten, reichlicher mit Vocabeln und erleichternden Anmerkungen ausgestattet und vorzugsweise für das mündliche oder schriftliche Extemporiren bestimmt sind, wogegen die unter B mehr den häuslichen schriftlichen Uebungen zugewiesen werden. Prüfen wir danach z. B. die Uebungsstücke zu den Regeln über die hypothetischen Fälle. A, 1 scheint gleich der erste Satz nicht besonders glücklich gewählt zu sein, ebenso wenig der zweite, der doch wohl den Optativ erfordern soll. Gut ist der dritte und der vierte Satz, um die Nichtwirklichkeit klar zu machen. Auch der fünfte Satz ist sehr passend, nur muss es an dieser Stelle nachdem so viele Beispiele über den Gebrauch des Artikels und der Pronomina vorangegangen sind, heißen euch Lochagen *ὕμᾱς τοὺς λοχαγοὺς*. Ferner kann Referent nicht billigen, dass hier und im Folgenden sofort Beispiele für die Umformung des *ἐάν* c. conj. (*ἐάν ἴδωσιν*) in *εἰ* c. optat. (*εἰ ἴδοιεν*) bei der Abhängigkeit von einem Verbum in der Vergangenheit gegeben sind. Der Anfänger hat vollauf zu thun die vier verschiedenen Arten der hypothetischen Periode auseinander zu halten; es dauert so lange, bis er zum rechten Verständnis und zur vollen Sicherheit gekommen ist, dass man ihm nicht durch zu frühzeitige Einmischung der Abhängigkeitsverhältnisse die Auffassung erschweren darf. Auch meinen wir, dass diese Umwandlung von *ἐάν ἐπιωσι* in *εἰ ἐπιωσιεν* zusammen genommen werden muss zu den Temporal- und Relativsätzen: denn Sätze mit *ἐάν*, *ὅς ἂν*, *πρὶν ἂν* (*ἐπειδὴν πλ*) sind durchaus gleicher Art, nach Krügers bezeichnendem Ausdrucke „gemischt hypotatische Sätze“. In A 2 folgt ein Satz aus Demosthenes (XVIII 3), der den irrealen Fall in der Abhängigkeit von *οἶμαι* verlangt: *ἀρπάσαντας ἂν ὑμᾶς τὰ ὄπλα πάντα κίνδυνον ὑπομείναι*, also die Verwandlung des *ὑπομείναιτε ἂν* in *ὑμᾶς ἂν ὑπομείναι* erfordert. Ist dies wohl ganz geeignet an dieser Stelle? Verwirrt es nicht, wenn in demselben Abschnitte zur Uebersetzung des deutschen *so oft* *εἰ* c. optat verlangt wird? Ja ist es richtig deutsch, wenn um dieser Regel willen gesagt wird: „Es war für die Augen eine Hilfe gegen den Schnee, *so oft* einer mit etwas Schwarzem vor den Augen marschirte?“ Unter B folgen längere Sätze, worin die hypothetischen Fälle in verschiedenster Form sich abwechseln: diese Sätze vertreten zum Theil die zusammenhängenden Stücke, sie sind alle griechischen Schriftstellern, meist der besten Zeit, entlehnt; selten finden sich Sätze, die anderswo für denselben



Zweck benutzt worden waren, der Herr Herausgeber hat sie eben „unmittelbar den alten Schriftstellern selbst“ entnommen. Dieses Streben nach neuen, bisher nicht benutzten Stellen hat wohl auch im Anhang zu der Wahl des 12 Seiten langen Abschnittes „Cicero und Philiskos“ aus Dio Cassius geführt, der dem Inhalte nach wenig anziehend, auch der Form nach nicht ohne Anstoß ist; letzteres gilt auch von dem folgenden eben daher genommenen Abschnitte „Caesars Rede über Ariovist“: ohnedies ist es nicht gerathen aus demselben Bande eines alten Schriftstellers unter 11 im ganzen siebzehn Stücke hinter einander zu entlehnen.

Fassen wir hiernach unser Urtheil über die Nikolaischen Materialien zusammen, so glauben wir, dass sie zu mündlichen, auch wohl zu schriftlichen Uebungen in Secunda mit Nutzen werden verwendet werden können, dass aber die Anmerkungen gerade mit Rücksicht auf den mündlichen Gebrauch umzuarbeiten resp. zu verkürzen, der Anhang durch passende Aufgaben zu vermehren und ein Wörterverzeichnis hinzuzufügen sei. —

Aus etwas älterer Zeit stammen die unter N. III angeführten in der II Auflage in demselben Verlage erschienenen Materialien von Haacke, bei deren Bearbeitung der Verfasser von folgenden Grundsätzen ausgegangen ist: „es sollte möglichst Gelegenheit gegeben werden zu Anwendung der syntaktischen Regeln, aber um alles mechanische Arbeiten zu verhüten so, dass diese gemischt vorkämen und die Sätze nicht je für eine bestimmte Regel zugeschnitten wären; die Phraseologie sollte, um ein sicheres Behalten zu ermöglichen, in Form eines Wörterbuches gegeben und nur auf die Grammatik verwiesen werden. Um nun aber nicht sechs bis sieben Grammatiken citiren zu müssen, geht eine kurze Darstellung der syntaktischen Regeln vorraus, die kein andres Verdienst in Anspruch nimmt als das einer bündigen, klaren Uebersicht.“ Da diese „kurze Anleitung zum Uebersetzen“ 137 Seiten, mehr als ein Drittel des gesammten Buches einnimmt, so dürfen wir sie nicht ganz übergehen. Zwar sehen wir nicht ein, weshalb sie nothwendig hinzugefügt werden musste: den Gebrauch einer vollständigen Grammatik macht sie nicht entbehrlich, so dass man etwa mit einer Formenlehre, wie die Frankesche, sich begnügen konnte: dazu müsste vor allen der Abschnitt „Conjunctionen“ gänzlich umgearbeitet und erweitert werden. Dass man ohne das Citiren vieler Grammatiken auskommen könne, beweisen die oben besprochenen Bücher: sobald nur die Stücke nach größeren Gruppen gesondert sind, bedarf es nur bei einzelnen Stellen noch grammatischer Nachweisungen; außerdem muss der Schüler einer oberen Classe in seiner Grammatik Bescheid wissen. Aber immerhin könnte eine syntaktische kurze Uebersicht im Verein mit dem griechischen Uebersetzungsbuche nützlich und zweckmäßig sein, wie denn Referent aus vieljähriger Erfahrung bezeugen kann, dass die Seyffertsche kurze Syntax mit einigen Ergänzungen vollkom-

men ausreicht, nur mit einem zum großen Theile für mittlere Classen bestimmten Aufgabenbuche nicht recht passend verbunden worden ist. Ueberhaupt glaube ich keinen Widerspruch zu finden, wenn ich für den betreffenden Unterricht fordere: Regeln wenig, kurz, klar; Uebungen häufig, mannigfaltig, methodisch an das grammatische Pensum und die Classenlectüre angeschlossen! Vergleichen wir nun z. B. was Herr Haacke auf pg. 94 über *Genera Verbi* sagt. Es heißt daselbst zuerst, im Griechischen werde der eine Handlung Gebietende oder Veranlassende sogleich als der Thuende aufgefaßt, so daß im Deutschen *lassen* hinzugefügt werden müsse, z. B. ἀποκτείνω ich lasse tödten, hinrichten. Diese Notiz mag für die griechische Grammatik zur Uebersetzung in das Deutsche nöthig sein, obwohl der Tertianer schon bei der Caesarlectüre diesen Gebrauch der alten Sprachen kennen gelernt und auch in der Anabasis oft beobachtet hat: bei der Uebersetzung in das Griechische kommt es äußerst selten vor, z. B. in den ersten 40 Stücken des vorliegenden Buches kaum einmal, in einem Zusammenhange, wo kein Secundaner fehlgreifen wird. — Unter 2. heißt es dann weiter: „Das im Deutschen sogenannte Passiv entspricht nicht durchgehend dem griechischen Passiv, sondern vielfach lassen griechische Passiven (als solche an dem Aorist auf *θην, ην* kenntlich) außerdem oder auch ausschließlicly die Uebersetzung mit dem Activ und mit dem Reflexivpronomen, wozu zuweilen noch „lassen“ tritt, oder mit intransitiven Verben zu.“ Diese Darstellung vom Wesen des griechischen Passiv ist sicher weder bündig noch klar; man vergleiche damit nur den betreffenden Abschnitt Krügers oder auch das 19. Capitel bei Curtius. Was die Regeln über die conditionalen Sätze betrifft: § 14, 3 S. 113 f., so ist es doch bedenklich zu lehren, in dem 1. und 4. Falle (Vordersatz *εἰ* c. indic. und *εἰάν* c. conj.) sei der Hauptsatz frei, d. h. könne alle die Formen haben, deren ein Hauptsatz fähig ist. Auch ist es nicht richtig, wenn S. 113 d) gelehrt wird, „*εἰάν* c. conj. dient zur Angabe dessen, was nach der Ansicht des Sprechenden früher oder später eintreten kann und wird, oder eingetreten sein wird. Nicht allein die Qualität des Urtheils im Vordersatz und im Hauptsatz an und für sich kommt in Betracht, sondern mehr noch das Verhältniß beider Sätze zu einander. So drückt der Vorsatz mit *εἰάν* die Unsicherheit des Sprechenden darüber aus, ob der Zustand oder die Handlung eintreten oder eingetreten sein wird, aber die Sicherheit über das eventuelle Eintreten der Folgen: *ἅπαντα δόκει ποιεῖν ὡς μηδένα λήσων· καὶ γὰρ εἰάν παραντίκα κρύψης, ὕστερον ὀφθήσει* (Isokr.) *Πάντα σοι δώσω, εἰάν πεσῶν προσκνήσῃς μοι* (Matth., Luk.), *Μάλιστα πειρῶ ζῆν κατὰ τὴν ἀσφάλειαν· εἰάν δέ ποτέ σοι συμβῆ κινδυνεύειν, ζῆτει τὴν ἐκ τοῦ πολέμου σωτηρίαν μετὰ καλῆς δόξης* (Isokr.) Daraus ergibt sich, dass im Nachsatze ge-

wöhnlich das Futurum oder der Imperativ steht, wofür als Ausdruck der gemilderten Behauptung oder der rücksichtsvolleren Aufforderung wohl auch der Optativ mit *ἄν* steht, endlich der Indicativ Praes. oder Perfecti, um die wirkliche Vollendung (ὡς τοῦτο νικῶμεν, πάνθ' ἡμῖν πεποιήται) oder die dauernde Folge (ἐὰν εἰς τοὺς τριάκοντα ἀναφέρωσι τὴν αἰτίαν, οὐ δεῖ αὐτοὺς ἀποδέχεσθαι) auszudrücken. — Andre Partien dieser Ein- oder Anleitung sind durch Vollständigkeit und Klarheit ausgezeichnet, z. B. die Abschnitte über die Praepositionen und den Infinitiv.

Wir treten hiernach an die eigentlichen Materialien zu Exercitien: schon durch diesen Ausdruck scheint der mündliche Gebrauch ausgeschlossen. „Es soll jedes mechanische Arbeiten verhütet werden, darum sind die Sätze nicht für eine bestimmte Regel zugeschnitten“ — aber leider auch nicht für größere zusammengehörige Abschnitte der Grammatik, nach deren Absolvierung die Exercitien den Schülern in der Anwendung „üben“ und befestigen sollen. So enthält gleich der erste nicht etwa Gelegenheit die Regeln über den Artikel (§ 1 der Anleitung), oder über das Pronomen (§ 3), sondern den doppelten Graecismus οἷχ' οἱοί τε εἰσιν οἱ φράυλα πρᾶττοντες μεγάλα φρονήματα ἔχειν es ist nicht möglich, dass die, welche sich im Elend befinden, große Gedanken hegen. Auf welcher Stufe muss sich der Schüler befinden, dem man solchen Satz zumuthen darf? Wenn die genaueren (§ 15 der Anleitung) Regeln vom Infinitiv, erst nachdem die Moduslehre beendet ist, durchgesprochen werden, womit übt man den Schülern bis dahin? Wenn ihm aber gleich zu Anfang Sätze wie der obige, vorgelegt und durch Verweisung auf die vorhergehenden Paragraphen die Schwierigkeiten hinweggeräumt werden, ist dies Blättern und Suchen und Zusammenstopfeln der Regeln und Ausdrücke nicht viel mechanischer, als wenn der Schüler die in einer bestimmten Arbeit anzuwendende Regel vorher kennen gelernt hat, sollten auch die Sätze dafür „zugeschnitten“ sein. — Was von dem ersten oben besprochenen Satze gilt, trifft alle übrigen Stücke der ersten 24 Seiten: alle Regeln sind bunt durcheinander verwendet, ohne dass man irgend welche Ordnung zu erkennen vermöchte. Die nächsten 52 Seiten enthalten längere Sätze ohne Angaben von Regeln, dann folgen von S. 220—326 zusammenhängende Abschnitte, endlich auf S. 327—403 das Wörterverzeichnis. Den wichtigsten Bestandtheil des Buches bilden ohne Zweifel die zusammenhängenden Stücke von n. 142—306, vorzüglich geeignet für Primaner zur Repetition, zum Theil auch für solche Secundaner, die den grammatischen Cours bereits durchgemacht haben und durch Uebungen sich befestigen wollen. Den Aufgaben sind, wie die Vorrede sagt, Stellen griechischer Autoren zu Grunde gelegt, aber mit Rücksicht auf die vorliegenden Zwecke vielfach so verändert, dass die Schüler, auch wenn sie die eine oder andere Stelle auffinden, noch immer genug zu thun behalten.

Das Stellenverzeichnis ist besonders gedruckt und kann seitens der Lehrer von dem Verfasser bezogen werden.“ Die letztere Notiz hat den Referenten, offen heraus gesagt, stets mit großem Unwillen erfüllt. Moritz Seyffert, dessen Verdienste um den classischen Unterricht nicht genug zu rühmen sind, hat bei der ersten Auflage seiner Materialien auch Quellennachweis verheissen, in den späteren Auflagen aber die Notiz unterdrückt. Er pflegte zu sagen, wer den Unterricht auf dieser Stufe des Gymnasiums übernommen habe, müsse die betreffenden Stellen selbst aufzufinden wissen; wer aber des Nachweises der Originale bedürfe, der thäte besser diesen Unterricht abzugeben. Leider hat neulich eine renommirte Buchhandlung, um einem ähnlichen Buche ihres Verlages weiteren Eingang zu verschaffen, den Lehrern auf desfallsige directe Anfrage eine schriftliche, den Gebrauch erleichternde Mittheilung zu machen verheissen! Gewiss wünscht Herr Haacke nicht, dass den Schülern die Auffindung der Stellen erleichtert und der Zweck der Arbeit vereitelt werde, wenngleich nicht wenige Abschnitte aus sehr zugänglichen Schriftstellern leicht zu finden sind, so gleich die ersten beiden, N. 151, 161—169, 174—176. Besonders muss es auffallen, dass aus der bekanntesten Rede des in den meisten Anstalten mit Recht viel gelesenen Lysias zwei große Abschnitte bearbeitet sind. Sehen wir aber von diesen Bedenken ab, so findet sich in diesem Theile des Buches viel Brauchbares und Schönes: die Abschnitte sind nach Inhalt und Form sehr ansprechend, weil alle Anmerkungen unter dem Texte fehlen, auch für mündliche Uebersetzungen nach vorangegangener Vorbereitung sehr geeignet, alle Stilgattungen und die wichtigsten Erscheinungen der Grammatik berücksichtigend. Das Wörterverzeichnis ist durchaus zweckmässig und soviel wir durch längeren Gebrauch erprobt haben, im ganzen recht vollständig. Wie die Zahlwörter, Pronomina, Präpositionen mit Recht fehlen, so könnten noch andre Wörter, die aus der Grammatik bekannt sein müssen, fortgelassen werden, wie *γόνυ χρυσοῦς καλός νικᾶν τότε* und andere. Statt Schrank würde Kiste (S. 252 N. 192) vorzuziehen sein (K. F. Hermann Privat. Alterth. 2. Aufl. S. 143) und als Vocabel wie bei Lysias *ἡ κιβωτός*. Unter zufrieden sein, könnte zu dem Thucydideischen *ἀρέσκεισθαι* (Diodorus Sic. hat XI 160 *οὐκ ἀρέσκεις νίκη* vgl. Nr. 177 was Haacke mit Recht verschmäht) noch *ἀγαπᾶν* gefügt werden. Zu Wind muss noch gefügt werden *ὄψρος* günstiger Wind, *εἰς ὄψρον καθίστασθαι* gerathen in — (N. 184 S. 248). Doch wer wollte wegen solcher Kleinigkeiten rechten? Wir fassen demnach unser Urtheil dahin zusammen, dass der Abschnitt zusammenhängender Aufgaben mit geringen Ausnahmen, bei denen die Originale zu sehr auf der Hand liegen, sehr brauchbar ist, und dass das ganze Buch wenn bei einer neuen Auflage statt der sogenannten Anleitung eine Anzahl von Uebungsstücken träte, die auf grössere grammatische Complexe

berechnet wären, wegen seiner Reichhaltigkeit und sonstigen Anlage zu den besseren Uebersetzungsbüchern gerechnet werden könnte.

Indem wir uns zu N. 4 wenden, haben wir es mit einem lang bewährten, seit dem Jahre 1859 in vier Auflagen erschienenen Schulbuche zu thun. Der Verfasser, Herr Professor Böhme in Dortmund, bekannt als Herausgeber des Thucydides, sagt in der Vorrede zur 1. Aufl. vom Jahre 1859 über die Entstehung seines Buches: „Wenn es in der Theorie unbestritten richtig ist, dass der Lehrer am zweckmäßigsten die dem jedesmaligen Standpunkte seiner Schüler entsprechenden Uebersetzungsaufgaben selbst anarbeite, so bleibt doch auch hier, wie so häufig im Leben, die Praxis hinter der Theorie, die Wirklichkeit hinter der Idee gar weit zurück. Oft fehlt dem Lehrer die Zeit zu eigenen Arbeiten. Außerdem kostet das Dictiren zu viel Zeit. Daher ist es jetzt wohl allgemein anerkannt, dass man am besten ist, den Schülern selbst zweckmäßig geordnete Uebungsbücher für das Uebersetzen in die fremde Sprache in die Hände zu geben. — Das im Verlauf einer fast zwanzigjährigen Praxis gesammelte Material zu griechischen Exercitien und Extemporalien habe ich hier geordnet und zu einem Buche verarbeitet.“ Referent hat des Böhmesche Uebungsbuch seit seinem Erscheinen viel benutzt und oft empfohlen: um so freimüthiger darf er deshalb gleich bei Beginn der Besprechung desselben seine Meinung aussprechen. Materialien zu Extemporalien darf ein gewissenhafter Lehrer aus diesem Buche nicht entlehnen, so wenig wie aus irgend einem anderen gleicher Art. Denn die Extemporalien, welche die Sicherheit der gesammten Classe in einem bestimmten Gebiete der Grammatik bekunden und darlegen sollen, welchen Gewinn dieselbe aus der Lectüre und aus den gelegentlich vom Lehrer gegebenen Winken gezogen hat, welche endlich das Fortschreiten der Schüler und ihr Verhältnis unter einander gewissermaßen aktenmäßig beglaubigen sollen und demnach das nothwendige Complement zu dem aus den mündlichen Leistungen gewonnenen Urtheil des Lehrers bilden — diese Extemporalien müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, jedesmal von dem Lehrer nach dem Standpunkte seiner Classe ausgearbeitet, nicht aber aus einer gedruckten Aufgabensammlung dictirt werden. Aber da dieselben mehr Zeit in Anspruch nehmen, als obere Classen disponibel haben, wenn die Lectüre nicht zurückstehen soll, jedoch 14tägige oder dreiwöchentliche Extemporalien nicht hinlängliche Uebung gewähren, so treten mündliche Uebungen und häusliche Exercitien als Ergänzung ein: hierfür geben die in Rede stehenden Uebungsbücher, besonders auch das Böhmesche, die erwünschtesten Materialien. Vorzüglich benutzte Referent dieselben privatim, um Schülern, die aus irgend einem Grunde zurückgeblieben waren, Gelegenheit zu geben sich durch reichliche Uebung zu befestigen und alte Lücken auszufüllen.

Herr Böhme hat sein Werk, wie Wendt und Schnelle, in zwei Curse getheilt, von denen, wie dort, der erste vorzugsweise für die Secunda, der zweite für die Prima als Material dienen soll, will jedoch diese Eintheilung keineswegs als eine starre und unabänderliche Scheidung angesehen wissen. Eine anderweitige Eintheilung wird in der That meistens in Anspruch genommen werden müssen: denn Herr Böhme theilt dem I. Cursus die Casuslehre, wozu noch der Artikel, das Pronomen und die Präpositionen kommen, dem II. Cursus die Tempus- und Moduslehre zu, am Schluss jedes Cursus stehen zusammenhängende Stücke. Da nun die meisten Gymnasien mit Recht darauf halten das grammatische Pensum in Obersecunda zu absolviren, in Prima sich auf Befestigung und nur gelegentliche Erweiterung der Kenntnisse beschränken, so dürfte den meisten die Vertheilung bei Wendt und Schnelle mehr zusagen, bei denen dem II. für Prima bestimmten Cursus nur freie Aufgaben zugetheilt worden. Zu Anfang jedes Cursus stehen solche Abschnitte, welche einzelne Sätze „zur Einübung der Syntax“ enthalten. Differirenden Ansichten gegenüber sucht der Herr Verf. diese Sätze zu rechtfertigen: es müsse das Uebersetzen einzelner Beispiele und zusammenhängender Stücke Hand in Hand gehen. Nach des Referenten Ueberzeugung, die schon oben angedeutet worden, muss eine Regel allerdings an einzelnen Sätzen klar gemacht werden, diese aber müssen in griechischer Sprache sofort der Regel folgen und in der Grammatik enthalten sein. Wenn auch K. W. Krüger zu viel fordert, wenn er sagt, das Beispiel sei so zu wählen, dass aus der bezüglichen Litteratur kein passenderes aufzutreiben wäre, so muss doch die Schulgrammatik eine besondere Sorgfalt auf gute Beispiele verwenden. Wie könnte besser der Unterschied des Optativ mit und ohne *ἄν* ausgedrückt werden, als durch die bei Krüger als Beispiele gegebenen bekannten Verse aus Sophokles Aias, *ὦ καὶ γένοιτο πατρός εὐτυχέστερος, τὰ δ' ἄλλ' ὅμοιος, καὶ γένοιτο οὐ κακός* — die auch Böhme sich nicht hat entgehen lassen (N. 142, 5). Treten zu solchen Beispielen, die natürlich auswendig zu lernen sind, einige vom Lehrer mündlich deutsch gesagte, mündlich vom Schüler übersetzte Sätze hinzu, so erfordert der Standpunkt der geistigen Entwicklung eines Secundaners oder Primaners nur noch zusammenhängende Uebungsstücke, wozu noch kommt, wie Wendt und Schnelle mit Recht sagen, dass nur in größerem Zusammenhange der Gebrauch der Partikeln erlernt werden kann. Im übrigen muss anerkannt werden, dass Herr Böhme erstens die einzelnen Sätze gegen die zusammenhängenden Stücke sehr zurücktreten lässt (im 1. Cursus kommen auf erstere 46, auf letztere 74 Seiten, im 2. Cursus auf erstere nur 41, auf letztere 70 und mit dem lateinischen Abschnitte 145 Seiten), zweitens mit großem Fleiße und Erfolge nach inhaltsvollen und gedankenreichen Sätzen gestrebt hat, und kleinlich wäre es hier Ausstellungen machen zu wollen. Gleich die ersten Sätze

im ersten, von Subject und Prädicat handelnden Abschnitte sind nach Form und Inhalt sehr geeignet, im dritten sind die Schwierigkeiten trotz der durch die citirten Grammatiken gebotenen Hilfe zu sehr gehäuft, weil in die schwierigeren Partien der Grammatik vorgegriffen wird; auch fehlt wohl für den durch das Latein und Deutsche irre Geführten der Zusatz zu „ob es gut sein werde — oder nicht“ *πότερον* c. ind. und *μή*. Jedenfalls verdient Herr Böhme nicht den Vorwurf inhaltsleere und leichte Sätze gewählt zu haben. „Entlehnt sind die Sätze, versichert Herr Böhme, fast ausschließlich den griechischen Schriftstellern; nur sehr wenige habe ich selbst gebildet und diese immer unter strenger Festhaltung der Analogie und des attischen Sprachgebrauchs.“ Mit großem Vergnügen übersetzen die Schüler ein Beispiel letzterer Art. N. 141 (Modi in einfachen Sätzen) 1. Was leisteten die tapfern Helden, von denen uns die Lieder melden (nach Anleitung der Anmerkung zu übersetzen durch *οἱ τοῖς μέλεσιν, ὕμνοις ὑμνούμενοι*), die zu der Götter Glanz und Ruhm erhob das blinde Heidenthum (*οἱ παλαιοί*)? Sie reinigten von Ungeheuern die Welt in kühnen Abenteuern, begegneten (*οἱ μὲν ξυμβάλλοντες*) im Kampf den Leun und rangen mit den Minotauren, die armen Opfer (*τοὺς κακῶς ἀπολουμένους σώσοντες*) zu befreien und liefsen sich das Blut nicht dauern (*ἀφειδοῦντές γε ἀνδρικῶς τοῦ σφετέρου αἵματος*).“

Die zusammenhängenden Stücke, die mit den einzelnen Sätzen zusammen einen recht reichlichen, wohl auf 4 Jahre ausreichenden Stoff bieten, besonders dann wenn häufig der mündliche Gebrauch des Buches statt der schriftlichen Uebungen eintritt, sind bis auf wenige Ausnahmen sehr geeignet, und wie der Herr Verfasser behauptet, dass er das in langjähriger Praxis gesammelte Material den Fachgenossen zur Benutzung mittheile, so hat Referent den größsten Theil dieses Materials ebenfalls praktisch erprobt. Dass auch aus einigen der in den Classen selbst gelesenen Schriftsteller einige Abschnitte bearbeitet worden sind, kann nur gebilligt werden, da gerade diese Partien sehr frei bearbeitet worden sind und selbst die Vergleichung mit dem Original einige Anstrengung erfordert. Dagegen muss es befremden, dass N. 213. 214 Veranlassung der olynthischen Reden des Demosthenes, die der Lehrer gern dann wählt, wenn diese Reden Classenlectüre sind, größtentheils sehr wörtlich aus der in den meisten Textausgaben abgedruckten Hypothesis des Libanius entnommen sind. Ebenso ist das Original bei den Abschnitten 229—233 zu wenig verändert und zu leicht zu finden. Solche Abschnitte würden, wenn auch für schriftliche Uebungen nicht recht geeignet, doch zum mündlichen Uebersetzen sehr brauchbar sein, wenn die Art der Anmerkungen geändert würde. Da ja ein Wörterverzeichnis beigegeben ist, und zwar ein recht vollständiges, so muss man sich billig wundern, dass trotzdem so viele Vocabeln in den An-

merkungen angegeben werden. N. 227 f. z. B., überschrieben „Sokratisches“ enthält folgende überflüssige Angaben *überführt werde ἀλλοχεοῦσαι*, so auch im Wörterverzeichnis, während oben S. 26, n. 27, 8 die Vocabel mit Recht fehlt; *voll Freuden γηθεῖν* pt. pf., dafür wäre besser geradezu *γέγηθα* gewesen, doch konnte die Angabe ganz fehlen; *entschließt θέλειν* [besser ἐθέλειν] muss aus der Grammatik oder doch aus der Lectüre bekannt sein, könnte auch passender dem Wörterverzeichnis beigefügt werden. *Gestalten ἀγαλμα* steht im Wörterverzeichnis. *Bekränzen στέφαν* könnte fortfallen, wenn im Wörterverzeichnis dies Wort zugefügt würde. Oft ist eine Vocabel dann angegeben, wenn die Wahl eines Ausdruckes erleichtert werden sollte. Aber wozu hat der Schüler das Griechisch-Deutsche Lexikon? Wir würden also, da einmal Herr Böhme die Anmerkungen nicht hat, wie Wendt und Schnelle, an das Ende des Buches verweisen wollen, empfehlen, wenigstens die große Zahl der angegebenen Vocabeln zu beschränken und ins Wörterverzeichnis zu verweisen, so dass die Anmerkungen hauptsächlich nur Winke für die Uebersetzung und grammatische Citate enthalten. Die letzteren anlangend, so hat Herr Böhme die Grammatik von Curtius zu Grunde gelegt, jedoch die wenigstens in Norddeutschland gebräuchlichsten grammatischen Lehrbücher, von Buttmann, Krüger, Koch in den Noten citirt.

Der lateinischen Aufgaben wurde oben schon beiläufig gedacht: sie sind hier reichlicher vertreten, als in irgend einem anderen Buche derart, ausgenommen etwa die trotz Haackes Empfehlung (Vorrede pg. IV) wenig beachteten, auch wenig brauchbaren „Excerpta ex antiquis scriptoribus Latina in Graecum sermonem convertenda scholarum usui accommodavit Fridericus Lübker, Lipsiae 1858“. Herr Böhme giebt zwei historische Abschnitte nach Pausanias und Polybius, die äußerst geschickt gearbeitet sind, für die Kenntniß des historischen Stils und die Unterscheidung des lateinischen vom griechischen Ausdruck sehr instructiv. Weniger glücklich ist die Wahl des dritten, ziemlich wörtlich nach Platons Protagoras gearbeiteten Abschnittes: doch hat Referent denselben mit Nutzen zu mündlicher Uebung bei vorausgegangener Lectüre der betreffenden Capitel verwandt. Darauf folgt auf acht Seiten *Cornelii Nepotis Alcibiades*. Bekanntlich hat Richard Volkmann im Jahre 1862 den vollständigen Cornel zum Uebersetzen in das Griechische bearbeitet; Herr Böhme, dessen Arbeit früher erschien, hat, so viel Referent bemerkt, den Commentar Volkmanns nicht benutzt, obwohl manche treffende Uebersetzung daraus zu entnehmen war. Jedenfalls bestätigt auch dieser Theil des Böhmischen Buches, wie gründlich und selbständig es gearbeitet ist, wie völlig aus der Praxis hervorgegangen. Der fünfte Abschnitt bringt *Ciceronis Tuscul. disp. I 41—43* u. a. enthaltend ein Stück aus Platos Apologie: es ist interessant



zu beobachten, wie frei Cicero das griechische Original behandelt hat und wie geschickt der Herausgeber zur Reproducirung desselben anleitet. Die Anmerkungen zu dem Distichon *Dic hospes cet.* hätten wohl wegbleiben können, welchem Primaner sollte wohl das Simonideische Gedicht unbekannt sein? Uebrigens sind grade hier die Bemerkungen Böhmes fein und anregend. z. B. *humatio et sepultura* soll gegeben werden durch *ἐκφορὰ καὶ ταφὴ*, wobei das Verhältniß der beiden Wortpaare zur Klarheit kommen muss; zu dem coordinirenden Relativ *de qua [re]* steht notirt: nicht relativ, übersetze = *καὶ περὶ τούτου*; *rem non difficilem iis cognitis* nach der Anmerkung *activ*, also *οὐ χαλεπὸν τοῖς γνοῦσι*.

Die letzten Aufgaben, n. 282—286, enthalten *Ciceronis Cato maior* cap. 2—4. Dass Herr Böhme die griechische Uebersetzung von Theodor Gaza dabei benutzt, (zuletzt herausgegeben von Ph. C. Hess, Halle 1833) ist natürlich, doch sind Ausdrücke aus späterer Zeit durch classische Wendungen ersetzt, z. B. *mulcere κατακλεῖν* statt *καταμειλίσσειν*; *Hannibalem iuvenititer exultantem mollebat* will Herr Böhme durch *νεανιεύεσθαι* und *καταπορεῖν* übersetzen, genauer Gaza *Ἄννιβαν σικριτώντα νεανικῶς διεμάλασεν*. Doch in den meisten Fällen ist durchaus zu billigen, was Herr Böhme zur Uebersetzung vorschlägt.

Den Schluss des Buches macht das *Wörterverzeichnis* S. 253—307. Dasselbe ist nach der wiederholten Versicherung des Verfassers mit besonderer Sorgfalt vervollkommenet und in der 4. Auflage, wie die Vorrede erklärt, „bis auf den Punkt vervollständiget worden, dass jetzt schwerlich ein Schüler der Classen, für welche das Buch bestimmt ist, irgend ein Wort vergeblich suchen wird.“ Referent stimmt vollkommen zu, bis auf die lateinischen Abschnitte, in denen doch auch der bessere Primaner manche Hilfe, sei es im Wörterverzeichnis, sei es in den Noten nöthig hat. Zu verbessern sind nur unbedeutende Kleinigkeiten S. 271 Gallier füge hinzu *Κέλτοί* (wofür Strabo *Κέλται*). S. 257 *Πλαταιαί* (cf. Herodian *περὶ καθολικῆς προσφῶδιας* bei Lentz I 273.) *Τερτία* auf S. 295, wohl nur Druckfehler, S. 288 steht bei Proviant nur *ἀγορά*, ein Zusatz wäre erwünscht. Zu Reisegeld könnte hinzugefügt werden „auch plur. *ἐφῶδια*.“ Zu fehlen scheint: *erfinden* *ἔξευρίσκειν*, *εὔρετην γίγνεσθαι* (N. 230); zu *Beispiel* füge: ein B. *ἐν* (N. 250). Doch wir nehmen Abschied von dem Buche und wünschen dem Herrn Verf., dass es ihm vergönnt sein möge dasselbe noch oft in neuen Auflagen zu vervollkommenen.

Wir kommen schliesslich zu den beiden Uebungsbüchern von Wolfgang Bauer, die zwar speciell für süddeutsche, besonders bayerische Gymnasien berechnet sind, aber auch für uns Norddeutsche der Beachtung im hohen Grade werth sind. Beide Bändchen sind bereits in zweiter Auflage erschienen, das erste,

1865 resp. 1870 herausgegeben ist speciell für Secunda, das zweite aus den Jahren 1859 resp. 1865 speciell für Prima bestimmt. Das erste Bändchen enthält unter der Ueberschrift Vorübungen einige Hauptregeln der Syntax mit kurzen Uebungssätzen, über die Bedeutung des Aoristus [indicativi], den Optativ mit ἄν, den Indicativ imperf. und aor. mit ἄν, über die Infinitivconstruction nach den Verbis dicendi, sentiendi, imperandi, timendi; über die Participialconstruction nach den Verben der Wahrnehmung, über ὥστε, über directe Fragesätze und über die Attraction; eine bunte Reihe von Regeln, die aber für den Anfänger zu wissen wichtig, fast nothwendig sind. Die Regeln selbst sind klar und bestimmt gefasst, z. B. S. 3. „Sätze, die von verbis dicendi abhängig sind, stehen entweder im Infinitiv, immer nach φημί, nach drohen, schwören, versprechen Infinitiv Fut. Referent wünschte noch hoffen hinzugefügt; denn wenn auch Cobet nov. lect. pg. 365 zu weit geht in seiner Gleichmacherei, indem er sagt nur die unwissenden Abschreiber hätten mit diesen Verbis das Praesens oder den Aorist gesetzt: für diese Stelle ist die Regel praktisch und unbedenklich; das Genauere bleibt für die Durchnahme des betreffenden Abschnitts der Grammatik vorbehalten. So heist es auch N. VIII S. 5 „dass in einem Folgesatze heist ὥστε. Das Verbum steht entweder in demselben Modus wie wenn der Satz unabhängig wäre, oder im Infinitiv (negativ mit μή)“. Der Unterschied beider Arten wird hier bloß durch die Beispiele angedeutet, die genauere Kenntnis wird erst später vorausgesetzt. Dann folgen nach grammatischen Rubriken geordnet und mit den Angaben der Paragraphen aus Kurz Syntax der griechischen Sprache versehn einzelne, doch meist längere Sätze. Diese Rubriken sind im 1. Abschnitt: Artikel, Congruenz, Ortsbestimmungen, Zeitbestimmungen [beides sehr praktisch so zusammengestellt, vielleicht aber noch passender ans Ende der Casus zu stellen], Accusativ, Dativ, Genetiv, Präpositionen, Infinitiv, Adjectiv, Pronomina und Adverbia, Fragen. Hierauf folgen von S. 116—130 zusammenhängende Uebungsstücke. Alsdann werden unter den Ueberschriften Genera Verbi, Tempora, Modi im einfachen Satze, Transitivsätze, Final-, Consecutiv-, Conditional-, Concessiv-, Temporal-, Relativ- und Participialsätze wiederum einzelne Sätze über die Moduslehre mitgetheilt, an welche sich von S. 179—197: „zusammenhängende Uebungsstücke über die ganze Syntax schliessen. Das Wörterverzeichnis von S. 198—220 macht den Schluss dieses ersten Theiles. Trotzdem die Anordnung etwas bunt erscheint, ist sie doch bei genauerer Kenntnis für den Gebrauch vortrefflich geeignet. Die Sätze sind sehr sorgfältig gewählt und wer nicht überhaupt durchgehend zusammenhängende Stücke für die schriftlichen Uebungen der obern Classen fordert, wird sich mit den hier gebotenen Beispielen leicht befreunden. Dem Referenten sagen die zusammenhängenden Aufgaben mehr zu und

erscheinen ihm sehr brauchbar, obwohl die zu Grunde gelegte Grammatik von Kurz in Norddeutschland ganz unbekannt ist. Auch im deutschen Ausdruck ist uns manches ungeläufig: z. B. S. 185 Wenn ihr zu mir sagen würdet (saget); wofern es aber aufk o m m t, dass du das wieder thust (diese Bedeutung — *ἀλλίσκομαι* ist dazu notirt — kennt auch Grimms Wörterbuch nicht). S. 181 steht: „die Athener schickten Gesandte entschlossen Bundesgenossen der Lacedämonier zu sein“ und in der Anmerkung *βούλεσθαι*. Wir glaubten der alte Streit über den Unterschied von *ἐθέλω* und *βούλομαι* wäre entschieden [vgl. u. a. Frohberger zu Lysias XII 58. 69 und zu XXXI 10] und hätten erwartet: „mit dem Wunsche Bundesgenossen zu sein cet.“ Ebenda möchte wohl statt „denn er sei nicht bevollmächtigt (*κύριος*) richtiger zu schreiben sein: „denn er habe nicht zu entscheiden.“ Aber trotz dieser kleinen Anstöße hat Ref. das Buch zu mündlichen und schriftlichen Uebungen vorzüglich geeignet gefunden, zumal wenn auf der nächst höheren Stufe sich der zweite Theil anschliesst. Derselbe ist, wie oben bemerkt, speciell für Prima bestimmt und enthält nur zusammenhängende Stücke, darunter unter n. CVIII—CXVIII die vom Jahre 1854 bis 1864 von höchster Stelle (in Bayern) gegebenen Probearbeiten (für das schriftliche Abiturientenexamen.) Dieser Abschnitt hat für die norddeutschen Amtsgenossen das grösste Interesse: er zeigt uns, was man von dem Schüler auf der obersten Stufe des (bayerischen) Gymnasialunterrichts verlangt und fordern zur Vergleichung mit den Leistungen in Preussen heraus. Um diese Vergleichung auch den Süddeutschen Colleggen zu ermöglichen, wäre zu wünschen gewesen, dass das von einem rheinischen oder westfälischen Gymnasiallehrer vor ungefähr 9 Jahren projectirte Unternehmen zur Ausführung gekommen wäre. Derselbe hatte sich an alle Directoren der preussischen Gymnasien mit der Bitte gewandt ihm die griechischen Aufgaben, die für die schriftliche Abiturientenprüfung gestellt worden, zum Behuf der Zusammenstellung und Herausgabe mitzutheilen. Wir wissen nicht, weshalb der Plan unausgeführt geblieben: jedenfalls bleibt es zu bedauern, dass was den Mathematikern vorliegt, den philologischen Lehrern verschlossen bleibt und manche werthvolle, auch für andere äusserst nutzbare Arbeit von dem Staube der Gymnasialarchive bedeckt ist. Einstweilen freuen wir uns constatiren zu können, dass von den bayerischen Gymnasien doch recht Tüchtiges gefordert wird. Auch dem Inhalte nach sind diese officiellen Aufgaben der bayerischen Regierung interessant z. B. N. CXI enthält eine hübsche Geschichte von König Maximilian I und dem nachmals berühmten gewordenen Optikus Frauenhofer; die meisten geben eine abgerundete Erzählung, sie setzen gründliche Kenntniss auch der schwierigeren Theile der Syntax voraus, z. B. in N. CXVIII *die Hirten bemerkten kaum das Kindlein, als sie es mitleidig aufhoben*. Da die Aufgaben allen

Gymnasien gleichmäÙig zugehen, so wird man es auch kaum tadeln können, dass die Vocabeln sehr reichlich mitgetheilt sind. Demgemäß sind auch die von Bauer selbst ausgearbeiteten Abschnitte nicht zu leicht, ja zuweilen auf Erreichung stilistischer Gewandtheit berechnet, wie auch in der Vorrede p. VI zugegeben wird. Im Anhange (S. 130—148) sind Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische gegeben, aus Caesar und Cicero, besonders aus dem Cato maior und aus den Briefen. Unter letzteren befindet sich das schöne Schreiben an Torquatus: „Etsi ea perturbatio est omnium rerum, ut suae quemque fortunae maxime poeniteat cet.“ Die in den Anmerkungen dem Schüler gebotene Hilfe ist geringer, die Angaben sind knapper, als bei Böhme, doch geht keine der Aufgaben über die Kräfte eines leidlich vorbereiteten Primaners hinaus.

Möchte Herr Bauer auch ferner die ihm geeigneter scheinenden Prüfungsarbeiten mittheilen und durch Verweisung auf einige der bei uns verbreiteten Grammatiken (Krüger und Curtius) das Buch auch für norddeutsche Schulen brauchbar machen.

Fassen wir zum Schluss übersichtlich das Urtheil über die besprochenen Bücher zusammen, so gebührt dem zuerst genannten wegen der Reichhaltigkeit der zusammenhängenden Stücke und sonstigen Einrichtung der erste Platz; nächst dem sind die Aufgaben-Sammlungen von Bauer und Böhme, besonders deren zusammenhängende Abschnitte zu empfehlen. Aber auch die unter N. 2. und 3. aufgeführten Werke haben ihre eigenthümlichen Vorzüge und werden mit Nutzen gebraucht werden können. Alle sechs Werke aber verglichen mit den älteren Arbeiten ähnlicher Art, von Werner, Rost und Wüstemann, Franke, Blume, Halm, Heinichen, Gottschick\*) zeigen in der tieferen Erkenntnis der griechischen Syntax, wie in der Methodik einen so großen Fortschritt, dass es nur der eifrigen und geschickten Benutzung der gebotenen Hilfsmittel seitens der Lehrer bedarf, um die griechischen Studien in den Gymnasien trotz mancher Hemmnisse auf der erwünschten Höhe zu erhalten.

Berlin.

W. Hirschfelder.

---

\*) Das Buch von M. Seyffert lassen wir, da es halb Formenlehre, halb Syntax und letztere nicht systematisch behandelt, hier außerhalb der Vergleichung: es nimmt eben einen besondern Standpunkt ein, von dem ein andermal zu sprechen sein wird.

W. Pierson: Leitfaden der Preussischen Geschichte nebst chronologischen und statistischen Tabellen. Berlin, 3. Aufl. 1872. Preis 10 Sgr.

Dieses Compendium der preussischen Geschichte erschien zuerst im J. 1865, erfuhr bereits im J. 1869 eine 2. Auflage und Bereicherung des Stoffes durch Berücksichtigung des inzwischen erfolgten Kampfes zwischen Preussen und Oesterreich-Süddeutschland, und bietet jetzt in einer 3. Auflage auch eine übersichtliche Darstellung des letzten deutsch-französischen Krieges dar. Die neuen Abschnitte des Buches sind mit der Gedrängtheit verfasst, welche ein Schulbuch zur Pflicht macht, und geben dem Schüler zugleich einen Ueberblick über die Geschichte der neu erworbenen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen u. s. w. Das Compendium ist für sämtliche Classen einer höheren Schule bestimmt, und der Herr Verfasser hat den Stoff so gruppirt, dass durch grösseren Druck sich das Pensum der unteren und mittleren Classen von dem der oberen Classen abhebt.

Bei dieser Anordnung des Stoffes setzte der Herr Verfasser, wie die Vorrede auch darthut, allerdings voraus, dass die preufs. Geschichte nicht als Anhang der deutschen Geschichte betrachtet, sondern selbständig und als Hauptsache auf allen 3 Stufen der höheren Schule betrieben werde. Eine solche Annahme aber ist durchaus nicht im vollen Einklang mit dem normalen Lehrplan für den Geschichtsunterricht. Dieser schreibt einen speciellen Unterricht in der preufs. Geschichte in allen Classen nicht vor, stellt vielmehr für die oberen Classen die deutsche Geschichte in den Vordergrund und fordert mit Recht nur, dass für die Zeit von 1640 an die preufs. Geschichte den Ausgangspunkt des Vortrages bilde. Eine solche methodische Weisung entspricht durchaus der thatsächlichen Entwicklung der deutschen Geschichte, welche von der Zeit des grossen Kurfürsten an durch keinen deutschen Staat so beeinflusst und bedingt worden ist wie durch den brandenburgisch-preussischen. Den letzteren für die Zeit vor dem J. 1640 zum Ausgangspunkte von Betrachtungen über deutsche Zustände zu nehmen, wie in dem Leitfaden hin und wieder geschieht, ist kein naturgemässes Verfahren, da die Mark Brandenburg anfangs mehr Einwirkungen von dem deutschen Gesamtreiche erfahren als auf dasselbe geäußert hat.

Sehen wir von diesem methodischen Bedenken ab, so ist der Leitfaden seinem Inhalte nach ein empfehlenswerthes Buch, welches in den für die unteren und mittleren Classen bestimmten Abschnitten die allgemeinen historischen Thatsachen und Daten anführt und in den enger gedruckten Zusätzen ethnographische und litterarische Schilderungen, historische Skizzen der Geschichte der preufs. Provinzen, vor allem aber Nachweise bietet über die Entwicklung der brandenburgisch-preussischen Landes- und Staatsverfassung. Diese letztere dürfte kaum in einem ähnlichen Cou-

pendium der preufs. Geschichte eingehender und übersichtlicher behandelt worden sein. Dass der Blick des Schülers auf dieselbe gelenkt werde, nachdem er die Verfassungsentwicklung der griechischen Staaten und der römischen Republik kennen gelernt hat, ist nicht unwesentlich, denn einerseits erkennt er dabei das Werden eines modernen Staates und andererseits, dass der preufs. Staat nicht allein durch die glücklich geführten Kriege und die geschickte Politik des grossen Kurfürsten, Friedrichs II. u. s. w. geschaffen worden ist, sondern auch durch die unermüdliche, stille Regierungsarbeit aller Fürsten des Hohenzollernschen Hauses. Als Friedrich I. von Hohenzollern die Mark Brandenburg betrat, fand er ein durch die Missregierung der letzten Luxemburger gänzlich verfallenes Land und verlottertes Staatswesen vor. Das Bürgerthum verkam in Armuth, der Bauernstand im Frohndienst, und im Lande dominirte ein fehdelustiger, gewalthätiger Adel. Der Landtag war eine feudale Institution und der Bauernstand ohne Vertretung auf demselben. Die Städte hüteten eiforstüchtig ihre Selbständigkeit und ihre Immunitäten, wurden aber innerlich zertrüttet durch den Parteikampf der Zünfte und Patricier. Den Hohenzollern fiel daher die doppelte Aufgabe zu, den mittelalterlichen Feudalstaat durch ein neues zweckmässiges Staatswesen zu ersetzen und jedem im Lande zu seinem Rechte zu verhelfen, beides war unmöglich ohne feste Begründung der fürstlichen Souveränität, welche die politischen Sonderexistenzen in der Mark beugen oder zerbrechen konnte. Indem aber der Absolutismus sich erhob und befestigte, entwickelte er auch in weiser Selbstentäuferung aus sich heraus Rechts- und Verwaltungsinstitutionen — das Kammergericht, die Kirchenordnung, das Geheimeraths-Collegium u. a. — welche das Rechtsgefühl belebten, die Verschmelzung der Stände zu einer politischen Einheit ermöglichten und so in der Mark Brandenburg den Kernpunkt consolidirten, an welchen sich die angrenzenden Territorien ohne sonderliche Schwierigkeiten anschliessen konnten. An diesem Aufbau des Staates ist trotz mancher Schwankungen im ganzen mit Hingebung und Sorgfalt von den Hohenzollernschen Fürsten gearbeitet worden, und die Verdienste derselben kommen in P.'s Leitfaden in einer von dem Raisonement eines exklusiven Standpunktes freigehaltenen, angemessenen Darstellungsform dem Schüler zum deutlichen Bewusstsein.

Als Anhang sind dem Leitfaden beigefügt: eine Regententafel, eine statistische Tabelle über das Anwachsen der preussischen Monarchie, eine Zeittafel der preufs. Geschichte, ein Geschichtskalender und eine genealogische Uebersicht der Hohenzollernschen Dynastie. Hinsichtlich der historischen Angaben und der Jahreszahlen hat der Herr Verfasser überall nach Genauigkeit gestrebt, so dass einzelne Ausstellungen, wie die folgenden, den Werth seines Buches nicht beeinträchtigen können. — Eine ungenaue geogra-

phische Bestimmung ist es, wenn S. 1 als Sitz der alten Semnonen die Ufer der Spree und Havel angegeben werden und es dann weiter heisst: Ueber (?) diesen bis zum Harz wohnten die Longobarden. Im übrigen setzt C. Zeufs (die Deutschen und die Nachbarstämme S. 130) die Semnonen mehr südwestlich zwischen die Ufer der schwarzen Elster und Spree. Die Angabe S. 2, dass Karl der Grosse die Sachsen von 772—803 unterjocht habe, hat noch die Vorstellung von dem dreissigjährigen Sachsenkriege zur Voraussetzung. Die Kämpfe Karls mit den Sachsen wurden aber durch des letzteren Siege bei Detmold und an der Hase 785 beendet, worauf acht Friedensjahre und dann nur vereinzelte locale Aufstände ohne sonderliche Bedeutung folgten. Der Aufstand der Abotriten und Liutizen unter Kaiser Otto II (S. 5) erfolgte nicht 983 nach dem Tode des Kaisers in Rom, sondern noch vor demselben, aber gleich nach der Niederlage, welche ihm die Araber in Süditalien beigebracht hatten. S. 5, wo Ottos I. Massnahmen zur Sicherung der deutschen Herrschaft erörtert werden, wäre auch der Gau Zpriavani (der Spreegau) zu erwähnen gewesen, der in der Kaiserurkunde vom 1. October 949 genannt wird und damit zuerst in die Geschichte tritt.

Berlin.

J. Heidemann.

---

Friedrich Kohlrausch. Kurze Darstellung der deutschen Geschichte. Elfte berichtigte und vermehrte Auflage. Gütersloh 1872. C. Bertelsmann. 8. 303 S.

Die uns vorliegende 11. Auflage der bekannten und vielbenutzten kurzen Darstellung der deutschen Geschichte von dem hochverdienten Friedrich Kohlrausch ist, wie das Vorwort angiebt, von Herrn Dr. A. Muncke in Gütersloh besorgt worden. Ref. kann den Gedanken, jenes Lehrbuch, welches seine Trefflichkeit für frühere Zeit schon durch die hohe Zahl seiner Auflagen erwiesen hat, jetzt in neuer Gestalt wieder erscheinen zu lassen, nicht loben. Es gehört seinem ganzen Charakter nach so sehr einer vergangenen, jugendlicheren Periode des Standes der historischen Wissenschaft und Darstellungsweise an, dass selbst eine Umarbeitung von Grund aus kaum geeignet gewesen wäre es den heutigen Ansprüchen gerecht zu machen. Einer solchen hat sich aber der Herr Herausgeber nicht unterzogen, er hat sich darauf hin beschränkt, an „nicht wenigen Stellen an Einzelheiten und ganze Abschnitte die bessernde Hand“ zu legen, bei der neuesten Geschichte sich strenger in dem Rahmen der unser Vaterland unmittelbarer berührenden Geschehnisse zu halten und die Erzählung der Ereignisse aus den Jahren 1867—71“ hinzuzufügen.

Ref. will im Folgenden näher begründen, warum er das Buch in seiner jetzt vorliegenden Gestalt zur Benutzung auf den unteren und mittleren Stufen eines Gymnasiums und auf anderen Anstalten, welche ähnliche Anforderungen im Geschichtsunterricht stellen, in keiner Weise für geeignet hält.

Zunächst fehlt dem Buche jetzt ein einheitlicher Charakter; zu Anfang herrscht ein durchaus kindlicher Ton vor, der sich je weiter man sich der Gegenwart nähert, immer mehr verliert, um am Ende einem politischen Raisonement Platz zu machen, welches für Kinder unverständlich, für die Belehrung von Erwachsenen unzureichend ist. Man prüfe das Gesagte an folgenden Stellen: S. 5 heißt es: Man hätte denken sollen, sie (die Römer) würden nun zufrieden sein, (nach der Unterwerfung von ganz Italien) und sich dessen erfreuen; aber weder das Meer noch die Eis- und Schneeberge konnten ihnen eine Grenze setzen. Sie erbauten sich Kriegsschiffe und fuhren mit den Waffen in der Hand über das Meer; und über die Alpen bahnten sie sich durch Abgründe und über steile Felsen einen Weg.“ u. s. w. — S. 269 dagegen liest man: Das Vertrauen zum Könige und seiner Regierung war zurückgekehrt (nach Königgrätz). Ein neuer Landtag war anstatt des am 1. Mai aufgelösten, auf den 5. August nach Berlin einberufen worden. Schon bei der Wahl der Abgeordneten zu demselben hatte das Land gezeigt, dass es sich besonnen und den alten Conflict wegen der Heeresreorganisation, des Budgetrechts u. s. w. nicht erneuert zu sehen wünschte. Wenn es dessenungeachtet nicht an oppositionellen Landtagsmitgliedern fehlte, so war doch der Widerstand gegen die Regierung angesichts der Thatsachen gegen früher nur ein zurückhaltender, um so mehr, als die Regierung zur Beilegung des früheren Conflicts bereitwillig die Hand bot. Obgleich sie mit der Erklärung vor den Landtag treten konnte, dass trotz der ungeheuren Kriegsausgaben kein Deficit in der Staatskasse sei, und dass dem Lande deshalb keine weiteren Lasten aufgelegt zu werden brauchten, forderten die Minister doch überraschender Weise Indemnität für die frühere fünfjährige Verwaltung zwar nicht gegen die Verfassung, aber doch ohne die verfassungsmäßige Zustimmung des Abgeordnetenhauses als eines berechtigten Factors der Gesetzgebung.“ u. s. w. Gegen den Schluss, S. 298 findet sich: „Preussen ist der führende Staat, die Präsidialmacht (im deutschen Reich), aber nicht blofs als der größte an Land und Leuten, sondern als der politische Kern des werdenden wie gewordenen Deutschlands; denn die ganze preussische Geschichte kann mit Recht der Aufbau des neudeutschen Reiches heißen“ u. s. w. —

Wir besitzen jetzt u. a. in H. W. Stoll's geschichtlichen Erzählungen für die Jugend ein treffliches Muster, wie es wohl gelingen kann den inneren Zusammenhang der Thatsachen, wie ihn die Wissenschaft erforscht, in einer für die Jugend ebenso verständ-



lichen als lebendigen und fesselnden Sprache vorzutragen. Es ist nicht nöthig, entweder in den Ton der Kinderstube zu verfallen, die Begebenheiten mit ihren Ursachen und Wirkungen so darzustellen, als ob es sich um kindische Spiele handelte, bei welchen die Laune der Kleinen das Maßgebende ist, oder andererseits pedantisch trocken die nackten Thatsachen zusammenhangslos aneinanderzureihen um nicht in Tiefen hinabzusteigen, in welche der jugendliche Geist nicht folgen kann: der echte Erzähler geschichtlicher Begebenheiten, der sich an die Jugend wendet, muss es ähnlich machen wie der dramatische Dichter, er muss die entscheidenden Momente, welche zu einer Begebenheit führen, als wirkende Impulse, ihren Widerstreit unter einander als inneren Prozess in der Seele des Haupthelden veranschaulichen, denn das Persönliche ist es, welches den jugendlichen Sinn fesselt. Selbstverständlich kann dieses Verfahren da, wo es sich um etwas Zuständliches wie um innere staatliche Einrichtungen handelt nicht immer Platz greifen. Derartiges ist aber auch für die unteren und mittleren Stufen des Gymnasiums nur soweit einzuschalten, als es zum Verständnis der handelnden Personen dringend erforderlich ist.

Diesen Anforderungen entspricht das hier besprochene Lehrbuch nicht, es lässt die wahrhaft treibenden Kräfte nicht klar und scharf hervortreten, indem vielfach als Willkür der einzelnen erscheint, was die historische Nothwendigkeit bewirkte, oder, und das zeigt sich in den späteren Abschnitten mehr, indem es zu abstract und dabei wieder zu oberflächlich politisirt.

Hieran reiht sich ein anderer Vorwurf, der ebenfalls die Methode der Darstellung trifft. Bei jeder geschichtlichen Darstellung kommt es darauf an, das eine aus dem anderen als mit innerer Nothwendigkeit hervorgehend zu entwickeln; dass wir niemals bis in die innersten Geheimnisse der menschlichen Seele eindringen können, auch unser geistiges Auge zu blöde ist, um alle die tausend einzelnen bei einer Begebenheit wirksamen Momente zu überschauen und zusammenzufassen und wir somit niemals im Stande sind, auch nur eine historische Begebenheit so in ihrem gesetzmäßigen Werden zu reproduciren, wie sie in Wirklichkeit entstanden ist, dies Unvermögen giebt uns noch kein Recht uns an dem Lebensprincip historischer Wissenschaft, der unbedingten Festhaltung am Causalnexus zu verständigen und da, wo wir an den Grenzen des Erkenntnisvermögens angelangt sind, statt einfach auf sie hinzuweisen, von der Theologie uns einen Deus ex machina zu borgen, der die weitere Erklärung übernehmen muss. Ueber das Unstatthafte eines solchen in der Poesie ist längst entschieden; es wäre aber auch endlich an der Zeit, ihn aus geschichtlichen Lehrbüchern ebenso verschwinden zu lassen, wie er bei den Meistern historischer Wissenschaft und Kunst von ihren Werken heutzutage ausgeschlossen

bleibt. Was soll es bedeuten, wenn es an einzelnen Stellen wie z. B. S. 241 heisst: „Die Anfreugung und Feindschaft gegen diesen Mann (Bismarck), dem freilich alles gelang, was er unternahm, ging soweit, dass sogar durch den Sohn des nach England entflohenen enragirten Demokraten Blind ein Mordversuch auf ihn gemacht wurde, dem er aber durch besondere Bewahrung Gottes und durch seine bewundernswürdige Entschlossenheit und Uerschrockenheit entging“. Soll es nur soviel bedeuten, dass wie überhaupt eine höhere Vernunft in dem Zusammenhange der Weltbegebenheiten waltet, so auch dieser Fall dazu geeignet ist sich ihrer zu erinnern und nicht in den Szenen, die sich vor uns abspielen, nur das Spiel eines blinden Zufalls zu erblicken, so erscheint dem Ref. dieses Verfahren mindestens bedenklich; besser wäre es jedenfalls aus dem Gesamtbilde des behandelten Geschichtsabschnitts jene Erkenntnis hervorwachsen zu lassen, als einen Einzelfall zu ihrer Illustration zu benutzen; denn es liegt die Gefahr nahe, dass der jugendliche Leser wähnt, nur in diesem einzelnen besonderen Falle habe Gott gleichsam persönlich eingegriffen und seinen Auserkorenen beschützt, wie die homerischen Götter ihre Helden. Ref. sagt, die Gefahr liegt nahe, denn er mag nicht annehmen, dass der Herr Herausgeber derartigen Anschauungen hat Vorschub leisten wollen; wäre es der Fall, müsste die Verurtheilung eine noch viel strengere sein, das hiesse die Jugend gewöhnen statt Gott in den ewigen gleichmäfsig waltenden Gesetzen in der Geschichte zu erkennen, ihn sich als einen schlechten Werkmeister vorzustellen, der solange dem wirren Treiben unthätig zuschaut, bis er genöthigt wird selbst in das Räderwerk einzugreifen, um eine vorausgesehene Störung, die das Ganze bedroht, abzuwenden, es hiesse das aber auch zugleich, das Vertrauen in jeden historischen Nachweis vom Zusammenhange der Dinge nach den Gesetzen von Ursache und Wirkung von vorne herein untergraben und die besten Früchte historischer Erkenntnis der Jugend vorenthalten, denn was hülfte uns alles historische Wissen, wenn wir stets befürchten müssten, dass unsere Geschicke, statt Wirkungen fester und bestimmter Gesetze zu sein, deren Beschaffenheit uns unsere Forschung immer mehr erschliesst, von einer ausserhalb dieser Gesetze befindlichen, gelegentlich auch im Widerspruch mit ihnen eingreifenden Kraft abhängig wären?

Die citirte Stelle ist nur eine unter vielen verwandter Art, von denen noch auf einige hingewiesen werden möge, z. B.: S. 34, wo von der Bekehrung Chlodwigs die Rede ist und von dem „rechten Glauben des nicänischen Bekenntnisses“ im Gegensatz zur arianischen Lehre gesprochen wird. Ist das Geschichte oder ist das confessionelle Theologie? Nicht einmal das letztere wäre es im lutherschen Sinne, da das „rechte“ begründet ist nur durch den Mehrheitsbeschluss eines Concils! S. 270 aus der Mitte eines ganz im Kanzeltone gehaltenen Abschnitts: „und man

darf wohl sagen, dass eine solche Gebetsbewegung dieselbe Wirkung auf den Gang der nun folgenden Begebenheiten (die kriegerischen Ereignisse von 1866) ausübte, welche der alte Fürst von Dessau Friedrich dem Großen gegenüber dem frommen Abte Steinmetz in Magdeburg zuschrieb, wenn er sagte, dass die Gebete dieses einzigen Mannes Sr. Majestät manchen Sieg hätten erringen helfen“. Endlich die Schlussworte S. 298., nach welchen es aussieht, als ob die Erfolge von 1870/71 eine Folge des unmittelbar vor dem Ausbruch der ernsteren Feindseligkeiten abgehaltenen außerordentlichen Bettages gewesen wären. Wer solches schreibt, hat damit den Boden der historischen Wissenschaft verlassen.

Nur um der Vollständigkeit willen, denn die Schädlichkeit eines solchen Buches gilt dem Ref. nach dem Obigen für erwiesen, soll hier noch von seinen übrigen Mängeln und Fehlern das Wesentlichste hervorgehoben werden.

Sie betreffen zunächst die Anordnung des Stoffes. Es mangelt an klarer Uebersichtlichkeit. Hierzu hätte einmal eine Inhaltsübersicht gehört, und wäre außerdem eine Untereintheilung der gröfseren Abschnitte in Paragraphen sehr wünschenswerth gewesen, denn jene sind vielfach zu lang, um nicht bei der Durchnahme derselben in der Schule und den häuslichen Aufgaben getheilt werden zu müssen; da eine Paragrapheneintheilung fehlt, sind jetzt unnöthigerweise längere Angaben zur Bezeichnung von Anfang und Ende erforderlich. Auch für das Einprägen des Stoffes gewähren deutlich durch bestimmte Zeichen hervorgehobene kleine in sich geschlossene Abschnitte erfahrungsgemäfs eine erhebliche Erleichterung. Aber auch die Art und Weise der Zerlegung in gröfsere Abschnitte sagt dem Ref. nicht zu. Es fehlt an der rechten organischen Gliederung; nicht ist überall dasjenige, was seinem inneren Zusammenhang nach ein Ganzes für sich bildete, auch in einen Abschnitt unter einer zutreffenden Ueberschrift gebracht worden, zusammengehöriges ist mehrfach unnöthigerweise zerlegt, oder gar weit zerstreut worden und die Ueberschriften sind mehrfach gar zu unbestimmt. Zum Beweise diene Folgendes: Die Kenntnisse von den inneren Verhältnissen und Einrichtungen bei den alten Deutschen z. B. muss man sich mühsam sammeln aus den Abschnitten 4, 5, 6, 7, 8 und aus noch anderen Stellen, wo sie sich theils zwischen die Erzählung der Begebenheiten eingestreut, theils in besonderem Zusammenhange, immer aber nur bruchstückweise finden. Warum sind besondere Abschnitte gemacht, wie diese: 4. Die Sueven; 5. Ariovist und Cäsar. 58 vor Chr. Geb.; oder 6. Das alte Deutschland. 7. Die Sitten und Einrichtungen der alten Deutschen. 8. Die niederdeutschen Völkerschaften? Unbestimmt nennt Ref. Ueberschriften wie 9. Der Deutschen Gefahr. 46. Schilderung des Mittelalters. Man erwartet, es handle sich hierbei um das ganze Mittelalter, gemeint ist aber nur die

erste Hälfte bis zum Ende des Interregnums, unbestimmt bleibt ferner, welches im besonderen die Gegenstände der Schilderung sein sollen, denn mit einer Schilderung des Mittelalters schlechthin haben wir es ja bisher von Anfang an zu thun gehabt. Freilich nach der hier beliebten Eintheilung doch nicht so ganz, denn dasselbe wird seltsamerweise erst mit dem Regierungsantritt Karls des Grossen begonnen. Aus welchem Grunde? Wenn Germanenthum und Christenthum in ihrer Verbindung dem Mittelalter sein Gepräge geben, tritt dasselbe etwa erst seit der Zeit des zuletzt genannten Fürsten hervor? Eine andere auf die Anordnung des Stoffes bezügliche Ausstellung betrifft die Anmerkungen, deren Dasein dem Ref. nutzlos erscheint, weil ihr Inhalt besser in den Text verwebt wäre. Anmerkungen bei einem geschichtlichen Lehrbuche mögen die Titel der wichtigsten Handbücher, abweichende Meinungen von besonderem Werth, Zusätze, die für die unteren Lehrstufen noch fortbleiben sollen, enthalten, was aber zum Verständnis des Textes für nothwendig gehalten wird, soll auch in diesen selbst aufgenommen werden, nicht wie es hier z. B. S. 20 mit der Erläuterung des Wergelds, S. 21 mit den westfälischen Wegen, oder S. 23 mit dem deutschen Nationalverein, S. 235 mit der Schlei, S. 236 mit den Knicks geschieht, in abgesonderten Noten darunter gesetzt werden.

Die Auswahl des Stoffes erscheint dem Ref. auch nicht durchweg die richtige, seiner Bedeutung angemessene. Leitender Gesichtspunkt für ein Schulbuch muss die Erwägung sein, welche Begebenheiten und Ereignisse zum Verständnisse der Gegenwart die wichtigsten sind; hiernach ist z. B. bei der Geschichte des Ordenslandes Preußen nicht verfahren, dieselbe wird ganz summarisch in einer „Uebersicht“ auf einer knappen Seite gegeben. Entspricht das der Bedeutung, welche jener Theil der heutigen deutschen Hauptmacht, der einst ein Großstaat für sich war, für die Gestaltung unserer jetzigen politischen Verhältnisse gehabt hat? Es liefse sich sodann ein recht langes Register solcher Stellen aufführen, die theils ganz Unrichtiges enthalten, theils halb-richtige und unklare Fassung zeigen oder auch solche Dinge ohne Beanstandung ruhig wieder forterzählen, welche längst mit den gewichtigsten Gründen von der Wissenschaft angefochten oder gar umgestoßen worden sind. Um nicht zu ermüden, sollen die Proben nur aus den ersten und letzten Abschnitten des Buches genommen werden. S. 6 heisst es „und erfuhren nun erst (die Römer, kurz vorher ist das Jahr 113 genannt, gleich nachher wird von der Niederlage bei Noreja gesprochen), dass sie sich Cimbern und Teutonen nannten;“ es hätten hier nur die Cimbern allein genannt werden dürfen. S. 9. „In der alten Zeit, da man noch keine Feuertgewehre hatte, war es ein großer Vortheil, wenn man höher stand als der Feind.“ Das gilt doch auch heutzutage noch ebenso. S. 14 „Diese Schlacht (Cäsars Sieg über

Ariovist) geschah in der Gegend des heutigen Besançon im J. 58 v. Chr.“, während man jetzt mit gutem Grund das Schlachtfeld zwischen Mühlhausen und Belfort sucht. S. 16. „vorher wüste Land“ wird Deutschland vor Einwanderung der Germanen genannt, ohne Berücksichtigung der inzwischen gemachten mannigfachen Funde unter der Erde und im Wasser, die das Vorhandengewesensein einer älteren Bevölkerung erweisen. Auf derselben Seite: „aus Asien, wo der erste Wohnsitz des Menschengeschlechts war“ eine Behauptung, welche so apodiktisch ausgesprochen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr zulässig ist. S. 17 Es ist nicht ausgemacht, ob mit der Schwertleite die Theilnahme an den Volksversammlungen gleich verbunden war, wie es nach dieser Stelle erscheint. „Nun durfte er mit in den Krieg ziehen und mit in der Volksversammlung erscheinen, um bei den öffentlichen Angelegenheiten auch seine Stimme zu geben.“ S. 17. „Einige deutsche Völkerschaften scheinen erbliche Könige gehabt zu haben, andere wählten sich ihre Fürsten.“ Bei einigen, wie bei den Gothen und Sueven ist es ausgemacht, dass sie Könige hatten, dieselben folgten aber nicht schlechtweg nach Erbrecht, sondern ihr Rechtstitel beruhte auf dem Wahlrecht des Volkes, das sich allerdings gewohnheitsmäßig an den nächsten Erben hielt. S. 18. „Wenn etwa in der Versammlung das Todesurtheil über einen Volksversorger oder andern schweren Verbrecher gefällt werden sollte, so konnte das nur der Priester thun“ und p. 22: „und das Recht über sein Leben räumte er, wie wir schon wissen, keinem Menschen, sondern allein der Gottheit durch den Mund der Priester ein“ die Annahme der Ausschließlichkeit dieser priesterlichen Strafgewalt ist irrig; auch hätte hervorgehoben werden sollen, dass es einen eigenen abgeschlossenen Priesterstand gar nicht gab. S. 18 „Er (Wodan) war der Götterkönig, der Allvater.“ Wodan ist aber nicht identisch mit Allvater. Die Darstellung der agrarischen und politischen Einrichtungen. S. 19 f. ist nicht zutreffend. Die Entstehung der Gemeinden ist zu pragmatisch geschildert, es treten uns im wesentlichen die gleichen Ordnungen bei den verschiedenen Gemeinden entgegen, unzulässig ist es daher anzunehmen, dass jede einzelne sich durch einen besonderen Vertrag gebildet habe, wir wissen nur, dass jene Ordnungen schon vorhanden waren zu der Zeit, aus der unsere ältesten Nachrichten stammen. Von Richtern der Gemeinden darf füglich auch nicht gesprochen werden, ihre Vorsteher haben keine Gerichtsbarkeit; diese haftet an der Versammlung der Hundert- und Völkerschaften. Die Zwischenstufen des Gaus mit der Volksgemeinde zwischen den Hundert- und Völkerschaften ist nicht zu erweisen, die Bezeichnung Gau überhaupt erhält erst eine feste Bedeutung als Verwaltungsbezirk in dem späteren fränkischen Reich, dasselbe gilt von den vermeintlichen Vorstehern jener Gaue, den Grafen, von denen aber nicht einmal der Name selbst dieser Zeit mit Sicherheit zugeschrieben werden kann.

p. 20 f. „an der Mündung der Weser wohnten die Chauken und westlich neben ihnen an der Nordsee die Friesen. Mit allen diesen (vorher sind schon andere niederdeutsche Völkerschaften genannt) hat Drusus zu thun gehabt“. Daraus ist die besondere Stellung, die Drusus zu den Friesen einnahm, mit denen er verbündet war, nicht zu erkennen. p. 23 tritt nicht klar hervor, dass die Varusschlacht drei Tage gedauert hat. p. 25 erscheint es so, als ob Germanicus nach seinem Zuge vom Jahre 15 den Rückzug statt zu Lande zu Wasser die Ems hinab bewerkstelligt habe. p. 29 „Gerade am äußersten Ende nach Morgen zu wohnten die Ost- und Westgothen und Alanen.“ Warum sind diese drei so ordnungslos aufgezählt? p. 29 „Das war im Westen die erste Germanenherrschaft innerhalb des römischen Reiches.“ Es handelt sich um die Festsetzung der Alanen, Vandalen, Burgunder und Sueven in Frankreich und Spanien. Schon vor diesen, welche erst Anfang 406 über den Rhein gingen, schon seit 403 besaß Alarich aufser dem oströmischen, auch den weströmischen Antheil von Illyrien. p. 29 scheint es, als ob Alarich vor seinem Aufbruch nach Italien mit beiden Römerreichen stets in Frieden gelebt hätte, während er doch vor jenem Zeitpunkte mit Ostrom in ernste Kämpfe verwickelt war. p. 31 „Das ist der Anfang der angelsächsischen Herrschaft in England und der Vermischung der deutschen Einwanderer mit den alten Landesbewohnern, woraus das jetzige englische Volk entstanden ist. Die Sprache beweist noch jetzt den deutschen Ursprung.“ Hierbei ist die spätere Aufnahme des normannisch-französischen Elements ganz unberücksichtigt geblieben. p. 32. Das entscheidende Moment für den ungehinderten Abzug Attilas nach seiner Niederlage bei Châlons, die Rückkehr Thorismunds nach Hause am Morgen nach der Schlacht ist nicht erwähnt. p. 32. „Alle Städte nördlich vom Po fielen in seine (Attilas 452) Hände.“ Er ist nur bis zum Mincio gelangt. Er stirbt schon 453 also ein, nicht 2 Jahre nachher, wie es ebenfalls p. 32 irrthümlich heisst. Weiter unten p. 32. Die Ostgothen brachen bereits 488, nicht erst 490 aus ihren alten Sitzen nach Italien auf, ihr Kampf mit Odoaker dauerte immerhin vier Jahre, sie besiegten ihn also doch nicht gar so „bald.“ p. 33. „Dazu kamen sie (die Ostgothen) in Krieg mit den Kaisern in Konstantinopel“ es handelt sich aber nur um den einen Justinian. p. 34. Das langobardische Reich beschränkte sich nicht auf Norditalien, die heutige Lombardei, sondern dehnte sich bis tief in den Süden der Halbinsel aus. p. 34. „Zuerst (d. h. vor der Schlacht von Soissons) machte (Chlodwig) sich zum König aller fränkischen Stämme.“ Vielmehr sehen wir noch im Kriege mit den Westgothen die ripuarischen Franken als selbständige Verbündete Chlodwigs. Dass, wie es p. 35 heisst, die von Chlodwig unterworfenen Völker auch „ihre eigenen Obrigkeiten“ behalten hätten, ist nicht so allgemein richtig, die Formen ihrer Unterthänigkeit waren verschiedene,

königliche Beamte finden sich aber allerwärts. p. 37. Auf dem Festlande findet sich nicht, wie bei den Angelsachsen eine Sondernung von Königsgut und Staatsgut. p. 41. Karlmann, der Bruder Karls d. Gr., stirbt 771 also 3, nicht 2 Jahre nach dem Tode Pippins. p. 42. Unter „Herzogen“ werden keine Beutezüge gemacht, sie stehen bei Landeskriegen an der Spitze ganzer Völkerschaften. Ein Widerspruch besteht in den Angaben über die Dauer der Sachsenkriege auf p. 41 und p. 42; dort findet sich die Zeit von 772—803 angegeben, hier wird ihnen eine Länge von 32 Jahren ebenfalls von 772 an beigemessen, sie müssten hiernach also bis 804, der gewöhnlichen Rechnung gemäß gewährt haben. p. 42. Dass die Sachsen schliesslich „die Haupteinrichtungen ihrer Verfassung“ gerettet haben, lässt sich angesichts der Uebertragung des ganzen fränkischen Grafenthums auf Sachsen nicht behaupten. p. 43 und p. 45. Die spanische Mark ist erst 801 von Karls Sohn Ludwig, nicht aber gleich nach des Königs Zug vom Jahre 778 eingerichtet worden. p. 44. Der projectirte Canal sollte die Rednitz mit der Altmühl verbinden, statt dessen ist hier von einer Verbindung des Maius mit der Rednitz die Rede. p. 45. Das Bisthum Hildesheim wird irrtümlich eine Stiftung Karls d. Gr. genannt, es ist erst 822 von Ludwig dem Frommen gegründet worden. So ganz an ihrer „Väter Weise“ wie p. 46 gesagt ist, konnten die in Karls Reich vereinigten Völker doch nicht festhalten, sie alle waren ja gemeinsamen, z. Th. von Karl selbst erst geschaffenen politischen Ordnungen unterworfen. p. 48. Karl war nach Einhards Angabe 7 seiner eigenen Fufslängen groß, von „über 6' hoch“ zu sprechen ist also ganz ungenau. p. 50. Die Kehrseiten in Karls Familienleben sind zu stark vertuscht.

p. 281 heift es von Paris: nicht blofs die größte (Festung) der Welt, sondern auch eine starke, p. 283 „dagegen dieser größten und stärksten Festung der Welt.“ p. 284 endlich: Paris vollends zur Festung umzuwandeln. p. 284. Die Entfernung unserer Vorposten vor Paris auf „etwa 1000 Schritt“ von den Forts ist zu klein bezeichnet; dann hätten sie ja unter dem wirksamsten Gewehrfeuer der letzteren gestanden. Die Verbindungslinie derselben beträgt nur  $7\frac{1}{2}$  Meile, der Kreis unserer Vorposten betrug aber 11 Meilen. p. 295 „fand die feierliche Proclamation des Königs zum deutschen Kaiser in Versailles statt.“ Der König hat sich selbst dazu proclamirt, was hieraus nicht erhellt. p. 295. „wo die Fahnen der vor Paris lagernden Regimenter aufgestellt waren“ alle waren sie in Versailles bei der Kaiserproclamation nicht zur Stelle. p. 296 sind die Worte des Großherzogs von Baden unmittelbar nach der Proclamation ungenau citirt, statt: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!“ muss es heißen „Se. Majestät der Deutsche Kaiser, König Wilhelm lebe hoch!“ Die Schilderung der Verfassung des neuen deutschen Reiches lässt endlich auch

manches zu wünschen übrig: p. 297. Nicht schon deswegen, worauf das „also“ hindeutet, weil das Reich aus 25 Staaten besteht, ist es ein Bundesstaat; die Einzelstaaten haben ferner nicht ihre frühere Selbständigkeit behalten, statt „übrigens“ sollte es wohl eigentlich heißen „im übrigen“. Die Organisation der obersten Behörden, des Reichscanzleramtes und Bundesrathes kommt nicht zur klaren Anschauung, ein Fehler ist begangen in der Angabe, dass der Ausschuss des Bundesrathes für auswärtige Angelegenheiten „nur von den Vertretern der drei Königreiche gebildet wird“. Abgesehen von der Unbestimmtheit, welche drei gemeint sind, denn es giebt ja vier Königreiche in Deutschland, ist unberücksichtigt gelassen, dass jährlich aus der Reihe der übrigen Staaten noch 2 Mitglieder in diesen Ausschuss gewählt werden. —

Zum Schluss hat Ref. noch einige Ausstellungen in stilistischer Beziehung zu machen. Z. B. p. 16 „(die Kälte) die bald über uns nach Mitternacht zu anfängt“. p. 23 vom Teutoburger Wald: „Das war ein großer Wald in den Gegenden nach der Weser zu“ u. s. w. p. 24. „er bekam . . . Thusnelda gefangen“. p. 27 f. „Da wo jetzt die Moldau, Wallachei und Ungarn sind“, p. 47. „Die deutsche Sprache, welche noch ziemlich roh war, auszuarbeiten.“ Ungeschickt ist die Wortstellung p. 117. Abs. 2 zu Anfang. p. 273 „So lebten der Norden und Süden Deutschlands in Wehr- und Gütergemeinschaft.“ p. 297 „Und damit auch den Frauen und Jungfrauen . . . ihre Ehre nicht fehle, wurde für sie ein besonderes Verdienstkreuz gestiftet.“

Ref. erscheint es nach allem diesem, dass die Pietät gegen den verstorbenen Kohlrausch, von der ja auch der Herr Herausgeber seiner Aussage gemäß erfüllt ist, mehr gewahrt worden wäre, wenn dessen hier besprochenes Lehrbuch mit dem Verf. selbst seine Ruhe gefunden hätte. Besser statt ein Buch, das einst vortrefflich, jetzt sich überlebt hat, durch künstliche Injectionen lebendig erhalten zu wollen, in eigener selbständiger Arbeit das für den heutigen Tag zu leisten versuchen was einer früheren Zeit Kohlrausch' Darstellung der deutschen Geschichte war.

Berlin.

Rethwisch.

---

Brandt, H. Rector der höh. Bürgerschule zu Papenburg und Mitglied des K. Consistoriums zu Osnabrück: Mathematisches Übungsbuch mit eingereichten Erklärungen und Sätzen, für höhere Lehranstalten. I. Arithmetik und geometrische Grundbegriffe für die unteren Classen, gr. 8. (174 S.) II. Arithmetik und Algebra für die mittleren Classen. Zweite Auflage. gr. 8. (161 S.) Münster, Adolph Russell, 1873. 1872.

In dem ersten Theile der vorliegenden Bücher giebt uns der Hr. Verf. ein Rechenbuch, welches nach dem Erlass des Münzgesetzes vom 4. December 1871 bearbeitet ist. Dass man in einem



solchen Buche einen durchdringenden Einfluss der nunmehr vollständig durchgeführten dekadischen Theilung der Haupteinheiten in Münzen, Mafsen und Gewichten auf das Rechnen erwarten muss, ist wohl selbstverständlich. Leider habe ich mich aber in meiner Erwartung vollständig getäuscht: die Mark tritt einfach als neue Einheit zu den schon länger eingeführten Haupteinheiten der Mafse und Gewichte hinzu; das Rechnen selbst und der Gang im Unterricht hat keine nennenswerthe Veränderung erfahren. Die Ansichten, welche ich über die durchaus nothwendig gewordene Umgestaltung des Rechenunterrichtes habe, habe ich in dieser Zeitschrift schon so oft geäußert, dass ich wohl einfach auf das früher Gesagte verweisen kann: es wird also nur übrig bleiben, die Art und Weise, wie der Hr. Verf. die neuen Systeme in dem Unterrichte behandelt hat, näher zu kennzeichnen. In der Vorrede ist gesagt, dass in dem Unterricht der Sexta vorzugsweise das metrische System eingeübt und mit möglichster Beziehung zum dekadischen Zahlensysteme behandelt wird. Wenn der Hr. Verf. dieser Ansicht nur treu geblieben wäre! Er giebt allerdings zu der Einübung des metrischen Systems Stoff genug, ja meiner Ansicht nach zuviel, aber ich vermisste die Beziehung zum dekadischen Zahlensysteme. Bei ihm hat das metrische System mit dem Zahlensysteme nur das gemein, dass je zehn Einheiten einer niederen Ordnung eine Einheit der nächst höheren Ordnung ausmachen; damit hört aber das Gemeinsame auf! Im übrigen ist das metrische System genau so wie die alten Systeme behandelt. Dass das erstere System von Anfang an so geschrieben werden muss wie eine dekadische Zahl, also 5,623 m. und nicht 5 m. 6 dm. 2 cm. 3 mm., wenn anders die enge Beziehung der beiden Systeme auch dem Sextaner in die Augen fallen soll, hat der Hr. Verf. nicht beachtet. Er lässt erst bei der Lehre von den Decimalbrüchen diese Schreibweise anwenden. Dadurch geht dem Schüler die so wichtige Vorbereitung für die letztere Rechnung vollständig verloren, während er nach Einführung der neuen Systeme schon mit Decimalbrüchen rechnen muss, ehe sie das Classenpensum auch dem Namen nach behandelt. Selbst nach Behandlung desselben wendet der Hr. Verf. Schreibweisen an, die gewissermassen wieder von dem Decimalbruch weg führen, wie 14 mk. 21.

Es versteht sich von selbst, dass auf den höheren Schulen, für welche ja das vorliegende Rechenbuch bestimmt ist, die Rechnung mit gemeinen Brüchen nach wie vor behandelt werden muss. Aus den bürgerlichen Rechnungsarten werden aber mit der Zeit die gemeinen Brüche, deren Nenner keine Theiler der 10 sind, verschwinden, so dass man in diesen höchstens Halbe, Viertel, Fünftel, Achtel antreffen wird. Demnach kann das Unterrichtspensum für die gemeinen Brüche bedeutend entlastet werden, zumal da das Resolviren und Reduciren ganz von selbst wegfällt. Der Hr. Verf. scheint hierin anderer Meinung zu sein, denn er zieht das

neue System gleichsam an den Haaren zu den gemeinen Brüchen ohne daran zu denken, dass im praktischen Leben doch nie jemand so rechnen wird. Auf S. 42 will er z. B. 1 kgr. 13 gr. 4 cgr. + 4 gr. 5 dgr. + 5 gr. 7 cgr. + 2 dgr. mit Hilfe der Bruchrechnung addirt haben! Andererseits muss sich natürlich der Unterricht bei den Decimalbrüchen mehr mit den bürgerlichen Rechnungsarten beschäftigen als es bisher geschehen ist. Bei der großen Unsicherheit, die in dieser Rechnung noch herrscht, laufen wir wirklich Gefahr aus den neuen Systemen so gut wie gar keinen Vortheil für das Rechnen zu ziehen, denn man zieht den sicheren Weg, der mit Hilfe der hinlänglich eingetübten Rechnung mit gemeinen Brüchen auch zum Ziele führt, dem noch unsicheren Wege, den die in ihren Consequenzen noch wenig bekannte Rechnung mit Decimalbrüchen weist, vor. Meiner Ansicht nach muss daher gerade jetzt bei der Lehre von den Decimalbrüchen auf die Rechnungen des praktischen Lebens ganz besonders Rücksicht genommen werden. Eine Aufgabe wie (S. 89): „Was kosten  $1\frac{5}{11}$  Liter wenn  $3\frac{1}{9}$  Liter  $9\frac{2}{7}$  Pf. kosten?“ hat wirklich keine Berechtigung mehr, da die Praxis weder elfte noch neunte Theile eines Liters kennt. Die allgemeine Regeldetriaufgabe des praktischen Lebens ist von der Form: 5,36 Hltr. kosten 19,48 mk. Was kosten 39,45 Hltr.? Derartige Beispiele finden sich in dem Rechenbuch so gut wie gar nicht.

Bei der Behandlung der Lehre der Decimalbrüche hat der Hr. Verf. mehr auf die Verwandtschaft des Decimalbruches mit dem gemeinen Bruche als mit der ganzen Zahl Bezug genommen; er erklärt: „Ein Decimalbruch ist ein Bruch, welcher eine Potenz von 10 zum Nenner hat.“ Die so wichtige Multiplication und Division decimaler Zahlen durch Potenzen von 10 werden in einer Anmerkung unter dem Text mit drei Zeilen behandelt! Die Abkürzung decimaler Zahlen kommt nicht besser weg: wie es scheint darf man nach der Ansicht des Hrn. Verf.'s auch nur unendliche Decimalbrüche abkürzen. Das Gleichnamigmachen spielt bei der Addition, Subtraction und Division eine große Hauptrolle:  $0,002:0,2$  wird also in  $2:200$  verwandelt und dann wo möglich lang dividirt. Abgekürztes Rechnen ist im ersten Theile gar nicht behandelt und im zweiten Theile so oberflächlich, dass ich wirklich bezweifeln muss, ob der Hr. Verf. das abgekürzte Rechnen vollständig beherrscht. Aus den gegebenen Beispielen geht hervor, dass der Hr. Verf. nur bei unendlichen Decimalbrüchen abgekürzt multipliciren will, also nur dann, wenn man kürzen muss; es scheint ihm also die abgekürzte Multiplication für endliche Decimalbrüche ganz unbekannt zu sein. Außerdem beginnt er die Kürzung sogleich bei dem zweiten Theilproducte, so dass es den Anschein gewinnt, als ob die Anzahl der Stellen im Resultate nicht im Belieben des Rechners stände. Wie weit man sich auf die Richtigkeit des Resultates verlassen kann, ist kaum erwähnt. —

Der Hr. Verf. hat es für passend erachtet die Regeldetri erst nach der Rechnung mit gemeinen Brüchen und Decimalbrüchen eingehend zu behandeln, weil „die Trennung der Regeldetriaufgaben in solche mit ganzen und solche mit gebrochenen Zahlen doch kaum einen Zweck für den Unterricht hat, wohl aber das Lehrbuch unnöthigerweise ausdehnt.“ Ich kann diese Ansicht nicht theilen. Die Aufgaben müssen in Sexta ebenso gut die Ueberlegung in Anspruch nehmen wie in Quarta, sonst wird dieselbe zu spät geübt. Aufgaben wie (S. 80) „3 Liter kosten 11 Mk.; was kosten 9 Liter?“ sind doch keine Aufgaben für einen Quartaner? Wiederum kann ich es nicht begreifen, wie der Hr. Verf. in einer Aufgabe wie: „5 M. kosten 10 Mk. 15, was kosten 9 M.?“ von einem Quartaner zuerst den Preis eines Meters wirklich ausrechnen lassen kann und dann erst den Preis von 9 M. Ein Schüler, der die Bruchrechnung absolvirt hat, muss kürzer rechnen. Durchaus lobenswerth ist es, wenn der Hr. Verf. nicht allein kaufmännische Rechnungen, sondern auch Aufgaben aus anderen Gebieten herangezogen hat; im Anfange ist namentlich die Geographie verwerthet: der Hr. Verf. hätte dabei nur mehr Rücksicht auf die Kenntnisse eines Sextaners in der Geographie nehmen sollen, die meiner Erfahrung nach nicht so umfangreich sind, wie sie der Hr. Verf. voraussetzt. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin zu bemerken, dass der Hr. Verf. in dem Anhange die Höhen der Berge bis auf Centimeter genau angiebt! Wer hat denn z. B. den Gaurisankar so genau gemessen?

Einen großen Abschnitt des ersten Theiles nehmen geometrische Aufgaben ein. Man scheint jetzt immermehr zu der Ueberzeugung zu kommen, dass der geometrische Unterricht ebenso gut und vielleicht noch mehr vorbereitet werden muss, als der arithmetische. Die sogenannte „geometrische Anschauungslehre“ bietet als neue Disciplin nach der Meinung des Hrn. Verf.'s praktische Hindernisse dar, während „der Rechenunterricht für eine geeignete Behandlung geometrischer Grundbegriffe und Rechnungen Raum genug haben dürfte.“ Ich habe in dieser Zeitschrift vor einiger Zeit meine Ansichten über diese geometrische Anschauungslehre, welche vor dem systematischen Unterrichte in der Geometrie behandelt werden soll, entwickelt und theile durchaus die Ansicht des Hrn. Verf.'s hinsichtlich ihrer Nothwendigkeit. Wo aber der Rechenunterricht auf dem Gymnasium die Zeit dazu hernehmen soll, ist mir unerfindlich, da ich aus Erfahrung weiß, wie langsam man darin fortschreiten kann. Allerdings halte ich die Verbindung der Figur mit der Zahl, die der Zeichenunterricht nicht gewährt, für nothwendig und wünschenswerth, so dass dieser Unterricht in die engste Beziehung mit dem Rechenunterrichte zu bringen ist; aber, wie gesagt, ich weiß nicht, wo die Zeit dazu herkommen soll. Die Aufgaben, welche der Hr. Verf. giebt, sind durchaus sachgemäß und brauchbar, ihre bloße Ausrechnung

würde aber meiner Ansicht nach die Geometrie nicht besonders vorbereiten, wenn nicht die Rechnungen von dem Zeichnen begleitet werden.

Der zweite Theil des Buches ist für die Tertia der höheren Schulen berechnet und wird mit der ziemlich bedeutenden Fülle von Aufgaben bei dem Unterrichte gewiss recht gut verwendet werden können. Er enthält die vier Species, die Potenzirung, Reducirung und die Gleichungen ersten Grades. Ebenso wie im ersten Theile sind die Aufgaben von Erklärungen und Sätzen begleitet, die wohl den Lehrer auf dies und jenes aufmerksam machen sollen, was er bei der Erklärung und Herleitung zu beachten hat. An manchen Stellen scheint mir jedoch die Vorsorge des Hrn. Verf.'s für den unterrichtenden Lehrer doch etwas zu weit zu gehen, außerdem sind die Fragen mitunter nicht bestimmt genug. Was sollen denn Fragen wie: „Was versteht man unter dem Ausdrucke: im Sinne behalten?“ „Was versteht man bei der Subtraction unter Leihen oder Borgen?“ Ganz unverständlich ist z. B. „wie kann man ohne Rechnung sofort angeben, welches die Summe zweier Stammbrüche sein muss, wenn ihre Nenner zwei auf einander folgende ganze Zahlen sind?“ „Worin liegt es, dass man bei den Decimalbrüchen ebensogut im Sinne behalten und borgen oder leihen kann wie bei ganzen Zahlen?“ „Wenn  $-3 \times 5 = -15$  und  $3 \times -5$  auch  $= -15$  ist, was muss dann aus den Factoren  $-3 \times -5$  werden?“

Im übrigen ist das Buch mit großem Fleiss und eindringender Gründlichkeit bearbeitet, so dass es gewiss mit Aussicht auf gute Erfolge dem Unterrichte zu Grunde gelegt werden kann.

Berlin.

A. Kuckuck.

---

Kutsch, A., Oberlehrer an der Realschule in Elbing: Der Rechenunterricht der Mittelstufe, ein Beitrag zur Umgestaltung des Rechenunterrichts überhaupt. I. Abschnitt: Das Rechnen mit Systemzahlen. Abhandlung im Osterprogramm 1873 der Realschule in Elbing.

Wir haben das decimale Münz-, Mafs- und Gewichtssystem, aber wir haben noch nicht das Rechnen mit decimalen Zahlen in der Form, wie es die neuen Systeme verlangen, wenn anders die Vortheile, die in denselben liegen im Unterricht wie im praktischen Leben ihre volle Würdigung erhalten sollen. Vor allen Dingen steht entgegen das zähe Festhalten an dem gemeinen Bruche, welcher, wie Mauritius sehr treffend bemerkt, die Aufgabe hatte, die Verkehrtheiten der früheren Systeme mit dem Decimalsysteme zu versöhnen und für die Anwendung seiner Rechnungsgesetze vorzubereiten. Immer und immer wieder tritt uns in den Rechenbüchern, auch in den ganz neu erschienenen, die Erklärung entgegen: „der Decimalbruch ist ein gemeiner Bruch u. s. w.“, die nähere

Verwandtschaft mit der ganzen Zahl ist selten hervorgehoben. Und dennoch ist dies durchaus nöthig, denn nur so kann aus den neuen Systemen die in ihnen liegende Erleichterung des Rechnens gezogen werden.

Bei diesem Stande der Dinge ist es außerordentlich werthvoll eine Stimme zu vernehmen, die sich voll und bestimmt für die durchgreifende Verwerthung der neuen Systeme im Rechenunterricht und für die dadurch bedingte Umgestaltung des letzteren ausspricht. Der Hr. Verf. hält vor allen Dingen eine gründliche Durcharbeitung des decimalen Zahlensystems für durchaus geboten, um von dieser Grundlage aus die neuen Systeme sowohl im Unterrichte als auch in der Praxis am besten zu verwerthen. Er sagt: „Die Frage nach einer zweckmäßigen unterrichtlichen Behandlung der Decimalzahlen führt zu einer nicht unwesentlichen Umgestaltung des Rechenunterrichtes überhaupt. Die vorliegende Arbeit will einen Beitrag zu solcher Umgestaltung liefern, indem sie es versucht, eine einheitliche Auffassung der dekadischen und decimalen Zahlen zu vermitteln, das Rechnen mit diesen Systemzahlen und den außerhalb des Systems liegenden Theilzahlen sowie mit absoluten und relativen Zahlen überall aus demselben Gesetz abzuleiten und dadurch eine organische Verbindung der einzelnen Stufen des Rechenunterrichtes herzustellen, bei welcher die Erweiterung des Lehrplanes um die „Decimalbruchrechnung“ nicht die Gefahr einer Zersplitterung der Lehr- und Lernkraft, wohl aber die Veranlassung zu tieferer Durchdringung und gründlicherer Verarbeitung des Unterrichtsstoffes in sich birgt.“ Wenn der Hr. Verf. zu dieser einheitlichen Auffassung der dekadischen und decimalen Zahlen den Begriff der negativen Zahlen und der Potenzen zur Hülfe nimmt, so könnte dies zunächst bei dieser Unterrichtsstufe bedenklich erscheinen. Wer aber die Art und Weise, wie der Hr. Verf. in seinem Aufsätze diese Begriffe zum Verständnis führt und in dem Unterrichte verwendet, näher betrachtet, dem wird sicherlich dieses Bedenken schwinden.

Nachdem der Hr. Verf. die Begriffe der vier Species streng wissenschaftlich erklärt und an einzelnen Beispielen erläutert hat, wendet er sich zu dem Zahlensysteme und behandelt mit großer Ausführlichkeit zunächst die Zahlensysteme im allgemeinen, dann das indo-arabische Ziffernsystem und endlich das Umformen der Zahlen. In dem ersten Abschnitte wendet er namentlich dem Zählen seine Aufmerksamkeit zu, weil er in dem sicheren Zählen einen Hauptstützpunkt für die Beherrschung des Systemes erblickt. Es ist dies ein Punkt, welcher bei der darin so häufig hervortretenden Unsicherheit nicht genug hervorgehoben werden kann; ich selbst habe schon vor längerer Zeit in dieser Zeitschrift die völlig unzureichende Fertigkeit im Zählen, im Schreiben und Lesen der Zahlen hervorgehoben.

Der Hr. Verf. sagt mit Recht: „Völlige Sicherheit im Zählen

ist die nothwendige Grundlage, auf der sich alle Einsicht und Fertigkeit im Rechnen aufbaut. Unsicherheit und Unfertigkeit im Rechnen, Unklarheit und Mangel an Fassungs-gabe für arithmetische Wahrheiten und die damit verbundene Unlust und Theilnahmlosigkeit für den Unterricht sind vielfach auf den Mangel an diesem Fundament zurückzuführen. Man muss oft staunen über den Grad der Unkenntnis bei 15—16jährigen Schülern. In dem Zahlenkreise bis 1000 pflegen sie heimisch zu sein. Darüber hinaus herrscht oft völlige Unkenntnis. Sie wissen z. B. nicht, dass, wenn sie von 1 ZT aus mit 1 E zählen, erst nach zehnmaligem Zählen 1 Z, nach 100maligen 1 H u. s. w. hinzukommt, sondern für sie folgt, wenn z. B. von 1 ZT aus mit 1 E gezählt wird, auf 10009 sofort 11000 oder irgend eine andere ebenso unrichtige Zahl.“ Außerordentlich gründlich und eingehend behandelt ferner der Hr. Verf. die Consequenzen des einfachen Gesetzes für die Bildung unseres Zahlensystemes: „Zehn Einheiten bilden eine nächst höhere Einheit.“ So einfach dieses Gesetz erscheint, so folgerichtig ist es, wie wir ja wissen, für die Entwicklung der Arithmetik gewesen; Laplace hat das darauf basirende Zahlensystem mit Recht eine der nützlichsten Entdeckungen genannt. Wenn aber dem Schüler die Consequenzen dieses Gesetzes zur völligen Klarheit kommen sollen, so ist dazu mehr nöthig als eine bloße Hinweisung auf dieselben. Der Schüler muss die mannigfaltigsten Übungen durchmachen, um wirklich zu einem gründlichen Verständnis und zu einer verständigen Anwendung der gewonnenen Kenntnisse bei dem Rechnen zu gelangen. Meiner Ansicht nach werden die Punkte, die der Hr. Verf. in den Bereich zieht, ganz gewiss den gewünschten Zweck erreichen lassen: außerdem geben beigefügte ausführlich behandelte Aufgaben dem Lehrer einen Fingerzeig für die Einübung des bereits Gelernten. Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier Einzelheiten hervorheben wollte, ich verweise lieber auf die Abhandlung selbst.

Der eng bemessene Raum, den ein Programm gewährt, hat leider den Hrn. Verf. gezwungen, die Arbeit unvollendet zu lassen: von den Grundrechnungen mit absoluten Zahlen konnte er nur noch die Addition und Subtraction entwickeln; ich hoffe, dass er uns den Schluss nicht vorenthalten und für seine Veröffentlichung auf irgend eine Weise sorgen wird. Es werden mit mir alle die diesen Wunsch theilen, welche bemüht sind, dem Rechnen mit decimalen Zahlen diejenige Form zu geben, deren es jetzt nach Einführung der neuen Systeme durchaus bedarf, wenn die Vortheile, welche die letzteren dem Rechnen gewähren, nicht verloren gehen sollen.

Berlin.

A. Kuckuck.

### Bemerkung zu der Entgegnung von Herrn Dr. Kocks im Märzheft d. Z.

Es ist dem Herrn Verfasser nicht entgangen, dass meine Anzeige seiner Schrift in aufrichtiger Anerkennung der dieselbe durchdringenden Gesinnung abgefasst ist; meine Entgegnungen trafen fast an keiner Stelle die Bemerkungen des Hrn. Verf. über Mängel und Uebelstände der bestehenden Einrichtungen, sondern diejenigen Vorschläge zu ihrer Beseitigung, von deren Zweckmäßigkeit ich mich nicht überzeugen konnte. Da es sich um Gegenstände handelt, die nicht erst auf Anlass der angezeigten Schrift mein Nachdenken beschäftigten, so wird es den Hrn. Verf. nicht überraschen, dass die vorstehende „Erwiderung“ in meinen Ueberzeugungen keine wesentliche Aenderung hat hervorrufen können. Um die Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden, erlaube ich mir auf meine frühere ausführliche Begründung zu verweisen, und beschränke mich auf wenige ergänzende Bemerkungen.

1. Verhältnis des Gymnasiums zur Volksschule. — Meine Bemerkung, dass der Hr. Vf., was er mit der einen Hand der Volksschule gebe, mit der andern wieder zu nehmen scheine, ruht doch wohl nicht, wie der Hr. Verf. voraussetzt, auf einer Verwechslung der Begriffe Pflicht und Recht, sondern ist durch des Hrn. Vf.'s eigne Worte begründet. Denn wenn der Hr. Vf. zuerst beantragt, dass „auf Grund des Zeugnisses der Elementarschule die Aufnahme in die unterste Classe der höhern Schule erfolgen *müsste*“, und unmittelbar darauf doch verlangt, „man behalte der höhern Schule das *Recht* vor, *selbst zu prüfen*“, so vermag ich nicht diese beiden Sätze in Einklang zu bringen und überlasse darüber das Urtheil den geehrten Lesern. Mir bleibt als Folge aus den beiden Sätzen nur das übrig, dass die höheren Schulen in ihre unterste Classe Schüler auf das Zeugnis der Elementarschule aufnehmen können, und damit würde nichts Neues angeordnet sein. — Uebrigens verdient noch folgender Umstand Beachtung. Wenn dem Zeugnisse der Elementarschule obligatorische Geltung zur Aufnahme in die höhere Schule soll beimessen werden, (denn der schwankende Vorschlag des Hrn. Verf.s, dass die Gymnasien aufnehmen müssen und doch prüfen dürfen, fürchte ich, nur zu den unliebsamsten Collisionen), so erinnert dies unabweislich an den analogen Fall, dass dem Gymnasialzeugnis der Reife Geltung für die Aufnahme auf die Hochschule thatsächlich gegeben ist. Aber dieses Recht ist den Gymnasien nicht einfach zu selbständiger Ausübung ertheilt, sondern durch Mitwirkung einer höhern Behörde und durch streng vorgezeichnete Formen vorsichtig beschränkt. Sollte ähnliches nicht auch gegenüber den Volksschulen bei Ertheilung eines solchen Rechtes für erforderlich erachtet werden, um so mehr, wenn man die Schwierigkeit bedenkt, die Elementarschulen auf ein der Aufgabe des Unterrichtes entsprechendes Mafs der Frequenz zu beschränken und sie durchweg mit genügend vorbereiteten Lehrkräften zu besetzen?

2. Ascensionsrecht der Lehrer. — Wie ich über das Verfahren solcher Directoren oder Behörden denke, „welche bei jeder Vacanz sich auf die hohe Warte stellen, um nach hochbegabten Naturen auszuspähen“, ist aus meiner Anzeige deutlich zu ersehen; aber die von mir dargelegten Bedenken gegen den Vorschlag des Hrn. Verf.'s scheinen mir nicht gehoben zu sein. Auch

besorge ich, dass, insoweit an entscheidenden Stellen die vom Hrn. Verf. charakterisirte Gesinnung vorhanden ist, durch die von ihm vorgeschlagene Einrichtung die Menge der Fälle unnöthiger Einschlebung sich nicht ganz in dem gehofften Mafse verringere, und dass an der allein zulässigen Stelle, nämlich bei der letzten Oberlehrerstelle, die Einschlebung dann vielmehr Regel statt Ausnahme werden möchte. Aber ich bescheide mich gern, dass ein sicheres Urtheil darüber, inwieweit eine verderbliche Willkür der Einschlebung durch gesetzliche Beschränkungen des Patronatrechtes beseitigt oder gemäfsigt werden könne, nur aus einer Vergleichung der Grundsätze gewonnen werden kann, welche bei den Anstellungen und den Ascensionen in allen analogen Gebieten eingehalten werden.

3. Director, Prorektor, Conrektor. — In meiner Entgegnung gegen diesen Vorschlag habe ich mich wissentlich auf das Nothwendigste beschränkt, überzeugt, dass jeder Leser die gegebenen Andeutungen weiter ergänze und ausführe; ich verzichte auch jetzt darauf, weiteres hinzuzufügen. — Der Hr. Vf. hat auch in diesem Falle einen wirklichen Uebelstand vor Augen, nämlich dass an stark besuchten Gymnasien, die mit ihren Doppelscöten fast zwei Schulen gleichzustellen sind, die Directoren einer Ueberbürdung mit Geschäften ausgesetzt sind, welche einen guten Theil ihrer Zeit und Kraft ihrer eigentlichen Aufgabe für die Schule entziehen. Erwägt man nun, dass jene Ueberfüllung der Gymnasien, welche die Directoren überbürdet, nicht daher rührt, dass ein verhältnismäfsig viel gröfserer Theil der Bevölkerung den Weg der Universitätsstudien einschlägt, sondern hauptsächlich daher, dass an theilweise Absolvirung des Gymnasiums (bis Obertertia, bis Secunda, bis Prima) werthvolle Berechtigungen geknüpft sind und die Aussicht auf diese Berechtigungen eine Menge hemmender Elemente in das Gymnasium zieht; so wird man wohl zu dem Ergebnis gelangen, dass dem thatsächlichen Uebelstande von ganz anderen Seiten her entgegenzutreten ist, und nicht durch den höchst bedenklichen Versuch, durch Auflösung der persönlichen Einheit der Direction in ein Directionscollegium den Director gerade seiner eigentlichen Aufgabe zum Theil zu entfremden.

4. Theilung der Abiturientenprüfung. — Die Erwiderung des Hrn. Vf.'s trifft nicht die in meiner Anzeige ausgesprochenen Bemerkungen, sondern ändert wesentlich den Gesichtspunkt des Vorschlages, den er ursprünglich gestellt hatte. Der Vorschlag lautete: „Man sollte das Abiturientenexamen theilen, und ein Examen für die Versetzung von Obersecunda nach Unterprima einrichten“ u. s. w. „Natürlich müsste dieses Examen unter genauer Controle des Directors und nach den strengen Bestimmungen, die für das Abiturientenexamen gelten, abgehalten und die schriftlichen Arbeiten der Provinzialschulbehörde vorgelegt werden. Wenn im Abiturientenexamen diese drei Scripta (lat., griech., franz.), die Hälfte der Mathematik und die alte Geschichte fortfallen, so würde unsern Oberprimanern das geisttödtende Repetiren gröfstentheils erspart werden.“ Jetzt dagegen weist der Hr. Vf. vornehmlich auf den Werth hin, den eine strenge Versetzungsprüfung bei dem Uebergange von Obersecunda nach Prima haben würde; denn es würde „unwissenden und unfähigen viel weniger möglich werden, in die Prima zu kommen, wodurch viel mehr Unberufene auch von der Universität fern gehalten würden.“ In diesem Punkte hatte ich dem Hrn. Vf. auf das entschiedenste beigestimmt und nur die Hinzuziehung der Könighchen Auf-



sichtsbehörde abgelehnt. Aber dass die vorgeschlagene Beseitigung der drei Scripta und der Hälfte der Mathematik aus der Abiturientenprüfung „den Oberprimanern geisttödtende Repetitionen ersparen würde“, ist mir auch durch die Erwiderung des Hrn. Vf.'s nicht begreiflich geworden, und ich muss nochmals der entschiedenen Ueberzeugung Ausdruck geben, dass die Ausführung dieses Vorschlages die Gründlichkeit des Unterrichts in Prima in hohem Grade erschweren und gefährden würde.

H. Bonitz.

### Entgegnung.

Die Beurtheilung meines Buchs „3000 Themen zu deutschen Aufsätzen“ in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Januarheft, S. 37 flg.“, bestimmt mich zur ergebensten Bitte an die geehrte Redaction, dieser Entgegnung einen Platz zu gönnen.

1. Der Zweck meines Buchs, gleich in der Vorrede deutlich ausgesprochen, ging dahin, den Lehrern beim Stellen der Themen ein „promptuarium“ zu liefern, einen Vorrath, wo sie jeder Zeit etwas Brauchbares zu finden mit Fug erwarten könnten. Nichts Anderes besagte der Titel, nichts Anderes das Motto: ich wollte ihnen die Mühe ersparen, ein Thema erst selbst zu suchen.

2. Ein solches Buch, wenn es nicht zugleich die Themen disponirt enthält, hält aber Hr. Eichholtz für verfehlt, für unnütz. — Sollte jemals eine Arbeitskraft sich finden, eine so große Zahl von Aufgaben fertig disponirt aufzustellen, so wäre nach meiner Ansicht damit nichts gewonnen, vielmehr unheilbarer Schaden angerichtet. Ich lege als Maßstab solcher Dispositionen das treffliche Buch von Cholevius an, wo sie in genügender Ausführlichkeit, mit sehr zahlreichen Belegstellen gegeben sind. Jeder Band dieses Werks enthält etwa 100 Dispositionen; darnach würden meine Themen dreißig Bände erfordern. Dass ein solches Buch in jeder Beziehung unbrauchbar und unausführbar wäre, bedarf keines Beweises.

3. Aber gesetzt, es ließen sich diese Schwierigkeiten überwinden, so würde eine solche Arbeit, ausgeführt und zugänglich gemacht, dem deutschen Aufsatz in den Schulen unberechenbaren Nachtheil zufügen. Ich wenigstens habe es stets erfahren, dass ich kein Thema stellen durfte, wenn es in einigermaßen gangbaren Büchern disponirt vorhanden war. Selbst aus dem weniger bekannten Herzogischen Buch fand ich die Disposition eines Themas (No. 1149 bei mir) von den Primanern durchgängig benutzt; was ich erst aus den überall wiederkehrenden Verkehrtheiten erkannte. Auch ein von Cholevius disponirtes Thema hütete ich mich zu geben, und um so stärker, je tüchtiger dessen Arbeit ist. Nach meiner Ansicht ist es allein die eigne Geistesthätigkeit der Schüler, was bei dem Aufsätze wirklich Werth hat, und es ist ihnen weit erspriesslicher, mit angestrengter Arbeit mangelhafte Aufsätze zu liefern, als bessere nach fertig zubereiteten Dispositionen. Natürlich kann das Durchsprechen gegebener Aufgaben in der Classe nach heuristischer Methode nicht dagegen angeführt werden; dieses ist im Gegentheil immer nützlich, oft nothwendig. Sollte demnach jemals das ganze Gebiet der Aufgaben aus meinem Buche in guten, ausführlichen Dispositionen der Lehrer- und Schülerwelt zugänglich gemacht werden, so wären die schlimmen Folgen ersichtlich und un-

ausbleiblich. Es müsste denn jemand die Bequemlichkeit als leitenden Grundsatz des deutschen Unterrichts aufstellen. —

4. Auf alle Einzelheiten, die Hr. Eichholtz an meiner Arbeit ausstellt, kann ich hier nicht eingehen. Dass dieselbe viel Unvollkommenes hat, gestehe ich gern ein. Aber wenn z. B. Hr. E. (S. 39) bei Klopstock die Aufgaben über die Bardiete, die Dramen, die Gelehrtenrepublik so ungemein erstaunlich findet, so billige ich das durchaus nicht. Soll kein Primaner je mehr von diesen Werken lesen oder wissen, als die Titel? Hat doch Heinr. Kurz in seiner für den Schulgebrauch bestimmten Mustersammlung (I, 101) recht große Bruchstücke aus dem letzten, keineswegs bedeutungslosen Buche mit Recht aufgenommen! Es wird wirklich gar kein Schaden sein eine solche Aufgabe zu stellen, falls der Lehrer geeignete Schüler vor sich hat. Dass ich sie durchgängig, von allen, in jedem Cursus, unter allen Umständen bearbeitet wissen wollte, wird doch kein Lehrer annehmen. Aber nach dem Princip meines Buches konnten diese Aufgaben nicht fehlen, und Klopstocks Gelehrtenrepublik hat Gedankenreichthum, tüchtige Gesinnung, Eigenthümlichkeit der Ansichten und der Sprache genug, um auch damit einmal Schüler zu beschäftigen.

5. Ebenso kann ich nicht zugeben, dass Treitschkes Ausspruch (bei mir No. 3) „überhaupt kein Thema ist“ (S. 42). Allerdings muss der Lehrer ihn durchsprechen; dann aber findet sich mit Leichtigkeit, zunächst, wo der Schüler die Großartigkeit („das Grandiose“) zu suchen hat; sie liegt a) in der Handlung, b) in den Charakteren. Werden diese Theile gehörig gegliedert [für a: etwa 1. Siegfrieds Leben vor der Werbung; 2. Die Könige in Worms; 3. Siegfrieds Tod; 4. Die Fahrt zu den Hunnen; 5. Die Rache Kriemhilds; — für b: 1. Siegfried; 2. Hagen; 3. Kriemhilt; 4. Rüdiger; 5. Volker —] kann dann der Schüler nicht in diese Fächer einen reichhaltigen, abgerundeten Inhalt wohl einfügen? Und der Zusatz Treitschkes: „Woran die Kunst und der Glaube seit Jahrhunderten gearbeitet hat“ giebt außerdem noch Stoffe genug, wenn die Kenntnis und die Kraft des Schülers auch so weit reichen.

6. Das aber liegt wirklich nicht in meiner Art, wenn Hr. Eichholtz sagt (S. 45): „ich wolle die Leser durch Scheincitate an der Nase herum führen!“ In der (No. 313) angezogenen, ausdrücklich von mir mit „Vgl.“ bezeichneten Stelle würde Hr. E. gefunden haben, dass Koberstein (II, 1441) meint, Lessing habe sich nirgends über Götz von Berl. ausgesprochen. Ich wusste jedoch das Gegentheil, nur nicht „Wo?“ Und eben dieses beides wollte ich kurz, aber für aufmerksame Leser doch deutlich genug durch die Zusätze: „Wo?“ und „Vgl.“ aussprechen.

7. Meine Bemerkungen zu No. 298 bezeichnet Hr. Eichholtz (S. 45) als „weise.“ Dafür halte auch ich dieselben keineswegs, aber für ganz richtig, um den Schüler bei einem so schwierigen Versuch auf große Muster hinzuweisen. — Freilich wird kein Schüler denselben mit vollem Erfolge durchführen, und dasselbe wird sogar von den allermeisten Lehrern gelten. Wäre aber deshalb der Versuch sich selbst über Göthe aufzuklären so sehr zu missbilligen? Werden nicht solche Aufgaben über Horaz, Klopstock, Herder, Lessing u. a. sehr oft und mit Recht gestellt? Dürfen wir denn nur vollkommene, vollendete Leistungen von den Schülern erwarten oder fordern? —

Königsberg in Pr., März 1873.

Friedr. Lewitz.

Zu vorstehender Entgegnung habe ich folgendes zu bemerken:

In meiner Besprechung des in Frage stehenden Buches glaube ich eine nicht geringe Menge von Themen aus verschiedenen Gründen mit Recht als unbrauchbar bezeichnet zu haben. Nur durch die Aufnahme einer Masse von unnützem Ballast ist es dem Hrn. Vf. gelungen, die enorme Zahl von 3000 zu erzielen, welche er mit Zuhilfenahme einer Litteraturgeschichte, einer Weltgeschichte und einer Sentenzensammlung mit Leichtigkeit auf 6000 hätte steigern können. Hieraus folgt, dass ich für meine Person es nicht für wünschenswerth halten würde, wenn Hr. L. dreifsig Bände Dispositionen zu seinen dreitausend Themen schriebe; dass also die Ausführung in alinea 2 der Entgegnung gegenstandslos ist.

Von eben so großer Offenheit als Naivität zeugt die Erklärung und Rechtfertigung der von mir S. 45 getadelten Art zu citiren. Also das Wörtchen „Wo?“ sollte nicht die Spürkraft des Lesers reizen, sondern war eine ehrliche Frage des Hrn. Vf.'s, welcher den Fundort der Stelle selber nicht kannte? Und die unmittelbar folgenden Worte: „Vgl. Kobersteins Littgesch. II, S. 1441 Anm.“ bilden nicht die Antwort auf jenes Wo? sondern deuten „für aufmerksame Leser deutlich genug“ an, dass Koberstein jene Stelle unbekanntem Fundorts noch weniger gekannt habe, als der Hr. Vf.? — Tief beschämt über meine „Unaufmerksamkeit“, welche mich diesen so „deutlichen“ Zusammenhang übersehen liefs, verzichte ich auf jede weitere Debatte über diesen und die andern Punkte der Entgegnung. Wer möchte aber nicht Hrn. L. darum beneiden, dass er Zeit genug findet, um Themen aus der Gelehrtenrepublik stellen zu können und dass seine Schüler so begabt sind, um nach Anleitung Göthescher Charakterbilder einen „Versuch einer Charakteristik Göthes in seinen Dichtwerken“ zu liefern, ein Thema, welches nach des Hrn. Vf.'s sehr richtigem Urtheil „sogar von den allermeisten Lehrern nicht mit vollem Erfolge durchgeführt werden würde.“

Eichholtz.

## DRITTE ABTHEILUNG.

### VERORDNUNGEN DER BEHÖRDEN.

Die Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungscommissionen sind für das Jahr 1873 wie folgt zusammengesetzt:

1. Für die Provinz Preussen in Königsberg.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Schrader, Provinzialschulrath, zugleich Director d. Comm.; Dr. Friedländer, Prof.; Dr. Richelot, Geheimer Regierungsrath und Prof.; Dr. Schade, Prof.; Dr. Maurenbrecher, Prof.; Dr. Voigt, Prof.; Dr. Schipper, Prof.; Dr. Bergmann, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Dittrich, Prof. in Braunsberg; Dr. Caspary, Prof.; Dr. Spirgatis, Prof.

2. Für die Provinz Brandenburg in Berlin.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Klix, Provinzialschulrath, zugleich Director d. Comm.; Dr. Hübner, Prof.; Dr. Schellbach, Prof.; Dr. Droysen, Prof.; Dr. Messner, Prof.; Dr. Herrig, Prof.; Dr. Kern, Gewerbeschuldirector.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Braun, Prof.; Dr. Schneider, Prof.

3. Für die Provinz Pommern in Greifswald.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Fuchs, Prof., zugleich Director d. Comm.; Dr. Kiessling, Prof.; Dr. George, Prof.; Dr. Hirsch, Prof.; Dr. Zöckler, Prof.; Dr. Schmitz, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Münther, Prof.; Dr. Schwanert, Prof.

4. Für die Provinzen Posen und Schlesien in Breslau.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Schröter, Prof., zugleich Director d. Comm.; Dr. Friedlieb, Prof.; Dr. Schultz, Prof.; Dr. Reifferscheid, Prof.; Dr. Dilthey, Prof.; Dr. Rückert, Prof.; Dr. Carl Neumann, Prof.; Dr. Grünhagen, Prof.; Dr. Schmölders, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Ferdinand Cohn, Prof.; Dr. Löwig, Geheimer Regierungsrath und Prof.; Dr. Meyer, Prof.; Dr. Nehring, Prof.

5. Für die Provinz Sachsen in Halle.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Kramer, Director d. Frankeschen Stiftungen und Prof., zugleich Director d. Comm.; Dr. Keil, Prof.; Dr. Heine, Prof.;

Dr. Erdmann, Prof.; Dr. Zacher, Prof.; Dr. Dümmler, Prof.; Dr. Schlottmann, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Giebel, Prof.; Dr. Heintz, Prof.; Dr. Tschischwitz, Oberlehrer und Privatdocent.

6. Für die Provinz Schleswig-Holstein in Kiel.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Sommerbrodt, Provinzialschulrath, zugleich Director d. Comm.; Dr. Thaulow, Prof.; Dr. Weyer, Prof.; Dr. Weinhold, Prof.; Dr. Freiherr von Gutschmid, Prof.; Dr. Usinger, Prof.; Dr. Weiss, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Karsten, Prof.; Dr. Hensen, Prof.; Dr. Kirchner, Prof.; Dr. K. Möbius, Prof.; Jansen, Gymnasialsubrector, Dr. Th. Möbius, Prof.

7. Für die Provinz Hannover in Göttingen.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. W. Müller, Prof., zugleich Director d. Comm.; Dr. Sauppe, Hofrath und Prof.; Dr. Wachsmuth, Prof.; Dr. Lotze, Hofrath und Prof.; Dr. Stern, Prof.; Dr. Pauli, Prof.; Dr. Th. Müller, Prof.; Dr. Ritschl, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Wappaeus, Prof.; Dr. Griesbach, Hofrath und Prof.; Dr. Boedeker, Prof.

8. Für die Provinz Westfalen in Münster.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Schultz, Provinzialschulrath, zugleich Director d. Comm.; Dr. Suffrian, Geheimer Regierungsrath; Dr. Langen, Prof.; Dr. Bisping, Prof.; Dr. Niehues, Prof.; Dr. Hagemann, Privatdocent.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Smend, Consistorialrath; Dr. Storck, Prof.; Dr. Hittorf, Prof.; Dr. Schwering, Privatdocent.

9. Für die Provinz Hessen-Nassau in Marburg.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. Cäsar, Prof., zugleich Director d. Comm.; Dr. Heppe, Prof.; Dr. Nissen, Prof.; Dr. Lange, Prof.; Dr. von Drack, Prof.; Dr. Lucae, Prof.; Dr. Herrmann, Prof.; Dr. ten Briak, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Greef, Prof.; Dr. Carius, Prof.; Dr. Melde, Prof.; Dr. Dietrich, Prof.

10. Für die Rheinprovinz in Bonn.

*Ordentliche Mitglieder:* Dr. von Sybel, Prof., zugleich Director d. Comm.; Dr. Krafft, Consistorialrath und Prof.; Dr. Langen, Prof.; Dr. Bücheler, Prof.; Dr. Lipschitz, Prof.; Dr. Bona Meyer, Prof.; Dr. Bischoff, Prof.

*Außerordentliche Mitglieder:* Dr. Simrock, Prof.; Dr. Troschel, Prof.; Dr. Hanstein, Prof.; Dr. Aug. Kekulé, Prof.; Dr. Clausius, Geheimer Regierungsrath und Prof.

Berlin, den 22. Februar 1873.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten

Falk.

# ERSTE ABTHEILUNG.

---

## ABHANDLUNGEN.

---

### Ueber Zweck und Methode des lateinischen Aufsatzes auf Gymnasien mit Rücksicht auf die neuesten Angriffe.

Wer in vieljähriger Praxis wie der Verfasser dieser Zeilen die mühselige, zeitraubende Correctur des lateinischen Aufsatzes kennen gelernt hat und dennoch für Beibehaltung desselben eintritt, kommt sicherlich nicht in den Verdacht eine *oratio pro domo* zu halten. Zwar ist der Gegenstand auch neuerdings wieder besprochen und zuletzt bekanntlich von der vorjährigen Philologenversammlung in Leipzig fast einstimmig die Erklärung abgegeben worden, der lateinische Aufsatz sei als wesentliches Unterrichtsmittel der Gymnasien beizubehalten. Bald nachher sind aber von mehreren Seiten vielfach Angriffe auf denselben gemacht worden, die von einer so unrichtigen Auffassung oder Voraussetzung ausgehen, dass ich mich gedrungen fühle nach Widerlegung jener Irrthümer die Berechtigung und den Nutzen des lateinischen Aufsatzes als eines nothwendigen Bestandtheils des classischen Unterrichts nachzuweisen.

Die neuesten Gegner des lateinischen Aufsatzes gehen alle aus von der Feindschaft gegen die Jesuiten; man hält es für zeitgemäß, ja für national überall Jesuitismus zu wittern und laut den Jesuitenhass zu predigen. Ein vor wenigen Wochen erschienenenes Büchlein von Dr. Berthold Kassner „die deutsche Nationalerziehung; ein Beitrag zur Reorganisation des deutschen Schulwesens“ behauptet sogar (S. 61) wörtlich: eine nicht geringe Dosis des jesuitischen Giftes

wird durch die lateinische Lectüre auf den höheren Lehranstalten eingesogen.“ Und der Beweis hierfür wird an keinem anderen Schriftsteller zu führen versucht, als dem, der sonst allgemein für den geeignetsten unter allen gilt, die für irgend eine Stufe in irgend welcher fremden Sprache auserwählt worden sind, C. Julius Caesar. Es sei eine bekannte (!) Thatsache, dass die Knaben an Caesar wenig oder gar keinen Geschmack fänden (S. 63); unmöglich könne der deutschen Jugend wahre Vaterlandsliebe durch eine Lectüre eingebläst werden, in der mit behaglicher Stimmung erzählt werde, wie unsere Vorfahren mit Füßen getreten wurden. (Der Verf. hält nämlich die Eburonen, wie alle Belger für Germanen und scheint die entgegengesetzte Ansicht der bedeutendsten Forscher, ja selbst die Angaben des *Tacitus* nicht zu kennen). Caesar ziehe als Grenzlinie zwischen Gallien und Germanien den Rheinstrom, er bestärke die Franzosen in ihren Ansprüchen auf das linke Rheinufer (S. 65) u. s. w. — Aber auch der sonst so ruhig und besonnen urtheilende Gustav Wendt äußert (S. 112 dieser Zeitschr.) Bedenken gegen die Beschlüsse der Leipziger Philologen, die ihm viel zu weit gingen: es müsse bei den freien lateinischen Arbeiten der trügerische Schein wirklicher Production fern gehalten werden, da eine solche doch in Wahrheit nur in einer mehr oder minder geschickten Verbindung von Phrasen bestehe; und suche man es hiermit bis zu einer gewissen rednerischen Gewandtheit zu treiben, so stelle man sich auf den Boden eines rein formalistischen Princip, man trete dann in die Fufstapfen der Jesuiten und laufe Gefahr alle Lust und Liebe, alle Freiheit des Arbeitens in der Jugend zu ertöden.

So Gustav Wendt in der Beurtheilung des Buches von Ernst Laas „der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten, ein kritisch-organisatorischer Versuch.“ Der Vert. des besprochenen Werkes selbst hatte auf S. 38 von dem deutschen Aufsatz geäußert, dass derselbe ein ergiebiges Hilfsmittel für Controle und Vertiefung der Lectüre sei. Darauf fährt er S. 39 fort: „Auch der lateinische Aufsatz kann diesem Zwecke dienen. Wir sprechen nur Melancthons Meinung aus, wenn wir sagen: der freieren, mehr dem Inhalt zugewandten lectio muss ein freieres exercitium *stili* sich zugesellen. Der Schüler muss es versuchen, ob er aus der eingehenden Beschäftigung mit der lateinischen Sprache, nach den Jahre lang wiederholten Versuchen aus dem Deutschen ins Lateinische zu übersetzen soviel grammatisch und stilistisch sichere Herrschaft über dies Idiom gewonnen hat, dass er auch einmal einen für lateinische Darstellung geeigneten Inhalt, etwa einen Bericht über Vorgänge aus der

antiken Geschichte oder dem antiken Leben oder über Abschnitte der lateinischen oder griechischen Classen- oder Privatlectüre in freier Rede selbständig vortragen kann. Die Reformatoren werden nicht müde diese Uebungsarbeiten anzuempfehlen. Ihre Abschaffung würde einer radicaleren Umwandlung unseres höheren Unterrichts gleichkommen, als ich verantworten möchte. Ich wünsche, dass man die lateinischen Aufsätze beibehalte.“ Ich unterschreibe jeden dieser Sätze aus vollster Ueberzeugung, auch die darauf folgende Warnung vor übertriebenem Ciceronianismus. Wenige Monate später aber ändert Laas seine Meinung total: in der Schrift, „die Pädagogik des Johannes Sturm“ heißt es, nachdem die Melanchthonschen Forderungen auf die Sprache übertragen worden *qua publice utimur*, d. h. jetzt auf die deutsche, S. 113 „der lateinische Aufsatz wird demnach fallen zu lassen sein. Auch hier stehen am weitesten von unseren Wünschen die Jesuiten ab; sie halten starr und fest an den Principien des Mittelalters; für sie ist auch heute noch die lateinische Sprache die Sprache der Welt und der Ewigkeit, in ihr spricht der infallible Papst, ihr Gott; aber der rauschende Webstuhl der Zeit webt neue und immer neue Gewänder.“

Alle Bedenken gegen den lateinischen Aufsatz stammen, wie man sieht, aus einer vorgefassten irrigen Meinung über den Betrieb desselben. Gewiss wird häufig genug Missbrauch damit getrieben und die Klagen werden nicht unbegründet sein, die schon im Jahre 1854 auf der Altenburger Philologenversammlung Geh. R. Wiese erhoben hat, dass die bei der Maturitätsprüfung gelieferten lateinischen Aufsätze meist Centonen von Phrasen und historischen Notizen seien. Dabei betont jedoch derselbe den unschätzbaren Werth des lateinischen Aufsatzes für die Gymnasialstudien. Am wenigsten aber darf man bei seinem Urtheil von falschen Vorstellungen oder von Vernachlässigungen oder Verirrungen einzelner Lehrer und Schüler ausgehen.

Wenn ich dem lateinischen Aufsätze seine volle Berechtigung vindicire, so unterscheide ich einen doppelten Zweck, dem er zu dienen hat, erstlich einen formalen. Er ist der Abschluss der grammatischen und stilistischen Unterweisung, die erworbenen Kenntnisse werden hier frei verwerthet, ohne Ueberladung und Zwang. Durch das Streben nach Mannigfaltigkeit und plastischer Gliederung des Periodenbaus, durch den Numerus und Klang der lateinischen Rede wird der Sinn für Schönheit des Stils geweckt und Freudigkeit am eignen Schaffen gewonnen; die Hauptlehren der Rhetorik werden durch ihn am schärfsten und sichersten zur Anwen-



dung gebracht und so den Schülern zum Eigenthum gemacht. Wer den Aufsatz beseitigt, muss darum folgerichtig auch alle andern Uebungen, wie Extemporalien und Exercitien aufgeben. Ueber die hierauf gerichteten neueren Verordnungen der Württembergischen Unterrichtsbehörde ist auch in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1869) berichtet worden; bei Laas über Sturm heisst es S. 122, dass nur bis Tertia solche Uebungen fest zu halten seien, und zwar im Lateinischen (nicht im Griechischen), „höher hinauf werden sie abschmeckig und unfruchtbar.“ Nur einen Schritt weiter also geht Kassner, der in der Lectüre der lateinischen Schriftsteller überhaupt kein nationales Bildungselement erkennt.<sup>1)</sup> Doch die formale Seite der lateinischen Arbeiten ist so viel besprochen und meist anerkannt, dass ich nach diesen Andeutungen sogleich zur Besprechung der materialen übergehen kann.

Vorausgesetzt, dass die Kenntnis des Alterthums in seiner Abgeschlossenheit und idealen Richtung beim Fortschreiten des Materialismus unsrer Zeit immer bedeutungsvoller wird, ist der lateinische Aufsatz als das geeignetste Mittel zu pflegen, wodurch die Jugend in den Ideengehalt der Schriftsteller, in den Geist und Werth der Institutionen eingeführt werden kann. Auf der Altenburger Philologenversammlung wurde auf den Antrag von Dietsch beschlossen: die lateinischen Aufsätze haben ihre volle Berechtigung, weil sie zur Erlangung derjenigen Fertigkeit erforderlich sind, ohne welche die Beschäftigung mit dem römischen Alterthum (nach Ecksteins Amendement mit der lateinischen Litteratur) nicht zu einem genügenden Resultate gelangt angesehen werden kann. Dieser mehr negativen Erklärung stelle ich die Forderung gegenüber: der lateinische Aufsatz begleitet, controlirt, vertieft die Lectüre der lateinischen sowie der griechischen Schriftsteller, nöthigt den Schüler durch zusammenfassende Reproduction, durch geeignete Combinationen sich ihren Inhalt und damit wichtige Abschnitte aus der Alterthumskunde oder Litteraturgeschichte zu eigen zu machen. Ohne solche Arbeiten geht die Lectüre mit Ausnahme einzelner memorirter Stellen spurlos verloren. Wohl thut auch der deutsche Aufsatz hierzu einiges, nach Laas soll er fast alles thun. Aber abgesehen davon, dass der deutsche Aufsatz hauptsächlich aus der deutschen Litteratur seine Aufgaben zu entnehmen hat, wie das Paul Klauke in einem Landsberger Pro-

<sup>1)</sup> Ich würde dies flüchtig hingeworfene Schriftchen nicht wiederholt erwähnt haben, wenn der Herr Verfasser sich nicht (Vorr. IV.) der Anerkennung rühmte, die ihm für eine frühere Schrift ähnlicher Tendenz von hoher Stelle der preuss. Unterrichtsverwaltung zu Theil geworden sei.

gramm (Ostern 1871) mit großer Wärme ausgeführt, das Alterthum daher erst in zweiter Stelle berücksichtigen darf: ist es auch angemessener und schliesslich deutlicher das aus lateinischen Schriftstellern Entnommene auch in derselben Sprache darzustellen. Auch für die griechischen Autoren gilt dasselbe: der Geist der griechischen Sprache ist mit dem Latein so verwandt, dass ohne Schwierigkeit auch ihr Inhalt lateinisch wiedergegeben werden kann.

Aus dem Gesagten ergibt sich erstlich, dass mit Unrecht moderne Stoffe herangezogen werden, wie zu Berlin in folgendem vor kurzem an einem Berliner Gymnasium gestellten Thema geschieht: *de eloquentia quid Cicero senserit, quid nostrates sentiant*; oder in lateinischen Begrüßungsreden an die heimkehrenden Truppen, wie sie 1864, 1866 und 1871 vielfach nach Mittheilung der Programme aufgegeben worden oder wie kürzlich in einem auswärtigen Gymnasium *de Guilelmo imperatore haud dubie liberatore Germaniae oratio*. Ueberhaupt stimme ich nach langer Erfahrung und Beobachtung darin mit W. Schrader (Gymnasialpädagogik S. 382) überein, dass die Rede zu schwierig ist. (An einem Berliner Gymnasium sind nach Mittheilung des Programms im letzten Jahredrei Reden bearbeitet worden; es ist nicht ersichtlich, ob der Stoff sich an die Lectüre angeschlossen: ich fürchte aber, dass entweder nur historische Erörterungen geliefert worden sind, oder wenn wirkliche Reden, dann der oben erwähnte Vorwurf von Wendt nicht ganz unbegründet sein möchte; mehr Gewinn brächte jedenfalls eine geschmackvolle Uebersetzung der Rede des Appius Claudius Caecus aus Niebuhrs Römischer Geschichte.) Was aber die Chrie anbetrifft, die noch immer allzu häufig verwandt wird, entweder vollständig, oder als Beispielsammlung zu einer zu erläuternden Sentenz, so halte ich dieselbe nicht nur für zu künstlich, wie Schrader a. a. O., sondern als Schablone für verwerflich. Was Laas (der deutsche Unterricht S. 179 a<sup>2</sup>) vom deutschen Aufsatz sagt: „in den Mittelclassen können sich die ersten selbständigen Disponirversuche der Schüler wohl geradezu dieser Krücken zur Bewegung bedienen; später müssen sie natürlich weggeworfen werden“ — das gilt auch vom lateinischen Aufsatz. Die Chrie ist es vor allem, die denselben in Misscredit gebracht hat als „Zusammenhenkung der in Collectaneen aufgespeicherten Phrasen, Testimonien, Sentenzen und Uebergangsformeln.“ Manche Themata der Art sind so oft gebraucht, dass nothwendig seitens der Schüler eine Benutzung früherer Arbeiten vorkommt; manche oft an derselben Anstalt gegebenen derartigen Aufgaben sind so ähnlich, dass wer zwei bis drei gearbeitet hat, die Elemente zu allen folgenden besitzt. Mir liegen die Themata aus hundert

Programmen der letzten 4 Jahre, zum größeren Theile aus der Provinz Brandenburg vor. Die Sentenz „Maximae cuique fortunae minime credendum esse“ zu erläutern und durch Beispiele zu belegen ist zehnmal, verwandte über Glück und Unglück — z. B. in *summa fortuna minima licentia, magna fortuna est magna servitus, nimiam fiduciam magnae calamitati esse solere, calamitas virtutis occasio, marcet sine adversario virtus, nihil est ab omni parte beatum cet.* — sind 40 mal als Themata in oben bezeichneter Weise gestellt worden. Es sollte mich nicht wundern, wenn Aufsätze über dergleichen Ansprüche mit den typischen Persönlichkeiten: Miltiades, Themistoclea, Alcibiades, dem beliebten Uebergang *Sed quid Graecus commemoro? Romanos videamus, worauf Coriolanus, Camillus, Marius, Sulla, Pompeius cet.* behandelt werden — wenn solche Aufsätze handschriftlich oder gedruckt käuflich zu haben wären. Die zahlreichen Sammlungen von Sentenzen, z. B. aufser Wüstemanns schönem promptuarium sententiarum die neueren Bücher von Georges, Frommelt und Hartung sprechen dafür, wie leicht zur Anschaffung derartiger Hilfsmittel die Gelder bei unsrer Jugend flüssig gemacht werden. Dass solche Arbeiten völlig nutzlos sind, brauche ich wohl kaum auszuführen. In den seltensten Fällen schliessen sie sich an den Unterricht, und ist die Sentenz wirklich einmal aus der Lectüre entnommen, so wird die Darlegung des Zusammenhangs höchstens zur Einleitung verwendet: alles übrige wird anders woher zusammengerafft. Daher ist auch, wie Geh. R. Wiese äußerte, bei keiner Arbeit der conatus Betrügereien zu verüben, besonders beim Abiturientenexamen, so groß wie hier: die Schüler bringen, sagt er, ganze Taschen voll Einleitungen, ausgeführte Beispiele, Testimonia, Uebergangsformeln, Schlussphrasen mit. Solchen Uebeln ist nur abzuhelfen, wenn die Themata sich stets, auch für das Abiturientenexamen, an die Lectüre anschliessen. In welcher Weise, werde ich nun an einigen Beispielen auszuführen versuchen, wobei ich vorausschicke, dass die meisten der angeführten Aufgaben in dieser oder in ähnlicher Form von mir gegeben, die andern den erwähnten hundert Programmen entnommen, größtentheils also in der Praxis bewährt sind.

Die Commentarien Caesars wurden trotz des nach Herrn Kassner in ihnen enthaltenen Jesuitischen Giftes doch gerade zur Zeit des höchsten nationalen Aufschwungs im Schuljahre 1870—71 und seitdem häufig in Prima cursorisch und privatim gelesen. Wegen der unvergleichlichen Sprache und wegen des reichen Inhalts ist aus ihnen eine Fülle geeigneter Aufgaben zu entnehmen. Zu dem Thema: *Quo iure Caesar Gallos leves mobiles novarum rerum cupidos dixerit*

*ex ipsius commentariis demonstratur* — liegt aller Stoff vor: die Aufgabe wurde Anfang 1871 mit großem Interesse bearbeitet, da die historischen Ereignisse merkwürdige Parallelen boten. Wer nur das siebente Buch des bell. Gall. cursorisch repetirt, wie im vergangenen Winter auf einigen Anstalten Berlins geschehen, könnte leicht bearbeiten lassen: *Quo modo Vercingetorix de Gallis meruit?* und wenn daneben der Anfang von Tacitus annales als statarische Lectüre behandelt wird, so empfiehlt sich die Aufgabe: *Vercingetorix et Arminius patriae libertatis vindices*, ein ungemein reichhaltiges Thema, das den jugendlichen Bearbeitern in jedem Falle zusagt: zwei ritterliche Helden, der eine am Ende, der andre am Anfange der Geschichte seines Volkes, beide im Kampfe gegen ruhmgekrönte Feldherrn der weltgebietenden Römer; beide in vielem gleich, und doch einander so unähnlich, wie die Nationen der Gallier und Germanen. Hieran schließt sich passend eine Darlegung des Verhältnisses, in welchem nach Caesar die Gallier und Germanen zu einander stehen in Beziehung auf Abstammung, Wohnsitze, Sitte: *Quibus in rebus Germani a Gallis differant auctore Caesare explicetur*. Wenn der Lehrer das Wichtigste über den Stand der ethnographischen Frage — nach Zeuss, Brandes, Schleicher — vorschickt, so liegt sonst der Stoff in den Commentariis de b. g. reichlich vor. Etwas specieller könnte man unter Berücksichtigung besonders des ersten Buches de b. g. fragen: *Quae similitudines antiquitus inter Germanos et Gallos videntur intercessisse*. Um zu dem eigentlich Militärischen überzugehen, so wäre ein ergiebiges Thema, das ich mehrfach vorgefunden: *In expugnanda Gallia multam operam et utilem praebuisse Caesari legatos. Quo modo Caesar equitatu usus sit. Quid in exercitu Caesaris centuriones et evocati praestitisse narrantur*. Nimmt man dazu das II. Buch des bellum civile, so erhält man einen reichhaltigen Stoff zu der Aufgabe: *Quantum in expugnandis oppidis exercitus Caesaris valuerit*. Ebenfalls mit Hinzunahme des bellum civile ist zu bearbeiten: *De Caesaris rebus navalibus*, wozu das Buch von Lal la flotte de César wenn auch nicht fehlerfreie, doch reichliche Materialien liefert. Die ersten Capitel des bellum civile geben, wenn man auf einige Stellen der Ciceronischen Rede de provinciis consularibus verweist und das Nöthige aus Mommsens Abhandlung über die Rechtsfrage zwischen Caesar und dem Senat ergänzt, ausreichenden Stoff für das Thema: *De causis belli civilis inter Caesarem et Pompeium gestis*. Fast zu leicht für eine Prima ist die vor Kurzem an einer hiesigen Anstalt bearbeitete Aufgabe: *Quomodo factum est, ut C. Curio in Africa a Pompeianis devinceretur*. Für eine häusliche Arbeit zu allgemein, dage-

gen für die Abiturienten-Prüfung geeignet ist Folgendes, das ebenfalls neulich in Berlin gestellt worden ist: *Quibus consiliis usus quibusque rebus adiutus Caesar Galliam subegit?* Zum Schluss zwei allgemeine Aussprüche auf Caesars Commentarii speciell angewandt. *Quod apud Caesarem scriptum est (b. g. VI, 30) multum cum in omnibus rebus, tum in re militari posse fortunam, id exemplis illustretur ex ipsius Commentariis petitis;* und *Suae quemque fortunae fabrum esse in Caesarem potissimum cadere ex septimo de bello Gallico commentario demonstretur.* Zum letzteren vgl. besonders den bei Sallust stehenden Brief ad Caesarem de re publica: *sed res docuit id verum esse, quod in carminibus Appius ait, fabrum esse suae quemque fortunae, atque in te maxime cet.* Dass mit den angeführten Aufgaben die Commentarien Caesars noch lange nicht erschöpft seien, liegt auf der Hand, nicht empfehlenswerth aber, weil für Primaner zu leicht, sind solche Aufgaben, die nur einen Auszug eines bestimmten Abschnittes erfordern: *de bello quod Julius Caesar et Ariovistus inter se gesserunt* u. a.; ich wollte nur einige Beispiele geben, gedenke auch später noch darauf zurückzukommen.<sup>1)</sup>

Von den übrigen römischen Historikern kommen besonders noch Sallust, Livius, Tacitus in Frage. Nepos, den manche verwenden, ist zu skizzenhaft und erfordert zu viel historische Kritik. Vellejus wird von Schrader (a. a. O. S. 383) sehr empfohlen, ich gestehe offen noch keine Erfahrung gemacht zu haben wie weit er sich für öffentliche oder private Schullectüre eignet; zu den Aufsätzen habe ich ihn einige Male als Ergänzung der Berichte des Tacitus verwandt. Livius ist stehende Lectüre der Secunda und kurze Auszüge aus seinen Geschichten sind die in dieser Classe gemachten ersten Versuche. Für Prima habe ich ihn wegen der Sprache und wegen der jetzt im lebendigsten Fluss befindlichen historischen Kritik nur wenig benutzt, vielleicht mit Unrecht. Doch kann ich auch nicht gutheissen, dass so viele Aufgaben wie z. B. über die Decemviren, Coriolan, die Samniterkriege, das älteste römische Heer u. a. gestellt werden, über die doch die geschichtliche Forschung noch so wenig abgeschlossen ist. Sallust ist immer gern gelesen worden, besonders eignet sich das bellum Iugurthinum zur Privatlectüre der Prima. Geeignete Aufgaben möchten folgende sein: *Belli Iugurthini temporibus quales mores fuerint Romanorum, Sallustio duce explicetur; Bello Iugurthino cognitum esse quanta iam tum Romani corruptela labore-*

<sup>1)</sup> Die Gallischen Principeis, die einzelnen Civitates, ihre Verhältnisse unter einander und zu den Römern und dgl. bieten ein weites Feld für die inventio.

*verint; Quibus rebus Iugurtha ad bellum cum Romanis gestum adiutus sit; Qualem Sallustius Africam descripsit; De laude imperatoria Q. Metelli; Quaeritur num recte Marius Q. Metellum bellum consulto trahere arguat; Uter ad bellum conficiendum plus valuerit, Marius an Sulla?* Etwas schwierig, aber bei rechter Vorbereitung gewiss nützlich ist das in Schulpforta bearbeitete. „*Sallustius in libris historicis a partium studio alienus*, gegen Mommsens bekannten Ausspruch gerichtet. — Eine stehende Lectüre der Prima bildet mit Recht immer noch Tacitus, wenn auch viele neuerdings seinen Werth als Historiker herabzusetzen versuchen. Durch eine im v. J. erschienene verdienstliche Schulausgabe ist auch die Lectüre des dialogus de oratoribus ermöglicht und danach vor Kurzem sehr geschickt das Thema gestellt worden: *Cur Tacitus eloquentiae studia omiserit ex dialogo de oratoribus apparet*. Den Agricola kann man zur Ergänzung Caesars verwenden für eine Erörterung *De rebus Britannorum*. Unerschöpflich ist die *Germania*, vorausgesetzt dass eine gründliche Sacherklärung die Classenlectüre begleitet. Ich pflege als Einleitung einen von Heinrich v. Sybel 1863 hier in Berlin gehaltenen Vortrag: „Die Deutschen bei ihrem Eintritt in die Geschichte“ zu dem Thema zu benutzen *De primordiis gentis Germanicae*. Reicher Stoff liegt vor für *Quomodo Germanorum res sacrae a Graecis Romanisque differant; Quibus potissimum in rebus Germanorum mores et instituta praestiterint Romanis duce Tacito explicetur*. An mehreren Anstalten ist bearbeitet worden: *Veteres Germani quibus virtutibus floruerint* oder *Quas potissimum Germanorum veterum virtutes Tacitus laudaverit*. Mit besonderer Beziehung auf Cap. 37 lässt sich eine ähnliche Aufgabe so formuliren: *Quo iure Tacitus Germanos imperio Romano exitum minitari dixit?* Bei rechter Benutzung von Weinhold die deutschen Frauen im Mittelalter wird das an einigen auswärtigen Anstalten wiederholt bearbeitete Thema *Quae seminarum apud veteres Germanos fuerit condicio* keine Schwierigkeiten machen, zumal da eine vortreffliche Disposition in Doederleins fünfzig Themata pg. 44 vorliegt.

Nach beendeter Lectüre empfiehlt sich die oft gestellte Aufgabe: *Quo consilio Tacitus Germaniam scripserit*. Schwieriger ist, aber wohl durchzuführen, wenn bei der Erklärung an den betreffenden Stellen darauf hingewiesen wird: *Quaeritur num Tacitus ipse Germaniam peragrando exploraverit*. Bekanntlich hat Kritz in den Prolegomenis zu seiner Ausgabe (pg. 4 ff.) die Frage bejaht, seine Gründe werden sich nicht als stichhaltig erweisen, überwiegende Gegen Gründe widerlegen seine Behauptungen. Auch die *Historiae* werden viel

gelesen und zu freien Aufgaben verwandt; ich hebe nur zwei hervor, weil andere sich leicht finden lassen: *Quae causae fuerunt, cur Galba imperium obtinere non posset*, wofür eine hiesige Anstalt neulich gewünscht hatte: *Imperatori Galbae plurimum nocuisse* (hist. I 18) *antiquum vigorem et nimiam severitatem; Quo modo factum est, ut Batavorum seditione opprimeretur*. Endlich die *Annales*, die letzte und reifste Arbeit des Tacitus, giebt eine Fülle trefflichster Aufgaben. Aus dem ersten Buche ist neulich hier in Berlin gegeben worden *de seditione legionum Germanicarum a Germanico sedata*; dies empfiehlt sich weniger, weil es hauptsächlich auf Nacherzählung hinauskommt. Liest man aber diesen Abschnitt etwas langsamer, mit genauerer Berücksichtigung einzelner Züge, unter Voraussetzung der an der Caesarlectüre gewonnenen Kenntnis des römischen Kriegswesens und mit Benutzung der Schrift von L. u. d. Lange *historia rei militaris Romanorum inde ab interitu rei p. usque ad Constantinum*, wozu für den Praefectus castrorum noch die Abhandlung von Gustav Wilmanns kommt im 2. Hefte der *Ephemeris epigraphica* 1872, so er giebt sich der Stoff für eine inhaltreiche Arbeit: *Quae fuerit militum Romanorum Tiberii aetate condicio atque disciplina, duce Tacito explicetur*. Wir lernen an Percennius u. a. Genügendes über den *delectus*, über die Veränderungen im Solde, an dem Centurio Lucilius mit dem Beinamen *Cedo alteram die Saevitia* der Centurionen, an Aufidienus Rufus und M. Ennius über die Stellung und Befugnis der Lagerpraefecten, an den Forderungen der Soldaten den Dienst, den Sold, die Entlassung und schließliche Belohnung kennen. Ich habe dieses Thema mit gutem Erfolge im vorigen Sommer bearbeiten lassen und zu meiner Freude es in dem Osterprogramm einer hiesigen Anstalt in ähnlicher Fassung wiedergefunden. Nach den ersten zwei Büchern der *Annales* ist zu schreiben: *De Germanici Caesaris ingenio, moribus, rebus gestis*; etwas schwerer, aber lohnender erscheint *Quae ob causas Tiberius videtur Germanicum de legionibus Rhenanis decasse*. Das vierte Buch enthält das Material zu *Quo modo Tiberius de imperio Romano meruit*. Es kann nicht schwer fallen eine große Menge ähnlicher Aufgaben aus den ersten, wie den letzten Büchern der *Annales* zu gewinnen, die geeignet sind den Bearbeiter mit den Zeitverhältnissen, dem Geiste des Schriftstellers, dem Charakter der von ihm dargestellten Personen vertraut zu machen. Man darf auch das Bedenken nicht gelten lassen, dass Arbeiten nach Tacitus Schriften verfasst den Stil nicht bilden würden. Ich habe gefunden, dass in solchen Aufsätzen Germanismen höchst selten waren; die Manieren des Tacitus, wie z. B. die absichtliche Inconcinuität, der spar-

same Gebrauch der unterordnenden Partikeln und ähnliches ist bei der Lectüre hinreichend besprochen, anderes wird bei der Durchnahme der corrigirten-Arbeiten nachgeholt; übrigens bin ich ganz der Meinung von Laas (d. deutsche Unterricht S. 39) „die lat. Aufs. sollen jeden Anspruch mit Cicero in einen Wettlauf zu treten, ernstlich aufgeben.“

Was nun Ciceros Schriften selbst betrifft, so will ich mich auf einige bisher weniger ausgenutzte Theile beschränken. Aus der ersten *causa publica*, der Vertheidigung des S. Roscius aus Ameria ergeben sich etwa folgende Aufgaben: *Quis Sexti Roscium patrem videtur interfecisse? De Chrysogono Sullae liberto; Quid Erucium permovit, ut Roscium filium parricidii accusaret?* — Die große Leistung Ciceros im Prozesse gegen Verres kann viel mehr, als bisher geschehen, für lat. Ausarbeitungen verwendet werden. Wir wollen versuchen einige der inhaltreichsten Aufgaben klar zu legen. In der *divinatio ad Caecilium* handelt der Redner bekanntlich ausführlich über seine Stellung zur Anklage; in den späteren Actionen kommt er so oft auf diesen Punkt zurück, dass die zunächstliegende Arbeit behandeln wird *Quibus rebus adductus Cicero Verrem accusandum suscepit?* Es ergeben sich ohne Schwierigkeit drei doppelt gegliederte Theile: *Siciliae causa, rei publicae causa, sua ipsius causa*. Der erste Theil zerfällt in die beiden Unterabtheilungen: a. *propter ipsam terram* — hierher gehört besonders der Abschnitt aus dem zweiten Buche der zweiten Actio von der *antiquissima et pulcherrima et opulentissima provincia Sicilia* —; b. *propter Siculos*: Cicero war fünf Jahre vorher Quaeator, war mit vielen Bewohnern sehr befreundet, man denke an Sthenius u. a.; er genoss das Vertrauen der gesammten Bevölkerung — man vergleiche die Schilderung der *matronae*, die ihm bei seiner Untersuchungsreise entgegenkamen V §. 100. Der zweite Theil handelt zuerst von der *existimatio rei publicae apud exterarum nationes* — zu vergleichen II 1 §. 41 *arbitrabilis fore uti nationes exterae legatos ad populum Romanum mitterent, ut lex de pecuniis repetundis iudiciumque tolleretur cet.* —; zweitens *propter ipsius rei publicae salutem*: Catulus, Pompeius u. a. hatten über die schlechte Haltung der Senatoren in ihrer Stellung als Richter geklagt und ersterer besonders das Verlangen nach Erweiterung der *potestas tribunicia* wie nach sonstiger Ausdehnung der Volksrechte auf die Unzufriedenheit mit der Rechtspflege zurückgeführt, cf. II 1 §. 43 ff. Der dritte Grund ist weniger ausführlich, doch deutlich genug angegeben: es galt zunächst den bedeutendsten Nebenbuhler in der Beredsamkeit Q. Hortensius, der bekanntlich die Vertheidigung des Verres übernommen hatte, zu besiegen, zweitens sich sel-



ber trotz der ignobilitas den Weg zu den höheren Aemtern — Praetur und Consulat — zu bahnen. Eine zweite, sehr umfangreiche und nach Umständen in einzelne Abschnitte zu zerlegende Aufgabe bezieht sich auf Land und Leute von Sicilien *Quales Cicero Siculorum res descripsit*. Es wird zunächst von dem Lande an sich zu sprechen sein, der *amoenitas caeli* — worüber z. B. die schöne Stelle von Syracus, *cuius hic situs atque haec natura esse loci caelique dicitur, ut nullus unquam dies tam magna ac turbulenta tempestate fuerit, quin aliquo tempore eius diei solem homines viderint* V § 26; über die Ergiebigkeit des Bodens, über die Fülle und gute Lage der Häfen, über Gröfse und Bedeutung der einzelnen Städte, dann über der Bewohner *mores, ingenium, litterarum artiumque studium*, über die geschichtlichen, politischen, rechtlichen Verhältnisse, die öfter erwähnten Tyranni und Reges. Das Nöthige zur etwaigen Ergänzung und Erläuterung giebt die neuerdings erschienene Geschichte Siciliens von Holm und die topographischen Arbeiten von Julius Schüring. Eine dritte Aufgabe handelt speciell von dem Angeklagten *De C. Verre Siciliae vexatore*; es ist zu sprechen von des Verres *ignavia, crudelitas, avaritia und libido*. Zu wenig Arbeit muthet den Schülern zu die Beantwortung der Frage: *Quanta impudentia C. Verres Sthenium Thermitanum vexaverit*. Einen specielleren Punkt behandelt besonders nach dem 4. Buch der zweiten Actio *Quaeritur utrum in Verre artis studium fuerit an sola avaritia et rapina*. Eine hiesige Anstalt hat, wohl nur zur Widerlegung der Behauptung des Hortensius die Aufgabe gestellt *de laude imperatoria C. Verris Siciliae propaetoris*; ich möchte dafür lieber sagen *Quae boni praetoris officia C. Verres neglexisse arguitur?* — Von den sogenannten consularischen Reden Ciceros ist keine geistvoller, inhaltreicher als die zur Vertheidigung des L. Murena gehaltene. Mit Benutzung dieser Rede so wie von Sallusts Catilina und Ciceros catilinarischen Reden ist zunächst zu beantworten *Quo iure Cicero consul multum rei publicae interesse dixit, ut proximis calendis januariis duo essent consules?* Hier ist von den Zuständen in Rom nach Entweichung Catilinas, nach der Hinrichtung der Catilinarier, nach der Zusammenziehung der Heeresschaaren unter Manlius zu handeln. Schwieriger nach Inhalt und Form möchte zu bearbeiten sein *Quomodo factum est ut in petitione consulatus L. Murena praeferretur Servio Sulpicio*: wenn schon im allgemeinen der im Mithridatischen Kriege bewährte Murena vor den nur zu Hause thätigen Männern den Vorzug verdiente, so besonders vor dem Juristen Sulpicius, der obenein in der Bewerbung

ungeschickt war: dazu kam die Zeit der catilinarischen Verschwörung. Die Bethheiligung des M. Cato lässt sich am vollständigsten in folgender Aufgabe behandeln *M. Catonis subscriptio Servio Sulpicio in accusando L. Murena plus nocuit, quam profuit*. Die ausführliche Erwähnung des Mithridatischen Krieges führt auf folgendes Thema: *Rectene M. Cato bellum Mithridaticum cum mulierculis gestum esse dicit?* oder unter Berücksichtigung des erwähnten Planes einer Vereinigung mit den Sertorianern und Vergleichung mit der Rede de imperio Cn. Pompeii *de Mithridate exitium rebus Romanis minitante*. Aus dem folgenden Jahre (62) ist die Vertheidigung des Dichters Archias: nach einer möglichst genauen Erklärung der Rede ist zu schreiben *Cur Cicero Archiam poetam defendendum suscepit. De A. Licinio Archia poeta narratio* ist nach den Einleitungen von Halm u. a. zu leicht, ich ziehe vor *Qua ratione Cicero Archiam defenderit*. Für die nächste Zeit tritt als willkommene Ergänzung das Material der Ciceronischen Briefe hinzu. An die Sestiana schießt sich *De M. Ciceronis et P. Clodii simultatibus, Quo modo factum est, ut Cicero in pristinam dignitatem restitueretur, De P. Sestii in Ciceronem meritis* und wer allgemeine Sentenzen liebt, könnte hier die Aufgabe auf Cicero bezogen so stellen: *Pro patria sit dulce mori licet atque decorum, Vivere pro patria dulcius esse puto*; und auf die Planciana bezogen den Satz aus dem 1. Buche de officiis *Nullum officium referenda gratia magis necessarium est*: es galt dem Cn. Plancius nicht bloß Dank zu sagen für seine aufopfernde Freundschaft, sondern ihm auch in seiner Noth zu helfen; so ergiebt sich folgende Disposition: 1. quam operam Cn. Plancius laboranti Ciceroni praestitit. 2. quae erat causa Plancii. 3. quo modo Cicero defendendo Plancio gratiam referre studuit. Vor der Planciana kommt der Zeit nach die Rede über die Consularprovinzen, die obwohl Karl Halm ihre Lectüre für einen pädagogischen Missgriff erklärt, doch neuerdings vielfach gelesen wird: für die Privatlectüre der Primaner erscheint sie sehr geeignet. Man kann danach bearbeiten *Quibus de causis Cicero Galliae imperium Caesari prorogandum esse censuit?* und mit Benutzung einiger Andeutungen in der Sestiana *Quae Ciceroni cum Caesare fuerit ratio et causa* (cf. de prov. cons. § 48 seq.). Die Miloniana, nach Quintilian (IV 2, 25) pulcherrima Ciceronis oratio pflegt in Obersecunda gelesen, daher für Aufsätze wenig benutzt zu werden. In den letzten Berliner Osterprogrammen finde ich folgende zwei Aufgaben *M. Bruti oratio pro Milone*, vermuthlich nach den Andeutungen bei Quintilian; die That wird eingestanden, aber die Ermordung eines so verworfenen Bürgers als etwas Rühmliches hingestellt. Die andere: *Appii Claudii contra*

*T. Annium Milonem oratio ad iudices Cn. Pompeio tertium consule habita.* Beide Aufgaben scheinen mir schon als Reden sehr wenig geeignet; in beiden Fällen liegt die Gefahr nahe, dass hohle Declamation, vielleicht tönende, aus Cicero übernommene Phrasen statt des Thatbestandes und der historischen Wahrheit zu Tage gefördert werden. Ich habe zwei andere Themata bearbeiten lassen, die mehr eine nüchterne Darlegung, ein scharfes Eindringen in die Vorgänge erfordern: *Quibus argumentis usi accusatores Milonis crimina iudicibus probaverunt?* und *Quo modo factum est, ut Ciceronis narratio ab Asconio differret?* Die drei vor dem Dictator C. Julius Caesar gehaltenen Reden pro Marcello, pro Ligario, pro rege Deiotaro würden durch eine Besprechung über die römische Dictatur und die Eigenthümlichkeiten der Dictaturen Sullas und Caesars — letztere nach Mommsens Abhandlung im 1. Bande des Corpus Inscriptionum Latinarum am angemessensten eingeleitet werden. Dann könnte behandelt werden mit Benutzung der Ciceronischen Rede und der betreffenden Briefe des M. Marcellus und Serv. Sulpicius an Cicero *de M. Marcelli exilio et exitu.* Bei der Rede für Ligarius liegt wieder das oft gestellte Thema nahe *Tuberonis in Ligarium oratio*; leichter ist aber und lehrreicher *Qui videntur Pompeianorum in Africa duces, quae opes fuisse?* Andere fordern: *Ostendatur qua arte Cicero in defendendo Ligario usus est?* oder *Ciceronis pro Ligario orationem et libero homine dignam esse et commode Caesari blandiri.* Nach der Rede für den König Deiotarus finde ich an einer auswärtigen Anstalt die Aufgabe: *Regis Deiotari Cicerone auctore adumbretur imago.* Nach Phil. II. 94 würde ich es bestimmter so fassen: *Quas ob causas rex Deiotarus a Caesare veniam non impetravit?* Die beiden Philippischen Reden enthalten mindestens den Stoff zu zwei Aufgaben, von denen ich die eine den letzten Osterprogrammen entnehme: *Quae inter Antonium et Caesarem intercesserunt inimicitiae, unde videntur repetendae esse?* Die andere liegt in den Worten und Ausführungen der II. Phil.: *Quem apud Caesarem locum Antonius videtur obtinuisse?* Es wird von seiner Thätigkeit als Quaestor in Gallien im J. 52 die Rede sein, von seiner Augurwahl nach dem VIII. Buche de b. g., von seinem Volkstribunat und seiner Thätigkeit im bellum civile bis zur Schlacht von Pharsalus; wie er dann dem Caesar entfremdet ward und wie er seine Gunst wieder gewann, zeigt ausführlich unsere Rede.

Die übrigen Schriften Ciceros übergehe ich, um von den lateinischen Autoren noch des Horatius zu gedenken, der weil meistens nicht in der Hand des die Aufsätze leitenden Lehrers, lange nicht genug beachtet wird: wenigstens finden sich unter den 70 zu Ostern in

Berlin mitgetheilten Themas nur 3 aus ihm entnommene, davon 2 Chrien: *Nil est ab omni parte beatum* und *Doctrina vim promovet insitam*, die wohl nur durch die unvermeidliche laudatio auctoris sich mit Horaz befassen. Das dritte *Graecia capta ferum victorem cepit et artes Intulit agresti Latio* hat entfernte Beziehung auf die Schriften des Horaz. Ebenso wenig befördern alle übrigen aus Horaz entnommenen Sentenzen die Kenntniss des Dichters, es sei denn das sie direct auf ihn hinweisen. So habe ich den Vers (Sat. I 5, 44). *Nil ego praeulerim iucundo sanus amico* aus dem Leben des Horaz erläutern lassen. Die Einleitung geht aus von der Schilderung der Lage des Dichters, als er nach der Schlacht bei Philippi sich in Italien arm und verlassen sah *decisis humilem pennis inopemque paterni et laris et fundi*. Die Dichtkunst brachte ihm die Freundschaft des Vergilius, des Varius und durch sie die Gunst des Maecenas. Die Satiren Briefe und besonders das I. und II. Buch der Oden sind voll von Aeusserungen inniger Freundesliebe, warmer Theilnahme für das Geschick seiner Jugendgenossen; die Bearbeitung dieses Themas muss den Dichter von der Seite seines Herzens kennen lehren und dem vielverbreiteten Irrthum entgegen wirken dass er ein kalter Rhetoriker gewesen sei. Eine angenehme, aber nur mit Vorsicht zu gebrauchende Ergänzung der eignen Mittheilungen des Horatius giebt das schöne Buch von Friedrich Jacob Horaz und seine Freunde. Der Vers *Aut prodesse volunt aut delectare poetae* ist vielfach so verwendet, dass er *exemplis ipsius Horatii illustretur*, oder dass nach ihm *carmina Horatiana examinentur*. Ein drittes Thema *De Horatii aurea mediocritate*, das Laas (der deutsche Unterricht S. 188 f.) bespricht, ist nicht so zu verstehen, als solle man in jedem Falle sich mit einem mittleren Lebenslose bescheiden, sondern nach des Dichters Anleitung dahin zu erweitern, wem Höheres gegeben, hat auch nach Höherem zu streben; er fordert insbesondere nur, dass man prüft *quid valeant humeri, quid ferre recusent*, denn *metiri se quemque suo modulo ac pede verum est*. Sehr dankbar ist eine Ausarbeitung *De Horatio vitae rusticae amatore*, zumal wenn man sich nicht begnügt die betreffenden Stellen über das Lob des Landlebens zusammenzustellen, sondern den Gesichtspunkt etwas erweitert: haben Schiller u. a. Recht, wenn sie den Alten rechten Sinn für die Schönheiten der Natur absprechen? Nach Al. v. Humboldts Erörterung (im 2. Bande des Kosmos) liegt der reichste Stoff zur Bearbeitung vor. Man vergleiche auch die Stellensammlung bei Hartung (*Themata latine disserenda discipulis obtulit*) N. 192. Eine Reihe von Aufgaben hat des Dichters Verhältnis zur Litteratur, zur Politik, zur

Religion zum Gegenstande.' Was den ersten Punkt betrifft, so wäre sehr interessant eine Erörterung über des Horatius Abneigung gegen die ältere römische Litteratur, wenn es nicht zu viel Privatstudium erforderte. Dagegen ist jetzt, nach dem Erscheinen des Müllerschen Lucilius von einem fleißigen und talentvollen Primaner die Frage zu beantworten: *Quid in Lucilio Horatius et quo iure vituperat?* Wichtiger sind die Beziehungen des Horatius auf die griechische Litteratur: was er den Pisonen empfiehlt *vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna*, er hat es getreulich beobachtet. *De Horatio litterarum Graecarum studioso* zu schreiben müsste daher auch für die Clausurarbeit der Abiturienten nicht zu schwer erscheinen. Bei rechter Vorbereitung ist im Anschluss an die *Ars poetica* zu schreiben: *Quas ob causas Horatius Graecorum litteras Latinis praefert?* Ferner ist — um auf die einzelnen Hauptgebiete zu kommen — ein dankbares Thema *de Horatii studiis Homericis*. Specießer eingehend wäre die Beantwortung der Frage: *Num recte Horatius (A P 121) de Achille Homérico iudicavit?* wobei noch einige andre Einseitigkeiten in der Beurtheilung Homerischer Helden kurz zu erwähnen wären. Die Hauptlyriker der Griechen bespricht Horatius so oft, und einige so eingehend, dass die Frage erlaubt sein wird: *Quid de lyricis Graecorum poetis videtur Horatius iudicavisse?* oder *Quibus laudibus ornavit Horatius lyricos Graecorum poetas?* Die Hauptstellen über Alcaeus und Sappho sind von Th. Kock und Welcker eingehend besprochen worden, die von Archilochos, Pindar, Anacreon handelnden Gedichte wenigstens in den Handbüchern der griech. Litteraturgeschichte. Auf die *ars poetica* Bezug nehmend handelt vom Drama der Griechen die Aufgabe *Horatii de tragoediis componendis praecepta colligantur, disponantur, illustrentur*; oder wenn eine griechische Tragoedie daneben gelesen wird, in folgender Fassung: *Horatii praecepta de chori munere ex Sophoclis Antigona (Oedipo Rege cet.) illustrentur*. — Ueber die politischen Grundsätze des Horatius handeln viele Themata: *De Horatio bellorum civilium dissuasore* hat sich nicht nur an die beiden Epoden *Altera iam teritur* (16) und *Quo quo sceleris ruitis* (7) und etwa an das Gedicht (I 14) *O navis, referent in mare te novi fluctus!* zu halten, sondern die zahlreichen Erwähnungen der traurigen Folgen des Bürgerkrieges zu berücksichtigen, wie z. B. die Erinnerung an die von Römerblut gefärbten Meere *quod in Daunia non decoloravere caedes*, von Römerblut gedüngten Gefilde *quis non latino sanguine pinguior campus* (C. II 1), an die *vitio partum rara iuventus* (I 2), an die *aetas parentum peior avis tulit* ..

nequiores, mox daturus progeniem vitiosorem (III 6) u. s. w. Bei Beantwortung der Frage *Quid Horatius de re publica senserit?* ist auch auf die auswärtigen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, besonders auf das Verlangen nach Revanche an den Parthern für Carrhae, dem der Dichter so oft und so energisch Ausdruck giebt, bis er voll Befriedigung an Augustus schreiben konnte *Tua aetas signa nostro restituit Jovi derepta Parthorum superbis postibus*. Die Beziehungen zu Augustus sind vielfach behandelt; *Horatius Augusti in re p. administranda adiutor*, *Horatii de Augusto iudicia colligantur et explicentur*, und um auch das persönliche Verhältnis beider zur Darstellung zu bringen unter Berücksichtigung der Angaben in der Vita Suetons und der Andeutungen in einigen Gedichten: *Quae ratio cum Octaviano intercessit Horatio?* Man wird von der Periode zu beginnen haben, wo Horatius im Kreise junger Leute aus der republikanischen Aristokratie in Athen lebte, *dura sed emovere loco me tempora grato, civilisque rudem belli tulit aestus in arma, Caesaris Augusti non responsura lacertis* (Epist. II 2, 46 ff.). — Das dritte oben bezeichnete Gebiet waren die religiösen Vorstellungen. Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, die darin liegen, dass verschiedene Auffassungen sich oft neben einander finden, Anklänge an den altitalischen Glauben, Entlehnungen aus griechischen Schriftstellern, rein subjective Vorstellungen. Sieht man aber ab von der Streitfrage, die sich an das Gedicht *Parcus deorum cultor et infrequens* knüpft, so findet sich eine Anzahl geeigneter Aufgaben: *Qualem Mercurium* — erläutert; etwas verallgemeinert, doch in der Ausführung hauptsächlich mit Rücksicht auf Horatius Hartung *Themata* 34 N. *de Mercurii natura et rebus gestis*; *Mercurium describit Horatius* hat Gustav Sauppe in seinen *Thematen* zu lat. Aufs. pg. 16 gestellt und erläutert; *de Baccho Horatiano* wird man copiose handeln können, ohne wie W. Pierson in einem Aufs. des Rheinischen Museums (XV 39—61) bis zur Beschreibung der Trinkgefäße und Schöpfkellen herabzugehen. Religiosität und Sittenstrenge ist bei Horatius eng verbunden, wie insbesondere C. III 6 *Delicta maiorum immeritus laes* beweist; man könnte verlangen *Horatii de deorum cultu restituendo vitaeque severitate revocanda praecepta exponantur*. Für eine große Anzahl anderer hierher gehörigen Aufgaben giebt Prellers römische Mythologie willkommene Ergänzung und Erläuterung. Schliesslich deute ich nur mit einem Worte an Darlegung einzelner persönlicher Verhältnisse, z. B. *Quid patri Horatius debuerit doceatur*, Ereignisse aus seinem Leben — *iter Brundisium, vitae pericula* —, Erklärung schwieriger Gedichte oder Stellen daraus. Hier muss die Individuali-

tät des Lehrers entscheiden und die Rücksicht auf die eigenthümliche Begabung und Neigung der einzelnen Schüler.

Nach den vorausgeschickten Bemerkungen ist auch die griechische Lectüre zu den freien lateinischen Arbeiten zu verwerthen; das sollte nicht bloß dann geschehen, wenn — was seltener der Fall ist — der griechische Unterricht in derselben Hand liegt, wie der lateinische. Aber Berücksichtigung der gleichzeitigen classischen Lectüre ist ja für die Erklärung einer betreffenden Stelle oder größserer Abschnitte oft von großem Werthe und darum seitens der Lehrer besonders in Prima immer vorauszusetzen. Da nun auch die Hilfsbücher für den lat. Aufsatz, Schirlitz, Sauppe, Hartung die griechische Litteratur, letzterer besonders Homer heranziehen, so will ich nur ein Thema besprechen, das ich mit gutem Erfolge an die Lectüre der Philippischen Reden des Demosthenes geknüpft habe. Laas stellt (der deutsche Unterricht) neben einander: Wie schildert Demosthenes in den Philippischen Reden, wie Goethe im Egmont das Volk? das erstere beanspruche ich für den lat. Aufsatz, etwa so modificirt: *Quibus in rebus Demosthenes Athenienses a maiorum virtute degenerasse demonstrat?* Unschwer lässt sich aus den Olynthischen und besonders der dritten Philippischen Rede folgende Disposition entnehmen: 1. domi 2. adversus exteros, und den ersten Theil gliedern: a. in vita privata, b. in vita publica. Für den zweiten Theil denke man nur an das schöne Gleichnis von dem Hagelschlag und stelle daneben des Themistokles weit ausschauende Fürsorge für die Bedürfnisse des Vaterlandes gegenüber der von den Barbären drohenden Gefahr. — Die Aufgaben, die das rein Geschichtliche zu behandeln haben, z. B. *Quibus rebus adiutus Philippus Macedonum rex Graeciam oppresserit, oder Enarretur, quo modo Philippus Graecorum urbes regno suo vicinas et opulentas expugnaverit* und ähnliche finde ich bedenklich, weil sie nach dem nicht unparteiischen Bericht des Demosthenes einseitig bleiben oder sich ganz von ihm loslösen. — Die Olynthischen und Philippischen Reden des Demosthenes sind überhaupt neben Homer und Platos Apologie und Criton verhältnismäßig am meisten verwendet; durch Vergleichung und Combination lässt sich eine fast unerschöpfliche Fülle gewinnen. Hat man z. B. nach den ersten drei Olynthischen Reden gefordert: *Quas rei publicae gerendae rationes Demosthenes videtur secutus esse?* so kann man nach Beendigung der Rede *περὶ εἰρήνης* fragen *Num Demosthenes cum pacem suadet, a suis rei p. gerendae rationibus desciscere videtur?* Quintilian (Inst. X 1, 106 ff.) vergleicht bekanntlich in

wenigen kräftigen Zügen die Beredsamkeit des Demosthenes mit der Ciceros: begabtere Schüler werden an einigen, besonders auszuwählenden Stellen diese Vergleichung zu erläutern versuchen.

So weit von der Wahl der Aufgaben; damit ist meist auch die *inventio* und *dispositio* abgethan. Was die *elocutio* betrifft, so ist wiederholt darauf hingewiesen, dass ich Wendt und Laas zustimme: Zweck des lat. Unterrichts auf heutigen Gymnasien kann es nicht sein „auf methodische Weise von Stufe zu Stufe die Eloquenz Ciceros zu erobern“ (Laas über Sturm S. 111). Aber *pure, dilucide, disposite* einen Gegenstand in lateinischer Sprache behandeln, zu dem die Materialien bei lateinischen oder griechischen Schriftstellern, den unvergänglichen Meistern der Darstellung vorliegen, kann doch nicht verwerfliches Jesuitenwerk sein, solche Uebungen abzuschaffen nicht „Erlösung von unerträglichen Fesseln“ . . . (Laas über Sturm S. 112) heißen! Correct muss die Darstellung sein und wird sie sein, wenn der vorangegangene Unterricht nicht unwirksam gewesen ist, klar und verständlich, wenn der zu behandelnde Gegenstand nur verstanden worden ist, endlich angemessen, wenn die Sprache sich möglichst genau an die vorliegenden Quellen anschließt. Dass dazu, wenn das Thema es erlaubt, auch zuweilen der ornatus, rhetorischer Schwung kommen kann, heißt nicht mit Cicero wetteifern. Einem Einwand will ich schließlich noch begegnen. Soll also, fragt man, Cicero nicht unser Muster des Stiles sein, sollen wir nicht mehr nach seinem Sprachgebrauch die Regeln der Grammatik und Stilistik aufstellen und einüben, an seinen Wortschatz uns halten? Gewiss ist er mustergiltig für uns; aber einerseits sind wir sehr weit entfernt davon eine vollständige Kenntnis der Ciceronischen Sprache zu besitzen, wie selbst noch die Seyffertschen Bücher beweisen, andererseits soll man nicht dem engherzigen Ciceronischen Purismus anhängen, sich auch nicht für Abhandlungen ausschließlich an den schwunghaften Stil seiner Reden, oder an die Formeln seiner unglaublich eifertig hingeworfenen philosophischen Werke halten, sondern viel öfter an den ruhigeren Ton, die schlichtere Form der rhetorischen Schriften und der größeren, sorgfältiger geschriebenen Briefe, dabei aber etwa die Freiheit gestatten, die Madvig und Schömann in ihren Abhandlungen aus dem Alterthum sich genommen haben. —

Vergleichen wir nun zum Schluss dieser Erörterungen die Vorschläge die mit den oben angeführten Aeußerungen von Laas (d. d. Unterricht S. 39) besonders mit dem letzten Satze daselbst: „in schlichter



Gestalt können die lat. Aufsätze gut dazu verwerthet werden die Lectüre auszunutzen, auch als Controle für die Privatlectüre zu dienen“ — durchaus übereinstimmen, mit den ganz entgegengesetzten, weil auf unrichtigen Voraussetzungen beruhenden Forderungen in dem Buche über Sturm: muss man sich da nicht veranlasst fühlen von dem Autor von heute an den Autor von gestern zu appelliren?

Berlin.

W. Hirschfelder.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

---

### LITTERARISCHE BERICHTE.

---

**Die consecutio temporum des Cicero.** Eine grammatische Untersuchung von Hugo Lieven, Oberlehrer am Rigaschen Gouvernements-gymnasium. Riga, N. K y m m e l. 1872. 4. 55 S.

Der Verfasser dieser beachtenswerthen Schrift erklärt im Vorworte, dass er sich in den ersten Jahren seiner öffentlichen Lehrthätigkeit gegenüber den Erscheinungen der consecutio temporum in conjunctivischen Nebensätzen oft in nicht geringer Verlegenheit befunden habe. Von den Lehrbüchern und Sammelwerken im Stiche gelassen, habe er erst durch fortgesetzte eigene Bemühungen befriedigende Resultate erreicht. Diese habe er an den ciceronischen Schriften mit Ausnahme der rhetorischen, und zwar im Anschluss an die Klotz'sche Ausgabe, geprüft und bewährt gefunden. Seine Studien hätten ihn zu der Ueberzeugung geführt, dass eine radicale Kritik nur schaden könne auf einem Gebiete, für welches die Grundlagen erst festgestellt werden sollten; selbst nach Erreichung dieses Zieles sei noch die größte Behutsamkeit erforderlich, da zwischen der grammatischen Regel und allen einzelnen Erscheinungen, die zu ihrer Sphäre gehören, eine vollkommene Uebereinstimmung sich nicht erwarten lasse. Aber eben deshalb gelte es, einen möglichst weiten Gesichtspunkt zu suchen, der auch für abweichende Erscheinungen das Verständnis vermitteln könne.

Leider seien die wichtigsten seiner selbständig gemachten Entdeckungen ihm durch das Elbinger Programm vom Jahre 1861 (Reusch, zur Lehre von der Tempusfolge) vorweggenommen worden; ja sämtliche Ergebnisse dieser Schrift hätten bereits in Drägers historischer Syntax der lateinischen Sprache 2. Bd. 1. Hälfte Aufnahme gefunden.

Für den persönlich unbetheiligten Leser ist dieses Zusammen-treffen zweier selbständig arbeitenden Gelehrten in denselben Re-

sultaten eine erfreuliche Empfehlung der letzteren, ganz abgesehen davon, dass sie — das darf ich schon jetzt aussprechen — den Thatsachen des Sprachgebrauchs auch wirklich entsprechen. Der Werth der Lievenschen Abhandlung besteht zum grossen Theil in diesen Resultaten, die der Verf. mit Reusch gemeinsam hat; als specielles Verdienst ist dem ersteren ebensohoch anzurechnen die ausserordentlich grosse Zahl der Belege, als der Versuch, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in einen rationellen Zusammenhang zu bringen.

An die Spitze seiner Erörterung stellt der Verf. die empirisch beobachteten Gesetze. Da in diesen Gesetzen sämmtliche positive Resultate der Abhandlung zusammengefasst sind, so erscheint es unerlässlich, sie mit geringen Auslassungen hier auszuschreiben: Zunächst die drei Hauptregeln, denen ich die entsprechenden §§. aus Ellendt-Seyfferts Grammatik gegenüberstelle:

Lieven:

Ellendt-Seyffert:

I. Hängt von einem Satze, dessen Prädicat das Präsens oder eins der beiden Futura ist, direct oder durch Vermittelung eines verbi infiniti der unvollendeten Handlung ein conjunctivischer Nebensatz ab, so steht dessen Prädicat entweder im Präsens oder im Perfectum, je nachdem die Handlung desselben neben der des regierenden Satzes fort-dauert oder vor ihr vollendet ist.

II. Hängt von einem Satze, dessen Prädicat das Perfect oder eins der beiden Präterita (oder der infin. histor.) ist, direct oder durch Vermittelung irgend eines verbi infiniti ein conjunctivischer Nebensatz ab, so steht dessen Prädicat entweder im Imperfectum oder im Plusquamperfectum, je nachdem die Handlung desselben im Vergleich zu der des regierenden Satzes unvollendet oder vollendet ist.

III. Hängen von einem Satze, dessen Prädicat das Präsens oder eins der beiden Futura ist, durch Vermittelung eines verbi infiniti der vollendeten Handlung oder eines Conjunctivi Perfecti

§ 243, I: Auf ein Präsens, Futurum I und II folgt ein Conjunctiv Präsens (Dauer) oder Perfecti (Vollendung).

§ 245. 2. a § 245. 3.: Schliesst sich ein conjunctivischer Nebensatz an einen Infin. Präs. oder Fut., an ein Participium Präs. oder Fut. oder stellvertretendes Adjectivum, an ein Supinum oder Gerundium an, so richtet sich das Verbum desselben in seinem Tempus nach dem Verbum des Hauptsatzes.

§ 243. II: Auf ein Imperf., Perfect. (histor.) und Plusquamperf. folgt ein Conj. Imperf. (Dauer) oder Plusquamperf. (Vollendung).

§ 245. 2. b: Schliesst sich ein Nebensatz an einen Infin. Perfecti an, so wird in der Regel ein Tempus der Vergangenheit. Imperf. oder Plusquamperf., gesetzt.

§ 245. 1: Wenn ein conjunctivischer Nebensatz von einem andern conjunctivischen Nebensatze ab-

einander coordinirte oder subordinirte conjunctivische Nebensätze ab, so steht das Prädicat der letzteren in demjenigen Tempus, welches mit Berücksichtigung aller sonstigen syntaktischen Regeln stehen würde, wenn das die Nebensätze vermittelnde Verbum vom regierenden Präsens oder Futurum unabhängig wäre.

§ 243 I bei Ellendt-Seyffert ist enthalten in Lievens erster Regel, erschöpft sie aber nicht. § 245, 2 a und § 245, 3 sind enthalten in Lievens erster und zweiter Regel, während der restirende Haupttheil der letzteren dem § 243 II bei Ellendt-Seyffert entspricht. Der § 245, 2 b ordnet sich, insofern als regierendes Verbum ein präter. gedacht wird, der zweiten Regel ein, fällt aber in das Gebiet der dritten, wenn das Hauptverbum ein Präs. oder ein Fut. ist, so jedoch, dass er sich von dem durch Lievens dritte Regel festgestellten auch sachlich unterscheidet. Denn während Ellendt-Seyffert behaupten, dass auf einen infin. perf. in der Regel nur der Conjunctivus eines Nebentempus folge, lässt Lievens umfassendere Ausdrucksweise, wenn das Hauptverbum ein Haupttempus ist, unter besonderen Umständen auch den Conjunctiv eines Haupttempus zu. Der § 245, 1 endlich fällt theils unter Lievens erste Regel (*nescio, quidnam causae sit, cur nullas ad me litteras des-dederis*), theils unter die zweite (*nesciebam, quidnam causae esset, cur-dares-dedisess; nesciebam, q. c. fuisset, cur-dares*), theils unter die dritte (*nescio, q. c. fuerit, cur nullas ad me litteras dares*); hier jedoch sachlich nicht übereinstimmend. Denn bei regierendem Haupttempus und vermittelndem Conj. Perf. erkennt Lieven nicht, wie Ellendt-Seyffert, den Conj. Impf. im Nebensatz als allein berechtigt an, sondern macht die Wahl des Tempus im Nebensatz auch in diesem Falle abhängig von dem Tempus, in welchem das vermittelnde Verbum stehen würde, wenn es unabhängig wäre.

Das Lievensche System — ich gebrauche diesen Namen, obwohl er dem Verf. selber zu vornehm erscheint — enthält demnach den Ellendt-Seyffertschen Regeln gegenüber zwei Neuerungen zu Gunsten der Haupttempora, Neuerungen, welche sich auf den Fall beziehen, wo bei vorangehendem Haupttempus im regierenden Satz von einem dazwischentretenden Inf. Perf. oder Conj. Perf. ein neuer conjunctivischer Nebensatz abhängig gmacht wird. Bei vermittelndem Inf. Perf., sagen Ellendt-Seyffert, folgt in der Regel der Conj. eines Nebentempus; ihnen scheinen also Stellen, in denen der Conj. eines Haupttempus folgt, nicht unbekannt gewesen zu sein; aber sie lassen sie unberücksichtigt. Nach vermittelndem Conj. Perf. gar kennen Ellendt-Seyffert nichts anderes, als den Conj. eines Nebentempus. Lieven erkennt in seiner dritten Regel nicht nur in beiden Fällen

die Coniunctive sowohl der Haupt-, als auch der Nebentempora als berechtigt an. sondern giebt auch das positive Kriterion, welches über die Anwendbarkeit der einen oder der andern Classe von Coniunctiven entscheidet. Das Kriterion wird gefunden durch Umformung des vermittelnden Inf. Perf. oder Conj. Perf. in ein unabhängiges Verbum.

Diese dritte Regel Lievens, welche vor ihm von Reusch (p. 8) aufgestellt worden war, bezeichnet nach der Ansicht des Ref. einen wesentlichen Fortschritt in der Erkenntnis der von Cicero befolgten Regeln der consec. temp. Sie ist nicht wohl anzuzweifeln, da sie den Thatsachen entspricht. Die von Reusch gesammelten Stellen sind nach den einzelnen Satzarten geordnet, während Lieven die von ihm zusammengestellten Beispiele in vier Classen theilt, je nachdem das vermittelnde Verbum ein Conj. Perf. oder ein Inf. (Part.) Perf. ist, und je nachdem auf dieses vermittelnde Verbum die Coniunctive der Haupt- oder die der Nebentempora folgen. Ich wähle einzelne aus: 1. ad fam. III, 9, 4: *idque a me recte factum puto, quod non statim, ut appellatus imperator sim, sed aliis rebus additis aestivisque confectis litteras miserim* (weil es nur heißen könnte: ut appellatus imperator sum — litteras misi); XIV, 12: *metuo, ne id consilii cepimus, quod non facile explicare possimus (cepimus — quod possumus oder possimus)*; ad Att. V, 21, 13: *commemoratur, quid olim mali C. Julius fecerit, cum dieculam duxerit* (fecit, cum-duxit). Ich füge hinzu in Verr. II, 4, 6, 12: *videdimus, quanta ista pecunia fuerit, quae potuerit Heium-a religione deducere*. 2. ad fam. XI, 16, 1: *Permagnum interest, quo tibi haec tempore epistola reddita sit: utrum cum sollicitudinis aliquid haberes, an cum ab omni molestia vacuus esses; ad Att. XV, 14, 2: scito mihi — gratissimum esse, quod perfeceris, ut Atticus intellexeret, quantum ego te, quantum tu me amares*. Ich füge hinzu pro Rosc. Am. 18, 51: *ignosci oportere ei homini, qui se fateatur esse rusticum, cum ruri assiduum semper vixerit, cum praesertim nihil esset, quod — facere posset (vixit, cum — esset)*; 14, 41: *quoramus, quae tanta vitia fuerint in unico filio, quare is patri displiceret*: aber gleich darauf: *ergo illud iam perspicuum profecto est, si neque amens pater neque perditus filius fuerit, neque odii causam patri neque sceleris filio fuisse*. div. in Caec. 11, 35. in Verr. II, 4, 6 11. 15, 34. 40, 87. 3. Tusc. IV, 22, 50: *iurare possum, non illum iracundiam tuam inflammatum fuisse, cum in acie M. Alienum Pelignum scuto protexerit gladiumque hosti in pectus infixerit* (inflammatum fuit, cum-protexit-infixit). de div. II, 22, 49: *hoc contra omnia ostenta valet, nunquam quod fieri non potuerit esse factum*. de fato 15, 34: *intellegi debet nec quod in campum descenderim, id fuisse causae, cur pilu luderem, nec Hecubam causam interitus fuisse Troianis, quod Alexandrum generit*. ad fam. V, 2, 3: *illud dico me, ut primum in contione provinciam deposuerim, statim quemadmodum eam tibi traderem, cogitare coepisse*. (deposui-traderem-coepi). Ich füge hinzu pro Roscio Am. 29, 79. 33, 92. 49, 142: *si id factum est, fateor me errasse, qui hoc malue-*

*rim; fateor insanisse, qui cum illis senserim, tametsi inermis, iudices, sensi.* de i. Cn. Pomp. 5. 13. in Verr. II, 4. 1, 1. 2. 4, 8. 47, 104. 4. Tusc. 1, 17, 39: *Platonem ferunt, ut Pythagoreos cognosceret-venisse.* — de fin. IV, 7, 16: *ad hanc rem aiunt artes quoque requisitas, quae naturam adiuvarent, in quibus ea numeretur in primis* — (requisitae sunt-adiuvarent-numeratur). Ich füge hinzu pro Rosc. Am. 16, 47. d. i. Cn. Pomp. 9, 22. 26. 16, 48. div. in Caec. 3, 9. in Verr. II, 4, 7, 14. 21, 47. 26, 59. 31, 69. 35, 77: *reperitum esse, iudices, scitote neminem-qui illud signum auderet attingere.* 60, 134. in Cat. I, 9, 24.

Als besonders significant wegen des Wechsels der Tempora mögen hier noch einige der von Reusch p. 22 und 23 gesammelten Stellen Platz finden: pro Rosc. Am. 21, 59; *credo, cum vidisset, qui homines in hisce subselliis sederent, quaesivisse, num ille aut ille defensurus esset; de me ne suspicatum quidem esse, quod antea causam publicam nullam dixerim.* Vergl. 26, 71. 31, 88. div. in Caec. 9, 29: *nec dico te, antequam de Sicilia decederis, in gratiam rediisse cum Verre; Potamonem-retentum esse a Verre in provincia, cum tu decederes,* Stellen, für welche nur die von Reusch und Lieven gemachte Entdeckung den Schlüssel giebt.

Nur scheinbare Ausnahmen bilden die beiden auch von Lieven citirten, von Gossrau § 464 Anm. 1 in ganz anderem Sinne besprochenen Stellen Tusc. IV, 2, 5: *ut appareat nostros omnia consequi potuisse simul ut velle coepissent* und de div. 1, 23, 47, wo man nach der Lievenschen Regel *coeperint* erwarten müsste. Aber *ut velle coepissent* ist auf das unabhängige *ut velle coeperant* zurückzuführen. Ueber dieses ut mit dem Plusquamperf. vergl. Lattmann-Müller § 162, 2; dazu Reusch p. 18. Von Interesse endlich ist der Vergleich von de off. 1, 7, 23: *credamusque, quia fiat quod dictum est, appellatam fidem* (quia fit-appellata est; cf. de nat. deor. III, 20. 51: *et ob eam causam, quia speciem habeat admirabilem, Thaumante dicitur esse nata*) mit de nat. deor. III, 21, 54: *cumque tu solem, quia solus esset, appellatum esse dicas* (sol, quia solus esset [nämlich im Sinne der Nennenden] appellatus est. Vergl. de off. II, 24, 86; *quas res a summo philosopho praeteritas arbitror, quod essent faciles Meiring § 721.*

Die Regel in präciser Fassung aufgestellt und auf das ganze ihr unterthänige Gebiet ausgedehnt zu haben, bleibt Reuschs und Lievens Verdienst. Dass der Thatbestand, auf den sich die Regel stützt, Ellendt-Seyffert nicht unbekannt war, zeigen 1. die Worte „in der Regel“ § 245, 2 und 2. die allgemeine Fassung des § 245, 1, obwohl er, wie die Beispiele zeigen, von einem Conj. Perf. nur einen Conj. Impf. abhängig denken kann. Einen Theil des Richtigen erkannte Madvig, in dessen Grammatik es § 382 b heisst: „In Nebensätzen, welche nur deshalb im Coniunctiv stehen, weil der Hauptsatz ein Accusativ mit Infin. geworden ist, wird das Perf. Conj. behalten, wo in der oratio recta Perf. Indic. stehen würde, aufser wenn auch das Verbum, von dem der infinitivische Satz abhängt, Präteritum ist: *Quis putare potest, plus egisse Dionysium tum cum eriperit civibus*

*suis libertatem, quam Archimedes, cum sphaeram effecerit* nihil plus egit D. tum cum eripuit —, quam A., cum-effecit.“ (Cic. de rep. I, 17, 28). Vergl. oben unter 3. Tusc. IV, 22, 50. Dagegen bezeichnen einen Rückschritt die Worte von Lattmann-Müller § 120 Anm. 1: „Nach einem von einem Präs. abhängigen Infin., Conj. und Part. Perf. steht in der Regel, in Absichtssätzen immer, der Conj. Impf. u. Plusquamf. Doch in coincidenten Sätzen steht der Conj. Perf. *Sapienter fecisse dicitur, cum-nihil sanxerit* pro Rosc. Am. 70.“ Auf Gossraus Grammatik werden wir später zurückkommen. Der Wahrheit am nächsten kam Meiring § 625: „Wenn mit dem Präsens ein Infin. Perf. verbunden ist, so erhält der von diesem abhängige Coniunctivsatz das Impf. oder Plusquamf., wenn dasselbe auch nach dem Perf. finitum stehen würde, in welches man den Infin. umgewandelt denken kann.“ Aber er spricht nur vom Infin. Perf., nicht auch vom Conj. Perf.

Den drei Hauptgesetzen für die consecutio des Cicero fügt Lieven mehrere Einschränkungen hinzu. Die erste derselben lautet: 1. „Die vom präs. histor. und dem Präsens in Citaten direct und mittelbar abhängigen coniunctivischen Nebensätze richten sich, je nachdem sich der das Prädicat des regierenden Satzes bestimmende Affect mehr oder weniger auch auf die Nebensätze fortpflanzt, entweder nach der ersten oder nach der zweiten Hauptregel.“ Das präs. histor. und das Präs. in Citaten in Bezug auf die consecutio gleichzustellen ist bedenklich, da bei einem präs. histor. im regierenden Satz die vollendete Handlung im Nebensatz immer nur durch den Indic. und Conj. Plusquamf., nie durch den Indic. und Conj. Perf. ausgedrückt wird, wie Lieven p. 20 selber sagt (Gossrau § 463, 1). Uebrigens ist der psychologische Grund für den Wechsel der Tempora, die von einem präs. histor. oder einem Präs. in Citaten abhängen, richtig angegeben (in Uebereinstimmung mit Gossrau a. a. O.) Weit wichtiger und erspriesslicher ist es sicherlich, aus Reusch p. 1—6 (auf den Lieven übrigens verweist), Ellendt-Seyffert § 245, 4, Lattmann-Müller § 118 Anm., Gossrau § 463 Anm. 1 zu lernen, dass vorausgehende Nebensätze regelmässig den Conj. Impf. und Plusquamf., nachfolgende sowohl Conj. Präs. als Impf. haben.

Die übrigen Einschränkungen, welche Lieven den drei Hauptgesetzen hinzufügt, lauten folgendermassen: 2. „Der Bedingungssatz sowie der Folgesatz irrealer condicionaler Perioden ist unabhängig von der consecutio temp., es kann also trotz dem Präs. oder Fut. des regierenden Satzes im abhängigen der Conj. Praeter. folgen. (Als verkürzte Condicionalsätze haben auch Nebensätze zu gelten, deren Prädicat der sog. conjunct. potentialis der Vergangenheit ist).

Anm. In vereinzeltten Fällen findet man das Präs. mit der consecutio des II. Hauptgesetzes in der Weise, dass man bei dem Präs. zugleich an eine dem gegenwärtigen Zustande vorausgehende Handlung zu denken hat (prägnanter Gebrauch des Präs.).

Das II. Hauptgesetz erleidet, von den durch das III. Hauptgesetz oft herbeigeführten abgesehen, folgende Einschränkungen:

- 1) Der Conj. Perf. als *modus potentialis, optativus u. s. w.* gilt für die *consecutio* ganz als *Fut. exact.*
- 2) Wenn das *Perfectum* prägnant zugleich als Präs. eines zuständigen Verbums gebraucht ist, d. h., wenn das *Perfect* nicht blofs bezeichnen soll, dass eine Handlung vollendet ist, sondern zugleich, dass der aus der Vollendung der Handlung hervorgehende Zustand in der Gegenwart fort dauert, so hat es die *consecutio* des Präsens.
- 3) Von der II. Hauptregel unabhängig sind:
  - a. conjunctivische *Consecutivsätze*,
  - b. Causalsätze,
  - c. *Concessivsätze*,
  - d. alle *Relativsätze*, die nicht final sind, —

insofern in ihnen auch nach einem Perf. und Präter.

- 1) Das Präsens stehen muss, wenn die in demselben bezeichnete Handlung als der Gegenwart angehörig bezeichnet werden soll;
- 2) Das *Perfectum* um des gröfseren rhetorischen Nachdrucks willen auch da stehen darf, wo die Handlung ihrem Verlaufe nach der Vergangenheit angehört“ (ich würde statt dieses recht unbestimmten Ausdrucks lieber sagen: „das Perf., wenn der Redende den Zusammenhang der erzählten Ereignisse verlässt und vom Standpunkt seiner Zeit aus berichtet, auch da stehen darf, wo“ u. s. w.)

Wir betrachten zunächst die dritte Ausnahmsregel zum zweiten Hauptgesetz. Lieven behauptet mit Recht, dass die bei consecutiven Verhältnissen in den Grammatiken notirte Abweichung von dem Hauptgesetze der *consecutio* auch auf causale und adversativ-causale, d. i. concessive *Conjunctivsätze* ihre Anwendung finde. Nicht blofs dass die Folge einer vergangenen Handlung erst in der Zeit des Sprechenden eintreten könne, sondern auch der Grund, der factisch natürlich der Wirkung vorausgehen müsse, könne doch so ausgedrückt werden, dass er aus einer Thatsache oder Handlung der Gegenwart erschlossen werde. Aus den von Lieven gesammelten Beispielen wähle ich die significantesten aus: b. ad fam. X, 25, 3: *omnino plura me scribere, cum tuum tantum consilium iudiciumque sit, non ita necesse arbitrabar*; in Verr. II, 1, 40, 103: *fatebor etiam illud invidus, me prorsus cum iste punctum temporis nullum vacuum peccato praeterire passus non sit, omnia, quae ab isto commissa sint, non potuisse cognoscere*. c. de fin. IV, 4, 10: *cumque duae sint artes-priorem-illi egregie tradiderunt*. in Verr. I, 2, 3: *equidem, iudices, cum nullae mihi a C. Verre insidiae terra marique factae sint-tantopere pertimui, ut* — (es kommt dem Cicero darauf an, auf die Gesamtheit aller ihm jemals von Verres bereiteten Gefahren, nicht blofs auf die dem zu erzählenden Ereignis vorangegangenen (*factae essent*) hinzuweisen). d. a. (Relativisch angeknüpfte consecutive und quali-



tative Nebensätze. Für diese dem ut consecutivum nahe stehenden Sätze erkannte die Wahrheit schon Meiring § 624 Anm. 1) in Verr. II, 5, 61, 159: *cum fere omnem vim verborum eiusmodi, quae scelere istius digna sint, aliis in rebus consumpserim.* ad fam. V, 16, 6: *si nulla fuit umquam liberis amissis imbecillo mulier animo, quae non aliquando lugendi modum fecerit.* d. β. (Relativisch angeknüpfte Causalsätze) ad Att. II, 24, 4: *Ea nos, utpote qui nihil contemnere solemus* (Gossrau § 418, 5 *solemus*), *non pertimescebamus.* ad fam. VII, 30, 1: *fuit enim mirifica vigilantia, qui suo toto consulatu somnum non viderit* (vergl. Meiring a. a. O.). (Die Sache erscheint dem Cicero so auffallend, dass er sie vom Standpunkt der Gegenwart aus als ein unicum berichtet.) d. γ. (Relativisch angeknüpfte Concessivsätze) pro Rosc. Am. 28, 76: *illud quaero, is homo, qui, ut tute dicis, nunquam inter homines fuerit, per quos homines hoc tantum facinus-conficere potuerit* (eine ähnliche Stelle, wie oben in Verr. I, 2, 3) — Dass endlich die einschränkenden Relativsätze (z. B. *quod sciam*) außerhalb des Einflusses der consecutio stehen, ist bekannt,

Von dieser Ausdehnung der für consecutive Verhältnisse längst bemerkten Abweichung vom Hauptgesetze der consecutio auf alle Causal- und Concessivsätze findet sich in den Grammatiken kaum eine erhebliche Spur. Ellendt-Seyffert geben als Beispiel für den Gebrauch von *quippe qui* (§ 279, 2 Anm.) den sicherlich tadellosen Satz: *nihil te a me impetrare oportebat, quippe qui ne belli quidem in me iura servaveris*, ohne anzudeuten, dass dieser Satz der § 245, 2 gegebenen Regel widerspricht.

Lieven benutzt, indem er der Zusammenstellung der Regeln den Versuch einer wissenschaftlichen Begründung folgen lässt, die eben besprochene Gruppe von Nebensätzen und ihre freiere Consecutio zur Widerlegung der Gossrauschen Lehre, dass der Coniunctiv überhaupt gar keine Tempora habe, sondern in zwei modi (Coniunctivus I und II, Subiunctivus I und II) zerfalle, deren jeder außer seiner specifisch modalen Function (Streben und Verlangen nach der Wirklichkeit — vorgestellte Handlung ohne das Streben nach Wirklichkeit, oft sogar im Gegensatz zu ihr) nur noch den Unterschied zwischen der actio infecta und perfecta auszudrücken habe.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Von diesem Gegenstande abschweifend, wendet sich der Verf. p. 8 und 9 gegen eine Aeusserung Lübberts (der Conj. Perf. und das Fut. ex. im ältern Latein p. 45), dass solche Relativsätze, welche nach späterer Sprachanschauung unbedingt den Charakter subjectiver Reflexionen an sich tragen würden, bei Plautus sehr häufig der Auffassung des objectiv Thatsächlichen getreu bleiben, indem er (Lieven) darauf hinweist, dass man dem Plautinischen *stulte feci qui hunc amisi* ähnliche Constructionen dutzendweise bei Cicero finden könne. Die angeführten Stellen lassen sich leicht vermehren, z. B. durch die vielgliedrige Periode pro Rosc. Am. 5, 13. — Indessen zweifle ich sehr, ob es dem Verf. gelungen ist, die schwierige Aufgabe zu lösen, die uns durch den Wechsel der modi gestellt wird an den beiden Stellen pro Murena § 6 und § 8: *tum cum desiderabat-nunc cum vocent. tunc cum-poteres-nunc cum potis* (nach Zumpt). Fast scheint es, als hätte bloße Willkür diesen Wechsel erzeugt.

Indem nun Lieven auf die oben besprochene Gruppe von Nebensätzen hinweist, sagt er mit vollem Recht: „Wie kann man von einer Thatsache nur deshalb, weil sie durch den modalen Ausdruck in eine Unterordnung zu einer andern gebracht ist, behaupten, dass es eine Handlung sei, welche blofs das Bestreben habe, wirklich zu werden? Wie aber vollends, wenn der Conj. Perf., der doch immer eine zur Zeit des regierenden Satzes vollendete Handlung bezeichnen soll, in einem Folgesatz nach einem Präter. oder Perf. des Hauptsatzes steht? Kann denn die Folge zur Zeit der bewirkenden Ursache jemals vollendet sein? „Das sehe, fährt Lieven fort, Gossrau selber ein, da er sage (§ 465, 2), es stehe der Conj. II, wenn die Folge vor der Gegenwart eingetreten in ihr noch fortdauere. Lieven ist vollständig in seinem Recht, wenn er sagt, dass Gossrau durch das Zugeständnis der Beziehung des Conj. II auf die Gegenwart mit seinem eigenen System in Widerspruch gerathe.<sup>1)</sup>

In Sätzen wie: *ardebat Hortensius cupiditate dicendi sic, ut in nullo unquam flagrantius studium viderim* wurde vielmehr, wie Lieven treffend bemerkt, das Perfect deshalb gewählt, um den Leser aufzuklären, dass, wenn der Satz unabhängig von seiner Beziehung zum übergeordneten stände, das Prädicat nicht anders als durch den Indic. Perf. ausgedrückt werden würde. Der Conj. Perf. spiegelt also in dieser Art von Sätzen die Natur des Indic. Perf., soweit es im Abhängigkeitsverhältnis möglich ist, wieder. Ist dies wahr — und das ist es sicherlich —, so lässt sich in der That gegen Stellen wie Acad. I, 10, 35: *Zeno nullo modo is erat, qui nervos virtutis inciderit, sed contra qui omnia in una virtute poneret* (Meiring § 624. Anm. 1, 3.) an sich nichts einwenden. Als unanfechtbare Parallelstelle möge dienen pro Rosc. Am. 44, 127: *ego haec omnia Chrysogonum fecisse dico, ut ementiretur, ut malum civem Roscium fuisse fingeret, ut eum apud adversarios occisum esse diceret, ut hisce de rebus a legis Amerinorum doceri L. Sullam passus non sit.* (Die Sätze mit *ut* sind nähere Bestimmungen des *omnia fecisse*, nicht Absichtssätze, vergl. Halms Anm.) Hier wird durch den Conj. Perf. das schließliche Ergebnis des Auftretens des Chrysogonus aus dem Zusammenhang der vorbereitenden Handlungen losgelöst und isolirt vom Standpunkt der Zeit des Redenden aus betrachtet.

Das dritte Hauptgesetz Lievens erbaut sich auf einem Vergleich der abhängigen mit der unabhängigen Construction. Wie hinter je-

<sup>1)</sup> In umgekehrter Weise zwingt ihn seine eigenthümliche Ansicht über die *modi*, die große Zahl der Stellen, welche gebaut sind wie ad fam. IX, 1, 2: *scilicet me, posteaquam in urbem venerim, in gratiam redisse cum veteribus amicis* (§ 464 Anm. 1), für unregelmäßig zu erklären, entschuldbar, wie er meint, durch die Vorliebe der Conjunctiones *postquam, ubi* u. s. w. für das Perfect, und durch den Umstand, dass der Infin. erst folgt; und in den sehr seltenen Stellen, wie Tusc. 4, 2: *facile ut appareat nostros omnia consequi potuisse, simul ut velle coepissent* „die gewöhnliche consecutio, zu erkennen. Rouschs und Lievens Untersuchungen haben, wie oben berichtet, gerade die entgegenge-setzte Annahme als richtig erwiesen.

nem *viderim* ein unabhängiges *vidi* deutlich hervorleuchtet, so, sagt der Verf., liegt dem dritten Hauptgesetz das Bestreben zu Grunde, bei der conjunctivischen Abhängigkeit vom Präsens doch das Prädicat jedes einzelnen mittelbar oder unmittelbar untergeordneten Satzes so wenig als möglich von der Deutlichkeit der Ausdrucksweise einbüßen zu lassen. Wenn es der unabhängigen Rede möglich war, denselben Gedanken in folgender Weise mannigfach zu nuanciren: *posteaquam domum veni, redii in gratiam cum veteribus amicis*, (ich kam nach Hause, darauf versöhnte ich mich — vergl. Meiring § 608 Anm. 3.) *cum domum venissem, redii* u. s. w. und *posteaquam domum veneram, redii* u. s. w. (wo der Nebensatz seine relative Selbständigkeit eingebüßt hat), endlich *cum domum veni, redii* u. s. w. (coincidente Handlungen), so musste sich ein einfaches Mittel finden, diese Unterschiede auch in indirecter Darstellung beizubehalten (*posteaquam domum venerim, cum domum venissem, posteaquam domum venissem, cum domum venerim*). So feiner Schattirungen des Ausdrucks ist also die Sprache auch in indirecter Darstellung bei regierendem Haupttempus fähig. Dass bei regierendem praeter. oder perf. diese Schattirungen sich verwischen, dafür sucht der Verf. wohl mit Recht den Grund in dem Umstande, dass alles, was conjunctivisch einem Tempus der Vergangenheit untergeordnet wird, eben dadurch mit in die Ferne gerückt wird und die Unmittelbarkeit der frischen Anschauung, die Lebendigkeit und Kraft der Auffassung einbüßt.

Der Verf. wendet sich darauf zu einer längeren Auseinandersetzung seiner Ansicht über die Natur des lateinischen Perfectum. Zunächst macht er einen, wie mir scheint, ungerechtfertigten Angriff gegen Ellendt-Seyffert, welche § 243 Anm. sagen: „Nach dem perf. präs. folgt in der Regel der Conj. präs. oder perf., wenn es sich geradezu mit einem präs. vertauschen lässt (*nondum satis constitui* [-certo scio], *molestiae plus an voluptatis ea res mihi attulerit*). Doch finden sich gewöhnlich die Tempora der zweiten Classe, wenn der Sprechende die der gegenwärtig vollendeten Handlung vorausgehende Absicht oder die vorausgegangenen einzelnen Momente der Handlung, wie sie durch *diu, multum, saepe* und ähnliche Zusätze angedeutet sind, im Sinne hat.“ Es ist eine bloße Künstelei, wenn Lieven sagt, schon in diesem Beispiel: *nondum satis constitui* u. s. w. sei eine Beziehung auf das, was vor der Gegenwart liege, durch *nondum* deutlich ausgedrückt: bis jetzt noch nicht, also vorher erst recht nicht. Durch ein solches Verfahren lässt sich in jedem eigentlichen Perfect eine Beziehung auf Vergangenes nachweisen, z. B. *oblitus sum* — ich hab's vergessen, d. h. es gab eine Zeit, wo ich's wusste. Zu den darauf von Lieven gesammelten nicht eben zahlreichen Stellen, an welchen die von Ellendt-Seyffert genannten Zusätze hinzutreten und doch die Construction des Präsens folgt, füge ich hinzu d. i. Cn. Pomp. 14, 42: *iam quantum consilio valeat saepe cognovistis* und den Absichtssatz pro Rosc. Am. 11, 32: *etiamne ad subsellia cum ferro atque telis venistis, ut hic aut iuguletis aut condemnetis?* Aber eben

diese wenigen Stellen sind auch Ellendt-Seyffert nicht unbekannt gewesen, da allein die Kenntniss von ihrem Vorhandensein die Veranlassung zu dem Ausdruck gewesen sein kann: „doch finden sich gewöhnlich die Tempora der zweiten Classe“ u. s. w. Da nun der mit diesen Worten beginnende zweite Theil der Anmerkung eine durch „doch“ eingeleitete Einschränkung giebt zu der allgemeinen Regel, die in dem ersten Theil der Anmerkung enthalten ist, so ist der von Lieven erhobene Vorwurf, dass die Anmerkung mehr verwirrend als aufklärend wirke, ganz unbegründet. Dazu kann der Angriff auf jene von Ellendt-Seyffert richtig beobachtete und correct ausgedrückte Einschränkung nicht eben ernst gemeint sein; denn Lieven macht p. 17 selber von ihr Gebrauch, indem er zur Rechtfertigung des Impf. Conj. in den Worten *nec adhibita (est) continuo ratio quasi quaedam Socratica medicina, quae sanaret eam cupiditatem* (Tusc. IV, 11, 24) in dem continuo eine „Beziehung auf vorausgegangene Momente“ sucht.

Doch scheint es eine richtige und scharfsinnige Bemerkung zu sein, wenn Lieven zu der bekannten Stelle in Verr. II, 4, 52, 115: *nemo fere vestrum est, quin quemadmodum captae sint a. M. Marcello Syracusae, saepe audierit, nonnumquam etiam in annalibus legerit* erklärend hinzufügt: „aus dem *captae sint* entnimmt jeder Hörer sich sofort, dass jeder nach Ciceros Meinung nicht blofs *saepe audierit* und *nonnumquam legerit*, wie Syrakus eingenommen ist, sondern es in Folge dessen auch jetzt noch weiß. Hätte Cicero *captae essent* gesagt, so würde das Resultat dahingestellt geblieben (oder, fügen wir hinzu, wenigstens nicht zu vollständiger Gewissheit erhoben worden) sein.“ Indes durfte er dieselbe Unterscheidung nicht anwenden auf die Stelle in Verr. II, 2, 53, 133: *iam hic Timarchides quantam pecuniam fecerit, plane adhuc cognoscere non potuistis: verum tamen priore actione, quam varie, quam improbe praedatus esset, multorum testimoniis cognovistis*, da hier im zweiten Satze der Conj. Plusquamperf. ohne Zweifel durch die in den Worten *priore actione* und *multorum testimoniis* bezeichneten Momente des Erkennens hervorgerufen ist, welche dem Wissen vorausgegangen sind.

Wenn das Perfectum bei vorangehendem oder nachfolgendem Präsens im Hauptsatze die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier Handlungen bezeichnet, so kann von einem solchen Perf. sowohl der Conj. Präs. als der Conj. Präter. abhängig gemacht werden (Madvig § 383 Anm. 3 kennt nur das Präsens). Man muss Lieven hierin Recht geben nach dem Grundsätze, dass „wenn einmal das Perf. im Indic. gesetzt ist, es nie der sprachlichen Logik widerspricht, dass die consecutio des Präteritums folgt.“

Weil nun das Perfect überall, wo nach demselben die consecutio des Präs. eintritt, einen Ueberschuss von Prädicatsinhalt über das im Verbum an sich Ausgedrückte enthalte, einen Ueberschuss, der in einem Begriffe bestehe, welcher sich durch das Perf. eines andern Verbums wiedergeben lasse, weil also in diesem Falle die consecutio

sich an ein gedachtes Präsens anschliesse, schlägt Lieven vor, das sogenannte perfectum logicum fortan das prägnante Perfect zu nennen. Finde doch auch der umgekehrte Fall statt, dass das Präs. prägnant mit dem Conj. Präter. construiert wird, wie z. B. de legg. 1, 22, 58: *cuius praecepti tanta vis et tanta sententia est, ut ea non homini cuiquam, sed Delphico deo tribueretur* (Gosrau § 465, 4), indem sich in dem *tanta sententia est* eine Wendung wie *semper tanti aestimata est* berge.<sup>1)</sup> Die zuletzt erwähnte Thatsache und die von Lieven gegebene Erklärung derselben sind unanfechtbar; der Name „prägnantes Perfectum“ ist, wenn man auf dem Standpunkt des Lateinischen, und zwar der fertigen Sprache, stehen bleibt, auch an sich nicht übel. Aber — denn von einem perfectum logicum reden heute wohl nur noch wenige — ist nicht der Name „perfectum präsens“ ebenso vielsagend und beruht er nicht auf denselben Voraussetzungen? Oder findet nicht der Name „eigentliches Perfect“ in einem Vergleich der lateinischen Tempora mit denen verwandter Sprachen, namentlich des Griechischen, eine ausreichende Stütze? Damit ist freilich implicite gesagt, dass das lateinische Perfect als Tempus der Erzählung dem griechischen Aorist entspreche. Gegen diese allgemein verbreitete Ansicht erhebt sich nun Lieven, indem er das gewöhnlich als aoristisch aufgefasste Perfect der Erzählung für ein wirkliches, „eigentliches“ Perfectum, für ein tempus präsens actionis perfectae erklärt. Wäre diese Voraussetzung richtig, dann könnte man in der That schwerlich für das sog. perfectum logicum einen passenderen Namen finden, als den von Lieven vorgeschlagenen. Aber sie ist unhaltbar.

Dass das Perfectum, sagt Lieven, für das classische Zeitalter stets präsens actionis perfectae gewesen sei, werde ganz evident durch die einfache Thatsache bewiesen, dass im Passiv ihm auch in der Erzählung vergangener Ereignisse eine mit dem Präsens von esse zusammengesetzte Form entspreche. Im Perfectum, fährt er fort, erzählen noch heute alle deutsch redenden Juden, desselben Tempus bediene sich die Märchenerzählerin, wenn sie also beginne: „das Hähnchen und sein Hennchen sind mit einander in die Nusshecke gegangen, um Nüsse zu essen, und jedes Nüsschen, welches das Hähnchen fand, hat es mit dem Hennchen getheilt. Endlich hat das Hennchen auch eine Nuss gefunden“ u. s. w. Indem man im Deutschen das Perfectum als erzählendes Tempus anwende, trete man aus der kühlen Unbefangtheit der Erzählung heraus und gebe ein persö-

<sup>1)</sup> Hiervon scheidet Lieven mit Recht Stellen wie Tusc. IV, 22, 49: *videamus progredientem apud Homerum Aiacem multa cum hilaritate, cum depugnaturus esset cum Hectore*, die auf das Princip des präs. histor. zurückgeführt werden müsse. Richtiger hätte er gesagt: auf das Princip des Präsens im Cita-to. — Eine seltene Anwendung des beim prägnanten Gebrauch des Perfects geltend gemachten Principis auf das Präter. findet der Verf. p. 27 in der Stelle pro Balbo 1, 2: *quae fuerit hosterno die Cn. Pompei gravitas in dicendo-perpicua admiratione declarari videbatur*.

liches Interesse an dem Erzählten kund. Aehnlich sei es im Lateinischen. Eine ähnliche Ansicht über das Perf. hist. stellte übrigens bereits Meiring auf § 607 Anm. 1. — Die Entscheidung über die Natur des lateinischen Perfects gebührt der Sprachvergleichung. Georg Curtius, dessen Tempora und Modi der Verf. nicht zu besitzen bedauert, erklärt allerdings p. 207 das lateinische Perfectum seiner Entstehung nach als ein wahres Perfectum. Und hierin werden wir ihm — was auch Frühere und Spätere, gestützt allein auf die Perfectformen auf si, für die Herleitung des lateinischen Perfects aus dem Aoristus geltend gemacht haben — unbedingt folgen müssen, da, abgesehen von den vielen und schwerwiegenden aus der Form entnommenen Gründen, welche Curtius p. 206—208 und p. 335 zusammenstellt, die Frage allein schon durch die Erwägung entschieden wird, dass sich wohl ein Herabsinken der reduplicirten Formen von der Bezeichnung der Vollendung zum erzählenden Tempus denken lasse, wie dies im Sanskrit und im Germanischen geschehen sei, eine Erhebung dieses letzteren aber zum eigentlichen Perfectum gegen alle Analogie sein würde (p. 208). Dies bezieht sich aber natürlich nur auf die Entstehung der Form; denn dass Curtius in Bezug auf den Gebrauch des perf. histor. — und auf seine Identifizierung mit dem griechischen Aorist der Bedeutung nach — der gewöhnlichen Ansicht folgt, geht daraus hervor, dass er p. 207 *cecidī* sowohl mit *ἔπεσον* als mit *πέπεκα* parallel stellt, und dass er p. 208 sagt: „Da wegen des fast ganz fehlenden Unterschiedes zwischen den Haupt- und den historischen Zeitformen kein einfacher Aorist im Lateinischen sich halten konnte, so war es natürlich, die Form des Perfects für den Zweck der Erzählung mit zubenutzen.“ An Curtius dürfte demnach Lieven den gehofften Bundesgenossen nicht finden. Dem Lateinischen war so gut wie dem Deutschen der Aorist abhanden gekommen; in beiden Sprachen machte sich das Bedürfnis eines Ersatzes gebieterisch geltend; beide griffen zum Perfectum, nur mit dem Unterschiede, dass im Deutschen die Perfectform ihre ursprüngliche Bedeutung ganz einbüßte und zur Bezeichnung derselben eine neue, zusammengesetzte Verbalform gebildet werden musste, während im lateinischen Perfect die ursprüngliche und die neue, d. h. die aoristische Bedeutung neben einander Platz fanden, gerade wie auf dem Gebiete der Declination der Ablativus die Functionen des erstorbenen Instrumentalis mitübernehmen musste. Dieser wohl begründeten Ansicht gegenüber gelingt es dem Verf. nicht, (p. 20) durch den nach seiner Auffassung nur geringen (d. h. nicht qualitativen) Unterschied zwischen dem „eigentlichen“ und dem „praegnanten“ Perfect der lateinischen Sprache die Verschiedenheit der Tempora der conjunctivisch abhängigen Nebensätze genügend zu motiviren. So viel im allgemeinen.

Nun sagt der Verf. weiter, dass man, wenn man im Perfect erzähle, aus der kühlen Unbefangenheit der Erzählung heraustrete und ein persönliches Interesse an dem Erzählten kund gebe; denn man erzähle vom Standpunkt der Gegenwart aus und mache dadurch sich

selbst zum Centrum der Betrachtung. Dies stimme aber vortrefflich zu der nationalen Engherzigkeit sowohl der Römer als der Juden. Auch, fragen wir, der Märchenerzählerinnen? Oder derjenigen Deutschen, welche ebenfalls im Perfectum zu erzählen pflegen?!) Wer in diesem Tempus erzählt, von dem lässt sich überhaupt nicht, wie Lieven thut, sagen, dass er ein persönliches Interesse an dem Erzählten kund gebe, sondern nur dieses, dass er, indem er die That-sachen einzeln vom Standpunkt seiner Zeit aus betrachtet, eine jede derselben isolirt, ohne auf ihren historischen Zusammenhang Rücksicht zu nehmen. Dem Perfectum treu zu bleiben, ist aber nur so lange möglich, als man nach Art einer Chronik Thatsache zusammenhangslos an Thatsache reihend nur in Hauptsätzen redet; der kleinste Relativsatz, der ein untergeordnetes Moment enthält, macht das Perfect unmöglich. Dies zeigt sich in dem oben nach Lieven wiedergegebenen Märchen an dem Relativsatz: „welches das Hähnchen fand“, indem das Finden der Nuss seine Bedeutung erst erhält durch die Beziehung auf die nachher eintretende Theilung derselben. So wird Lieven durch seine Ansicht über das Perfectum zu der gewagten Annahme geführt, dass im Lateinischen nicht nur das Plusqupf., sondern auch das Impf. zunächst nur zum Ausdruck von Beziehungsverhältnissen der Ereignisse unter einander gebraucht werde (p. 28). Ich wage nicht zu entscheiden, woher es kommt, dass das jüdische Idiom sich zur Erzählung des Perfectums bedient; denn sprachliche Erscheinungen psychologisch zu erklären und mit dem Volkscharakter in Verbindung zu bringen; ist stets ein nicht ungefährliches Unternehmen. In den Märchen scheint das Perfectum deshalb vorzuherrschen, weil es dem mehr intuirenden, als combinirenden kindlichen Geiste offenbar entprechender ist, jede einzelne der Thatsachen isolirt, als sie im Zusammenhang darzustellen. Und eine solche primitive, um nicht zu sagen lallende Art der Erzählung, will man in der classischen Prosa der lateinischen Sprache suchen? einer Sprache, welche, wie z. B. die Verbindung des *cum* temporale mit dem *Conjunctiv* beweist, so weit von einer isolirenden Betrachtung vergangener Ereignisse entfernt war, dass sie auch da einen innern Zusammenhang ohne Bedenken statuirte, wo wir ihn nur mit Mühe erkennen. —

1) Dies geschieht nicht nur in süddeutschen Dialecten, sondern auch mitten in Norddeutschland. Von kundiger Seite wurde ich auf das Programm des Gymnasiums zu Luckau vom Jahre 1870 aufmerksam gemacht, in welchem es p. 3 heisst: „Gerade dadurch empfiehlt sich das Hilfszeitwort für den Anfang ganz besonders, dass es in unseren Volksdialecten seine Tempora vielleicht am besten bewahrt hat. Schwerlich wenigstens dürfte man bei uns Präterita bö es wie ich buk, ich las, ich rieth und dergl. Landläufig dagegen sind hier Febr. die nicht selten auch in den deutschen Aufsätzen vorgerückterer Schüler zu finden, wie ich streitete, was mir immer noch lieber war als ich habe gestritten, zwar nicht in formeller, aber in syntaktischer Hinsicht, weil damit doch den Betreffenden der Gebrauch des Impf. erschlossen war, für das ist uns gewöhnlich das bequemere Perfectum gesetzt wird.“

Nachdem der Verf. im Folgenden auf die nahe Verwandtschaft des Conj. Perf. mit dem Fut. ex. hingewiesen (obwohl zwischen den logisch zusammenfallenden Sätzen *si hoc fecero, ibo* und *si hoc fecerim, ibo* immer noch der grammatische Unterschied bliebe, dass *fecero* die Handlung direct setze, *fecerim* sie aber nur bedingt ausspreche) und durch den Hinweis auf den oben erwähnten Fall, in welchem das die unmittelbar vorangehende Handlung bezeichnende Perfect den Conj. Präter. nach sich haben kann, einige Stellen in Schutz genommen hat, in welchen von einem Conj. Perf., der den Conj. Fut. ex. vertritt, der Conj. eines Nebentempus abhängt, geht er über zu der Frage, ob der Conj. Präter. in irrealen Bedingungsätzen noch seine temporale Function festgehalten habe oder nicht? Lieven — und wer nicht mit ihm? — beantwortet diese Frage mit ja; wie der Grieche mit *ἄν δέ* von der irrealen Bedingung, die er durch das Tempus der Vergangenheit bezeichnet, zur Wirklichkeit zurückkehre, so die lateinische Sprache mit *nunc* oder *nunc vero*, in welcher Verbindung Gegenwart und Wahrheit auf gleiche Stufe gestellt werden, so dass sich der Gegensatz von selbst ergibt: Vergangenheit und Unwahrheit. Und damit ist Gossrau, dessen Definition des Subjunctivs eben von den Conditionalsätzen abstrahirt erscheint, auch auf diesem Gebiete widerlegt. Weil aber eine völlige Vermischung dessen, was nicht ist, weil es nicht mehr ist, und dessen, was nicht ist, weil es gar nicht geworden ist, nicht eintreten durfte, habe man im Lateinischen das Präter. in den Modus der Abhängigkeit gesetzt, der in diesem Fall dieselbe Function zu erfüllen hat, wie im Griechischen die Partikel *ἄν*. Wenn also das Präter., fährt der Verf. fort, im irrealen Conditionalsatz immer noch Präter. ist und doch nach dem regierenden Präsens stehen bleibt (z. B. ad fam. XIII, 1, 5: *nec dubitat, quin ego a te nutu hoc consequi possem, etiam si aedificaturus non esses*), erscheint es grammatisch nicht nothwendig, dass ein Präter. Indic. in präsentischer Abhängigkeit sich in den Conj. Perf. verwandle. Dies geschehe in der That nur deshalb, weil, wenn der Satz *Gaius multa praeclare faciebat* von *dubium non est* abhängig gemacht, in die Form verwandelt würde: *dubium non est, quin G. m. p. faceret*, der Hörer nicht wissen würde, ob der Sprecher meint: Es ist unzweifelhaft, dass G. viele herrliche Thaten verrichtet hat, oder: dass G. v. h. Th. hätte verrichten können.

Hieran schließt der Verf. eine ansprechende Erklärung des Umstandes, dass in Folgesätzen so oft der Conj. Plusquamf. der Apodosis einer irrealen Bedingung in Abhängigkeit selbst von einem Präter. sich umsetzt in den Conj. Perf. der *conj. periphrastica* mit dem *partic. fut.* Ein *relicturi fuerint* sei nämlich der oblique Ausdruck für ein unabhängiges *relicturi erant* oder *fuerunt*, (ebenso Meiring § 657), welches ein *reliquissent* in sich schliesse, (vergl. pro Sestio 38, 81: *Hic quaero, iudices: si P. Sestius occisus esset, fuistisne ad arma ituri?*) und stehe selbst nach einem Präter. gemäß der Freiheit, welche alle Consecutivsätze genießen.



Ich schliesse diese Anzeige, indem ich die letzten Bemerkungen des Verf.'s über einige besondere, aber leicht erklärbare Erscheinungen der consecutio, Bemerkungen, die weder Neues noch Wesentliches enthalten, übergehe, in der Hoffnung, dass noch manche andere Fachgenossen, wenn sie die wohl durchdachte, scharfsinnige und stets anregende Abhandlung des Herrn Lieven gelesen haben, mit mir urtheilen werden, dass diese ergebnisreiche Untersuchung einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der lateinischen Syntax bezeichne.

G. Andresen.

**Die deutsche Rechtschreibung.** Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben. Für die oberen Classen höherer Lehranstalten und zur Selbstbelehrung für Gebildete. Von Dr. K. Duden, Leipzig 1872.

**Anleitung zur Rechtschreibung.** Regeln und Wörterverzeichnis für Volksschulen, sowie für die unteren Classen höherer Lehranstalten. Ebd.

Es ist in den letzten Jahrgängen dieser Zeitschrift so viel von deutscher Orthographie die Rede gewesen, dass der Unterzeichnete es nicht gewagt haben würde, schon wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen, wenn es sich diesmal nicht um eine Leistung handelte, die allerdings bedeutend aus der zahlreichen Sippe orthographischer Leitfäden hervortritt. Schon das Schleizer Programm vom Jahre 1871 legte Zeugnis ab von dem eingehenden Fleisse, den Herr Director Duden der deutschen Orthographie gewidmet hat; die vorliegenden Bücher sind reife Früchte eines gründlichen und einsichtigen Studiums. Namentlich das gröfsere Buch muss als eine sehr willkommene Vermehrung der einschlägigen Litteratur angesehen werden.

Es besteht aus drei Theilen: einer Abhandlung zur Orientirung über die orthographische Frage (S. 1—40), den Regeln (S. 41—68) und dem Wörterverzeichnis (S. 69—163). Die Abhandlung geht aus von einer Betrachtung der verschiedenen Schriftarten, der Begriffsschrift und Lautschrift, zeigt wie in der letztern das phonetische Princip nothwendig das herrschende sein muss, und wie unsere deutsche Schrift im Laufe der Zeit eine Trübung ihres phonetischen Charakters erfuhr, theils dadurch, dass ihre Entwicklung mit dem rastlosen Gange der Sprache nicht immer gleichen Schritt hielt, theils dadurch, dass die Schreibenden Ziele verfolgten, die im Wesen der Schrift nicht begründet sind. — Duden folgt in seinen Bestrebungen R. v. Raumer, er erkennt den phonetischen Grundcharakter unserer Schrift an, findet dadurch die Bahn bezeichnet, in welcher die Verbesserungsvorschläge sich bewegen müssen, und sieht in dem feststehenden Usus die nothwendige Schranke für alle Reform. Die

Darlegungen des Verfassers sind klar und überzeugend, und Rec. hofft, dass sie nicht wenig dazu beitragen werden, die richtige Einsicht in unsere Schrift in immer weiteren Kreisen zu verbreiten.

Aber obschon er im ganzen mit dem Verfasser einverstanden ist, so vermisst er doch in einem Punkte die nothwendige Consequenz. Nachdem Duden auf S. 35 skizzirt hat, welche Gestalt unsere Schrift gewinnen würde, wenn man das phonetische Princip zu unbeschränkter Herrschaft beriefe, fährt er auf S. 36 fort: „Diese Rechtschreibung hat nun aber unseres Wissens kein Anhänger der von Raumerschen Schule, welche als die Vertreterin der phonetischen Schreibung gilt, ich will nicht sagen zur Einführung empfehlen, sondern auch nur als letztes ideales Ziel der Verbesserungsversuche hingestellt.“ Rec. zweifelt, ob das richtig ist, und noch mehr, ob der Verfasser durch die Gründe, welche er anführt, berechtigt ist dieses Ideal zu verwerfen. Es ist freilich wahr, dass die deutsche Schrift nicht tabula rasa vor sich hat, und dass die Achtung vor dem historisch Gewordenen nöthigt an das Vorhergehende anzuknüpfen: aber was hat diese Achtung mit dem letzten idealen Ziel zu schaffen? Sie bestimmt die Art und das Tempo, in welchem man die Schrift ändert, das Ziel kann sie nicht verrücken. Es ist bekanntlich ein tief greifender Zug unserer Schrift, die Zusammengehörigkeit verwandter Formen zu bezeichnen; wir schreiben nicht *Sant* sondern *Sand* wegen *Sandes*, und *Bäume* nicht *Beume* oder *Boüme* wegen *Baum*. Duden meint nun die Verbesserungsvorschläge müssten darauf gerichtet sein, dasjenige aus unserer Schrift zu entfernen, was uns, aus welchen Gründen es auch immer aufgenommen sei, jetzt als Willkür erscheine. Dahin aber gehöre zwar die logische Unterscheidung gleichlautender Wörter (z. B. aichen, eichen) aber nicht die erwähnte etymologische Unterscheidung. Jene, die ohne ersichtlichen Grund bald angewandt sei, bald nicht, habe den Charakter der Willkür, diese sei so entschieden durchgeführt, dass sie von allen Verbesserern unserer Rechtschreibung, die mit der Hoffnung auf Anerkennung ihrer Vorschläge gearbeitet hätten, anerkannt sei. Mir scheint dies nur theilweise richtig zu sein. Richtig ist, dass der Beseitigung der consequenter durchgeführten etymologischen Schreibung grössere Schwierigkeiten im Wege stehen, als der sporadisch angewandten Unterscheidung gleichlautender Wörter, aber dem phonetischen Princip gegenüber erscheint die eine nicht weniger als willkürliche Abweichung als die andere, denn eine willkürliche Mafsregel kann dadurch nicht den Charakter der Willkür verlieren, dass sie energisch auf viele Fälle ausgedehnt wird. Wenn also Duden die Schreibung *bleuen* (=schlagen) verlängt, um zu bezeichnen, dass das Wort nicht von *blau* abgeleitet sei, so scheint mir das nicht gerechtfertigt. Mit anschaulichem Bilde sagt Duden, wer die Schrift mit etymologischem Beiwerk belaste, verfare etwa wie ein Thiermaler, der dem gemalten Thiere eine Belehrung über seine Heimat und Lebensweise auf den Rücken schreiben würde; mir

scheint als habe er hier<sup>1)</sup> seinem Thiere auch eine kleine Marke aufgebraunt. — Merkwürdig aber ist, dass Duden, wenn anders ich seine Worte richtig verstehe, die Anerkennung, welche er auf S. 36 der etymologischen Schreibung zollt, auf derselben Seite wieder zurücknimmt. Er sagt: „Beiden, der Begriffsschrift und jener etymologischen Schreibung würden ohnehin, der letzteren gänzlich, der ersteren zum großen Theil die Mittel entzogen werden, wenn die überflüssigen Buchstaben bez. Buchstabenverbindungen wegfallen. Diese zu beseitigen und eine regelmässige Bezeichnung nur der kurzen betonten Vocale durchzuführen, das ist das Ziel unserer Bestrebungen.“ Also die Achtung vor dem historisch Gewordenen hindert, ein weitverzweigtes Institut aufzuheben, aber nicht ihm die nothwendigen Subsistenzmittel zu entziehen. Da Antigonus, eingedenk der alten Freundschaft, den Eumenes nicht tödten wollte, beschloss er ihn verhungern zu lassen.

Das ideale Bild phonetischer Schreibung, welches Duden auf S. 35 entwirft, entbehrt eines wesentlichen Zuges. Duden spricht nur von der Bezeichnung der Qualität und Quantität der Laute; Tonhöhe und Tonstärke bleiben unbeachtet und doch ist die letztere für unsere Sprache von größerer Bedeutung als die Quantität. Wenn man einen Satz mit völliger Missachtung der Quantitäten liest, so wird er dadurch lange nicht so entstellt und unverständlich, als wenn man seine Betonungsverhältnisse verkehrt. Bekannte Spiele der Kinder beruhen darauf (Dihúsarénhabésebé! u. dergl.). Es kann zunächst überraschen, dass unsere Schrift das weniger Wichtige, wenn nicht durchgängig so doch in vielen Fälle bezeichnet, das Wichtigere fast ganz unbeachtet lässt.<sup>1)</sup> Der Grund liegt in ihrer Entwicklung.

Im Ahd. finden sich Ansätze sowohl die Quantität als die Tonhöhe, als auch die Tonstärke zu bezeichnen (letzteres ist der Zweck der sogenannten metrischen Accente bei Otfried), aber allgemeine und consequente Durchführung fanden diese Bestrebungen nie. Es schien zu genügen, wenn man die Qualität der Laute bezeichnete und liefs das übrige unbeachtet. Die Zeichen, an denen wir jetzt in zahlreichen Fällen die Quantität der Laute erkennen, die Verdoppelung der Consonanten und Vocale, das *h*, das *e* hinter *i*, sind nicht eingeführt, um diesen Zweck zu erfüllen, sondern er ist erst durch Umdeutung in sie hineingetragen. Wenn wir beim Lesen den Mangel an Accenten zur Bezeichnung der Tonstärke nur wenig empfinden, so erklärt sich das vorzugsweise daraus, dass in unserer Sprache die Stammsilben, welche fast immer den starken Ton haben, gewöhnlich die erste Silbe des Wortes sind. und so durch die Worttrennung die Betonung angedeutet ist. Aber die Worttrennung selbst lässt sich aus dem phonetischen Prinzip nicht recht fertigen. Eine Verbindung wie *in der That* müsste pho

<sup>1)</sup> Anm. zu §. 34; vergl. Wörterverzeichnis unter *wol*.

netisch ebenso gut als ein Wort geschrieben werden wie *jedermann*, und der Satz *ich habe schlecht geschlafen* repräsentirt sich lautlich ebensogut als Einheit wie das Wort *Verbesserungsversuche*. Vom phonetischen Princip aus kann man zu einer Trennung der Silben kommen, aber nie zu der Worttrennung, die in unserer Schrift üblich ist. Der Punkt ist nicht unwesentlich, und Rec. hat sich längst gewundert, dass man ihn nicht als willkommene Position besetzt hat, um Angriffe auf das phonetische Prinzip zu machen. Vielleicht ergibt sich von hier aus die Nothwendigkeit, das Ideal der Schrift zu modificiren, während die Anerkennung des jeweiligen Usus, ohne es selbst zu treffen, nur seine Anwendung und Durchführung beschränkte. Die historische Richtung in der Orthographie würde dabei nicht gewinnen, wohl aber die logische, (wenn ich das Wort in dem Sinne brauchen darf, wie es Becker in der Grammatik angewandt) und indirect vielleicht auch die etymologische.

Die Regeln, welche Duden im zweiten Abschnitt seines Buches zusammenstellt, sind von längeren erläuternden Auseinandersetzungen begleitet, wie sie für ein Buch, welches für den Selbstunterricht bestimmt ist, zweckmäfsig sind. Die Regel über die S-laute ist nicht ausreichend. Es ergibt sich aus ihr nicht, ob man *Lust* oder *Luft*, *Kunst* oder *Kunft*, *Falls* oder *Fallf*, *Knospe* oder *Knofpe* schreiben soll. In §. 61,5 b ist der Ausdruck, dass in *Karl* der *Große* das Adj. zu einem Eigennamen geworden sei, wohl nicht zu billigen; ebensowenig die Angabe in §. 9, dass in Wörtern wie *war* und *klar* die Länge des Vocals durch den einfachen Buchstaben dargestellt werde. Der einfache Buchstabe bezeichnet nur die Qualität des Lautes, über die Quantität sagt er gar nichts aus. — Die Eintheilung des ganzen Abschnitts in zwei Capitel, von denen das eine über die Bezeichnung der Quantität, das andere über die Fälle, wo verschiedene Buchstaben zur Bezeichnung desselben Lautes zu Gebote stehen, handelt, ist richtig, aber nicht die Betrachtung aus der diese Eintheilung abgeleitet ist. Denn sie beruht darauf, dass die Vocale, insofern sie lang oder kurz sind, als verschiedene Laute angesehen werden, wozu man doch ebenso wenig Recht hat, als wenn man in der Musik Töne von verschiedener Länge aber gleicher Höhe als verschiedene Töne bezeichnen wollte. Die Quantität fällt unter einen anderen Gesichtspunkt. Klar und folgerichtig ist die Betrachtung über die Fremdwörter, aber es scheint als wenn der Verf. hier doch den Usus zu wenig beachtet hätte; er lässt Schreibungen zu wie *Akkusativ*, *akklimatisiren*, *Akkuratesse*, *Asil*, *Oksident*, *Bole* (*Bowle*), *Karakter*, *Ziknder*, *Elefant*, *Gitarre*, *Girlande*, *Hiaxinte* u. a.; *Züter* empfiehlt er sogar. Auch in anderen Wörtern wie *Gemal*, *Abendmal*, *Samt* u. s. w. greift er wohl über das Ziel hinaus. Finden die Schreibungen Anklang, um so besser; aber bis jetzt scheinen sie sich doch nur sehr vereinzelter Anerkennung zu erfreuen.

Der werthvollste Theil des Buches ist das umfangreiche Wörterverzeichnis. Der Verfasser hat die besten lexicalischen Werke gründ-

lich benutzt und bietet dem Publikum ein gutes Mittel sich nicht nur über die Schreibung schwieriger und seltener Wörter, sondern auch über ihre Herkunft und Bedeutung zu unterrichten. Dass manche der mitgetheilten Etymologien unsicher sind liegt in der Natur der Sache. Einiges, was mir bei der Durchsicht aufgefallen ist, will ich anführen. In dem Völkernamen *Alemannen* ist der Singularis wohl nicht das prius, und ein ganzer Mann schwerlich die Grundbedeutung. — *Anathema* geht nicht direct auf *ἀνάθημα* Weihgeschenk, sondern auf *ἀνάθεμα*. — *Bewillkommen*, *Bewillkommung* werden für besser erklärt als *bewillkommenen Bewillkommung*, die doch jetzt in ganz überwiegendem Gebrauch sind. Die Herleitung von frz. *bille* aus mhd. *bickel* ist kaum als wahrscheinlich zu bezeichnen, noch weniger aber frz. *blocus* aus *blokhás*. — Unter *Chauvinismus* ist der Ausdruck merkwürdig unbestimmt; warum ist das Drama nicht genannt? — *Kolon* gr. *κόλον* fehlt neben *Colon* latein *colonus*. — *Droguen* von nörd. *drög* trocken? — *emsig* mhd. *emzic* von *Ameise*. Grimm Wb. 3,443 stellt beide Wörter zusammen, bemerkt aber *emsig* ist nicht aus dem Thier, sondern *emsig* und *Ameise*, *Emse* beide aus einem subst. *emaz* herzuleiten“. — Unter *Energie* l. *ἐνέργεια* st. *ἐνεργεία*. — *Flausen* kann mit ahd. *flosari*, *kiflosida* zusammengestellt werden; mhd. *vlösen* scheint noch nicht nachgewiesen. — *Frikassee* neben got. *friks* ahd. *freh* ist wenig glaublich. — *frug* und *Nichte* sind nicht aus dem niederländischen herzuleiten, sie sind gemein niederdeutsch. — „*Günther*, mhd. *Gunthér* — Kriegsherr von ahd. *gund* Krieg und *hari*, *heri* Herr.“ vergl. die Bemerkung über *Lothar*. *hari*, *heri* ist *Heer*. — ‘*Heerbann* in Schillers *Tell* noch *Heribann*‘; das *noch* ist schwerlich gerechtfertigt. — ‘*Holunder*, in-der steckt ahd. *tar* Baum‘; selbständig kommt das Wort im ahd. sowenig vor als im nhd. — Unter *Hornifs* l. *hornuz* st. *hornúz*; unter *mucken* l. ahd. *mucczan* st. *muoczan*. — *Klofs*. ‘Der Plur. *Klöse* ist wegen der in Nrd. allgemeinen Aussprache mit weichem *s* nicht zu verwerfen‘; ich zweifle sehr an der Richtigkeit der sprachlichen Bemerkung; ebenso an der kurzen Aussprache von *Loupe*; der Verfasser verlangt die Schreibung *Luppe*. Die Kürze in *Spasses*, *Spásse* ist bekannt, aber die anerkannte Schreibung entspricht der Aussprache mit langem Vocal. vgl. *Strapaze*. — *Lorgnette* aus *lauren*? — *Massacriren* zu *Metzger*? *Metzeln* wird als wenig gebräuchlich bezeichnet. Hat der Verf. an *niedermetzeln* gedacht? — *moussiren* von ahd. *mos*? — *Nachen-Kahn*, *nac* durch Umstellung aus *can*?? — ‘nämlich, besser als *nemlich*, von Name; doch auch schon mhd. *namelich* und *nemelich*‘. Die Beziehung auf das mhd. nützt nichts, denn *e* bezeichnet den Umlaut von *a*. — Bei *Orchester* hätte der Verf. in erster Linie auf it. *orchestra* hinweisen sollen, zumal er die französische Aussprache verwirft. — ‘Man schreibt allgemein *ai* trotz des mhd. *rein*‘. Das *trotz* ist nicht an seiner Stelle; gerade aus mhd. *ei* entwickelte sich *ai*; *ei* aust. — Bei *Scharmützel* wäre wohl besser auf it. *scaramuggia* als auf *schermugio* verwiesen, und auf ahd. *skirman* nicht *skerman*. — *schmarotzen* mhd. *snarrenzen*? —

Unter *Teleskop*. *τηλεσκόπος* st. *τελεσκόπος*. — Die Uebersetzung von *Theobald als tapfer für das Volk* ist nicht zu billigen, es heisst *kühn im Volke*, durch Kühnheit im Volke hervorragend. *diet* diente geradezu zur Steigerung. ähnlich wie *erz* vgl. *dietschalk*, *dietsage*, auch *dietdegen*. — *Thermometer* in gen. masc. darf man wohl nicht zulassen. — Die Erklärung von *Truchsess* als 'Angessener, welcher Führer einer Kriegerschar ist', ist nicht unbedenklich. —

Das kleinere Buch ist eine abgekürzte Bearbeitung des gröfseren. Die einleitende Abhandlung und die Erläuterungen zu den Regeln sind weggeblieben, ebenso die etymologischen Nachweise im Wörterverzeichnis. Auch einige Wörter sind in letzterem übergegangen, aber die Zahl der aufgenommenen ist immerhin noch sehr bedeutend, und wie mir scheint gröfser als der Zweck erheischte. Nicht wenige bieten für die Schreibung keine Schwierigkeit, andere wird der Schüler zu schreiben keine Gelegenheit finden.

W. Wilmanns.

Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. W. Schrader. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin 1873.

Schraders Erziehungs- und Unterrichtslehre ist so eben in zweiter Auflage erschienen. Wenn ein Werk dieser Art nach der kurzen Zeit von vier Jahren seine zweite Auflage erlebt, so bedarf es keiner weitem besonderen Empfehlung mehr; in der auffallend raschen Verbreitung liegt das günstigste Urtheil, welches abgegeben werden kann. Gleichwohl dürfte es gestattet sein, auf das Erscheinen dieser neuen Auflage aufmerksam zu machen. Dieselbe stimmt im wesentlichen mit der ersten überein; denn die pädagogischen Ueberzeugungen des Verfs. haben sich nicht geändert, sind vielmehr durch die Erfahrungen und Beobachtungen der letzten Jahre eher befestigt worden. Die Durchsicht, welche Schrader mit seinem Buche vorgenommen hat und nach welcher er die 2. Auflage eine durchgesehene nennt, hat sich hauptsächlich darauf gerichtet, dem Ausdrucke an einzelnen Stellen gröfsere Klarheit und Bestimmtheit zu geben. Die inzwischen erschienene pädagogische Litteratur ist von ihm sorgfältig verfolgt und benutzt; allein ich wüsste nicht, dass er Veranlassung gehabt hätte, seine auf vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen gestützten Anschauungen zu modificiren. In Polemik hat sich das Werk auch in der 2. Auflage nicht eingelassen, und mit Recht. Die Zahl solcher Broschüren und Aufsätze, welche für vermeintliche Schäden in der Organisation unseres höheren Schulwesens oder deren Ausführung Abhilfe darbieten wollen, ist so grofs, dass eine deutsche Pädagogik zu einem übergrofsen Volumen anschwellen würde, wenn sie auch nur den gröfseren Theil dessen, was zu Tage gefördert, oft auf Grund gar zu kurzer Erfahrung, mitunter auch aus blofser Vorliebe für dieses oder jenes Fach — speciell einer Beurtheilung unterziehen resp. widerlegen wollte. Schraders

Buch behandelt im 1. Haupttheile die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre und schließt sich in dem 2., welcher die Methodik im allgemeinen und die der einzelnen Unterrichtsfächer umfasst, im wesentlichen, namentlich soweit es sich um die Vertheilung des Lehrstoffs unter die verschiedenen Classen und um die Stundenzahl für die einzelnen Fächer handelt, den preussischen Normalbestimmungen, für die Gymnasien, den Ministerialerlassen vom 24. October 1837 und vom 7. Januar 1856, für die Realschulen der Unterrichts- und Prüfungsordnung vom 6. October 1859, und dem in Wieses Verordnungen Bd. I S. 51—73 veröffentlichten Lehrpläne an, und hat damit einen festen Boden gewonnen, ohne jedoch dem Ausdrucke abweichender Ueberzeugung aus dem Wege zu gehen. Für das letztere darf ich mich beziehen auf dasjenige, was S. 508 über den geschichtlichen Unterricht in den untern Gymnasialclassen beigebracht wird. Die Ministerialverordnung vom 7. Januar 1856 beschränkt den geschichtlichen Unterricht auf die in den Religionsstunden durchzunehmende Biblische Geschichte und diejenigen Mittheilungen, zu denen die 2 wöchentlichen geographischen Stunden Gelegenheit geben, während die Sagen des classischen Alterthums zweckmäßig auch bei dem deutschen Unterrichte Berücksichtigung finden sollen. Hiernach ist bei Wiese Bd. I S. 61 der specielle Lectionsplan aufgestellt. Diesen jetzt gültigen Anordnungen gegenüber, deren Zweckmäßigkeit vielfach angezweifelt wird, schließt sich Schrader dem Vorschlage an, welchen die Majorität der 4. Preuss. Directorenconferenz vom Jahre 1865 gebilligt hat, dass nämlich für die Sexta besondere Geschichtsstunden nicht erforderlich seien, dass dagegen die Quinta einen, aber wesentlich biographischen Geschichtsunterricht erhalten solle, ja dass, wenn durch Wegfall des französischen Unterrichts in dieser Classe die erforderliche Stundenzahl gewonnen werde, den Quintanern eine zusammenhängende Sagensgeschichte der griechisch-römischen und der früheren deutschen Welt dargeboten werden möge. Ich bemerke dazu, dass sich bei der Königsberger Conferenz wohl deshalb für den geschichtlichen Unterricht auch in Sexta keine Majorität gefunden hat, weil sich für die Auffindung der Zeit ohne verwerliche Stundenvermehrungen kein Rath finden wollte. Beinahe ebenso lautet das Resultat der 2. Schlesischen Directorenconferenz vom Jahre 1870 S. 20; auch dort wurde die Herstellung eines geschichtlichen Unterrichts als wünschenswerth anerkannt, aber es blieb die Zeit unerfindlich. Für die Quinta wollte auch diese Conferenz geschichtlichen, aber auf griechische und römische Mythe, Sage und Biographie zu beschränkenden Unterricht, vermochte sich aber in ihrer Majorität nicht dazu zu entscheiden, wie die Königsberger, den französischen Unterricht für die Quinta zu opfern und sah sich daher in die eigenthümliche Lage versetzt, auch für Quinta nur dann Zeit zu historischem Unterrichte zu finden, wenn der naturgeschichtliche Unterricht aus Mangel an einem geeigneten Lehrer in Wegfall komme. Dass damit kein Auskunftsmittel brauch-

barer Art gefunden ist, liegt auf der Hand. Der Lectionsplan unserer Gymnasien kann nicht von wechselnder Zufälligkeit abhängig gemacht werden und auf die Beseitigung der Verlegenheiten, welche hier und da der Mangel an tüchtigen naturgeschichtlichen Lehrern herbeiführt, wird ohne Zweifel und hoffentlich mit Erfolg hingearbeitet werden. Auf die Abstellung eines Mangels mit dem Vorhandensein eines anderen zu speculiren, ist nicht zulässig; sie müssen beide beseitigt werden. Ich stimme mit Schrader darin vollständig überein, dass es nothwendig ist, den geschichtlichen Unterricht wenigstens in der Quinta wiederherzustellen und dass die dafür erforderliche Zeit am zweckmäßigsten durch die Zurückschiebung des Französischen in die Unter-Tertia gefunden werden kann. Ueber das Französische hat sich Schrader S. 480 bestimmt und mit guten Gründen ausgesprochen. Es ist richtig, was er nach dem Protocoll der 6. Preufs. Directorenconferenz (1872) S. 79 geäußert hat: es klinge hübsch, wenn es heisse, dass in Sexta das Lateinische, in Quinta das Französische, in Quarta das Griechische begonnen werde; allein es sei eine zu große Zumuthung, dass der Schüler, welcher erst ein Jahr hindurch nothdürftig grammatische Begriffe und Formen an der lateinischen Sprache erlernt habe, schon in V mit der französischen verwirrt werde. Die Erfahrungen, welche wir seit dem Jahre 1856 an den Resultaten des von der V an durch 8 Jahre bis zur Entlassungsprüfung hingezogenen Unterrichts im Französischen gemacht haben, sind, wie von sehr vielen Seiten geklagt wird, nicht eben erfreulich, wenigstens nicht besser, als in früheren Zeiten, in denen der Gymnasialschüler erst von der Tertia ab in diese Sprache eingeführt wurde. Mit dem Hinweis auf die Unlust, mit welcher der französische Unterricht sowohl von den Lehrern als von den Schülern betrieben werde, reicht man nicht aus, um den Uebelstand zu erklären. Unlust soll eben nicht möglich werden. Tüchtige und ihrer Aufgabe mit Freudigkeit entgegenstrebende Lehrer müssen und werden sich finden, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind, und die Schüler werden im Französischen mit derselben Lust dem Lehrer folgen, mit welcher sie es in den übrigen Lehrgegenständen thun, sobald sie über die doch nicht übergroßen Schwierigkeiten der Formenlehre hinweg schneller zu einer umfangreicheren Lectüre geführt werden können und nicht mehr bis in die Abiturientenprüfung hinein mit Declination und Conjugation zu ringen haben (vgl. Königsberger Directorenconferenz vom Jahre 1865 S. 60). Die 2. schlesische Directorenconferenz vom Jahre 1870 hat nach S. 70 der Verhandlungen die Frage, ob es wünschenswerth sei, dass das Französische erst mit Tertia beginne, mit 24 gegen 13 Stimmen verneint. Eine Debatte war wegen Mangel an Zeit nicht vorhergegangen. Entgegenstehende Ansichten konnte, sich nicht geltend machen oder ausgleichen; daher die Verlegenheit der Conferenz rücksichtlich des geschichtlichen Unterrichts, deren oben Erwähnung gethan. Mit der Zurückschiebung des französischen Unterrichts in die Tertia hängt auch eine andere, für den Lections-



plan der Gymnasien wichtige Frage zusammen, die nämlich, ob es nicht zweckdienlich, ja nothwendig sei, den naturgeschichtlichen Unterricht wieder in die Quarta einzuführen, aus welcher Classe er durch die Verordnung vom Jahre 1856 entfernt ist.

Ueber die Frage selbst haben sich erfahrene und einsichtige Schulmänner wiederholt mit aller wünschenswerthen Bestimmtheit ausgesprochen; die Königsberger Directorenconferenz vom Jahre 1865 will die Continuität des betr. Unterrichts von Sexta bis Tertia incl. mit überwiegend grosser Majorität (vgl. S. 62); die Westfälische vom Jahre 1867 hat die Frage: „Ist es dringend wünschenswerth, dass der bei den evangelischen Gymnasien der Provinz niemals in Wegfall gekommene naturhistorische Unterricht in der Quarta überall wieder hergestellt werde?“ einstimmig bejaht (vgl. S. 48) und Director Gandtner (Minden) theilte aus eigener Erfahrung unverhohlen mit, dass er diesen Unterricht zwei Jahre lang in der Tertia einer Anstalt ertheilt habe, an der er in Quarta ausgefallen sei, er könne aber seine Arbeit nur als eine traurige und resultatlose bezeichnen, da den Schülern die Grundlage und die Lust zur Sache verloren gegangen sei. In den Gutachten, welche die Universitäten über die Zulassung von Realschulabiturienten zu den drei ersten Facultäten abgegeben haben, ist von medicinischer Seite der Wunsch geäußert, dass die Gymnasialabiturienten etwas reichere naturgeschichtliche Kenntnisse zur Universität mitbringen möchten. Es kommt freilich darauf an, was darunter verstanden wird; indes wird dem im allgemeinen nicht unberechtigten Wunsche jedenfalls näher getreten, wenn der Unterricht nicht in Quarta unterbrochen wird. Möglich wird diese Restitution aber nur dann, wenn der Unterricht im Französischen erst in der Tertia beginnt. Aus dem, was Schrader S. 535 über die Vertheilung des naturhistorischen Stoffs unter die einzelnen Classen sagt, geht nicht hervor, welches seine Ansicht über die Wiederherstellung des betr. Unterrichts in der Quarta ist; in der Königsberger Conferenz vom Jahre 1865 hat er für die Zweckmäßigkeit dieser Mafsregel gestimmt. Vgl. Protocoll S. 62.

Ueber die Aufgabe der höheren Schulen, dass sie die nöthige Vorbildung geben sollen für wissenschaftliche Studien, für eine fördernde und gedeihlich wirksame Thätigkeit in Staat und Kirche, in den höhern Schichten des gewerblichen und bürgerlichen Lebens, ist von den Behörden und erfahrenen Schulmännern so deutlich und bestimmt gesprochen worden, dass es auffallen mufs, wenn gleichwohl jede irgendwo entdeckte Lücke den Unterrichtsanstalten aufgebürdet wird. Als ein Beispiel dieser Art aus jüngster Zeit führe ich an, dass Koeberle (die Theaterkrise im neuen deutschen Reiche. Stuttg. 1872) über das undankbare und geschmacklose Theaterpublikum klagt und als Heilmittel die Aufnahme der Aesthetik und Propädeutik der Dramaturgie unter die Lehrgegenstände des deutschen Schulunterrichts vorschlägt, und dass Rud. Gottschal in den Blättern für litter. Unterh. 1872 S. 722 gesteht, dass „de

Aesthetik auf den Gymnasien eine sehr untergeordnete Rolle spiele und es daher nicht zu verwundern sei, wenn unter den angesehensten Vertretern des Staats und der Gesellschaft oft ein ästhetisches Urtheil zu Tage trete, das mehr für die untersten Schichten derselben passe.“ Diese letztere Thatsache mag richtig sein, aber der Gymnasiallehrplan nach seiner Idee kann dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Was die Schule zur Bildung des Geschmackes thun will, aber auch nur thun kann, dafür genügt es auf die Aufsätze von Deinhardt in Schmidts Encyclopädie Bd. I S. 263 fg. und Bd. V S. 868 und auf Schraders Erörterungen in den Capiteln über die Bildung der Phantasie Bezug zu nehmen. In der Organisation der Schule liegt auch in dieser Beziehung kein Mangel; aber die realen Verhältnisse hindern oft und mehr, als derjenige glaubt, der draussen steht. Geleugnet soll indes nicht werden, dass die Praxis nicht selten nachhinken wird und dass dann das Bekenntnis hier, wie auch sonst, an der Stelle sein mag: *nos, dico aperte, nos magistri desumus.*

Laut Vorrede (S. VII) wendet sich Schrader „hauptsächlich an die Jugend des Lehrerstandes, welcher es trotz des Probejahres an einer ausreichenden Unterweisung fehlt.“ Damit ist auf eine schwache Seite unseres höheren Schulwesens hingewiesen, welche S. 226 noch weiter blofs gelegt wird. Die 4. Versammlung der Directoren in Pommern (1870) hat die pädagogische und didaktische Anleitung unsrer Schulamtsandidaten in den Bereich ihrer Berathungen gezogen und Erfahrungen constatirt, welche mit denen, welche anderswo gemacht sind, nur zu sehr übereinstimmen. Es soll gewiss nicht geleugnet werden, dass unter den angehenden Lehrern die Zahl derjenigen nicht gering ist, welche einer sich anbietenden Unterweisung gern und mit Verlangen entgegen kommen. Allein nichts desto weniger ist das Wort des Referenten des Greifenberger Gutachtens (Verhandlungen der 4. Pommerschen Conferenz S. 185) nicht zu hart, wenn er sagt, dass die meisten Schulamtsandidaten in Hinsicht auf Pädagogik und Didaktik völlig roh in die Schulpraxis eintreten, dass sie weit hinter den jungen Elementarlehrern zurückstehen und selbst bis in die ersten Elemente der Didaktik völlig Laien sind. Wie sollten aber unsre jungen Candidaten dazu kommen, sich vor der praktischen Thätigkeit auch nur mit den Hauptregeln, welche einem richtigen Verfahren in Behandlung der Schüler und in Behandlung der Lehrobjecte zur Basis dienen, im allgemeinen bekannt zu machen? In den Schullehrerseminarien werden die zukünftigen Elementarlehrer theoretisch unterwiesen; sie lernen (vgl. Allgemeine Bestimmungen vom 15. October 1872) schon in der dritten Classe das Wesentlichste aus der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in lebendigen Bildern der bedeutendsten Männer, der bewegtesten Zeiten, der interessantesten und folgenreichsten Verbesserungen auf dem Gebiete der Volksschule kennen und werden eingeführt in die Hauptwerke der pädagogischen Litteratur; sie werden in der 2. Classe in der allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtsmethode unterwiesen und in

der 1. Classe dienen 3 wöchentliche Unterrichtsstunden dazu, die Zöglinge mit der Methodik, der speciellen Unterrichtslehre bekannt zu machen und sie über die Pflichten des Amtes in der Schulverwaltung und über die gesetzlichen und administrativen Anordnungen für den Volksunterricht zu unterrichten. Außerdem ist mit jedem Schullehrerseminar eine mehrclassige und eine einclassige Uebungsschule verbunden, in welcher die Zöglinge unter der Leitung eines praktisch erprobten und sorgsam ausgewählten Musterlehrers einen Unterrichtscursus durchzunehmen haben, durch den sie das, was sie theoretisch erlernt, praktisch zu verwenden Gelegenheit finden, auf ihre Fehler im Vortrage, in der Fragestellung, im Wiederholen, in der Disciplin, im Examiniren, in der Haltung vor den Schülern u. s. w. aufmerksam gemacht und so lange geübt zu werden, bis sie mit einer wenigstens befriedigenden Unterrichtsertheilung in ein- und mehrclassigen Volksschulen vertraut sind. So gehen die Zöglinge theoretisch und praktisch vorgebildet in das Amt, welches sie mit dem Bewusstsein antreten, dass sie wissen, was sie zu thun haben. Unsere Candidaten des höheren Schulamts haben von allem dem nichts; sie werden mit seltener Ausnahme in den Unterricht versetzt, ohne von demjenigen, was sie zu thun und zu meiden haben, etwas anders zu wissen, als was ihnen dunkle Reminiscenzen aus ihrer eignen Schülerzeit von ihren guten und ihren schlechten Lehrern her andeuten, machen Mißgriffe über Mißgriffe zu ihrem eignen Schaden und, weil die Experimente, in welche sie verfallen müssen, leider keine in *vili corpore* sind, zum unendlichen Nachtheil der Schüler, dessen Spuren bis in die Abiturientenprüfung hinein nur zu oft und zu deutlich erkennbar sind. Man könnte auf die Instruction für die Prüfungen *pro facultate docendi* vom 12. December 1866 hinweisen und aus den Bestimmungen des § 28, dass die Candidaten alle wenigstens „eine allgemeine Bekanntschaft mit der Geschichte der neuern Pädagogik und den wesentlichsten Bestimmungen der Methodik“ nachweisen sollen, deduciren, dass eine theoretische pädagogisch-didactische Vorbildung bei dem Eintritte in das Probejahr als vorhanden anzunehmen sei und das letztere dann die practische Anleitung gewähre. Die Erfahrungen, zu welchen die Directorenconferenz von Pommern sich bekannt hat, bestreiten die Richtigkeit einer solchen Deduction, und man darf kaum auf Widerspruch rechnen, wenn man die Erfahrungen von Pommern als allgemein und überall gemachte verificirt. Die Forderung des Prüfungsreglements ist gewiss gering, und es ist nicht recht abzusehen, weshalb nicht dasjenige, was von den zukünftigen Lehrern der philosophischen Propädeutik allein gefordert wird, nämlich genauere Bekanntschaft mit der Pädagogik, besonders mit ihrer Entwicklung seit dem 17. Jahrhundert, von allen Examinanden verlangt wird. Die Schule, weshalb auch jene geringe Forderung oft nicht befriedigt wird, wird wohl den Universitäten zugeschoben, von welchen den Studirenden selten oder nie oder nicht in der rechten Weise Vorträge über die

Wissenschaft der Pädagogik und Didaktik und über die Geschichte der Entwicklung unseres höhern Schulwesens angeboten würden. Ich weiß nicht, ob der Vorwurf, welcher den Universitäten gemacht wird, ein im allgemeinen oder wenigstens theilweise gerechtfertigter ist; aber es wird gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, ob die Belehrungen, welche die Lectionskataloge der Universitäten darbieten, von den Studirenden angenommen und benutzt werden. Ein bestimmtes Beispiel mag die Antwort auf diese Frage geben. Von der philosophischen Facultät der Universität, welche ich im Auge habe, wurden in den letzten 12 Jahren folgende pädagogische Vorlesungen angekündigt und nach glaubhaften Mittheilungen in folgender Weise benutzt:

Winter 1861—62	System der Pädagogik,	von 9	Zuhörern	angen.;
Sommer 1862	Geschichte	„	do.	„ 10 do. „
Winter 1863—64	System	„	do.	„ 8 do. „
Sommer 1864	Geschichte	„	do.	„ 1 do. „
Winter 1865—66	System	„	do.	„ 6 do. „
Winter 1866—67,	System	„	do.	„ 11 do. „
Sommer 1867,	Geschichte	„	do.	„ 7 do. „
Winter 1868—69	System	„	do.	„ 2 do. „
Sommer 1869	Geschichte	„	do.	„ 1 do. „
Winter 1869—70	System	„	do.	„ 5 do. „
Sommer 1870	Geschichte	„	do.	„ 8 do. „
Winter 1871—72	System	„	do.	„ 6 do. „
Sommer 1872	Geschichte	„	do.	„ 3 do. „
Winter 1872—73	System „Pädagogik,	von	keinem.	

Wenn Zahlen beweisen, so ist damit der Beweis geliefert, dass die Universität es an angebotenen Vorlesungen nicht hat fehlen lassen, daß jeder Studirende, welcher sich dem Lehrerberufe zu widmen gedachte, innerhalb eines Trienniums Gelegenheit fand, theoretisch sich für die Praxis vorzubereiten, dass aber nur eine verschwindend kleine Zahl die Anerbietungen anzunehmen für nothwendig erachtet hat. Woher diese betäubende Erscheinung? Ich glaube nicht fehlzugreifen, wenn ich die Ursache in dem bei der studirenden Jugend mehr und mehr um sich greifenden Utilitätsprincipe zu finden vermeine, welches sie in berechnender Klugheit auf das in Aussicht stehende Examen *pro facultate docendi* hinweist und sie nachforschen heisst, ob auch Unbekanntschaft mit der Pädagogik und ihrer Geschichte das Bestehen des Examens zweifelhaft mache. Und wenn das nicht der Fall sein sollte, wenn höchstens in Fällen totaler Unwissenheit oder gar zu absurder Antworten eine kleine Nachprüfung in Aussicht steht, oder wenn gar — was sich nachweisen lässt — in der Prüfung *pro fac.-doc.* von Pädagogik kein Sterbenswörtlein vorkommt, ist da Verwunderung am Platze, dass Pädagogik auf der Universität so gut wie gar nicht getrieben wird, dass sogar die kurze Geschichte der Entwicklung unseres Realschulwesens unbekannt ist und von den großen Zeiten des Humanismus am Ende des

15. und in dem ersten Drittel des 16 Jahrh. selten oder vielleicht nur bei Historikern Ahnungen sich vorfinden?

Bei solcher Sachlage will es scheinen, als ob nur von den Wissenschaftl. Prüfungscommissionen Abhilfe zu erwarten sei. Wenn mehr gefordert wird, dann wird sicherlich mehr geleistet werden, und zur Mehrforderung dürfte die Anweisung der Prüfungsinstruction bei der Dehnbarkeit des Begriffes 'allgemeine Bekanntschaft mit der Geschichte der neuern Pädagogik und den wesentlichsten Bestimmungen der Methodik' die Hand bieten, selbst wenn nicht, was wünschenswerth wäre, im Wege der Declaration die Prüfungscommissionen specielle Anweisungen erhielten. Unsere jungen Philologen, Mathematiker und Naturhistoriker haben gewiss alle Ursache, ihre Universitätsjahre gewissenhaft und treu zur Erwerbung eines hinreichenden Vorraths von fachwissenschaftlichen Kenntnissen zu verwenden, aber das eine thun und das andere nicht lassen ist auch eine goldene Regel, und zwar um so mehr, als selbst das reichste Mafs gelehrter Kenntnisse vollständig für die Schulpraxis werthlos bleibt, sofern es nicht mittelst methodischer Einsicht an den Mann gebracht werden kann. Die Prüfung geht meines Erachtens nicht zu weit, wenn sie untersucht, ob der junge Schulmann einen Vortrag über Pädagogik und Didaktik und einen über die Geschichte der Pädagogik und die Entwicklung des deutschen Schulwesens innerhalb seiner 3- oder 4jährigen Universitätsstudien mit Erfolg gehört oder sich durch die Lectüre und das Studium geeigneter Bücher, und zu diesen zähle ich vor allem, das von Schrader, unterrichtet habe. Mit dem Vorschlage, der in der Directorenconferenz von Pommern (S. 206 fg.) gemacht ist, Compendien, welche gewisse Fingerzeige enthalten, auszuarbeiten, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Haben wir solche Compendien, welche mit leichter Mühe äußerlich eingeprägt werden, dann werden die Beispiele ernstlicher Studien schwerlich zahlreicher sein, als jetzt. Und Naegelsbachs Buch <sup>1)</sup> ist doch nichts weiter, als ein solches Compendium. Sorgen wir also dafür, dass die Candida-

<sup>1)</sup> Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, eines für uns Preussen wenigstens wunderlichen Satzes Erwähnung zu thun, welcher sich in der Gymnasialpädagogik von Naegelsbach S. 33 (1. Aufl.) vorfindet. Naegelsbach spricht dort über Präparation und Repetition und meint, diejenigen Schulmänner, welche die Selbstthätigkeit der Schüler reduciren wollen, seien mehr für Repetition, weil sie nur eine Masse von überliefertem Wissen in den Köpfen der Schüler haben wollten. Dann folgt in Klammern: „Diese (die Repetition) findet sich meines Wissens häufig an katholischen Anstalten besonders gepflegt, jene (die Präparation) herrscht mehr an protestantischen.“ Ich weiß augenblicklich nicht, ob der Herausgeber der 2. Aufl. diese Klammer weggelassen hat; aber wunderlich ist die Aeusserung für einen so gescheuten Mann. Auch die Andeutung S. 6, dass die Gymnasien nach der Reformation gestiftet seien, die meisten der bedeutenden durch dieselbe oder gar durch Reformatoren selbst, wird sich nicht weiter aufrecht erhalten lassen. Man braucht den großen Verdienste von Luther, Melancthon, Sturm, Neander: und Trotzendorf nicht zu nahe zu treten, um den einseitigen Standpunkt und die historische Unrichtigkeit, welche in Naegelsbach's Worten liegt, zurückweisen zu dürfen.

ten des höheren Schulamts theoretisch einiger Mafsen zum Unterrichten und Erziehen vorgebildet in das Probejahr eintreten, dann wird letzteres, dessen Einrichtung vortrefflich gedacht ist, seine Schuldigkeit thun. Dabei muss freilich vorausgesetzt werden, dass die Klage, welche bei Schrader S. 226 zu lesen ist, dafs nicht wenige Candidaten verkommen, weil es ihnen während des Probejahres an der erforderlichen Anleitung und Unterstützung gefehlt hat, — mehr und mehr ihre Berechtigung verlieren und ganz verstummen. Die Erfüllung dieses Wunsches hängt indes wieder davon ab, dass das Probejahr wirklich das bleibe, was sein Name sagen will. Wenn aber Noth Eisen bricht, wenn die Provinzial-Behörden nicht in Pommern allein aus den Probe-Candidaten sofort vollständig beschäftigte Lehrer zu machen gezwungen sind, wenn „reine Probandi“ (Directoren-Conferenz von Pommern S. 183) so gut wie gar nicht mehr existiren, sondern nach jedem Candidaten gegriffen werden muss, so wie er sich meldet, und wenn gar diese sogenannten Probe-Candidaten vom ersten Tage ihres Tirociniums ab als Klassenlehrer (Ordinarien) verwendet werden müssen, damit überhaupt nur ein Ordinarius für eine Sexta oder eine Quinta vorhanden sei, dann kann die Ministerial-Verordnung vom 30 März 1867 keine Anwendung mehr finden und für Nichts verantwortlich gemacht werden. Wird der Sinn dieser Verordnung ausgeführt, wird dem Candidaten vom Director und Ordinarius oder von dem (tüchtigen) Lehrer, welchem er zunächst zugewiesen wird, die beabsichtigte Sorgfalt durch Rath und That und mustergültiges Beispiel zugewendet, dann werden sich auch diejenigen jungen Schulmänner, welche zwar nicht geborne Lehrer sind, aber doch Lust und Liebe zum Berufe mitbringen, als brauchbare Mitglieder in die Lehrer-Collegien einreihen und das Ihrige leisten. Von den Universitäten Hülfe zu verlangen und die Einrichtung pädagogischer Seminarien auf den Universitäten zu erwarten (Dir.-Conf. von Pommern 1870 S. 210), würde Unrecht sein. Dafür sind die Universitäten nicht da, dass sie practische Uebungen anstellen lassen; sie haben auch die Mittel nicht dazu. Pädagogische Seminarien können nur mit Schulen verbunden werden und müssen unter der Leitung practisch erfahrener Schulmänner stehen. Wir besitzen gegenwärtig 4 solcher Anstalten, das zu Berlin mit 10, das zu Stettin mit 4, das zu Breslau mit 6 und das zu Königsberg ebenfalls mit 6 ordentlichen Mitgliedern, ausserordentliche Mitglieder werden zugelassen. Das Candidaten-Convict beim Kloster in Magdeburg hat einen speciellen Zweck, ebenso Herrigs Institut zur Ausbildung von Lehrern für neuere Sprachen (und Schellbachs für Lehrer der Mathematik); die können also nicht mitgerechnet werden. Eine Vermehrung derselben würde sicherlich mit freudigem Danke begrüsst werden; allein bei der grössten Bereitwilligkeit würde die Staatsbehörde nicht im Stande sein, die Zahl derselben so zu vergrössern, dass alle Candidaten in denselben Aufnahme und Ausbildung finden könnten. Wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, wird

es vor Allem darauf ankommen, dass der Candidat sich schon vor der Prüfung eine bestimmte Bekanntschaft mit der Pädagogik erwerbe und die junge Lehrerwelt sich der Pflicht bewusst bleibe, nicht bloss practisch zu experimentiren, sondern auch systematisch sich und so ihre Schüler zu unterrichten. Zu diesem Zwecke möge die Unterrichts- und Erziehungslehre von Schrader bestens empfohlen sein. „Es ist deutsche Art, dass der Jünger des Lehramts zuerst und möglichst ausschliesslich mit der Idealität der Wissenschaft erfüllt werde, bevor er an eine practische Verwerthung derselben denke. Wenn demnach der Studirende sich eine philosophische Vorbereitung angeeignet und namentlich eine klare Einsicht in die Thatsachen der Psychologie gewonnen hat, so genügt für ihn eine allgemeine Bekanntschaft mit der Theorie der Pädagogik und eine geschichtliche Kenntnis der wichtigeren neuern pädagogischen Systeme nach ihren Grundsätzen und ihrem Einflusse. Hierzu kann ihm eine Universitäts-Vorlesung oder das Lesen weniger geeigneter Bücher verhelfen; den Philologen bietet ausserdem die Geschichte seiner Wissenschaft und namentlich des Humanismus seit dem 14. Jahrhundert eine willkommene und natürliche Hülfe.“ Schrader S. 215. Nur diese Hülfe muss die Schule von der Universität verlangen; die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen müssen der Schule aber die Garantie bieten, dass das von der Universität Dargebotene nicht unbenutzt bleibe.

Schliesslich soll nicht unerwähnt bleiben, dass das der zweiten Ausgabe hinzugefügte Sachregister die Vergleichung und Zusammenfassung derjenigen Betrachtungen erleichtert, welche demselben Gegenstande an verschiedenen Stellen des Buches gewidmet sind. Für die Benutzung des Buches liegt darin eine wesentliche Erleichterung.

Breslau.

Dillenburger.

- 
- 1) Schmelzer, Carl, Director des Gymnasiums und der Realschule I. Ord. zu Prenzlau. Fromme Wünsche. Ein Beitrag zur Schulfrage. Prenzlau, A. Mieck 1872. (62 S.)
  - 2) Jäger, Dr. Oskar, Dir. des K. Fr. Wilh. Gymnasiums und der mit dem verb. Realsch. I. Ord. zu Köln. Gymnasium und Realschule I. Ord. Mainz, L. G. Kunze's Nachfolger 1871. (52 S.)
  - 3) Neubauer, Heinr., Gymnasium und Realschule. Wider Herrn Director Jäger. Langensalza. Herm. Beyer. 1871. (20 S.)
  - 4) Rothenbücher, Dr. Ad., Oberl. am Gymnasium mit Realklassen zu Cottbus. Die Realschule, eine allgemeine menschliche Bildungsstätte. Berlin. Fr. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, (A. Effert & L. Lindtner) 1872. (87 S.)
  - 5) Ueber die Nothwendigkeit der Entfernung des Unterrichts in Lateinischen aus dem Lehrplan der Real- und höheren Bürgerschule. Neuwied und Leipzig. J. H. Hauser. (35 S.)
  - 6) Ueber die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Lehrplans für den Geschichtsunterricht auf Real- und höheren Bürgerschulen. Neuwied und Leipzig. Hauser, 1870. (56 S.)

- 7) Otto, Dr. Friedr. Rector der Kaaben-Bürgerschule zu Mühlhausen in Th., Ritter etc. Der deutsche Bürgerstand in der deutschen Bürgerschule. Eine culturhistorische Erörterung. Leipzig. L. Merseburger. 1871. (IV. u. 139 S.) 15 Sgr.

Ich beginne die Besprechung dieser Bücher mit den „frommen Wünschen“, weil sie mir eine passende Gelegenheit bieten, einige Vorfragen zu erledigen, die maßgebend für die ganze Besprechung sein werden. Die Schrift hat auf mich den Eindruck gemacht, als ob der Hr. Verf. zu den Männern gehört, welche, wie er sie beschreibt, kein Verständnis für das Leben haben — unpraktische Männer, Stubengelehrte etc., wenigstens müssen in Prenzlau (u. Guben) ganz eigenthümliche gesellige Verhältnisse sein, wenn ihm (S. 17) mancher Mann vorgekommen ist, der recht fließend lateinisch spricht, dem es aber „Schwierigkeiten macht, deutsch drei Sätze zu reden.“ Ich lebe in einer Stadt (einer kleinen Residenz) von der Größe Prenzlau's, habe meinen Verkehr eigentlich nur in Beamtenkreisen, stehe in der Mitte der fünfziger Jahren, und doch ist mir in meinem ganzen Leben noch kein solcher Mann vorgekommen, gegenheilige Mittheilungen sind wiederholt laut geworden. Dazu kommt, dass der Hr. Verf. dem Volke unter anderem diese Worte in den Mund legt: (S. 6) der junge Mann soll denken lernen, wie ein verständiger Mensch; er soll empfinden wie ein guter Christ; er soll wollen, resp. sein Wollen bethätigen, wie ein ehrlicher Deutscher,“ die Worte hat das Volk wohl nie gesprochen, sollte es m. E. auch nicht sprechen, denn mit dem Wollen und Empfinden verhält es sich, wenn man überhaupt hier so scheiden will, doch wohl meistens gerade umgekehrt. Dies und manches Andere hat mich in der Annahme bestärkt, dass der Hr. Verf. um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ein Stubengelehrter sei, und ich will es ihm nur nicht übel nehmen, wenn er mich wegen desjenigen, was ich schon gesagt habe und noch sagen werde, zu den „aburtheilenden Menschen und flachen Köpfen“ zählt. (S. 5). Ich habe seine Schrift mit Interesse und mit warmer Anerkennung für manches gute Wort ruhig bis zu Ende gelesen, aber je weiter ich kam, desto mehr drängte sich mir eine zweite Annahme auf, nämlich die, die combinirte Anstalt, der Hr. Dir. Schmelzer vorsteht, sei eine von den wenigen bevorzugten höheren Lehranstalten, die wie das z. B. der Hr. Dir. Kletke von der Realschule am Zwinger in Breslau rühmt, relativ volle Primen und Secunden haben. Mit diesem Gedanken greife ich nun zu Wieso's höh. Schulwesen II, und was finde ich da? „Prenzlau, 15000 Einw., zu den schon 1863 vorhandenen 9 Gymnasial- und 3 Realclassen ist eine vierte Realklasse (I) hinzugekommen, zusammen 13 getrennte Klassenabtheilungen Schülerfrequenz 1868: Gymnasium 305, davon in I. 7, in II. 16, in III. 53, Realsch. 78, davon in I. 1, in II. 14, in III. 28. Abiturienten in den 5 Jahren von 1863 --68 nur 26! Und bei diesen Verhältnissen, die aller-



dings in der Zeit vor dem Eintritt des Hrn. Verf. in das Directorat fallen, die aber doch wohl schwerlich wegen ihrer Constanz in den letzten 5 Jahren eine wesentliche Aenderung während seines Directorats erfahren haben, bei diesen Verhältnissen schreibt der Hr. Verf. „fromme Wünsche“, von denen „er selbst kaum hofft, dass sie praktische Wirkung haben werden.“ Nothwendige, dringend nothwendige Forderungen, die hätten hier m. E. doch unendlich viel näher gelegen. In den 4 oberen Jahresklassen sitzen 38 — sage 38 Schüler von 385, also kaum der 10 Theil. Jene 38 Schüler der 4 obersten Jahrescourse fordern eine runde Zahl von 90 Schülern für alle 9 Jahrescourse. Weil sich nun die Verhältnisse etwas günstiger gestaltet haben können und weil ich überhaupt nie zu Ungunsten der höheren Unterrichtsanstalten mit neunjährigem Cursus meine Berechnung aufstelle, so gebe ich gern noch ein volles Hundert in den Kauf; wir haben dann ein Gymnasium von 190 Schülern in 6 vollen, aber im Allgemeinen noch nicht überfüllten Klassen. Es bleiben noch reichlich 190 Schüler für eine Realschule II. Ord. ohne Latein, ebenfalls mit 6 Klassen, aber mit nur 7 Jahreskursen, d. i. VI. bis II. mit einjährigem, der I. mit zweijährigem Cursus. Wie die für eine Klasse noch verwendbare Lehrkraft zum Theil benutzt werden könnte, soll sogleich angegeben werden.

Die einzige diese Einrichtung wesentlich fördernde und daher wünschenswerthe Aenderung im Plan des Gymnasiums wäre die, das Griechische erst in III. zu beginnen. Es giebt Gymnasien, an denen das geschieht, und alle aus Preußen an dieselben versetzten Directoren haben sich bald von der Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung überzeugt und nichts daran geändert. Wie könnte das auch anders sein: Drei mal Jahr auf Jahr mit einer neuen fremden Sprache einsetzen, in VI. mit Latein, in V. mit Französisch, in IV. mit der Griechischen, so dass der kleine Quartaner deren drei zu bewältigen hat, das kann nur eine langjährige Gewohnheit erträglich machen, aussonne n kann sich damit eine unbefangene Pädagogik nie. Auch dem Hrn. Verf. ist der Quartaner überbürdet; er sagt: (S. 39.) „In IV. wird im Lateinischen zuerst ein Schriftsteller dem Knaben in die Hand gegeben, (was im Französischen geschieht, ist nicht angegeben, obgleich es doch in V. schon mit 3 Stunden beginnen soll); das Griechische zu lehren fängt man hier an, zusammenhängenden Geschichtsunterricht erhält der Schüler hier auch zuerst; dazu kommt nun noch der erste mathematische Unterricht“. Natürlich soll nun bei ihm nicht das Griechische, die dritte fremde Sprache, sondern die Mathematik fallen, ja nicht nur dies, er reducirt das Rechnen hier auch noch auf 1 Stunde, sage 1 Stunde! Man traut seinen Augen kaum, aber es ist so (auch den Realsch. giebt er für Mathematik und Rechnen in IV. nur 2. Stunden.) Wie ist es möglich, dass man bei 53 Schülern in der Gymnasial - III. und nur 16 in der II. und wenn das Verhältnis jetzt auch etwas günstiger wäre, so wenig das nächste Bedürfnis der größten Mehrzahl

in's Auge faßt, dass für Mathematik und Rechnen der IV. nur 1, der III. nur 3 Stunden gegönnt werden!

Indes man braucht auch gar nicht an dem allgemeinen preussischen Gymnasiallehrplan in Betreff des Griechischen zu rütteln; es macht sich Alles nur etwas leichter und greift besser in einander, wenn man den Anfang des Griechischen aus IV. nach III. verlegt, und da nun thatsächlich Gymnasien sehr gut dabei gedeihen, so so könnte man wenigstens in kleinen Städten, wo 2 Schwesteranstalten, wie ich sie hier im Sinne habe, neben einander bestehen, doch wohl diese nicht störend, oder gar zerstörend in das gesammte Gymnasialschulwesen eingreifende Concession machen. Aber, wie schon bemerkt, der ganze Plan steht und fällt durchaus nicht mit derselben; denn ob das häufigere Uebergehen vom Gymnasium in die Realschule bei Quarta oder Tertia beginnt, kann keinen wesentlichen Unterschied machen.

Diejenigen nun, welche diesen Uebergang machen, behalten das Latein privatim (die Lehrkraft für den Facultativ-Unterricht darin ist noch vorhanden,) bei, wenn sie es wünschen, und sie werden es ja im Allgemeinen dann wünschen, wenn sie demnächst in den Staatsdienst treten wollen. Sie können dann auf der Realschule ohne Latein so weit gefördert worden, dass sie je nach ihrer Begabung nach kurzer Vorbereitung oder nachdem sie noch einige Zeit die I. einer Realschule I. Ord. besucht haben, an dieser Anstalt — im ersten Falle als sogenannte Extraneer — das Abiturienten-Examen ablegen können. Ihre Zahl wird ja voraussichtlich immer nur klein sein; sollte sie indes gröfser werden, so ist es vollkommen gerechtfertigt, im zweiten Jahre der I., aus ihnen und den wenigen übrigen zweijährigen Schülern der I. eine eigene Abtheilung zu machen, wodurch sie noch mehr gefördert würden. Denn dass die große Mehrzahl aller Schüler der Realschule ohne Latein die Schule verlässt, nachdem sie die erste Classe ein Jahr lang besucht, das ist ja in den Begabungs- und Lebensverhältnissen der Schüler begründet, und wird durch die Frequenz der Prenzlauer Schule mehr als bestätigt. Diesen Verhältnissen hat man sich mit den Schuleinrichtungen nicht nur anzubequemen, vielmehr sich nach ihnen zu richten ist eine unbedingte und selbstverständliche Verpflichtung. Wie kann man da von „willkürlichen Zielen“ oder von einem „Hinabsteigen zu Fachschulen“ sprechen. Der Hr. Verf. sagt „die praktischen oder willkürlichen Ziele“ hemmen das Erstreben des idealen Zieles. Denn das letztere, die Entwicklung des Menschen als solchen, ist ein für alle Zeit bestimmtes, weil es nur abhängig ist von den Anlagen des Menschen; denn die sind es ja allein, welche entwickelt werden können. Die praktischen Ziele, Universitätsstudien oder sogenanntes höheres praktisches Leben, sind dem Wechsel unterworfen und gehen fast unendlich auseinander.“ Gehen denn vielleicht die Anlagen des Menschen nicht ebenso unendlich auseinander? Und wer dürfte davon mehr Erfahrung haben, als ein Lehrer? Eines schickt

sich nicht für alle. Es giebt eine große Zahl von Schülern, die ihrer Lebensstellung nach — und diese ist durchaus nicht willkürlich — oder ihren Zielen nach — und diese sind durchaus nicht verwerflich — ein volles Anrecht auf den Besuch höherer Schulen haben, denen man aber den Besuch verkümmert, weil ihnen nicht geboten wird, was sie gebrauchen. Und das geschieht weder in Gymnasien noch in den Realschulen I. Ordn. in Bezug auf die große Zahl derer, die nur die ersten 6 Jahrescurse diese Schulen besuchen, um damit das Zeugnis für den einjährig freiwilligen Dienst zu erlangen. Man sehe nur nicht von oben herab auf dieses Ziel und ebenso wenig auf die Vorbildung zu diesem Ziele, wofern sie rechter Art ist, d. i. wofern sie die künftige Lebensstellung des Schülers berücksichtigt. Oder was ist, um nicht einmal etwas besonders naheliegendes anzuführen, was ist besser für den künftigen Landmann, dass er Latein lernt, das er doch nur zur Lectüre eines Schriftstellers verwenden kann, oder dass er Englisch lernt, mit Hülfe dessen er sich in der Literatur umschauen kann, sei es in der belletristischen, oder fachwissenschaftlichen über Ackerbau und Viehzucht, welche letztere bekanntlich in England zu erstaunlicher Vollkommenheit entwickelt ist. Auf der Realschule ohne Latein kann sich der künftige einjährig Freiwillige eine relativ vortreffliche abgeschlossene allgemeine Bildung erwerben. Und ist denn das Ziel als einjährig Freiwilliger zu dienen etwa kein hohes? Ist es denn etwas Kleines und Niedriges, wenn Jemand dem Vaterlande dienen will, ohne dass er dessen öffentliche Mittel direct in Anspruch nimmt, dagegen aber indirect durch die kürzere und intensivere Dienstzeit die productiven Kräfte des Volks entschieden stärkt und mehrt?

Der Hr. Verf. sagt: „das praktische Ziel geht in dem idealen auf,“ das sage ich auch, nur verstehe ich die Worte etwas anders, d. h. nach meiner Auffassung sollen sich die praktischen Ziele ideal erklären, und für mich liegt die wesentliche Aufgabe der Schule darin, dass sie diese Verklärung anbahne. Mitten im Leben stehend und fürs Leben bildend, soll sie die Fahne der idealen Güter hoch halten. Und hat denn der einjährig Freiwilligendienst nicht auch seine ideale Seite? Ich finde sie unter anderm darin, dass in ihm sich gleichsam der Pflichtsoldat zum Berufssoldaten verklärt, indem er mit diesem als Vice-Feldwebel und in den untern Chargen des Offiziersdienstes nicht nur die gleichen Ehren — darauf ist weniger Gewicht zu legen — sondern vor allen, wenn es gilt, auch die gleiche, größere Gefahr und Verantwortung theilt. Gerade hierin einerseits eine Bevorzugung, andererseits aber auch eine Ausgleichung für den Vortheil der kürzeren Präsenzzeit zu erkennen, das ist für mich eine ideale Seite des einjährig Freiwilligendienstes, wie ich mir denn das heldenmüthige, mit so schweren Verlusten begleitete Vorangehen unseres Offizierscorps nicht außer Verbindung der idealen Erfassung ihres Berufs denken kann und mag, wofür ich gern zugebe, dass es Beschwerden zu ertragen und Thaten zu

thun giebt, die ohne das eiserne Gebot der Pflicht unerträglich und unausführbar wären.

Es erregt mich immer, wenn über die jungen Leute, deren nächstes Ziel allerdings die Reife für den einjährig Freiwilligendienst ist, die aber doch demnächst — und darauf muß noch ein ganz besonderes Gewicht gelegt werden — die Hauptstütze der beschlossenen freieren Gemeinde- und Kreisverfassung werden müssen, wenn über diese jungen Leute gerade in den Schulschriften Preussens, der Geburtsstätte der segensreichen Einrichtung des einjährig Freiwilligenwesens, so wegwerfend und lieblos gesprochen wird. Den Hr. Verf. trifft dieser Vorwurf indes nicht. Er befaßt sich mit diesen Schülern überhaupt gar nicht. Nur einmal, beim Geschichtsunterricht erinnert er sich derer, die aus Tertia abgehen, indem er sagt: „die Nothwendigkeit, mit der Tertia einen Abschluß zu gewinnen, zwingt, dort mittlere und neuere Geschichte zu lehren“. Sonst kennt er im Grunde nur reife Primaner des Gymnasiums und der Realschule I. Ord. resp. solcher Schüler, die die Schule ganz durchmachen wollen und werden. Solcher Schüler dürfte es aber in der erweiterten preussischen Monarchie kaum 30— 40000 geben, und wie klein ist vor der Hand der Bruchtheil, der davon auf die Realschule I. Ordn. kommt, selbst wenn man, wie der Hr. Verf. zu wollen scheint, den Realschulabiturienten gleiche Berechtigungen mit den Abiturienten der Gymnasien in Betreff der Fortsetzung ihrer Studien auf Universitäten zuerkennen wollte. Daher steht denn die Realschule, die den Titel erster Ordnung führt, bei einer normalen Entwicklung des höheren Schulwesens immer erst in zweiter Linie. Entweder man fängt in einem Gemeindegewesen mit dem Gymnasium an — das ist der althergebrachte Gang, — dann stellt sich als erste weitere Nothwendigkeit die Realschule ohne Latein heraus, und erst wenn in der kleinen Zwischengruppe, die wir oben zwischen jenen beiden großen Anstalten sich bilden sahen, die Zahl derer die wirklich das Reifezeugnis erwerben wollen, sich erheblich steigert, tritt die Realschule I. Ordnung auf, und zwar zunächst als Ast des Gymnasiums — wie jetzt an manchen Orten, denn diesem ist sie am nächsten verwandt, später bei größerer Schülerzahl wird sie selbstständige Anstalt. Oder im Gemeindegewesen fängt, wie z. B. vor Kurzem Remscheid, mit der Realschule ohne Latein an, und es wird den wenigen, die später studieren wollen, durch Privatstunden die an der Schule eingerichtet sind, Gelegenheit gegeben, Latein zu lernen. Wächst die Zahl dieser Schüler, so werden allmählich Progymnasialclassen für sie eingerichtet. . Wenigstens dann, wenn sich diese zu vier im Progymnasium entwickeln, ist dasselbe unter einen eigenen Rector zu stellen, dieser wird nun zwar zunächst an den Ausbau der Anstalt zu einem vollen Gymnasium denken, er muß aber auch ein Herz haben für die sich demnächst bildenden parallelen Realclassen, die das zweite Stadium der werdenden Realschule I. Ordnung sind. So

wenigstens muß man es m. E. machen, wenn man es mit der einen noch beibehaltenen alten Sprache ehrlich meint, und sie nicht bloß als Aushängeschild und Lockvogel betrachtet, damit die sogenannte Parität mit dem Gymnasium scheinbar gerettet, und auf gewisse Gesellschaftskreise eine größere Anziehungskraft geübt werde. Keine höhere Lehranstalt ist weniger auf sich selbst gestellt, als die Realschule I. Ordnung, keine mehr der Willkür preisgegeben, sie steht und fällt mit den Regulativen für das Beamtenwesen. Daher denn auch dies Bemühen um sogenannte Berechtigungen, die mit der eigentlichen Aufgabe der Realschule, eine Schule für den bemittelten Bürgerstand zu sein, gar nichts zu schaffen haben. Diese Berechtigungen sind auch gar nicht mit der einen für alle Bemittelten gleich wichtigen Berechtigung zum einjährig Freiwilligendienst zusammen zu stellen. Diese Institution übt auf die bemittelten und höheren Stände indirect sanz denselben Zwang, den direct auf die niederen Stände der allgemeine Schulzwang übt, der von jenen im Allgemeinen nicht empfunden wird. So übt diese Institution, indem sie frei macht, doch einen heilsamen Zwang, und hilft so auch das Gleichmaß der Verpflichtungen gegen den Staat und das Vaterland unter den verschiedenen Ständen herzustellen. Wie, wenigstens in protestantischen Ländern, in den niederen Ständen mit der Confirmation die allgemeine Volksschulbildung abgeschlossen und die Berufsbildung begonnen wird, so findet in den höheren bemittelten Ständen mit der Erwerbung des Zeugnisses, das zum einjährig Freiwilligendienst berechtigt, in den allerwenigsten Fällen die allgemeine höhere Schulbildung ihren Abschluß und die Berufsbildung beginnt, wenn auch zum Theil sehr versteckt, wie zum Beispiel auf Gymnasien durch Beginn des facultativen Unterrichts im Hebräischen in Secunda für künftige Theologen. Zieht man von der Zahl derer, die die letzten 1 bis 3 Jahrescurse der höheren Schulen mit 7 bis 9 jährigem Cursus besuchen, die Zahl derer ab, die das thun *gewollten* durch ihre künftige Berufsbildung, so bleibt nur noch ein verhältnißmäßig sehr, sehr kleiner Theil, den, ich möchte sagen, das reine Streben nach allgemeiner Ausbildung noch auf der Schule festhält. Die Noth und der Drang des Lebens sind in den höheren und bemittelten Ständen relativ fast ebenso groß, als in den niederen, und sie machen sich dort durch ganz analoge vollkommen gerechtfertigte Entscheidungen geltend. Dem so deutlich ausgesprochenen Bedürfnis muß man entgegen kommen durch zweckmäßige Einrichtung des höheren Schulwesens, namentlich durch Herstellung von Realschulen ohne Latein.

Wo das Bürgerthum kräftiger entwickelt ist, da trifft man diese Schulen, trotz der Ungunst, mit der sie vielfach von der Behörde angesehen werden, auch schon in größerer Zahl; so in der Rheingegenden, überhaupt in den westl. Provinzen (in Frankfurt M., Cassel, Eschwege, Wiesbaden, Essen, Remscheid, Barmen, Elberfeld), besonders in den großen freien Reichsstädten, (neben einer

Gymnasium und einer Realschule I. Ordnung in Bremen 2, in Hamburg wohl ein halbes Dutzend, in Lübeck 2—3), aber auch in anderen Norddeutschen Städten (wie Stettin, Berlin, Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Kiel, Oldenburg), von Süddeutschland gar nicht zu reden. Dagegen sehe man sich die Ostprovinzen an. Nichts von alle dem. Die Gymnasien sind besonders durch Anzahl und Schülerzahl vertreten. Aber wer dorthin kommt, und andere Zustände gewöhnt ist, dem wirds auch geradezu unheimlich. Nichts als Edelmann, Bettelmann, Bauer, aber was für ein Bauer? Es fehlt dort ebenso wie die entwickelte Industrie (1859 in den 3 Provinzen: Preußen, Posen und Pommern nur 877 Dampfmaschinen, d. i. in 3 großen Provinzen, von den 8 des ganzen Staats noch nicht  $\frac{1}{10}$  aller Maschinen, deren Zahl damals 8878 betrug) so auch der gebildete Bauernstand, der behäbig auf mittelgroßen Höfen sitzt. Wie soll sich dort ein Schulwesen für das höhere und bemittelte Bürgerthum entwickeln? Bei den reichen Gutsbesitzern geht richtiges Urtheil mit Vorurtheil Hand in Hand in Bevorzugung der Gymnasialbildung für ihre Söhne, der unbemittelte Gutsbesitzer und Pächter, wenn auch Schuld und Ungeduld sie drücken, machen's jenen nach, obgleich gerade den Söhnen dieser Classe vieles näher liegt als Latein lernen; ja es könnte leicht sein, daß wenn sie in der Jugend keine Bekanntschaft mit den Lateinern machten, ihnen später auch die Bekanntschaft mit den Hebräern und Manichäern erspart bliebe. So bevölkern sich die Gymnasien, und wir treffen z. B. im Regierungsbezirk Königsberg (383 □ Meter mit circa  $1\frac{1}{16}$  Mill. Einwohner) 1868 in:

8 Gyns.	2532 Schüler, davon 187 in I, mit circa jährlich 95 Abiturienten,
3 Real. I. O.	1023 „ „ „ 44 „ I, „ „ „ 16 „
2 h. Bürg.	280 „
im G. Real.	1303 „

Von den Realschulen I. Ordnung war eine in Wehlau mit nur 160 Schülern, die beiden andern in Königsberg neben 3 Gymnasien.

Dagegen waren im Regierungsbezirk Düsseldorf (c. 100 □ M. mit (auch 1867) c.  $1\frac{1}{4}$  Mill. Einw.) in:

9 Gynnas.	1940 Schüler, davon 250 in I, mit ca. jährl. 80 Abiturienten
7 Real. I. O.	1578 „ „ „ 63 „ I, „ „ „ 15 „
1 „ II. O.	267 „
6 h. Bürger.	859 „
im G. Real.	2704 „

Also dort nur reichlich  $\frac{1}{4}$ , hier fast  $1\frac{1}{4}$  mal soviel Schüler in den Realschulen als in Gymnasien; aber freilich unglaublich — und doch wahr: von 1578 Schülern der Realschule I. Ordnung sitzen nur 63 in I. und im Durchschnitt von 5 Jahren (und zwar gar vom 5. bis 9. Jahr nach Erscheinen der die Realschule I. Ordnung begünstigenden Unterrichts- u. Prüfungs-Ordnung) jährlich nur 15 Abiturienten, also kaum oder kaum mehr als 1 auf 100 Schüler! Ich muß den geehrten Leser freundlich bitten diese Zahlen und das bis-

her Gesagte in Erinnerung zu behalten; für die Würdigung der nun folgenden weiteren Beurtheilung der oben genannten Schriften ist das durchaus notwendig.

Herr Director Schmelzer steckt in seiner Schrift dem Gymnasium und der Realschule erst die Ziele (S. 1—9), vergleicht ihre Wege (S. 9—13) und bespricht dann ausführlicher den Unterricht auf Gymnasien (S. 14—44) oder auf Realschulen (S. 44—61); der Hr. Verf. redet doch direct oder indirect der Realschule ohne Latein durch verschiedene seiner Aussprüche das Wort. So heisst es S. 9: die Realschulen setzen an Stelle der beiden alten Sprachen die beiden modernen, das Französische und das Englische, und behalten das Latein zum grossen Theil bei. Das englische Volk hat mit dem römischen eine grosse Aehnlichkeit: das nationale Princip ist in ihm ähnlich wie bei den Römer ausgeprägt: es ist auch ein Volk des klaren Willens. So könnte das Minus des Lateinischen durch das Englische ergänzt werden. Das geschieht aber nicht. Denn auf den Realschulen bekommt der Schüler von dem Lateinischen nicht genug und von dem Englischen auch nicht: weder in die Sprache noch in die Litteratur des einen oder des andern Volkes wird er einigermaßen genügend eingeführt.“ Nun, so lasse man das Latein fort, und man wird dann im Englischen erreichen, was überhaupt den Verhältnissen nach erreicht werden kann. S. 10: „Gott walte, dass wir in Zukunft immer mehr den Namen der denkenden Praktiker verdienen.“ Gerade dazu kann und will die echte Realschule, die Realschule ohne Latein verhelfen. Was würde man von der praktischen Befähigung eines Landwirths sagen, der so gut wie sicher weifs, dass er nur noch 6 oder höchstens 7 Pachtjahre hat, trotz dem aber seinen ganzen Wirthschaftsplan, also namentlich auch seine Fruchtfolge auf 9 volle Pachtjahre einrichtete? Wie es ein Zeichen des Uebergewichts ist, das die denkenden Praktiker haben, wenn die Realschulen die Gymnasien überwiegen, wie im Regierungsbezirk Düsseldorf, so ist nicht minder ein ebensolches Zeichen, wenn unter den Realschulen wieder die ohne Latein die mit Latein überwiegen. Damit sind wir noch lange nicht bei den Fachschulen angekommen. Der Hr. Verf. sagt S. 12 „die Schule darf kein Institut sein, vollkommene Lehrlinge auszubilden; sie hat es mit dem Menschen als solchem und nicht mit dem zukünftigen Comtoristen und Reisenden, zu thun.“ Das Erstere hat selbst die scharf ausgeprägte Handelschule in ihren besten Reclamen noch nicht von sich behauptet, der Realschule ohne Latein liegt nichts ferner als dies, sie nimmt nicht soviel Rücksicht auf den künftigen Comtoristen und Reisenden, als das Gymnasium auf den zukünftigen Theologen Rücksicht nimmt, wenn sie für ihn Hebräische Stunden ansetzt. Ich komme zum zweiten Male auf diesen Umstand, und muss nun doch ausdrücklich bemerken, dass ich dem Gymnasium daraus durchaus keinen Vorwurf machen will, im Gegentheil es wäre unverantwortlich, wollte nicht die Schule dem Bedürfnis des Lebens

auf diese Weise entgegenkommen. Nun wäre es doch erwünscht, wenn man sich dieses „Abfalls vom Princip“ bei Beurtheilung ähnlicher Verhältnisse an anderen Schulen etwas bewußt bliebe. Auf die Frage des Verf. S. 12: „Wenn der Gymnasiast . . . . . die Vorbilder unserer deutschen Literatur in den oberen Classen“ (ich erlaube mir die Note: wenn er diese überhaupt besucht) „täglich aus eigener Anschauung kennen lernt — was thut dagegen das ganze Plus der Unterrichtszeit für Historie und Deutsch auf unserer Realschule?“ will ich ihm für die Realschule ohne Latein die Antwort nicht schuldig bleiben. Sie ersetzt den Mangel des längeren Schulbesuchs, denn darauf kommt es hier an, wie denn der Hr. Verf. auch nur von den oberen Classen spricht, durch Vermehrung der Stunden für Deutsch von der untersten Klasse (VI) an und beginnt mit dem Geschichtsunterricht auch schon in VI, was die Realschule I. Ordnung nicht thut. Wenn „der erste Geschichtsunterricht der naiven Auffassung gilt“, so ist das sicher nicht zu früh, gewährt aber den großen Vortheil, dass jetzt das ganze Gebiet in den 6—7 Jahren zweimal durchschritten werden kann. Der biblische Geschichtsunterricht, den der Hr. Verf. mit Recht in die Religionsstunde verweist, muß aber doch schon in der Vorschule mindestens 2 Jahre vor Eintritt des Schülers in die Sexta begonnen haben und ist natürlich in dieser Classe neben dem hier beginnenden Geschichtsunterricht fortzusetzen. Was der Hr. Verf. zur Empfehlung seiner Ansicht, die alte Geschichte in Quarta zu lehren, sagt, ist für Sexta ebenso zutreffend.

Von der Ansicht des Hr. Verf. über die Mathematik ist zum Theil schon die Rede gewesen. Zu dem Vergleich der Erfolge des Unterrichts in diesem Fache mit den Erfolgen in den Sprachen etc. will ich nur dem Hr. Verf. zu bedenken geben, wie sich das wohl stellen würde, wenn er diese Fächer auch mit der zarten Schonung behandeln wollte, wie er sie der Mathematik in Aussicht stellt.

Die Naturwissenschaften bilden (nach S. 12) „untergeordnete Geistesvermögen und können darum nicht die Sonne sein, um welche sich das ganze System der Schule bewegt“. Als solche Vermögen nennt der Hr. Verf. das Gedächtnis, die Beobachtungs- und Combinationsgabe; als wenn das nicht sehr wichtige Dinge wären von denen namentlich auch die zuletzt genannten für das richtige Erfassen des Lebens in seinen verschiedenen Kreisen gar nicht hoch genug zu schätzen sind. Man denke sich doch einen Landmann, oder nun gar einen Seemann ohne tüchtig ausgebildete Beobachtungsgabe, oder einen Kaufmann ohne diese bei der Waarenkunde, und ohne fein ausgebildete Combinationsgabe beim Handel. Sehr wahr ist, dass die Naturwissenschaft nicht die Sonne sein könne etc. Das wäre mir auch eine schöne Sonne, die sich erst gegen Mittag allmählich über den Horizont erhebt und es höchstens bis zur Höhe der Mittagssonne in der Mitte des Februars bringt. Erst in dem vierten Jahrescursum, also für die meisten Schüler mit dem Beginn



der zweiten Hälfte ihres Realschullebens beginnt der Unterricht in den Naturwissenschaften mit 4 Stunden (2 für Naturgeschichte, 2 für Physik), dazu gesellen sich im fünften Jahreskursus noch 2 Stunden für Chemie; und diese werden vom sechsten Schuljahre an noch um 2 Stunden vermehrt, damit die Schüler in eignen Arbeiten etwas angeleitet und geübt werden. Nachmittagsstunden oder die Stunden von 11—1 Uhr Mittwoch und Sonnabend werden diesem Fache leicht zu gewiesen, und man wird nicht behaupten wollen, dass das Fach durch Zuweisung dieser sonnigen Stunden besonders als Sonne verehrt wird. Der Hr. Verf. führt diejenigen, die den Naturwissenschaften eine zu hohe Stellung anweisen, redend ein, nennt dann ihre Rede ein „leichtfertiges Gewäsch“, das er indes damit entschuldigt, dass „die Herrn sich nicht klar sind über das, was sie verlangen.“ Sollte nicht der Hr. Verf. wegen der Rede, die er S. 46 so anhebt: Nicht die Sprache eines Volks, den Geist desselben vielmehr soll man lehren . . . . bis S. 47,3 einer ähnlichen Entschuldigung bedürfen?

Die Sonne haben wir dem Hr. Verf. gern preisgegeben, aber er fährt nur, die Summe ziehend S. 13 fort: „In Summa: es fehlt unserer Realschule an einer Seele, welche den ganzen Körper beherrscht und ihm erst vernünftiges Leben einflößt.“ Der Hr. Verf. scheint auch ein Verehrer E. v. Hartmann's zu sein; er sagt: S. 57: Wenn man lehren könnte, „was E. v. Hartmann in seiner Methaphysik des Unbewussten von dem Unbewussten und dem Bewusstsein (!) im Pflanzenreich darzulegen sucht, ja dann könnte das eine Anschauungsweise der Natur geben, wie sie das Gemüth erhebt (!), dann könnte man erziehend (!) wirken.“ Hat der Hr. Verf. denn nicht bis zu Ende gelesen und gesehen, zu welchen erbärmlichen Lebensanschauungen derselbe Mann kommt? Der Himmel bewahre uns, dass die nicht in Schule und Leben eindringen! Ich erinnere unter Anderm auch noch daran, wie E. v. Hartmann — darin ein zweiter Schopenhauer — sich darin gefällt, gerade die zartesten Verhältnisse der Eltern- und Kindesliebe, die uns Lehrern doch vor allem heilig sein sollen, so recht ins Platte zu ziehen. Also im Pflanzenreich kann man nach einem Bewusstsein suchen, in der Realschule, in der doch vernünftige Wesen an und mit vernünftigen Wesen ihre Arbeit treiben, sucht man vergebens nach einer Seele, denn diese fehlt derselben. Der Hr. Verf. hat sich indes nur in dem Ausdruck vergriffen, er will weiter nichts sagen, als dass der Realschule ein Hauptfach fehlt, das durch Stundenzahl und Inanspruchnahme der Schüler alle andern überragt, resp. einige verwandte Fächer, denen in ihrer Gesamtwirkung diese Eigenschaft in erhöhtem Mafse zukommt. Die Realschule erster Ordnung mit ihrem neunjährigen Kursus könnte sich ein solches Fach leicht im Latein schaffen, und es ist jetzt auch Neigung dazu vorhanden, das zu thun, freilich wesentlich nur aus dem äußeren Grunde sich die neu verliehenen sogenannten Berech-

tigungen zu sichern und weitergehende zu erlangen. Es spukt den Leuten immer die Parität mit dem Gymnasium im Kopf; je mehr aber in der Richtung dieses Strebens erreicht wird, desto mehr wird die Anstalt in ihren unteren und mittleren Classen dem bürgerlichen Leben und seinen Bedürfnissen entfremdet, das die oberste Classe (den 8. und 9. Jahrescurtus) so gut wie unbenutzt läßt, sie unbenutzt lassen muß, wie das wohl zur Genüge dargethan ist und durch die Erfahrung bestätigt wird.

Da macht nun die Großmuth, die der Hr. Verf. übt, einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Nachdem er nämlich in den 5 unteren Jahrescurtus allmählich von 10 auf 7 wöchentliche Stunden für Latein herabgegangen ist, will er im 6 und 7 Jahrescurtus weiter auf 4 zurückgehen und endlich im 8. und 9. Jahrescurtus, (in Prima) wo bekanntlich keine Schüler mehr sind, will er das Latein ganz anfallen lassen, „denn in den (leeren) Oberclassen soll der Realschüler an den nationalen Fächern (die internationalen sind ihm Latein, Mathematik und Naturwissenschaft, die aufsernationalen die Sprachen fremder Nationen) studieren lernen, so z. B. soll hier (wieder vor leeren Bänken) in 4—5 wöchentlichen Stunden Geschichte getrieben werden. Nun das begreife wer es kann; und wie stimmt das zu dem Wort des Hr. Verf. (S. 9): Der Gymnasiast lernt den Herzschlag zweier Völker kennen und empfinden, deren eines, die Römer, den Willen, das „nationale Princip, am schärfsten ausgeprägt hat?“ Also nachdem die wenigen treu geliebten Schüler das Percutiren gelernt haben, sollen sie das Percussionsinstrument aus der Hand legen, damit sie ja dem Herzschlag nicht fühlen. Das Entgegengesetzte könnte ich begreifen, nämlich an größeren Realschulen ohne Latein im 4. oder 5. Jahrescurtus mit einer Abtheilung von gut befähigten und weiterstrebenden Schülern das Latein zu beginnen, zunächst um ihre sprachliche Kenntnisse zu vertiefen, dann aber auch — man muß sich nur nicht scheuen, das ehrlich auszusprechen — aus dem rein äufseren und praktischen Grunde, um ihnen den Eintritt in gewisse Beamtenstellen zu öffnen. Die eigentliche Realschule ohne Latein bliebe von einer solchen Einrichtung ganz unberührt, namentlich würden also die vielen nicht stark begabten und die weniger Bemittelten nicht um einiger weniger Willen in Mitleidenschaft gezogen, wie das jetzt an den Realschulen & Ordnung oder den höheren Bürgerschulen, die ja nichts als Prorealschulen sind) geschieht, indem man sie zwingt dem Latein ihre geringe Kraft und Zeit zuzuwenden, die doch eine viel zweckmäßigere Verwendung finden könnten und sollten.

Die echte Realschule, die ohne Latein, schließt principiell ein Hauptfach aus. Sie hat das mit tausend und aber tausend anderen Schulen gemein, mit der gewöhnlichen Volksschule, mit den Bürger- und Mittelschulen, mit den höheren Töchterschulen, in welchen letzteren doch das weibliche Geschlecht der höchsten und bemittelten Stände seine Schulbildung erhält. Sind denn die

seelenlos? Es hiefse doch den Unsinn auf die Spitze treiben, das Latein in den höheren Töchterschulen einzuführen, wie der Unsinn kaum gröfser wäre, den man beginge, wollte man den Handarbeitsunterricht aus denselben hinaus weisen. Nun ist es ja recht erhebend und entspricht vollkommen der schon früher geltend gemachten Ansicht, dass die Schule dahin zu streben habe, den realen, ja trivialsten Dingen eine ideale Seite abzugewinnen, wie Hr. Schulrath K. Bormann im Brandenburger Schulblatt über die erziehliche Kraft etc. des Handarbeitsunterrichts ein Sendschreiben ausgehen lässt; aber das wird doch jeder zugeben müssen, dass es nicht dies, sondern dass es die grofse praktische Bedeutung des Handarbeitsunterrichts für die künftige Lebensstellung der deutschen Jungfrau und Frau ist, die dem Handarbeitsunterricht eine Stelle, und zwar gar keine untergeordnete Stelle im Lehr- und Stundenplan der höheren Töchterschule anweist. Und wenn wir nun bei der Einrichtung der Bildungsanstalten für unsere Töchter, ihre künftige Lebensstellung so sehr berücksichtigen, sollte es da nicht auf der Hand liegen, ein Aehnliches für die Söhne zu beanspruchen? Bis dahin ist es doch noch Sitte, dafs die Frau die Nadel führt, sei es unmittelbar oder mittelst der Nähmaschine, dagegen hat der Mann den Stift zu führen, ihm fällt wesentlich das Rechnen, Schreiben und Zeichnen zu — und selbst das Ziehen einer guten Linie mit dem Lineal ist viel schwerer als man gewöhnlich glaubt; ausserdem kann er gewärtigen dafs er sich jede andere Maschine dienstbar machen mufs. Was liegt da näher, als dass der Knabe und angehende Jüngling bei mindestens gleicher, meistens weitergehender Ausbildung in den neueren Sprachen, an Stelle des Handarbeitsunterrichts in den Fertigkeiten des Rechnens, Schreibens und Zeichnens, namentlich auch des gebundenen Zeichnens tüchtig geübt und dass er besonders auch weiter gefördert werde in den exacten Wissenschaften, die der natürlichen Anlage und künftigen Lebensstellung des männlichen Geschlechts mehr conform sind. Die übrigen Fächer, Religion, deutsche Geschichte, Geographie, Turnen und Gesang sind an beiden Anstalten fast gleich vertreten. Die Realschule ohne Latein kann also in Betreff der Unterrichtsgegenstände den Vergleich mit der höheren Töchterschule vollständig bestehen; die Aehnlichkeit beider erstreckt sich aber noch weiter auch auf die Cursusdauer. Ist die höhere Töchterschule auch auf 7 Jahrescourse angelegt, so darf auch sie doch nur auf den Besuch von 6 Jahreskursen mit einiger Sicherheit rechnen trotzdem, dass sie wenigstens an vielen Orten in Betreff ihres Schülermaterials ebenso günstig gestellt ist, wie das Gymnasium, und viel günstiger als die Realschule, ohne Latein (ja selbst die mit Latein), neben der an demselben Ort ein Gymnasium besteht. Daher denn der 7. Jahreskurs als eine Selecta angesehen wird, in der verschiedene Fächer facultativ und also Dispensationen möglich sind. Ganz in der Ordnung, denn das Leben ist mächtiger als die Schule und

die Schule soll dem Leben dienen. Wenn sich die Realschule in den Dienst des Lebens stellt, d. i. des bürgerlichen Lebens, nicht in den des Staats, um seine Beamten auszubilden, dann darf sie überall, namentlich aber in den unteren und mittleren Klassen nicht ein Fach zu einem Hauptfach machen, und am wenigstens dürfte dies, wenn sie's thäte, das Latein sein. Der Hr. Verf. sagt (S. 15: „die strenge Gesetzmäßigkeit der lateinischen Formenlehre, Syntax, Synonymik etc. verlangt eine jahrelange unausgesetzte Richtung des Schülers nach dieser Seite hin und das bildende des Unterrichts in der lateinischen Sprache liegt zunächst in dem harten Zwange, welchen es in dieser Beziehung dem Schüler anthut.“ Wenn das wahr ist, und auf diesem Gebiet erkenne ich den Hr. Verf. gerne als Autorität an, dann ist auf der Realschule die fürs Leben bilden will, kein Raum für das Latein, weil keine Zeit für die jahrelangen Uebungen. Dann ist es aber auch gar kein Verdienst, dass das Gymnasium ein Hauptfach hat; es ist das einfach bedingt durch die Schwierigkeit des Gegenstandes, dass relativ vollständige Bewältigung im Abiturientenexamen verlangt wird. Und wenn man dies Fach nun die Seele der ganzen Schule nennt — also gar nicht an den äusseren Zwang denkt, so ist das wieder eine von den schönen, idealen Auffassungen, die wir in unserem mühevollen Berufsleben zu einem segensreichen Wirken gar nicht entbehren können, und ferne sei es von mir, diesen Ausdruck, wofern er dieses bezeichnen soll, tadeln zu wollen. Wenn der Herr Verf. nun aber in seiner vollberechtigten Werthschätzung des Lateins für Gymnasien so weit geht, es auch für die 5—7 ersten Jahrescurse der Realschulen, die gerade von denen besucht werden, welche ganz andere Ziele verfolgen, als ein Abiturientenexamen zu bestehen, als Seele derselben anzusehen, dann müssen wir ihm ein Halt zurufen; er sehe sich die Ziele an, die diese Schüler erreichen wollen — nicht einmal wollen, sondern müssen; er richte demgemäfs seine Wege ein; auch sie werden eine ideale Auffassung zulassen, die dann zu freudigem und rüstigem Wandern Lust und Kraft giebt.

Der Herr Verf. S. 15 weiter: „Der Knabe lernt am Latein nicht denken allein, sondern arbeiten. Die Freude des Knaben, wenn er mensa und laudo richtig tractiren gelernt hat, ist die über eine wohl-gelungene Arbeit: gescheidter kommt er sich darum selten vor, aber er hat gesehen, was er leisten kann.“ Und meint denn der Herr Verf. die Freude, die schon der Schüler in der obersten Classe der Vorschule hat, wenn er Tisch declinirt oder loben conjugirt, sei nicht mindestens ebenso gross, vielleicht noch grösser? Nicht minder gross ist die Freude, wenn auf der Tafel Reihen, wie diese

$$\begin{array}{l} 2+2=4 \qquad 1+3=4 \\ 4+2=6 \text{ etc.} \quad 4+3=7 \text{ etc.} \end{array}$$

entstehen. Dafs man auch durch diese Reihen wohl zum Denken angeleitet werden kann, das hat der grofse Mathematiker Gauss gezeigt, der schon als kleiner Knabe daraus das Gesetz für die Bildung der Summe

einer arithmetischen Reihe ableitete. Der Hr. Verf. wird diese Art des Denkens, wie das Behalten, Beobachten und Combiniren wohl zu den untergeordneten Geistesthätigkeiten rechnen. Jedenfalls sind diese Geistesthätigkeiten am meisten geeignet, an und mit denselben arbeiten zu lernen; denn man lernt doch nur an dem wirklich arbeiten, was man recht bewältigen kann. Bekanntlich führt die Beschäftigung mit Dingen, die man wegen Mangels an Kraft oder Zeit oder Lust (und die Lust zum Latein fehlt ja den Schülern der Realschulen I. Ordnung meistens) nicht bewältigen kann, nicht zur guten Arbeit, sondern zur Pfuschererei. — Dies Wort erinnert an eine sprichwörtliche Redensart; will man sich der bedienen, so kann man die Sache, um die es sich hier wesentlich handelt, auch so ausdrücken: „Die Realschule soll dem Gymnasium nicht in's Handwerk pfuschen.

2. Die Schrift des Herrn Director Osc. Jäger beschäftigt sich mit der Frage, ob die Realschule I. Ordnung in ihrer gegenwärtigen Organisation geeignet sei, zu Universitätsstudien vorzubereiten. Sie verneint dieselbe; ihr Verf. stimmt aber darin mit dem Verf. der „frommen Wünsche“ überein, dass der Realschule „akademische Rechte einzuräumen seien“, wenn sie nach den von ihnen vorgeschlagenen Plänen eingerichtet würden. Die Pläne selbst sind aber sehr verschieden. Herr Director Jäger fordert innigste Verbindung der Realschule mit dem Gymnasium, und namentlich eine gleiche Stundenzahl im Lateinischen (88 wöchentliche Stunden für den 9-jährigen Cursus), nur das Griechische soll fallen, an dessen Stelle soll treten:

in IV. Naturgeschichte, prakt. Rechnen und Zeichnen mit je 2 Stunden,

„ III. Englisch mit 4, Zeichnen mit 2 Stunden,

„ II. Englisch mit 2, Französisch mit 1, Naturgeschichte mit 3, (Zeichnen mit 2) Stunden, resp. Mehrstunden,

„ I. Englisch 2, Französisch 1, Chemie 2—3, Zeichnen 2 Std.

Herr Director Schmelzer begnügt sich bekanntlich mit 50 Stunden in den 5 unteren Classen, und streicht das Latein aus I. Dass mit dem von Herrn Director Jäger angegebenen Plane nichts Neues geschaffen wird, mag folgende Stelle aus Kohlrausch „das höhere Schulwesen Hannovers seit 1830—1855 beweisen: „Ist etwa seit dem Jahre 1846, da das Prüfungsgesetz in wesentlichen Punkten erleichtert, für einige Jahre zu sehr erleichtert wurde, der akademische Fleiß und die Frische der Jugend grösser geworden?“ (S. 53). Mit dem „einigen Jahren“, die hier so flüchtig berührt sind, werden die gemeint sein, in denen, wenn mich meine Erinnerung nicht sehr täuscht, vom Griechischen dispensirt wurde. Man wäre also mit Herrn Director Jägers Vorschlag in der ganzen preussischen Monarchie angekommen da, wo man in der neuen Provinz Hannover auf kurze Zeit vor c. 25. Jahren war. Uebrigens tritt dieser Vorschlag doch eigentlich nur als Concession auf, Herr Director Jäger sagt S. 45 und 46: „die Anhänger der akademischen Recht

für die Abiturienten der Realschulen I. Ordnung wollen den Dualismus in die akademischen Kreise hineintragen: wir unsererseits möchten ihn ganz im Gegentheil auch für die Unterrichtsanstalten für Schülervom 9.—18. Jahr auf das absolut Nothwendige und Unvermeidliche beschränkt wissen. Wenn die Realschulen I. Ordnung nur lebensfähig sind, durch Verleihung der akademischen Rechte, d. h. dadurch, dass man ihnen einen Charakter aufprägt, der ihrer ursprünglichen Idee entgegen ist, dann sind sie es überhaupt nicht: denn was sie am oberen wissenschaftlichen Ende gewinnen würden, das würden sie am unteren praktischen verlieren: aber wo steht denn geschrieben, dass es überhaupt Realschulen I. Ordnung, wie sie jetzt sind, geben muss? Entspricht diese Organisation dem wirklichen Bedürfnisse nicht, was hindert dann, sie mit einer rationelleren zu vertauschen?“

„Diese Organisation ist einfach die: die höhere Bürgerschule, d. h. die eigentliche Realschule ohne Latein, auf der einen: Gymnasium, — mit Realparallelclassen ohne Griechisch, auf der anderen Seite.“

„Für sie (die eigentliche Realschule) heißt es (S. 43) ist das Latein völlig überflüssig; es hindert sie nur, dasjenige gründlich zu treiben, was ihre besondere hochwichtige Mission bildet. Auf dem festen Boden dessen stehend, was für die rein praktischen Berufe nothwendig ist, wird sie vor allem bestimmte Kenntnisse und technische Fertigkeiten mittheilen, und an diesen Kenntnissen wird sich der wissenschaftliche Trieb nach steter Fortbildung entwickeln, der für jeden unerlässlich und der unserem Volke in allen seinen Schichten natürlich ist. An ethischem, den Sinn für das Ideale weckenden Stoff wird es dieser Schule nicht fehlen; denn es wäre schlimm, wenn ideale Bildung ein Privilegium irgend einer bestimmten Gattung von Schulen wäre.“ Den Vorwurf, den man dieser Art von Schulen wohl gemacht, dass sie den Materialismus und Utilitarismus begünstige, weist der Hr. Verf. kurz, aber treffend (S. 21) mit den Worten zurück: „das erste ist nicht wahr, und das zweite ist kein Vorwurf.“

Die Gymnasien stehen durch ihr Alter und durch die Fülle ihrer sogenannten Berechtigungen in wohlbegründetem Ansehen. Sie üben daher auf die Schüler, in deren elterlichem Hause eine gebildete Umgangssprache und gebildete Umgangsformen an der Tagesordnung sind, besondere Anziehungskraft aus. Wenn nun (S. 45) „sehr viele und sehr intelligente Kaufleute für ihr Geschäft Schüler aus den höheren Gymnasialclassen denen aus den höheren Realclassen vorziehen“, so sollte Herr Director Jäger doch bedenken, dass wesentlich dieser Umstand bestimmend für die Bevorzugung ist, wie derselbe Umstand es auch vollkommen erklärlich macht, dass die Realschule im Deutschen weniger leistet, als das Gymnasium (S. 38). Es möge in dieser Beziehung vergönnt sein, einige Worte des Hrn. Prov.-Schul-R. Dr. Scheibert hier anzuführen (Päd. Arch. 1872 No. 2): „Es ist wohl

keine Tadelsucht“, sagt er, „wenn man sagt, dass bis hierher der fremdsprachliche Unterricht dem Gebrauche des Deutschen außer der Einsicht in die grammatische Struktur sehr wenig einträgt. Verlangt man zu solchem Vorwurf einen Belag aus der Erfahrung, so ist derselbe freilich nicht aus denjenigen Schulen zu entnehmen, denen das Haus- und Familienleben sprachfertige Kinder liefert, die der mit solchem Hause verbundene Umgang und weiterer Lebensverkehr im Gebrauche der Muttersprache mehr fördert, als eine Schule es kann; sondern in die Schulen muss man blicken, denen solche Kinder und solche Hilfen nicht zufallen, und die fast lediglich auf die Früchte ihres Unterrichts angewiesen sind.“ Das Gymnasium täuscht sich und andere, wenn es seinen Unterrichtsstoffen Wirkungen zuschreibt, die in ganz anderen Verhältnissen ihren wahren Grund haben. Herr Schulrath Dr. Scheibert sagt weiter: „wenn man in Anschlag bringt, dass nur die wenigsten Knaben von der Form im weitesten Sinn innerlich angezogen, dagegen von dem Realen weit eher gefesselt werden, so dürfte es wohl nicht sehr überraschen, dass doch gar viele Knaben syntaxmüde ans Französische und Griechische herangehen, arbeitsmüde schon in der Tertia forthinken, und schulmüde sich durch das erste Jahr einer Secunda um des einjährigen Dienstes willen noch fortschleppen.“ Ich vermag auch keine *einzigsten vernünftigen Grund* aufzufinden, warum diese Schüler sich im Leben und Geschäft weniger anstellig und geschickt zeigen sollten, wenn sie das Gymnasium nicht besucht, sondern wenn ihnen eine Schule, wie die Realschule ohne Latein, eine Nahrung geboten hätte, die ihren Kräften, Neigungen und künftigen Berufsverhältnissen *mehr* entspricht. Wenn die Realschule ohne Latein sich besonders in den Dienst dieser Art von Schülern stellt, so legt sie allerdings eine große Selbstlosigkeit an den Tag. Es ist aber auch gewiss hoch an der Zeit, dass sich neben die Schulen, die nach hohen Dingen trachten, solche stellen, die sich herunter halten zu den Niedrigen. Es ist ein schönes Wort, das den Menschen mit seinen Zwecken wachsen lässt; es kann aber auch das Gegentheil eintreten, so dass nicht sein besseres Sein wächst, sondern nur sein kleines Ich sich aufbläht in Eitelkeit und Selbstsucht. Das mögen die Vorkämpfer der Realschule I. Ordnung wohl bedenken!

3. Freilich nicht sie allein; auch die Vertreter der Realschule ohne Latein fangen schon an, ihre Ziele zu hoch zu stecken, wie das meines Erachtens Hrn. Heine Bauer in seiner Schrift: „Gymnasium und Realschule, wider Herrn Director Jäger“ auch begegnet ist. Dem Grundgedanken, den er in folgenden Worten ausspricht, muss man nicht den bisherigen Ausführungen durchaus beipflichten: „(S. 13) Der hervorragend bildende Werth des Lateinischen — bildend durch den streng grammatischen Bau dieser Sprache, wie durch die Werke des Alterthums, welche ihre Litteratur erschließt — wird von mir nicht geleugnet; für die Realschule aber ist das Latein nicht die einheitliche Grundlage, sondern der Keil, der sie auseinander treibt, die

fremde Pflanze, die auf höheren Befehl oder um der Ehre willen gepflegt wird, die den angestammten Kindern dieses Bodens Luft und Licht entzieht, und doch auf demselben nicht gedeiht. Die diesem Gegenstande auf der Realschule zugewiesene Stundenzahl ist gerade hinreichend, die anderen Hauptfächer derselben — Deutsch, Rechnen, Mathematik, Naturwissenschaften, fremde lebende Sprachen — verkümmern zu machen, während sie dem Gymnasium gegenüber die Inferiorität der Realschule besiegelt.“ — (S. 14). „Wir lassen also die classischen Sprachen denjenigen, die sich, einem inneren Berufe folgend, in den Geist des Alterthums versenken wollen, oder die diese Versenkung als ein nothwendiges Zubehör zu einer wahrhaft humanen, vornehmen Erziehung betrachten; denn das ist sie. Zwingen wir aber diese Versenkung nicht denjenigen auf, denen der Sinn dafür mangelt, die deshalb in Rom und Hellas, man mache, was man wolle, sich nie heimisch fühlen werden und die über dieser Quälerei — oder Spielerei — wichtigere Lebens- und Bildungszwecke versäumen. Man weise jenen das Gymnasium, diesen die Realschule zu.“ Was Herr Neubauer nun über die sogenannten Berechtigungen der Realschule sagt, mag hier unerörtert bleiben; auch hierauf mögen seine Worte (S. 19) Anwendung finden: „Wie es künftig sein wird, müssen wir abwarten, und werden unsere Enkel vielleicht erleben.“ Ueber den Mangel eines sogenannten centralen Faches lässt sich Herr Neubauer S. 18 so vernehmen: „die Realschulmänner können sich darüber trösten und, so lange bis unter den Fächern der Realschule sich ein solches von selbst herausbildet, im Vertrauen auf die bildende Kraft jedes mit Ernst und Eifer betriebenen wissenschaftlichen Studiums alle mit gleicher Liebe pflegen.“

4. Ein solches centrales Fach will Herr Oberlr. Dr. Rothenbücher in seiner Schrift „die Realschule eine allgemein menschliche Bildungsstätte“ im Englischen bereits gefunden haben. Er weist demselben in VI wöchentlich 10 Stunden, in V, wo daneben das Französische mit 6 Stunden beginnt, 5 Stunden zu, behält diese Stundenzahl in IV bei, steigt dann aber wieder in III auf 7, während II und I je 6 Stunden haben bei 5 resp. 4 Stunden für das Französische. Nimmt man nun dazu noch, das der Hr. Verf. in den drei oberen Classen auf zweijährige Curse rechnet, dass wir hier also einer Schule mit neunjährigem Cursus und mit 53 wöchentlichen Stunden für das Englische gegen nur 42 für das Französische vor uns haben, so darf man dem Hrn. Verf. die Neuheit des Gedankens, eine solche Schule einzurichten, wohl nicht absprechen. — Es ist doch eine eigenthümliche Erscheinung, dass es gerade die Lehrer und Directoren von Gymnasien mit parallelen Realclassen sind, welche das centrale Fach und den neunjährigen Cursus betonen, obgleich sie doch Jahr aus Jahr ein die Erfahrung machen, wie viele gerade an diesem centralen Fache Schiffbruch leiden, die dann lange vor Beendigung der Schulreise die Fahrt aufgeben und in den Hafen des Berufslebens einlaufen. Um diese große Zahl von Schülern handelt es sich stets,



und *muß* es sich stets handeln, wenn von Einrichtung, resp. Neugestaltung einer Realschule die Rede ist. Es ist daher von vornherein die Behauptung des Hrn. Verf's.: „Wenn hier — auf Realschulen — etwas Tüchtiges geleistet werden soll, müssen die Grundsätze des Gymnasiums auf die Realschule übertragen werden,“ als durchaus unrichtig zurückzuweisen, d. h. so weit sich diese Grundsätze auf das Centralfach und die Cursusdauer beziehen. Beides hängt mit einander zusammen; man könnte sagen: weil die Cursusdauer der Realschule nicht zu lang sein darf, so darf sie ein Fach nicht besonders bevorzugen, und man möchte glauben, der Hr. Verf. müßte damit einverstanden sein, denn er sagt S. 19. „In einer allgemein menschlichen Bildungsanstalt hat jeder Gegenstand nur soviel Recht auf Bestehen“ (also doch auch wohl so viel), „als er ein Tummelplatz der wachsenden, durch ihn selbst steigenden Kraft der Jugend ist. Das Latein lockt nicht die volle Energie an den Tag, es hindert vielmehr deren Entfaltung auf allen andern Gebieten. Das Latein muss von den Realschulen verbannt werden. Indessen könnten nach Spillekes Vorgang für die, welche studiren wollen, lateinische Extrastunden erteilt werden, ähnlich wie jetzt das Englische an Gymnasien facultativ ist.“ Mit dem letzteren könnte man schon einverstanden sein, wenn man statt „für diejenigen, welche studiren wollen“ setzt für diejenigen, welche für gewisse Gebiete des Staatsdienstes Latein gebrauchen, darin sind denn auch die wenigen eingeschlossen, die sich später noch entschließen, zu studiren, und die dann auch schon auf Grundlage ihrer bisherigen Bildung rascher und gründlicher sich die nöthigen Kenntnisse der alten Sprachen aneignen werden, wie manche andere, die auch erst spät zu demselben Entschlusse kommen. Nach dem Hrn. Verf. sollen also Latein und Englisch vollkommen die Rollen tauschen, denn er schreibt S. 21: „Auch die Realschule wird eine Sprache zur Hauptsache erheben müssen; sonst ist in ihr kein Heil zu finden“, u. (S. 23) „wenn das Englische dies nicht sein kann, ist die Realschule als allgemeiner Bildungsort aufzugeben; sie bleibt dann ein Zwitterding oder sinkt zur Fachschule hinab.“

Nun, ob man nicht in Seestädten mit lebhaftem transatlantischen Verkehr eine Schule mit solcher Bevorzugung des Englischen besonders willkommen heißen würde, gerade deshalb weil sie einer Fachschule sehr nahe steht, ist mir kaum zweifelhaft. Wenigstens haben in solchen Städten Schüler existirt und existiren noch, die mit dem Englischen beginnen, und hier ließe sich die Probe, von der der Hrn. Verf. S. 85 spricht, leicht machen, wenn nur die Schüler in den oberen Classen zu fesseln wären. Es werden aber die oberen Classen dieser Schulen voraussichtlich noch leerer sein, als die andern Realschulen, denn sie sind die geeignetste Vorbildungsanstalt für diejenigen, welche auf den einjährigen Freiwilligendienst weil auf allen Dienst verzichten, d. h. die vor dem vollendeten 17. Jahre in die neue Welt gehen, um in der alten Welt und ihrem

bisherigen Vaterlande nicht durch die allgemeine Wehrpflicht belästigt zu werden.

Es ist das Unglück dieser Herren, dass sie bei der Construction der Realschule stets die Rechnung ohne den Wirth machen, dass sie den Bau um einen Stock zu hoch anlegen, weshalb nun die Fundamentirung nicht zu dem Baue passt. Ist sie mit 10 Stunden Latein zu stark, so könnte sie mit 10 Stunden Englisch leicht zu schwach sein.

Auf den zweiersten Bogen seiner Broschüre giebt der Hr. Verf. die Motivirung seines Vorschlags, auf den drei letzten Bogen geht er die einzelnen Unterrichtsfächer durch, vertheilt den Stoff auf die einzelnen Classen und giebt Winke für die methodische Behandlung. Wer auch mit dem Plane des Ganzen nicht einverstanden ist, der wird doch im einzelnen manches anregende Wort finden.

5 u. 6. In der Broschüre „über die Nothwendigkeit der Entfernung des Unterrichts im Lateinischen aus dem Lehrplan der Realschulen und höhern Bürgerschulen“ giebt der ungenannte Hr. Verf. zuerst (S. 1—12) eine auf eigne Erfahrung gegründete Darstellung der geringen Leistungen der Schüler der höhern Bürgerschule und der Realschule I. O. bis Secunda einschließlic, die wesentlich dadurch verursacht wird, dass das Latein Zeit und Kraft der Schüler in so hohem Maße in Anspruch nimmt. Er kommt zu dem Resultate S. 12: „In drei Lehrgegenständen kann etwas Genügendes geleistet werden, in acht dagegen wird nur Ungenügendes geleistet und kann auch nur Ungenügendes geleistet werden.“ Zu den letzteren Gegenständen gehört namentlich auch die Geschichte, und derselbe Hr. Verf. stellt nun in der mit Wärme für den Gegenstand geschriebenen Broschüre „über die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform des Lehrplans für den Geschichtsunterricht auf Real- und höhern Bürgerschulen“ Forderungen, wie sie in den Realschulen ohne Latein wohl meistens schon erfüllt sind: Beginn des Geschichtsunterrichts in Sexta, Verweisung der biblischen Geschichte und der Kirchengeschichte in die Religionsstunde, größere Würdigung der Geschichte der neueren Culturvölker und besonders der unseres eignen Volkes. Auf Einzelnes in dieser Brochüre näher einzugehen, verbietet der nächste Zweck dieser Anzeige. Der folgende der Schlussseite entnommene Satz: „In dem Sichbreitmachen des Lateins auf deutschen Realanstalten auf Kosten der Muttersprache und des Französischen und Englischen, und in dem Ueberwuchern der alten Geschichte auf Kosten der vaterländischen und der Geschichte der modernen Culturvölker hängt den für die Bedürfnisse der Neuzeit und zunächst gerade für Nichtstudirende geschaffenen Realanstalten der Gymnasialzopf ellenlang am Kopfe herunter“ führt uns wieder zu der Brochüre No. 5 zurück. Von S. 12 an werden namentlich auch die Gründe erörtert und widerlegt, die nach den erläuternden Bemerkungen zu der Unterrichts- und Prüfungsordnung vom 6. October 1859 „das Cultusministerium bestimmt haben, den Realanstalten den Unterricht in einem Lehrgegenstande aufzuerlegen, den schon ihr Name auszuschließen scheint.“

Die Widerlegung müssen wir den Leser ersuchen, in der Schrift selbst nachzulesen; das Endresultat spricht der Hr. Verf. S. 33 so aus: „Ich bin fest überzeugt, dass die hohe Schulbehörde den gegenwärtig bestehenden Lehrplan für Realschulen mit dem besten Willen festgestellt hat, etwas Nützliches und Segenbringendes zu schaffen, in dem reinsten Interesse für die Jugend und die geistige und sittliche Bildung des Volkes. Aber es ist ebenso sehr meine feste Ueberzeugung, meine tägliche Erfahrung bestärkt sie mir, dass sie mit Aufstellung des Lateins als obligatorischen Lehrgegenstandes in der eclatantesten Weise ihr Ziel verfehlt hat und fortwährend verfehlt. Sie will mittelst des Unterrichts im Lateinischen dem Gesamtunterricht Grundlage und Förderung geben, und sie hemmt und verkümmert ihn in Wirklichkeit, ohne auch im Lateinischen selbst etwas Tröstliches zu erreichen.“ Dass noch immer viele Eltern und Lehrer vom Latein heilsame Wirkungen erwarten, während es vielen Schülern geradezu Nachtheil bringt, ist nur zu gewiss; der kleinen Schrift wäre daher eine weite Verbreitung zu wünschen, namentlich auch in den Kreisen der Eltern und der Gemeindevertreter.

7. Dasselbe gilt von der Schrift des Hrn. Dr. Otto „der deutsche Bürgerstand und die deutsche Bürgerschule“, die geradezu „dem deutschen Bürgerstande und seinen Obrigkeiten“ gewidmet ist. Der Hr. Verf. schildert den deutschen Bürgerstand und seine Bildungsstätten im Mittelalter (S. 1—27), im 16—18. Jahrhundert (S. 27—73) und im 19. Jahrhundert (S. 74—139). In diesem letzten Abschnitt giebt er unter Voranstellung eines Mottos von Rud. v. Raumer: „Gerade darin liegt die schwierigste, aber auch edelste Aufgabe der Schule, mit echter Selbstbescheidung (!) das Mafs der allgemeinen Bildung dem künftigen Lebensberufe ihrer Schüler anzupassen“ eine sachgemäße und sehr beachtenswerthe Darstellung der Entwicklung und Gestaltung der Real- und höhern Bürgerschulen, namentlich auch der regulativischen Gestaltung derselben in Preussen. „Es ist der Thatsache nicht zu widersprechen“, heifst es dann S. 127 „dass die Realschulen nach regulativer Ordnung für den gegenwärtigen Bürgerstand in seiner Gesamtheit zu hoch gebaut sind“, und weiter S. 130: „Einer geschichtlichen Entwicklung bringen zwei Dinge Gefahr. Das eine ist die Hemmung, das andere die gewaltsame Beschleunigung oder Ueberstürzung. Von beiden Uebeln ist das Bürgerschulwesen betroffen worden. Das mittelalterliche Kirchenregiment und der in den Dienst der Fürsten getretene Humanismus haben seiner Entwicklung Hemmungen bereitet. Dass man für den Bürgerstand nur allenthalben hohe Schulen einrichtet und an der Beamtenbildung in denselben die Bildung ihm zur Anschauung bringen will,<sup>1)</sup> nach der er zu streben habe, ist nichts als Ueberstürzung, in der sich ein aufgehaltener Fortschritt und ein losgelassener Rückschritt darstellt. Schulorganisationen

<sup>1)</sup> Scheibert, höhere Bürgerschule S. 405.

müssen in dem Maße erweitert und erhöht werden, als ein wirkliches Bildungsbedürfnis dazu vorliegt.“ „Es genügt, wenn in jeder Provinz ein paar Realschulen I Ordnung vorhanden sind“; das eigentliche Bürgerschulwesen hat sich in niederen (bis zum vollendeten 14.), mittleren (bis zum 15.) und höheren Bürgerschulen (bis zum 16. Lebensjahre) darzustellen.“ (S. 135). Auf die Organisation dieser Schulen geht der Hr. Verf. leider nicht näher ein, sondern giebt auf kaum zwei Seiten nur einige Andeutungen. Was die höhere Bürgerschule betrifft, so mag hier noch zum Schluss auf eine so eben erschienene kleine vortrefflichen Schrift aufmerksam gemacht werden: „Die eigentliche höhere Bürgerschule. Ein Wort an diejenigen, welche direct oder indirect an der Gründung neuer oder der Umformung bestehender höherer Schulen betheiligt, sind von Dr. W. Krumme, Director der Realschule II Ordnung in Remscheid. Barmen bei Wiemann. Möge das Wort in den betreffenden Kreisen volle Beachtung finden.

Oldenburg.

Chr. Harms.

---

## DRITTE ABTHEILUNG.

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

*Aus den Verhandlungen der 17. Westfälischen Directorenconferenz.  
Zum französischen Gymnasialunterricht.*

Die vom 19. bis 23. Juni 1871 in Soest gehaltene Versammlung der westfälischen Gymnasial- und Realschuldirectoren, deren kürzlich erschienenes Protokoll uns vorliegt, hat sich in eingehenderer Discussion mit folgenden Gegenständen beschäftigt: 1) Der französische Unterricht auf Gymnasien nach Umfang, Methode und Lehrmitteln. 2) Der deutsche Unterricht in Prima, besonders der Vortrag der Litteraturgeschichte, die Lectüre, die Auswahl der Aufgaben für die deutschen Aufsätze, deren Correctur und Behandlung beim Unterrichte. 3) Ueber die seit der letzten Conferenz von den höheren Lehranstalten der Provinz entfernten Schüler. 4) Die lateinischen Versübungen, sowie die prosaische Prima-Lectüre, namentlich soweit es sich um Ciceros philosophische und rhetorische Schriften handelt. 5) Statistische Mittheilungen über die Gymnasien, Progymnasien und Realschulen der Provinz Westfalen. 6) Ueber die Schulstrafen. 7) Sorge für die Gesundheit der Schüler in den höheren Unterrichtsanstalten. 8) Die Vorbildung für das höhere Schulamt, einschliesslich des Probejahres, sowie die bisherigen Erfolge des Ministerialerlasses vom 30. März 1867. 9) Ueber den Unterricht in der Chemie in den Realschulen nach Umfang, Methode und Lehrmitteln. 10) Musterung des Materials für die schriftlichen Abiturientenprüfungen während des letzten Jahrzehnts. 11) Concentration des Unterrichts.

Wir erlauben uns an dieser Stelle über den ersten Gegenstand den Lesern dieser Zeitschrift kurz zu berichten.

Der Referent (Dir. Rohdewald) wirft zuerst einen Rückblick auf die seit 1851, in welchem Jahre die Frage des französischen Gymnasialunterrichtes von der elften Directorenconferenz einer eingehenden Berathung unterzogen worden, erlassenen Bestimmungen, denen zufolge einmal nicht mehr wie früher das Französische in Tertia mit 2 Stunden, sondern in Quinta mit 3 Stunden begonnen und in den folgenden Classen (wie früher) in je 2 Stunden gelehrt würde, ferner die bezüglichen Anforderungen des Abiturientenreglements modificirt seien. Uebergend auf den Werth des französischen Unterricht

für das Gymnasium theilt er nicht die Ansicht derjenigen Schulmänner, welche denselben noch immer als einen unwillkommenen Eindringling betrachten und eine Schmälerung der bildenden Einwirkungen der alten Sprachen von ihm befürchten. Richtig und den anderen Unterrichtsweigen analog betrieben, werde vielmehr auch er die allgemeinen Zwecke des Sprachunterrichtes fördern, was im Anschluss an mehrere Berichterstatter sowie an Schrader in manchen Einzelheiten nachgewiesen wird. Als ein nicht minder wichtiges formales<sup>1)</sup> Moment trete hinzu, dass durch Einführung in die französische Litteratur (das sogenannte classische Drama und die historische Prosa) der Gymnasiast mit einem werthvollen und unentbehrlichen Ideenkreise der modernen Cultur Bekanntschaft mache, zugleich sein geschichtliches Wissen erweitere und zu einem vergleichenden Urtheil hinsichtlich der dramatischen Leistungen der Franzosen und der Deutschen Anregungen empfangen. Allgemein endlich werde die praktische Nützlichkeit des Französischen als einer, durch den internationalen Verkehr in ihrer Bedeutung noch gesteigerten Weltsprache, als eines Gemeingutes aller Gebildeten hervorgehoben, für einzelne Berufskreise, Physiker, Mathematiker, Aerzte ihr außerdem ein besonderer Werth zugesprochen. In einigen Berichten werde die Frage, ob Englisch nicht vorzuziehen sei, zu Gunsten des Französischen beantwortet; wieweil nämlich die englische Sprache eine leichter zu bewältigende Formenlehre habe, auch in ihrer reicheren und sittlich werthvolleren Litteratur pädagogisch Besseres leiste, müsse sie dennoch vor der französischen weichen, weil letztere im commerciellen und diplomatischen Verkehr herrsche, Frankreich geistig und politisch in den letzten Jahrhunderten grossen Einfluss auf Deutschland geübt habe, endlich unsere Nachbarn uns näher ständen.

Daß Unterrichtsziel betreffend, werde die vom Reglement gestellte Forderung eines im ganzen fehlerfreien Exercitiums ohne Hilfsmittel von mehreren Seiten als zu weitgehend bezeichnet und verschiedene Aenderungs- resp. Beseitigungsvorschläge gemacht, wogegen der Referent an jener Forderung als dem besten Kriterium für das Wissen des Schülers festgehalten sehen wolle. Sicheres Verständniß der Schriftsteller sei auch im Griechischen erst erreicht worden, seitdem an die Stelle der Uebersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche das griechische Scriptum getreten sei. Der Wegfall des Scriptums im Französischen würde die Stellung des Faches gefährden und Ungründlichkeit herbeiführen. Es komme allerdings in Betracht, was unter dem „nicht zu schwierigen Pensum“ des Reglements zu verstehen sei. Am meisten empfehle sich Historisches, weil die Lectüre darauf am besten vorbereitet habe. Der Zweck sei Ermittlung der grammatischen, nicht der stilistischen Sicherheit des Abiturienten. Der

---

<sup>1)</sup> Man gestatte uns hier schon eine kurze Unterbrechung unseres Berichtes. Haben wir allein die Wahrnehmung gemacht, dass neuerdings der Gebrauch des pädagogischen Terminus „formal“ und seines Correlates in bedenklicher Weise unbestimmt oder, was für einen Terminus dasselbe besagt, individuell geworden ist? Und sollte nicht dieses Schwanken der Bedeutung uns belehren können, dass auch die Sache — hier das Vorhandensein eines realen Gegensatzes — nicht mehr recht halten will, und darum nicht übel gethan sein würde, das ehemals vielbeliebte Begriffspaar, als dessen Prägestätte wohl die kluge aber „formal und materiell“ steife schematische Jesuitenpädagogik anzusehen ist, einmal einfach aus der technischen Sprache der Unterrichtswissenschaft zu excommuniciren? Unser geistvolles, reichentwickeltes Gymnasialwesen lässt sich überhaupt von den unbeholfenen Fangarmen eines logischen Gegensatzes mitnichten greifen.

Lehrer müsse nur wenige Wörter zu dem Dictat zu schreiben haben, da er eine Uebersicht über die erreichte Vocabelkenntnis haben solle, es auch so einrichten, dass aus der Uebersetzung Bekanntschaft mit den wichtigsten syntaktischen Regeln sowie mit dem gewöhnlichen Sprachvorrath ersichtlich werde. Gebrauch von Hilfsmitteln werde Vernachlässigung des Vocabellernens zur unvermeidlichen Folge haben. Unerfüllbar aber sei die Forderung auch nur einiger Sprachfertigkeit.

Mit den bisherigen Erfolgen des französischen Unterrichtes hatte man nirgends zufrieden sein können. Als Ursachen dieses Uebelstandes waren die Stellung des Französischen im Lectionsplan und die mangelhafte Befähigung der Lehrer bezeichnet. Die Stundenzahl sei gering und unzureichend, dazu komme der Druck, den andere Lehrgegenstände ausüben, die geringe Bedeutung, welche bei der Aufnahmeprüfung wie bei Versetzungen in eine höhere Classe auf das Französische gelegt werde, der Wegfall der mündlichen Prüfung darin bei dem Abiturientenexamen, endlich geringschätzige Urtheile anderer Lehrer. Der Referent war der Meinung, dass ein Theil dieser Hindernisse durch geeignete Mafsregeln des Lehrercollegiums leicht beseitigt werden könne, durch Ueberwachung der häuslichen Arbeiten, Forderung von Nachprüfungen, wo, sei es bei der Aufnahme, sei es beim Aufsteigen in eine höhere Classe, die Reife im Französischen noch nicht erreicht sei, durch den Ernst des Unterrichtes selber. Von der vorgeschlagenen Wiederherstellung der mündlichen Abiturientenprüfung verspricht er sich ein befriedigendes Ergebnis nicht, dagegen empfiehlt er, das Griechische aus Quarta zu entfernen und von den so gewonnenen Stunden zwei dem Französischen zuzuwenden oder doch von den 10 lateinischen Stunden der Quinta und Quarta dem Französischen eine zuzulegen. Es waren noch manche andere Vorschläge hinsichtlich des Umfanges und der Vertheilung des französischen Unterrichtes gemacht worden, indem die einen denselben erst in Quarta, andere in Tertia beginnen lassen wollten, auch die Stundenzahl in den einzelnen Classen von verschiedenen verschieden gewünscht war. Gewichtige Einwände aber waren von mehreren Seiten gegen einen späteren Anfang als in Quinta erhoben worden: sichere Einübung der Aussprache sei später aus körperlichen Gründen gefährdet, Formenlehre lerne sich besser und williger in jüngerem Alter, der Schwerpunkt des französischen Unterrichtes dürfe nicht in die oberen Classen verlegt werden, das Verständnis der unteren Classen reiche zur Erlernung der Formenlehre aus, auch sei in Quinta vollauf Zeit dafür, in kleineren Städten, wo viele Schüler dem Gymnasium nur bis in die mittleren Classen angehören, mache sich der Uebelstand des späten Anfangs besonders fühlbar. — Ein großes Hindernis des guten Erfolges des Unterrichtes sei der Mangel geeigneter Lehrer, über welchen der Referent mehrfache Klagen anführt. In den Elementen unterrichten häufig Anfänger, die selber nur Schülerkenntnisse haben, in den oberen Classen altclassische Lehrer, die nur einseitige Kenntnisse im Laufe einer längeren Praxis sich angeeignet haben. Unterrichtskundige, zugleich wissenschaftlich qualifizierte Lehrer des Französischen sind darum an Gymnasien sehr selten, weil in dem Prüfungsreglement vom 12 December 1866 im philologisch-historischen Fach nirgends das Französische als eine den Grad des Zeugnisses steigernde Zugabe bezeichnet sei. Eine dahingehende Aenderung des Reglements hält der Referent daher für zweckmäßig. Demnächst weist der Referent auf die Nothwendigkeit hin, dass der Lehrer des Französischen in der Classe auch andern Sprachunterricht ertheile, spricht sich für Beibehaltung der jetzigen Ver-

theilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Classen auch für den Fall einer Stundenvermehrung aus, giebt für die oberen Gymnasialclassen der Lectüre eines Autors als dem Zwecke des Gymnasiums mehr entsprechend vor Chrestomathien, welche er der Realschule zuweist, den Vorzug, will das Litteraturgeschichtliche auf gelegentliche Winke beschränkt sehen, empfiehlt als zur Lectüre am geeignetsten Prosaschriftsteller, ferner die drei Tragiker der classischen Periode, auch Moliere<sup>1)</sup>, Caeségué, Michaud, Lamartine, Montesquieu, Guizot, Thiers, Rollin, Bazancourt, Ségur, Bossuet, Thierry, Vertot und berichtet dann über die hinsichtlich der Methode geäußerten Ansichten. Die sogenannte praktische Methode war von keiner Anstalt empfohlen worden, wissenschaftliche Behandlung von einigen gefordert, eine zwischen beiden vermittelnde von den meisten, denen der Referent sich anschließt. Ein Unterschied in der Behandlung der alten und der lebenden Sprachen sei nicht zulässig, außer in Bezug auf die Aussprache, auf deren Correctheit bei letzteren Werth zu legen sei, welche jedoch nicht von vorne herein im Zusammenhang eingeübt werden dürfe. (Anfangs werden alle Schlussconsonanten übergezogen, erst später erfahre der Schüler, wo dies nicht geschehen dürfe.<sup>2)</sup> Ueber die Aussprache einiger Consonanten, z. B. des l mouillé seien die Franzosen selbst nicht einig.<sup>3)</sup> Bei der Orthographie sei auf schwierige Wörter wie vertu, étes, religion, davantage, commander, ressource, independance (sic!) sowie auf Zusammenstellung von Wörtern wie: part partie, parti, champ, camp, campagne; meurtre, meurtrier; repartir, réparter (sic!); embraser, embrasser, embarrasser besonders zu achten. Auf den lateinischen Unterricht sei Rücksicht zu nehmen, wo das Erlernen des Französischen dadurch erleichtert und das Erlernete befestigt werde, wie beispielsweise der Verwechslung von je serai und j'aurai vorgebeugt werde, wenn der Schüler die Herleitung dieser Formen von je esse-rai (sic!) und je avoir-ai kenne<sup>4)</sup>. Uebungen in mündlichem französischen Ausdruck seien in sehr bescheidenen Grenzen zu halten. Die

<sup>1)</sup> Den der Berichterstatter für Bielefeld als unmoralisch verworfen hatte. Doch ein gar summarisches Verfahren!

<sup>2)</sup> Wir würden vor diesem Recept ernstlich warnen zu müssen glauben, schiene es uns nicht in der That gleichsam vor sich selber zu warnen.

<sup>3)</sup> Es ist schwer, diesen hingeworfenen Satz nicht falsch zu verstehen. Richtig ist es ja, dass in jeder lebendigen Sprache Schwankungen des Lautwerthes vielfach vorkommen, aber eben darum kann von dem l mouillé im Französischen nicht als von einem exceptionellen Fall geredet werden, und schwerlich wird elementarer Unterricht in einer fremden lebenden Sprache von feinen orthoepischen Fragen sich beunruhigen zu lassen brauchen.

Bei diese Gelegenheit möchten wir den Lehrern des Französischen als gründlichen, wohlunterrichteten und gewissenhaften Auskunftgeber das Büchlein von Alb. Benecke: die französische Aussprache u. s. w. Potsdam 1871 bei A. Stein 141 S. angelegentlich empfehlen.

<sup>4)</sup> Sollte wirklich Verwechslung der Futura von avoir und être ein häufiger Fehler unserer Schüler sein? Der Unterzeichnete kann das aus zehnjähriger Praxis nicht bestätigen. Uebrigens liegt, eine solche Gefahr vorausgesetzt, ein bequemerer Erinnerungsbehelf doch näher: die französischen Verbformen stimmen in der Natur des Anlautes mit den deutschen überein: (ich werde) haben: aurai, (ich werde) sein: serai. Die Form unseres Textes esse-rai beruht hoffentlich auf einem Druckfehler, wie wir oben schon einige bedauerliche Proben mangelhafter Druckcorrectur zu signalisiren hatten, das ganze Beispiel ist aber unglücklich, weil, wie dem Wissenden bekannt ist, die etymologischen Verhältnisse der Futurform serai bis zu zweifelloser Sicherheit noch nicht aufgeklärt sind.



Lectüre müsse in IV und III langsam, von II an curserisch sein; das Lesen des französischen Textes geschehe zweckmäßiger nach der Uebersetzung, grammatische Erörterungen seien nur im Nothfall vorzunehmen, zur Einprägung der Phrasologie Retroversionen besonders geeignet. Bei der poetischen <sup>1)</sup> Lectüre werde der Lehrer nicht unterlassen kurze biographische und litterarhistorische Bemerkungen zu geben.

Als empfohlene Hilfsmittel für den Unterricht werden endlich vom Referenten bezeichnet die Übungsbücher von Plötz, Rempel, weniger das [von Schipper; die Grammatiken von Knebel in der Probstschen Redaction, wo zwar Präcision in der Fassung der Regeln vermisst werde, welche aber der mehr für Realschulen geeigneten Grammatik von Plötz weit vorzuziehen sei; ferner die von Simon, Müller; als Uebersetzungsbücher: Probst, Gref, als Lexicon von Thibaut, Mozin, Peschier.

Der Correferent (Director Lucas) erklärt sich mit dem Referenten im ganzen einverstanden und hebt nur einzelne Punkte hervor. Einen besonderen Antrieb für das Studium des Französischen gebe die veränderte politische Lage, wodurch manche junge Leute veranlasst würden, sich nach den neuen Provinzen zu begeben. Er wünsche, dass beim Abiturientenexamen Gebrauch des Lexicons gestattet werde, weil der Vocabelschatz der Schüler ein unzureichender sei und dass eine mündliche Prüfung vorgenommen werden dürfe. Es sei zweckmäßig, das Französische mit 4 Stunden in Quarta beginnen zu lassen, dafür das Griechische erst in Tertia und ihm in Tertia und Untersecunda 3 Stunden zu geben. Mangelhafte Aussprache sei unwesentlich, da die französische Nation selbst nicht sicher darin sei, es genüge, wenn man nicht gerade wie die Türken spreche. <sup>2)</sup>

Hieran schloss sich eine Discussion, welche die verschiedensten Ansichten und Wünsche zu Tage treten liefs. Die Abstimmungen ergaben, dass für den Wegfall des Scriptums nur 8 Stimmen (von 23) waren, für Gebrauch eines Lexicons nur 3. Ohne Abstimmung wurde angenommen „dass der Anfang des Unterrichtes in Quinta festzuhalten sei, doch war die Majorität für Vermehrung der Stundenzahl in dieser Classe um eine, wogegen die Nothwendigkeit einer Stundenvermehrung in den anderen Classen mit 18 gegen 6 Stimmen verneint wurde. Der Vorsitzende (Schulrath Dr. Schultz) bemerkt, dass Correctheit in der Aussprache möglichst erstrebt werden müsse. Schliesslich erklärt sich die Conferencz mit dem Vorschlage des Referenten einverstanden, dass in V und IV die regelmäßige Formenlehre, doch gelegentlich auch ein Theil der gebräuchlichsten unregelmässigen Zeitwörter durchgenommen werde. —

Dem Unterzeichneten gestatte man noch eine persönliche Meinungsäufse-

<sup>1)</sup> So zu lesen statt: praktischen!

<sup>2)</sup> In Westfalen sind hiernach recht ungewöhnliche Vorstellungen über richtige Aussprache lebender Sprachen und somit über sprachliche Dinge überhaupt nicht ganz vereinzelt anzutreffen. An dieser Stelle möchten wir uns für die ernsthafte Frage erlauben, wie es denn auf Anstalten, wo solche, wahrlich fast vorwissenschaftlich gemahnende Theorien maßgebend sind, mit dem Unterrichte in unserer eignen Sprache und Aussprache gehalten wird, vom Englisch ganz zu schweigen. Die deutsche Nation ist, mit dem Herrn Correferenten zu sprechen, auch nicht sicher in ihrer Aussprache. Es ist also wohl alles lässig, sofern man nur nicht etwa deutsch — wie die Franzosen spricht? — *modus in rebus, sunt certi denique fines* scheint so wenig gezügelten Urtheil gegenüber zu erinnern.

rung. Er schließt sich den Abstimmungsergebnissen der westfälischen Directorenconferenz in soweit an, als er es für schlechthin nothwendig hält, in Quinta mit dem französischen Unterricht zu beginnen, für überaus wünschenswerth, ihm vier Stunden in dieser Classe zur Verfügung zu stellen. Er weicht von jener ab, indem er (mit dem Referenten) eine Stunde mehr als bisher sich in Quarta wünscht, wo, wie ihm scheinen will, 9 lateinische, 6 griechische, 3 französische Lectionen eine hübsche und keinesweges nur durch ihre „Gleichabständigkeit“ empfohlene Reihenfolge bilden würden. In den Verlust einer einzigen wöchentlichen Lehrstunde in dieser Classe und zu Gunsten eines nach allgemeinem Urtheil unterstützungswürdigen und unterstützungsbedürftigen Gegenstandes dürfte der altclassische Unterricht ohne großes Widerstreben willigen und in der Zumuthung einer solchen Einwilligung keine fachparticularistische Begehrlichkeit erblicken. Sicherlich und selbstverständlich kann durch einen so kärglichen Zeitzusatz eine gründliche und wesentliche Aufbesserung der französischen Studien in unserem Gymnasium nicht erzielt werden, und nach wie vor wird den Freunden derselben der Stoff zu Klagen nicht ausgehen darüber, dass an den dünnen Unterrichtsfaden, der sich so bescheiden durch einen achtjährigen Cursum zieht, nicht schwerere, reifere Früchte sich anhängen lassen wollen. Aber dieser Uebelstand muss, weil er unabstellbar ist, ertragen werden; an irgend einem Punkte der Ausbildung, bei irgend einem Grade des Wissens und Könnens seiner Zöglinge schließt das Gymnasium ab, wo in jeder seiner Disciplinen dieser Punkt liegt, welches dieser Grad ist, das regulirt sich, wenn man von den zufälligen Verschiedenheiten der jedes Mal aufgewendeten Lehr- und Lernkräfte absieht, zuletzt und entscheidend nach der gegebenen Natur und Idee des gymnasialen Systems, dessen Herz, dessen leitende und zusammenhaltende Seele unwidersprechlich das classische Alterthum ist. Wünsche, hier oder da, größere Erfolge zu sehen, sind daher solange für indifferente Kundgebungen persönlicher Vorliebe, nad gleichsam aprioristische Forderungen zu erachten, als die vergleichende Prüfung der auf einen Lehrzweig gewendeten Zeit und Durchschnittskraft und der darin gewonnenen Endergebnisse nicht eine probehaltige Exactheit des Verfahrens nachweisen kann. Zeigt nun aber eine lange und vielfache Erfahrung, dass bei den mit Recht und mit Beifall bestehenden inneren Einrichtungen unserer Gymnasien der Schüler sich nicht weiter im Französischen fördern lässt, als er nach übereinstimmenden Wahrnehmungen gefördert wird, so bleibt, nach der Ansicht des Unterzeichneten, logischer Weise nichts übrig, als sich, mit was für individuellen Gefühlen es immer sei, damit zufrieden zu geben und sein Urtheil über das Erstrebenswerthe nach dem laut Erfahrung Erreichbaren einzurichten — wobei, beiläufig bemerkt, auch die Schüler einer wohlwollenderen Beurtheilung ihrer Leistungen sich erfreuen müssten. Also: sehr viel mehr als zuvor scheint nicht erwartet werden zu dürfen, auch wenn eine festere und nachhaltigere Fundamentirung des französischen Unterrichtes, wie sie eben empfohlen wurde, durch Zusatz je einer Stunde in den beiden für diesen Unterricht ersten Classen, Quinta und Quarta, ausgeführt wird, dennoch aber wird, was das Gymnasium von diesem anerkannt wichtigen und unentbehrlichen, eigenartigen, eminent disciplinvollen Gliede fordern muss, auf diese Weise, wenn nicht alles täuscht, leichter, williger, ohne die übliche Verdrießlichkeit von diesem gewährt werden. Und das auch aus einem besonderen Grunde: Welchem Lehrer des Französischen hat sich nicht die Wahrnehmung aufgedrängt, dass das Verhältnis der Schüler zu dieser Sprache oder richtiger

dieser Sprache zu den Schülern ein eigenthümlich capriciöses und schwer berechenbares ist? Man darf behaupten: ein in diesem Bezuge mit keinem andern wissenschaftlichen Gymnasialfache vergleichbares. Sprachlich Talentvolle und regelmässige Arbeiter lassen sich oft nur mühsam dafür gewinnen, und umgekehrt. Und so nicht bloss in der Schule. Wir Deutsche stehen unseren Nachbarn keinesweges nahe, Seele und Princip dieser merkwürdigen französischen Sprache, ist uns allermeistens verschlossen und öffnet sich nur bei ursprünglich vorhandener Sympathie oder wenn längerer, vertrauter Verkehr eine Art geistiger Intimität hergestellt hat. Daher denn auch feinere Kenntniss derselben bei uns wirklich nicht häufig anzutreffen, zum Beispiel die Fähigkeit einen gutgebauten Alexandriner von einem recht mittelmässigen sicher zu unterscheiden, eine seltene Erscheinung ist. Ja wer viel liest, weiss, dass, wenn Deutsches in französischen Büchern mit ausnahmsloser Regelmässigkeit lächerlich falsch gedruckt wird, des correcten Französischen in deutschen Büchern doch auch weniger ist, als wir meinen sollten und wünschen müssten. Die oben bezeichneten falschen Wörter, welche in unserem westfälischen Directorenconferenzprotokoll uncorrectirt geblieben sind, liefern eine — unerfrenliche und nur in diesem Augenblicke erwünscht zu nennende, kleine Bestätigung. Nicht lediglich aus der freilich geringen Zahl der französischen Stunden, viel mehr aus der nicht wegzuleugnenden und mit kleinen Auskunftsmitteln nicht wegzuräumenden Schwierigkeit, welche die innere Aneignung des Französischen einmal durchschnittlich unsern Schülern bereitet, erklärt es sich, dass mehr als jeder andere Lehrzweig dieser durch ein immer zu wiederholendes Anfangen, ein unsicheres Vorwärtskommen und schliesslich der ungefähren Schätzung sehr gering erscheinende Erfolge sich zu charakterisiren pflegt. Auf eine frühe Gewöhnung dürfte darum hier auch ganz besonders Werth zu legen sein. Ein wöchentlich vierstündiger Unterricht in Quinta, ein dreistündiger in Quarta wird gewiss helfen, dass der von da an nur zweistündige — in Tertia, Secunda und Prima ist eine Stundenvermehrung schwerlich möglich — das Erforderliche ruhig leiste, das kleine Gymnasialpensum zu festem Eigenthum gedeihe, und soviel Sinn, Empfindung und Verständnis für die romanische Sprach- und Culturwelt geweckt werde, dass für wissenschaftliche Beschäftigung damit eine haltbare Unterlage geboten und der nationalen Bildung eines ihrer ältesten und bedeutendsten Elemente gesichert sei.

F. Imelmann.

## SCHUL- UND PERSONALNOTIZEN.

### *Personalnotizen.*

#### A. Königreich Preussen

(zum Theil aus dem Centralblatt entnommen.)

*Als ordentliche Lehrer wurden angestellt: a) an Gymnasien: Sch. C. Redenwaldt am Cölln. Gymn., Dr. Trendelenburg aus Bromberg am Friedr. Gymn. in Berlin, Gottschick in Charlottenburg, Dr. Pieper u. Stange in Spandau, Winkelsesser in Guben, Coll. Böhme aus Stettin in Stolp, Sch. C. Grosse in Dramburg, Pank in Stralsund, Bräuning in Altona, Wendt in Burgsteinfurt, Saltzmann in Cleve, Königs u. Dr. Schäfer in Trier, Dr.*

Alsters in Aachen, Dr. Klein als Adjunct an d. Ritter-Akad. in Brandenburg, Sch. C. Besch u. Baumgart am Friedr. Coll. in Königsberg, Haub in Rösael, Wilke in Insterburg, Dr. Heyne in Danzig, Dr. Strebitzki in Neustadt W. P., Dr. Lohrenz in Thorn, Wegner u. Tschich in Ostrowo, Coll. Ehrlenholtz a. Celle in Hannover (Lyceum II), Dr. Fütterer in Paderborn, Sch. C. Dr. Sierocka in Lyck, Sch. C. Müller u. Dr. Krause in Schweidnitz, Müller in Minden, L. Rübel u. Remscheid in Bielefeld, Steiger u. Bender in Hersfeld, Dr. Plew u. Mushacke am Joachimsthal, Dr. Geyer, Dr. Netto u. Dr. Krähe am Friedrich-Werder, o. L. Dr. Förster vom Joachimsthal Gymn. am Louisenstädt. Gymn. in Berlin, Sch. C. Zeterling in Neu Ruppin, Prawitz in Frankfurt a. O., Mahn in Lissa, L. Dr. Eichner a. Bromberg in Gnesen, Dr. Jerxsen u. Friedeberg in Magdeburg (Kloster), Dr. Schmilinski in Halle (Stadt), Scheibe a. Nordhausen in Rossleben, Sch. C. Hebestreit in Nordhausen, L. Brandau a. Emden in Clausthal, Sch. C. v. Ortenberg in Verden, Kühlenbeck in Osnabrück, o. L. Fokke a. Clausthal u. Sch. C. Gräser in Emden, Cand. Brölemann in Burgsteinfurt.

b) an *Progymnasien*: Sch. C. Knorr in Belgard, Schionke u. Jerxsen, L. Pause a. Greiffenberg in Sangerhausen, Sch. C. Dr. Dötsche u. Genfsler in Prüm, Grimmert in St. Wendel.

c) an *Realschulen*: Sch. C. Dr. Stäckel a. d. Königl., Dr. Städler a. d. Dorotheenstädt, Dr. Frobenius a. d. Sophien Realschule in Berlin, L. Dr. Reyher a. Neustadt E. W. in Stettin, Sch. C. Deichert u. Dr. Nauhaus in Aschersleben, Zorn in Erfurt, L. Dr. Vollheim a. Rostock u. Obl. Dr. Weber a. Neu-Ruppin a. d. Musterschule in Frankfurt a. M., Fröling in Homburg, L. Dr. Jansen a. Wesel, n. Sch. C. Dr. Vockeradt in Düsseldorf, Sch. C. Rogivue in Crefeld, Finkenbrink in Mühlheim a. d. Ruhr, Pitsch u. Dr. Heidenheyn in Brandenburg, Berent in Tilsit, Weidemann in Danzig, L. Dillau u. Sch. C. Radicke u. Wittko in Elbing, L. Engelhardt a. Thorn in Bromberg, Sch. C. Dr. Bergmann in Münster, L. Feitel in Eschwege Sch. C. Faulde u. Rose in Neifse, Dünnebier in Reichenbach, L. Lange in Cassel, Krüger a. d. Louisenstädt., o. L. Völckerling a. Lieguitz u. Sch. C. Dr. Althaus a. d. Friedr. Werder-Gewerbesch. in Berlin, L. Dr. Mühlpfordt a. Aschersleben in Spremberg, Sch. C. R. Müller in Lützen, Hofeld in Posen. Oberl. Dr. Kordgien a. Dresden u. L. Kloppe a. Halle in Nordhausen, L. Dietrich u. Dr. Israel a. d. Musterschule in Frankfurt a. M.

d) an *höheren Bürgerschulen*: Sch. C. Finger in Ratheow, Adj. Bluth a. Puttbus in Lauenburg in Pommern, Sch. C. Tietzen in Itzehoe, Cand. Dräseke in Wandsbeck, Sch. C. Preifs u. Bergau in Pillau, Petsche in Einbeck, L. Thévenot, Dr. Thormann u. Dr. Nover a. d. Selectenschule in Frankfurt a. M., Hilfsl. Biebricher, Gödecker, Müller, Lack, Rau, Bardorff, Gundlach, u. Kreuzsch. a. d. Bürgersch. in Frankfurt a. M., Wannemacher in Limburg, L. Altenburg a. Essen in Eupen, L. Struve a. Banzlau in Striegau, Dr. Aretz in Hofgeismar, Sch. C. Dr. Bieling a. d. Andreassch. in Berlin, L. Dr. Lipkau a. Luckenwalde in Naumburg, Sch. C. Schäfer in Weissenfels, L. Hanow a. Finsterwalde in Delitzsch, Sch. C. Remmers in Nienburg, Trommershausen a. Berlin in Frankfurt a. M.

Zu *Oberlehrern* wurden befördert resp. versetzt oder berufen als solche

a) an *Gymnasien*: o. L. H. Lemcke a. Marienstiftsgymn. in Stettin, Rector Dr. Böckel a. Frauenfeld nach Cüstrin, o. L. Dr. Wieszer a. Elisabethgymn.

in Breslau, Obl. Dr. G. Müller a. Lissa nach Görlitz, o. L. Averdunk in Duisburg, Hüttig in Schweidnitz, Dr. Jonas, Dr. Calchow u. G. Kern in Stettin (Stadtgymn.), o. L. Dr. F. Schultz a. Danzig nach Marienwerder, o. L. Scholkmann a. Louisestäd. Gymn. in Berlin, o. L. Dr. Kadtko, Wiesner u. Witte in Pless, o. L. Dr. Sommer in Müstereifel, Dr. Lud. Schneider in Neu-Ruppin, Töpel in Lissa, Adrian in Glogau, Oxé in Kreuznach, Dr. Altenburg a. Ratibor nach Ohlau, Oberl. Dr. Lüttge a. Seehausen nach Charlottenburg, o. L. Dr. Weiffel in Cüstrin, o. L. Beyer a. Neustettin nach Trep-tow, o. L. Hynitzsch in Seehausen, Dr. Paul in Kiel, o. L. Dr. Wachsmuth a. Posen nach Emden, v. L. Dr. Freis a. d. Ritter-Akad. in Bedburg.

b) *an Realschulen*: o. L. Lüders in Altona, Oberl. Dr. Meffert a. Col-berg nach Posen, Dr. Lieber a. d. Friedr. Wilh. Sch. in Stettin, Dr. Walther in Grünberg, Dr. Böttcher u. Dr. Deetz in Altona, Pror., Dr. Schröer a. Hagen nach Perleberg, o. L. Dr. Sommer in Halle, Jäger, Lentz, Dr. Na-berth u. Dr. Rein a. d. Mustersch. in Frankfurt a. M., Petry, Dr. Joh. Müller u. Dr. Treutler in Remscheid, Dr. Börner a. Frankfurt a. O. nach Ruhort.

c) *an höheren Bürgerschulen*: Dr. Dittmar, Gersteberg u. Hecker in Neuwied.

*Beigelegt wurde das Prädicat*: „Oberlehrer“ dem Dr. Beyer a. d. Realsch. in Rawicz, dem o. L. Gräser am Gymn. in Marienwerder.

„*Professor*“: dem Oberl. Dr. Savelsberg in Aachen, Oberl. Dr. Mat-thiesen in Husum, Oberl. Schütz in Minden, Oberl. Reiche a. d. Realsch. am Zwinger in Breslau.

*Genehmigt die Wahl*: der Conr. Dr. Fischer a. Schleiz zum Rector der höheren Bürgerschule in München-Gladbach.

*Allerhöchst bestätigt resp. ernannt*: Dir. Dr. Fr. Hanow a. Cüstrin zum Dir. des Pädagogiums in Züllichau, Prof. Dr. Henkel als Dir. des Gymn. in Seehausen, Oberl. Dr. Tücking a. Arnsberg als Dir. des Gymn. in Neufs, Oberl. Dr. R. Köpke a. Charlottenburg als Dir. des Gymn. in Cüstrin, Oberl. Dr. H. Geist a. Halle als Dir. der Realsch. in Posen, Oberl. Fürstenau a. Marburg zum Dir. des Real-Gymn. in Wiesbaden, Rector Sievert als Director der neuen Realschul. zweiter Ordaung in Stettin, Dir. Dr. Herbst vom Pädag. in Magdeburg zum Dir. der Landessch. Pforta, Dir. Dr. Bormann a. Stralsund zum Dir. am Pädagogium zum Kloster U. L. F. in Magdeburg, Oberl. Dr. Anton a. Halberstadt als Dir. des Gymn. in Burg, Dir. Dr. Winter a. Burg als Dir. des Gymn. in Stralsund.

#### B. Großherzogthum Baden.

*Es wurden durch landesherrliche Entschliessung ernannt*: Lehramtsprakti-kant O. Wilkens a. Mosbach zum Professor a. d. höheren Bürgersch. in Sias-heim, Oberl. Chr. Stockert a. Mühlhausen zum Prof. am Realgymn. in Mann-heim, Prof. Dr. Schmittblank a. Mannheim a. d. Gymn. in Freiburg versetzt, Diakonus Haug a. Weinsberg als Prof. a. d. Gymn. in Mannheim berufen, Prof. Bauer a. Freiburg zum Vorstand der höheren Bürgersch. in Ueberlingen u. Rector Dr. E. v. Sallwürk a. Hechingen zum Prof. am Progymn. in Baden, die Lehramtspraktikanten Steuerer am Progymn. in Donaueschingen, Alletag am Progymn. in Bruchsal, Schmalz am Progymn. in Offenburg zu Professoren d. Dir. des Progymn. in Donaueschingen K. Kappes zum Director am Realgymn. in Karlsruhe.

## ERSTE ABTHEILUNG.

---

### ABHANDLUNGEN.

---

#### Nochmals die Authadie des Oedipus Tyrannus.

Unter dieser Ueberschrift greift im vorjährigen Novemberhefte dieser Zeitschrift Herr Hertel in Torgau eine Auffassung des Oedipus Tyrannus an, welche ich in zwei früheren Aufsätzen Bd. 26 Heft 3 und 5 dargelegt hatte. Derselbe giebt den Hauptinhalt meiner Darstellung folgendermassen wieder: „Das Unglück des Oedipus ist so furchtbar, dass der Dichter den Helden nicht unschuldig leiden lassen darf. Und offenbar erkennt Sophokles darin eine Schuld, dass Oedipus nicht nach Korinth zurückkehrt. Diese Schuld ist die Folge zweier Eigenschaften, der Authadie und der Rhathymie.“ — Wer diese Worte liest, muss nothwendig aus ihnen dreierlei entnehmen: erstens, dass das Schicksal des Oedipus die Strafe für eine Schuld ist, zweitens, dass diese Schuld in seinem Entschluss besteht, Korinth zu meiden und endlich, dass die *αἰσθασία* und *ἔμφροια* blofs die Aufgabe haben, diesen Entschluss des Oedipus zu motiviren. In diesen drei Punkten hat auch Herr Hertel meine Ansicht gefunden. Aber ich muss es entschieden in Abrede stellen, dass ich eine dieser Ansichten aufgestellt habe. Die betreffende Stelle aus meinem Aufsatz über die Eusebie des Oedipus, aus welcher Hertels Auffassung hervorgegangen zu sein scheint, steht auf Seite 323 und lautet folgendermassen: „Freilich stand seine Characterschuld in keinem Verhältnis zu seinem Schicksal, aber über tragische Schuld und Buße entscheidet keine Criminaljustiz und auf das Mafs einer tragischen Schuld kommt überall nichts an. Der Dichter hat nach

allen Seiten genug gethan, wenn er das tragische Geschick seines Helden ausreichend begründet, d. h. jeder Einwirkung eines Zufalls oder eines Fatums entzogen hat. Das thut der Dichter, indem er in dem Charakter seines Helden und zugleich in äusseren Umständen und Verhältnissen, welche seine Selbstbestimmung beeinflussen, den Causalzusammenhang zwischen Schuld und Strafe aufdeckt. Je mehr die freie Selbstbestimmung durch äufere Momente beeinflusst wird, je feiner und unscheinbarer die Fäden sind, welche die Charakterschuld mit der einbrechenden Katastrophe verknüpfen, desto tragischer ist das Geschick und desto gröfser unser Mitleid. Kein dramatischer Stoff war tragischer als das Schicksal des Oedipus, denn in keinem anderen Stoff trat die Einwirkung äusserer Verhältnisse deutlicher in den Vordergrund; hier erschien die freie Selbstbestimmung des Helden geradezu erdrückt unter dem Gewicht eines fatalistischen Schicksals. Aber das Orakel hatte den Oedipus gewarnt und er hatte die Warnung nicht verstanden. Hier lag der Punkt, wo der Dichter anknüpfte, hier lag unscheinbar verborgen eine Schuld, welche die verhängnisvollsten Folgen hatte. Sophokles zeichnete einen edlen Charakter, einen *γεννατός ἀνὴρ* im vollsten Sinne des Wortes, aber er gab diesem Charakter die *αὐθადία* zur Seite. An seinem unberechtigten Selbstvertrauen sollte sein Lebensglück untergehen. Unüberlegt und vorschnell nahm er seinen Weg nach Theben und erschlug den Vater. Seitdem wiegte ihn sein Glück in eine vermeintliche Sicherheit ein, die, weil sie die Unsicherheit alles Menschlichen verkennt, dem Sterblichen nicht gestattet ist und nicht minder wie die *αὐθადία* den Mangel an *φρόνησις* bekundet, ohne welche das Leben des Menschen voll Gefahr und kein irdisches Glück gesichert ist. Dass der Charakter des Helden in diesem Stück trotz seiner glänzenden Eigenschaften etwas Unreifes und Unfertiges hat, sobald wir ihn mit dem Mafstab der höchsten ethischen und religiösen Begriffe des Sophokles messen, das unterliegt keinem Zweifel.“ Aus dieser Stelle ergibt sich als meine Ansicht über die oben erwähnten drei Punkte Folgendes: erstens, dass zwischen tragischer Schuld und Buße keine Commensurabilität besteht, vgl. S. 154, zweitens, dass die Schuld des Oedipus in *αὐθადία* und *ἔαθυμία* bestehende Charakterschuld ist, welche von Sophokles dazu bestimmt war, die psychologische Erklärung seines Schicksals abzugeben, vgl. S. 156, und endlich, dass sein Entschluss, nach Theben zu gehen, unüberlegt und vorschnell

genannt, d. h. also aus „einem Mangel an Umsicht und Ueberlegung“ hergeleitet wurde, vgl. S. 146. Das aber ist, wie man zugehen wird, doch etwas wesentlich anderes, als was Herr Hertel als meine Ansicht aufgestellt hat. Den Irrthum also, welchen ich in seiner Wiedergabe meiner Ansicht erkenne, muss ich dahin berichtigen, dass ich nirgends von einer bestimmten, einzelnen Schuld oder einem Vergehen gesprochen habe, woraus das Schicksal des Oedipus nach des Dichters Absicht als eine Strafe resultirt, sondern überall von einer Charakterschuld, d. h. S. 155, von allgemein menschlichen und nicht unedlen Charakterfehlern, welche in Verbindung mit den äusseren Umständen und Verhältnissen, unter welchen Oedipus handelte, von Sophokles dazu ausersehen sind, uns sein Schicksal als eine naturgemässe Wirkung und Folge aus beidem zu erklären. Die Aufgabe, welche ich mir stellte, war also die Lösung der Frage: wie war es möglich, dass Oedipus trotz der Warnung des Orakels einem so grauenvollen Schicksal zum Opfer fiel, oder anders ausgedrückt: wie hat Sophokles den Charakter seines Oedipus gezeichnet, damit uns sein tragisches Geschick als das Resultat aus äusseren Umständen und freier Selbstbestimmung erklärlich erschiene. Die beiden Aufsätze enthielten nichts, als eine Charakterstudie zu dem Tyrannus und Koloneus. Dazu veranlasste mich die Wahrnehmung, dass die Charakteristik des Oedipus dergestalt im Vordergrund steht, dass alle äusseren Vorgänge, welche die Situation in beiden Stücken bilden, nicht in sich selbst ihre Bedeutung tragen, sondern augenscheinlich nach dem Willen des Dichters diesem Charakter zur Folie dienen. Darum kann ich auch Hertel nicht beistimmen, wenn er über den Tyrannus sagt: „Sophokles hat sich nach meiner Meinung die Aufgabe gestellt, Oedipus und Jokaste zur Erkenntnis ihres unseligen Verhältnisses gelangen zu lassen.“ Denn nicht in der allmählichen Aufdeckung aller Gräuel, welche auf dem unseligen Bunde zwischen Jokaste und Oedipus lasten, sah der Dichter seine künstlerische Aufgabe, vielmehr kam es ihm darauf an, die Wirkung dieser Enthüllungen auf Oedipus darzustellen und in dem Reflex gleichsam, welchen der Spiegel seiner Seele von allem zurückwirft, was auf sie eindringt, das Ethos des Oedipus aufzudecken. Das Hochtragische an dem Schicksal des Königs liegt nicht blofs in dem plötzlichen Sturz von der Höhe des Throns in die Tiefe des Elends, auch nicht blofs in der grässlichen Verkehrung aller natürlichen Verhältnisse, sondern vorzugsweise in dem fatalistischen Hintergrund des Dramas. Je mehr in



diesem Stück die freie Selbstbestimmung des Oedipus erdrückt erschien unter der Last eines grausen Verhängnisses, desto unabweisbarer war für den dramatischen Dichter die Pflicht, das tragische Geschick seines Helden naturgemäß zu erklären. Darin lag die Nöthigung zu einer umständlichen Charakterzeichnung. Denn ein tragisches Schicksal muss aus dem Charakter des Helden motivirt werden, sonst ist es kein tragisches. Mit dem blinden Zufall und der rohen Idee eines Schicksals rechnet die Tragödie nicht. Sophokles hat es für nothwendig erkannt, dass aus dem Kampfe mit allen feindlichen Mächten des Lebens die Freiheit des Entschlusses und der Selbstbestimmung gerettet hervorgehe: das beweist sein in allen Tragödien erkennbares Bemühen, das Schicksal seiner Helden aus dem Ethos ihres Charakters zu motiviren. Aber nicht allgemein anerkannt ist dieses Bemühen von seinen Erklärern, am wenigsten in dem „Oedipus Tyrannus“. Hier schien die Voraussage des Orakels für Oedipus ein „müssen“ zu enthalten. Auch Hertel sagt auf S. 778: „Die Orakel hätten sich, auch wenn er einen solchen (andern) Weg gefunden und eingeschlagen hätte, an ihm erfüllen müssen. Sie mussten sich erfüllen, mochte er nach Korinth oder in eine Einöde gehen.“ Aber so verstand Sophokles den Orakelspruch in Delphi nicht. Zeus kennt das Schicksal der Menschen, weil er allwissend ist, aber Zeus ist es nicht, der dieses Schicksal verhängt. Es ist das nothwendige Resultat realer Lebensverhältnisse und der Freiheit des menschlichen Willens, welche kein Orakelspruch aufheben kann. Mit Recht sagt Schmalfeld, *Zeitschr. f. Gymn.* 1860, S. 273 ff.: „Freilich behält der Gott immer Recht und was er sagt geschieht, aber nicht darum, weil er es gesagt hat, sondern nur darum, weil er die aus dem Charakter des Menschen hervorgehende Handlungsweise kennt.“ Aus dem Charakter des tragischen Helden ist daher zusammen mit den äußeren Bedingungen, unter welchen er handelt, sein Schicksal zu erklären und nicht aus äußeren Lebensgewalten allein. Meine Abhandlungen richteten sich deshalb einerseits gegen den Standpunkt von Schneidewin, welcher in Oedipus „das Beispiel eines unschuldigen Opfers des grausen Verhängnisses“ sah und gegen seinen Ausspruch Einl. S. 20: „Der nun einen Göttern verhasste Oedipus bestätigt den Volksglauben, das manchem trotz des besten Willens nichts gelinge, weil er den Göttern zuwider ist.“ Ein ähnliches Urtheil enthalten die folgenden Sätze von O. Ribbeck, *Vorträge von Virchow und Holzendorfer* Heft 83 Berlin 1869: „Die Liebe der Götter haben seine Ahne

verschertzt, nur wenn Oedipus nicht er selbst, wenn er ungeboren geblieben wäre, hätte jener Groll einschlafen mögen,“ und der Satz: „wie klein und elend der Mensch sei, wenn er schuldig oder unschuldig der göttlichen Huld entbehrt und auf die eigene Weisheit angewiesen ist, finde ich nirgend ergreifender gepredigt.“ Derselbe Standpunkt veranlasste Klein in seiner Geschichte des Dramas Bd. 1 Leipzig 1865 den Oedipus „eine Gliederpuppe in der Hand des Fatums“ zu nennen und zu dem Ausspruche auf S. 359: „Schicksal und Götter scheinen in der That die eigentlichen Intriganten in diesen Tragödien, die den Helden ins Verderben garen.“ Auch Hertel endlich sieht, wenn ich seine Aeußerung recht verstehe: „vielleicht gedachte er (Oedipus) auch, das Geschick, den Neid der Götter, auszusöhnen, dadurch dass er das süßeste Glück opferte, die Eltern zu sehen,“ in Oedipus das unschuldige Opfer des Götterneides, ohne uns zu sagen, was denn so beneidenswerth an seinem Loose war. Sehr richtig bemerkt dagegen Joh. Müller, d. theb. Trag. des Soph. Innsbruck 1871, S. 8. über diese Richtung, dass sie den Maßstab der Moral, wonach die Absicht allein den sittlichen Werth einer Handlung bestimmt, an die Thaten des Oedipus lege, daher an ihnen auch nicht einen Schatten von Schuld finde und zu dem Resultat komme, dass also wirklich das Loos des Oedipus ein von ihm vollkommen unabhängiges, lediglich vom Schicksal verhängtes sei. Während man also auf dieser Seite das „unschuldig“ aussprach und meist die Schuldfrage überhaupt als ungerechtfertigt zurückwies, war eine entgegengesetzte Betrachtungsweise, welche nicht weniger Vertreter hat, bemüht, an dem Charakter des Oedipus eine ganze Reihe von einzelnen Fehlern nachzuweisen und aus diesen sein Geschick dergestalt abzuleiten, dass in diesem Schicksal Schuld und Strafe vollständig ausgeglichen seien. Gegen beide Auffassungen habe ich mich auf S. 154 und 155 erklärt. Unter der Schuld des Oedipus verstand ich also diejenige aus seinem Charakter resultirende freie Willensbethätigung, aus welcher sich im Verein mit den Verhältnissen, unter welchen er handelte, sein Schicksal keineswegs als eine Strafe, sondern als eine Folge aus natürlichen Ursachen psychologisch erklärt. Dieser Standpunkt in der Schuldfrage ist ja kein neuer; es ist derselbe, auf welchen unter anderen sich Leopold Schmidt stellte, wenn er in *Symbol. Philolog. Bonnens. in honorem Frid. Ritscheli coll. Lips.* 1864 den Gedanken ausspricht: „Die Griechen leiteten die Erfüllung der ethischen Forderungen in erster Linie aus der Erkenntnis ab. Darum erschien

ihnen die Seite des Oedipus, die wir als Eigenwilligkeit und Uebermaß des Selbstvertrauens bezeichnen, in ihrer Wurzel als ein Mangel an Einsicht in die Unsicherheit des Menschenlooses.“ Das eigene Verdienst, auf welches meine Aufsätze Anspruch machten, bestand auch nicht in dieser Lösung der Schuldfrage, sondern in dem äußeren Nachweis, dass sich die Composition des „Oedipus Tyrannus“ in allen einzelnen Theilen allein und ausschließlich aus der Tendenz einer psychologischen Erklärung des Schicksals des Oedipus herleiten lasse.

Soviel von der Schuldfrage. Ueber den zweiten Punkt, welcher die Charakteristik des Oedipus betrifft, werde ich mich leichter mit Herrn Hertel verständigen. Denn wir gehen nicht sowohl in unseren Ansichten über diesen Charakter auseinander, als vielmehr darin, dass Hertel die Erklärung des Schicksals aus der äußeren Lage des Oedipus ganz allein herleitet, während ich die Intention des Sophokles in der Motivirung dieses Schicksals *zugleich* aus dem Ethos seines Helden erkenne. Weniger also in dem wie als in dem warum der Darstellung liegt die Differenz unserer Auffassung. Auf S. 155 meines Aufsatzes über die Authadie heisst es: „In Wirklichkeit hat der Charakter des Oedipus sehr viel Licht und nur wenig Schatten. Sein Wille ist überall gut und nirgends bei seinem Thun; er ist rechtschaffen, aufrichtig und wahr; er ist sich keiner Schuld bewusst, die er auf andere walzen möchte; er ist von aufrichtigem Mitgefühl und Wohlwollen für seine Unterthanen, von warmer Liebe für seine Angehörigen erfüllt; er ist endlich von wahrer Frömmigkeit durchdrungen und es gelingt der Jokaste nicht, seinen Glauben an das Orakel wesentlich zu erschüttern. Das sind unleugbar grose Eigenschaften, aber sie dürfen uns nicht blind gegen seine Fehler machen.“ Hier kommt es auf diese Fehler ganz allein an. Auf derselben Seite nannte ich diese Fehler „die *αῦθαδία* und *ἄφροσύνη* allgemein menschliche und nicht unedle Charakterfehler.“ Darunter verstand ich wesentlich dieselben Eigenschaften, welche auch Hertel in dem Charakter des Oedipus erkennt. Denn er sagt: „Oedipus zeige sich den Orakeln gegenüber gläubig, aber von der Hoffnung erfüllt, dass er das verkündete Unheil durch Klugheit vermeiden könne. Einen andern Charakter könne der Dichter nicht brauchen. Es blieb also dem Dichter nichts übrig, als einen Oedipus darstellen, der durch Klugheit dem drohenden Unheil entrinnen können meinte.“ Das war es ja gerade, was ich auf S. 14 Authadie nannte. „Mit *αῦθαδία*,“ heisst es da, „bezeichnet d

Dichter jene gefährliche Selbsttäuschung, welche aus dem unberechtigten Vertrauen in die eigene Einsicht entspringt.“ Wenn Hertel die *αὐθαδία* mit „selbstgefälligem Eigensinn, der keine Vernunft annehmen will,“ erklärt, fasst er nach meiner Meinung den Begriff des Wortes allzu eng. Mir schien das Wort, gerade weil es im tadelnden Sinn ein selbstgefälliges Wesen, ein unberechtigtes Selbstgefühl bezeichnet, geeignet, diejenige Eigenschaft des Oedipus anzudeuten, welche der Dichter tadeln will. Was Hertel rügt, „dass das Wort erst V. 549, also fast am Ende des Theiles sich findet, der dazu dienen soll, diese Eigenschaft des Oedipus zur Anschauung zu bringen,“ spricht ebensowenig gegen die Wahl dieses Wortes, wie der Umstand, dass „das Wort *ῥαθυμία* bei Sophokles gar nicht und *ῥαθυμός* nur El. V. 946 vorkommt“ gegen die Berechtigung des anderen Ausdrucks spricht. Gerade weil sich für beide Ausdrücke der erwähnte Anhalt in den erhaltenen Stücken des Oedipus fand, entschied ich mich für ihre Wahl. Nicht aber die Bedeutung „eines strafbaren Leichtsinns“ legte ich diesem letzten Worte unter, sondern es schien mir geeignet zur Bezeichnung S. 147 „jenes Gefühls einer vermeintlichen Sicherheit, welche die Unsicherheit und die Unbeständigkeit alles Menschlichen verkennt.“ Auch Hertel spricht ja unverkennbar auf S. 775 diese *ῥαθυμία* dem Oedipus zu. Er sagt: „Um die Sicherheit des Oedipus noch begreiflicher zu machen, lässt Sophokles diesen ein Complot zwischen Kreon und Tiresias argwöhnen,“ und erklärt in einer Anmerkung: „das Wort beziehe ich hier auf die Gegenwart, insofern Oedipus nicht abnt, dass die Orakel schon eingetroffen sind.“ Diese Beschränkung des Wortes concedire ich Hertel gern, aber nicht sein Bemühen, auch diesen Fehler aus der Lage des Oedipus zu rechtfertigen. Hertel stellt die Frage: „Liegt es so nahe, den Gedanken zu fassen, dass ein grauenhaftes Schicksal, welches in ferne Zukunft gerückt schien, Vernichtung bergend längst über dem Haupte schwebt?“ Das liegt gewiss nicht nahe, aber ist darum das Sicherheitsgefühl, entschuldbar? Auf S. 147 leitete ich diese Eigenschaft aus dem vermeintlichen Glück seines Lebens her: „Oedipus erzählt von dem Glück seiner Kindheit V. 775, er nennt sein späteres Leben V. 998 *εὐτυχῶς*, daher stimmt er V. 984 der Jokaste bei und nennt sich V. 1080 ein Kind des Glückes. Darum fühlt er sich sicher V. 576 *οὐ γὰρ δὴ φονεὺς ἀλώσομαι* und hält bis V. 1170 an seiner vermeintlichen Sicherheit fest.“ Ganz dasselbe thut ja Hertel S. 777: „Wie hätte er glauben sollen, dass die Götter so

langmüthig seien und einen Vaternörder, der der Mutter Gatte geworden, so lange im Glücke leben ließen? Sollte er nicht glauben, eben weil er schon so lange glücklich lebte und herrschte, Apollo habe ihn bloß warnen wollen und er habe den richtigen Weg erwählt, um dem Unheil zu entgehen? — Aus dieser kurzen Betrachtung ergiebt sich, dass wir in der Auffassung der Charakteristik des Oedipus im Grunde einig sind. Nur darin weiche ich von Hertel ab, dass ich diese Eigenschaften im Sinne des Sophokles Charakterfehler nannte, aus welchen der Dichter das tragische Loos seines Oedipus herleite. Es leuchtet ein, dass der Beweis für diese Ansicht nur aus der gesammten Ethik des Dichters hergenommen werden kann. Dennoch glaube ich, dass auch „der Tyrannus“ allein ausreichende Anhaltspunkte für diesen Nachweis bietet.

Dabei gehe ich aus von dem Orakelspruch in Delphi V. 785 *καὶ μὲν ὁ Φοῖβος ὦν μὲν ἰκόμην ἄτιμον ἐξέπεμψεν, ἄλλα δ' ἄθλια . . . Προὔφρανή λέγων, ὡς μητρὶ μὲν χρεῖη με μίχθῆναι, . . . γονεὺς δ' ἔσομαι τοῦ φτυεύσαντος πατρὸς.* Hertel sagt darüber: „Dass der Gott ihm das Orakel gab und dabei auf seine Frage keine Antwort ertheilte, um ihn irre zu leiten, damit er so sein Geschick erfüllte: das zu vermuthen lag dem arglosen Sinn des lebenslustigen und sich keiner Schuld bewussten Jünglings ganz fern.“ Das ist gewiss richtig, aber trotzdem halte ich an meiner Ansicht S. 152 fest: „Nach dem Urtheil des Sophokles hatte Oedipus damals leichtfertig die Frage über seine Herkunft entschieden: das zeigt schon der übereinstimmende Ausdruck des *φτυεύειν* Vv. 793. 436 und 827. Auch wich ja Sophokles von der Sage ab, indem er Oedipus vor seinem Zusammentreffen mit Lajus das Orakel befragen ließ.“ Hertel bemerkt dazu: „Ich gestehe, dass ich die Beweiskraft, die in dieser Uebereinstimmung liegen soll, nicht zu entdecken vermag. Wie hätte auf andere Weise der wirkliche Vater vom Pflegevater unterschieden werden sollen?“ — Aber war nicht gerade diese Unterscheidung dazu angethan, ihn zu warnen, dass er nicht vorschnell in seinem Sinne die Frage löste? Dass das die Meinung des Sophokles ist, schliesse ich nicht bloß aus dem Wortlaut der Stelle, aus dem *ἄτιμον ὦν μὲν ἰκόμην* und dem ausdrücklichen *φτυεύσαντος πατρὸς*, sonder zugleich daraus, dass an allen Stellen in unserer Tragödie, wo die Frage nach seiner Herkunft dem Oedipus nahegelegt wird, der Dichter sich gewiss nicht ohne Absicht desselben Ausdrucks bedient. Auf Tiresias' Worte V. 543 *γονεῦσι δ' οἱ σ' ἔφρασαν, εἰ*

gegnet Oedipus *Ποίοισι; μείνον. Τίς δέ μ' ἐκφύει βροτῶν;* Als er V. 1007 erklärt *ὄποι' εἶμι τοῖς φρυεύσασιν γ' ὄμοῦ,* antwortet der Bote aus Korinth eben auf Grund dieses Ausdrucks *ὦ παῖ, καλῶς εἰ δῆλος οὐκ εἰδῶς τί δρᾶς* und veranlasst, indem er den Ausdruck des Orakels V. 1012 *μὴ μίαισμα τῶν φρυευσάντων λάβης* wieder aufnimmt, endlich den Oedipus zu der Frage V. 1017 *οὐ γὰρ Πόλυβος ἐξέφυσέ με;* Kurz, mir scheint C. Schwenck, die sieben Trag. d. Soph. Frankf. 1846, S. 108 des Dichters Urtheil auszusprechen, wenn er sagt: „Also vorher zweifelt er daran, dass der König von Korinth sein Vater sei, jetzt, ohne die geringste Belehrung darüber empfangen zu haben, betrachtet er ihn als solchen. Das ist wenigstens keine Vorsicht und kein Ernst, wie die schauerliche Weisagung erheischt hätte.“ Wenn ich aber S. 324 äuferte: „Das Orakel hatte den Oedipus gewarnt und er hatte die Warnung nicht verstanden; hier lag der Punkt, wo der Dichter anknüpfte, hier lag unscheinbar verborgen eine Schuld, welche die verhängnisvollsten Folgen hatte,“ so dachte ich dabei nicht blofs an seinen Entschluss, Korinth zu meiden, sondern nicht minder an seine Unbedachtsamkeit, mit der er bald darauf einen Unbekannten tödtete, der dem Alter nach sein Vater sein konnte und eine Unbekannte heirathete, welche ihrem Alter nach seine Mutter sein konnte. Wenn ein geübter Schwimmer, dem man geweihsagt hat, dass er seinen Tod in den Wellen finden werde, hinfort das Schwimmen unterlässt, aber unbekümmert ein Schiff besteigt, mit dem er untergeht, dann hat er sein Schicksal verschuldet. Nur in diesem Sinne glaube ich die Ansicht des Sophokles ausgesprochen zu haben, wenn ich S. 316 das Unglück des Oedipus ein selbstverschuldetes nannte. Er hätte überhaupt keinen Menschen tödten und überall nicht heirathen müssen, wenn er seinem Geschick aus dem Wege gehen wollte. Wie aber Herr Hertel auch daran Anstofs nehmen konnte, dass ich den Ausdruck des Orakels *χεῖρη μυχθῆναι* von der Heirath der Mutter deutete, begreife ich nicht. Hat denn Sophokles den Ausdruck anders verstanden? V. 825 sagt ja Oedipus ausdrücklich *γάμοις με δεῖ μητρὸς ζυγῆναι* und auf die Furcht des Oedipus vor *τὸ μητρὸς λέκτρον* V. 976 antwortet Jokaste V. 980 *τὰ μητρὸς μὴ φοβοῦ νυμφεύματα.* Damit erledigt sich denn wohl auch Hertels Einwand in Betreff dieser Furcht vor der Mutter Bette. Hertel sagt: „Also Oedipus erscheint hier wirklich lächerlich? Die Angst des Königs ist wirklich übertrieben? Zunächst ist zu bemerken, worauf schon oben

hingewiesen ist, dass das Orakel lautet *ὡς μητρὶ χρεῖη μυχθῆναι με*, was doch etwas anderes ist, als die Mutter heirathen. So- dann ist kein Grund vorhanden, sich Merope auch nur ein Jahr älter als Jokaste zu denken. Wird aber Jokaste wohl als altes Mütterchen auf der Bühne erschienen sein? Aber auf alles das kommt ja gar nichts an, sondern darauf, dass Oedipus die Merope als seine Mutter kannte. Auch findet Hertel in dem Umstand, dass „während sich die ihm ertheilten Orakel längst erfüllt haben, ihn viele Jahre lang die Furcht vor ihrer Erfüllung wie ein drohendes Gespenst beunruhigt,“ mit Unrecht ein Argument gegen das Sicherheitsgefühl des Oedipus. Denn er fühlte sich damals sicher, als er Jokaste heirathete, und seitdem ist ihm die Ahnung nie gekommen, dass Jokaste seine Mutter ist. Zu diesem Gefühl der Sicherheit aber berechtigte ihn die Warnung des Orakels nicht. Kurz, Oedipus ist an seinem Schicksal nicht unschuldig. An keiner Stelle in den beiden Abhandlungen habe ich von einer strafbaren Schuld gesprochen, wohl aber von einer Schuld, welche Mitleid verdient. Denn für denjenigen Antheil an seinem Schicksal, welcher nicht auf die Einwirkung äußerer Umstände fällt, war Oedipus zurechnungsfähig, d. h. sein Wollen frei und sein Handeln entscheidend. Er machte nach einem Ausspruch Kolsters, Soph. Studien, Hamburg 1859 das „Hilf dir selbst“ zu seinem Wahlspruch und diese Gesinnung nannte ich Authadie.

Es ist endlich noch übrig nachzuweisen, dass sich wirklich die einzelnen Scenen unseres Dramas anders nicht, als aus der Absicht des Sophokles erklären lassen, die scheinbaren Wirkungen einer rohen und untragischen Schicksalsidee durch eine sorgfältige Charakteristik des tragischen Helden in dem angegebenen Sinne zu paralysiren. Dazu wähle ich die ersten Scenen von V. 100 bis 726, indem ich die Erklärungen Hertels meiner Auffassung gegenüberstelle. Diese Scenen stellen dar, wie Oedipus zu fünf Malen die Wahrheit verfehlt. Er vermuthet V. 124, dass der Mörder des Lajus von einer politischen Partei in Theben bestochen worden sei, V. 139 ff., dass heute auch sein Leben von derselben Hand bedroht sein könne, V. 346, dass Tiresias an der Verschwörung gegen Lajus Theil genommen habe, in den Vv. 357. 387. 399 und 573, dass Tiresias jetzt wieder gegen ihn agitiere, endlich Vv. 378. 385. 535, dass Kreon der Urheber dieses Complots gegen seinen Thron sei. An diesem letzten Argwohn gegen Kreon hält er fest V. 703 und 705. Für die Composition dieses Theiles sind zwei Verse wichtig; sie zeigen, dass Sophokles

planmäßig in der Motivirung dieser Verdächtigungen zu Werke ging. Das sind die Verse 124 und 288. Der Gedanke V. 124 *εἴ τι μὴ ξὺν ἀργύρῳ ἐπράσσει' ἐνθένδε* tritt ebenso plötzlich wie unerwartet auf. Vielmehr erwartet man aus der Bedeutung, welche Oedipus V. 120 der Aussage des entkommenen Boten beilegt, von ihm die Anordnung, dass dieser Bote herbeigeholt werde. Aber ohne diesen ersten Verdacht V. 124 würde der folgende V. 139 ganz unerklärlich sein. Noch mehr überraschen die Worte *Κρέοντος εἰπόντος* in V. 288. Warum musste denn gerade Kreon dazu rathen, dass Tiresias geholt werde? Oedipus selbst sagt es V. 555: *ἔπειθες ἢ οὐκ ἔπειθες, ὡς χρεῖη μ' ἐπὶ τὸν σεμνόμεντιν ἄνδρα πέμψασθαι τινα* ausdrücklich, dass jener V. 288 nach der Absicht des Sophokles dazu dient, die sonst unerklärlichen Verdächtigungen des Kreon und Tiresias zu motiviren.

Gegen diese Darstellung richten sich nur zwei Bemerkungen von Hertel. Er sagt, der V. 357 *πρὸς τοῦ διδαχθεῖς; οὐ γὰρ ἔκ γε τῆς τέχνης* spreche noch kein Misstrauen gegen die Kunst des Tiresias aus, erst V. 390 spreche Oedipus davon gering-schätzig; dagegen denke Oedipus schon V. 357 an Kreon. Das erste ist richtig, aber schon V. 371 *τυφλὸς τὰ ἅπαντα τὸν τε νοῦν τὰ ἔθιματ' εἰ* spricht diese Missachtung aus, und möglich ist es allenfalls, dass das *πρὸς τοῦ διδαχθεῖς* V. 357 schon auf Kreon V. 378 *Κρέοντος ἢ σοῦ* zu beziehen ist. Desto mehr Vermuthungen findet man bei Hertel über den Grund dieser Verdächtigungen. Derselbe bemerkt zu den Vv. 378. 366 und 367: „Die Vermuthung liegt nicht fern, Oedipus wolle damit andeuten, er habe einmal in einer traulichen Stunde dem Schwager von den ihm drohenden Orakelsprüchen Mittheilung gemacht und argwöhne, sich dessen erinnernd, jetzt, dass Kreon den Tiresias ebenfalls davon unterrichtet habe, um mit Hilfe des Sehers ihn zu nützhigen, Thron und Land zu verlassen. Diese Annahme hilft einerseits erklären, warum die Andeutungen des Tiresias gar keinen Eindruck auf Oedipus machen, und motivirt andererseits einigermaßen (!) den Zorn des Oedipus gegen Kreon.“ So weit Hertel. Aber das ist eine rein subjective Vermuthung, für welche ein sicherer Anhalt nicht nachzuweisen ist. Die Annahme setzt voraus, dass Oedipus bei den Worten des Tiresias *λεληθέναι σε φημι σὺν τοῖς φιλιτάτοις αἴσχισθ' ὄμιλοῦντα* an die Möglichkeit seines unseligen Verhältnisses zu Jokaste und seinen Kindern denkt und gelegentlich auch früher gedacht habe. Dagegen aber



spricht sein ganzes Verhalten jetzt und später und seine Aeußerung V. 439 *ὡς πάντ' ἄγαν αἰνικτὰ κάσαρῃ λέγεις*. Auch fühlt Hertel selbst, wie das *einigermaßen* zeigt, dass seine Annahme den Zorn gegen Kreon nicht ausreichend motivire. Um diesen hartnäckig andauernden Argwohn zu erklären, sagt Hertel weiter: „Sophokles kann den Oedipus jetzt noch nicht zu der Erkenntnis kommen lassen, dass Kreon unschuldig sei. Denn wenn Kreon unschuldig ist, dann fällt ja der bedeutendste Einwand gegen des Tiresias Glaubwürdigkeit.“ Aber das ist ja ein technischer Grund, welcher ein psychologisches Bedenken aus der Oekonomie des Stückes erklären will. Ebenso wenig kann ich Hertel beistimmen, wenn er S. 776 sagt: „Aber, fragt man vielleicht, warum lässt der Dichter den Tiresias überhaupt auftreten? Wäre kein Seher da, ihn zu befragen, so wäre der schon erwähnte Diener der einzige, den man befragen könnte. Dieser aber muss, wie oben erörtert, zu einem andern Zwecke\*) verwendet werden. Zu dem könnte die Befragung des Hirten schwerlich das leisten, was die tragische Kunst fordert, nämlich in den Zuschauern Furcht für die Person des Oedipus und in Folge davon Mitleid zu erwecken. Was sollte den Hirten bewegen, von seiner früheren Aussage, dass Räuber den Lajus erschlagen hätten, abzuweichen? Wie sollten aber dagegen nicht die dunklen Unheilsworte des greisen Sehers für Oedipus das Schlimmste fürchten lassen?“ Auch das ist schwerlich richtig. Um Furcht für Oedipus zu erwecken, braucht Sophokles den Seher nicht. Ich nehme an, dass statt des Sehers der Hirte gerufen wird. Derselbe gesteht in einem Verhör, zu welchem seine Entfernung aus Theben *ὡς πλείστον εἶη τοῦδ' ἀποπτος ἀστέως* V. 758—764 der Jokaste Veranlassung gab, dass Oedipus den Lajus erschlug. Aber mehr enthüllt er nicht. Noch ahnt weder Jokaste noch Oedipus, dass Lajus der Vater ist. Jetzt erinnert sich Jokaste des Orakels. Neue Furcht. Da erscheint der Bote aus Korinth. Neue Befragung des Hirten und letztes Geständnis. Wäre das weniger Furcht erweckend?

\*) Hertel bemerkt darüber: „Die ungläubige Jokaste kann nur durch einen Zeugenbeweis überführt werden. Die Zeugen sind aber der Korinthische Bote und der Hirt; der Hirte erscheint daher mit Recht erst nach dem Bericht des Boten auf der Bühne.“ Ich bekenne, dass mir das unklar ist. Jokaste hat ja die Bühne verlassen, ehe der Hirte erscheint; oder was stand denn einer zweiten Berufung des Hirten im Wege?

Kurz, der Grund, aus welchem Sophokles den Seher auftreten ließ und die Erklärung aller Verirrungen des Oedipus in diesen ersten Scenen liegt in der Tendenz des Sophokles, das unberechtigte Selbstgefühl, welches Oedipus erfüllt, äußerlich darzustellen. Die Verse von 390 an, namentlich die Worte ἦν οὐτ' ἀπ' οἰωνῶν σὺ προῦφάνης ἔχων, οὐτ' ἐκ θεῶν του γνωτόν: ἀλλ' ἐγὼ μολῶν, ὃ μηδὲν εἰδὼς Οἰδίππου, ἔπαυσά νιν, γνώμη κρησας, οὐδ' ἀπ' οἰωνῶν μαθῶν zeigen es deutlich, dass sich Oedipus überhebt, dass er in seiner Selbstschätzung den Priester des Zeus an Klugheit überboten zu haben glaubt. Die damalige Räthsellösung giebt ihm auch jetzt das Selbstvertrauen, dass sein Scharfsinn sich aufs neue in der Auffindung des Mörders bewähren wird: das zeigt V. 441 τοιαῦτ' ὀνειδιζ' οἷς ἐμ' εὐρήσεις μέγαν. Die gleiche Zuversicht sprach sich vernehmbar aus in seinen Verheißungen Vv. 132. 145. 216 ff., dass er das Geheimnis aufdecken werde. Auch seine Umgebung theilte dieses Vertrauen in die Klugheit des Königs V. 32 ff. 510 und die ganze Einleitung des Stückes weist unverkennbar auf eine neue Verherrlichung der φρόνησις des Königs hin. Aber wie besteht Oedipus? Indem er von der Vermuthung ausgeht, dass Lajus einer Verschwörung zum Opfer fiel, verstrickt er sich immer hartnäckiger in den eingebildeten Wahn, dass ihm der Tod von heimlichen Verschwörern drohe und immer mehr verliert er das eigentliche Object der Untersuchung aus den Augen. Er besitzt diese φρόνησις nicht. Tiresias nennt V. 442 die Räthsellösung einen Glückszufall, der für Oedipus verderblich geworden sei, Kreon beschuldigt ihn V. 555 der ἀνθαδία τοῦ νοῦ χωρίς, auch der Chor wirft ihm Mangel an φρόνησις vor Vv. 617. 650.

Mit diesen Bemerkungen kann ich schließen. Gern gestehe ich zu, dass ich an dem Werthe einzelner Beobachtungen, welche von Hertel angefochten werden, irre geworden bin, aber meine Auffassung des Ganzen ist dadurch nicht erschüttert worden.

Kiel.

Dr. Berch.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

Topographie et Plan stratégique de l'Iliade par M. G. Nicolaïdes. (de l'île de Crète.)

In der 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner habe ich zu Leipzig die von mir früher begründete Anschauung von der trojanischen Ebene, deren Grundzüge darin bestehen, dass Ilion auf Baali-dag lag und dass das Bunarbaschi-Wasser der Scamander, der Menderè der Simois ist, gegen die abweichenden Anschauungen der beiden neuesten Bearbeiter der Frage, Heinrich Schliemanns und des Kretensers Nicolaïdes sicher gestellt. Die beiden Herren, welche die Güte hatten, sofort auf meine Darlegung einzugehen, waren mit mir über die Lage der Stadt und Burg Ilions einverstanden, in Beziehung auf die Flüsse und anderweitigen Feststellungen stellten sie ein Princip auf, nach welchem eine sichere Bestimmung der Topographie Ilions überhaupt nicht möglich erscheint. Darauf lässt sich erst recht eingehen, wenn die Verhandlungen der Leipziger Versammlung werden im Druck erschienen sein. Für heute sehen wir davon ab. Auch auf Schliemann wollen wir heute nicht wieder zurückkommen. Die Behauptungen desselben zeigen hinlänglich, dass er mit dem wissenschaftlichen Stande der Frage nur sehr oberflächlich bekannt ist. Sie gründen sich lediglich auf seine praktischen Beobachtungen an Ort und Stelle, die so lange ganz ohne Halt sind, als er uns nicht durch seine Ausgrabungen auf Hissarlick unwiderleglich dargethan haben wird, dass das alt Ilion an dieser Stelle gelegen. Er ist ja kräftig am Werke, er gräbt und gräbt. Schade, dass seine Bemühungen gänzlich resultatlos bleiben müssen. Er wird — dafür bürgt uns die Ilias in ihrer Gesamtanschauung, wie in ihrem Detail — niemals nachweisen können, dass Alt-Ilium auf Hissarlick gelegen. Er wil

es selbst, je tiefer er gräbt, desto mehr erkennen lernen und wir freuen uns im Vertrauen auf seine Ehrlichkeit im voraus auf das schließliche Eingeständnis seines Irrthums.

Auf Nicolaidés aber müssen wir noch einmal zurückkommen. Sein Werk hat durch eine scharfe Präcision im einzelnen und die genauen Feststellungen jeder einzelnen Bewegung der beiderseitigen Heere vor Ilium, die man vermittelt seiner Karte sicherer verfolgen kann, als die Bewegungen unserer Heere auf den Schlachtfeldern von Frankreich im Jahre 1871, etwas Gewinnendes und Bestechliches und es wäre zu fürchten, dass sie sich bei vielen festsetzen, wenn nicht bald nachgewiesen wird, dass seine Grundanschauung falsch ist und darum auch die so genau präcisirten Details einer wesentlichen Modification unterliegen müssen.

In dem einen Hauptpunkte zwar — wir nehmen davon Akt und acceptiren alles, was er in dieser Beziehung vorgebracht hat, als ebenso viele Beweise gegen die unhaltbare These Schliemanns — in dem einen Hauptpunkte, dass das homerische Ilion auf Baali-dag gelegen, stimmt er ganz mit uns überein. Alle übrigen Bestimmungen aber, die er trifft, beruhen auf der Behauptung, die er selbst als den Grund und Eckstein seines ganzen Werkes bezeichnet, dass die Ordnung des *κατάλογος τῶν νεῶν* im zweiten Buche der Ilias die unveränderlich in allen Kämpfen der Ilias festgehaltene strategische Grundaufstellung der Griechen und Trojaner, das getreue Tableau der beiderseitigen Lager darstelle. Das Princip, den Dichter in allen seinen Darstellungen in die Schnürstiefeln des Strategen zu zwingen, ist an sich falsch und beeinträchtigt die Freiheit seiner Bewegung; es ignorirt die ganze Frage von der Entstehung der homerischen Gesänge durch Zusammenstellung aus verschiedenen im Volke lebenden Gesängen. Aber davon absiehend wollen wir zunächst nur prüfen, ob, wenn das Princip richtig wäre, dasselbe mit der Darstellung Homers selbst übereinstimme. Nicolaidés muss zwar selbst (pag. 123) zugeben, dass Homer die Aufzählung der Streitkräfte im Schiffskatalog nur für eine der ersten Schlacht vorangehende Revue ausgiebt, aber die Zurückbeziehung aller andern Schlachten der Ilias, insbesondere der dritten, auf die Ordnung des Schiffskataloges scheint ihm so evident, dass Homer jedenfalls in dieser zugleich mit der Disposition des Heerlagers der Griechen die Basis der meisten militärischen Operationen seiner Darstellung uns habe vor Augen stellen wollen. Er muss auch, um seine Behauptung einigermaßen in Einklang zu bringen mit den Kämpfen der Ilias eine Correctur des Schiffskataloges selbst, dem er eine so hohe Bedeutung für das Ganze einräumt, vornehmen, indem er gestützt auf Il. N. 681 die Schiffe des Protesilaus, die im Schiffskatalog hinter denen der Myrmidonen stehen, neben die Schiffe des Ajax Oilei, also in die 5. Stelle des Kataloges stellt und dagegen die Enboer, die nach dem Katalog an dieser Stelle aufgezählt werden,

von hier in die 21. Stelle zwischen die Schiffe von Nisyros und die der Myrmidonen entrückt. Es geschieht dies letztere auf Grund der geographischen Ordnung, die er selbst als das Grundprincip der Ordnung im Schiffskatalog für evident erwiesen ansieht. Aber gerade hierin sehen wir das erste wesentliche Bedenken, welches sich seinem Principe, dass der Schiffskatalog die unabänderlich festgehaltene strategische Grundaufstellung der beiderseitigen Lager biete, entgegenstellt. Wie kann es einem Feldherrn einfallen, die strategische Aufstellung seines Heeres nach dem Wohnsitz der verschiedenen Bestandtheile desselben einzurichten? Muss er sie nicht darnach einrichten, wie die verschiedenen Waffengattungen sich am besten zur Erringung des Sieges unterstützen? Und kann er überhaupt eine bestimmte Aufstellung für den ganzen Verlauf auch nur einer Schlacht, geschweige denn verschiedener aufeinander folgender Schlachten unbedingt festhalten? Hat er sie nicht den Wechselfällen des Kampfes gemäß zu modificiren? Hat es einen Sinn, wenn er unter den veränderten Verhältnissen einer 2. und 3. Schlacht dieselbe Stellung eigensinnig festhalten will? Wahrlich, Homer verdient nicht das Lob, welches ihm, wie Nicolaides (pag. 6) selbst anführt, Napoleon in den Worten ausspricht, dass man beim Lesen der Ilias immer von neuem empfinde, Homer habe sich auf das Kriegshandwerk verstanden und sein Leben mit nichten in den Schulen von Chios zugebracht. Homer, sage ich, verdient dieses Lob Napoleons nicht, wenn er den Oberfeldherrn der Griechen seine Heeresaufstellung nach dem Wohnsitz der Bestandtheile seines Heeres nehmen und dieselbe durch alle Wechselfälle des Kampfes eigensinnig festhalten lässt. Was sollte aus unseren wackeren Truppen auf den Schlachtfeldern Frankreichs im Jahre 1870/71 geworden sein, wenn unser König Wilhelm eigensinnig immer nur den Ostpreußen neben den Westpreußen, diesen neben den Pommer, diesen neben den Brandenburger oder Posener u. s. w. in seinen Schlachtaufstellungen gereiht hätte?

Aber abgesehen von diesem principiellen Bedenken erhellt auch aus einer ganzen Reihe von Stellen der Ilias, dass die Ordnung des Schiffskataloges mit nichten die Aufstellung der Griechen zum Kampfe darstelle. Wir erinnern noch einmal daran, dass Nicolaides selbst zunächst eine bedeutende Correctur des Schiffskataloges vornehmen muss, um seine Behauptung aufrecht zu erhalten. Der Fehler, den er glaubt corrigiren zu müssen, ist durch Solon und Pisistratus in den Text gekommen, zu deren Zeit schon die Griechen selbst nach Nicolaides Meinung den strategischen Plan der Ilias nicht mehr verstanden und trotz ihrer Verehrung für Homer die ganze Arbeit, der dieser gewaltige Geist sich unterzogen habe, um die Poesie mit der historischen Wahrheit in Einklang zu bringen, ignorirt haben. Ferner aber steht es durch Ilias  $\lambda$ , 5—9 fest, dass der Telamonier Ajax und Achilleus,

vertrauend auf ihre Mannhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit, ihre Schiffe auf den beiden äußersten Flügeln des griechischen Lagers ans Land gezogen haben (*τοί ρ' ἔσχατα νῆας ἔϊσας ἐῖρουσαν*). Nicolaides weist zufolge des Schiffskataloges den Schiffen des Ajax die 7., denen des Achilles die 22. Stelle in der Aufstellung der Griechen an und findet sich mit Il. λ, 5—9, dadurch ab, dass er Ajax und Achilles zu Befehlshabern, jenen des ganzen rechten, diesen des ganzen linken Flügels macht, eine Auffassung, die mit dem Wortlaut der angeführten Stelle nicht in Einklang steht. Zu Gunsten seiner falschen Darstellung muss er auch die Tradition, nach welcher der Grabtigel des Achilles bis auf den heutigen Tag auf dem äußersten rechten Flügel der Griechen steht, für falsch erklären. Weiter findet Il. λ, 327—330 Agamemnon bei seiner Revue zur Seite der Athener, nicht den Ajax, sondern den Ulysses mit den Kephalleniern und neben dem Idomeneus die beiden Ajax. In der 3. Schlacht kämpfen Ajax, Menelaus und Ulysses (Il. λ, 401—488) auf dem rechten Flügel der Griechen; Nestor (Il. λ, 496—503) auf dem linken Flügel, während nach dem Schiffskatalog nur Ajax dem rechten Flügel angehört, Menelaus, Nestor und Ulysses der Mitte. Nicolaides vertheidigt solche Veränderungen in der Stellung (pag. 158) durch die Wechselfälle der Schlacht und die Nothwendigkeit des Augenblicks. Wir nehmen von dieser Vertheidigung Act, obwohl wir sie für Nestor nicht treffend finden können, der von Beginn der Schlacht an und so lange er an derselben bis zur Zurückführung des Machaon Antheil nimmt, auf dem linken Flügel der Griechen erscheint. Wir nehmen davon Act, sage ich, und constatiren wenigstens hierdurch, dass die Schlachtordnung der Griechen keine unveränderliche gewesen, wie dies nach den Aeußerungen des Nicolaides zuweilen so scheint, und dass sie also wohl auch nicht zu Anfang jeder Schlacht dieselbe gewesen sein wird. Aber wie steht es denn nun mit dem Kampf bei den Schiffen? Auch da sehen wir die Heroen der Griechen mit nichten einen jeden bei seinen Schiffen Stellung nehmen. Wir lesen wie Il. N, 387 Idomeneus den Asios tödtet an dem Punkte, welchen Nicolaides auf seiner Karte mit M<sup>a</sup> bezeichnet. An dieser Stelle aber stehen nach derselben Karte die Schiffe von Nisyra und Euboea, nicht die des Idomeneus von Creta. Wir lesen im weiteren Verlaufe des Kampfes, wie (N. 581 ff.) Menelaus, \*) der nach dem Schiffskatalog in der 10. Stelle steht, auf der linken der Griechen kämpft, Medon dagegen, der Führer derer von Methone, der im Schiffskatalog in der 24. Stelle steht, auf der rechten kämpft. Also auch im Kampfe bei den Schiffen ist die Ordnung des Schiffskataloges für die Stellung der Griechischen Helden nicht maß-

\*) Nicolaldés nennt als hier auf der linken kämpfend (pag. 229) auch den Ajax. Das ist falsch und würde auch seinen eigenen Ausführungen auf Seite 233 widersprechen.

gebend. In diesem Momente wenigstens müssten wir doch jeden der Helden an der Stelle finden, die ihm der Schiffskatalog anweist, wenn letzterer als die strategische Aufstellung der Griechen bezeichnend soll angesehen werden dürfen.

Weiter aber kommt Nicolaides mit sich in einen heillosen Widerspruch. Zuzufolge der bis jetzt erwähnten Anschauung des Nicolaides stehen die Schiffe in einer langen Reihe von der rechten Seite an, auf welcher die Bötier (die Bötier, die im ganzen Gedicht eine so untergeordnete Rolle spielen!) die Spitze bilden bis zu den Magneten, welche die äußerste linke bilden neben einander, sie sind in ein Centrum und zwei Flügel getheilt. Nach der Ausführung aber, die wir auf pag. 25 und weiter ausgeführt pag. 116 finden, war die Ausdehnung der Küste zwischen der Mündung des Menderé und dem Cap Rhoeteum (auf diesen Theil derselben beschränkt Nicolaides seiner Tendenz gemäß die Aufstellung der Schiffe; der Theil zwischen dem Sigeum und der Mündung des Menderé kommt nicht in Betracht) von ohngefähr 3200 mètres zu eng, um 1186 Schiffe aufstellen zu können, deren jedes mindestens 12 Meter in Anspruch nahm. Die Schiffe seien also in 4 oder 5 Reihen hinter einander aufgestellt gewesen und zwischen den Reihen der Schiffe außerdem noch die der Zelte. Diese Aufstellung nun steht in flagrantem Widerspruche mit der sowohl auf der Karte, als auch sonst im ganzen Buche und in der Detaillirung des Planes aller Schlachten zu Grunde gelegten in eine langgedehnte gerade Linie, von der alle Bewegungen ausgehen und auf die alle sich wieder zurückziehen. Auf diese letztere Aufstellung bezieht er denn auch den bekannten oben schon erwähnten Vorgang Il. λ, 5—9, wo sich Agamemnon auf das Schiff des Menelaus aufstellt, welches den mittelsten Platz einnimmt, um nach beiden Flügeln der Aufstellung hin nach der Seite des Ajax und des Achilles ermunternden Zuruf ertönen zu lassen. Dieser Widerspruch zeigt deutlich, dass die Anschauung des Nicolaides, so genau er auch die einzelnen Bewegungen der Griechen bis auf Strich und Linien verfolgt und auf seiner Karte darstellt, an einer starken Verwirrung leidet, die wir zu entwirren trotz der größten Bemühung nicht im Stande gewesen sind. Sehen wir aber auch hiervon ab und halten wir uns an die offenbar von ihm bei allen Bewegungen der verschiedenen Schlachten vorausgesetzte Aufstellung in grader Linie, so liegt außer den schon angeführten Gründen ein neuer Beweis dafür, dass dieselbe nicht der Ordnung des Schiffskatalogs gemäß gewesen sei, in Folgendem: Il. x, 334 und 35 macht sich Agamemnon, den der unglückliche Verlauf der zweiten Schlacht nicht hat schlafen lassen, auf, um Nestor aufzusuchen. Er trägt den Menelaus, der ihn noch, während er sich ankleidet, aufsucht und trifft, auf, den Telamonier Ajax und den Idomeneus zu rufen. Dann geht er zu Nestor und mit diesem zu Ulysses. Alle drei gehen dann zusammen zum Diomedes

und diesen schicken sie zu Ajax dem Locrer und Meges. Was sind das für Kreuz- und Querzüge, wenn die Annahme des Nicolaides von der Aufstellung der Griechen gemäß der Ordnung des Schiffskataloges richtig ist. Menelaus wird fernhin zu Idomeneus geschickt und muss bei dem Schiffe des Meges vorbei, aber er wird nicht beauftragt, diesen zu rufen. Er läuft an dem Schiffe desselben vorbei und darnach erst wird Diomedes hinterdrein geschickt, das Versäumte nachzuholen. Diomedes und Ajax der Telamonier haben ihre Aufstellung neben dem Agamemnon. Dieser will auch sie zur Abhaltung des Kriegs Rathes heranziehen. Aber er ruft, was doch natürlich wäre, nicht diese seine Nachbarn zuerst. Er geht zuerst zu Nestor und dann fernhin zu Odysseus; von dort aus kehren sie alle drei zu Diomedes zurück. Unterwegs hätten sie den Meges mitnehmen können, der seine Stellung neben dem Odysseus hat. Sie thun es aber nicht, sondern schicken erst nachher den Diomedes nach ihm, der dann eine ziemliche Strecke zu laufen hat, um zu dem zu gelangen, an dem sie eben vorübergegangen sind. Diomedes wird außerdem auch zum Ajax minor geschickt und muss also hinter Menelaus dreinlaufen, der zu dem größeren Ajax geschickt war und leicht auch den andern Ajax zugleich rufen konnte. Nein wahrlich, das Heerlager der Griechen ist nicht in der Ordnung des Schiffskataloges beschlossen. Nicolaides irrt sehr, indem er den Schiffskatalog, der als ein nicht ursprünglicher Bestandtheil des Gedichtes viele Widersprüche gegen die übrigen Bestandtheile der Ilias enthielt, zum Range der strategischen Grundlage des ganzen Gedichtes erhebt.

Ein zweiter Punkt, in welchem Nicolaides offenbar irrt, ist der, dass er den Kimar-du, den ersten kleinen Fluss, der unterhalb Trojas von der rechten Seite her in den Menderé fällt, für den Simoeis des Homer erklärt. Dass das ein grober Irrthum sei, geht, abgesehen von allen anderen, aus des Nicolaides eigener Darstellung des ersten Kampfes der Ilias hervor, die er von Seite 171 bis 185 giebt. Dieser Kampf findet nach Il. Z, 4 statt: *μεισηγύς Σιμόεντος ἰδὲ Ξάνθοιο ῥοάων*. Nicolaides lässt denselben auf dem linken Ufer des Menderé beginnen. Nach der Rückkehr des Mars in den Kampf E, 461 ff. ziehen sich die Griechen über diesen Fluss auf die rechte Seite desselben zurück. Die Schlacht dehnt sich dann bis zum Kimar-du aus. Am härtesten wäre der Kampf auf dem Rückzuge der Griechen an den Ufern des Scamander gewesen. Nach der Verwundung des Ares durch den Diomedes bekommen die Griechen wieder die Oberhand und werfen die Trojaner wieder zurück. Sie hätten sie fast wieder (Il. Z, 73—75.) in die Mauern Ilion's hineingeworfen. Hier hätten also die fliehenden Trojaner und ihnen nach die verfolgenden Griechen zum zweiten Male mitten im Schlachtgewühl den Menderé überschreiten müssen. Nachher treibt Hector, von Helenus ermuthigt, die Griechen abermals zurück. Beide Theile



überschreiten zum dritten Male den Menderé.\*) Dann kehren die Trojaner nach Ilium zurück und überschreiten also zum vierten Male diesen Fluss. Diesmal wenigstens nicht im Feuer des Kampfes; die Griechen gehen zu ihren Zelten zurück und überschreiten ihrerseits wenigstens den Kimar-du.

Ist es denkbar, dass Homer, der dergleichen in seiner plastischen Darstellung nie übergeht, aller dieser Flussübergänge mitten im Kampfe, wenn sie wirklich stattgefunden hätten, auch nicht mit einer Silbe gedacht hätte. Nein, sie haben nicht stattgefunden diese Flussübergänge. Agamemnon wäre, wenn er seine Truppen mitten auf dem Rückzuge ohne irgend welchen zwingenden Grund (sie konnten sich ja auf der linken Seite des Menderé zurückziehen, während sie hart von dem Feinde bedrängt wurden, einen Fluss hätte überschreiten lassen, den Nicolaidés selbst als den Hauptfluss der Ebene und als „torrentiel“ bezeichnet, ein erbärmlicher Strategie gewesen. Der Fluss würde aber nicht einmal, sondern dreimal, wie wir gesehen haben, während des Kampfes überschritten worden sein. Wäre dieses von Homer so dargestellt, so würde der erwähnte Ausspruch Napoleons über die Kriegskennntnis Homers wenigstens auf diesen Theil des Kampfes nicht bezogen werden können. Freilich meint Nicolaidés in der Anmerkung zu pag. 262, der Menderé sei im Sommer ohne Wasser (à sec) gewesen. Wollten wir auch hiergegen den Widerspruch nicht hervorheben, in dem sich Nicolaidés durch diese Behauptung mit sich selbst befindet, da er jenen Fluss sonst den Hauptfluss der Ebene nennt und als torrentiel bezeichnet, so steht es doch nach seiner eigenen Behauptung fest, dass selbst das trockene Bett des Flusses hohe Ränder hatte, den Rückzug also immerhin sehr erschwerte. Aber der Fluss war nicht ohne Wasser. Denn Homer sagt ja Il. Z, 4, dass der Kampf zwischen den Fluthen des Simoeis und Xanthus stattgefunden habe, nicht etwa blofs zwischen den Betten beider Flüsse.

So also, wie Nicolaidés es darstellt, kann der Kampf unmöglich stattgefunden haben. Aber er hat überhaupt nicht zwischen dem Menderé und Kimar-du stattgefunden. Er hat auf demselben Terrain stattgefunden, auf welchem alle übrigen Kämpfe der Ilias sich bewegt haben. Hätte eine Veränderung des Terrains stattgefunden, so würde der Dichter, seiner Gewohnheit gemäfs, die Schlachtenbewegungen durch Ortsbestimmungen zu veranschau-

---

\*) Nicolaidés hat den Raum, innerhalb welchem sich die Schlacht im Ilium und herbewegt auf seiner Karte durch die Linie AB. bezeichnet. Von dem Orte AB, wo die Trojaner nach der Ermuthigung der Trojaner durch Helenus stattfand, sagt er: ce fut probablement vers le milieu de la ligne AB, que ce combat eut lieu. Die Mitte dieser Linie fällt entschieden zwischen Menderé und Kimar-du. Da nun vorher beide Theile auf der linken Seite des Menderé gewesen sein müssen, haben sie folgerecht den Fluss beide abermals überschritten.

lichen und zu beleben, unbedingt dieser Veränderung Erwähnung gethan haben. Nachdem er aber II. VI, 2 den Kampf als sich hierin und dorthin in der Ebene zwischen den Fluthen des Simoeis und Xanthus bewegend dargestellt hat, giebt er eine Aenderung des Terrains nirgend zu erkennen. Der Kampfplatz bleibt also, wie schon Strabo richtig voraussetzt, die ganze Ilias hindurch derselbe, wie in der ersten Schlacht. Die anderen Kämpfe aber haben nicht zwischen dem Menderé und dem Kimar-du stattgefunden, sondern nach Nicolaïdes eigener Darstellung, wenn der Kampf in die Nähe der Schiffe kam am unteren Laufe des Menderé auf dessen rechter Seite, oder wenn sie weiter oben im Thale gekämpft wurden, zwischen dem Bunarbaschi-Wasser und dem Menderé, so kann auch die erste Schlacht nicht zwischen dem Menderé und Kimar-du stattgefunden haben und Nicolaïdes bezeichnet es (pag. 73) mit Unrecht als einen Irrthum, dass alle „dictionnaires“ in dem Artikel über Scamander und Simoeis behaupten, alle Kämpfe der Ilias hätten zwischen diesen beiden Flüssen stattgefunden.

Dass also von diesen beiden Flüssen der eine das jetzige Bunarbaschi-Wasser, der andere der Menderé gewesen, unterliegt, falls die Voraussetzung, dass alle Kämpfe auf demselben Terrain stattgefunden haben, richtig ist, auch nach Nicolaïdes sonstiger Auffassung keinem Zweifel mehr. Zumal, wenn der Kimar-du abgethan ist, sich in der ganzen Ebene nicht zwei andere Flüsse finden, von denen der eine in den andern mündet. Hierauf fußend habe ich in meiner ersten auf die Frage bezüglichen Abhandlung (Beiträge zur Topographie der homerischen Ilias, Brandenburg a. H. 1867 bei Adolph Müller) durch weitere Beweise dargethan, dass das Bunarbaschi-Wasser der Scamander, der Menderé der Simoeis sei. Einer dieser Beweise beruht darauf, dass im Laufe des ersten Kampfes die von Diomedes verwundete Aphrodite von der windschnellen Iris aus dem Getümmel entführt, den grimmigen Ares zur linken der Schlacht sitzend findet

II. V, 355. *εὔρεν ἔπειτα μάχης ἐπ' ἀριστερὰ θοῦρον Ἄρηα ἦμενον.*

Dieser aber sitzt nach V, 36. am hohen Ufer des Scamanders, wohin ihn Athene durch listige Ueberredung aus der Schlacht entlockt hat.

*ὡς εἰποῦσα μάχης ἐξήγαγε θοῦρον Ἄρηα  
τὸν μὲν ἔπειτα καθεῖσεν ἐπ' ἠϊόεντι Σκαμάνδρῳ.*

Also Ares sitzt zur linken der Schlacht, welche zwischen dem Xanthus und dem Simoeis wüthet, am Ufer des Scamander. Der Scamander also liegt zur linken. Ich habe unter Prüfung der verschiedensten Standpunkte, die hierbei stattfinden können, es als unwiderleglich annehmen zu dürfen geglaubt, dass die linke hier nur die Westseite bezeichnen könne, dass also der Scamander der westliche der beiden in Frage kommenden Flüsse sei, also das Bunarbaschi-Wasser. Da kommt nun Nicolaïdes mit der Be-

hauptung dazwischen, dass Homer in allen Ortsbestimmungen das griechische Lager zur Basis der Orientirung nehmend auch die Stellungen und Bewegungen der Trojaner auf diese Basis beziehe, während wir heutzutage die Bewegungen für eine jede von zwei sich gegenüberstehenden Armeen nach ihrer eigenen Stellung bestimmen. Hiernach wäre also in der Ilias der eigentlich rechte Flügel der Trojaner der Stellung der Griechen gemäß der linke genannt und umgekehrt, jede Bewegung der Trojaner von Homer als nach links gehend bezeichnet, sei nach unsern Begriffen eine Bewegung nach rechts, weil Homer sie der Stellung der Griechen gemäß bestimmt habe. Hiernach würde denn allerdings der als zur linken der Schlacht sitzend bezeichnete Ares vom Standpunkt der Trojaner aus betrachtet zur rechten der Schlacht am Scamander gesessen haben. Es müsste der Scamander der Menderé, das Bunarbaschi-Wasser der Simoeis sein. Wir wollen hier nicht die eclatanten Gründe, die wir aus II. XXII, 147 und 148:

*κρουνώ δ' ἴκανον καλλιγρόω, ἔνθα τε πηγαὶ  
δοιαὶ ἀναΐσσουσι Σκαμάνδρου δινήεντος*

dagegen geltend gemacht haben, wiederholen. Wir wollen die Haltbarkeit der Behauptung in sich prüfen. Für dieselbe hat Nicolaides zunächst nur ein Beispiel aus II. μ, 116—118 beigebracht. Dort ist von Asios die Rede, der dem Rathe des Polydamus, vom Wagen zu steigen und zu Fuß durch den Graben auf die Mauer loszugehen verschmähend mit den Rossen sich den Schiffen näherte. Von diesem heißt es V. 118

*εἶσατο γὰρ νηῶν ἐπ' ἀριστερά.*

Da sehen wir ja, meint Nicolaides, dass Homer die Bewegungen der Trojaner nach rechts auf die Stellung der Griechen beziehend als Bewegungen nach links bezeichnet. Denn statt zu sagen: er ging nach rechts hin, steht hier: er ging nach der Linken der Schiffe. Weit gefehlt! lieber Herr Nicolaides. Hätten Sie Recht, so müsste bei Homer einfach stehen: „Asios ging nach der linken,“ und aus dem Contexte erhellen, dass er gleichwohl von seinem Standpunkte aus nach der Rechten gegangen sei. Nun aber steht ja da: er ging nach der linken der Schiffe. Da ist ja durch den Zusatz „νηῶν“ der Standpunkt als von den Schiffen aus genommen klar hezeichnet. Die Stelle beweist also nicht für, sondern gegen Ihre Behauptung. Es geht daraus, dass hier die Richtung als von der Stellung der Schiffe aus bezeichnet angegeben wird, hervor, dass da, wo dies nicht geschieht, die Richtung einfach nach der Stellung des sich bewegenden genommen werden muss. Ein weiteres aber hat Nicolaides zur Stütze seiner Behauptung nicht hebringen können. Er ist vielmehr genöthigt, zu constatiren, dass II. μ, 201 der einfache Ausdruck ἐπ' ἀριστερά nichts anderes heißen könne, als zur linken der Trojaner. Demnach wird wohl links auch für die Trojaner links, und rechts rechts bleiben und der zur linken der Trojaner am Scamander sitzende Mars wird

ein Beweis und zwar ein vollgiltiger Beweis für die Lage des Scamander auf der Ostseite des Simoeis bleiben.

Wenn solche Verdrehungen freilich von rechts in links und von links in rechts überhand nehmen, dann freilich ist begreiflich, was Büchner in seinem dem Jahresbericht des Schweriner Friedericianum vorausgehenden Homerischen Studien, wie er sagt, mit vollem Bewusstsein der Wahrheit behauptet, dass es in der ganzen Iliade auch nicht einen einzigen Punkt gebe, der topographisch als feste und unbestrittene Basis dienen könnte. Für uns aber steht, um dies hier am Schluss noch einmal zusammenzufassen, die Lage Trojas auf Baali-dag fest durch das Vorhandensein der zwei schönfließenden Bäche, welche Homer so plastisch Il. XXII, 147. beschreibt, am Fusse dieses Höhenzuges, fest auch durch das Grabmal des Hector, welches noch heute auf der Höhe gezeigt wird. Fest steht uns ferner die Stellung des Lagers der Griechen zwischen Sigeion und Rhoeteion durch Il. XIV, 35 und 36. Fest steht auch durch Il. 7, 5—9 und durch das redende Zeugnis des Grabmals des Ajax auf Rhoeteion und das des Achilles auf Sigeion, dass Ajax die äußerste linke des Griechenheeres behauptet und Achill die äußerste rechte zwischen dem Sigeion und der Mündung des Menderé. Fest steht ferner sowohl durch Il. XXII, 147 als durch Il. V, 36 in Verbindung mit V, 355, dass das heutige Bunarbaschi-Wasser der Scamander Homers, und demgemäß auch nach Il. VI, 5, dass der Menderé der Simoeis Homers ist. Nach diesen feststehenden Punkten aber ergeben sich alle anderen Punkte, die für die Topographie der Homerischen Ilias von Werth sind, mit Leichtigkeit von selbst. Von diesen Positionen aber haben uns weder die willkürlichen Behauptungen Schliemanns noch die gründlicheren Deductionen des Nicolaides abgebracht, dem wir im übrigen für die Klarheit, mit der er die Bewegungen der Griechen durch Striche und Linien auf seiner Karte fixirt, zu Dank verpflichtet sind, da dieselben mit den durch die wahre Stellung der Griechen am Hellespont zwischen Sigeion und Rhoeteion und die richtige Bezeichnung des Bunarbaschi-Wassers als Scamander und des Menderé als Simoeis nothwendigen Modifikationen auch für unsere Anschauung mit Leichtigkeit nutzbar gemacht werden können.

Glogau.

Dr. Hasper.

---

Cornelii Nepotis liber de excellentibus ducibus exterarum gentium ad historiae fidem recognitus emendatus adauctus. Scholarum in usum edidit C. Chr. Corn. Völker, Dr. phil. Leipzig. Rossberg 1872.

Dass der Gebrauch des Cornelius Nepos auf Schulen wegen der sprachlichen und sachlichen Mängel dieses Buches in mancher

Beziehung bedenklich ist, haben selbst Männer, die sonst eine vielleicht zu weit gehende Verehrung für Nepos hegen, nicht bestreiten können. Wenn nun die durch jene Mängel hervorgerufenen Bedenken wiederholt Veranlassung gegeben haben, eine andere Lectüre an die Stelle des Cornel zu setzen, so ist doch Thatsache, dass es bis jetzt noch keinem der vielen zu dem genannten Zwecke verfassten Bücher gelungen ist, sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen; vielmehr steht fest, dass noch heute der Cornel auf den meisten Schulen die stehende Lectüre in der Quarta bildet. Wird nun hierdurch der Beweis geliefert, dass das genannte Buch Vorzüge enthalten muss, die seine Beibehaltung auch in Zukunft wünschenswerth machen, so scheint Angesichts der unzweifelhaft erheblichen Mängel desselben die Frage nahe zu liegen, ob es nicht möglich sei, das Buch durch Beseitigung der ihm anhaftenden Schwächen in der Weise umzugestalten, dass es dem Quartaner unbedenklich in die Hände gegeben werden könne. Diese Frage hat bereits *Häckermann* angeregt, und um zu zeigen, welcher Art nach seiner Ansicht ein solches Buch sein müsse, hat er in einem Programm (Auklam 1871) eine Probe in den nur mit leisem Anflug an Nepos behandelten vitae des Themistokles und Alcibiades gegeben. Von einer ähnlichen Idee ausgehend, hat der Herausgeber des vorliegenden Buches, Herr Dr. *Völker*, sämtliche vitae der nichtrömischen Feldherrn bearbeitet; nur darin weicht er von *Häckermann* ab, dass er meint, man dürfe sich nicht zu weit vom Nepos entfernen und müsse von ihm beibehalten, was sich sprachlich und sachlich halten liefse. Nun sind aber nach Herrn V.'s Ansicht die sachlichen Ungenauigkeiten und die sprachlichen Versehen es nicht allein, welche die Lectüre des Nepos auf Schulen unzweckmäsig erscheinen lassen. Er meint, die vitae des Nepos entsprächen den Anforderungen, welche man an eine gute Biographie stellen müsse, überhaupt nicht: Anekdoten und kleine Nebenzüge träten zu sehr in den Vordergrund, während das Wesentliche nur obenhin behandelt sei; die Charakteristik sei höchst einseitig, da meist nur die Lichtseiten der Feldherrn vorgeführt würden; man vermisse einen planmäßigen Gang, und der Umfang der einzelnen Biographien endlich stehe in keinem Verhältnis zur Wichtigkeit der Person. Deshalb hat Herr V. eine bloße Berichtigung der sprachlichen und sachlichen Fehler nicht für ausreichend erachtet; seine Absicht war vielmehr die, gleichsam eine zweite Ausgabe der vitae herzustellen, wie sie Nepos vielleicht selbst bei gründlicheren Studien veranstaltet hätte (Eini. S. VIII.). Dass es mit den von Herrn V. angeführten Eigenthümlichkeiten der vitae seine Richtigkeit hat, ist nicht zu bestreiten; sind aber jene Eigenthümlichkeiten sämtlich als Mängel anzusehen, so dürfte, zumal in Anbetracht der mannigfachen Irrthümer der Schriftstellers, nicht eben viel übrig bleiben, was die Lectüre des Nepos empfehlenswerth machte. Auch leuchtet ein, dass ein

Bearbeitung, deren ausgesprochener Zweck eine Modification jener Eigenthümlichkeiten der vitae ist, auch die Originalität des Nepos im wesentlichen aufheben muss, somit nicht mehr blofs als zweite Ausgabe bezeichnet werden kann. Es muss deshalb auch bedenklich erscheinen, dass an die Spitze dieser Bearbeitung der Name des *Nepos* gestellt wird; wenn schon damit wohl nicht der Anspruch erhoben werden soll, dass alle Aenderungen im Geiste des Alten vorgenommen seien. Denn so wenig die Möglichkeit, dass Nepos bei einer Revision seines Werkes nicht nur manche Fehler emendirt, sondern auch wesentliche Aenderungen getroffen hätte, in Abrede gestellt werden soll, so wird doch kaum ein Leser der Völkerschen Bearbeitung darüber im Zweifel sein, dass eine Umarbeitung des alten Nepos so radical nicht ausgefallen wäre.

Die erste von Herrn V. vorgenommene Veränderung erstreckt sich auf die Reihenfolge der Feldherrn. Nach dem Beispiele Nipperdeys (in der grösseren Ausgabe) sind nämlich die Feldherrn aus den Staaten des eigentlichen Griechenlands vorangestellt, dann folgen die aus den Colonien und schliesslich die barbarischen. Ob mit dieser Abweichung von der überlieferten, freilich durch nichts motivirten Reihenfolge für die Schule, wo die vitae doch nach der vom Lehrer beliebten Ordnung gelesen werden, viel gewonnen ist, mag dahingestellt bleiben. Nipperdey wenigstens scheint der Ansicht nicht gewesen zu sein, da er sonst wohl in seiner Schulausgabe nicht die alte Reihenfolge beibehalten hätte.

Die weiter von Herrn V. vorgenommenen Veränderungen betreffen zunächst den Inhalt der vitae. Von der Thatsache ausgehend, dass Nepos historische Facta zum Theil mit arger Verletzung der Chronologie bunt durch einander geworfen hat und oft geradezu Falsches berichtet, unternimmt es Herr V., auf die zuverlässigsten Gewährsmänner gestützt, jene für ein Schulbuch höchst bedenklichen Ungenauigkeiten zu beseitigen. Es sind bei der Berichtigung zu Grunde gelegt für den Miltiades und Aristides Herodot, für Themistokles Cimon und Pausanias aufser jenem Thucydides, letzterer auch für Alcibiades, für die späteren Feldherrn Xenophon und Plutarch; auch Justin und Einzelnes von Cicero und Valerius Maximus ist benutzt.

Bestand der Fehler in der Darstellung des Nepos darin, dass Thatsachen in verkehrter Reihenfolge erzählt waren, so kam es hauptsächlich nur darauf an, die in die richtige Ordnung gebrachten Facta ohne wesentliche Aenderung des Textes in angemessener Weise zu verknüpfen. Dass Herr V. sich dieser Aufgabe mit anerkennenswerthem Erfolge unterzogen hat, ist unbedingt zuzugestehen. Man lese z. B. das I. Cap. des Chabrias in seiner Bearbeitung; die ungezwungene und natürliche Verknüpfung der dargestellten Ereignisse lässt kaum ahnen, dass die ersten Zeilen aus *Nep. Chabr. II, 2, Z. 6—8* aus *II, 1, Z. 8—14* aus *III, 1* und *Z. 14 ff.* aus *I, 1 f.* entnommen sind. An anderen Stellen, wo

Nepos thatsächlich Falsches berichtet, genügte natürlich eine bloße Umstellung nicht. Im zweiten Capitel des Cimon erzählt Nepos, dass Cimon die Thraker am Strymon besiegt, darauf Amphipolis angelegt und dann bei Mycale die Cyprier und Phönicier geschlagen habe. In dieser Darstellung ist zunächst anstößig, dass die Schlacht am Strymon, welche in das Jahr 476 fällt, früher erzählt wird als die Schlacht bei Mycale (479); sodann ist in letzterer nicht Cimon Sieger, sondern Leotychides und Xanthippus, während der erstere 469 am Eurymedon siegt. Die Gründung von Amphipolis geschah aber 439, und zwar nicht unter Cimon's Führung (vgl. Nipp. z. d. St.). Weiterhin II, 5, erzählt Nepos die Vertreibung der Bewohner von Skyros, die schon in das Jahr 476 fällt, also ebenfalls der Schlacht am Eurymedon vorhergeht. Herr V. hat nun die Darstellung vollkommen angemessen dahin geändert, dass er die Vertreibung der Bewohner von Skyros unmittelbar an die Schlacht am Strymon knüpft, alsdann, nach Einschlebung einiger von Nepos übergangenen Thatsachen, die Schlacht am Eurymedon erwähnt, die Stelle über die Gründung von Amphipolis mit Recht aber überhaupt fortlässt. Diese Beispiele mögen genügen, um anzudeuten, in welcher Weise V. bei der Berichtigung historischer Versehen verfahren ist, Wennschon zu berücksichtigen ist, dass ihm durch die gründlichen Untersuchungen Nipperdey's das Material meist schon zurecht gelegt war, so verdient doch das Geschick, welches er bei der Redaction des Ganzen bekundet, entschieden Anerkennung. Es ist indessen zu bemerken, dass einzelne Irrthümer des Nepos übersehen sind, die bei größerer Sorgfalt dem Herausgeber nicht hätten entgehen können. So ist, abgesehen von einzelnen Ungenauigkeiten im Dion, die Herr V. für zu unwesentlich hielt, u. a. aus Hann. VI, 4 aufgenommen: *Hadrumentum, quod abest a Zama circiter milia passuum trecenta*, während schon Nipperdey z. d. St. bemerkt, dass H. von Z. nicht über 100,000 passus, und selbst von Naraggara nur 150,000 passus entfernt sei. Schlimmer noch ist, dass Herr V. bei der zweiten Erwähnung der Schlacht am Ticinus das falsche *apud Padum* von Nepos entnommen hat, während bei der ersten Erwähnung dieser Schlacht richtig *apud Ticinum* geändert ist.

Dass Herr V. sich nicht damit begnügt hat, thatsächlich Falsches bei Nepos zu berichtigen, sondern überhaupt den Zweck verfolgt, den principiellen Schwächen der vitae durch eine zum Theil sehr gründliche Umarbeitung abzuheben, wurde bereits angedeutet. Die zahlreichen, in dieser Absicht gemachten Zusätze können hier unmöglich im einzelnen besprochen werden. Dass aber durch dieselben einzelne Partien ihren ursprünglichen Charakter vollständig verloren haben, dass die Darstellung den Nepos deshalb schlechterdings nicht mehr erkennen lässt, davon liefert einen überzeugenden Beweis u. a. der Aristides. Die vita desselben hat bei V. einen etwa doppelt so großen Umfang als bei

Nepos. V. hat sieben Capitel, von denen nur wenige Worte des ersten, einzelnes aus dem zweiten und der grössere Theil des siebenten, zum Theil in veränderter Gestalt aus Nepos entnommen sind. Wennschon ich nun weder von der Zweckmäßigkeit noch von der Nothwendigkeit aller derjenigen Aenderungen und Zusätze V.'s überzeugt bin, welche, ohne thatsächlich Unrichtiges zu beseitigen, theils den Text nutzlos erweitern, theils die Originalität des Nepos schädigen, so erkenne ich doch das Ansprechende mancher derartigen Erweiterungen gern an. Hann. III, 2 sagt Nepos kurz: *Saguntum, foederatam civitatem vi expugnavit; tres exercitus sqq.* V. schliesst daran passend eine Hindeutung auf die gewichtigen Folgen der Erstürmung Sagunts. Auch der Bericht über die Aufstellung der feindlichen Heere bei Cannae ist der kurzen bei Nepos sich findenden Bemerkung über diese Schlacht angemessen beigefügt. Beides aber kann ich, da es auch der Erläuterung des Lehrers hätte überlassen bleiben können, als nothwendig nicht anerkennen. Wie aber will Herr V. Zusätze rechtfertigen, wie im Anfang des Alcibiades: *stirpem gentis suae ab Ajace Telamonio repetiit*, oder im Anfang des Timoth., wo hinter *disertus* eingeschoben ist: *qui ab Isocrate ad eloquentiam institutus esset?* Derartige Zusätze tragen einerseits zum Verständnis des Ganzen in keiner Weise bei und andererseits würde sie, wenn sie fehlten, gewiss niemand vermissen. Von anderen, oft weit umfangreicheren Erweiterungen, die zwar den Sammelfleiß und Kenntniss des Herausgebers documentiren, zum Verständnis des Ganzen aber keineswegs nothwendig waren, erwähne ich nur den ersten Theil des XII. Cap. im Epam., den Schluss des V. Cap. im Thrasybul, sowie das Ende des V. Cap. im Cimon.

Die Arbeit des Herrn V. hat zweitens eine Beseitigung der sprachlichen Mängel des Nepos zum Zwecke. Es finden sich, wie Herr V. (Einl. S. XVIII) mit vollem Recht hervorhebt, bei Nepos eine Anzahl Sätze, deren schwerfälliger Bau den Sinn verdunkelt und eine gute deutsche Uebersetzung kaum ermöglicht. Das Bedürfnis, solche Stellen durch angemessene Aenderungen dem Verständnis des Schülers näher zu rücken, ist unzweifelhaft vorhanden. Indem ich auch hier dem Geschick und dem richtigen Tact, mit welchem Herr V. diese Aufgabe im ganzen gelöst hat, die gebührende Anerkennung zolle, beschränke ich mich auf die Erwähnung einzelner Stellen, die der Herausgeber in der Einleitung selber als besonders anstößig hervorhebt. Epam IX, 1 *Hic — viderunt*. Der Satz bereitet, wegen des unerwarteten Wechsels des Subjects, dem Schüler Schwierigkeit; Herr V. hebt diese einfach dadurch, dass er nach *cognitus est* und vor *quod qui* einschiebt. Pelop. II, 5. *Illi igitur — iter*. Der Satz, welcher durch die unpassenden Worte *cum Athenis interdum exissent* fast unverständlich geworden ist, erregt bei V., wo jene Worte fehlen, in keiner Weise Anstofs. Die Sorgfalt, welche Herr V. auf die



Beseitigung der Unebenheiten im Satzbau des Nepos verwandt hat, verdient entschieden Anerkennung; aber man wird es doch schwerlich billigen, dass für viele Sätze, deren Verständnis in keiner Weise Schwierigkeit bereitet, eine andere, zum Theil sehr abweichende Fassung gegeben ist. Eine Stelle dieser Art ist in Cim. I, 4. Der Grund, dass hier aus *negavit* weiterhin das affirmative *dixit* zu entnehmen ist, scheint doch zu einer so weit gehenden Aenderung, als sie V. vorgenommen hat, nicht zureichend. V. schreibt nämlich: *Is cum talem condicionem initio aspernaretur, precibus Elpinices, ut id concederet productus est, quo facto Callias pecuniam solvit.*

Mindestens ebenso unbecquem als die oben besprochenen sachlichen Ungenauigkeiten des Nepos sind beim Unterricht die zahlreichen Abweichungen dieses Schriftstellers von den Regeln der Schulgrammatik. Bei einem Schütler, der noch mannigfach mit der Formenlehre zu kämpfen hat und der in die Syntax überhaupt erst eingeführt wird, sind abweichende Formen und Constructionen, welche er gedruckt vor sich sieht, erfahrungsmäßig sehr geeignet, gewaltige Verwirrung anzurichten. Alle Erinnerungen des Lehrers sind da oft fruchtlos. Man muss es deshalb entschieden als einen Vorzug des vorliegenden Schulbuches ansehen, dass für Formen wie *totae* (Timol. III, 2) *toti*, für *pernicii* (Thrasymb. II, 2) *perniciei*, für *face* (Paus. II, 4) *fac*, für *reversus est* (Themist. V, 2) *revertit* geschrieben ist. Zweifelhaft erscheint es, ob der Herausgeber recht gethan hat, den genet. der griechischen Eigennamen auf —es, den Nepos bekanntlich meist auf —i bildet, consequent zu ändern, da doch feststeht, dass die *pasisyllaba* auf —es diesen Casus überhaupt lieber auf —i bilden (vgl. Gossrau, Lat. Gramm. §. 94, 2); nahm Herr V. aber an dieser Bildung Anstoß, so hätte er auch Formen wie *admirabere* statt —is (Epam. S. 75, 10) vermeiden sollen. Auch den bei Nepos sehr gebräuchlichen *accusat. plur.* auf —is hat V. nicht beibehalten, während es doch erwiesen ist, dass derselbe bei einzelnen Wortclassen neben der regelmäßigen Form ziemlich häufig gebraucht wurde (cf. Brambach, Neugestaltung d. l. O. S. 149 ff.) Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, dass hinsichtlich der Orthographie die Resultate der neueren Forschungen vollkommen unberücksichtigt geblieben sind. Wenn statt der erwiesenermaßen besseren Formen *repperit* (*prf.*) *rettulit*, *intellego*, *littera consequent reperit*, *retulit*, *intelligo*, *littera* geschrieben ist, so ist dies bei einem Schulbuch um so weniger zu billigen, als die allgemeine Durchführung der besten lateinischen Orthographie in den Texten der Schulautoren und Uebungsbücher nur noch als eine Frage der Zeit betrachtet werden darf. — Die Pluralformen *ei* und *ii*, *eis* und *iis*, *dei* und *dii*, *deis* und *düs* stehen bekanntlich vollkommen gleichberechtigt neben einander. Demnach musste erwartet werden, dass Herr V. sich bei dieser Formen streng an die handschriftliche Ueberlieferung hielt. Es

befremdet deshalb, dass er Epam. VIII, 2 (V. S. 74, 2) eis schreibt, während nur iis (oder his), und Timol. IV, 3 (V. S. 97, 36) deis, während nur diis handschriftlich bezeugt ist.

Ein ergiebiges Feld für Verbesserungen boten dem Herausgeber die zahlreichen Stellen, an denen Nepos von den syntaktischen Regeln der Schulgrammatik abweicht. Dahin gehört der *accusat. illud mare (adjacent)* (Timoth. II, 1), wofür V. besser den *dat.* setzt, ebenso der *genet. totius partis Siciliae potitus est* (Dion. V, 5; derselbe Fall Timol. II, 1), wofür bei V. der *ablat.*, *hominum mille cecidisset* (Datam. VIII, 3), dafür bei V. *homines mille cecidissent*. Dion. II, 4 heisst es bei Nep. *si forte majore periculo esset*; schon Fleckeisen und Halm schrieben statt dessen *in majore p.* und ebenso mit Recht V.; auffallend ist, dass der letztere an zwei ganz ähnlichen Stellen, nämlich Hann. IX, 1 (V. S. 123, 6) *magno se fore periculo*, und Ham. II, 1 (V. S. 114, 4) *ut pari periculo fuerit*, die Praeposition nicht hinzugefügt hat. Dass Herr V. in Folge- und Gegenstandssätzen, wo Nep. abweichend vom classischen Sprachgebrauch nach dem *perf. hist.* meist den *conj. perf.* setzt, statt dessen consequent den *conj. imperf.* eingesetzt hat, ist mit Rücksicht auf den Zweck des Buches gewiss zu billigen. Vielleicht wäre es praktisch gewesen, an den zahlreichen Stellen, wo auf ein *praes. hist.* der *conjunct. imperf.* oder *plusquamperf.* folgt, ebenfalls nach der Hauptregel der *consecutio temporum* zu ändern; denn für den Quartaner, der doch nur das Allgemeinste aus der Lehre von der Zeitfolge lernen soll, werden jene Fälle als Abweichungen gelten müssen; mindestens hätte Herr V. nicht im Timoth. III, 2 (V. S. 84, 39), wo die Handschr. und Herausgeber sämtlich *ut ad bellum proficiscatur, decernitur* haben, *proficisceretur* schreiben sollen. Als weitere Verbesserungen erwähne ich: Iphicrat. II, 4 schreibt V. richtig *cum vellet* statt *c. voluit*, Epam. VI, 3 *animadvertisset* statt *animadverterit*; dagegen sehe ich nicht ein, weshalb Paus. V, 1 (V. S. 30, 10) *revertisset* statt des vollkommen correcten *reverteretur* gesetzt ist. Das von Nep. in der Construction des *accus. c. inf.* fortgelassene Subjectspronomen ist richtig hinzugefügt Ham. I, 5, und Paus. 28, 6; übersehen ist der Fehler Themist. IV, 4, wo *eum* hinzuzufügen war. Andere Verbesserungen sind: Alcib. IX, 5 *non dubitabat, quin* statt des *inf.*, Dion III, 3 *ut persuaderet, ut*, statt des *inf.* Iphicrat. III, 4 *quantum in eo fuit* statt *in se*.

Man wird es auch nicht tadeln können, dass Herr V. gewisse weniger übliche Wörter und Ausdrücke durch gebräuchlichere ersetzt hat; so schreibt er *donec* für *donicum* Ham. I, 4, *contra* für *exadversum* Themist. III, 4, *in praesentia* für *impraesentiarum* Hann. IV, 2. Andererseits fragt man vergeblich, weshalb folgende Aenderungen vorgenommen sind: *se praestitit* statt *se praebuit* Ages. VI, 1, *hibernis* statt *hibernaculis* Ages. III, 4, *comperit* statt *cognovit* Ages. II, 2, *in custodiam publicam est*

datum statt in vincula publica est coniectus, Paus. III, 5, *non ita magna manu* statt *haud i. m. m.* Paus. I, 2, *maxime vero* statt *maxime autem* Epam. VII, 3, *recordatus* statt *reminiscens* Alcib. VI, 3, während letzteres Phoc. IV, 1 nicht beanstandet wird. Mit derselben Inconsequenz ist Themist. III, 3 *metuendum erat* statt des überlieferten *periculum erat* geschrieben, Eumen. VIII, 2, letzteres aber beibehalten. Nicht minder willkürlich hat Herr V. die überlieferte Wortstellung geändert. Vollkommen berechtigt war es für *cum quo* und *cum quibus* die gebräuchlichere Stellung *quocum* und *quibuscum* anzuwenden. Welcher Grund lag aber vor, z. B. Thrasyb. IV, 1 statt *data est* zu schreiben *est data*, Epam. VII, 1 *ab hostibus clausi* statt *cl. ab h.*, Timoth. III, 4 *litterasque publice Athenas misit* statt *l. A. p. m.*? Gebessert ist damit offenbar nichts. Wenn Herr V. aber Epam. IV, 6, wo Nep. schrieb *abstinentiae erit hoc satis testimonium*, durch Voranstellung des *pron. hoc* das bedeutsame Wort an die zweite Stelle rückt, so scheint dies dem Sinne der Stelle nicht einmal angemessen; das beweist schon Nipperdeys richtige Uebersetzung: für die Uneigennützigkeit wird dieses Zeugnis genügen.

Da Herr V. trotz der vielen und wesentlichen Abweichungen von Nepos doch mehrfach den Text desselben wörtlich aufgenommen hat, so erübrigt noch einen Blick auf den kritischen Werth dieser Partien zu werfen. Herr V. hat denselben den Text der gröfseren Ausgabe Nipperdeys vom Jahre 1849 zu Grunde gelegt. Seitdem ist für die Kritik des Nepos manches geleistet, namentlich durch Halms vortreffliche Ausgabe, die Herr V. leider nicht mehr hat benutzen können; somit ist es erklärlich, dass manche unzweifelhaft bessere Lesart Aufnahme nicht gefunden hat. Welche von den minder guten Lesarten bei V. auf Nipperdey zurückzuführen sind, kann ich, da mir dessen gröfsere Ausgabe nicht zur Hand ist, nicht beurtheilen; dagegen constatire ich, dass manche Verbesserungen, die Nipp. in seiner Schulausgabe (IV. Aufl. 1864) hat, bei V. unberücksichtigt geblieben sind. Pelop. III, 2 schreibt schon Nipp. und ebenso Halm: *allata est enim epistola Athenis ab Archino uni ex his, Archiae, qui tum maximum sqq.*, während V. (S. 66, 25) die entschieden schlechtere Lesart hat: *ab Archia quodam sacerdote Archiae cognomini ei, qui sqq.*

Datam. VII, 3 lautet bei V.: *locum deligit talem, ut neque circuiretur ab hostibus neque praeteriret adversarios* (wohl Druckfehler statt *adversarius*?) *quin ancipitibus locis premeretur, et si dimicare cum eo vellet, non multum abesse sqq.* Statt *cum eo*, welches nur einige schlechtere Handschriften haben, schrieb schon Nipp. *eo*, ebenso Halm.

An andern Stellen, wo die Lesart der Handschriften in sprachlicher oder sachlicher Beziehung Anstofs erregt, hat sich V. an Nipperdey angeschlossen, während es doch dem Zwecke des Buches entsprechend gewesen wäre, angemessene Emendationen zu

berücksichtigen. Es fällt dies um so mehr auf, als Herr V., wie hinlänglich dargethan, Aenderungen des Textes nicht gerade scheut. Hann. VII, 4 haben die Handschr.: *Huc ut rediit praetor factus est postquam rex fuerat, anno secundo et vicesimo.* So auch Nipp. und mit ihm V. Die Stelle steht mit der historischen Ueberlieferung durchaus im Widerspruch. Wenn man auch die von Nipperdey (praef. z. Ausg. 1867, S. 7) gegen Heusingers Umstellung: *rex factus est, postquam praetor fuerat, erhobenen Bedenken* als begründet anerkennen muss, und wenn auch die noch weiter gehende Aenderung anderer: *rex factus est, postquam imperator fuerat, etwas gewaltsam* erscheint, so ermöglichen doch beide Lesarten, zumal wenn §. 6 praeturae fortgelassen wird, wie Heusinger thut, wenigstens eine vernünftige Erklärung, welche bei der handschriftlichen Lesart, wie allgemein anerkannt wird, schlechterdings unmöglich ist.

Hann. XI, 3 haben die Handschriften: *Cujus etsi causam mirabatur neque reperiebatur, tamen proelium statim committere non dubitavit.* So auch Nipp. und V. Dass hier Lambins mit leichter Aenderung hergestellte, auch von Halm aufgenommene Lesart *reperiebat* statt des außerordentlich harten *reperiebatur* weit angemessener ist, scheint unzweifelhaft. Als Druckfehler bemerke ich a. a. Epam. S. 73, 21 *animum* emissurum statt *animam*, Datam. 113, 2 *adversum* statt *aversum*. Hannib. S. 124, 23 *risum conciliarunt* statt *concitarunt*. Agesil. S. 61, 5 *expugnaret* statt *oppugnaret*.

Das Buch des Herrn V. ist, wie aus den dargelegten Thatsachen erhellt, keineswegs frei von Schwächen. Es ist hervorzuheben, dass die sprachlichen Berichtigungen und Veränderungen nicht überall mit Consequenz durchgeführt sind; auch ist Herr V. seinem Grundsatz, beizubehalten, was sich sprachlich halten liefse, nicht treu geblieben. Die sachlichen Zusätze lassen sich nicht auf ein festes Princip zurückführen, sondern beruhen auf Willkür. Trotz dieser Thatsachen verdient das Unternehmen des Herrn V. Anerkennung. Das Buch hat vor dem Nepos jedenfalls den Vorzug der Zuverlässigkeit in den Thatsachen und einer im ganzen correcten Latinität. Die Darstellung in den eingefügten Partien ist gewandt, die Sprache klar und fließend, der Satzbau einfach und durchsichtig, ganz dem Standpunkt eines Schülers der Quarta angemessen.

Zerbst.

Ludwig Zippel.

Grundzüge der deutschen Grammatik mit Rücksicht auf den Unterricht im Lateinischen nebst Regeln der Orthographie, der Interpunction und einem orthographischen Wörterverzeichnis bearbeitet von J. Lattmann, Dr., Director des Gymnasiums zu Clausthal. Dritte vermehrte Auflage. Göttingen 1872. 72 S. 8.

Deutsche Grammatik für Gelehrtenschulen. Der deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik erster Theil, in erster Aufl. verfasst von J. C. Schmitt-Blank und Aug. Schmidt, in zweiter Auflage neu bearbeitet von J. C. Schmitt-Blank. Mannheim 1872. 128 S. 8.

So verschieden die beiden vorliegenden Werke nach Plan und Ausführung sind, so dürfen sie doch in einer Anzeige zusammengefasst werden, weil ihre Verfasser im Gegensatz zu andern das Ziel verfolgen, den Unterricht in der deutschen Grammatik mit dem in der lateinischen resp. griechischen in engere Beziehung zu setzen. Schon aus dem Titel und dem Umfang der beiden Bücher mag man schliessen, dass Schmitt-Blank für sein Streben ein weiteres Gebiet in Anspruch nimmt als Lattmann. Während dieser nur die Grundzüge der deutschen Grammatik zusammengestellt und sein Buch vorzugsweise für die unteren Classen der Gymnasien bestimmt hat, giebt Schmitt-Blank eine deutsche Grammatik für die Gelehrtenschule, welche der lateinischen und griechischen Grammatik ebenbürtig zur Seite stehen und den deutschen Unterricht von Sexta bis Obersecunda begleiten soll. Er denkt sich sein Buch sofort von den untersten Gymnasialclassen an in den Händen der Schüler; jedoch soll es nicht in den einzelnen Classen nur stück- und pensumweise erledigt werden, sondern nebstdem, dass in den einzelnen Classen einzelne Abschnitte besondere Betrachtung finden, soll stets das Ganze in lebendigem Flusse erhalten werden? Wohl erst vom dritten Jahrescurse an dürfe die gesammte Formenlehre, erst vom vierten oder fünften die gesammte Syntax Beachtung finden; die Periodik sei dem sechsten Jahrescurse aufzusparen.

Lattmann bezeichnet in der Vorrede das Verlangen nach solchen Parallelgrammatiken als ein „aus bloßer Theorie hervorgehendes Extrem“, über das er vielleicht bei anderer Gelegenheit ausführlicher sprechen werde. Rec. weifs nicht, ob das inzwischen geschehen ist, a. a. O. weist Lattmann nur auf einen Punkt hin, um sein Urtheil zu stützen und das extreme Verlangen zurückzuweisen. Eine eigentliche parallele Behandlung der deutschen und lateinischen Grammatik, sagt er, stimme durchaus nicht mit der Stellung überein, welche sie in der Praxis einnehme. Während nämlich der lateinische grammatische Unterricht von Sexta bis Secunda sich hinziehe, beginne die deutsche Grammatik in der Vorschule (Septima) und reiche in der Regel nicht über Quinta hinaus, so dass wenigstens besonderer grammatischer Unterricht zu dem es eines Lehrbuches bedürfte, in den oberen und mittleren Classen meistens fehle. Demgemäß erfordere das factische Bedürfnis zunächst nur eine durchaus elementare Grammatik der

Deutschen. — Schwerlich wird Schmitt-Blank aus diesen Bemerkungen die Ueberzeugung gewinnen, daß sein Unternehmen verfehlt sei. Denn sollte auch die Angabe Lattmanns, dass der Unterricht in der deutschen Grammatik schon in Quinta seinen Abschluss (oder sein Ende) zu erreichen pflege, ihre Richtigkeit haben — eine Angabe, die mich überrascht hat — und sollte ferner auch daraus folgen, dass das factische Bedürfnis nicht weiter gehe, so folgt doch keineswegs, dass der Zweck und die gedeihliche Entwicklung des deutschen Unterrichts, die höher stehen als augenblicklicher Gebrauch und factisches Bedürfnis, nicht ein gründlicheres Betreiben der Grammatik erheischen.

Lattmanns Ansicht ist das freilich nicht. Er meint nicht nur, dass nach der bestehenden Organisation des deutschen Unterrichts die Grammatik in den mittleren und oberen Classen factisch keine Stelle habe, sondern er hält es auch für unzweckmäÙig, dass sie eine solche erhalte. Nachdem er als den Zweck seiner deutschen Grammatik bezeichnet hat, einmal und vor allem, dass sie eine deutsche Grammatik sei, sodann dass sie die Grundlage für allen andern grammatischen Unterricht bilde, fährt er fort: „Ich beanspruche von der lateinischen Grammatik für den Dienst, welchen ihr die deutsche Grammatik leistet, den Dank, dass sie ihrerseits wieder dieser zu Hilfe kömmt, indem sie eine Reihe von Capiteln vervollständigt und aufklärt, welche theils über den elementaren Standpunkt des deutschen grammatischen Unterrichts hinausgehen, theils erst im Vergleiche mit einer fremden Sprache recht lehrbar, anziehend und klar werden. Hierzu rechne ich in der Formenlehre z. B. das vollständige Paradigma des Verbums, die Bedeutung der verschiedenen Arten der Pronomina, ganz besonders aber in der Syntax die systematische Casuslehre, die Lehre vom zusammengesetzten Satze, und von den Tempora und Modi. Diese syntaktischen Stücke in unteren oder mittleren Classen in besonderem grammatischen deutschen Unterrichte systematisch abzuhandeln, erscheint mir überflüssig und unzweckmäÙig.“ Warum? ich sehe schlechterdings keinen Grund, warum es zwar nothwendig und zweckmäÙig sein soll, in Sexta und Quinta deutsche Stunden zu grammatischer Unterweisung über die deutsche Flexion zu benutzen, aber überflüssig und unzweckmäÙig, in Tertia dasselbe zu thun hinsichtlich einiger Capitäl der Syntax. Wissenschaftlich angesehen ist die Syntax ein ebenso nothwendiger Theil der Grammatik als die Formenlehre, und was die Stellung des Schülers zu beiden betrifft, so ist es weder richtig, noch nimmt es Lattmann an, dass die Schüler in die Gesetze der deutschen Syntax eine klarere Einsicht hätten oder in ihrem Gebrauch sicherer wären, als in dem der Flexion. Dass aber syntaktische Verhältnisse in systematischem Unterrichte sich nicht ebenso anziehend und klar behandeln ließen wie die Formenlehre, ist eine Be-

hauptung, die schwer zu beweisen sein möchte. Demnach erscheint es mir als unbegründet, den grammatischen Unterricht für Sexta und Quinta zwar zu empfehlen, für Quarta und Tertia als überflüssig und unzweckmäßig zu verwerfen. Aber man könnte zugeben, dass diese ungleiche Berücksichtigung verschiedener Theile der Grammatik zwar in ihr selbst nicht begründet sei, dass sie aber aus andern unvermeidlichen Verhältnissen nothwendig folge. In Sexta und Quinta sei Zeit vorhanden, einen Theil der deutschen Unterrichtsstunden auf systematische Unterweisung in der Grammatik zu verwenden, später aber erwüchsen dem deutschen Lehrer andere und bedeutendere Aufgaben, die ihn zwingen, sich in der Grammatik zu beschränken, hier und da gelegentlich nachzuhelfen; der Schüler eigne sich nach und nach von selbst den correcten Gebrauch der Muttersprache an. Das mag richtig sein; aber wenn es richtig ist, so gilt es nicht minder für die Flexion als für die Syntax. Man muss dann consequenter Weise sich denen anschließen, welche den Unterricht in deutscher Grammatik überhaupt verwerfen. Der lateinische Lehrer mag in seinen Stunden durchnehmen, so viel er braucht, um den Schülern die lateinische Grammatik verständlich zu machen. Die Grenzen, welche Lattmann zieht, scheinen mir nicht haltbar.

So wichtig aber auch die Frage ist, welchen Umfang man dem deutschen grammatischen Unterricht geben will, so scheint sie doch hier nur von untergeordneter Bedeutung zu sein. Denn hier handelt es sich um die Beurtheilung zweier Bücher, deren Verfasser nicht in der Bestimmung des Umfangs, sondern der Behandlungsweise das Wesentliche ihrer Werke sehen; es kam ihnen darauf an die deutsche Grammatik in engere Beziehung zu der der fremden Sprachen zu setzen, und es wird vor allem klar zu bezeichnen sein, worin diese „Rücksicht“ oder dieser „Parallelismus“ bestehe. Zunächst könnte man denken, das Eigenthümliche der Bücher liege darin, dass sie in der Behandlung der deutschen Sprache gleichzeitig auf analoge Erscheinungen in den verwandten Sprachen Rücksicht nähmen, oder dass sie darauf aufmerksam machten, wie die verschiedenen Sprachen, um dieselben Gedankenbeziehungen auszudrücken, sich verschiedener Mittel bedienen, wie die eine reicher sei an Formen als die andere, und wie dieser Mangel ersetzt werde. Eine derartige Vergleichung wäre gewiss nicht zu tadeln; denn durch zweckmäßige Gegenüberstellung treten die Erscheinungen deutlicher hervor, als wenn sie einzeln für sich betrachtet werden. Aber von einem solchen Bestreben ist in den Büchern nichts wahrzunehmen. Lattmann sagt ausdrücklich: „Die Beziehung auf die lateinische (resp. griechische) Grammatik besteht in der Formenlehre nicht etwa darin, dass Vergleichen ange stellt würden, sondern beruht darauf, dass die ganze Art der Behandlung dahin zielt, den Schüler von vorn herein daran zu gewöhnen, dass er die Formenlehre einer Sprache nicht bloß

mechanisch dem Gedächtnisse einprägt, sondern auf bestimmte Gesetze zu gründen und nach diesen und mit diesen sich einüben lernt.“ — Also in der ganzen Art der Behandlung liegt die Beziehung auf die lateinische Grammatik, und diese Art der Behandlung ist wieder durch das Ziel bestimmt, dass der Schüler die Formenlehre auf bestimmte Gesetze zu gründen lernt. Ganz klar ist mir der Gedanke nicht. Denn die bestimmten Gesetze, auf welche sich die Formenlehre gründet, können doch wohl keine anderen sein, als die großen Gesetze, denen die Sprache in ihrer Entwicklung folgt, nach denen sie im Laufe der Zeit die Fülle der Formen hervorgebracht hat, und die zu erkennen das letzte Ziel der Grammatik ist. Dass aber der Verfasser diese Gesetze nicht meint und sie in seiner Elementargrammatik nicht hat darstellen wollen, ist von selbst klar. Er scheint mit den bestimmten Gesetzen nichts anderes zu meinen als die allgemeinen Gesichtspunkte, unter welche sich die scheinbar regellose Fülle sprachlicher Formen klar und einfach gruppieren, und der Sinn seiner Worte demnach kein anderer zu sein als der, der Schüler solle lernen, die Formen (nicht die Formenlehre) einer Sprache unter allgemeine Gesichtspunkte zu fassen und nach diesen und mit diesen sich einüben, so dass er sich gewöhnt, den Weg vom Einzelnen zum Allgemeinen zu finden. Wenn das aber der Sinn seiner Worte ist, so sehe ich nicht ein, worin das Eigenthümliche dieser „ganzen Art der Behandlung“ liegt und was sie mit der Rücksicht auf die lateinische Grammatik zu schaffen hat. Denn kann man sich überhaupt eine grammatische Betrachtung der Sprache vorstellen, welche nicht auf bestimmte Gesetze hinwies? nicht zeigte, wie Wörter und Flexionen nach bestimmten Eigenthümlichkeiten zu verschiedenen Gruppen zusammentreten?

Wenn also dennoch bei der Abfassung des Buches die Rücksicht auf die lateinische Grammatik obgewaltet hat und wirksam gewesen ist, so kann sie kaum auf etwas anderes gewirkt haben, als auf die Begrenzung des grammatischen Stoffes. Wer für diese das Maß nicht aus der deutschen Sprache und nicht aus den Bedürfnissen des deutschen, sondern des lateinischen Unterrichts nimmt, der muss diejenigen Partien hervorziehen, in welche man dem Schüler klare Einsicht verschaffen muss, um ihm das Verständnis der lateinischen Grammatik zu erleichtern oder zu ermöglichen. Er wird dem Schüler an deutschen Sätzen zeigen, was Subject und Praedicat, was Object, Attribut und adverbische Bestimmung ist; er wird an einem deutschen Verbum erläutern, was man unter Person, Numerus, Tempus und Modus zu verstehen habe. er mag es auch noch für zweckmäßig halten, den Schüler, der vor seiner Tabelle mit vier verschiedenen Conjugationen steht, darauf aufmerksam zu machen, dass das nichts Wunderbares sei, dass er selbst im Deutschen schon längst nach verschiedenen Conjugationen flectire: aber ihm eine systematische Uebersicht dieser



deutschen Formen zu geben, auf das der deutschen Sprache Eigentümliche in Flexion und Satzbau genauer einzugehen hat er gar keinen Grund. Die deutsche Grammatik ist so nichts als ein Appendix zur lateinischen, ihr Betrieb nur eine Vorschule für den lateinischen Unterricht (vgl. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XXIII. S. 804 f.).

Ist hiermit nun der Standpunkt Lattmanns gezeichnet? Man kann mit ja und mit nein antworten. Das Capitel über die Tempora und Modi, das einzige aus der Syntax, welches ausführlicher behandelt ist, hat der Verfasser, wie er selbst angiebt, speciell als eine Vorbereitung für die lateinische Grammatik ausgearbeitet, eine selbständigere Stellung nimmt die Formenlehre ein. Man sieht, wie diese Verschiedenheit aufs engste zusammenhängt mit der Bestimmung, welche der Verfasser über den Umfang des grammatischen Unterrichts trifft. Hier wie dort scheinen seine Ansichten consequenter Durchbildung und inneren Haltes zu entbehren. Wer mit dem Rec. hierin übereinstimmt, hat aber doch damit noch keinen Grund gewonnen, das Buch des Verfassers als unbrauchbar zu verwerfen. Denn auch der, welcher für den deutschen Unterricht eine selbständigere Stellung in Anspruch nimmt, wird nicht weniger als der Verfasser wünschen, dass er möglichst zweckmäßig in den Organismus des ganzen Unterrichts eingefügt werde; und da kann es ja als nützlich erscheinen, dass aus der deutschen Grammatik zuerst die Capitel durchgenommen werden, welche den lateinischen Unterricht zu statten kommen und welche dadurch, dass sie im lateinischen Unterricht Anwendung finden, für den Schüler an Bedeutung und Klarheit gewinnen. Für die mittlere Classen würde freilich ein neues Lehrbuch benutzt werden müssen; doch wäre das wohl kein Mangel; denn es wird sehr schwer sein, in einem und demselben Buche den Anforderungen der verschiedenen Classen zu entsprechen. Durch ihre elementare Form ist Lattmanns Grammatik wohl geeignet für den Unterricht von Septima bis Quinta. Namentlich ist hervorzuheben, dass sie sich von unnützen Abstractionen und unklaren Allgemeinheiten freihält.

Wenn das Eigentümliche der Lattmannschen Grammatik in der Begrenzung des Stoffes zu liegen schien, so kann man von der Schmitt-Blankschen dasselbe nicht aussagen; wenigstens vermag ich nicht zu finden, dass sie sich in der Auswahl des Materials wesentlich und principiell von andern Lehrbüchern unterscheidet. Alle Theile der Grammatik sind herangezogen und etwa in demselben Verhältnisse der Ausführlichkeit behandelt, wie es anderwärts zu geschehen pflegt. Das Buch soll sechs Jahre lang den deutschen Unterricht begleiten und bietet dazu des Stoffes genug. Worin nun aber eigentlich das Charakteristische dieser Parallelgrammatik liege, ist schwer zu sagen. Allerdings bezeichnet der Verfasser im Vorwort als seine Aufgabe, „der äußeren Conformität in Anlage und Behandlungsweise die inneren 'er-

wandtschaftsbeziehungen nach den Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Grunde zu legen und damit die verschiedenen Sprachorganismen in homogener Concentration ihrer einzelnen Functionen wie aus gemeinsamer Wurzel heraus in so zu sagen paralleler Entwicklung darlegen zu lassen“: aber es ist mir nicht gelungen, in den Sinn dieser Worte einzudringen, und wenn ich glaubte einen Gedanken, der ihnen entspräche, gefunden zu haben, so zeigte mir das Buch, dass dieser Gedanke doch nicht der des Verfassers gewesen sein könne. Auch in den sprachwissenschaftlichen Anmerkungen, die der Herr Verfasser in dieser zweiten Ausgabe bedeutend erweitert, und gewiss nicht zum Nachtheil seines Buches aus dem Contexte herausgehoben und in fortlaufender Folge an das Ende gestellt hat, habe ich nicht gemerkt, wie verschiedene Sprachorganismen in homogener Concentration ihre einzelnen Functionen wie aus gemeinsamer Wurzel heraus in so zu sagen paralleler Entwicklung darlegen. Abgesehen davon, dass in der Syntax hier und da ein Gesichtspunkt der lateinischen Grammatik der deutschen Sprache aufgenöthigt ist — wenn z. B. der Infinitiv mit zu als Gerundium bezeichnet wird — erscheint mir das Buch als eine gewöhnliche deutsche Grammatik, und ich bin überzeugt, damit ein Lob auszusprechen, freilich ein Lob, das der Herr Verfasser vielleicht weit von sich weist. Im allgemeinen lässt sich in dem Buche ein redlicher Fleiß, der auch die historische Entwicklung der Sprache in Betracht gezogen hat, nicht verkennen, namentlich in der Flexions- und Wortbildungslehre. Der Syntax gegenüber wird der Herr Verfasser wohl ebenso stark als der Rec. empfinden, wie viel auf diesem Gebiete noch zu thun übrig ist; wenig genügt die Lautlehre, in der eine merkwürdige Unklarheit der Begriffe zu Tage tritt. Die nicht geringe Zahl der Beispiele sind zum großen Theil aus Werken der deutschen Litteratur entlehnt; einige selbstgebildete sehr trivialer Natur nehmen sich unter ihnen sonderbar aus, mehr aber noch, wenn man auf das geistreiche Rätsel stößt: *Welche Leute sitzen weder kalt noch warm?* Auch die Aenderungen der Citate, die sich der Verfasser an einigen Stellen erlaubt, kann man schwerlich billigen.\*)

Nach diesen Betrachtungen allgemeiner Art mögen noch einige einzelne Bemerkungen gestattet sein.

Lattmann §. 1. *pf, f, v, ch, z, fs* sollten nicht als aspirirte Laute bezeichnet sein. *f, v, ch, fs* sind Spiranten, oder Fricativ- oder Reibungslaute; *pf*, das als eine Verhärtung von *f* bezeichnet wird, kann weder thatsächlich noch lautgeschichtlich als solche

\*) Auch Druckfehler sind mit untergelaufen. Auf S. 75: *wes Stamms er sei. was ihn hierher gebracht. ihm Lebenshoffnung liess' selbst in des Feindes Mitte* (st. *Macht*); auf der folgenden Seite: *Muttersprache, Mutterland* (st. *Mutterlaut*), *wie so wonnesam, so traut*; auf der folgenden Seite: *O dass sie ewig grünend* (st. *grünen*) *bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe.*

gelten: es sind zwei Zeichen für zwei Consonanten. *z* ist wie *x* ein Zeichen für zwei Consonanten und also neben *x* aufzuführen. „Die Verbindung *th*, heißt es, gilt im Deutschen in der Regel nicht als Aspirate.“ Das thut sie nie; auch in den Wörtern, die aus dem Griechischen entlehnt sind, bezeichnet sie keinen andern Laut als unser *t*. Früher schrieb man auch ganz getrost *Appoteke*. — Anm. 2. 3 gehören wie einige andere Bemerkungen in den Abschnitt über die Orthographie. — S. 11. Die Bemerkung, dass es bei andern Substantiven als denen auf *el*, *en*, *er*, *em* besser sei, im Dat. Sing. das *e* zu bewahren, ist in dieser Allgemeinheit falsch. Kein Mensch wird es besser finden, zu sagen: *Sie zogen mit Sange und Klange aus st. mit Sang und Klang*; oder *Er hat's aus Hasse gelhan st. aus Hass*. — Von *Gau* und *Reif* den starken Plural vorzuziehen, möchte ich nicht empfehlen. — S. 13. „Mehrere Wörter, welche im Nom. auf —*en* auslauten, nehmen im Genetiv noch *s* an.“ Ich meine alle. — Die Regel über die Pluralbildung der Eigennamen muss durch ein „im allgemeinen“ beschränkt werden. Plurale wie *die Karle*, *Ottoe*, *Elisabethen*, *Irmingarden* bildet man nicht. — S. 14. Der Ausdruck „Stark wird das Adj. declinirt, wenn es allein vor einem Substantivum steht“ ist zu unbestimmt (vgl. *zu guter Stunde* u. a.). Richtiger so: „Schwach wird das Adjectivum declinirt, wenn ihm ein stark declinirtes Bestimmungswort (der bestimmte Artikel oder ein Pronomen) vorangeht, sonst stark.“ Anm. 3 wäre danach zu vereinfachen. — Im Genet. des Adj. Masc. und Neut. bezeichnet *L*. die Form auf *en* als die gewöhnliche; im Paradigma steht nur die auf —*es*. Die Pronomina aber bilden die starke Form nicht nur gewöhnlich, wie der Verfasser angeht, sondern immer. — „Die Adjectiva auf *el*, *en*, *er* lassen oft eines der beiden *e* in den Endungen *eles*, *elem*, *elen* ausfallen.“ Die Regel ist sehr ungenau im Ausdruck — wo kommen denn in Adjectivis auf *en* und *er* die Endungen *eles*, *elem*, *elen* vor? — und sachlich nicht zu billigen. Formen wie *edelm Manne*, *heifers Wetter* darf man in den schriftlichen Arbeiten der Schtler doch kaum dulden. — S. 15. Die umgelauteten Comparative *flächer*, *kärger*, *sätter*, *schlänker*, *schmäler* und die entsprechenden Superlative sollten den nicht umgelauteten Formen nicht als gleichberechtigt zur Seite gestellt sein; am besten wären sie ganz übergangen. — S. 17. Als Genetive des Pron. pers. hätten wohl auch die Formen *mein*, *dein*, *sein* Berücksichtigung verdient. — S. 18. „Die Form *derer* steht namentlich als Determinativ.“ Nur als solches, und fast nur in der Beziehung auf Personen. — S. 24 Die Regel über die Vorsilbe *ge* im Part. Praet. sollte einfach und bestimmt so formulirt sein: „Das Part. Praet. der Verba, welche (im Infinitiv) den Hauptton auf der ersten Silbe haben, hat die Vorsilbe *ge*.“ — „Aus dem mit *u* verstärkten Infinitive wird ein Participium Passivi gebildet, z. B. ein zu fürchtender Mensch.“ Verstärkten Infinitiv? und wird

gebildet? Richtig wäre: aus dem Infinitiv mit *zu* hat sich gebildet. — „Bei den Verben, deren Stamm mit *s*, *ff*, *fs*, *z* auslautet, kann man in der 2. Perf. (1. Pers.) Sing. Praes. statt *st* bloß *t* setzen. z. B. du liest, du bläst, du isst' u. s. w. Kann? ist liest, bläst, isst u. s. w. überhaupt nur zulässig? Richtig wäre: „Wenn bei den Verben, deren Stamm mit *s*, *ss*, *fs*, *z* auslautet, in der 2. Pers. Sing. Praes. der Vocal der Endung ausfällt, so fällt das *s* der Flexion mit dem Stammcharakter zusammen, so dass *t* unmittelbar an den Stammcharakter tritt: du liestest, du liest u. s. w.“ — Auf derselben Seite ist die Regel unter No. 11 schlecht ausgedrückt, s. Zschr. f. d. Gymnasialwesen XXIV. S. 583. — Der Imperativ der starken Verba, die im Imp. einen andern Vocal haben als im Infinitiv, hat keine Endung; nur *siehe* ist im Gebrauch neben *sieh*. Die übrigen Verba, gleichgiltig ob stark oder schwach, haben gewöhnlich die Endung *e*, können sie aber auch entbehren. — S. 25. „Fünfte Classe. Ablaute: *ie*, *o*, *o*. z. B. *stieße*, *floss*, *geflossen*. — Nach dieser Classe gehen auch *lügen* und *betrügen*, weil sie früher auch mit *ie* geschrieben wurden? Soll der Schreibgebrauch einer früheren Zeit die Anordnung sprachlicher Formen bedingen! Richtig wäre: „Dieser Classe schliesen sich *lügen* und *betrügen* an, in denen *ü* an Stelle eines älteren *ie* getreten ist.“ Wenn aber hier *lügen* und *betrügen* angeführt werden, hätte zur ersten Ablautreihe auch *gebären* angeführt werden müssen, das S. 25 unter den unregelmäßigen Verben erscheint. — S. 26. „Der Ablaut *u* und der Umlaut ist auch eingedrungen in die schwachen Verba *fragen* und *jagen*.“ Nun Rec. ist kein Freund der Formen *frägt* und *frug*, aber *jägt* und *jug* sind denn doch nicht auf eine Linie mit ihnen zu stellen. — S. 27. Nachdem eine Reihe von Verben angeführt ist, die Formen sowohl nach der starken als nach der schwachen Conjugation bilden, unter ihnen *bewegen*, *schrauben*, *schaffen*, heisst es: „Die starke Form dieser Verba ist die richtigere und gebräuchlichere.“ Von *schrauben* lässt sich das sicher nicht behaupten und bei *bewegen* und *schaffen* sind die starken und schwachen Formen in der Bedeutung bestimmt unterschieden. — Wenn der Verfasser fortfährt: „Dagegen conjugiren *dinge* und *schnaube* eigentlich schwach, aber die starke Form ist allgemein in Gebrauch gekommen,“ so ist der Ausdruck undeutlich (statt *eigentlich* sollte es *ursprünglich* heißen), und die Behauptung unrichtig. Wer braucht denn das Praet. *dang*? — *pflegen* bildet nicht nur das Part., sondern auch das Praet. stark und schwach; aber in verschiedener Bedeutung. — S. 28. Der Ausdruck: „Die frühere Endung des Adverbs *lich* hat sich noch bei einigen Participien erhalten,“ muss zu der irrthümlichen Auffassung führen, als wäre *lich* ehemals specielle Endung des Adverbiums gewesen. — S. 30. „*Gen* ist eine alte Form für *gegen*.“ Besser: „*Gen* ist eine alte (oder veraltete) Zusammenziehung von *gegen*.“ — S. 31. „Jedoch

nehmen *trotz, längs, zufolge* (namentlich wenn es dem Substantiv nachgesetzt ist) auch den Dativ, *entlang* (nachgestellt) meistens den Accusativ zu sich? *Zufolge* als Postposition hat immer den Dativ, nicht den Genetiv, *entlang*, wenn es, wie gewöhnlich, dem Subst. folgt, wohl nur den Accusativ bei sich. — S. 33. Der erste Satz in §. 21 erscheint als ganz überflüssige Wiederholung dessen, was im letzten Abschnitt des vorhergehenden Paragraphen gesagt ist. — S. 34. Merkwürdig zusammengewürfelt scheint §. 23. Die Anmerkung zu 1, dann der erste Abschnitt von 2, und Anm. 2 zu diesem Abschnitt gehören in §. 22, Anm. 4 in §. 20. — S. 36. Besser als die Regel „*Nachahmen* steht mit Accusativ oder Dativ“ wäre gar keine. — Auf derselben Seite werden *es grauet, grauset, ahnt* als Verba aufgeführt, die mit dem Dativ oder Accusativ stehen. Es geschieht auch sonst; aber ein paar Belege rechtfertigen es noch nicht, den Accusativ der nhd. Schriftsprache zu vindiciren, am wenigsten ihn dem Dativ gleichzustellen; eher als *es ahnt mich* könnte man *mich ekelt* anführen, wo der Verfasser nur den Dativ gelten lässt. — §. 31 wird wohl der Neugestaltung bedürfen. Nicht das ist das Eigenthümliche der Wortstellung im einfachen Aussagesatz, dass das Praedicat, sondern dass das Verbum finitum an zweiter Stelle steht. — Auf die Bemerkungen über Tempora und Modi (S. 42—47) will ich nicht eingehen; nicht weil sie mir in jeder Beziehung vollkommen schienen, sondern weil dieses Capitel gründlicherer Untersuchung und ausführlicherer Darstellung bedarf. Auch Erörterungen über die Orthographie, welche S. 48—72 füllt, also den dritten Theil des Buches, will ich mir und dem Leser ersparen. Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede angibt, diesen Abschnitt auf Grundlage des Hannöverschen Orthographiebuches bearbeitet.

Schmitt-Blank. S. 3. Die ersten drei Sätze sind ungenau im Ausdruck. „Ein Wort besteht aus Silben;“ es giebt auch einsilbige Wörter. „Eine Silbe besteht aus Lauten;“ ein Laut genügt. „Ein Buchstabe ist das Zeichen für einen einzelnen Laut;“ manche (x und z) für zwei. — „Der Vocale giebt es fünf: a, e, i, o, u.“ ä, ö, ü sind vergessen. — Im folgenden sind Laute und Buchstaben, Lautlehre und Orthographie nicht gehörig geschieden. — S. 4. *h* und *fs* sind nicht tönende Consonanten. — Die Wörter *Vogt focht, log Loch, bogen pochen, Magd Macht, Grat Grad, Robe Rappe* sollen lediglich durch den Consonanten unterschieden sein. *Grat* und *Grad* sind lautlich gar nicht unterschieden, die übrigen auch durch die Quantität ihrer Vocale. — S. 5 wird *h* in Wörtern wie *nah, allmählich, zah* als weicher Kehllaut bezeichnet! — S. 6 „Doppelconsonanten entstehen, wenn zwei verschiedene Consonanten zu einem neuen einfachen Laute zusammenfließen. | giebt ihrer vier: *chs, x, z, sch*.“ *chs, x, z* sind nicht zu einfachen Lauten zusammengefloßen. — S. 8. §. 2 enthält zwei verschiedene Erklärungen des Substantivum abstractum, von denen die zwei

„Abstracte Substantiva sind solche, welche eine an einem concreten Dinge haftende Eigenschaft bezeichnen“ sehr wenig ausreichend ist. — „*Pathe* und *Mündel* sind unverändert männlich und weiblich.“ Häufiger als *der Mündel* ist doch wohl *das Mündel*, welche Form gar nicht erwähnt wird, das Femininum aber ganz ungewöhnlich. — S. 9 *der Butter* und *das Pflugschar*, welche der Verf. als gleichberechtigt neben *die Butter* und *die Pflugschar* stellt, gehören kaum der nhd. Schriftsprache an. Hingegen hätte *das Gehalt* nicht für „jedenfalls falsch“ erklärt werden müssen, denn der unterscheidende Gebrauch von *der* und *das Gehalt* ist, wenn auch noch nicht ganz allgemein, von der nhd. Schriftsprache anerkannt. Diese eigenthümlichen Entscheidungen des Verfassers scheinen nicht aus Vorliebe für dialektische,\*) sondern für ältere und veraltete Sprachformen zu stammen. Denn wie wenig Neigung der Verf. hat, die Entwicklung der Sprache, die doch nur eine Folge der geistigen Entwicklung ist, anzuerkennen, das beweist eine charakteristische Stelle in dem Anhang. „Jede über ihre höchste Blüthe weiter fortgeschrittene und damit bereits in der Rückbildung (!) begriffene Sprache,“ heisst es dort S. 122, „glaubt da, wo ihr die Erkenntnis der allseitigen Bedeutung und die Tragweite des einfachen Sprachelements abhanden gekommen ist, Unterscheidungen neu, und wenn auch ganz willkürlich schaffen zu müssen.“ Nein; der entwickeltere Geist bedarf einer feiner entwickelten Sprache; von Rückbildung kann gar nicht die Rede sein. — Um über die verschiedenen Objecte zu unterrichten, hebt §. 4 an: „Ein Verbum, das wie *erzählen (wen? — den Vorgang, eine Geschichte)*,“ ungünstiger konnte das Beispiel kaum gewählt werden. Wer fragt *wen?* wenn er das Object von erzählen hören will. — S. 10. Unter den Attributen des Substantivs hätte auch der Titel erwähnt werden müssen (*der König Karl*) und ebenso gut wie ein von einer Präposition abhängiges Substantiv (*die Liebe zum Leben*) auch der Infinitiv mit *zu* (*die Lust zu wandern*). Solche Infinitive aber nennt der Verfasser Gerundium und bezeichnet sie als verkürzte Untersätze (S. 93 ff.). — §. 8 beginnt mit der Definition: „Einen Satz construiren heisst, *wenn* (!) die Satztheile in folgender Ordnung gestellt und bestimmt werden.“ — S. 11. „Jede flectirte Wortform zerlegt sich in zwei Bestandtheile, den Wortstamm und die Flexionssilbe.“ Besser: Flexion. — Die Erklärung der starken Declination als derjenigen, welche volltönige und mannigfaltige Suffixe habe, passt auf unsere jetzige Sprache gewiss nicht. Wo sind die volltönigen und mannigfaltigen Suffixe in einem Worte wie *Fischer*? — S. 12. Dass man am Gen. Sing. am besten erkenne, ob ein Wort nach der schwachen oder starken Declination gehe, kann man mit Rücksicht

\*) Sonst würde er nicht *die Zierat* st. *der Zierat* (er schreibt *Zierrath*) mit derselben Entschiedenheit verwerfen wie *das Gehalt*.

auf die starken Feminina nicht zugeben. — S. 13. Die Angabe, dass die Substantiva auf *ee*, wie *See*, im Stamm ein einfaches *e* erhalten, wenn noch ein Flexions-*e* antritt, gehört nicht sowohl in die Flexionslehre, als in die Orthographie. Wenigstens sollte der Ausdruck dem entsprechend gewählt sein. — S. 15. Bei *Bauer* und *Nachbar* durfte wohl die starke Flexion nicht unerwähnt bleiben, zumal der Verfasser ausdrücklich auf die starke Flexion der Composita von *Bauer* verweist. — S. 16. Als Beispiele der starken Flexion von *März*, *April*, *Mai* werden angeführt zu *Anfang Aprils*, *Ende Mais*, *Mitte Merz(es)*. Die unflektirten Formen sind das Uebliche, *Merzes* ganz ungewöhnlich. — Als falsch bezeichnet werden nicht nur ein Plural wie *Kerls*, sondern auch *vielfache Hochs*, *Genies*, *Echos*, *Sophas*, *Commandos*, selbst *Bourbons*. Dem Sprachgebrauch entspricht dieser Richterspruch nicht. — S. 17. Als Substantiva masc. gen., die zugleich auf *—en* und *—e* ausgehen, werden angeführt: *Backen*, *Namen*, *Samen*, *Schaden*, *Glauben*, *Haufen*, *Daunen*, *Gaumen*, *Willen*, *Frieden*, *Tropfen*, *Funken*. *Bucke* ist sehr gewöhnlich, aber als Femininum, *Gaume* und *Tropfe* dem allgemeinen Sprachgebrauch kaum gemäfs; nur einige Germanisten bedienen sich dieser und ähnlicher Formen mit Vorliebe, wenigstens wenn sie schreiben.\*) — Der umgelautete Plural *die Gräben* ist nicht zu verwerfen; wengleich der Umlaut nicht organisch ist. S. 22. Der Gebrauch eines unflektirten Adjectivs *halber* (*die Nacht ist halber dahin*) ist der nhd. Schriftsprache nicht gemäfs. — S. 23 von *fromm* ist der umgelautete Comparativ und Superlativ mindestens ebenso gebräuchlich als von *schmal*, und von *schmal* nicht häufiger als von *zart*. — S. 25 *all* lässt der Verfasser nur in der starken, oder in der unflektirten Form *all* zu; er schreibt *bei dem allem* oder *bei allem dem*. Unflektirtes *alle* ist von Luther an so gebräuchlich, dass man es kaum verwerfen darf, am wenigsten aber in der Verbindung mit Praepositionen, die den Dativ regieren; denn dieser Gebrauch, aus dem Grimm (Wb. 1, 207 f.) den weiter gehenden richtig zu erklären scheint, ist historisch begründet.

S. 32. In der Behandlung der Zeitformen schließt sich der Verfasser im allgemeinen an Heyse an. Jeder durch ein Verbum ausgedrückte Vorgang muss in Beziehung auf den Zeitpunkt, in welchem der Redende sich befindet, entweder als demselben gleichzeitig, oder vorangehend, oder nachfolgend ausgesagt werden, und daraus ergeben sich die drei Hauptzeiten: Praesens, Praeteritum, Futurum. Ausserdem aber hat jede Handlung, gleichviel in welche der drei Zeiten sie fällt, eine gewisse Ausdehnung, und in diesem Zeitraume können verschiedene Momente der Handlung unterschieden werden: Beginn, Vollendung, Dauer. Durch diese doppelte Eintheilung kommt Heyse\*\*) zu einem System von neun

\*) Vgl. Andresen. Ueber die Sprache Jacob Grimms S. 70.

\*\*) Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, neu bearbeitet von K. W. L. Heyse. Hannover 1838. I, 652.

Zeitformen, welches er und nach seinem Vorgange viele andere auf die deutsche und andere Sprachen angewendet haben. Es erscheint diese Betrachtungsweise als ein Rest jener grammatischen Richtung, welche anstatt aus der Sprache selbst die Gesichtspunkte zu finden, unter denen sie betrachtet sein will, zuerst in abstracto ein System aufbaute und dieses dann der Sprache aufnöthigte. Die Verhältnisse der deutschen Sprache wenigstens scheinen dadurch wenig aufgeklärt zu werden. „Es sollte eigentlich neun Zeitformen geben, es giebt aber nur sechs,“ sagt Schmitt-Blank, und bezeichnet damit schon das Unzureichende dieser Eintheilung, Den Mangel erklärt er damit, dass mehrere Zeitformen für zwei Zeitarten zugleich gelten: „Das Praesens, für Beginn und Dauer in der Gegenwart. Z. B. *ich lese* bedeutet sowohl *ich fange an zu lesen*, als *ich bin mit Lesen beschäftigt*. — Das Perfectum, für die Vollendung in der Gegenwart: *ich habe gelesen*, d. i. *ich bin jetzt mit dem Lesen fertig*. — Das Imperfectum: für Eintritt und Dauer in der Vergangenheit: *ich las*, d. i. sowohl *ich fing an zu lesen*, als *ich war mit dem Lesen beschäftigt*“ u. s. w. Nun ist es aber thatsächlich gar nicht der Fall, dass das deutsche Praesens Beginn und Dauer in der Gegenwart bezeichnen will. *ich lese* bedeutet nicht *ich fange an zu lesen*, sondern es bedeutet eben *ich lese*, das heisst, der Zeitpunkt meiner Rede fällt in die Handlung des Lesens. Das Perfectum kann die Vollendung in der Gegenwart ausdrücken; der Kern seines Wesens aber ist damit nicht getroffen. Wenn ich sage: *Ich habe ihn schon lange beobachtet*, so soll das nicht heissen *ich bin mit Beobachten fertig*; und wenn ich sage: *Ich habe dich nicht vergessen*, so will ich damit noch weniger ausdrücken, dass ich nun mit dem nicht Vergessen fertig bin. — Von den beiden Gesichtspunkten, unter denen Heyse u. a. die Tempusverhältnisse der Sprache betrachtet, scheint nur der eine, die Beziehung der Aussage auf die Zeit des Redenden, von Wichtigkeit zu sein. Neben ihm kommt vor allem in Betracht, ob und in welche Beziehung der Redende eine Aussage zu einer andern Aussage setzen will. Imperfectum, Plusquamperfectum und Futurum exactum sind Formen, die eine temporale Beziehung zu einer andern Aussage erhalten. Die Bedeutung dieses Gesichtspunktes soll hier im einzelnen nicht verfolgt werden; nur eins, was sich aus ihm ergibt, sei bemerkt. Wenn man von einer einzelnen Thatsache der Vergangenheit spricht braucht man das Perfectum; sobald man aber in die Erzählung übergeht, wo die einzelnen Aussagen als Momente einer fortlaufenden Kette erscheinen, tritt das Imperfectum ein. „Hast du dich mit deinem Freunde wieder ausgesöhnt? — Ja, ich habe mich mit ihm ausgesöhnt (nicht: ich söhnte mich aus). Ich sah ein, dass ich ihm Unrecht gethan hatte, und ging daher gestern Abend zu ihm. Er empfing mich sehr freundlich und wollte von Entschuldigungen nichts hören. In der Erinnerung an frühere



Zeiten *vergaßen* wir das jüngst Vergangene. Kurz, wir *haben* unsern alten Freundschaftsbund *erneuert*.“ — An der letzten Stelle tritt wieder das Perfectum ein, weil dieser abschließende Hauptgedanke eben nicht als ein Glied in der fortlaufenden Erzählung angesehen werden soll. Man kann auch das Imperfectum setzen, aber damit tritt auch eine andere Anschauungsweise hervor; der Redende legt dann dem Gedanken nicht mehr die selbständige Wichtigkeit bei, sondern stellt ihn im Erzählton fortfahrend mit den vorbergehenden auf gleiche Linie. Umgekehrt kann im zweiten Satze der Erzählung das Perfectum gebraucht werden: „Ja, ich habe mich ausgesöhnt. Ich *habe eingesehen*, dass ich ihm Unrecht gethan habe,“ aber auch hier führt die veränderte Form eine Aenderung der Anschauung mit sich, wie jeder Leser fühlen wird. — Auch die deutsche Sprache hat ihre Feinheiten, nur muss man nicht verlangen, dass es dieselben sind wie in andern Sprachen, nicht die verschiedenen Gestalten in gleiche Formen zwingen wollen.

Die allgemeinen Bemerkungen über die Modi auf S. 32 scheinen nicht besser als die über die Tempora den Nagel auf den Kopf zu treffen und werden wenig fördern. — Seltsam ist, dass auf S. 33 zwar der Inf. Fut. Pass. übergangen, der Inf. Fut. Act. *lesen werden* aber beibehalten ist, obschon *lesen werden* eben so wenig existirt als *werden gelesen werden*; und der Verfasser, wie die Anmerkung zeigt, sich keineswegs über diesen Sachverhalt getäuscht hat. Uebrigens sehe ich nicht ein, warum er den Inf. Fut. Act. nicht mit *wollen* gebildet hat; in einem Satze wie: *es scheint regnen zu wollen* ist *wollen* reines Hilfszeitwort geworden, und auf der folgenden Seite wird es als solches angeführt. — Ebendort fungirt als Beispiel für den futurischen Gebrauch von *sollen* der Satz: *du sollst dich darüber erstaunen*. In Grimms Wörterbuch finde ich diese mir unbekannt Construction nicht; sie scheint nach der Analogie von *sich wundern über* falsch gebildet zu sein. — S. 35. Die Behauptung, der starke Imperativ Sg. sei suffixlos, gilt nicht für die nhd. Schriftsprache. — „Die Unterschiede der starken und schwachen Conjugation,“ heisst es, treten nur an den einfachen Verbalformen, namentlich am Imperfect und am Participium Praet. hervor.“ Die Bemerkung ist überflüssig und ungenau, denn ein Theil der zusammengesetzten Verbalformen wird ja mit dem entscheidenden Part. Praet. gebildet. — Auf S. 36 wird als allein gültig *du liest* vorgeschrieben; fünf Seiten nachher stellt der Verf. *du liest* neben *liest*. — *du birstest* zu bilden wird nicht leicht einem einfallen. — S. 37. Die Regel über die Vorsilbe *ge-* im Part. Praet. ist mangelhaft ausgedrückt, so dass sie sich auf die Verba auf *iren* nicht anwenden lässt. S. 38 wird das Futurum Pass. als *undeutsch* bezeichnet. Häufig braucht man die Form allerdings nicht; aber ist es undeutsch, zu sagen: „Nimm dich in Acht! du wirst gründlich ab-

gefertigt werden.“ In Göthes und Schillers Briefwechsel habe ich in zwanzig Minuten die Form zweimal gefunden; in No. 540 braucht sie Schiller, in No. 548 Göthe.

Hier will ich abbrechen. Zwar hätte ich noch vieles zu bemerken; aber Wichtiges eingehend zu erörtern ist hier nicht der Ort, es kurz anzudeuten frommt wenig, Kleinigkeiten sind bemerkt mehr als genug. Ich schliesse mit einem Wunsche, der nicht speciell auf die vorliegenden Bücher gehen soll, dass bald die Zeit komme, wo man über die Grammatik der nhd. Sprache weniger publicirt, aber mehr nachdenkt.

Berlin.

W. Wilmanns.

Handbuch der Geschichte für die oberen Classen der Gymnasien und Realschulen von Dr. Heinrich Conrad Stein, Professor am Gymnasium in Konitz. Dritter Band. Die neuere Zeit. Paderborn. Druck und Verlag von Friedrich Schoeniagh. 1872.

Der Verfasser hat in der Vorrede zum zweiten Zwande seines Handbuches der Geschichte für Gymnasien und Realschulen, welches im Jahre 1870 erschienen ist, die Grundsätze dargelegt, welche bei der Abfassung seines Handbuches für ihn maßgebend gewesen sind, und unter diesen zunächst mit Nachdruck die Erlasse der Schulbehörden hervorgehoben, durch welche der Geschichtsunterricht in den Gymnasien und Realschulen Preussens geregelt ist. Auch ist auf die Instruction für die westfälischen Gymnasien d. d. Münster 22. September 1859 mit Recht hingewiesen worden. Dieser zweite Band, welcher die Geschichte des Mittelalters enthält, ist bereits in mehreren Zeitschriften recht günstig beurtheilt worden. Referent begnügt sich daher, nur den vorliegenden 3. Band kurz zu besprechen, namentlich, da er nach ziemlich genauer Durchsicht dieses Buches zu der Ueberzeugung gekommen ist, dass das Handbuch des Prof. Stein ein wirklich vorhandenes Bedürfnis deckt, indem es den Schülern ein Buch in die Hand giebt, welches nach seiner Ansicht die bis dahin beim Unterricht gebrauchten Handbücher, auch die am meisten verbreiteten von Pütz, Dietsch, Dittmar, ja selbst Herbst im ganzen übertrifft.

Das Handbuch des Verfassers scheint aus seinen Vorträgen in der Schule hervorgegangen zu sein; das geht zunächst daraus hervor, dass er mehr als fünfzehn Jahre den historisch-geographischen Unterricht im Gymnasium zu Konitz ertheilt; ferner sprechen dafür die Grundsätze, die ihn bei der Abfassung des Buches leiteten; er stützt sich nämlich auf die gesetzlichen Bestimmungen und auf die westfälische Instruction, die zur Nachhaltung vom Ministerium den Geschichtslehrern unterbreitet ist; es sind beides

Grundsätze, die bei der schwankenden Methode beim Geschichtsunterricht mit Recht für jeden Geschichtslehrer bestimmend sein müssen. Das Buch soll somit ein echtes Schulbuch sein; sehen wir, ob es diesen Vorzug verdient.

Der Verfasser beginnt sein Handbuch mit einer Einleitung, worin er die Entdeckungen und Erfindungen, die an der Schwelle der neuen Geschichte stehen, in recht klarer und kurzer Darstellung vorführt und zeigt, wie diese nebst den Bestrebungen der Humanisten einen gar gewaltigen Umschwung in allen Verhältnissen des Mittelalters hervorgebracht haben. Die Beibringung der wichtigsten Notizen aus dem Leben und Streben der größten Humanisten ist höchst aner kennenswerth und für ein Compendium nicht zu viel. Auch die Eintheilung der Geschichte der neueren Zeit hat sehr große Vorzüge. Die Eintheilungsgründe sind nicht von außen in die Geschichte hineingetragen, sondern sie lehnen sich an die in den verschiedenen Zeiten in der Geschichte hervortretenden Ideen an, und daher ist es, als wenn sich die gegebene Eintheilung von selbst ergibt. Die neue Zeit wird nämlich eingetheilt in 3 Perioden. Die erste Periode umfasst die Zeit von 1517—1648, als das Zeitalter der Reformation; sie zerfällt in 3 Unterabschnitte, und zwar in die Zeit Karls V., Philipps II. und Elisabeths und in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die zweite Periode behandelt die Zeit von 1648—1789; es ist dies die Zeit der unumschränkten Fürstenmacht; diese zerfällt in zwei Abschnitte, in die Zeit des französischen Uebergewichts oder Ludwigs XIV. Regierung und in die Zeit Friedrichs des Großen. Die dritte Periode behandelt die Ereignisse von 1789 bis jetzt. Sie umfasst die französische Revolution, welche die Macht des Absolutismus brach und überall constitutionelle Regierungen herbeizuführen suchte. Diese Periode zerfällt in zwei Abschnitte von 1789—1815. Die Macht, der Glanz der Regierung Napoleons I. und sein Sturz wird in derselben dargestellt, während der zweite Abschnitt von 1815 bis jetzt das Bestreben einzelner Nationen nach nationaler Einheit darthut.

Der Stoff ist übersichtlich und klar geordnet und gruppirt, so dass bei Repetitionen der Schüler mit Leichtigkeit und zwar in sehr kurzer Zeit ganze Perioden übersehen kann. Der Verfasser hat, obgleich die Geschichte der neuen Zeit universell behandelt werden muss, mit einer gewissen Ausführlichkeit und doch mit angemessener Kürze und Genauigkeit die Geschichte der wichtigsten Völker in den Vordergrund gestellt, während er die Ereignisse derjenigen Völker, die auf den Gang der Weltgeschichte von weniger Bedeutung sind, in kurzen, übersichtlichen Umrissen vorführt. So ist die Reformationsgeschichte, der dreißigjährige Krieg, der Abfall der Niederlande, der große nordische Krieg, Ludwigs XIV. Regierung, der siebenjährige Krieg mit einer Genauigkeit und Klarheit behandelt, die kaum etwas zu wünschen übrig

lässt. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient wohl die naturgemäße Eintheilung und Behandlung des spanischen Erbfolgekrieges.

Einer jeden Periode ist die Culturgeschichte der wichtigsten europäischen Völker schulgemäfs bearbeitet hinzugefügt worden, ein Verfahren, welches von vielen gebilligt, von manchen im grofsen und ganzen als zu viel nicht gut geheifsen wird. Referent für seinen Theil schliesst sich der Methode des Verfassers an, nur möchte er ihm anheimstellen, zu bedenken, ob er nicht zu ausführlich namentlich die Capitel über die Nationallitteraturen behandelt habe. In confessioneller Beziehung ist überall eine mafsvolle Berücksichtigung eingehalten worden und es ist alles vermieden, was in irgend einer Weise das religiöse oder das sittliche Gefühl des Schülers verletzen könnte. Vor der Behandlung des Zeitalters Friedrich des Grofsen, wo also die Geschichte des preussischen Volkes in den Vordergrund ohne Zweifel treten muss, ist eine übersichtliche Darstellung der früheren Geschichte Brandenburgs und Preussens eingeschaltet und dadurch dem Schüler Gelegenheit gegeben, das in Tertia Gelernte im Zusammenhange noch einmal wiederholen zu können. Was die Geographie betrifft, so hat der Verfasser dieselbe bei den einzelnen Perioden weggelassen; dieses kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, weil auf den Gymnasien Preussens der Unterricht in der Geographie mit der Tertia abschliesst, und beim Secundaner und Primaner die Kenntniss der gesammten Geographie, namentlich Europas vorausgesetzt wird. Ohne Zweifel wird durch die geographischen Repetitionen in den beiden oberen Classen das erhaltene und erweitert, was der Schüler bis incl. Tertia gelernt hat; auch wird der betreffende Geschichtslehrer von selbst ein geographisches Bild der einzelnen Länder vorausschicken, welche er historisch behandeln will, und beim Vortrage selbst die in demselben vorkommenden geographischen Orte recht genau bestimmen. Noch ein Vorzug des Handbuches verdient hervorgehoben zu werden. Dasselbe behandelt nämlich die Geschichte bis auf unsere Zeit und giebt eine recht klare und fassliche Uebersicht selbst des letzten deutsch-französischen Krieges. Bei der geringen Anzahl der Stunden, welche dem geschichtlich-geographischen Unterricht in den oberen Classen unserer Gymnasien zugewiesen sind, wird wohl kein Geschichtslehrer über das Jahr 1815 hinauskommen; deshalb ist es von grossem Nutzen für den Schüler, wenn er das selbst Erlebte nachlesen und an den grofsen Thaten seines Volkes sein Herz erwärmen kann. Die Sprache ist, wie schon bemerkt worden, klar, verständlich, nicht dunkel in Folge zu groszer Kürze und rein sachlich gehalten, sie ist, so zu sagen, recht schulmäfsig. Bei allen den Vorzügen, die das Buch hat, macht es den Lehrer nicht überflüssig beim Unterricht; es bietet demselben überall Gelegenheit, seine Subjectivität bei der Behandlung der einzelnen

Ereignisse geltend zu machen und das klare und richtige Verständnis zu vermitteln.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass das Handbuch des Prof. Stein ein Schulbuch im wahren Sinne des Wortes ist.

Diese einzelnen Bemerkungen mögen zur Beurtheilung des Handbuchs im allgemeinen hinreichen; im Folgenden erlaubt sich der Referent den Verfasser auf einige Druckfehler und sonstige Ungenauigkeiten aufmerksam zu machen in der Hoffnung, dass derselbe mit gewohnter Umsicht in der folgenden Auflage solche vermeiden werde.

S. 44 ist das Jahr des Blutbades in der Scheune zu Vassy nicht angegeben, was wegen der Wichtigkeit dieses Ereignisses nicht zu unterlassen ist. S. 50 flgd. wird die Regierung Elisabeths behandelt; ihre Bedeutung auf die Bildung der englischen Colonial- und Seemacht muss prägnanter hervorgehoben werden. S. 54 werden als Ursachen des schnellen Verfalls Spaniens der Abfall der Niederlande, der Untergang der Armada und die Regierungsweise Philipps II. angegeben; sollte dies genügen? Referent glaubt, dass das Volk mit Schuld gehabt hat an dem Verfall, da es, wie der Verfasser S. 6 selbst sagt, durch die aus Amerika schnell erworbenen Schätze zur Ueppigkeit und Unthätigkeit verführt worden ist. Seite 61 heisst es: „Philipp II. starb 1598 an einer schrecklichen Krankheit.“ Warum hat der Verfasser dieselbe nicht genannt? Der Schüler kann sich allerhand unnütze Vorstellungen wegen dieser Ausdrucksweise machen, namentlich wenn er das Wesen und den Charakter Philipps II. von den einzelnen Parteien so verschieden beurtheilt sieht. Philipp II. starb bekanntlich an Blutersetzung und zwar trotz der vielen Leiden sehr gefasst und Gott ergeben. S. 82 behauptet der Verfasser, dass Wallenstein auf Befehl des Kaisers getödtet worden sei; Referent glaubt, dass diese Behauptung sich mit historischer Genauigkeit nicht nachweisen lässt. S. 86–87 sind die Folgen des dreissigjährigen Krieges behandelt; dabei ist die politische Stellung der Staaten zu einander und ihre Bedeutung nicht genug hervorgehoben. S. 109 fehlen die Zahlen für den holländischen Krieg von 1672–1679; ferner fehlen die Zahlen für die Reunionen von 1680–1684; S. 111 heisst es: „Auf holländischer Seite stand anfangs nur der Herzog von Lothringen; bald traten auch Spanien und der Kaiser zum Schutze u. s. w.“ Der Verfasser wird wohl wissen, dass Friedrich Wilhelm von Brandenburg sofort auf die Seite der Holländer trat und dass erst nach der Entlassung des Ministers Lobkowitz, der im Solde Ludwigs XIV stand, der Kaiser gegen Frankreich mit Energie vorging. Auf derselben Seite heisst es ferner: „Diese Demüthigung hatte zur Folge, dass sich die Volkswuth in Holland gegen de Witt u. s. w. kehrte.“ Der Verfasser hätte anführen müssen, dass durch Wilhelm von Oranien, der dadurch die Statthalterwürde zurückerhielt, der Aufstand bewirkt wurde. Seite 113 ist

statt 1681 1680 zu schreiben. Seite 127 hätten die Folgen, wie beim dreißigjährigen Kriege, angegeben werden können. S. 135 muss „Cliszow“ mit K geschrieben werden. Ebenso ist S. 135 u. s. w. Zar mit C zu schreiben. S. 189 ist statt Targowicz Targowica zu schreiben; desgleichen muss Kosciuszko am Ende mit k nicht mit c geschrieben werden, wie es der Verfasser selbst Seite 190 richtig gethan hat. Nach S. 189 soll Kosciuszko die Waffenkunst in Amerika gelernt haben, während er vor seinem Hingang dahin schon Hauptmann bei der Artillerie im stehenden polnischen Heere war und Feldzüge mitgemacht hatte. S. 190 steht Brecze statt Brześć. Ferner ist es unrichtig, wenn der Verfasser die aus polnischen Bauern gebildeten Truppen Krakusen nennt. Die Krakusen waren ein ausgewähltes Corps, welches nur aus Bürgern Krakaus oder aus Einwohnern der Umgegend gebildet wurde. S. 226 steht Melac statt Melas. S. 249 steht Rustopschin statt Rostopschin; dann Malos-Jaroslawecz statt Mafo-Jaróslawiec. S. 278 nennt der Verfasser die mit Sensen ausgerüsteten Schaaren Krakusen; das ist unrichtig, solche Schaaren nämlich hießen Sensenmänner; wer die Krakusen waren, ist schon gesagt. Auf derselben Seite wird behauptet, Diebitsch habe die Polen bei Ostrolenka vollständig besiegt; die Schlacht war bekanntlich unentschieden. S. 304—305 steht Menschikow statt Mentschikow. S. 330 die Puseyten bilden keine Sekte; sie sind ja aus der Kirche nicht ausgetreten.

Zum Schluss wünscht der Referent, dass dem Buche allerseits die wohlverdiente Anerkennung zu Theil werde.

Braunsberg.

Kawczyński.

---

Dr. F. Paldamus und Dr. E. Scholderer: Abriss der Geschichte als Grundlage des Schulunterrichtes und für Repetitionen. Frankfurt a. M. 1872 (Umschlag, 1873 Buchtitel.) Jäger'sche Buch-, Papier- und Landkarten-Handlung. I und 214 S. Preis 20 Sgr.

Das vorliegende Buch, dessen Verfasser der Director und ein Lehrer der höheren Bürgerschule zu Frankfurt a. M. sind, ist offenbar aus der Praxis dieser realistischen Anstalt hervorgegangen; für Gymnasien würde das darin verarbeitete Material schwerlich ausreichen und selbst für die Prima einer Realschule erachte ich es für zu dürftig. Vielleicht haben es die Verf. auch nur für die mittleren Classen berechnet, da sie in der Vorrede sagen: „es scheine zweckmäßig, dass in den einzelnen Classen nicht zu oft mit dem Geschichtsbuche gewechselt werde, sondern dass wenigstens von Quarta bis mit (sic!) Secunda dasselbe Lehrmittel gebraucht werde.“ Von diesem Standpunkte also wird die Beurtheilung ausgehen müssen.

Die Verf. wollen ihr Buch angesehen wissen als Grundlage für den Unterricht selbst und als „Stütze der Wiederholung durch den Schöler“ und sie erklären ausdrücklich ihre Absicht, weder dem Lehrer noch dem Schöler die Arbeit zu sparen. Demgemäß geben sie eine Uebersicht der Geschichte mit oft tabellarischer Kürze, ohne doch in der Hauptsache die Facten zusammenhanglos und unerklärt an einander zu reihen. Ihr Buch hält also die Mitte zwischen einer Tabelle und einer ausführlichen pragmatischen Darstellung. Für mittlere Classen ist dies ein durchaus geeigneter Weg und, sobald diese Arbeit keinen höheren Anspruch erhebt, wird sie sicherlich verwerthet werden können.

Im einzelnen findet Ref. allerdings mancherlei auszusetzen. Besonders karg sind die geographischen Einleitungen ausgefallen. Von Aegypten z. B. sind lediglich die Grenzen und der Nil mit seinen Quellflüssen sowie die Deltabildung erwähnt. Sonst kein Wort über die physische Beschaffenheit des Landes; wenn wenigstens der Ausdruck: langes, enges, sargartiges Flussthal Platz gefunden hätte! Grade in diesem Punkte dürfen doch zwei Grundsätze nicht unberücksichtigt bleiben. Erstens diene die vorangestellte geographische Uebersicht zur Erläuterung und zum Verständnis der historischen Darstellung. Sie enthalte daher möglichst alle Namen, die später vorkommen; oder doch wenigstens diejenigen, vermittelt deren alle anderen leicht auf der Karte gefunden werden können. (So z. B. hätte das S. 10 erwähnte Skyros unter den Sporaden, das S. 11 erwähnte Aulis entweder unter den böotischen Orten genannt oder mit dem Zusatz „in Bötien“ versehen werden müssen. Dagegen hätte S. 9 das Othrysgebirge, das später nirgends erwähnt wird, ohne allen Schaden weggelassen werden können.) Zweitens ermögliche das geographische Material den Nachweis des Einflusses, welchen das Land auf die Bewohner ausgeübt hat. (Bei Aegypten mussten die regelmäßigen und gleichmäßigen Nilüberschwemmungen erwähnt werden. Denn wie will man ohne dies die Eigenthümlichkeiten der Aegypter, ihre frühe Cultur zum Verständnis bringen? Und wenn dies in den mittleren Classen noch nicht möglich sein sollte, warum dann überhaupt die Zeit mit der Besprechung dieses Volkes verschwenden? — Bei Griechenland finden sich einige hierher gehörige Bemerkungen; dagegen fehlen sie wieder so gut wie ganz bei Italien.) — Grade bei der antiken Geographie scheint mir an der Forderung festgehalten werden zu müssen, dass das Lehrbuch den vollen Stoff enthalte, um jedes Dictiren überflüssig zu machen; denn dieses Feld wird in den eigentlichen geographischen Lehrstunden meist unbearbeitet gelassen. Daniel giebt zwar in seinem vielverbreiteten Lehrbuche der Geographie neben den modernen auch die antiken Namen; ob aber mit den bezüglichen wenig übersichtlichen Abschnitten dem geschichtlichen Bedürfnis Genüge geschehen sei, ist mindestens fraglich. So muss in diesem Punkte das geschichtliche

Lehrbuch auf eigenen Füßen stehen. Und gerade bei einem Lehrbuch für realistische Anstalten, an denen die Geschichte nach dem eigenen Geständnis der Verf. in der Vorrede nicht die mannigfache Unterstützung von anderen Gebieten her findet, deren sie sich am Gymnasium erfreut oder erfreuen kann, ist auf die innigste Verbindung der Geographie mit der Geschichte Rücksicht zu nehmen, da der Schülerekreis, für den ein solches Lehrbuch bestimmt ist, in der alten Welt sonst gar nicht heimisch gemacht wird und der ganze Lehrgegenstand die räumliche und causale Grundlage verliert.

Was oben bereits von Aegypten erwähnt wurde, dass die gegebenen drei Notizen keine Vorstellung von der Landesbeschaffenheit ermöglichen, das gilt ebenso von Babylonien und Assyrien, bei denen nicht einmal die genauen Grenzen, geschweige denn auch nur eine Bemerkung über die Natur dieser Länder angegeben sind, und das gilt auch von Medien und Persien. Etwas reicher bedacht ist die Geographie Phöniçiens und Palästinas, wenn auch schwerlich zur geschichtlichen Begründung ausreichend. Bei Besprechung Griechenlands bemerkt man eine sonderbare Auswahl der Gebirge. Neben Pindus, Olymp, Ossa, Pelion, Othrys, Oeta mit den Thermopylen, Parnassus, Helikon, Taygetus fanden also Kithäron, Erymanthos (der doch S. 10 erwähnt werden muss) und Kyllene keinen Platz? — Als ein entschiedener Mangel stellt sich heraus, dass von Kleinasien vorher einzig Lydien und Sardes (S. 5) erwähnt sind; da steht natürlich S. 23 der Eurymedon in Pamphylien (ohne jeden Zusatz) vollständig in der Luft. Ebenso schlimm ist es, dass Macedonien nicht in der geographischen Einleitung zur griechischen Geographie, sondern erst (und auch dies sehr flüchtig) beim Auftreten Philipp II. besprochen wird. Wenigstens musste S. 12 unter den Kolonien das S. 26 erwähnte Amphipolis und Potidaea und das S. 32 erwähnte Olynth aufgeführt werden. Wie soll der Schüler sonst bei der Wiederholung diese ohne landschaftlichen Zusammenhang genannten Städte finden? Thracien ist nirgends erwähnt; wohl aber mitten in der geschichtlichen Darstellung S. 23 der thracische Chersonnes, S. 28 thracische Städte genannt. Wo hat der Schüler ferner Epidauros (S. 24), Dekeleia (S. 27), Kyzikos (ib.), Notion (ib.), die Arginusen (ib.), Phyle (S. 28), Elatea (S. 33) u. s. w. zu suchen? Und doch ließen sich Epidauros so leicht neben Mykenä und Nemea bei Argolis, Dekelea und Phyle neben Eleusis und Marathon S. 10 unterbringen. —

Diese Beispiele werden genügen, um die Verf. auf eine größere Genauigkeit in den Einzelheiten Bedacht nehmen zu lassen. Daneben darf die große Anzahl nachlässiger Ausdrücke und sinnentstellender Druckfehler, die das Buch verunzieren, nicht unerwähnt bleiben. Ich greife heraus, was mir gerade in die Augen fällt. So heißt es S. 1: „die am Anfang der Perioden stehenden Ereignisse nennt man Epochen;“ „die Geographie lehrt



uns den Schauplatz der Begebenheiten auf Erden;“ S. 10 Laboakos (statt Labdakos); S. 31 Argar (statt Aegae), S. 35 Paroxamisus (statt Paropamisus), S. 95 Arentin (statt Aventin), S. 41 steht folgende Berechnung der servianischen Centurien: 80 C. der 1. — je 20 der 2., 3. und 4. — 30 der 5. — 1 der 6. Classe, 10 Rittercenturien (sic!) geben mit den (?) Centurien der Werkleute und Spielleute 194 Centurien! Mithin 13 Centurien Werk- und Spielleute! — S. 45 ist unglücklich ausgefallen. Zuerst wird behauptet, dass durch die *leges Valeriae-Horatiae* die *Tributcomitien* den *Centuriatcomitien* gleichgestellt worden seien. Das ist doch zum mindesten schief. Haben sie denn dieselbe Competenz, wenngleich beider Beschlüsse den *populus* binden? Zwei Zeilen darauf statt das *conubium* des *conubium*. Zwei Zeilen weiter die Behauptung, man habe von 445 bis 366 ganz und gar auf die Wahl von *Consuln* verzichtet. Bald danach: wegen des Vordringens der Celten in Oberitalien wurde *Veji* von dort (? von Etrurien ist vorher keine Rede!) nur schwach unterstützt.

Nachlässig ist es, wenn S. 19 Kleisthenes, S. 28 Klisthenes, S. 43 eines *Centurios*, S. 20 *Mardonios*, „Schwager“ des *Dacius*, S. 49 „Rom kam durch *Pyrrhos* zuerst in Berührung mit griechischer Bildung und militärischer Taktik (mit mil. Taktik überhaupt (!) oder griechischer Taktik)“ u. dergl. m. gedruckt steht.

An ähnlichen Mängeln leidet auch das folgende uns vorliegende Buch:

Dr. O. Neumann: Kurzer Abriss der Weltgeschichte. Zum Selbstunterricht wie zum Gebrauch an Gymnasien und Realschulen bearbeitet. Berlin 1873. Wohlgemuths Verlagsbuchhandlung. Dritte aufs neue durchgesehene Auflage. 1. Abth. Alterthum und Mittelalter. 162 S. 2. Abth. Geschichte der neueren Zeit und des brandenburgisch-preussischen Staates. 187 S.

Das Buch hält nicht, was der Verf. verspricht. Wenn ein Lehrmittel zum Selbstunterricht geeignet sein soll, so darf es an seinen Schülern, dem ja die Möglichkeit zu fragen fehlt, keine zu hohe Anforderungen stellen. Ist es nun wohl berechtigt, z. B. vorauszusetzen, dass derselbe schon die Bedeutung folgender Wörter, die nirgends erklärt sind, kenne: „*Ostracismus* (S. 22), *eleusinische Mysterien* (S. 22), *de provocatione ad populum* (S. 47)“? Oder dass derselbe ohne irgend welche Beihilfe geographische Einzelheiten finde wie z. B. *Pisa* (S. 15), *Eleusis* (S. 23), *Pasargadä* (S. 23), *Athos* (S. 24), *Artemisium* (S. 25), *Mykale*, *Thasus*, *Magnesia*, *Lampsakus* (S. 26) u. s. w.? Oder dass derselbe gewisse Thatsachen schon anderswoher kenne, wie z. B. die Geschichte des *Oedipus* (S. 15), die Namen und die Bedeutung

der griechischen Gottheiten, die nur beiläufig selbst ohne Epitheta erwähnt sind, die „Art constitutioneller Regierung“, welche Theseus einführt (S. 19), die Todesart des Stilico, dessen Tod Alarich rächen will (S. 93) u. dgl. m.?

Aber auch für Gymnasien und Realschulen dürfte das Buch, trotzdem es bereits in 3. Auflage erschienen ist, aus mancherlei Rücksichten nicht unbedingt empfehlenswerth sein. Der Styl des Verf. ist nichts weniger als musterhaft. Hier einige Proben. „Als die ältesten Stämme werden uns die Ingävonen, Istävonen, Hermonen, Sueven u. a. genannt, die sich wieder in einzelne Völkerschaften auflösten, von denen uns die Cimbern und Teutonen als die ersten genannt werden, welche von 113 bis 101 die Römer hart bedrängten, endlich der römischen Kriegskunst, aber nicht ihrer Tapferkeit in den Schlachten bei Aquae Sextiae und Verona (vgl. dazu übrigens Mommsen R. G. II. 184 Anm.) unterlagen (S. 90).“ — „Im J. 375 erschienen an der östlichen Grenze Europas die Hunnen, ein Volk mongolischer Abkunft, die aus ihren früheren Wohnsitzen, im eigentliche (sic) Hochlande Asiens, schon früh sich durch die Unterwerfung anderer asiatischen (sic) Horden furchtbar gemacht hatten, und drangen mit Ungestüm in Europa ein, wo sie die von der Wolga bis zum Don wohnenden Alanen besiegten und sich mit ihnen zu vereinigen zwangen (S. 92).“ —

Damit es nun nicht scheine, als ob grade dieser Abschnitt in einer unglücklichen Stunde geschrieben sei, noch zwei Sätze. „Den Lydiern wird die Kunst, das Geldmünzen erfunden zu haben, beigelegt (S. 6).“ — „Er (Friedrich d. Gr.) bezog deshalb ein festes Lager bei Bunzelwitz, ohne dass die Feinde ihn hier anzugreifen wagten und die Belagerung bald aufzugeben sich gezwungen sahen (II. S. 79).“ — Diese Beispiele könnten leicht vermehrt werden, da solche Sätze nicht einzelne Versehen des Verf. sind; sein ganzer Styl ist vielmehr eine Kette von schwerfälligen (man beachte z. B. die regelmässige Häufung von Relativsätzen) und falschen Sätzen. Sogar grammatische Fehler finden sich in Menge und sie lassen sich nicht so durchweg auf Druckfehler, deren es freilich auch allzu viele giebt, zurückführen. Besonders mit den Fürwörtern lebt der Verf. in stetem Hader. Als Belege mögen folgende Beispiele dienen. „Aus den . . . Urkunden . . . geht hervor, dass die Wiege des Menschengeschlechts nach Asien . . . zu setzen ist, wo sie in einem . . . Naturzustande ihre Tage hinbrachten, bis sie aus demselben heraustraten . . . (S. 1).“ — „Aus der Geschichte des Volkes, deren Aufzeichnung bis in das entfernteste mythische Zeitalter hinaufreicht und das von vielen Dynastien beherrscht war . . . (S. 4).“ — „Spartas Ansehen sank durch ihres Königs Pausanias Verrath immer mehr (S. 26).“ — „Es (Sparta) trat nicht mehr als ein blofs kriegerischer Staat, sondern als ein eroberungstüchtiger auf, wie es ihr Erscheinen

in Kleinasien beweist ... (S. 31).“ — „Agathokles eignete sich die Herrschaft von Syrakus an, nahm die Mamertiner als Soldner an und setzte mit ihnen nach Afrika über, um die Karthager in ihrem eigenen Lande zu bekämpfen. Nach seinem Tode wieder von den Karthagern bedrängt, riefen sie (?) den Pyrrhus aus Italien zu Hilfe ... (S. 57).“

Auch andere Nachlässigkeiten sind zu erwähnen. S. 58 steht: „ohne jedoch den Marsch Hasdrubals, Hannibals Bruder, nach Italien hindern zu können.“ — S. 68. „Nicomedes III. hatte bei seinem Tode die Römer zu Erben eingesetzt und diese sogleich das Land in Besitz genommen.“ — Meist sagt der Verf. „die Peloponnes“; S. 29 „der Peloponnes“. — S. 87 Stilicho; S. 92 Stilicho; S. 81 „der Gran“ statt „die Gran“; S. 24 „die Ister“.

Davon abgesehen ist an dem Buche der für ein Schulbuch unverzeihliche Mangel einer übersichtlichen Eintheilung des Stoffes zu rügen. Unter der Rubrik „I. Alte Geschichte“ handelt der Verf. ohne Paragraphirung und jeglichen größeren Absatz alle orientalischen Völker und sogar die griechische Vorgeschichte auf 15 Seiten ab. Auch nachher ist die Gruppierung keineswegs geschickt und angemessen. — Und wenn wenigstens dieser strenge äußere Zusammenhang in einer innerlich begründeten Darstellung seine Entschuldigung fände. Aber das ist keineswegs der Fall. In der orientalischen Geschichte sind die Inder, Chinesen, Baktrer, Meder, Lydier, Juden, Phönicier, Babylonier, Assyrer, Syrier, Aethiopier, Aegypter, Griechen (mit einem Abriss der persischen Geschichte als Episode) unverbunden nebeneinandergestellt und welches principium divisionis mag wohl dieser Anordnung zu Grunde liegen? Bei der Besprechung der griechischen Geschichte giebt die Zeitfolge allerdings den notwendigen Rahmen; aber doch wären auch da kurze Bemerkungen über den inneren Zusammenhang der Ereignisse von wesentlichem Nutzen. Der Schüler erhielte sofort eine Uebersicht, wenn er z. B. S. 19 erführe, warum auf einmal nach den Spartanern von den Athenern die Rede wäre. Er liest hier aber nirgends, dass diese beiden Stämme die wichtigsten sind und erst bei Beginn des peloponnesischen Krieges erfährt er von einem Gegensatz der beiden Staaten. S. 23 ist die persische Geschichte plötzlich der griechischen ohne ein einziges Wort der Begründung oder Erklärung eingefügt. Noch empfindlicher sind solche unerklärte Episoden in der mittleren und neueren Geschichte, wo der Anfänger auch bei der sorgsamsten Gliederung leicht den Faden des Zusammenhangs verliert.

Der Raum verbietet uns, auf die Richtigkeit und Auswahl des Materials einzugehen. In letzterer Beziehung ist eine Verständigung schwer möglich; nur eine Bemerkung: musste in dem „kurzen Abriss“ der Parthenier durchaus und relativ so ausführlich Erwähnung geschehen (S. 18)? In Betreff des ersten Punktes

ist der Verf. sorgfältig zu Werke gegangen und grade dies wird die Verbreitung des Buches erklären, zudem da sich der Verf. bemüht hat, der fortschreitenden Wissenschaft auf der Ferse zu bleiben.

---

In vieler Beziehung zeichnet sich vortheilhaft vor den beiden eben besprochenen Büchern aus:

Dr. Heinrich Dittmar: Leitfaden der Weltgeschichte für mittlere und untere Gymnasialclassen oder lateinische Schulen, Real- und Bürgerschulen, Pädagogien und andere Anstalten. 7. Aufl. durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von Gottlob Dittmar. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1873. 251 S.

Der „Leitfaden“ theilt die Vorzüge der „Weltgeschichte in leicht überschaulichem Umriss“ von demselben (1866 †) Verfasser. Er ist in durchsichtiger, anziehender Sprache geschrieben. Der Stoff ist in durchdachter und sehr übersichtlicher Weise gruppirt. Durch gewandte Uebergänge von einem Capitel zum andern wird das Verständnis und Memoriren der Reihenfolge der Thatsachen sehr erleichtert, wie Ref. aus seiner eigenen Schulzeit weiß. Die Auswahl des Stoffes ist eher zu reichlich als zu karg und doch durch größeren und kleineren Druck für die Hervorhebung des Wichtigeren gesorgt. Aber eben mit dem Umriss steht auch der Leitfaden auf einem einseitig orthodoxen Standpunkte, der für viele das Buch unannehmbar macht. Die geschichtliche Objectivität wird in der größten Weise verletzt, der christliche Maßstab an das ganze Alterthum angelegt und damit alle Freude an den antiken Gestaltungen zerstört.

Dem „Leitfaden“ insbesondere wäre noch der Vorwurf zu machen, dass er seinen Ursprung als schematischer Auszug aus dem größeren Werke zu wenig verleugnet. Ein Lehrbuch für mittlere Classen darf doch nicht bloß ein kräftiger Extract aus einem umfangreicheren Buche sein, sondern muss doch wohl seinen besonderen Standpunkt in Darstellung und Auswahl einnehmen. Es wäre demnach eine bedeutende Vermehrung des biographischen Elements erwünscht gewesen.

Berlin.

Dr. Wagner.

---

Geschichtsabriss für die oberen Classen höherer Lehranstalten von Dr. Chr. G. Joh. Deter. Berlin 1871. Weber.

Das vorliegende Buch, das die Ereignisse chronologisch geordnet in kurzer Darstellung aufführt und so die Mitte zwischen Tabelle und Lehrbuch hält, scheint aus dem Unterrichte hervorgegangen zu sein, d. h. es ist praktisch und übersichtlich angelegt und enthält bei aller Kürze reiches Material; doch hat allerdings diese Kürze auch mancherlei Mängel und Unklarheiten herbeigeführt.

So genügt es doch gewiss nicht, um die Spartanischen Verhältnisse zu charakterisiren, wenn „die Spartiaten als Einwohner von Sparta, die Lacedämonier als Staatspächter“ bezeichnet werden; oder wenn in Attika drei politische Parteien: „die Eupatriden (reiche Gutsbesitzer der Ebene), die *πάραλοι* (ein wohlhabender Mittelstand) und die Gebirgsbauern“ angegeben werden. Ebenso ist das Verhältnis zwischen dem jüngeren Cyrus und den Spartanern, sein Zug gegen seinen Bruder und die Gründe zum Kriege zwischen Persien und Sparta in Folge der Kürze nur zum Theil richtig dargestellt. Auch die alte Geographie ist zu wenig ausgeführt; es fehlen z. B. fast ganz die italischen Flüsse so wie die Stämme der cisalpinischen Gallier, die doch nachher in der Geschichte mehrfach erwähnt werden.

In der mittleren Geschichte ist die Vertheilung der Germanen bei Beginn der Völkerwanderung anstatt Angabe ihrer ursprünglichen Sitze nicht recht befriedigend; auch sind die einzelnen Sachsenkriege Karls des Großen nicht auseinander gehalten. Ebenso könnte die Rückerobertung Spaniens durch die Christen etwas ausführlicher und damit klarer dargestellt sein. Auch die Umstände, unter denen Friedrich von Nürnberg mit der Mark belehnt wurde, wünschten wir genauer aufgeführt.

In der neueren Geschichte ist zunächst die Angabe, Katharina von Medici habe von den Guisen unterstützt regiert und sie habe die Bartholomäusnacht herbeigeführt, doch nur halb richtig. Unklar ist die Notiz, Karl XI. habe zu Oliva Esthland und Livland erworben, während schon vorher die Eroberung dieser Länder durch die Schweden erwähnt ist. Ebenfalls unklar und nicht ganz richtig ist es, wenn es heißt, Wallenstein habe Mansfeld aus Niedersachsen nach Ungarn gedrängt. Leicht misszuverstehen ist es, wenn neben Schwerin Leopold von Dessau als Sieger bei Mollwitz genannt wird, da der Schüler hier an den alten Dessauer denken wird; oder wenn angegeben wird, ein „Freicorps“ unter Schill habe 1809 gegen die Franzosen gekämpft. Nicht sachgemäß ist der Ausdruck, Johann Georg sei im 30jährigen Kriege dem Kaiser „treu geblieben“.

Neben solchen durch die Kürze veranlassten Unklarheiten haben wir einzelnes zu erwähnen, was wir ungern vermissen.

So die Nennung der Schlacht bei Mantinea im Jahre 418, die Belagerung von Lilybäum im ersten punischen Kriege, die Polybius und nach ihm Niebuhr zu so ausführlichen Darstellungen veranlasst hat, die Vereinigung der sieben Reiche und die Einführung des Christenthums in England, die Rückeroberung Lothringens durch Heinrich I. und das Jahr der Eroberung Brandenburgs, die Stiftung Bamberg's durch Heinrich II. (da doch die Gnesens erwähnt ist), die Nennung der Kaiserin Gisela und des Ernst von Schwaben. Bei den Kreuzzügen durfte die wichtige Schlacht bei Tiberias nicht fehlen, bei der französischen Geschichte nicht die Ermordung Ludwigs von Orleans durch Johann von Burgund und die des letzteren durch die Begleiter des Dauphin; bei der holländischen wären wohl die Streitigkeiten zwischen der aristokratisch-republikanischen und der oranischen Partei anzuführen gewesen, so wie der Sturz der Brüder de Witt. In der preussischen Geschichte fehlen die Schlachten von Pultusk und Heilsberg, die doch wohl bedeutender sind als die Treffen bei Waghäusel und Oeversee; ebenso haben wir die Regierung Friedrich Wilhelms II. vergeblich gesucht. Nicht minder vermissen wir ungern die dänischen Könige, die uns wichtiger erscheinen als eine Genealogie des Hauses Bonaparte.

Raum für das Erwähnte würde sich finden, wenn Wiederholungen, wie sie mehrfach vorkommen, ausfielen und dafür — wie auch zum Theil schon geschehen — einfach auf das früher Angeführte verwiesen würde; es würde das auf den Kreuzzug Friedrichs I., die englisch-französischen Kriege, die Raubkriege u. s. w. anzuwenden sein. Auch sind die französischen Revolutionskriege zu ausführlich dargestellt; Namen von Feldherrn, wie Scherer, können unbedenklich ganz wegfallen. Ebenso ist manches in der neuesten Geschichte zu verkürzen, z. B. die spanischen Ministerien unter Isabella sind ganz gewiss sehr überflüssig; oder soll der Schüler sich wirklich mit solchem Ballast beschweren?

Eigentliche Irrthümer sind uns nur wenige aufgefallen. Alexander siegte bei Chäronea nicht mit der Phalanx, sondern mit der Reiterei; die Phalanx hielt sich, wie in den meisten Macedonierschlachten, defensiv. Nicht Batu-Chan, sondern Hulagu eroberte Bagdad. Margarethe Maultasch erbte nur Tirol, nicht auch Kärnthen. Die Holländer ergriffen nicht (unter Philipp III. 1598—1621) die Offensive gegen Alexander von Parma, da dieser bereits 1592 gestorben war. Ob Ziethen (und nicht vielmehr Hülsen und Lestwitz) den Sieg bei Torgau schliesslich erfochten haben, ist zum mindesten zweifelhaft; ebenso sind die Ansichten über Moreaus „meisterhaften Rückzug“ jetzt sehr herabgestimmt (vgl. Häufser und Sybel). Bei Probstheyda ward keineswegs ein vollständiger Sieg erfochten, denn in dem Falle würde es sehr übel um Napoleons Rückzug ausgesehen haben. Die Notiz, Johanna von Spanien sei für wahnsinnig erklärt und in strenger

Haft gehalten werden, erinnert allzu sehr an die Bergenrothschen, von R. Rösler widerlegten Enthüllungen.

Schließlich möchten wir noch auf die Schreibart der Namen aufmerksam machen. Abgesehen von Inconsequenzen, wie Adolf und Christof einerseits, Rudolph andererseits, fällt die weder lateinische noch griechische Schreibung griechischer Namen, wie z. B. Polynikes, unangenehm auf; nicht minder bei den lateinischen Namen der Gebrauch des K, wie Kato, Kassius. Dasselbe fällt bei den französischen Namen auf, z. B. Kondé, Kambresis, wozu noch die Anwendung bald der französischen, bald der deutschen Namensform kommt: Louis, Kathérine (sic), Margot u. s. w. neben Johann, Franz, Karl. Höchst sonderbar klingt es, wenn gar Pius IX. immer Pio nono genannt wird. Falsch ist die Form Olinth für Olynth, ebenso Polysperchoa (wo das f überhaupt fehlen kann), Viscellinus (während Mommsen Vecellinus nachgewiesen hat), Blenheim anstatt Blindheim. Bruns wird besser in Brun verwandelt (wie auch Giesebrecht schreibt), Lützelburg in Lützelburg. Suwaroff wird richtiger Suworoff geschrieben, wenn auch das o fast wie a auszusprechen ist.

Die gerügten Punkte werden sich gewiss bei einer neuen Auflage leicht verbessern lassen; im übrigen ist — wie schon oben erwähnt — das Buch praktisch und brauchbar.

Dr. F. Voigt.

- 
- 1) Logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit fünf Decimalstellen bearbeitet von Dr. C. Bremker. Berlin 1872 Weidmannsche Buchhandlung. S. XXXI und 159. Preis 10 Sgr.
  - 2) Fünfstellige Logarithmen-Tafeln für Schule und Praxis von Dr. H. Hertzner, Prof. und Lehrer an der Königl. Gewerbeakademie zu Berlin. Berlin 1872 bei Gaertner. 93 S. Preis 10 Sgr.
  - 3) Fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln, herausgegeben von Dr. O. Schlömilch, königlich sächsischem Hofrath und Professor. Wohlfeile Schulausgabe. Braunschweig 1872. Vieweg u. Sohn. 151 S.

Das gleichzeitige Erscheinen dreier neuer Ausgaben von Tafeln mit fünfstelligen Logarithmen zeigt, dass endlich der unnütz zeitraubende Gebrauch der ohnedies kostspieligen Tafeln mit siebenstelligen Logarithmen allgemeiner aufgegeben ist. Schon 1844 hat G. H. T. Müller in dem Vorwort zu seiner Ausgabe vierstelliger Logarithmen (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) seine begründete Verwunderung darüber ausgesprochen, dass trotz der unleugbaren Vortheile des Gebrauches von Logarithmen mit weniger Bruchstellen jener „Ziffernluxus“ noch so allgemein getrieben werde. Die erste Auflage der vielfach empfehlenswerthen

Tafeln von E. F. August mit fünfstelligen Logarithmen erschien 1846 (Leipzig bei Veit); es folgten die namentlich auch durch manche äufseren Eigenschaften sich empfehlenden fünfstelligen Tafeln von Th. Wittstein (Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1. Auflage 1859) und die Tafeln von Gernerth (Wien bei Beck 1866). Wenn nun auch die Augustschen Tafeln bereits in acht, die Wittsteinschen Tafeln in vier Auflagen in Gebrauch gekommen sind, so scheint doch erst in neuester Zeit die Verwendung von fünfstelligen Logarithmen allgemein Anerkennung gefunden zu haben. Wenigstens erschien noch 1869 (Berlin, Nicolai) eine neue verbesserte und vermehrte Stereotypausgabe der „logarithmisch-trigonometrischen Tafeln mit sechs Decimalstellen. Mit besonderer Rücksicht für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. C. Bremiker,“ während jetzt von demselben auf diesem Gebiet wohlbewährten und allgemein hochgeschätzten Verfasser auch die oben genannte „Tafel mit fünf Decimalstellen“ vorliegt. Derselbe hat damit einem ihm mehrfach ausgedrückten, im Drange anderer Arbeiten erst jetzt erfüllten Wunsche genügt, „die Principien, welche bei seiner sechsstelligen und späteren siebenstelligen Tafel maßgebend gewesen sind, auch auf eine fünfstellige Tafel in Anwendung gebracht zu sehen.“ Es ist ihm „eine besondere Genuehthung, das Buch jetzt fertig zu sehen, da sowohl der eigene Gebrauch die Bedürfnisfrage stets zusagend beantwortete, als auch damit Gelegenheit zur Publication von einigen andern längst entworfenen Tafeln gegeben war, welche nun im Anfang beigegeben sind.“ Mit Recht bemerkt Bremiker in seinem Vorwort, dass bei solchen viel zu brauchenden Hilfsmitteln sehr viel auf eine zweckmäßige äußere Ausstattung (Format und Druck) und übersichtliche Anordnung ankomme. Er verwirft demnach das gesucht kleine Format der verschiedenen Taschenausgaben. Die Tafeln gehören auf den Tisch des Rechners, auf Spaziergängen rechnet man nicht mit Logarithmen. Etwas kleineres als Octavformat haben August und Schlömilch gewählt, weil sie die ganze Einrichtung der übersichtlichen Anordnung der Logarithmen der trigonometrischen Functionen anbequemt und deshalb auf jede Seite 30 Querzeilen genommen haben, wodurch dann freilich namentlich die Tafel der Briggschen Logarithmen der sogenannten natürlichen Zahlen an Uebersichtlichkeit verliert. Dagegen hat Gernerth bei sehr hohem Format 60 Zeilen in der Columne, von denen bei der Tafel der gemeinen Logarithmen die untersten 10 zu Nebentafeln benutzt sind, da zweckmäßig nur 50 Zeilen von Mantissen der Logarithmen der natürlichen Zahlen unter einander stehen. Dieser Rücksicht zu Liebe, die aber auch für die Tafeln der natürlichen Logarithmen von Gewinn ist, haben Bremiker und Hertzler je 50 Querzeilen auf die Seite genommen. Dadurch werden bei letzterem die Logarithmen der goniometrischen Functionen der um Minuten



wachsenden Winkel weniger übersichtlich, Bremiker aber nimmt diese um Hunderttheile eines Grades wachsend und gewinnt dadurch auch in diesem Theile eine gute Anordnung. Freilich geht von dem Vortheil der so gewonnenen Uebereinstimmung in den verschiedenen Tafeln vieles wenn nicht alles verloren, so lange wir die allgemein gebräuchliche Eintheilung des Grades in 60 Minuten u. s. w. nicht aufgeben und nun Minuten und Secunden immer erst mit Hilfe einer bei Br. beigegebenen Tafel in Decimalbrüche des Grades umrechnen müssen. Die Form der Ziffern ist bei Br. der sogenannte altenglische Schnitt, so dass die Ziffern nicht gleich hoch zwischen Parallelen liegen, was allerdings das rasche und sichere Lesen sehr erleichtert. Aber um auf einer grossen Octavseite ausser den Ueber- und Unterschriften und den nothwendigen Abtheilungslinien 50 Reihen unter einander zu bringen, sind die Ziffern wie auch in seinen sechsstelligen Tafeln so klein genommen, dass dadurch der Vortheil ihrer Form zum Theil verloren geht: Wittstein hat grössere Ziffern derselben Art und bei einem ebenso hohen, nur wenig breiteren Format je 40 Zahlenreihen auf der Seite unter einander. Dadurch ist eine grosse Deutlichkeit gewonnen, die für das richtige Lesen der einzelnen Zahlen entschieden vortheilhaft ist; aber die für das Aufsuchen bequeme Uebersichtlichkeit ist geopfert. Dass Bremiker abweichend von den übrigen bei den Mantissen der gemeinen Logarithmen nur die erste, nicht die beiden ersten Decimalstellen absondert, erscheint kaum als eine besondere Verbesserung und das der andern üblichen Anordnung zu Grunde liegende Streben nach Deutlichkeit wohl nicht als „zu weit gehend“.

Was nun den Inhalt der oben genannten neuen Ausgaben betrifft, so giebt nur Bremiker eine Anweisung zum Gebrauche der Tafeln, die aber auch namentlich für die im Anhang enthaltenen Tafeln zur Bestimmung der Zeit nach Sonnenhöhen unentbehrlich ist. Hertzner und Schlömilch geben gar keine Anweisung, nur ganz kurze Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten ihrer Tafeln. Zu diesen gehört bei beiden, dass die letzte Ziffer der Mantisse, wenn sie bei der Abkürzung um eine Einheit erhöht worden, unterstrichen ist. Die dadurch allerdings mögliche, etwas grössere Genauigkeit ist wohl nur bei Multiplicationen, wie sie z. B. die Zinseszinsrechnung fordert, von Bedeutung. Für diesen Zweck giebt Heis in seiner bekannten Aufgabensammlung an geeigneter Stelle die Logarithmen der Zahlen 1,01 bis 1,06 bis auf zehn Decimalstellen. Natürlich bilden in allen drei Ausgaben die Briggschen Logarithmen der Zahlen den ersten Theil, aber nur Schlömilch hat auf der ersten Seite (wie Wittstein) die vollständigen Logarithmen der Zahlen von 1 bis 100 mit Kennziffer. Beim Schulunterricht ist dies für die Einführung in die Sache sehr zweckmässig, überhaupt eine Zusammenstellung der Logarithmen eines kleineren Zahlenkreises mit unmittelbar

Nebeneinanderstellung des Numerus und Logarithmus. Bremiker giebt deshalb auf den vier ersten Seiten die Mantissen von den Logarithmen der Zahlen von 1 bis 1000 in solcher Anordnung. Bei Hertzner beginnen die Tafeln dagegen mit den sechsstelligen Mantissen von den Logarithmen der Zahlen 10000 bis 11009 (S. 2 und 3), denen dann die fünfstelligen für die Zahlen von 1000 bis 10009 folgen; während Schlömilch an die fünfstelligen bis 10000 noch sechsstellige bis 10909 anschliesst. — Alle drei enthalten die Proportionaltheile für die Einheiten der fünften Stelle vollständig (August giebt überall nur die ohnedies leicht zu bestimmenden Differenzen der Mantissen der vierzifferigen Zahlen). Die Verwandlung der gemeinen Logarithmen in natürliche und umgekehrt ist ebenfalls in allen dreien berücksichtigt, am ausführlichsten von Hertzner S. 92 im Anschluss an die S. 81 bis 90 vorhergehende Zusammenstellung der natürlichen Logarithmen der Zahlen von 1000 bis 5009 und von 5,00 bis 10,09. Dagegen hat Schlömilch am Schluss S. 147 die natürlichen Logarithmen der Zahlen von 1 bis 100 mit deren reciproken Werthen, Quadrat und Kubikwurzeln zusammengestellt, nachdem er schon weit vorher S. 35 eine kleine Tafel zur Verwandlung und die Briggschen und natürlichen Logarithmen einiger oft vorkommenden Zahlen eingefügt. Letztere finden sich ebenso abgesondert auch bei Hertzner S. 24. — In den Tafeln der Logarithmen der goniometrischen Functionen giebt Bremiker nur die Differenzen der Mantissen für die um Hunderttheile des Grades wachsenden Winkel, Hertzner nur für die um Minuten wachsenden, Schlömilch für die einzelne Secunde. Letzteres ist wohl das bequemste und praktischste und deshalb auch schon von Wittstein aufgenommen. Es ist in der That unnütz zeitraubend, bei jeder Secundenrechnung erst die Division der Differenz für die Minute durch 60 auszuführen. Auch darin haben die Tafeln von Schlömilch übereinstimmend mit denen von Wittstein einen Vorzug, dass sie die natürlichen goniometrischen Functionen der Winkel von 10 zu 10, resp. von 15 zu 15 Minuten mittheilen, denn es ist für den gründlichen Unterricht in der Trigonometrie von grosser Wichtigkeit, auch den Zahlenwerth der Function unmittelbar anfangs in Rechnung zu nehmen. Die Gaußsichen Additions- und Subtractionslogarithmen, die sich bei August und Wittstein ziemlich vollständig finden, hat von den neuen Herausgebern nur Bremiker berücksichtigt, dagegen die Längen der Kreisbogen für die einzelnen Grade, Minuten und Secunden, die die übrigen alle bringen, fortgelassen. Von eigenthümlichem Interesse, wenn auch von geringerer Bedeutung für den Schulunterricht sind bei Bremiker S. 135—144 die Tafeln zur Bestimmung der Zeit nach Sonnenhöhen, der Refraction, Parallaxe und des Radius der Sonne, zur Berechnung von Berghöhen nach Barometer.

Messungen S. 152, die chronologischen Tafeln und die Zeit- und Festrechnung S. 153—156.

Das Urtheil über die Brauchbarkeit von Logarithmentafeln ist nicht unabhängig von individuellen Ansichten und Gewöhnungen; das Vorstehende dürfte genügen, um über die Eigenthümlichkeiten der genannten Tafeln zu orientiren.

Berlin.

P. Rühle.

- 
- 1) Dr. Paul Reis, Gymnasiallehrer in Mainz. Lehrbuch der Physik. Einschließlich der Physik der Luft (Meteorologie), des Himmels (Himmelskunde) und der Erde (physikalische Geographie). Leipzig. Quandt u. Händel 1870—72. S. 662. Mit 204 Abbildungen und 782 Aufgaben. Preis 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Thlr.
  - 2) Dr. C. Fliedner, Oberl. am königl. Gymnasium in Hanau. Aufgaben aus der Physik, nebst einem Anhange, physikal. Tabellen enthaltend. Zum Gebrauch für Lehrer und Schüler in höheren Unterrichtsanstalten und besonders beim Selbstunterrichte. S. 125—33. Mit 56 eingedruckten Holzschnitten. 16 Sgr. — Auflösungen dazu. S. 177. Mit 106 eingedruckten Holzschnitten. 24 Sgr. 4. verbess. und vermehrte Aufl. Braunschweig. Vieweg u. Sohn 1872.
  - 3) O. Burbach, Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaft am Seminar zu Gotha. Physikalische Aufgaben zur elementar-mathematischen Behandlung. Für den Schulgebrauch bearbeitet. S. VII. 118. 2. Aufl. Gotha. Thienemann 1872.

Wir haben das erste Heft von No. 1, welches die Einleitung und die Mechanik enthielt, bereits J. XXIV S. 355 ff. angezeigt und uns ausführlich über die darin beobachteten Grundsätze ausgesprochen, können also im wesentlichen darauf verweisen. Auch die anderen Hefte, die das Werk zum Abschluss gebracht haben, sind in demselben Sinne gearbeitet, nach deductiver Methode aus einem Principe heraus die Optik und die Wärmelehre entwickelnd, überall auf die neuesten Entdeckungen und Theorien eingehend und, so weit es der Umfang des Buches erlaubte, sie erklärend und beurtheilend, zahlreiche mathematische Aufgaben anknüpfend, welche die mathematischen Vorkenntnisse der Primaner eines Gymnasiums nicht übersteigend die behandelten Gesetze zu selbständiger Anwendung bringen sollen. Ueberall sind Namen und Jahre der ersten Entdecker angeführt. Um einen Beweis für die Vollständigkeit zu geben, erwähnen wir nur kurz eine Anzahl von Instrumenten, die in der Optik Erwähnung und eingehende Erklärung finden: Ophthalmometer, Augenspiegel, Optometer, Stereoskop, Pseudoskop, Telestereoskop, Chrimakistiskop, Schlierenapparat, Schistoskop; die Spectralanalyse wird auf 10 Seiten, der Vorgang des Sehens auf 25 Seiten behandelt; auf S. 306 u. 30 finden wir die Namen: Fraunhofer, Secchi, Doppler, Lockyer, Huggins, Zollner, Preyer, Bence Jones, Hoppe-Seyler, Fudakowsky.

Roscov, Lielegg, Sorby, Brewster, Stockes, Greist. Dass bei der Behandlung der Wärmelehre die mechanische Wärmetheorie zu Grunde gelegt ist, versteht sich von selbst. Auch hier finden wir bei Erörterung der Methoden zur Bestimmung der specifischen Wärme fester und flüssiger Körper in §§. 429—31 auf 3 Seiten die Namen: Neumann, Regnault, Rumford, Kopp, Wüllner, Schüller, Pfandler, Lavoisier, Laplace, Bunsen, Tob. Mayer, Dulong und Petit, Bettendorff, Wöstyn, Thomsen, Marignac. Darüber, dass das Buch des Verf., welches zum ersten Male in einem Lehrbuche die physikalischen Erscheinungen und Gesetze, mit Ausnahme der Erscheinungen des Magnetismus und der Electricität, aus dem Princip der Erhaltung der Kraft auf dem Wege der Deduction ableitet, eine überaus schätzbare Bereicherung der Litteratur ist, werden alle, welche das Buch benutzen, gewiss einverstanden sein. Ganz anders aber stellt sich die Frage, ob es sich für den Unterricht eigene. Zunächst können wir das Streben nach einer Vollständigkeit nicht billigen, die alle neuen Erscheinungen darbietet, abgesehen davon, wie weit sie bereits anderweitig bestätigt worden sind, wie weit sie nur Einzelheiten betreffen, die im Vergleich zu den fundamentalen Gesetzen an Bedeutung ganz zurüctreten, da eine solche Vollständigkeit über der Masse des Stoffes das Wichtige neben dem Unwichtigen verschwinden lässt. Die Sache liegt ja für Lehrer und Schüler ganz verschieden. Der erstere, dem das Fundamentale bekannt ist und feststeht, der es auch als solches von dem übrigen auszusondern versteht, findet das vorwiegende Interesse an dem, wodurch er seine Kenntnisse zu bereichern gedenkt, der Schüler muss dagegen zuerst über jene Fundamente zu völliger Sicherheit und Klarheit gelangen, und wenn er diese wirklich erreicht hat, wird man schon ganz zufrieden sein können. — Uns scheint es völlig unthunlich, den Schülern unserer Gymnasien und Realschulen die Physik in der vorliegenden Form und Ausdehnung zu lehren. Ich würde es nicht einmal für rathsam halten, einzelne begabte Schüler in diesem Alter und bei ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung mit diesen schwierigen Partien auf dem Wege der Deduction zu beschäftigen. Selbst die Mechanik der festen Körper, wenn sie auch nur das Elementare umfasst, erfordert viel Geduld und Zeit, wenn man die Principien derselben bei einer gefüllten Classe zu derjenigen Klarheit bringen will, dass die Mehrzahl der Schüler sie selbständig anzuwenden vermöge. Wenn der Verf. sagt: „Schüler, die Sophokles und Tacitus verstehen sollen, die Logik und Propädeutik pflegen, denen man die Trigonometrie des schiefwinkligen Dreiecks zumuthet, die nach ein bis zwei Jahren in alle Tiefen der Wissenschaft eindringen sollen, können auch die Deduction des Brechungsgesetzes und der Gesetze der specifischen Wärme verstehen,“ so scheinen uns die Prämissen ebenso zweifelhaft, als die Schlussfolgerung bedenklich. Man untersuche nur, wie es bei der grossen

Mehrzahl mit dem inneren tiefen Verständnis eines Sophokles und Tacitus steht und welche Zeit trotz der langjährigen Vorbereitung darauf verwendet werden muss, um sie in dasselbe einzuführen, der Logik gar nicht zu gedenken, und erwäge, dass aus der Lectüre jener Schriftsteller immerhin eine werthvolle Erinnerung für das Leben aufgenommen werden kann, wenn auch an Stelle des tieferen Verständnisses nur das Gefühl lebendig angeregt worden ist, während die deductive Ableitung der physikalischen Gesetze werthlos ist, wenn sie nicht wirklich gründlich mit dem Verstande erfasst und begriffen ist. Man bedenke die äußerst geringe Anzahl der trigonometrischen Sätze, die immer in neuer Gestalt und den vielfachsten Aufgaben zur Anwendung kommen, und vergleiche sie mit dem massenhaften Material, welches gerade des Verf.'s Buch darbietet. Man überlege, welchen Einfluss in diesem Lebensalter ein bis zwei Jahre, ganz besonders aber die völlige Veränderung der Art des Studirens, die academische Freiheit, die geistige Hebung durch den Umgang mit Höherstehenden haben, vor allen Dingen aber, dass auf der Universität sich jeder dem Studium zuwendet, zu welchem er die meiste Neigung, die meiste Begabung besitzt und der er seinen vollen Fleiß widmet, so wird das Missliche der vom Verf. angestellten Vergleiche in deutliches Licht treten. Dagegen sind wir mit dem Verf. in dem, was er über die Zeit sagt, einverstanden, dass nämlich in einer der mittleren Classen, z. B. in Obertertia, ein physikalischer Vorkursus eingeschoben werde, damit nicht die zahlreichen Abiturienten aus Untersecunda, die einstigen Freiwilligen, das Gymnasium ohne Kenntnis des Thermometers und Barometers verlassen, wie es jetzt leicht möglich ist. Und zwar kann dies geschehen, ohne Beeinträchtigung anderer Wissenschaften, wenn man die der Obertertia für Naturkunde zugewiesenen Stunden dazu benutzt. Ebenso hoffen wir, dass sich auch in der Secunda noch eine zweite Stunde für die Physik werde ermitteln lassen. Aber selbst bei der Eintheilung des Verf.'s und bei Ausscheidung vielleicht der Hälfte dessen, was der Verf. gegeben, vermissen wir einen Platz, wo die Himmelskunde behandelt werden soll, die sich doch nicht so leicht, wie etwa die physikalische Geographie, an eines der andern Capitel anschliesst.

Wir haben rückhaltlos unser Urtheil über das gediegene Werk des Verf.'s als Lehrbuch ausgesprochen, fügen aber gleich hinzu, dass kaum nach Vollendung der ersten Auflage, die freilich zu ihrem Erscheinen 3 Jahre bedurft hat, was bei einem solchen ersten Versuche und einer so eingehenden Durcharbeitung sehr erklärlich ist, von einer zweiten Auflage die erste Lieferung bereits erschienen ist, der die anderen sofort nachfolgen sollen. Dieser Anerkennung freuen wir uns aufrichtig. Ist dem Herrn Verf. unsere erste Anzeige zu Gesicht gekommen, so müssen wir uns wundern, dass er den damals von uns bemerkten unzweifel-

haften Fehlschluss, der sich auf S. 109 a. E. wieder findet, nicht beseitigt hat. Die Ausstattung ist der namentlich auf dem Gebiete der exacten Wissenschaften besonders rührigen Verlagshandlung würdig.

Die beiden Aufgabensammlungen No. 2 und 3, die wir in ihren früheren Auflagen vielfach mit Nutzen gebraucht haben, bedürfen hier ebenfalls keiner eingehenden Behandlung. No. 2 erscheint bereits in 4. Auflage, was bei einem solchen Buche ein deutlicher Beweis für seine unmittelbare Brauchbarkeit ist. Die Aufgaben sind im wesentlichen dem Standpunkte der Schüler angepasst und klar ausgesprochen, so dass eine weitläufige Erörterung grösstentheils nicht erst erforderlich ist. Fast alle Aufgaben sind nach dem decimalen Mafs- und Gewichtssystem umgeändert. Die Ausstattung ist vortrefflich. — No. 3, welches wir J. XXIV. S. 142 ff. rühmend angezeigt haben, hat eine recht erhebliche Ausdehnung erhalten; die Anzahl der Aufgaben ist von 1245 auf 1443 gestiegen; doch sind, um die erste Auflage daneben benutzen zu können, den Aufgaben die Nummern der früheren beigefügt. Die Aenderung des Mafssystems ist natürlich auch hier von Einfluss gewesen. Die Auflösungen sind besonders zu 3 Sgr. zu beziehen und findet in diesen auch eine Unterscheidung der Aufgaben nach ihrer Schwierigkeit statt. Bei der Benutzung der 1. Auflage ist es uns leider aufgefallen, dass die Auflösungen ausserordentlich viel Fehler enthielten, die nur theilweise auf Druckfehler zurückzuführen waren. Einige derselben, z. B. gleich die beiden ersten, ferner zu 158. 223 sind verbessert. Da die Zahlenwerthe aber wegen der Veränderung des Mafses sich geändert haben, so hätte es keinen Zweck, die Fehler hier anzuführen; wir bitten aber den Herrn Verf., für grössere Correctheit durch sorgfältige Revision der Rechnung Sorge tragen zu wollen. Aber wir fügen hier gleich hinzu, dass wir nur abgekürztes Rechnen und zwar auf eine kleine und der Aufgabe angemessene Anzahl von Stellen, die den Aufgaben hinzugefügt werden könnte, für passend halten. Als Beleg für die Richtigkeit unserer Forderung diene folgendes Beispiel. Der Verf. sagt §. 29. Für den praktischen Gebrauch genügt es, wenn die Grösse des Luftdruckes auf 1 Qcm. zu 1,03 Kgr. anstatt zu 1,0325 Kgr. angenommen wird. Damit sind wir durchaus einverstanden. Nun berechnet er aber das Resultat der Aufgabe: Wie groß ist der Luftdruck auf die Oberfläche eines Würfels von 0,24 Seitenlänge? auf 3559,68 Kgr. Nimmt man 1,0325, so erhält man als Resultat 3568,32 Kgr. Es sind also bei der von dem Verf. für genügend erachteten Genauigkeit nicht einmal die Zehner der Kilogramme sicher, und doch rechnet er bis auf Hundertel. Die Zahlen sind freilich geduldig, aber Sinn und Zweck haben solche berechnete Zahlen nicht. Dies ist dann auch für die Praxis nicht unwichtig, da derjenige, welcher sich gewöhnt hat, so ohne Kritik auf Massen von

Stellen zu rechnen und sich begnügt, sich nicht calculatorisch verrechnet zu haben, sich auch auf diese Stellen verlassen zu können glaubt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, zu erwähnen, dass bereits nach 8 Monaten von:

Bardeys methodisch geordneter Aufgabensammlung, über alle Theile der Elementar-Arithmetik,

welche wir mit besonderer Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit in diesen Bl. anzeigten, eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Der Verf. hat die in den verschiedenen Anzeigen gemachten Bemerkungen, soweit er sich von der Richtigkeit derselben überzeugen konnte und der Plan des Buches selbst es gestattete, dabei berücksichtigt. Namentlich hat er einen neuen Abschnitt mit Aufgaben über den binomischen Lehrsatz hinzugefügt, aber auch sonst an mehreren Stellen die Anzahl der Aufgaben vermehrt, doch so, dass die erste Auflage ungehindert daneben benutzt werden kann. So hat das treffliche Buch noch wesentlich an innerem Werthe gewonnen.

Zullichau.

Dr. Erlcr.

## DRITTE ABTHEILUNG.

### AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

Philologus. Band XXXII, Heft 3.

XI. *Lexikographische Bemerkungen medicinisch-philologischen Inhalts* von N. Anke. — Ὁ βουβών und inguen; ὁ βουβών 1) Leistengegend, 2) die Leistendrüse, 3) die Leistendrüsengeschwulst, inguen hat eine umfassendere Bedeutung, in der Prosa aber nicht die obscöne Bedeutung wie bei den Dichtern. Denn Plin. XXVIII, 9 sind unter inguina nur Drüsengeschwülste zu verstehen und Celsus III, 5 (beide Stellen sind von Freund als Belege citirt) unter febris ex inguine das Fieber, welches bei Geschwülsten verschiedener Drüsen entsteht. — Χοιράδες und strumae. Die χοιράδες sind harte, zum Theil schmerzlose Geschwüre am Halse, in der Achselhöhle und der Leistengegend, struma 1) die Drüsengeschwulst und jede ihr ähnliche Geschwulst, besonders im Pl. strumae; 2) der dicke Hals, der durch Geschwülste entstellte Hals und Nacken. — p. 405. *Verg. Georg. IV*, 316 von E. v. Leutsch. sata bezeichnet die Saaten, das noch nicht reife Getreide, vites die Stöcke mit den unreifen Trauben. — p. 406—440. *Aug. O. Fr. Lorenz: Beiträge zur Kritik und Exegese des plautinischen Miles gloriosus*. 604. für resciverint Müller. Pl. pr. 463 anm.: Quippe si hercle rescuere. 613, 614, 615 sind noch nicht sicher hergestellt. 630. Die Transposition Guyeds: pernix sum pedibus, manibus mobilis hätte in den Text aufgenommen werden sollen, da sie doppelte Alliteration giebt. — 678 lautet nach Bugge (Skand. Zeitschrift für Philologie und Paedagogik VII, p. 11) liber autem egomet uolo uiuere. uiuere = esse wie Trin. 390. Bacch. 614. Men. 202. 908. Rud. 290. 1281. — 694 hätte entweder der Vorschlag Gruters: si ea deducta est cuipiam usquam gentium, oder Danzens; usquam cuipiam aufgenommen werden sollen. 700. Ritschl citirt Op. II, p. 260 Di tibi propitii sunt hercle; si istam semel a miseris. — 702 hätte an dem von Ritschl gegebenen Platze stehen bleiben sollen. — 715 in hiare mit dem Accusativ Porcus ap. Sueton. uit. Ter. p. 292, 17; Ammian XXX, 4, 15;



Censorin 1, 1. — 776. Für *istuc item* ist zu schreiben *istuc quidem*, wie Bergk, Ind. lectt. Halenss. 1858/59, p. XIII anrath und Ritschl Opusc. II, p. 418 not. billigt. — 779 schreibt Bugge: *multi suspicant mentirier*. — 838 Tu hercle itidem für idem. — 880 opificina kommt erst wieder vor bei Jul. Valer. res gestae Alex. III, 51 (28). — 941. H. Keils Emendation (Prisc. II, p. 59) *compsissume* (von *κομψῶς*) ist in den Text aufzunehmen. — 964. Zu der Anm. sind noch zu fügen: Titin. 93. Turpil. 103 fastidit mei. — 968. In der Anmerk. hinzuzufügen: vergl. dignus pro Sall. Cat. 51, 8; Hor. epist. I. 7, 24. — 1005. vidisti hat schon Reiz conjicirt. — 1006. Für adigit hätte nach dem Rec. im philol. Anz. I, p. 118 das echt plautinische subigit beibehalten werden müssen. — 1016. So wenig wie man an dieser Stelle aus der Erwähnung der Bacchanalien einen Schluss über die Abfassungszeit des Stückes ziehen kann, so wenig sicher ist der aus den philippischen Goldmünzen (1064) hergeleitete Anhaltspunkt für die Chronologie der plautinischen Stücke. Denn dass die griechischen Palliaten sie nicht gekannt haben, ist unbeweisbar, man kann dabei auch an die von dem Vater Alexanders des Großen geschlagenen Stücke denken; und wenn sie auch in größerer Menge erst nach 194 v. Chr. in Umlauf kamen, so war ihr Name und Werth den Römern doch bekannt. — 1043. Aehnliche harte Synizesen wie dignior bei Geppert: Aussprache der lat. im älteren Drama p. 29. — 1065 liest jetzt Lorenz Aetna non aequae altast. Die Länge des a in Aetna erklärt sich aus der dorischen Form *Αἴτνα* für *Αἴτνη*. — 1118. Von den verschiedenen Verbesserungsvorschlägen empfiehlt sich am meisten der von Müller, Pl. pr. p. 244 *Dicas necessum tibi esse uxorem ducere*. — 1279. In der Anmerkung ist hinzuzufügen: vergl. cum in summa expectatione res esset Cic. Att. VIII, 11, D. 3; und die Redensart in mora esse alicui Trin: 277, Andr. 424, Ad. 354. — 1389. Für in statu stat muss es heißen stat in statu. — 1405. Zu der Anmerkung ist noch zu fügen: Em ego hoc tibi As. 431, Em tibi Curc. 195; em serva Ad. 172 ist wohl eher: „nimm Dich in Acht,“ Andr. 416: passe auf.

p. 441 *Ernst von Leutsch* Verg. Georg. IV, 333 etc. schreitet von v. 332 die Erzählung nicht vorwärts, sondern rückwärts. —

XIII, p. 442—477. *Zu den Terenzhandschriften, von Fr. Umpfenbach.* Enthält eine genaue Angabe der Collationen von 1) Lindenbergs vetus codex; 2) codex Parisinus 7903a, nur für Adelphi, Andria, Eunuchus; 3) Bentley's Regius chartaceus; 4) der übrigen Handschriften Bentley's und Lengs, des Academicus, codex Dunelmensis, Petrensis, codex Collegii Corporis Christi, codex Shippenianus. — p. 477. *Kritische Bemerkungen von K. E. Georges.* Livius 21, 3, 1 quin praerogativa militaria, postquam extemplo Liv. 44, 33, 2 apertos emergerent rivos. Sueton. Ner. 54 proditurum se hydraulam, abzuleiten von prodire, er werde auftreten als . . . , Cic. Ep. ad Att. 9, 18, 2 in qua erat arena sceleris. Cic. Resp. 2, 5, 10 mari asportaret. Cic. or. p. Rab. Post. 10, 26 steckt in dem maecia pella vielleicht Graeca palla. Sol. 32, 30 aprugineis dentibus geschützt durch Apic. 7, § 21 aprogineo more. Flor. Virg. orat. an poeta p. 107, 13 ed. Halm sane qua für plane quam.

XIV. p. 478—489. *Bemerkungen zum vierten Buche des Lucretius, zweites Stück. Von A. Brieger und Fr. Susemihl.* vs. 518 etc. 2 in ruant kann nur omnia Subject sein. 528 etc.: Zu praeterea radit . . . clar

gehört als begründender Nachsatz quippe ubi . . . Der Indicativ bei quippe ubi hat sein Analogon in quippe qui mit dem Indicativ. 531 hat coeperunt die Bedeutung: Wenn jemand sich daran gemacht hat = wenn jemand bemüht ist, wie auch 808 etc. und VI, 432. v. 532 statt Winkelmanns: expleto . . . ore zu lesen expletis ostis. Ostia hier von einer Thüröffnung, wie I, 89 und 95 arae von einem Altare, cavae IV, 111, 391. VI, 252 von einem Himmelsgewölbe etc. — 543 ist sub mit mugit zu verbinden, als eine Tmesis; submugire „dampf aufbrüllen“. 544 conj. Br. et rebsant raucum retro loca (für Lachm. regio cita) barbara bombum. — 545 mit Bernays zu lesen: et gelidis cyncni nocte oris ex Heliconis. 551 f. mit Recht vor 542 gestellt. 551 f. und 542—46 scheinen ein späterer Zusatz des Dichters zu sein. — 553 f. quaeque zu verbinden mit verba, v. 553 illa herzustellen und das Komma vor quaeque zu setzen. Illa vox collectivisch zu fassen. — 598. Die im Phil. XXIII, p. 465 aufgestellte Lesart: colloquium ut clausis foribus quoque saepe videmus wird sprachlich und sachlich begründet. — 595—614. Die Verse 603—609 sind auszuscheiden, 609—611 bilden den Ueberrest einer andern Fassung des Gedankens von 595—602. — 611. Lachmanns intra ist beizubehalten, für saepem—saepa zu schreiben, clausa hier und I, 354 zu behalten.

p. 489. *K. E. Georges*: Zu Seneca Ep. 95, 70 (H) ne pro libertate decidat, sed omnia experiat: dass er nicht ein Abkommen treffe, nicht Frieden schliesse, nicht Chamade schlage. — p. 490—530. *J. Schubring: Kamarina*: nebst einer Steindrucktafel. Der Verfasser behandelt nach einander die Geschichte, die Münzen und die Topographie der Stadt. I. Geschichte der Stadt. Sie ist angelegt von den Phöniciern. Deutung des Namens nicht sicher, entweder: Sumpf des brausenden, rauschenden Flusses, oder der bisweilen austrocknende Sumpf, oder der dunkle, morastige Sumpf. 599 führten die Syrakusaner eine Colonie dorthin. 553 oder 552 fiel Kamarina von der Mutterstadt ab und wurde zerstört. Zum zweiten Male wurde es von Hippokrates v. Gela gegründet, im Jahre 492. Jedoch von dessen Nachfolger Gelon wurde es 484 abermals zerstört, die Einwohner nach Syrakus geführt, die Stätte blieb 23 Jahre wüst liegen. Endlich im Jahre 461 wurde es wiederum gegründet, es begann die dritte, 56 Jahre währende Periode Kamarinas, die Zeit des Glanzes. 452 siegte der Kamarinäer Psaumis zu Olympia mit dem Viergespann, ihm zu Ehren wurden die beiden Pindarischen Oden Ol. IV u. V gedichtet. Im Pelop. Kriege schloss es sich anfangs an Athen an, schloss aber 425 Frieden mit Gela. Von da ab ist ein Schwanken in der Politik wahrnehmbar, bis es sich endlich Syrakus anschloss. 406 betheiligte es sich am Kampfe gegen die Punier und wurde nach dem unglücklichen Feldzuge 401 als mauerloser Flecken den Carthagern übergeben. Die vierte Neubegründung fand 339 statt. Der Ort hatte aber jede Bedeutung verloren, er wurde von den Mamertinern geplündert und 258 nach harter Belagerung von den Römern zerstört und nicht wieder aufgebaut, hauptsächlich in Folge der ungesunden Lage. In späterer Zeit bestand, weiter nach Süden, eine Stadt Kaukana in der Nähe, die gleichsam die Nachfolgerin K.'s war. In den Hafen dieses Ortes flüchtete sich wahrscheinlich im Jahre 249 die Flotte des Consuls Junius Pullus. Kaukana wurde im Mittelalter zerstört. In der Umgegend entstanden nach und nach Comiso, im 15. Jahrhundert Bisari, 1490 S. Croce, 1596 Vittoria. II. Die Münzen. Verfasser bespricht in dieser Ab-

handlung, der es an Vollständigkeit mangelt, weil die Gothaner und Imhoff'schen Sammlungen ihm nicht vorlagen, Tetradrachmen (39 St.), Didrachmen (15 St.), Drachmen und Kleinsilber (34 St.). Bei Kupfermünzen lassen sich 4 Perioden unterscheiden; aus der ersten stammen 24 St., aus der zweiten 25 St., aus der dritten 8 St. III. Die Topographie. Nördlich von der Stadt befindet sich der See oder der Sumpf Kamarina, in den sich der Hipparis ergießt; nördlich von diesem wieder der kleinere Sumpf Salito und der Hauptbegräbnisplatz. Im Süden der Stadt ergießt sich der Bach Rifriscolaro. Unter diesem ist nicht der von Pseudo-Pindar (Ol. V, 11) besungene Oanisfluss zu verstehen, vielmehr ist dies der noch südlicher liegende Fluss von S. Croce oder Vallone la Fontana.

Die Stadt selbst war im Norden und Süden von Flussebenen, im Westen vom hafenslosen Meere begrenzt, also nur im Osten angreifbar. Am Meere erkennt man noch Mauerfragmente. Auf dem Gebiete der ehemaligen Stadt erheben sich zwei Kuppen, von denen die eine die Trümmer eines Antentempels, nach der Ansicht des Verfassers des Heiligthums der Stadtgöttinnen Athene trägt; auf der andern befand sich wahrscheinlich der Tempel des Herakles-Melkarth. Die Akropolis stand wahrscheinlich am Meere. Von der Stadt sind nur noch Trümmer vorhanden. Jenseits des Rifriscolaro ist ein zweiter großer Todtenort. — IV. Die Kamarinaea war im Norden und Nordwesten begrenzt vom Dirilloflusse oder einem der ihn begleitenden Höhenzüge, im Osten vom Fluss Hyrminus oder Hirminius. Der Flächeninhalt beträgt etwa 700 Quadratkilometer. Nördlich von K. erstreckt sich die fruchtbare Ebene von Vittoria, im Alterthume Mesopotamium, zwischen Dirillo und Hipparis, letzteren noch überschreitend. Nordwestlich davon liegt Plaga Calvisiana, nach Südosten Plaga Heraeum. Kaukana liegt am Cap Scalabri. Bukra ist das heutige Punta di Braccetto, nordwestlich von Kaukana. Von den Ruinen, von denen Fazell viel Rühmens macht, ist nur ein Bad erhalten. In der Umgegend erheben sich mehrere alte Thürme. Das Binnenland bietet wenig Interessantes dar.

*Kritische Bemerkungen von Th. Bergk.* Varro R. R. 1, 63, 2 pisetur oder pinsetur ist beizubehalten. Varro R. R. 3, 16, 34 ne deficient animis. — Plumarius bedeutet Goldwirker, Brokatwirker, Brokatweber. — XVI. 531 bis 540. *G. F. Unger: Der römische Jahresnagel.* Verf. sucht die Ansicht Mommsens (Röm. Chronologie, p. 174), dass der heilige Nagel mit dem Jahr an sich nichts zu schaffen habe und zunächst in seiner natürlichen Bedeutung der Schicksalsfestigung stehe, in welcher er als Attribut der Necessitas, Fortuna, Atropos bekannt sei, zurückzuweisen. Ebenso wenig sei unter dem in den Jahren 391 und 491 eingeschlagenen clavus annalis nur ein Säcularnagel zu verstehen. — p. 540. *Kritische Bemerkungen von K. E. Georges:* Curt. 5, 11 (31), 8 quantum ex vultu conligi poterat, oder: quantum ex vultu conici poterat. Val. Max. 8, 5, 3 wahrscheinlich tantus testis apud iudices. Asc. in Cic. Mil. 9, 14 (vol. V, p. 2, p. 44, 11 sequed. Bait.) quod non intererat (sc. scire) auditorum. Cic. Verr. 5, 66, 169. Statt affixum vielleicht afflictum. Cic. Ep. ad Fam. 12, 25, 3 quoddam ingratum. Cic. C. Rab. Post. 2, 4. Hic ex illo natus. Cic. de Domo sua: labem atque luem.

II. Jahresberichte. 41. S. 541–562. *Römische Historiker der Kaiser-*

zeit. *Erster Artikel: Q. Curtius Rufus. Von A. Eussner. (Schluss.)*  
 Th. Vogel: *Kritisch-Grammatisches z. Q. Curtius Rufus: Jahrbuch für Philol.* 1870, 547—562 ist bemerkenswerth wegen der Beiträge zur Erklärung des Schriftstellers. In der Annahme von Lücken ist er zu kühn. IV, 15, 6 schaltet V. nach mittit ein: ad regem, Ref. will lieber nach juberet — rex setzen. V, 1, 6 nach usu didicisse — se, V, 4, 15 schiebt V. vor intrare — se ein, Ref. schreibt intrari, V, 4, 12 nach gloria — aeterna einzuschieben, V, 12, 1 glaubt Ref., dass zwischen agere und gratias ursprünglich regi gestanden hat. Als offenes Glossem betrachtet Ref. IV, 14, 14 quos locavit aversos hinter ultimi. V, 4, 7 ändert Ref. durch Transposition: Medus ad mare . . vehitur, quidquid adluit, floribus vestiens; gignendaeque herbae non alius est aptior; platani quoque et populi contegunt ripas. V, 3, 13 Diu Sisigambis supplicum precibus repugnavit abnuens, simul admonens (fälschlich aus einer Randbemerkung in § 9 gekommen) deprecationem pro illis non convenire fortunae, in qua esset. adicitque. — Ref. trägt noch einige Emendationsvorschläge vor: III, 2, 9 für ignota etiam ipsi — ignota etiam Persis (verschrieben aus psis der Mss.); III, 4, 2 für imitante — imitantes. III, 8, 17 f. maritimas regiones praemissos — navi rimatum regis res praemissos. III, 10, 9 f. nec solitos cibos — nec soli cibos. IV, 1, 5 f. de regno aequo — de regno acquirendo. V, 1, 19 f. famaue etiam . . . . celebris — fama eque etiam . . . . celebris. III, 5, 13: sciant, me non tam mortis quam morae (statt belli) remedium quaerere. V, 6, 12: sub ipsum Vergiliarum occasum st. sidus. — IV. Interpretation. Ruf. sucht an einigen Beispielen zu zeigen, dass Curtius, sowie auch Tacitus, das Vorbild des Sallustius vor Augen gehabt hätten. Im weiteren wird Krahs Arbeit: Curtius als Schullektüre besprochen und anerkannt. Das Lexikon zu Curtius von Eichert, Hannover 1870, ist zwar zu empfehlen, erregt aber mannigfache Bedenken; denn es ist nur der Text von Foss zu Grunde gelegt, und außerdem ist die Aufzählung nur für den flüchtigen Gebrauch hergerichtet und zugeschnitten. Zum Schluss spricht der Ref. noch über die Gesamtwürdigung des Curtius. Bei Bernhardy finden sich vielfache Widersprüche, noch größere bestehen aber zwischen Bernhardy und Teuffel. Ref. charakterisirt das Werk des Curtius so, dass Curtius in dem glänzenden Kriegs- und Siegeszug nicht sowohl eine weltgeschichtliche That, als ein verwegenes, vom Glück begünstigtes Abenteuer sieht. Der Verf. lebt nicht in seinem Stoffe, er steht nicht über demselben: er ist hinter seinem Ziele zurückgeblieben. Seine Absicht war, nicht etwa den speciellen Interessen eines Kaisers zu schmeicheln, noch als Historiker eine Zeitepoche zu betrachten, sondern die „ein dankbares Thema mit den frischesten Farben, wie sie für den Ton der Bewunderung taugten, auszumalen“ (Bernhardy). Ein Roman kann, wie Vogel nachweist, das Werk des Curtius nicht genannt werden. Bei der Ungleichheit der Behandlung haben gerade die rhetorischen Parthien gewonnen: Die Reden bei Curtius kommen denen bei Livius an Formvollendung oft nahe, stehen ihnen sogar gleich. Er liebt sentenziöse Betrachtungen, ohne aber geflügelte Worte zu schaffen. Minder günstig lautet das Urtheil über die Erzählung. Endlich wird Vogels Ansicht, die er mit Bernhardy und Teuffel theilt, dass C. ein Copist des Livius sei, gegen Krah aufrechterhalten. — p. 562. *Alb. Müller: Zur Notitia Dignitatum.* Die Quelle für die vier Figuren am Wappen des gesammten orient. und occident. Reiches (Notitia

Dignitatum in partibus Orientis cap. 43 B, p. 115 und 116 ed Boecking) scheint zu suchen zu sein bei Cicero de imp. Cn. Pomp. 10, 38 in summo imperatore has inesse res oportere: scientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem.

III. Miscellen. A. Zur Erklärung und Kritik der Schriftsteller: 19 philol. Thesen von Th. Bergk (Phil. XXX, p. 672.) 26. Hom. Od. IX, 491 Ἄλλ' ὅτε δὴ δις τόσσον ἅλα ῥήσσαντες ἀπῆμεν. 27. Hes. Theog. 253 πνοιᾶς τε ζαθέων ἀνέμων σὺν Κυματολήγῃ. 28. Alk. f. 18 χόλασι δ' ἄγκοιναί. 29. Aesch. Suppl. v. 668: φυλάσσοι τὰπιτιμὲ' ἀστοῖς. 30. Aesch. Septem v. 409 σειρῆν πέδῳ σκίψασαν ὄν ποδ' ἂν σχεθεῖν. 31. Soph. Oed. Col. 553 καὶ γὰρ — ἂν' οὖς — ἐφόνευσα καὶ ὄλυσσα. 32. Eur. Heracl. 777: Ἐπεὶ σοὶ πολὺ θυστός αἰεὶ — τιμὰ κραινίται, εὖτ' ἐπέλθῃ — μνηὸν φθινῶς ἄμερα, — νεῶν θ' ἄμιλλαι χορῶν τε μοικταί — ἀνεμῶντι δ' (Ἀρεως) ἐπ' ὄχθῳ — ὀλολόγματα παννυχιόισιν ὑπὸ — παρθένον ἰακχεὶ ποδῶν κρότοισιν. 33. Arist. Thesm. 162 st. κἀχαιὸς — χῶ Χιος (näml. Democritus der Musiker) und 163 st. καὶ διεκίνων — κἀκόμων. 34. Arist. Ritter v. 555 καὶ κτανέμβολοι θοαὶ μισθοφόροι τρήρεις. 35. Thuc. VI, 104 κατὰ τὸν Τερψαῖον ἰσθμῶν, f. κόλπον. 37. Nonnus scheint noch die Schrift des Pherekydes von Syros gekannt zu haben. 38. Auf dem Vasenbilde (Ann. des Arch. Inst. II, 1, 37) hat der Zeichner die Namen vertauscht. Die Nymphe heisst ΤΡΡΒΑ, der Satyr ΟΨΑΤΙΕΣ (Οὐατίας). 39. Die Etrusker haben griechische Tragödien gerade sowie die Römer in Uebersetzungen auf die Bühne gebracht. 40. Die Worte der Lex Plaetoria bei Censorinus 24 lauten: Praetor urbanus, qui nunc est, quique posthac fuit, duo lictores apud se habeto, isque supremam ac solem occasum usque ius inter cives dicit. 41. Plaut. Truc. IV, 4, 29 Id quoque induter dustim nomen commemorabitur. 42. Plaut. Trin. v. 820 Salsipotentii et multipotentii Jovis fratri et Neriei Neptuni. 42. Plaut. Casina V, 4, 1 wird der Zusammenhang durch Umstellung zweier Verse hergestellt. 44. Hor. Sat. II, 1, 86 Solventur bis sex tabulae, tu missus abibis. 45. Varro de l. l. VII, 31 st. o. P. Scipio — obscurior. 46. Varro de l. l. V, 175. Bergk empfiehlt zur Prüfung den Vorschlag: Ab eodem donum, nam Graece ut Aeolis δόνειον, et ut Alii δόμα et ut Attici δόσιν. 47. Quintilian I, 4, 10 si non aliqua officio consonantium fungatur. 48. Macrob. Sat. III, 9, 8 propitii sitis st. praepositi. 49. Frontinus de aquis II, 90 permanent st. permanent. 50. Front. de aquis II, 100 ornandis st. ordinandis, nachher praefectis frumento dando zu lesen. — S. 568—70. A. Bischoff: Ueber Homer II. A. 1) das erste Lied vom Streit der Fürsten enthielt nichts von Chryses und der Pest, 2) ebenso wenig von dem Stück Athene und Achill, 3) auch die Fortsetzung (348 bis 430, 493 ff.) konnte nicht im Hinblick auf das erste Lied, wie dasselbe jetzt lautet, gedichtet sein. — 21. S. 571 und 572. A. Lawes zu Xenophoni Hellenica 3, 5, 3 αὐτῶν τὸ ἄρχειν εἶναι; 4, 1, 25 der Satz Διὰ γὰρ — στρατοπεδεύσεις gehört hinter § 17. — 22. p. 572. C. Hartung z. Hor. Carm. III, 19, 21 spargere rosas bedeutet entweder, wirkliche Rosen sollen gestreut werden, oder rosa ist hier = Rosensalbe. 23. Greef: ad und apud bei Städtenamen führt noch einige Belegstellen über den Gebrauch dieser Präpositionen bei Städtenamen, namentlich über apud bei Cicero und bei Livius an.

## Band XXXII, Heft 4.

Inhaltsverzeichnis des 32. Bandes. Verzeichnis der Mitarbeiter aus Bd. XXVIII—XXXII. — *Spengel z. Tacitus Ann. IV.* 34. schreibt, mit Umstellung des quod: . . . crimine, editis annalibus laudatoque M. Bruto, quod C. Cassium Romanorum ultimum dixisset; nach Plutarch. Brutus 44 hat Brutus den Cassius so genannt. Das crimen besteht darin, dass Cremutius Cordus Geschichtsbücher herausgegeben, und in diesen den Brutus darum gelobt hat, weil er den Cassius den letzten Römer nannte. — p. 577—599.

*XVII. Lexikographische Bemerkungen medicinisch-philologischen Inhalts; von N. Anke.* Febris; acutus bedeutet bei Celsus: 1) schnell verlaufend. 2) heftig, gefährdend. Febris acuta an vielen Stellen *heftig, gefährdend*; II, 4. V, 26, 31. IV, 4, 3. III, 1. Febris magna III, 6 das heftige und anhaltende Fieber. Der Unterschied zwischen Febres vehementes und f. magnae liegt in der längeren Dauer der letzteren. Lentus bedeutet bei Celsus 1) lange anhaltend (I, 3, 1). 2) langsam, selten. 3) Schwach, leicht. 4) hartnäckig. Febris acuta ist das heftige, namentlich Entzündungen begleitende Fieber, febricula lenta oder longa leichte, oft wiederkehrende Fieberbewegungen, welche besonders chronische Leiden, namentlich Zehrkrankheiten begleiten. Wechselfieber nennt Celsus II, 17. III, 2 etc. febres quotidianae, Plinius H. N. XXXII, 38 febrium circuitus. Frigus bedeutet Kälte der Extremitäten, horror Schüttelfrost. — *Stomachus* umfasst die Speiseröhre und den Magen als ein Ganzes; an einzelnen Stellen versteht Celsus darunter nur die Speiseröhre, sonst aber nur den Magen, der auch ventriculus heisst. Der Pfortner, *ὁ πύλωρος* wird Celsus IV, 12 ventriculi porta genannt, der Leerdarm ieiunum (IV, 1) sonst summum intestinum, der Kehledeckel ligula (IV. 1 statt lingua in manchen Ausgaben). Medium intestinum bei Cicero de nat. deor. II, 55, 137 ist nicht das Gekröse, wie Freund annimmt, sondern der mittlere Darm. Das Gekröse heisst nach Celsus IV, 1 membranulae. Stomachus IV, 20 bedeutet Aerger. Alvus hat nie die Bedeutung des ventriculus. Lotio, das Freund (th. 1, p. 805) als rein lateinisches Wort für alvi ductio, Klystier, vorschlägt, nach Celsus II, 12, kommt weder in den besten Ausgaben des Celsus vor, noch ist es in irgend einer Handschrift nachweisbar. Vielmehr entstand es aus dem dort ganz passend stehenden potius, das Caesarius in potionibus und van der Linden in lotionibus änderte. Ventriculus furunculi (V, 28, 8) ist der Eiterpfropf des Blutschwärs, ital. ventriculo del fignolo. — Uterus 1) die schwangere Gebärmutter. 2) die Bauchhöhle. 3) III, 21 = uter. Praecordia. 1) Brusthöhle. 2) Herzgrube. 3) Zwerchfell. 4) Oberbauchgegend unter den Rippen, τὰ ὑποχόνδρια. 5) die Gedärme. Pectus 1) Brustbein. 2) Der vordere Theil des Brustkorbs, als Gegensatz zu scapulae, dem Rücken. 3) Bei Plinius XI, 82 der knöcherne Theil des Brustkorbs. Iter urinae ist nicht, wie Freund angiebt, der Harngang, sondern die Harnröhre. Nervus bedeutet bei den Römern den Muskel, die Sehne, einen Strang, aber nicht Nerven. Distentio nervorum Krämpfe, so II, 1. Resolutio umfasst verschiedene Grade der Schwächung, von der Erschlaffung an bis zur Lähmung und dem Schlagflusse, ein gelähmtes Glied membrum resolutum oder pars resoluta, die vom Schläge gerührten attoniti. — Suffusio oculorum nicht „Trübung der Hornhaut“ (Freund), sondern der graue Staar. Der grüne Staar glaucoma. — Nausea, bei Celsus 1) See-

krankheit (Plinius nausea maris. 2) Brechneigung, aber niemals das Erbrechen selbst. — Cancer bedeutet bei Celsus nicht, wie Freund meint, „Krebs“, sondern bald ein wysipelutöses, bald ein putrides, bald ein gangranöses Geschwür. — Rheumatismus bei den Römern und das *ῥέυμα* der Griechen bedeuten vornehmlich Katarrhe der Respirationsorgane und der Gedärme, nicht die von uns so genannte Krankheit. Diese nennt Plinius XXIII, 3 *nervorum dolores frigore orti*, XXVI, 66 *nervorum morbi*, Rheumatismus *occutus* (Plin. XXV, 49) scheint unser Rheumatismus zu sein. — *Articulus* bei Celsus 1) Gelenk. 2) Knochen. 3) *articuli* die Gelenkleiden. — *Callus* 1) Verhärtung alter Geschwüre und Fisteln. 2) Knochennarbe. 3) Gichtknoten. — *K. E. Georges* behält die Lesart *Corn. Nep. Cat. 1, 4 quod non minoris existimamus* (was wir mit vollem Bewusstsein der Gründe eben so hoch anschlagen) bei. — p. 600–668. *D. Dellefsen*: Die Geographie der tarraconensischen Provinz bei Plinius (H. N. III, 18–30. 76–79. IV, 110–112). Mit Benutzung namentlich des von Hübner im zweiten Bande des *Corp. Inscr. Latinarum* wird der Text bei Plinius einer Revision unterworfen. — p. 668. *Fr. Umpfenbach* *Plaut. Epid. III, 1, 57. Euge, eüge, Epidice, frugis nugacissime.*

XIX. p. 669–682. *Th. Bergk: Lösungen.* (s. Philol. XXXI, p. 122.) VI. Ein Gesetz des Solon. In den Worten des solonischen Gesetzes bei Demosthenes gegen Aristocrates 53 *ἐάν τις ἀποκτείνῃ ἐν ἀθλοῖς ἄκων, ἢ ἐν ὀδῶ καθελών, ἢ ἐν πολέμῳ ἀγροΐσας* bedeutet *καθελεῖν* in „ἐν ὀδῶ καθελών“ wohl nichts anderes als „niederwerfen, überwältigen“ wie bei Plato *Prot. p. 343 C.* Offenbar ist aber ein Zusatz ausgefallen, wodurch ausgesprochen, dass es sich um Nothwehr handele. Mit Zuhilfenahme eines Psephisma aus *Ol. 92, 4.* (*Ephemeris archaiologica* vom Jahre 1847) und der von Köhler im *Hermes II, 27 etc.* publicirten vollständigeren und berichtigten Abschrift desselben stellt Bergk das Psephisma und den Wortlaut des von Demosthenes angeführten Gesetzes wieder her: Z. 33 der Urkunde: [*ἐάν τις ἀδικῶν ἄχων τα χειρ[ο]*] — Zeile 34: *ᾧ[ν ἐν ὀδῶ καθελών, ἢ ἐν πολέμῳ ἀγροΐσας, ἢ ἐν ἀθλοῖς] ἀέκων κ* — Z. 35: *τε[λευτῆ] τούτων ἐνεκα μὴ φεύγειν κτείναντα διαγινώσκειν δ]ὲ τοὺς ἐ* = Z. 36: [*φρέτας*]. Die folgenden Zeilen der Inschrift bezieht B. auf die auch bei Demosthenes sich anschließenden Bestimmungen über den Ehebrecher und ergänzt demnach: Z. 36: [*φρέτας καὶ ἐάν ἐπι δάμαρτι ἢ ἐπι παλλάκῃ, ἢ ἂν ἐγγὺ ἐπι] ἐλευθ* — Z. 37: *ε[ρ]ο[ί]σας παισὶ, ἢ ἐπι μητρὶ ἢ ἐπι ἀδελφῇ ἢ ἐπι θυγατρὶ τιμωρ] ούμερο* — Z. 38: *ε κτ[είνῃ, τούτων ἐνεκα μὴ φεύγειν κτείναντα.* — VII. Zur Prometheus-sage. Theog 563 verwirft B. die Conjectur von H. Stephanus *μελέουσι* als der Wortstellung und dem epischen Sprachgebrauch zuwider und schreibt sich an die handschriftliche Ueberlieferung haltend: *Ὀὐκ ἐδίδου Μελίγας πυρὸς μνος ἀκαμάτω ἐθνητοῖς ἀνθρώποισι, οἱ ἐπι χροῖ ναιετάουσι*: Zeus gab nicht (mehr wie früher) das Feuer den melischen Nymphen (den Eschen) für die Menschen; der erste Dativ ist mit *ἐδίδου*, der zweite mit *πυρὸς μένος* zu verbinden. — VIII. In dem Epigramm des Alkaios v. Messene, *Anthol. Pal. IX, 518* ist *Μακίνου* mit kleinem Anfangsbuchstaben zu schreiben und hinter *Ὀλύμπιε* ein Kolon zu setzen: erhöhe deine Mauer, Olympischer Zeus, denn Philippus erstürmt alle Mauern, und schliesse die eiserne Gitterthor. Die mediale Form auch *Anth. VI, 171.* Die Nachahmung des Alpheios von Mytilene *Anth. Pal. IX, 526* bestätigt B.'s Ansicht. Usen

Auffassung (Rh. Mus. 25, 294) ist demnach zu verwerfen. Das Epigramm VII, 238 ist auch dem Alkaios zuzuschreiben, der Schluss bezieht sich aber nicht auf Alexander, sondern auf Philipp den fünften. — XX. *C. Fr. Müller: Zu Sophocles Antigone.* Verf. nimmt die handschriftliche Ueberlieferung der Rede Kreons (639—680) in Schutz gegen jeden Versuch, Verse umzustellen oder einen auszuschneiden; in v. 650 schlägt er vor zu lesen: *κὼν εὖ* (statt *ἄν*) *γυναϊκῶν* etc. — p. 690. *K. E. Georges zu Plinius Nat. Hist.* 7, § 185 *induens* st. *intuens*, § 195 *undis resoluta* st. *inde sororiculata*. § 57 *inediae tum poena*. § 95 *hippopodamios editur*. 11, § 5 *non inessent*. 18, § 62 *scandalum* st. *scandalam* oder *scandalum*. — p. 691—697. XXI. *Die griechischen Wörter bei Lucilius, von K. Bouterweck.* Es werden abgesehen von den im Lateinischen als allgemein recipirt erscheinenden Wörtern wie *gymnasium*, *stadium*, *tapete* u. a. 66 griechische Wörter aufgezählt, von denen 31 auch bei andern Schriftstellern vorkommen. — p. 697. *K. E. Georges: Vermischte Bemerkungen.* Lampr. Heliog. 14, 6 *lithocreis* beizubehalten, *depicere* mit acc.- herabsehen auf (von Lachmann z. Lucr. p. 236 bezweifelt) Cic. Rep. 3, 9, 14. Plin. Ep. 5, 6, 23. Macrob. Sat. 1, 6, 15. — Varro R. R. 2, 5, 7. vielleicht *ne gibbera spina, sed leciter remissa*. — XXII. p. 698 bis 710. *C. Peter: Zur Chronologie der Briefe des jüngeren Plinius.* Verf. sucht nachzuweisen, dass die von Mommsen (Hermes 3, p. 31 fl.) behauptete Folge der Briefe der Hauptsammlung nicht aufrecht erhalten werden könne. — p. 710. *K. Schenkl* liest Val. Fl. Arg. VI, 413: *Hinc biliuges, illinc artus tondentur exiles*. — XXIII. p. 711—724. *A. Greef: Die Praeposition cum* in Verbindung mit dem Relativum. Bei Cicero überwiegt Postpositio, bei Caesar findet nur Postpositio statt, hingegen bei Nepos, Livius, Vellejus Paterculus, Curtius, Plinius dem Jüngeren, Plinius dem Aelteren, Sueton nur Praepositio, bei Sallust dreimal Postpositio, einmal Präpositio, Quinctilian neben der Praepositio in Folge seines fleissigen Studiums des Cicero auch Postpositio, Tacitus Praepositio, einmal in einem Briefe Ann. I, 25 *quibuscum*. Die Inschriften werden nicht berücksichtigt. Ein Unterschied in der Bedeutung zwischen *quicum* und *quocum* ist nicht anzunehmen.

II. Jahresberichte. 44. *Die aeschyleische Litteratur von 1859 bis 1871.* I. *Allgemeiner Theil (Schluss). Metrik, von N. Wecklein.* Zur Besprechung kommen: 79. De caesura media in Graecorum trimetro iambico. Diss. Alb. Schmidt. Bonn 1865. 80. De pedibus solutis in dialogorum senariis Aeschyli, Sophoclis, Euripidis, C. Fr. Müller, Brl. 1866. 81. G. Jacob: De aequali stropharum et antistropharum in tragoediae Graecae canticis conformatione. Brl. 66. 82. Joh. Rumpel. Quaest. metricae. Part. I. II. Progr. Insterburg 1865. 1866. 83. Rumpel im Phil. XXV, p. 54—66. Die Auflösungen im Trimeter des Aeschylus und Sophokles. p. 471—477: Ueber rein jambische Trimeter. p. 477—483. Ueber die liquida *ρ* im Anlaute und Inlaute bei den Tragikern. 84. R. Nieberding. De anapaestorum apud Aeschylum et Sophoclem ratione antisystematica. Diss. Berl. 67. 85. R. Klotz. De numero anapaestico quaestiones metricae. Leipz. 69. 86. R. Westphal: Prolegomena zu Aeschylus Tragoedien. Leipz. 1869. — p. 738. *E. v. Leutsch, φύλλα* Mimnerm. fr. II, 1. Bk. nicht Blätter, sondern Blumen.

III. Miscellen. p. 739. 24. *M. Schmidt.* Soph. Oed. Tyr. 200 liest *τὸν ᾧ πῦρ ἀσπαρηφόρον κράτει | νομῶν πάτερ ὑπὸ σῶ φθίσον κερανῶ.* p. 740. 25. *C. Fr. Unger.* Plut. Cat. maj. c. 13. *ἔθεντο σημεῖα πορείας*



(statt πρὸς) τινὰς εὐσκόπους κεφαλὰς. c. 15. τὸν Σκηπίωνα ἀπ' ὄγκου (statt οἶκον) τε μέγαν καὶ ἀληθινὸν φρονήματος, mit hohem Selbstgefühl und gerechtem Stolze. c. 21. εἰς ἐργασίαν statt ἐργατησίαν. c. 27. statt σφαλλομένην — ἐξαλλομένην exsultantem, sich aufbäumend. — p. 743. *Glaser* zu Vergil Georg. I, 83 nec ulla „und auch einiger.“ — p. 744. 27. *Th. Fritsche: Menipp und Horaz*. Verf. sucht seine Ansicht über die gemeinsame Quelle der lukianischen und horazischen Satiren, die er in seiner Schrift: „Menipp und Horaz“ entwickelt hat, gegen eine Beurtheilung im Phil. Anz. IV, p. 196 zu stützen. — p. 748. 28. *Rob. Unger. Horat. Carm. IV, 2, 2. Ire ceratis ope Daedalea Nititur pennis.* — p. 749. n. 29. *E. Rohde: Zu Dictys Cretensis: I, 5, p. 5, 19 ed. Ferd. Meister st. usum — fisum; I, 22, p. 17, 13 st. reseratum est — reserenatum est*, es klärt sich wieder auf. II, 15 p. 27, 17 veluti publicum funus eius [curatum corpus] crematum igni etc. II, 23 p. 33, 2 quin in quire zu verwandeln. II, 29 p. 36, 32 ire ist zu streichen. II, 33 p. 39, 27 tamquam insperato divinitus levamine. II, 41 p. 12 st. militiae — malitia. II, 49 p. 49, 31 st. acta — dicta. II, 51 p. 50, 30 manus adeo oculari. III, 3 p. 53, 9 se eum, cum primum — — interempturum. III, 3 p. 53, 32 statt earum — parum. III, 9 p. 57, 7 statt de interitu Priamidarum — non decem interitus Priamidarum. p. 57, 9 ist hinter praesidium ein fuisse einzuschieben. II, 26 p. 68, 21' more femineae miserationis. V, 7 p. 92, 16 st. monifis — atonitis. V, 15 p. 99, 33 statt eorum — eorundem. VI, 2 p. 103, 1 statt addidere — addere. VI, 7 p. 107, 29 statt plurimas — pulcherrimas. VI, 8 p. 109, 14 statt eiusque — eisque.

### Philologischer Anzeiger. No. 7.

184. *Historische Syntax der lat. Sprache von Dr. A. Dräger. Erster Theil; Gebrauch der Redetheile. Leipz. 1872*, angez. von *K. E. Georges*. Ref. vermisst eine genaue Ausbeutung der von Dräger selbst als benutzt angeführten Schriftsteller und giebt eine Reihe von Nachträgen zu c. I, § 7 (p. 9 etc.) — 185. *Gustav Dascalas: Rhetorum antiquorum de figuris doctrina. Pars prior. Breslau 1869*. Verf. behandelt genau und ausführlich im Anschluss an R. Volkmanns Hermagoras vorläufig die Lehre der Alten von den Figuren im allgemeinen und von den einzelnen figurae verborum, ohne jedoch auf die ersten Anfänge bei Gorgias und Isokrates zurückzugehen. — 186. *Fedde: Ueber Wortsusammensetzung im Homer. Breslau 1871*, angez. von *C. Hartung*. Ref. giebt eine kurze Inhaltsübersicht. — 187. *G. Benseler, Quaestionum Alcanicarum pars I. Eisenach 1872*. — 188. *E. Krause: De attractionis usu in infinitivo tragicorum locis collatis. Breslau 1871*, angez. von *C. Hartung*. Die wichtigsten Resultate werden aufgeführt. — 189. *Euripides Kyklops . . . übers. von Val. Hintner. Progr. des Gymn. z. Czernowitz. 1871*. Die Uebersetzung ist nicht ohne Werth. Ref. sieht v. 153 in ὄσμιον eine Glosse zu dem ursprünglichen ἄσμιον, 480—482 scheinen ihm unecht. 190. *G. Treue: De codicibus non nullis Parisinis Plutarchi Moraliū narratio. Jauer 1871*, angez. von *C. Hartung*. 1211 und Tischendorf VII sind durchweg der Textgestaltung zu Grunde zu legen; der Apparat des Contus ist ohne Wert. — 191. *Ed. Rasmus: De Plutarchi libro, qui inscribitur: de communibus*

*notitii commentatio*, Frankfurt a. O. 1872, angez. von H. H. Verf. vertheidigt gegen Benseler und Volkmann die Autorschaft des Plutarch. — 192. *Andocidis orationes ed. Fr. Blass*. Leipz. angez. von J. H. L. Ref. bespricht dies verdienstliche Werk und macht einige Verbesserungsvorschläge zu I, 76, I, 89, I, 41. — 193. *Arnold Laudahn: Welchen Einfluss hat Isaeus auf die demosthenischen Vormundschaftsreden ausgeübt?* Abth. I. *Die Prooemien jener Reden*. Progr. Hildesheim 1872. — 194. *Fr. W. Holtze: Syntaxis Lucretianae Lineamenta*. Lips. 1868, angez. von *Bouterweck*. Ref. giebt eine Reihe von Nachträgen. — 195. *H. Wilcke: Demonstratur brevis disputatione, quid elocutio Juvenalis a Persiana differat*. Stendal. Progr. 1869, angez. von B. Der Inhalt wird kurz angegeben. — 196. *A. Weinhold: Quaestiones Sallustianae maxime ad librum Vaticanum 3864 spectantes* (Aus den act. soc. Ritsch. I, 2, p. 183). Ref., der die Ansicht des Verfassers theilt, dass diese Handschrift nicht bloß die durchcorrigirte Recension eines willkürlich ändernden Redactors sei, giebt eine Inhaltsübersicht. — 197. *Cornelii Taciti Germania, erkl. von Schweizersidler*, Halle 1871, angez. von *G. Kaufmann*. Einzelne Ansichten des Verf.'s werden bekämpft, im übrigen wird die Ausgabe als ein willkommenes Hilfsmittel für das Verständnis der Germania empfohlen. — 199. *Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers L. Septimius Severus und seiner Dynastie; von Dr. J. Höpfer, Privatdocent an der Universität Giessen*. 1. Bd. 1. Abth. 1872, angez. von *Dr. J. W. Schulte*. Nach kurzer Inhaltsangabe theilt Ref. einige Ausstellungen und Wünsche mit. — 198. *Histoire de la littérature grecque, par Emile Burnouf, directeur de l'école française d'Alhènes*. Paris 1859. 2 Bde. Mehr für Laien und Lernende, als für Fachgenossen geschrieben. Lachmann und die ganze spätere Homerforschung scheint dem Verf. völlig fremd zu sein; jede Beeinflussung der Hellenen durch Aegypten oder Semiten wird gelegnet, den Indern und Persern hingegen ein nie unterbrochener Einfluss eingeräumt. — 200. *Caroli Nipperdeii variarum observationum antiquitatis Romanae caput II*. (Index scholarum aestiv. in univers. Jenenei habendarum) 1872. Behandelt das Verhältnis der Sallusthandschriften, einige Zusätze zu des Verf.'s Schrift über: die *leges annales* der römischen Republik in Bezug auf das Staatsrecht in der Kaiserzeit, endlich einige Stellen in Tacitus Annalen. — 201. *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgange der Antonine; von L. Friedländer*. 3. Theil. 1871. Ref. polemisiert gegen das Bestreben Fr.'s, die ersten zwei Jahrhunderte der Kaiserzeit in ein günstigeres Licht zu setzen. — 202. *Die wichtigsten Punkte der lat. Rechtschreibung für Schulen; nebst einem orthographischen Register, von Dr. K. Bock*. Berl. 1872. — 203. *Hilfsbüchlein für lat. Rechtschreibung von W. Brambach*. Leipz. 1872, angez. von *K. E. G.* — 204. *Dr. F. Bleskes Elementarbuch der lat. Sprache, bearbeitet von Dr. A. Müller, Director des Gymnas. zu Ploen*. Hannover 1871. — 205. *L'hellénisme en France, leçons sur l'influence des études grecques dans le développement de la langue et de la littérature française, par E. Egger*, Paris 1859. 2 Bde. „Aufser einer lebendigen und angenehmen Darstellung zeichnet sich das Werk einerseits durch ausgedehnte Gelehrsamkeit und Bücherkenntnis, andererseits durch strenge und nüchterne Kritik aufs vortheilhafteste aus.“ — 206. *Acta societatis philologiae Lipsiensis ed. Fr. Ritscheli*. Tom. I, angez. von *E. v. L.*

## No. 8.

219. *Sammlung der Parallelstellen zum ersten Buche der Odyssee; aus dem nachgelassenen Manuscripte des: Parallel-Homer von Joh. Ernst Ellendt, herausgegeben durch Georg Ellendt.* Progr. Königsberg i. Pr. 1872, angez. von C. Hentze. Ref. giebt noch einige Nachträge. — 220. *Arnold Hug: de arte critica in Antiphontis orationibus facitanda.* Univers. progr. Zürich 1872, angez. von F. Blass. Ref. billigt die Ansicht des Verf.'s, der den Crippsianus an Ort und Stelle vollständig neu hat vergleichen lassen, dass der zweite Corrector des Crippsianus (A<sup>2</sup>) nicht nach Correctur, sondern nach einer ihm vorliegenden Handschrift emendirt hat, welche zu der Familie β (codd. BLZM) gehörte, kann aber unmöglich der Classe β neben A und N einen selbständigen Werth einräumen. Im übrigen aber verdient die sorgfältig gearbeitete und bedeutende Resultate bietende Schrift alle Anerkennung. — 221. *Aug. O. Fr. Lorenz: Collationen des codex vetus Camerarii (B. bibl. Vat. cod. Pal. 1615) und des codex Ursinianus (D. Vat. 3870) zur Aulularia des Plautus.* Berl. 1872. Vorliegende Arbeit giebt für das betreffende plaut. Stück die vollständig kritische Grundlage. Ref. berichtet nach den gegebenen Collationen das von

Ritschl prol. p. XXXVII aufgestellte Stemma in folgender Weise  $\zeta \wedge \overset{\delta}{B}$   
 $\begin{matrix} \wedge \\ D \quad J \end{matrix}$

cum reliquis octo priorum fere omnibus.

222. *L. Reinhardt: De retractatis fabulis Plautinis;* Dissert. Greifsw. 1872. Eine trotz mancher Ausstellungen ganz tüchtige Leistung. — 223. *P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen, von Dr. J. Siebelis.* 2. Heft, Bd. X—XV. 6. Auflage, bes. von Dr. Fr. Polle, angez. von B. D. Nachdem Ref. eine Reihe von Stellen angeführt hat, die durch P. ihre richtige Erklärung gefunden haben, bespricht er einige Stellen, an denen er dem Herausgeber nicht beistimmen kann. — 224. *Otto Kreussler: Observationes in Ovidii Fastos.* Progr. Bautzen 1872, angez. von A. R. — 225. *Ferd. Hauthal: Catonis philosophi liber post Jos. Scaligerum vulgo dictus Dionysii Catonis disticha de moribus ad filium, ad fidem vetustissimorum librorum manuscriptorum atque impressorum.* Berol. 1870. Ref. spricht sich wenig zustimmend über das Werk aus und giebt am Schluss noch einige Beiträge zur Emendation des stark verderbten Textes. — 226. *Hugo Weber: Coniecturae Tullianae.* Progr. Weimar 1871. Als beachtenswerth werden einige Conjecturen aufgeführt, z. B. Tusc. I, 22, 50: ut, si iam possent ... tecta sunt, sciant, carus ne . . . . I, 30, 73 qui tam acriter oculis deficientem solem intuerentur. 5, 37, 106 quam sit ea contemnenda sententia, paulo ante dictum est. Von den Conjecturen eines Anonymus (sicherlich H. Sauppe) wird mitgetheilt zu I, 29, 59: quam habet vim aut unde natum; 20, 69: contemplatorem caeli et agrorum cultorem; 31, 77: doctissimus quisque contendit; 37, 78: illud autem, . . . consequens, id vero non dant. — 227. *W. Oettling: Librorum manuscriptorum, qui Ciceronis orationem pro L. Flacco continent, qualis si conditio, demonstratur.* Progr. Hameln, 1872. Verf. sucht in seiner verdienstlichen Abhandlung nachzuweisen, dass S. und T. aus dem alten, vor demselben Archetypen wie B stammenden cod. V. geflossen seien. S ver

dient größeres Ansehen. — 228. *De Minutio Felice commentatio, scr. A. Faber.* Nordhausen 1872, angez. von W. H. Ref. ist der Ansicht, dass weder Tertullian aus Minucius, noch Minucius aus Tertullian geschöpft habe, sondern beide eine uns verlorene ältere Quelle benutzt hätten. Verf. beschränkt sich im ersten Theil: über den Dialog Octavius, darauf, im engen Anschluss an das Original den Gang der Unterredung vorzuführen. Besser ist der zweite Theil der Abhandlung: *commentatio de nonnullis locis M. Minucii Fel.* — 229. *Aristides; erster Theil. Dissert. von C. A. Berg.* Göttingen 1871, angez. von A. S. Eine wenig gelungene Arbeit. — 230. *Das Leben des Epaminondas, sein Charakter und seine Politik, von Dr. L. Pomtow.* Progr. des Joachimthalschen Gymn. z. Berlin. 1870, angez. von As. Leider hat es Verf. verschmäht, eine Untersuchung der Quellen für das Leben des Ep. anzustellen; trotzdem aber folgt man seiner Darstellung mit Interesse und Vergnügen. — 231. *Symbolae ad doctrinam iuris Attici de syngraphis et de οὐσία s notione, von Dr. Ad. Philippi,* Leipz. 1871, angez. von J. H. — 232. *Die Ausrüstung und Bewaffnung des römischen Heeres in der Kaiserzeit; zur Erklärung von 14 nach den Angaben des Verf.'s von Ernst du Bois in Hannover entworfenen und gravirten Modellfiguren kurz zusammengestellt von Dr. Alb. Müller, Director des Gymn. z. Ploen.* Hann. 1872, angez. von C. L. G. Sowohl die Auswahl der hergestellten Krieger und ihre Nachbildung, als auch die Beschreibung werden gelobt. — 233. *Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen von Karoline Bauer,* herausgegeben von A. Wellmer. Berl. 1871, angez. von E. v. L. — 234. *Italianische Blätter von Herm. Riegel.* Hannover 1871; enthält einige auf das Alterthum bezügliche Skizzen und Betrachtungen.

## No. 9.

247. *Corpus inscriptionum latinarum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae Borussicae editum. Vol. V. pars prior: Inscriptiones Galliae cisalpiniae latinae, ed. Theod. Mommsen, pars prior inscriptiones regionis Italiae decimae comprehendens.* Berl. 1872, angez. von E. v. L. Ref. giebt eine Inhaltsübersicht. — 248. *H. Düntzer: Homerische Abhandlungen.* Leipz. 1872, angez. von E. von L. Die 20 Abhandlungen werden, nach kurzer Besprechung der Einleitung, aufgezählt. Ref. vertheidigt seine Ansicht über Ω 765 und 766 gegenüber einer falschen Auffassung Düntzers. — 249. *Skerlo: Bemerkungen über den Gebrauch von ἰδῆν bei Homer.* Progr. Graudenz 1869, angez. von Giseke. Ref. leugnet den Unterschied in der Bedeutung des Act. und Med.: der Wechsel zwischen beiden durch Versbedürfnis bedingt. — 250. *O. Hecht: De epithelis Homericis, imprimis de patronymicis Atrides, Pelides, Tydides, Pironides.* Progr. Tilsit 1869, angez. von Giseke. Enthält nichts Neues. — *W. Büchner: Homerische Studien. II. Die Sagen von Ilion und ihre Verbreitung nach Jonien. Homer und Kreophylos.* Progr. Schwerin 1872, angez. von ††. Verf. hält den trojan. Krieg, den Selbstmord des Ajax etc. für historische Thatsachen, Homer hat wirklich existirt, er war ein blinder Sänger, sein Begleiter Kreophylos. Ref. schließt die kurze Inhaltsangabe mit den Worten: Es ist förmlich wohlthuend, in unserem skeptischen Zeitalter solchem Glauben zu begegnen. — 252. *H. Düntzer: Kirchhoff, Köchly und die Odyssee.* 1872, angez.

von Giseke. — 253. R. Thiele: *Prolegomena ad hymnum in Venerem homericum quartum*. Halle 1872, angez. von Giseke. — 254. *Die geographischen Fragmente des Hipparch*. Von H. Berger, 1869, angez. von H. W. Schäfer. Ref. schließt die Besprechung des werthvollen Werkes mit der Bemerkung, dass in Zukunft eine Darstellung der geographischen Leistungen des Hipparch wesentlich von Bergers Schrift ausgehen muss, in der die Basis für eine richtige Kritik des Verhältnisses des Hipparch zu Eratosthenes und Strabo gegeben ist. — 255. O. Ribbeck: *Des Q. Horatii Flaccus Episteln und Buch von der Dichtkunst mit Einleitung und kritischen Bemerkungen*. Berlin 1869. Den Resultaten des Verf. kann Ref. nicht beistimmen; die Lesart *lusibus aptum* „zu Scherzen aufgelegt“ ep. 20, v. 24, statt *solibus aptum* wird wegen ep. 1, 40 *ludicra pono* verworfen. — 256. T. Mommsen: *Bemerkungen zum ersten Buch der Satiren des Horaz*. Progr. Frankfurt a. M. 1871, angez. von S. Der Satz: „dass die geistige Einheit in den Satiren und Episteln des Horaz weit mehr beruht auf der Stimmung des Dichters als auf bewusster logischer Durchführung des Gedankens, dass also auch einer solchen Dichtung mit dem bloß urtheilenden Verstande nicht beizukommen ist“ wird gebilligt, ebenso, bis auf einige Punkte, die gewonnenen Resultate. — 257. O. Kohl: *Ueber Zweck und Bedeutung der Livianischen Reden*. Progr. Barmen 1872, angez. von W. Tell. — 258. Cornelius Tacitus a Car. Nipperdeio recognitus. Pars I, ab exc. d. Aug. I—VI. Pars II, liber XI—XVI. Berl. 1871 und 72, angez. von E. W. Eine Reihe von unhaltbaren Conjecturen N.'s ist stehen geblieben, nur einige sind zurückgezogen. Die Ausgabe verzeichnet unter dem Texte die wichtigeren Varianten der Haupthandschrift, Med. I und II. Die Autoren der gebilligten Emendationen, darunter ein neuer, P. Candidus, der Besitzer und Emendator der Wolfenbüttler Handschrift, endlich eine sehr beschränkte Auswahl von Conjecturen. Die Resultate, welche in der letzten Zeit durch die Betrachtungen über die genetische Entwicklung des Tacit. Stiles gewonnen sind, sucht Nipperdey vergeblich zurückzudrängen. — 259. Carl Bücher: *Quaestio Nipperdey Amphictyoniarum specimen: De gente Aetolica Amphictyoniae particeps*. Diss. Bonn. 1870, angez. von U. Die Aetoler sind bald nach 340 v. Chr. in den Bund aufgenommen und haben gegen hundert Jahre demselben angehört. Die zwei von den 24 Stimmen der Bundesvölker, welche den Aetolern bei der Aufnahme zugewiesen wurden, sucht Ref. als früher den Makedoniern zugehörig nachzuweisen, nicht den Lacedämoniern und ozolischen Lokrern.

# ERSTE ABTHEILUNG.

---

## ABHANDLUNGEN.

---

### Unsere moderne Schulerziehung ist einseitig.

#### Einleitung.

Es hat in neuerer Zeit nicht an Stimmen, und zwar an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche auf die große Gefahr aufmerksam machten, die unsere moderne Schulerziehung nothwendiger Weise für das leibliche Wohl der uns anvertrauten Jugend mit sich führen muss<sup>1)</sup>. Man hat mit Erschrecken wahrgenommen, dass die geistige Ueberbürdung, die noch häufig so sehr ungesunden Schullocale, die meist schlecht construirten Schulbänke und andere Umstände einen so nachtheiligen Einfluss auf das leibliche Wohlbefinden der Schüler der höheren Lehranstalten ausüben, dass das studirende Geschlecht in körperlicher Frische und Rüstigkeit zurückkommt, dass Schläfheit, leibliches Unvermögen und in Folge dessen Zerstreutheit und Schläfrigkeit in bedauerlichem Maße zunimmt. Die Regierungen haben dem herrschenden Uebel gegenüber die Augen nicht verschließen können, sie haben auf Vereinfachung des Unterrichtes, auf Beschränkung der häuslichen Arbeiten gedrungen, sie haben den Schulräumen ihr besonderes Augenmerk zugewendet, sie haben über

---

<sup>1)</sup> In neuester Zeit: Beck: „Das Grundübel in der modernen Jugendbildung“ mit vorzüglicher Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Berlin 1872. Dieses Werkchen kam mir erst nach Vollendung dieser ersten Abhandlung zu Gesicht.

einzelne hygienische Fragen, wie Ventilation und Heizung der Zimmer, Verordnungen erlassen, sie haben sich auch bemüht, den Turnunterricht zu hegen und zu pflegen, aber das alles ist nicht ausreichend. Das alles sind eben nur Präventivmaßregeln gegen leibliche Verkümmern. Wir müssen den Muth haben einzugestehen, dass die Hauptschuld an unserer modernen Schulerziehung überhaupt liegt, wir dürfen uns nicht verhehlen, dass wir, einseitig genug, und weit entfernt von der harmonischen Ausbildung der Hellenen, uns lediglich darum gekümmert haben, auf welche Weise wir am leichtesten den Lernenden die größtmögliche Fülle von Kenntnissen beibringen können, wie wir veredelnd und erziehend auf ihr Herz und Gemüth wirken, wir müssen uns aber endlich klar machen, dass wir nichts gethan haben als höchstens die auffallendsten Misstände beseitigt, die unsere Erziehung naturgemäfs für den Leib haben muss. — Als positive Förderung und Ausbildung der leiblichen Hälfte gelten unsere Turnübungen. Allein diese werden noch vielfach zu wenig gewürdigt und zu wenig betrieben, ja sie werden noch immer als lästiger Appendix zu dem übrigen Schulorganismus angesehen. Die Gymnastik aber hat auch nur zum kleinsten Theile die Absicht, ein Gegengewicht für geistige Anstrengung zu sein, sie ist Selbstzweck und ein jedem andern gleichberechtigter Factor in der Erziehung. Da der Mensch nun einmal aus Geist und Körper besteht, so hat die Erziehung, und insonderheit die Schule, auch die Aufgabe, den Menschen in harmonischer Weise auszubilden und neben sittlicher Veredlung und geistiger Bildung in gleicher Weise auch eine schöne Leiblichkeit anzustreben. So lange sie das nicht allen Ernstes thut, ist sie einseitig.

Und so mögen denn nachfolgende Abhandlungen in einer Zeit, wo die wichtigsten pädagogischen Reformen auf dem Gebiete unseres höheren Schulwesens gefordert, besprochen und mit dem in Aussicht stehenden Schulgesetz auch erwartet werden, in die Oeffentlichkeit treten und wenigstens den Zweck erfüllen, dass sie immer wieder von neuem auf die leibliche Ausbildung hinweisen.

Grade heut zu Tage, wo Genussucht, Blasirtheit und verkehrte Lebensweise das Ihrige thun, um unsere Jugend körperlich herabzubringen, wo die Scheu vor harter, ernster Arbeit sich immer weiter verbreitet, grade jetzt dürfte es um so nöthiger sein, daran zu erinnern, dass besonders die Schule die ernste Pflicht hat, die Jugend durch den Schweiß in der Palästra an harte, ernste Anstrengung zu gewöhnen und die vernachlässigte und bedrohte Körperlichkeit derselben zu stählen und zu stärken.

Bei der Wehrhaftigkeit unserer Nation, wo ein jeder berufen ist, sein Vaterland auch mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen, da muss die gebildete Jugend in den Reihen der Kämpfer in demselben Procentsatze vertreten sein, wie jeder andere Stand, denn sie hat ja die Aufgabe, unserer einzig dastehenden Armee das geistige, das versittlichende Element zu verleihen. Der Einjährige oder der im Kriege freiwillig in das Heer tretende studirende Jüngling muss auch mit einem kräftigen, gewandten und gestählten Körper seinem moralischen Willen, seiner Begeisterung zu Hilfe kommen. Der letzte Krieg hat es zur Genüge wieder bewiesen, dass Energie des Willens, moralische Kraft, sowie auflodernder Patriotismus, wie sie als Früchte aus einer höheren Bildung resultiren, recht sehr viel vermögen, auch bei geringerer körperlicher Fähigkeit, aber sie sind doch nicht im Stande, jene physische Kraft zu ersetzen, die zur Ertragung der Strapazen nöthig ist. —

Das Griechenvolk hat es uns gelehrt, in wie hohem Grade die Gymnastik dazu fähig ist, die Jugend in ästhetischer Beziehung zu erziehen. Wir fügen schliesslich als einen der wichtigsten Punkte noch hinzu, dass wohl kaum etwas mehr patriotische Begeisterung, nationales Bewusstsein und ideale Vaterlandsliebe zu erzeugen vermag als die zu edler Kraft und Gewandtheit führenden Leibesübungen. Denken wir an Jahn und seinen Turnplatz! Viele werden aus Erfahrung beistimmen, wenn behauptet wird, dass ein laut erschallendes Lied, dass wenige begeisternde Worte unter Jünglingen gesprochen, die in fröhlichem Wetteifer sich abmühen, ihre Glieder zu üben und zu stärken, oder welche in munterem Verein eine anstrengende Wanderung vollbringen, weit zündender und ergreifender in die Herzen fallen als lange, vielleicht noch so schön ausgearbeitete Adhortationen oder Reden im düsteren Schulhause.

Das alles sind herrliche Früchte, die auf dem mit Schweifs gedüngten Boden der Palästra erwachsen. Wohlan, lassen wir sie die muntere Jugend in reichster Fülle pflücken! Verlegen wir die Hälfte unserer erziehenden Schulthätigkeit aus den düsteren Schulzimmern hinaus in die freie luftige Arena. Arbeiten wir den einen Theil des Tages mit unseren Schülern im strengen Dienste der Wissenschaften, der andere aber bleibe für heiteres Spiel, für fröhliches Wandern und besonders für geregelte und geschulte Uebungen des Leibes.

So werden wir ein Geschlecht erziehen, gesund an Leib und Seele, frisch und rührig, unverdrossen auf dem einen Gebiete wie auf dem andern, — würdig dereinst in dem herrlich schönen Baue unseres geliebten deutschen Vaterlandes zu wohnen. —



Es handelt sich zunächst darum zu fragen, wie unsere moderne Erziehung so einseitig geworden ist, sodann zu zeigen, was bis jetzt zur Abhilfe geschehen ist, und wie es heute damit sich verhält, um dann endlich Vorschläge zum Besseren zu machen.

## I.

### Wie ist unsere moderne Erziehung einseitig geworden?

Die Menschheit im allgemeinen, jedes Volk im besonderen hat sich von einem ursprünglich sinnlichen, ich möchte sagen, körperlichen Standpunkte zu einem immer mehr geistigen emporgearbeitet. Die Körperlichkeit einer Nation nimmt in demselben Verhältnisse ab, wie ihre Vergeistigung zunimmt. Am Ende tritt die gänzliche Entnervung und Entkräftung der leiblichen Hälfte ein, es bleibt dann die Rückwirkung auf die geistige nicht aus, es folgt auch geistige Unfruchtbarkeit und Entsittlichung, und die Mission eines solchen Volkes ist erfüllt. —

Für uns Deutsche vertreten die alten Germanen nach Tacitus' Beschreibung mit ihren Hünenleibern und Riesenkräften historisch die erste Stufe. Nach dem Bekanntwerden mit den Römern, nach der Einführung des Christenthums finden sich die Anfänge des geistigen Lebens, aber die ganze folgende Periode des Ritterthums gehört noch der Zeit an, in welcher die Lebensverhältnisse nur die Ausbildung des Körpers und die Kräftigung des Armes verlangen. Weil im Volke das physische Prinzip über das geistige prävalirte, war die Stellung und Brauchbarkeit des einzelnen lediglich abhängig von seiner körperlichen Tüchtigkeit.

Der Wendepunkt in der fortschreitenden Vergeistigung unserer Nation ist die Reformation. Durch dieses gewaltige Ereignis wird der Geist aus den ihn drückenden Banden befreit, und es tritt von da ab an die Stelle der bis dahin gepflegten Leibesausbildung der Cultus des Geistes. Das geistige Prinzip überwiegt von nun an das leibliche in stetigem Fortgange endlich so sehr, dass des Menschen Werth und Stellung einzig von seinen geistigen Leistungen abhängt, und dass die körperliche Hälfte unseres menschlichen Daseins fast in Misscredit zu kommen in Gefahr ist. —

In dem sogenannten letzten Ritter und in Luther lösen sich gewissermaßen diese beiden Perioden ab, und die Erfindung des

Schießpulvers ist für die Reformation sicher von nicht viel geringerer Bedeutung gewesen als die der Buchdruckerkunst. Es wurde dadurch dem Ritterthum, dem letzten Ausläufer der physischen, materiellen Periode, der Todesstofs versetzt, und so die Bahn für das nun beginnende geistige Leben frei gemacht.

Die Zeit des Ueberganges, den Kampf des alten gegen die hereinbrechende neue Zeit stellt bekanntlich Göthe in seinem Götz von Berlichingen dar. A. W. Schlegel nennt dieses Drama: „Die Darstellung des Kampfes zweier Zeitalter, eines abscheidenden und eines beginnenden, des Jahrhunderts rauher, aber kräftiger Unabhängigkeit und des folgenden politischer Feinheit und Zähmheit“. Er hat Recht, in jener Zeit löste eben der Kopf den Arm, die Feder das Schwert ab. Einem Götz allerdings, dem, wie er selbst sagt, das Schreiben nur ein geschäftiger Müßiggang dünkt, dem die einzig würdige Beschäftigung nur die mit dem Schwerte ist, — einem Götz mussten freilich die kommenden Zeiten der Helden mit der Feder nur als Zeiten des Betrugs erscheinen.

Aus diesen Betrachtungen erklärt sich leicht, wie in jenen Zeiten vor der Reformation die vorherrschend leibliche Richtung den Druck weniger empfinden liefs, welchen der Katholicismus auf die Geister übte, es erklärt sich leicht, wie andererseits die Zeiten nach der Reformation mit vorherrschend geistigen Tendenzen um so leichter die Vernachlässigung des Leibes ertragen konnten. —

In diesen beiden Perioden mussten naturgemäfs auch die Erziehung, da sie sich nach dem Bedürfnisse des Lebens, der Zeitumstände, der Volksthümlichkeit, der Lebensstellung richtet, eine durchaus verschiedene sein. Bis zur Reformation erforderte das öffentliche und das häusliche Leben, dass man hauptsächlich, und früher ganz allein, auf die Ausbildung des Körpers sah; nach der Reformation, als das Leben reicher, inhaltsvoller und mehr von geistigen Interessen durchdrungen wurde, erweiterte und vergeistigte sich im engsten Zusammenhange damit auch die Erziehung.

In der ersten Periode wurde die Uebung und Ausbildung des Leibes durch das Leben selbst besorgt. Nach Tacitus ist bei den alten Germanen das ganze Leben der Freien ein ununterbrochenes Führen der Waffen, auch aus der Edda ersehen wir, wie der Edle in allen Kriegs- und Jagdübungen, im Hengstereiten, Sunddurchschwimmen, Hundehetzen, Spießwerfen, Schwerterziehengübt wird. Als nach der Völkerwanderung das Ritterthum sich bildete und durch die Kreuzzüge zur Blüthe gelangte, da war das ganze Leben eine Schule der Leibesübungen. Schon die Junkherren, pueri nobiles,

mussten neben dem Hofdienst als valet in der Führung der Waffen und des Rosses ihre Hauptaufgabe sehen \*). Noch anstrengendere Uebungen machten die Knappen, armigeri, durch, um nach empfangenem Ritterschlage als Ritter, equites, die Stellung ausfüllen zu können, die ihnen ihrer Geburt nach zukam. Die Leistungen in diesen Uebungen, von denen manche sogar eine systematische Betreibung der Muskelstärkung zeigen, waren gradezu zu einem Kunstwerke geworden. Man focht, besonders seitdem das Turnier sich entwickelt hatte, weniger um eines bestimmten Resultates als um der Kunst willen, es sei denn, dass erlittene Kränkung oder aufwallende Leidenschaft aus dem künstlichen Spiele mit den Waffen bitteren Ernst werden liefs.

Nachdem auch die Städte erstarkt waren und in die mannigfachen Fehden unter sich oder mit den Rittern gezogen wurden, waren auch die Bürger gezwungen, systematische Leibes- und Waffenübungen zu betreiben. Wir wissen, dass diese Uebungen nicht freiwillige waren, sondern streng gefordert wurden. Der Voigt des geistlichen oder weltlichen Herrn, dem die Stadt gehörte, oder der Reichsvoigt, wenn sie unmittelbar unter dem Kaiser stand, hatte sorgsamst darauf zu achten, dass sich die Bürger in den Waffen übten. So gab es in den Städten die Fechterschulen der Handwerker, die vom Kaiser besonders privilegiert wurden, die Zünfte bildeten überhaupt den Kern der städtischen Kriegsschaaren; sie wurden im Kriege von ihren Zunftmeistern, die sie im Frieden im Waffenhandwerk unterwiesen hatten, angeführt. Die Städte zerfielen behufs der Kriegführung in bestimmte Vereine, die sogenannten „Sprachen“, von denen jede einen Hauptort und mehrere kleine Städte umfasste, dem ersteren kam im Kriege das Vorrecht zu, den Hauptmann und den Fähnrich zu stellen. Jede

---

\*) Fest und behende reiten,  
 Des Ross zu beiden Seiten  
 Geschick mit Sporen rühren  
 Und frech zum Sprunge führen  
 Turniren und leisiren,  
 Mit Schenkeln sambeliren,  
 Wohl schirmen, wacker ringen,  
 Wohl laufen, tüchtig springen,  
 Dazu auch schiefsen den Speeresschaft  
 Das thaten sie all nach ihrer Kraft.  
 Birschen lernen und jagen u. s. w.

Diese Worte führt Veesenmeyer in dem Artikel „Adlige Erziehung“ in Schmidts Encyclopädie, der überhaupt hierzu zu vergleichen, aus Tristan und Isolde 2178 an.

größere Stadt hatte ihr Zeughaus. Auch die Bewohner des Landes waren wehrhaft eingeschult, das Streben nach Abhärtung und Kräftigung des Geschlechtes war allgemein. Jedes grössere Wohngebäude hatte sein Badehaus oder wenigstens seine Badestelle. Eine eigne Zunft hatte sich zur Leitung und Besorgung der Bäder und der damit verbundenen kleinen Dienstleistungen gebildet, die nach dieser ihrer Verrichtung die Zunft der Bader genannt wurde. Zahlreich waren die auf körperliche und geistige Erfrischung berechneten Spiele und Belustigungen, nicht blofs für die Jugend sondern für alle Altersclassen. Obenan standen die verschiedenen Arten des Ballspiels, von denen manche jedenfalls auf altgermanischem Boden gewachsen ist, mag immerhin die Art und Weise, wie es in italischen und französischen Städten seit uralter Zeit und noch jetzt gespielt wird, indem nämlich zwei Personen den Ball hin und herschlagen, auf die Griechen und Römer zurückreichen. Im Mittelalter hatte man auch in Deutschland eigne Ballhäuser und Ballmeister, von denen aber jede Spur durch den dreissigjährigen Krieg vernichtet wurde, es sei denn, dass unsere Tanzvergnügungen noch immer mit dem Namen Ball bezeichnet werden.

Weil nun also das Leben selbst die Pflege und Ausbildung des Leibes übernahm, war man weit entfernt, körperliche Uebungen als eine Aufgabe der Schule anzusehen, und auch die Schule war ihrem Ursprunge und ihrer Entwicklung nach durchaus nicht dazu angethan, auch nicht Willens, den ganzen Menschen zu umfassen und auch die leibliche Ausbildung mitzuübernehmen.

Die Schule war eine Frucht des Christenthums, sie verdankte ihren Ursprung und ihre Erhaltung der Kirche. Das Christenthum aber hatte schon bei seinem Erscheinen die freilich zum rohen Athletenthum herabgesunkene Gymnastik der Alten verdrängt. Einer Religion, welche ihren Jüngern zurief: „Gebet Eure Glieder zu Waffen der Gerechtigkeit,“ oder, „Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden“, — einer solchen Religion widersprach es viel zu sehr, dass der Leib zum Gegenstande eines besondern Cultus gemacht würde. Solche Lehren führten fromme Seelen in die Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit, sie hatten Ertödtung und Kasteiung des Leibes zur Folge. Es stritt viel zu sehr gegen den Geist des Christenthums, dass in den Gladiatorenspielen, dem allerdings crassesten Ausläufer der Gymnastik bei den Römern, Menschen als Mittel für die Belustigung anderer gemissbraucht wurden, zumal da die Christen selbst die Opfer zu dergleichen in reichem Mafse hatten liefern müssen. So ist es kein Wunder,

wenn Tertullian gegen jede Art solcher Spiele, als einen Götzendienst, eifert. Sie sind den heidnischen Göttern zu Ehren eingesetzt, sie haben heidnischen Anstrich, und in ihrem Gefolge finden sich allerlei Unsittlichkeiten. (Tert. de spectac. c. IX.) Die Gymnastik musste beim Erscheinen des Christenthums auch noch aus einem andern Grunde viele Gegner haben. Durch die neue Religion war die Persönlichkeit als solche zur Geltung gekommen, es traten nun ganze, bisher unterdrückte Bevölkerungsschichten ebenbürtig auf und diese wollten selbstverständlich jene gymnastischen Uebungen, die bisher eine Beschäftigung vornehmer Müßiggänger gewesen waren, verdrängt und beseitigt wissen.

Bei dieser offenbaren Feindschaft des Christenthums gegen die leiblichen Uebungen war es natürlich, dass man bei gänzlicher Veränderung der Geistesrichtung in die ersten Schulen, die das Christenthum hervorbrachte, die Gymnastik nicht aufnahm. Die neue Lehre bedurfte der Schulen keineswegs für äußere Fertigkeiten, für menschliche Künste und Wissenschaften. Es sollte sich dieses alles wie im Leben so auch in der Schule, dem einzigen Mittelpunkte, dem Bekenntnis des Glaubens an Jesum Christum und seine erlösende Bedeutung unterordnen.

Das Verlangen nach Bildungsanstalten trat erst nach der apostolischen Zeit hervor, als es sich darum handelte, für Lehrer des Evangeliums zu sorgen, damals entstanden die sogenannten Katechetenschulen, von denen die zu Alexandria, Cäsarea, Antiochia, Edessa, Nisibis die berühmtesten waren. Hier erhielten die Studierenden einen ausführlichen Religionsunterricht, es wurde ihnen Schriftauslegung gelehrt, sie lernten die kirchlichen Traditionen, die aufbewahrten Meinungen berühmter Kirchenlehrer, auch Philosophie, besonders die neuplatonische, kennen, die sich freilich in den Dienst der Kirche schmiegen musste. Das Studium der Classiker, aus denen die Katecheten in der ersten Zeit auch vortrugen, wurde immer mehr beschränkt, zuletzt ganz untersagt, und nur wenige von den Kirchenlehrern sind noch durch die Alten gebildet. So heißt es in den Constitut. Apost. I. 6. *Ab omnibus gentilium libris abstinere. Quid enim deest tibi in lege Dei, ut ad illas gentium fabulas adpellas animum!* Wir wissen von Gregor von Nazianz, von Hieronymus, dass sie ernstlich von der Lectüre der heidnischen Schriftsteller abgemahnt haben. Basilius schrieb eine bestimmte Auswahl vor, auch Origenes trug nur ausgewählte Stellen aus den Profanschriftstellern vor und unterließ dabei nicht, recht eindringlich vor dem heidnischen Sinne zu warnen.

Hatte man also die Gymnastik selbst längst schon verworfen

und verdrängt, jetzt, noch vor Ablauf des vierten Jahrhunderts, ging mit dem Verschwinden der classischen Schriftsteller auch die Kunde von denselben und die Erinnerung an dieselbe verloren. —

Bald entstanden die Klosterschulen. Benedict von Nursia schon versuchte es, das Erziehungswesen zu einer Hauptaufgabe des Mönchthums zu machen. In seinen Klostersetzen, in denen er Gehorsam, Stillschweigen, Demuth und Arbeitsamkeit empfiehlt, schreibt er ausdrücklich vor, dass die Klöster auch bereitwillig Knaben zum Erziehen und Unterrichten übernehmen sollten, welche ihnen dargeboten würden, und giebt auch einige Winke über die Behandlung derselben. Es war ja nur zu natürlich, dass diejenigen, welche vom Geiste der Askese ergriffen sich aus allen Verbindungen, die das Gemüth an das Leben ketteten, herausgerissen hatten, immer wieder gern bereit waren, junge Leute um sich zu sammeln, durch deren Anblick sie an alles das, was sie aufgegeben hatten, wieder erinnert wurden. Meistens freilich war diese Erziehung ein vom Orden gefordertes Werk und hatte zugleich wieder die Tendenz desselben im Auge. Es handelte sich um die Heranbildung der oblati oder Novizen zu Clerikern, und danach waren denn auch die Unterrichtsgegenstände abgemessen. Man lernte hier Lesen, Schreiben, Psalmsingen, der Mittelpunkt blieb aber immer das Schriftstudium nebst den erforderlichen Hilfswissenschaften, hier erhielten die jungen Cleriker Anleitung in der Schriftklärung, sie wurden mit den Kirchengesetzen bekannt gemacht und in den nothwendigsten Stücken des Kirchendienstes unterwiesen.

Als bedeutende Erscheinung auch auf dem Gebiete der Erziehung tritt Karl der Große auf. Er verordnete die Einrichtung von Schulen in allen Klöstern und Bischofsitzen und suchte den schon von Chrysostomus ausgesprochenen Gedanken, dass die Schulen auch ihren Wirkungskreis auf die Laien ausdehnen möchten, factisch zu verwirklichen. Er war dabei von dem aufrichtigsten Wunsche beseelt, allen Schichten seines Volkes die Keime der Culturentwicklung einzupflanzen, er wollte vor allen Dingen den Jünglingen, die sich dem Dienste des Staates widmeten, die nöthige Bildung verschaffen. Und so eilen denn die Söhne von Fürsten, Adligen, Freien, selbst Hörigen in großer Zahl zu den berühmten Schulen, um im Gegensatz zu den oblaten als nutriti Aufnahme zu finden. Die Geistlichkeit war indessen dieser Verallgemeinerung der Bildung nach Kräften entgegen. Schon im Jahre 817, also kurz nach Karls des Großen Tode, bestimmte eine Aachener Synode, ut schola in monasterio non habeatur nisi eorum, qui oblati sunt. Wenn nun auch solche beschränkenden Be-

stimmungen den Bildungstrieb des Volkes nicht überwältigen konnten, und wenn sich auch die Zulassung der Laien nicht durchweg vermeiden liefs, so schied man wenigstens beide, die oblati von den nutritis, in der Lebensweise, auch wohl in der disciplinarischen Behandlung. In den gröfseren Klöstern findet sich die schola interna oder claustralis neben der schola externa oder canonica. Der Unterricht war in beiden wesentlich derselbe, auch die Zucht durchgängig streng, aber man sah es bei den oblati von vornherein darauf ab, sie völlig in die klösterliche Askese hineinzuziehen, während man bei den nutritis, den Jünglingen aus den edelsten Geschlechtern, den Einfluss der Welt weder ganz beseitigen konnte noch wollte. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, dass wir von dieser Zeit an auch gewisse Ergötzlichkeiten, Spiele, ja gradezu leibliche Uebungen in einigen Klosterschulen finden.

Es gab bestimmte Tage, an denen den jungen Leuten gestattet war, sich durch Würfelspiel, Wettlauf nach einem Preise, Ringen, Stockspiel und dergleichen zu vergnügen. Sie erhielten dann, wie überliefert wird, auch Wein, Bäder und zur Fortsetzung der Spiele bis in die Nacht Lichter. In St. Gallen verdankten die Schüler dem Könige Conrad I. drei freie Spieltage. Er hatte einst bei einem Besuche im Kloster auch an den kleinen Schülern, die bei Tafel vorlesen mussten, seine Freude gehabt, und als er die musterhafte Haltung der Kinder gesehen, die bei einem Umzuge in der Kirche die auf seinen Befehl durch den Gang hin ausgestreuten schönen Aepfel alle unberührt gelassen, jene Tage ausdrücklich für sie erbeten<sup>1)</sup>. Dergleichen waren aber mehr Ergötzlichkeiten als systematische leibliche Uebungen.

Die nutriti suchten ohne Zweifel in den Schulen nicht die Wissenschaften, die man zur Ausbildung der Cleriker dort pflegte, sie wollten in weltlichen Dingen unterrichtet sein. So ganz nämlich hatten sich denn doch die Schulen von Anfang an, schon die Katechetenschulen und dann die Klosterschulen, der weltlichen Wissenschaften nicht ent schlagen können, aber diese waren seit dem Erscheinen des Christenthums in eine geistlose Encyclopädie geregelt, die unter dem Namen der septem liberales artes in das trivium und quadrivium zerfallend Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfasste. Die Entstehung und Veränderung

<sup>1)</sup> Diese Geschichte wird auch in ähnlicher Weise von dem Bischof Salomon von Constanz erzählt. Vergleiche Kämmler „Mittelalterliches Schulwesen in Schmidts Encyclopädie und Schwarz: „Geschichte der Erziehung II. S. 162. Anmerkung.

der einzelnen Disciplinen ist charakteristisch für unsern Zweck. Die ersten Spuren der septem liberales artes sind wohl zu finden bei Plato, welcher in seiner Republik VII. 521—534 die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, vor allen aber die Dialektik, die Königin der Wissenschaften, die wie ein Sims über allen Kenntnissen liegt, über die keine andere Wissenschaft mehr aufgesetzt werden kann, als die wichtigsten Bildungsmittel für die *φύλακες* im Staate nennt, nachdem sie als Knaben und Jünglinge eifrigst in der Gymnastik unterwiesen sind. Aristoteles (Polit. VIII. 3.) sagt: „ἔστι δὲ τέταρα σχεδόν, ἃ παιδεύειν εἰώθασι, γράμματα καὶ γυμναστικὴν καὶ μουσικὴν καὶ τέταρτον ἔνιοι γραφικὴν. Er setzt dann später selbst noch die Rhetorik, Dialektik und Mathematik hinzu. Diese Feststellung wurzelt in der griechischen Anschauung, dass die Gymnastik und die Musik für die Erziehung eines freien Mannes unentbehrlich sind. Wenn man nun bedenkt, dass es nebst Augustin besonders Aristoteles war, welcher während des Mittelalters auf die Geister wirkte, so wird man verstehen, wie willkommen jene Reihe von Disciplinen sein musste, die sich auf diesen Philosophen zurückführen liefs. Sie empfahl sich ganz besonders durch die heilige Siebenzahl. Dieses letztere war nicht unwichtig. Martianus Capella redet die Sieben folgendermaßen an: *Quid autem te, Heptas veneranda, commemorem? Quae quod naturae opera sine feturarum origine conformas, inter deos Tritoniae virginis vocabulum possedisti. — Heptas quod nihil gignit, eo par virgini perhibetur* u. s. w. Auch von Rabanus Maurus wird die Siebenzahl in seiner Schrift *de institutione clericorum* hochgerühmt. Aber in dieser Zusammenstellung konnte man die den Griechen eigenthümliche Gymnastik nicht gebrauchen, sie musste verdrängt werden. Schon bei dem Neuplatoniker Jamblichus um das vierte Jahrhundert, bei welchem sich zuerst das mathematische Quadrivium findet, ist nur von Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie die Rede, und als Martianus Capella um 460 das rhetorisch-philosophische Trivium, Grammatik, Rhetorik, Dialektik hinzufügte, da war zwar die Siebenzahl gewahrt, indem man die Mathematik in Arithmetik und Geometrie spaltete und für die Graphik die Astronomie setzte, aber Gymnastik und Graphik sind verschwunden. — Somit waren die Leibesübungen notorisch aus dem Bereiche der Schulerziehung verbannt, man fasste die Schule einseitig als ein geistiges Institut, welches durchaus keine Veranlassung habe, die dem Christenthum an und für sich unliebsamen gymnastischen Uebungen besonders zu cultiviren. So lange nun die septem artes liberales in den Schulen dominirten, und das dauerte fast tau-



send Jahre, war an eine Aenderung nicht zu denken. Kein Buch ähnlicher Art hat eine grössere Dauer und Berühmtheit erlangt als das im Jahre 460 von Martianus Capella herausgegebene *de septem artibus liberalibus libri singulares*; es blieb nahe an zehn Saecula das Schulbuch des westlichen Europa. Etwas Neues ist ihm kaum hinzugefügt, höchstens machte man neue Eintheilungen und besondere Anwendungen, wie z. B. Alcuin, für den die Disciplinen des trivium die Ethik, die des quadrivium die Physik bildeten, und welcher beide dann auf ein drittes, auf die Theologie, anwendete.

Alle klösterliche Schulbildung war also von dem Benedictinerorden ausgegangen und unter seinem Einflusse blieb sie auch bis zum elften Jahrhundert stehen. Dann aber trat durch das freiere Leben, welches die Kreuzzüge mit sich brachten, sodann durch die Gründung und Ausbildung der Universitäten, vor allem aber durch die träge Ruhe, die sich bei dem Orden, der sich seiner Reichthümer freute, einstellte, ein allmählicher Verfall seiner Schulen ein.

An seiner Stelle versuchten nun die Bettelmönche, die Franziskaner und Dominikaner, die Schätze des Geistes, welche die Benedictiner durch einseitige Richtung nach innen verschlossen hatten, unter das Volk zu bringen, aber auch sie haben das wissenschaftliche Leben nur vermindert, indem sie sich von tieferen Studien fern hielten und nur eine einseitige Richtung nach aussen verfolgten. Die Blüthe des Mönchthums war überhaupt vorüber, schon bildeten sich Schulen ausserhalb der Klöster in den Städten, eine Vermittelung von weltlicher und geistlicher Schule, einen Uebergang von der klösterlichen zur freieren weltlichen Erziehung, finden wir noch bei den sogenannten Hieronymianern, einer Bruderschaft, die so genannt wurde, weil der heilige Hieronymus ihr Muster war.

Die Entwicklung im Mittelalter hatte also leider wesentlich verschieden von den Griechen zwei Erziehungswege gestaltet, neben der gelehrten, geistigen die ritterliche körperliche Ausbildung. Auf beiden durchliefen die Zöglinge verschiedene Stufen, hier wurden sie Scholaren, Magister, Doctoren, dort Junkherlein, Knappen, Ritter. Bei der vorherrschenden Ansicht, dass ein Vater die Erziehung der Kinder selbst am wenigsten leiten könne, stand der Knabe bei dem Verlassen des väterlichen Hauses am Scheidewege. Wollte er geistige Nahrung suchen, so wandte er seinen Fufs dem Kloster, der Schule zu, wollte er sich in körperlichen Dingen üben, so ging er in den Dienst, in die Lehre eines andern Ritters oder Herrn. Einen Ort, wo beides zu finden war, ein Gymnasium der Hellenen, gab es nicht.

Die Folgen dieses Dualismus blieben nicht lange aus. Das Rit-

terthum ohne alle tiefere Geistesbildung wurde zu jener jammervollen Wegelagerei, und die Schulen mit ihrer finstern, steifen Richtung führten zu der trocknen Scholastik und waren weit entfernt, gebildete oder gesittete Menschen zu erziehen. Um einen Begriff von der Verkehrtheit dieser Erziehungsweise zu bekommen, bedenke man außerdem die unnatürlich strenge Zucht und Einschnürung der Knaben in den Klosterschulen. Die Schüler mussten still vor sich hinsitzen, sich trübselig kasteien, durften auch außer der Schule nicht mit einander sprechen, was sie brauchten, mussten sie durch Zeichen fordern, von allem Verkehr außerhalb des Klosters blieben sie vollständig abgeschnitten. Jenes Aachner Concil verordnete, (c. 35) die Knaben oder Jünglinge, die man den Klöstern anvertraut habe, solle man in strenger geistlicher Zucht halten, dass ihr zur Sünde und Ausschweifung geneigtes Alter keine Gelegenheit finde. Es müsste daher die Aufsicht über sie sowie ihr Unterricht in geistigen Dingen einem der würdigsten älteren Geistlichen übertragen werden, der ihre Zubereitung zum geistlichen Stande ernstlich besorge. Beweise nun derselbe nicht genug Strenge, so solle man ihn mit ernstest Verweisen seines Amtes entsetzen und es einem andern übertragen. — Trotzdem aber hatte man jedoch über die Wildheit der Knaben zu klagen, so dass viele Klöster lieber gar keine mehr aufnahmen. Einst klagte ein Abt dem berühmten Anselmus, dass seine jungen Cleriker bei aller Strenge, obgleich sie Tag und Nacht geschlagen würden, doch immer schlechter und nur freche Menschen und Taugenichtse würden. Da gab der große Mann eine Antwort, die einerseits genugsam die ganze verkehrte Schulerziehung des klösterlichen Mittelalters charakterisirt, andererseits aber eine Wahrheit und eine Richtschnur für die Erziehung aller Zeiten enthält: „Wozu ihr sie macht, das sind sie. Sie werden stumpfsinnig und dumm sein, wenn sie hervorgewachsen sind. Sage mir doch, ehrwürdiger Abt, wenn du ein Bäumchen in deinen Garten pflanzest und es sogleich von allen Seiten so einschließest wolltest, dass es seine Zweige gar nicht ausbreiten könnte, was für einen Baum hättest du denn aus ihm zu erwarten? Doch gewiss nur einen unfruchtbaren, nutzlosen, mit krummen in einander verwachsenen Aesten. Grade so geht es mit euren jungen Leuten, die ihr mit Drohungen, Schrecken und Schlägen so drängt und reizt, dass sie gedrückt und erbittert, nur böse, wie Dornen verflochtene Gedanken des Aergers, der Widerpenstigkeit und des Hasses ernähren und so befestigen, dass sie alle Mittel der Besserung hartnäckig verwerfen. So wie sie nun im Alter wachsen, so wächst auch der Hass und die Unbändigkeit. Vergeb-

lich sucht ihr sie also durch eure Peitschen, durch Furcht und Angst zu erziehen. Gilt es euch wirklich um ihre Bildung, so müsst ihr es machen wie der Künstler, der sein Bild aus Gold- oder Silberblech nicht blofs durch Schlagen zu Stande bringt, sondern es bald sauft drückt und hämmert, bald noch sanfter glättet und ausarbeitet.<sup>1)</sup>

Wie der junge Baum nach Licht, Wärme und freier Entfaltung der ihm innewohnenden Kräfte und Säfte schmachtet, so verlangt auch die Jugend in fröhlichem Spiel, in rühriger Bewegung und Arbeit des Körpers sich auszutummeln und auszutoben, sie muss auf Abwege gerathen und verderben, wenn man ihr dazu die Möglichkeit nimmt. Das haben die Schulen während des ganzen Mittelalters gethan.

In der nun folgenden Uebergangsperiode, in der Zeit zwischen dem Wiederaufleben der Wissenschaften und der Reformation, beginnt einerseits der Verfall des Ritterthums andererseits aber die Hebung der Schule, sie tritt mehr und mehr aus dem Bereiche und dem Dienste der Klöster, sie wird besonders durch die Errichtung der vielen Stadtschulen dem Volke zugänglicher gemacht. Männer wie Rudolf von Lange, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Hermann von dem Busch und andere verdrängen die scholastische Lehrweise aus den Schulen und führen die classische ein. Jetzt wollte man hinter den stillen Mauern der Schule die wiedergefundenen Schätze des classischen Alterthums kennen lernen und genießen, man mühte sich ab, es den classischen Vorbildern gleich zu thun, die Redeweise Ciceros war jetzt das vorgesteckte Ziel der Schulen, und auch in dieser Zeit dachte kein Mensch daran, dort einen Uebungsplatz für den Leib zu suchen. Man hatte sich einmal daran gewöhnt mit dem Begriffe Schule die Vorstellung von etwas Düsterem, Gefängnisartigem zu verbinden und davon konnte man auch jetzt nicht loskommen, wo der frische Hauch des classischen Alterthums durch die Schulen wehte.

Als vollwichtige Zeugnisse mögen die Worte dienen, die zwei der bedeutendsten Schulmänner jener Zeit geschrieben haben. Rudolf Agricola, der sich überhaupt durch kein festes Amt, am wenigsten aber durch die Fesseln der Schule binden wollte, schreibt an seinen Freund Barbirianus, der ihn zur Uebnahme der Schule in Antwerpen aufgefordert hatte, eine Schule gleiche einem Gefängnis, wo Schläge, Thränen und Geheul ohne Ende. Habe etwas einen seinem Wesen widersprechenden Namen, so sei es die Schule. Die Griechen

<sup>1)</sup> Mabillon. Ann. Ord. Bened. IV. p. 666.

hätten sie Schola: *Mufse* genannt, die Lateiner *ludus litterarius*, da doch nichts entfernter sei von *Mufse* als sie, nichts strenger und allem Ziele widerstrebender. Richtiger erhalte sie von Aristophanes den Namen *φροντιστήριον*, d. i. Sorgenort.

Erasmus sagt: Plato und Aristoteles ziehen die öffentliche Erziehung der privaten vor, allein jene wird jetzt nur durch Schulmeister besorgt, zu denen man, statt die höchste Sorgfalt auf ihre Wahl zu verwenden, meist schmutzige und verworfene Menschen nimmt, bisweilen solche, die nicht recht gescheit sind. Man giebt ihnen ein geringes Gehalt und ein unsauberes Local, dass man sagen sollte, es handle sich um die Erziehung von Schweinen, nicht von freien Söhnen der Bürger. Und doch setzt man hier die Zukunft des ganzen Staates aufs Spiel.<sup>1)</sup>

In solcher Verfassung befanden sich die Schulen, als die Reformation, jener Angel- und Wendepunkt unseres Volkes eintrat. Natürlich musste sie, wenn für die Kirche, so auch für die Schule die weitgehendsten Veränderungen bringen, schon deshalb, weil mit der Aufhebung der Klöster die Schule ganz aus diesen heraustrat und den Händen des Clerus entwunden wurde. Bisher hatte dieser es als ein Vorrecht für sich in Anspruch genommen, Schulen halten zu dürfen, er hatte den Versuchen einzelner Städte, das mächtig gewordene Bildungsbedürfnis zu befriedigen, heftigen Widerstand entgegengesetzt. Die Reformatoren dagegen machten es den Obrigkeiten der Städte und den Fürsten zur Pflicht für die Erziehung und Bildung ihrer Angehörigen zu sorgen. Jener Gedanke einer christlichen Volksbildung, dessen Verwirklichung Karl der Große schon angestrebt hatte, wurde von Luther allen Ernstes wieder aufgenommen und auch durchgeführt. Luthers Zeugnis über die Schulen jener Zeit vor der Reformation dürfte wohl nicht übergangen werden, es fällt mit dem *Agricolae* und dem von Erasmus vollständig zusammen. Er sagt: „Es ist so weit gekommen, dass die elenden Leute schier zu lauter Bestien geworden sind, weder deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.“ — Diese Worte finden sich in der Vermahnungsschrift an die Rathsherren aller Städte Deutschlands, dass sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen aus dem Jahre 1524. Wenn uns nun auch kein unmittelbar von Luther herrührender Schulplan erhalten ist, so lässt sich doch aus jener Vermahnungsschrift der Plan

<sup>1)</sup> Erasmus, *Christiani matrimonii institutio*. Cfr. Lange: „Erasmus“ in Schmidts Encyclopädie.

eines vollständigen Gymnasiums leicht construiren. Diese Schulen sollen eine verkörperte Verbindung der Theologie und der Philologie sein, des Christenthums und der Gelehrsamkeit, sie sollen gegründet sein auf den Säulen des Evangeliums und der Sprachen. „Und lasset uns das gesagt sein, dass wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt, sie sind der Schrein, darinnen man dies Kleinod trägt,“ u. s. w. An die Sprachen sollten sich die Musica, die Historien und die Mathematik schliesen. So dachte auch er nicht daran, in der Schule auch Leibesübungen zu treiben, einmal weil er noch viel zu sehr in der hergebrachten Ansicht von einer Schule befangen war, sodann aber weil zu seiner Zeit diese Uebungen im Leben des Volkes noch nicht ganz verschwunden waren. Dort schienen sie ihm hin zu gehören, denn dass er von denselben eine hohe Meinung hegte, dafür zeugen seine Worte, die sich nicht in seinen Schulreden, wohl aber in seinen Tischreden finden. „Es ist“ sprach er „von den Alten sehr wohl bedacht und geordnet, dass sich die Leute üben, und etwas Ehrliches und Nützlichendes vorhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen und Spielen gerathen. Darum gefallen mir diese zwei Uebungen und Kurzweile am allerbesten, nämlich die Musica und Ritterspiel mit Fechten, Ringen u. s. w., unter welchen das erste die Sorge des Herzens und melancholische Gedanken vertreibet; das andere machet feine, geschickte Gliedmafs am Leibe, und erhält ihn bei Gesundheit, mit Springen u. s. w. Die endliche Ursache ist auch, dass man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln gerathe; wie man jetzt leider siehet an Höfen und Städten, da ist nicht mehr denn: Es gilt dir! Sauf aus! Dann spielt man um etliche Hundert oder mehr Gulden. Also geht's, wann man solche ehrbare Uebungen und Ritterspiele verachtet und nachlässt.“<sup>1)</sup>

Noch mehr als Luther hat sich der Präceptor Germaniae um die Organisation der gelehrten Schule verdient gemacht. Auch ihm ist das Zurückgehen auf die Quellen die Wiedergeburt der Wissenschaft

<sup>1)</sup> Walch XXII, 2280 u. 2281. Dazu vergleiche Wassmannsdorfs Aufsatz in Klofsens: „Neue Jahrbücher für die Turnkunst.“ Band X. S. 257. dort wird eine Fortsetzung dieser Worte, die angeblich auch von Luther herrühren soll, als späterer Zusatz erwiesen. Indem aber Wassmannsdorf sich anheischig macht, Luthers Worte, die in vielen Turnschriften entstellt wieder gegeben seien, in ihrem wahren Wortlaute herzustellen, passirt ihm wieder der wenigstens sehr bedenkliche Druckfehler „seine Gliedmafs“ für das unbedingt richtige „feine Gliedmafs“.

ten, auch für ihn kann sich die Theologie nur auf der Grundlage der Sprachstudien erbauen. „Quum ad fontes nos contulerimus, Christum sapere incipiemus“, diese Worte sind der Inhalt seiner am 29. August 1518 zu Wittenberg gehaltenen Antrittsrede „de corrigendis adolescentiae studiis“, und sie sind recht passend darum auch als Inschrift seines Denkmals auf dem Marktplatze zu Wittenberg gewählt worden.

Es kann nicht der Zweck vorliegender Abhandlung sein, die Thätigkeit der Reformatoren auf pädagogischem Gebiete eingehender zu beleuchten, der Verlauf der Darstellung verlangt nur zu zeigen, mit welchen Zielen und Tendenzen der Erziehung die Schulen unmittelbar aus dem gewaltigen Gewoge der Reformation hervorgingen. Nach dem von den beiden Reformatoren wiederholt bearbeiteten Lehrplane aus dem Jahre 1525 gestaltete sich die Form der lateinischen Schule ungefähr so: Die Lebrgegenstände waren Lesen, Schreiben, Musik, Latein nebst Metrik und Grammatik, Dialektik, Rhetorik und vor allen Dingen Religion. Die Schulen wurden in drei Classen getheilt, deren jede ein Lehrer unterrichtete und zwar in den Stunden von früh 5 oder 6 bis 9 Uhr und Mittags von 12 bis 3 Uhr. Die erste Classe oder der erste Haufen lernte Lesen und dann Vocabeln, die zweite wurde in Religion, Grammatik, Prosodie, Musik unterwiesen, las Terenz u. Plautus, die dritte mit der Metrik, Dialektik, Rhetorik bekannt gemacht und las Virgil, Ovid und Cicero. Musik wurde für alle gewöhnlich auf den Nachmittag festgesetzt. Außerhalb der Lectionen wurde auf ein beständiges Repetiren des in den Schulstunden Dagewesenen gedrungen. Einige höhere Stadtschulen, wie die zu Nürnberg, Mühlhausen, Hamburg zogen auch das Griechische und Hebräische, auch Mathematik und Philosophie in den Kreis der Unterrichtsgegenstände, obgleich in der Einleitung zu jener Schulordnung ausdrücklich gesagt ist: „erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, dass sie die Kinder allein Lateinisch lehren, nicht Deutsch oder Griechisch oder Hebräisch, wie etliche bisher gethan, die armen Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit zu beschweren, ist nicht allein unfruchtbar sondern auch schädlich“.

Die Mahnung und die Thätigkeit der Reformatoren blieben nicht erfolglos. Schon im Jahre 1524 wurden theils unmittelbar durch Luther und Melanchthon, theils mittelbar auf ihren Rath und ihre Empfehlung zehn Gymnasien umgestaltet und bis zum Jahre 1600 gab es in Deutschland schon nahe an 150 Gymnasien. Die Schulordnungen derselben stimmten alle mehr oder weniger mit jenem Lehrplane überein.

Hatte schon seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften das

Streben, das classische Alterthum mit seiner vollendeten Sprache und Form, mit seinen ausgezeichneten Schöpfungen auf so vielen Gebieten kennen zu lernen, unsere Nation geistig angeregt und zu wissenschaftlichen Arbeiten angelockt, jetzt kam mit der Reformation erst recht ein Zug nach geistiger Thätigkeit in das Volk. Der von dem Drucke des Katholicismus befreite Geist entfaltete nun mächtig seine Schwingen, und wahrlich, er hatte reichlich zu thun, alles das zu bewältigen, was ihm durch die neuen Errungenschaften zugeführt worden war. Die neue Lehre erachtete es zu ihrer Befestigung für nöthig, die Wissenschaften auch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen; das Volk brachte den bisher durch die Kirche nur künstlich zurückgehaltenen Bildungstrieb im reichsten Mafse entgegen, und so finden wir denn unsere Nation, durch das gewaltige Ereignis der Reformation bald dem physischen Standpunkte entrückt, in einer Weise auf geistigem Gebiete thätig, dass sie darum die Ausbildung der körperlichen Seite, die in den voraufliegenden Zeiten die Hauptsache gewesen war, immer mehr in den Hintergrund treten lässt. Die Turniere der Ritter verschwinden, die Fechterschulen der Handwerker fangen an zu kränkeln, die Wehrhaftigkeit der Bürger nimmt ab, aber es mehren sich die Schulen und Universitäten in erfreulicher Zahl, an Stelle der Fehden und Kämpfe mit dem Schwerte beginnen die Schlachten auf dem Gebiete des Geistes.

War die Schule bis dahin nur einseitig geistiges Institut gewesen, wir sehen aus der angeführten Schulordnung, dass sie auch jetzt weit davon entfernt war, sich noch gar um die Ausbildung des Leibes zu kümmern, wo sie gar zu reichlich mit geistiger Arbeit beschäftigt war. Die Nation erfreute sich des neu erschlossenen Gebietes viel zu sehr, sie tummelte sich mit viel zu grossem Wohlbehagen auf dem bisher verbotenen Felde geistiger Thätigkeit, als dass sie es für eine dringende Aufgabe der Schule hätte ansehen sollen, auch den Leib kräftig und gewandt zu machen. Das öffentliche Leben verlangte ohnehin nicht mehr so gebieterisch wie früher den starken Arm. Seit der Erfindung des Schiefspulvers hatte der Krieg an seiner Ehre verloren, da die persönliche Tapferkeit und die ritterliche Rüstung nichts mehr gegen das Feuergeschütz vermochten. Die Musketenkugel burchbohrte ebenso leicht Schild und Harnisch wie die Kanonenkugel die Mauern der Burgen. Der Krieg wurde allmählich ein Handwerk, es finden sich Söldner und Landsknechte, die ihre Kunst als Geschützleute mussten gelernt haben, aber die Ritter ziehen sich zurück und zahlen lieber eine Abgabe an den Lehnherrn; auch die Städter, denen die Wehrhaftigkeit unter den neuen Verhältnissen

theils zu kostspielig, theils zu lästig war, ziehen es vor, sich durch Geld ihrer Waffenpflicht zu entziehen. Der Adel verlor dadurch an Ansehen und Einfluss, das Volk entwöhnte sich der Waffen, es kommen die Zeiten, wo der Mensch seine Stellung findet je nach dem geistigen Standpunkte, den er einnimmt. So war die eine Seite der mittelalterlichen Erziehung, die ritterliche, verschwunden, das Leben selbst hatte aufgehört, die Erzieherin des Leibes zu sein, und die Schule, die von Anfang an gewohnt gewesen war, als ihre einzige Domäne den Geist zu betrachten sie vergafs oder übersah in jener geistig aufgeregten Zeit, dass sie um harmonisch zu bilden, auch die Aufgabe hätte übernehmen müssen, den Leib durch geregelte, kunstgemäfse Uebungen zu bilden und zu stärken.

In dieser Periode des Umschwungs und Ueberganges von dem materiellen, physischen Standpunkte zum geistigen ist der Grund zu suchen, dass uns die schöne Harmonie zwischen Geist und Körper, deren Wirkungen auf den Bildungsgang der Hellenen wir bewundern, versagt ist. Zwar hatte jene Zeit die Bildungsanstalten nach griechischem Vorbilde auch Gymnasien genannt, aber sie hatte nur Phrontisterien geschaffen, sie hatte vergessen, dass zum Gymnasium der Griechen auch die Palästra gehörte. — Wir dürfen jener Zeit deshalb keinen Vorwurf machen, sie hat Großes geleistet, indem sie den Gedanken der allgemeinen Volksbildung durchführte, es lässt sich nicht erwarten, dass sie das auch gleich in vollendeter, harmonischer Form thun konnte. Sie fand die Schulen hinter den abgeschlossenen Klostermauern vor, sie hat sie aus denselben an das Licht geführt und dem Zwecke der Reformation dienstbar gemacht, wie hätte sie die Gymnastik als ein Erfordernis für die Schule hinstellen können, da doch das Leben im Begriff stand, körperliche Tüchtigkeit als unwichtig und werthlos zu betrachten?

Hatte Melanchthon die Schulen consolidirt, so erhielten sie nun die praktische Gestaltung durch hervorragende Schulmänner wie Michael Neander, Trotzendorf, Johannes Sturm und andere. Die Normalpläne von Sturm und Trotzendorf concentrirten die ganze Kraft der Jugend auf das Lateinlernen, und diese blieben lange Zeit maßgebend. Auch in der sonst vortrefflichen Schulordnung von Württemberg, welche der Herzog Christoph im Jahre 1559 erlief, ist immer und immer wieder vom Erlernen des Latein aber nirgends von körperlichen Uebungen die Rede; ebenso wenig findet sich in der 1580 in Sachsen stattfindenden Organisation der höheren Schulen auch nur irgend eine Berücksichtigung der Gesundheit, noch viel weniger gar vorgeschriebene gymnastische Uebungen. Man ging in



steifer Pedanterie sogar soweit, das zu verbieten, was den Leib hätte kräftigen können. So wissen wir von Trotzendorf, der im übrigen noch ganz freisinnig in dieser Beziehung war, indem er das Laufen und Ringen, wenn auch nicht gebot, so doch gestattete, dass er das Baden seinen Schülern auf das nachdrücklichste untersagte. — Dass wir in den Schulen der Jesuiten, deren Lehrplan „ratio et institutio studiorum societatis Jesu“ 1599 publicirt wurde, vollends keine Gymnastik finden werden, geht aus ihrer ganzen Tendenz hervor.

Die schrecklichste Periode bricht über unser Vaterland herein, der dreißigjährige Krieg. Die Schicksale einzelner Schulen während jener heillosen Zeit siehe bei Raumer (Gesch. d. Päd. II 43. ff.) „Von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede.“ Dieses gewaltige Kriegsungeheuer hatte jeden freien Flügelschlag unseres Volkslebens gelähmt. Es hinterließ ein trockenes, zaghaftes, engherziges, steifes Geschlecht, welches in dem langen Drucke, in der langen Noth groß geworden, jede Spur von Selbständigkeit verloren hatte und sich ängstlich nach dem Auslande fügte und schmiegte. Während des Krieges waren denn auch die letzten Ueberreste nationaler und ritterlicher Gymnastik verloren gegangen. Die Ballhäuser waren verschwunden, das Armbrustschießen, diese vortreffliche gymnastische Uebung hörte auf, es finden sich höchstens bei Festen das Stangenklettern, Sackhüpfen, Raufen, aber bei diesen kam es mehr auf die Belustigung als auf Leibesübung an. Die Uebungen mit der Feuerwaffe, wie sie in den nächsten Jahrhunderten die Bürger in ihren Schießgräben anstellten, und die Fechtraufereien der Studenten auf den Universitäten sind als gymnastische Uebungen nicht anzusehen.

Nun konnte es ja wohl doch nicht fehlen, dass durch das lange erschütternde Kriegsunwetter neue Kräfte aufgeregt wurden, und auch wieder neue Bewegung in die Geister kam. Nach Abschluss des Friedens erreichten Kunst und Wissenschaft neue Ziele, auch der Eifer für Schule und Erziehung wurde besonders in Deutschland wieder lebhafter. Die Schulordnungen nach dem Kriege schloßen sich im ganzen an die des sechszehnten Jahrhunderts an, aber so manches ist denn doch als ein Fortschritt zum Besseren nicht zu verkennen. Das Latein als lebende Muttersprache der Gelehrten, bleibt noch immer die Hauptsache, aber es finden sich doch bereits Stimmen, welche auch dem Deutschen seinen verdienten Platz in der Schule anweisen wollen, um so wunderbarer, da gerade damals die Sprache im tiefen Verfall sich befand. Daneben wird das Griechische gelehrt und das Hebräische, was die Protestanten für ihre Geist-

lichen obligatorisch gemacht hatten. Auch der Anfang der Realien und der Verstandesübung fällt in jene Zeit.

In einer andern Beziehung aber war es noch viel schlechter geworden. Wenn wir im Laufe unserer Darstellung gezeit haben, dass die Schule in keiner der bisher durchlaufenen Wandlungen etwas gethan hatte, um auch ein gewandtes, frisches, lebendiges körperliches Wesen zu erziehen, so hatten wir dabei die Beruhigung, dass dieser Theil der Erziehung mehr oder weniger durch das praktische Leben besorgt und übernommen wurde, jetzt kam eine Zeit, wo die herrschende Zeitrichtung grade im Gegensatz zu früher alles that, um den Leib steif, ungelent und verknöchert zu machen. Es folgte die Periode Ludwig des Vierzehnten. Wie in der Diplomatie so war Frankreich in der Sprache, in Sitten und Unsitten tonangebend geworden. Auch auf die Erziehung und die Schule wirkte der französische Einfluss in der heillosen Weise. So finden wir auch hinter den Schulmauern den Servilismus jenes französischen Zeitalters gegen höhere Stände in dem Maße, dass z. B. für uns ganz unwürdig und unverständlich, Schulrectoren in ihren Programmen öffentlich erklären, dass die adelichen Schüler und die Söhne höherer Stände einen näheren, liebeichern, vertrauteren Umgang von Seiten der Lehrer erfahren sollen als andere, so niedriger Geburt sind. Vor allen Dingen aber war jene steife Pedanterie, jene galante, französische Dressur, jenes geschnürte, zöpfige Wesen der armen Jugend verderblich und gefährlich. Die Unnatur, die Einseitigkeit der Erziehung hatte hier ihren Höhepunkt erreicht. Es ist das die Zeit, welche Ludwig Jahn eine leib- und lieblose genannt hat, „deren Sünden noch bis heute an jedem einzelnen von uns mehr oder weniger heimgesucht wird.“ Dieselbe meint auch Pestalozzi, wenn er schreibt: „Es ging dem physischen Verderben, das durch den Baumwollen- und Seidengewerb seine oberste Höhe erhielt, ein Zeitalter vorher, das sich durch die Allgemeinheit der Perrücken und Degelchen auszeichnete. Dieses hat die eigentliche Grundlage unserer physischen Steifigkeit in obern und untern Ständen allgemein gelegt.“ „Die Jugendzeit“, sagt Raumer, <sup>1)</sup> „war damals für die meisten eine sehr geplagte Zeit, der Unterricht hart und herzlos streng. Die Grammatik ward dem Gedächtnis eingebläuet, ebenso die Sprüche der heiligen Schrift und Liederverse. Eine gewöhnliche Schulstrafe war das Auswendiglernen des 119. Psalms. Die Schulstuben waren melancholisch dunkel. Dass auch die Jugend irgend etwas mit Liebe

<sup>1)</sup> Raumer Gesch. d. Päd. II. S. 278.

arbeiten könne, das fiel niemanden ein, so wenig, als dass sie die Augen zu irgend etwas anderem als zum Schreiben und Lesen habe. Das heillose Zeitalter Ludwigs XIV brachte überdies den armen Kindern in den höheren Ständen frisirte, mit Puder und Pomade eingeschmutzte Haare, galonnirte Röcke, kurze Beinkleider, seidne Strümpfe, einen Degen an der Seite; das war für rührige, frische Jugend die ärgste Tortur.“

Dazu war man denn also durch die einseitige Vergeistigung durch die Vernachlässigung der körperlichen Hälfte gekommen! In dunkeln, melancholischen Schulstuben blühte man dem Gedächtnis frisirter und gepudelter Knaben, die, um die Unnatur auf die Spitze zu treiben, in galonnirte Röcke eingeschnürt und mit einem Salodegen bewaffnet waren, auf die trockenste Weise die Grammatik ein. — Die Folgen der einseitigen Erziehung treten hier in der crassesten Weise auf. Die seit dem Ersterben des Ritterthums vernachlässigte Leiblichkeit war zur Unnatur, zur fratzenhaften Carricatur herabgesunken. In unausbleiblicher Wechselwirkung war man nicht bloß am Körper, man war auch am Geiste steif und un gelenk geworden. Auf die Helden in den Schlachten des Geistes zur Zeit der Reformation folgte im nächsten Jahrhundert eine klägliche Schaar von Epigonen, die zwar auch auf geistigem Gebiete kämpften, aber mehr nach Art von Klopffechtern in widerwärtigen, nichtssagenden Zänkereien. Was konnten denn aus jenen Schulen, aus jenen Fütterungsanstalten des Geistes, wo selbst den Widerspenstigen die Speise mit Gewalt beigebracht wurde, anders als einseitige, verknöcherte Menschen hervorgehen? Das wäre unmöglich gewesen, hätte sich die Schule von jeher auch die Pflege und Ausbildung des Leibes angelegen sein lassen, hätte man wenigstens durch Spiel und Anstrengung durch Genuss der freien Natur und durch Aufhebung des lästigen Kleiderzwanges ein gesundes, natürliches Jugendleben hergestellt — Man halte ein griechisches Gymnasium einem solchen dunkeln, melancholischen Schulhause, man stelle einen solchen eingeschnürten, frisirten Degenhelden einem hellenischen Jünglinge gegenüber! Man denke sich das griechische Gymnasium mit seinen Säulenhallen, Höfen, Gemächern, Bädern, Baumgruppen, Plätzen, wo hier die Jünglinge im Laufen und Springen, dort im Faustkämpfe und Ringen sich übten, hier am Diskus- und am Ballspiele sich ergötzten, dort durch ein Bad sich stärkten, — wie andere den Reden der Philosophen lauschten, andere im Schatten der Bäume sich geistreich unterhielten oder im stillen Gemach sich der Forschung hingaben, und dagegen halte man ein Schulhaus aus jener trocknen, düstern Zeit ja s)

manches noch aus unserer Zeit! Wer wird sich dann über die verschiedenen Früchte der Erziehung wundern? Hier geistiges und leibliches Unvermögen, Steifheit und Unnatur, dort jene körperliche und geistige Vollkommenheit, die sie *καλοκἀγαθία* nannten. — Mit bededten Worten lässt noch der spätgeborene Lucian in seinem Dialog Anacharsis den Solon die Fülle von Vorzügen preisen, welche die Hellenen von den gymnastischen Uebungen gepflückt haben. Solon war es gewesen, der die Gymnastik nicht nur als eine uralte Sitte seines Volkes beibehalten, sondern der sie auch durch seine Gesetzgebung bestätigt, geregelt und als nothwendiges Glied in den Staatsorganismus der Athener aufgenommen hatte. Schon im grauen Alterthum wurden die Feste der Götter und das Andenken der Heroen durch gymnastische Spiele verherrlicht. Die Leibesübungen wurden mit der Zeit kunstgemäfs ausgebildet, und so entstand, besonders durch die Gesetzgeber gefördert, die regelrechte Gymnastik. Als dann das Griechenvolk auch auf dem Gebiete des Geistes mündig geworden war und in allen Zweigen der Litteratur Unübertreffliches hatte schaffen lernen, da liefs es nicht etwa die überkommenen Uebungen des Leibes als werthlos bei Seite liegen, sondern die beiden Zweige grüntem und wuchsen auf dem Baume des Volkslebens lustig neben einander und in Olympia und Pytho wurden die herrlichsten Früchte gleich hochgeachtet von beiden gepflückt.

Wie ganz anders bei uns! Hätte auch unser Volk unter rauherem Himmel und mit andern Anlagen ausgestattet nicht eine gleich werthe Gymnastik schaffen können wie die Hellenen, hätte auch unser Volk auf den Gebieten der Dichtung, der bildenden Kunst und der andern Verhältnisse des Lebens nicht gleich Hohes schaffen können, jedenfalls aber wäre uns manche unfruchtbare, verkommene und vielleicht auch manche schmachvolle Periode in der Geschichte erspart worden, wenn auch unser Volk von Anfang an den geistigen und leiblichen Menschen harmonisch und ganz erfasst und gebildet hätte.

Als jedoch bei uns der Zweig des geistigen Lebens anfang zu keimen und empor zu wachsen, da entzog er dem andern den Saft, so dass dieser verkümmerte und fast ganz verdorrte. Zwar wuchs nun der andere Anfangs um so üppiger und brachte um so reichlichere Früchte, der Wuchs des ganzen Baumes aber war entstellt und unharmonisch, und wie lange, so übte der dürré Zweig seine nach-

---

<sup>1)</sup> Besonders schön spricht über diese Verschiedenheit Friedr. Thiersch in der Zueignung seiner Ausgabe von Pindars Werken an L. Jahn.

theiligen Folgen auch auf den grünenden und die Früchte waren in der Schule jene eingeschnürten mit Puder und Haarbeuteln überladenen Schulbuben, im Leben jene pedantischen, steifen, verknöcherten Klopflechter. —

Die Abhandlung über die Frage, wie ist unsere moderne Schul-erziehung einseitig geworden, darf hiermit abgeschlossen werden. Wir haben die Darstellung bis zu dem Punkte geführt, wo die Einseitigkeit der modernen Erziehung in ihren unheilvollen Folgen am deutlichsten hervortritt. Von nun an hat die Geschichte der Pädagogik, in ganz erklärlicher Reaction, die ernstesten Bestrebungen aufzuweisen, auch der vernachlässigten leiblichen Erziehung zu ihrem Rechte zu verhelfen. Diese werden der Inhalt der nächsten Abhandlung sein, in welcher die Frage zu beantworten versucht werden wird, was ist bis jetzt zur Abhilfe geschehen.

Wittenberg.

Dr. Schild.

### Die Wichtigkeit des Spieles für die Erziehung.

In der gewöhnlichen pädagogischen Praxis der Eltern und Erzieher wird das Spiel, wenn nicht als etwas Schädliches, so doch als etwas Gleichgiltiges betrachtet. Doch schon der Umstand, dass die Jugend so beharrlich spielt, beweist, dass wir es mit einem unabwiesbaren Bedürfnis zu thun haben. Ferner wird niemand leugnen, dass die Volksspiele ein bedeutendes Moment für die Beurtheilung der geistigen Anlagen eines Volkes abgeben.

Diese Betrachtung zeigt uns, dass das Spiel etwas Höheres sein muss, als der bloße sinnliche Genuss. Das genießende Individuum ist receptiv, das spielende ist thätig: Spiel ist Thätigkeit. Somit hat Spiel Verwandtschaft mit der Arbeit. Es unterscheidet sich von der Arbeit, insofern diese etwas schaffen will; sie wird nicht um ihrer selbst willen gethan, sondern wegen eines außer ihr liegenden Zweckes. Das Spiel dagegen strebt nur nach der Thätigkeit, welche das Spiel ausmacht. Es fehlt der äußere Zweck, damit aber auch der Zwang: Spiel ist freie Thätigkeit.

Sonach zeigt das Spiel viel mehr Verwandtschaft mit der frei schaffenden Thätigkeit der Kunst. Wie jene ist sie Selbstzweck; aber das Ende der künstlerischen Thätigkeit ist das geschaffene Kunstwerk, das Resultat des Spiels ist die Thätigkeit, welche während des Spieles entwickelt wird. Mit dem Ende des Spiels hört jedes Resultat auf.

ein objectives Resultat bleibt nicht übrig. Gesucht wird im Spiel nur die augenblickliche Befriedigung des Spielenden: das Spiel ist eine freie, subjective Thätigkeit.

Damit aber soll das Spiel nicht als eine willkürliche Thätigkeit definiert werden. Jedes Spiel hat Regeln. Diese Regeln haben freilich nur Geltung, insofern das Spiel dem Spielenden als werthvoll erscheint: ihre Geltung ist subjectiv, man kann sie ohne Schaden auf sich beruhen lassen; aber sie nehmen dem Spiel den Charakter der Regellosigkeit, d. i. der Willkür. Ferner aber ist das Spiel auch darum keine willkürliche Thätigkeit, weil es die objectiven sittlichen Normen nicht negirt. Das spielende Individuum sucht sich ein Feld, wo es seine Kräfte frei entwickeln kann, indem es sich in freier Selbstbestimmung seine Zwecke setzt und die Mittel zu deren Erreichung kennt und in seiner Gewalt hat. Das Spiel ist eine Form der menschlichen Freiheit. Allerdings ist es eine unvollkommene Erscheinungsform derselben; denn die Zwecke, die im Spiel verfolgt werden, haben keinen objectiven Werth, sie stehen aber auch mit der Sittlichkeit nicht im Widerspruch. Das Spiel ist eine Erscheinungsform der Freiheit, wie sie dem Jugendalter eigen ist.

Nur die Jugend spielt. In seiner ersten Thätigkeit ist der Mensch im Jugendalter wesentlich receptiv: er lernt. Durch das Spiel befriedigt er seinen Drang nach freier Production, nach einer freien Thätigkeit; in welcher er seine Individualität ganz anders zur Geltung bringen kann als beim bloßen Recipiren. Das Kind in seinen ersten Jahren, etwa bis es zur Schule geht, spielt noch nicht. Was wir Spiel nennen, ist dem Kinde in diesem Alter Arbeit. Das Kind will sich über empfangene Eindrücke klar werden. Der gebildete Mensch spielt nicht mehr. Er kennt Lieblingsbeschäftigungen, Vergnügungen, um sich zu erholen, aber keine Spiele. Seine Freiheit documentirt er auf ganz andere Weise.

Die Spiele werden einzutheilen sein nach den verschiedenen Arten der Thätigkeit, die ihnen zu Grunde liegt. Danach sind drei Gruppen zu unterscheiden: 1) Bewegungsspiele, 2) Darstellungsspiele, 3) Ruhespiele.

Die Bewegungsspiele sind zunächst Kampfspiele. Als solche sind sie die eigentlichen Vollspiele der männlichen Jugend. Ein gesunder Junge hat einen Ueberschuss an körperlicher Kraft. Das Blut pulsirt rascher in seinen Adern. Er hat das Bedürfnis sich auszuarbeiten: er muss mit den Armen um sich schlagen, mit den Beinen strampeln. Dabei wirkt natürlich diese

körperliche Kraft auf den Geist. Der Junge will etwas unternehmen, vor allem sich mit anderen messen. Dies alles kann er im Kampfspiel haben. Hier ist das berechnete Gebiet für ihn sich auszuarbeiten. Zu den Nachahmungsspielen darf man die Kampfspiele nicht rechnen. Das Ballspiel ahmt doch gewiss keinen wirklichen Kampf nach!

Sanfter und mehr der Natur der Mädchen angemessen ist die zweite Art der Bewegungsspiele: die reigenartigen Spiele. Die Bewegung ist in denselben eine rhythmische, tanzartige, nach dem Tact eines einfachen Gesanges, welcher zugleich die Bewegung deutet. So z. B. das oft gespielte: da kommt ein Herr von Aachen, juchheißa filifatus.

Eigenthümlich ist beiden Arten von Spielen, dass sie eine Spielgesellschaft voraussetzen. Allerdings kommen unter den Bewegungsspielen auch Einzelspiele vor, z. B. das Kreiseldrehen; aber auch hier sucht die Jugend meist ein Gesellschaftsspiel herauszubringen, zum vollen Beweis, dass das Bewegungsspiel nur als Gesellschaftsspiel recht zur Geltung kommen kann.

Die Geselligkeit ist für die Darstellungsspiele nicht Lebensbedingung. Nur das Darstellen an sich ist ihr Zweck. Die Darstellungsspiele sind zunächst Nachahmungsspiele. Die sittlichen Normen des Lebens werden nachgeahmt und damit scheinbar beherrscht. Die Nachahmung ist natürlich eine freie, ähnlich der des Künstlers. Als erstes sittliches Gebilde tritt dem Kinde die Familie entgegen. Hierher vor allem gehören die Darstellungsspiele der Mädchen. Die ganze Thätigkeit der Mutter wird nachgeahmt, namentlich die, welche sie in der Kinderstube und in der Küche entwickelt. Nächste der Familie tritt bald auch die Kirche dem Kinde entgegen, die Puppen werden getauft und getraut. Natürlich kommt es bei den Objecten der Nachahmungsspiele viel auf die Eltern an. Die Nachahmungsspiele fallen eben in die erste Hälfte der Jugend, wo das Kind noch ganz unter dem Einfluss der Eltern steht. Vom Staate werden nur einzelne Erscheinungen das Kind zur Nachahmung reizen. In Preussen, dem Lande der Schulen und Kasernen ist Schulehalten und Soldatenspielen ein stehender Artikel in den Nachahmungsspielen der Jugend. Von den Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens werden nur die sinnfälligen nachgeahmt, vor allem Kaufen und Verkaufen.

Dies sind im allgemeinen die Objecte der Nachahmungsspiele. Schwerer ist die Form derselben zu bestimmen. Sie wird sich nach den Objecten und nach der Eigenart der Kinder richten. Feststehende Formen finden sich in der zweiten Art der Darstellungsspiele wieder,

in den Spielen der freien Production. Wenn Schiller die Kunst auf den Spieltrieb gründet, so hat er diese Spiele im Sinne. Sie sind Vorübungen zur Kunst und lehnen sich daher an die verschiedenen Arten der Kunst an.

Die Architectur ist durch mancherlei vertreten, die Jugend baut gern. Allbekannt und allbeliebt ist der Baukasten. Plastik und Malerei werden gleichfalls ins Bereich des Spiels gezogen. Wer kennt nicht die plastischen Versuche vom Bauen eines Schneemanns bis zur Darstellung lebender Bilder? Versuche in der Malerei werden mannigfach angestellt. Coloriren ist eine beliebte Beschäftigung. Auch Musik und Poesie müssen ihr Theil beitragen: die Musik im einfachen Naturgesang, die Poesie namentlich in improvisirten dramatischen Vorstellungen.

Alle diese Gruppen reichen schon über das Spiel hinaus. Die Malerei und der kunstvollere Gesang des Dilettanten sind nicht mehr Spiel. Sie schaffen objective Resultate. Indem sie aus Neigung unternommen sind, gehören sie in das Gebiet der angenehmen Beschäftigungen.

Die dritte und letzte Hauptgruppe der Spiele bilden die Ruhe-spiele. Ruhe ist hier nicht zu nehmen im Gegensatz zur Thätigkeit, sondern in Gegensatz zur Bewegung. Es kommt in ihnen eine rein geistige Thätigkeit zum Ausdruck.

Die erste Stufe bilden die Spiele des Witzes, und zwar die beliebten Räthselspiele. Nicht nur das Lösen von eigentlichen Räthseln ist hierher zu rechnen, sondern alle Gesellschaftsspiele gehören hierher, welche ein Rathen und Lösen verlangen. Das Eigenthümliche dieser Spiele besteht darin, dass man vom Subject widersprechende Prädicate aussagt, so dass die Vorstellungsgruppe, welche den scheinbaren Widerspruch löst, nicht sofort gefunden wird. Werden durch das Spiel falsche Vorstellungen erweckt und hinterher kommt die Täuschung auf scherzhafte Weise zu Tage, so hat man das Vexierspiel; Spiele, bei denen es sich nicht um herzlose Neckerei, sondern um harmlosen Scherz handeln muss, wenn sie noch Spiele bleiben sollen.

An der Grenze der Spiele stehen endlich die Wettspiele. Es sind Spiele der Berechnung, welche alle mehr oder weniger den Zufall herausfordern, um ihn durch Berechnung zu überwinden; daher klingen alle diese Spiele an die Mathematik an. Hierher gehört das Schachspiel und alle Brettspiele, als Analogon der Geometrie; dann die Kartenspiele, als Analogon der Arithmetik. Alle diese Spiele fordern entweder sehr viel Berechnung oder sie bringen das Moment



des Geldgewinnes ins Spiel, wodurch die harmlose Heiterkeit des Spieles aufhört. Diese Spiele sind daher meist nicht für die Jugend passend. — Im sogenannten Hazardspiel endlich herrscht nur der Zufall, ihm gegenüber ist der Mensch leidend. Die Leidenschaft wird erregt, die Bethätigung der Freiheit ist unmöglich, damit aber ist der Charakter des Spieles völlig verloren.

## II.

Nach dieser Betrachtung von Inhalt und Anfang des Spieles wird es leicht sein, die Frage zu beantworten, was hat die Jugend vom Spiel? Zunächst ist jedenfalls das Spiel ein treffliches Mittel zur Weckung und Uebung des Willens. Auf allen andern Gebieten handelt es sich bei der Jugend nicht um das Wollen, sondern um das Sollen. Der Mensch muss in diesem Alter sich hingeben an die Einsicht anderer. Er hat selbst noch zu wenig Einsicht, um sich Ziele zu setzen und die Mittel zu ihrer Erreichung zu kennen, d. h. zu wollen. Im Spiel ist der Jugend nicht nur der Gegenstand ihres Begehrens vollständig bekannt, sondern sie hat auch eine Kenntnis der Mittel, wodurch er zu erreichen ist. Hier also sind alle Momente des Willens vorhanden, wenn anders das Wollen ein Begehren ist, welches die Mittel kennt und wählt, um sein Ziel zu erreichen. Doch aus dem Begriff des Spieles ergibt sich noch mehr. Das Wollen im Spiel ist nicht durch äußere Zwecke bedingt; es ist auch kein bloßes Sichgehenlassen; es ist ein selbständiges, überlegtes Wollen, welches zur That wird. Das Spiel ist sonach ein treffliches Mittel für die Erziehung zur Freiheit, und zwar zur höchsten Form derselben, zur sittlichen Freiheit. Denn im Spiel ordnet sich die Jugend freiwillig einem allgemeinen, wenigstens annähernd sittlichen Zwecke unter, sie macht denselben zum Inhalt ihres freien Willens.

Ist nun das Geschäft des Unterrichtens schon an sich ein schwieriges dadurch, dass lebendiger, selbstthätiger Stoff zu bilden ist, so ist die Aufgabe, zur sittlichen Freiheit zu erziehen, wie die höchste, so die schwerste. Denn niemand wird frei, der sich nicht selbst frei macht. Die Erziehung hat also allen Grund, die Spiele der Jugend zu beachten. Die Klage über die Zerstreuung unserer Jugend ist nur zu gegründet. Ich behaupte, diese Erscheinung hat ihren Grund zum großen Theil darin, dass unsere Jugend nicht mehr spielt. Ich habe fast ausnahmslos die Erfahrung gemacht, dass ein Schüler, der energisch spielt, auch das Zeug dazu hat energisch aufmerksam zu sein. Natürlich darf man Spiel nicht mit Spielerei verwechseln. Der zerstreute, zerfahrene Schüler wendet sich der Spielerei und Fle-

gelei zu, d. h. er versucht bald dies, bald jenes, ohne etwas zu Ende zu führen und ohne zu bedenken, ob Ort und Zeit für seine Beschäftigung geeignet sind.

Bildet sonach das Spiel den Willen und hat es Momente, die geeignet sind, das Individuum zur Freiheit zu erziehen, so wird es selbstverständlich zu einer Schule des Charakters. Natürlich von Charakter im eigentlichen Sinne kann man bei der Jugend ebensowenig wie von sittlicher Freiheit reden, wohl aber finden sich Neigungen und eigenthümliche Richtungen, mögen sie herkommen, woher sie wollen, welche bestimmt sind als Grundlage des Charakters zu dienen. Diese Neigungen und Anlagen werden sich im Spiel ganz besonders entwickeln. Es liegt dies in der Natur des Spieles als einer freien, subjectiven Thätigkeit. Es ist eben auch eine bekannte Erfahrung, dass selbständige jugendliche Naturen oft erst im Spiel aus sich herausgehen. Man lernt solche Naturen erst beim Spiel kennen.

Endlich ist das Spiel für die Jugend das beste Erholungs- und Kräftigungs-Mittel zur Arbeit. Allerdings wird die Erholung nicht erstrebt, die Jugend spielt, um frei zu sein. Desto sicherer wird sie gefunden. Schon die Abwechslung in der Beschäftigung gewährt in gewissem Grade Erholung, doch aber für die Jugend nicht in dem Maße wie das Spiel. Jede auf Erreichung eines bestimmten äußern Zweckes gerichtete Thätigkeit regt die betreffenden Vorstellungsmassen bis ins einzelste auf und bewirkt Abspannung. Das Spiel ist nur die allgemeine Form der Thätigkeit ohne die nachhaltigen Hemmungen der Vorstellungen, wie sie bei der Arbeit stattfinden. Die Vorstellungsreihen werden im Spiel nur angeregt, nicht erschöpft. Es entsteht wie beim Genuss eines Kunstwerkes der Zustand der Bestimmbarkeit zum sittlichen Handeln.

### III.

Es ist also klar, dass für die Jugend der Nutzen des Spieles nicht gering ist. Wie hat sich nun die Erziehung zum Spiele zu stellen? Es scheint als ob das Spiel als ein Product der Freiheit den Einfluss des Erziehers kaum gestattet. In der That, auf Commando spielen lassen, ist Widersinn. Doch es giebt andere Seiten, denen die Erziehung ihre Aufmerksamkeit zuwenden kann und muss. Einmal hat sie es mit einem unreifen Alter zu thun, welches auch da, wo es ganz in seinem Element ist, diese Unreife offenbart. Zank und Streit entstehen gar oft unter den Spielenden. Kann nun auch der Erzieher nicht immer persönlich die Spiele überwachen, so wird er doch die Jugend so zu leiten suchen, dass sie in seiner Abwesen-

heit sich verträgt. Ein sehr wirksames Mittel dazu ist es, wenn den Schülern in der Turnstunde oder auf Spaziergängen gute Spiele überliefert werden mit festen Regeln, so dass darüber kein Streit und Zank entstehen kann. Hierbei macht sich nun freilich ein recht empfindlicher Mangel geltend. Es fehlt an einer Sammlung guter Spiele. Was sich in Turnbüchern findet, ist aus der Sammlung von Gutmuths, die im vorigen Jahrhundert erschienen ist. Unter den Spielen dieser Sammlung ist nur eine verhältnismäßig geringe Zahl brauchbar. Was in neueren Sammlungen etwa noch hinzugekommen ist, ist meist auch ohne Werth oder gehört gar nicht mehr in das Gebiet des Spieles. Gute Spiele erfinden ist eben sehr schwer. Da giebt es nur einen Ausweg: man muss die ortsüblichen Spiele sammeln. Man muss einen Schatz heben, der sich im Laufe von Jahrhunderten angesammelt hat. Freilich die Spiele der gebildeten Jugend in den Städten werden so ziemlich durch ganz Deutschland dieselben sein. Auf dem Lande dagegen haben sich noch manche eigenthümliche Spiele und Volksgebräuche erhalten, welche zu Spielen umgewandelt werden können. Es ist hohe Zeit, diese Dinge zu fixiren, denn manches droht auszusterben. So hat hier in Erfurt ein eigenthümlicher Böttchertanz bestanden, der sich wohl zu einem reigenartigen Spiele umformen ließe, aber nur alte Leute vermögen noch Auskunft über denselben zu geben. Auf solcher Grundlage ließe sich wohl ein Spielbuch für die deutsche Jugend und das deutsche Volk schaffen, und auf solcher Grundlage könnte dann weiter gebaut und auch Neues geschaffen werden. Uebrigens möge man nicht glauben, dass ein solches Lehren von Spielen dem Charakter des Spieles widerspricht. Mit dem Spiel ist's wie mit der Kunst: die Form lässt sich lehren, der Geist muss vorhanden sein.

Den Mangel an guten Spielen suchen die Eltern meist durch Anschaffung von Spielzeug abzuhefen. Schon an und für sich ist dies ein gewaltiger Irrthum. Das kleine Kind, welches noch nicht spielt, bedarf des sogenannten Spielzeuges, d. h. eines Geräthes, durch welches es zu allerhand Manipulationen angeleitet wird, an dem es lernt. Das Kind kollert den Ball, lässt ihn springen, fängt ihn: kurz macht damit, was solch elastische Kugel mit sich machen lässt; es ist dem Spielzeug gegenüber unfrei. Dagegen benutzt der Knabe in Ballspiel den Ball zu seinen Zwecken. Der Ball allein bestimmt nicht den Gang des Spieles. Es ist ein Geräth, welches neben andern Dingen beim Spiel zur Verwendung kommt. Was aber werden denn von bemittelten Eltern für Spielsachen geschenkt? Eine ganze Eisenbahn mit Schienen, Wärterhäusern und Bahnhöfen. Alles schön fertig ge-

macht, dass nichts mehr zu thun übrig bleibt. Dazu kommen Wagen mit einer Locomotive, die aufgezogen wird und allein geht. Zweibis dreimal amüsirt das, dann hat der Knabe genug am Zusehen. Zu thun hat er ja bei der ganzen Geschichte nichts, er ist unfrei. Schliesslich documentirt er seine Freiheit dadurch, dass er den unnützen Kram zerstört; das Beste, was er damit thun kann. — Gute Spiele und Spielgeräthe zu erfinden, ist eine schwere Aufgabe der Erziehung.

Doch damit ist die Aufgabe der Erziehung noch nicht erschöpft. Auch die nöthige Zeit und der passende Ort zum Spielen müssen der Jugend gewährt und bestimmt werden. Wer die Arbeit will, muss auch die Erholung gönnen. Aber gerade dieser Grundsatz wird so selten beachtet. Meist wird nur verboten, die Erziehung ist nur negativ; dagegen sorgt sie nicht für positiven Ersatz. Die Folge davon ist, dass die Schüler erst recht unerlaubte und für sie schädliche Vergnügungen aufsuchen. Hier in Erfurt existirt am Martins-Abend der Brauch, dass die Jugend mit brennenden Laternen und Lieder singend durch die Strafsen zieht. Was würde die Folge sein, wenn den Schülern verboten würde, was aber nicht geschieht, an dieser unschuldigen Lustbarkeit, einem Reste altgermanischen Heidenthums, theilzunehmen? Die Schüler würden sich mit Bier vollfüllen. Und doch wie viel wird gerade hierin gefehlt, an wie manchem Gymnasium wird den Schülern die Theilnahme an solchen Lustbarkeiten untersagt! — Zeit zur Erholung muss vorhanden sein. Eine rationelle Didaktik sorgt am hiesigen Gymnasium dafür, dass die Jugend nicht überbürdet wird.

Schwerer ist es der Jugend geeignete Orte für ihre Spiele anzuweisen. Ich habe behauptet, dass unsere Jugend nicht mehr zu spielen versteht. Das ist nicht Schuld der Jugend, der Grund davon liegt in den socialen Verhältnissen. Wir haben es noch nicht dahin gebracht wie die Engländer, dass jede Familie ein ganzes Haus bewohnt. Wir lassen uns in Miethshäuser mit vielen Familien einpflegen. Da muss eins auf das andere Rücksicht nehmen. Vor allem müssen die Kinder sich ruhig verhalten. Zum Ersatz werden sie zu den Vergnügungen der Erwachsenen mit herangezogen. Sie werden mit genommen zu Concerten und in Café chantants und zu ähnlichen Genüssen, für die sie keinen Sinn haben. Daher diese entsetzliche Zerstretheit und Zerfahrenheit, die weder spielen noch arbeiten kann. Daher die unselige Lesesucht, welche die Geschichten ohne Verständnis verschlingt. Es ist eine entschiedene Pflicht des Staates und der Communen zu sorgen, dass jede Schule einen geräumigen Platz hat, auf dem sich die Jugend in ihrer freien Zeit tummeln

kann, und eine geräumige Halle, die nicht nur für die gymnastischen Uebungen dient, sondern auch bei schlechtem Wetter und im Winter als Spielplatz.

Man klagt über die zunehmende Genussucht der Jugend und des Volkes. Schiller will das Volk ästhetisch zur Sittlichkeit erziehen. Dem liegt etwas Wahres zu Grunde. Man soll dem Volke seine Erholungen ästhetisch gestalten. In früheren Zeiten, als die Innungen noch lebenskräftig waren, lebte der Lehrling und Gesell in der Familie des Meisters, die Innung sorgte für Feste. Da war für Erholung gesorgt. Jetzt ist der Arbeiterstand in Atome zerstoßen und einem wüsten Kneipenleben verfallen. Die Kirche sucht durch innere Mission und Jünglingsvereine zu helfen, doch mit wenig Erfolg. Die Erbauung allein genügt nicht, es muss sich auch die Sorge auf die Erholung erstrecken. Es ist klar, dass die Schule eine sociale Aufgabe löst, indem sie die Jugend spielen lehrt und sie so erzieht, dass sie die geistige Thätigkeit des Spieles höher achtet als den sinnlosen Genuss.

Erfurt.

Dr. Volcmar Hölzer.

---

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik für die oberste Gymnasialstufe und namentlich zum Selbststudium bearbeitet von Dr. G. Menge, Oberlehrer am Gymnasium zu Holzminden. Zweite Hälfte. Braunschweig. Verlag von Grünebergs Buchhandlung. 1873.

Der ersten Hälfte des im Januarhefte dieser Zeitschrift d. J. von dem unterzeichneten Referenten angezeigten und, wie er überzeugt ist, mit vollem Rechte für den Gebrauch in den obersten Gymnasialclassen empfohlenen Repetitoriums der lateinischen Grammatik und Stilistik hat der Verf. seinem daselbst in dem Vorworte gegebenen Versprechen gemäß sehr bald die zweite Hälfte nachfolgen lassen. Diese enthält, wie sich erwarten liefs, alles was zur Vollständigkeit des Ganzen aus dem Gebiete der lat. Syntax noch hinzuzufügen war, und behandelt der vorangestellten kurzen Inhaltsangabe zufolge 1. Nr. 489—502. Den Satz und seine Theile. *Syntaxis congruentiae*. 2. 503—535. Die Lehre vom Substantiv und Adjectiv. 3. 536—600. Die *Syntaxis casuum*. 4. 601—638. Die Lehre vom Gebrauche der Tempora und Modi. *Consecutio temporum*. *Oratio obliqua*. Infinitiv. Gerundium und Gerundivum. Supina. 5. 639—655. Die Lehre von der Wortstellung, vom Periodenbau, von den Tropen und Figuren. So reich auch diese Hälfte, wie sich schon nach dieser Uebersicht erwarten lässt, an trefflichen Bemerkungen und Erörterungen des lateinischen Sprachgebrauchs auf den bezeichneten Gebieten ist, so hält der Verf. doch für nöthig, in dem Vorworte noch folgende Erklärung abzugeben: „Manche Eigenthümlichkeiten sind vorläufig in diesem Buche nicht behandelt, obgleich sie nothwendig in demselben hätten besprochen werden müssen. So findet sich z. B. nichts von phraseologischen Verben, nichts von *nego* statt des Deutschen „ich sage, dass nicht“, nichts von den Umschreibungen *is sum qui, quis est qui* u. s. w., nichts von relativen Satzverbindungen u. s. w. Alle diese Materien gehören an passende Stellen des ersten Theils

und werden dort bei einer zweiten Auflage zu finden sein. In den zu dem ganzen Buche gehörenden Registern ist auf dergleichen Punkte stellenweise schon Rücksicht genommen.“ — Gern begnügen wir uns indessen vorläufig mit dem Gegebenen, welches eben durch den mit ausgezeichneter Sorgfalt und Genauigkeit gearbeiteten nicht weniger als 35 Seiten umfassenden Index eine Brauchbarkeit gewonnen hat, derzufolge das Buch gar wohl als ein Repetitorium des Wissenswerthesten auf dem betreffenden Gebiete sich bezeichnen lässt; mag dann immerhin bei spätern Auflagen noch das eine oder andere derselben Art hinzugefügt werden können; wobei nur zu wünschen ist, dass die Form der Erweiterung und der beigefügten Zusätze dem Gebrauch der gegenwärtigen Auflage neben einer spätern in den Schulen nicht im Wege stehen möge. Mit großer Leichtigkeit lassen sich mittelst dieses Index die Materien auffinden, über welche der Leser Auskunft zu erhalten wünscht.

Ob es thunlich sei, in den von dem Verfasser selbst zufolge seiner Aussage in dem Vorworte zur ersten Hälfte S. V erprobten Weise etwa in einem zweijährigen Cursus die sämtlichen 655 Paragraphen des ganzen Buches in der hier beobachteten Reihenfolge mit den Schülern der obersten oder nächstobersten Classe durchzunehmen, darüber werden die Ansichten getheilt sein. So viel ist einleuchtend, dass es bei Schülern, welche nur zur Wiederholung eines bereits früher durchgearbeiteten Lehrstoffes angeleitet werden sollen, nicht gerade auf die hier im allgemeinen nach dem gewöhnlichen System der Grammatik eingerichtete Folge der Materien ankommt. Sollte also auch nicht eine besondere Stunde dazu angesetzt werden können, so liegt es ja nahe genug, wie vom Ref. schon in seiner Anzeige der ersten Hälfte angedeutet wurde, sobald nur das Buch in den Händen der Schüler befindlich ist, überall wo die Durchnahme der schriftlichen Arbeiten oder gelegentlich auch die Interpretation zu einer weiteren Erörterung, der einen oder andern Eigenthümlichkeit der lateinischen Sprache Veranlassung giebt, von dem Buche Gebrauch zu machen; sei es dass der Lehrer sich zunächst mit einer bloßen Verweisung auf die dortige Behandlung des in Rede stehenden Punktes begnügt, späterhin aber sich über die aus dem Buche geschöpfte Belehrung Rechenschaft geben lässt, oder dass er selber sofort nach Anleitung des Buches auf die erforderliche Erörterung sich einlässt. Dass dasselbe seiner ganzen Einrichtung nach mittelst der zahlreichen überall eingestreuten gut gewählten Beispiele, die dem Buche einen besondern Werth geben, dazu mehr Stoff an die Hand giebt, als vielleicht eine in der Schule eingeführte übrigens noch so treffliche Grammatik, würde nicht schwer sein, in zahlreichen Stellen des Buches zu belegen, wie dies auch schon der Anzeige der ersten Hälfte geschehen ist. Es möge indessen genügen, nur darauf aufmerksam zu machen, dass namentlich der ganz Stoff der in ältern Grammatiken behandelten sogenannten *Synacta ornata*, d. i. nach Zumpt § 671 „einer Sammlung von Bemerkunge

über Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks der besten lateinischen Autoren, deren Anwendung unserer Rede erst den lateinischen Anstrich (*color latinus*) giebt“, also gerade des für die obersten Classen besonders wichtigen Theils der Grammatik, in den vorliegenden Fragen und Antworten ebenso gut verarbeitet sich findet, wie die sogenannte *Syntaxis regularis*. Beachtenswerth sind in dieser Beziehung besonders die letzten Paragraphen von 639 an, wo zuerst die Grundregeln der lat. Wortstellung, sodann die verschiedenen Erscheinungen des Hyperbaton, des Chiasmus, der Alliteration, der Paronomasie, des Homöoteleuton behandelt werden, auch vor der gegen den Wohlklang verstoßenden Kakaphonie unter Anführung geeigneter Beispiele gewarnt wird. Es folgen dann sehr instructive Belehrungen über den lat. Periodenbau (645 ff.), wobei sehr passend auf Verschiedenheiten des lateinischen und deutschen Gebrauches hingewiesen wird (646), namentlich auch auf die im Lateinischen häufigere Einschlebung des Nebensatzes in den Hauptsatz (647), mit einer Warnung vor einer fehlerhaften Einschachtelung, bei der die zu den einzelnen Sätzen gehörenden Verba auf einem Punkte zusammentreffen (649). Der von der Correctheit des Ausdrucks handelnde Paragraph (650) bespricht die mit derselben streitenden Fehler der Solöcismen, Archaismen, Gräcismen und Germanismen, so wie des Anakoluths. Als sehr lehrreich sind auch die hierauf folgenden Vorschriften über den Gebrauch der Tropen und Metaphern auszuzeichnen (652—654). Paragraph 655 giebt zuletzt noch eine ausführliche durch Beispiele unterstützte Erklärung der Figuren des Asyndeton und Polysyndeton, der Ellipse und Aposiopese, des Ausrufs, der Frage, der Wiederholung (*iteratio*) mittelst der Anaphora, Epiphora, Symptoke, Epanalepsis oder Epizeuxis; der dubitatio (*ἀπορία*), permissio (*ἐπιτροπή*), Apostrophe, Antithesis, des Oxymoron, Paradoxon, Hendiadys, der Distributio, Klimax Praeteritio (*παράλειψις*), Deminutio (*ταπεινώσις*), Correctio (*ἐπανόρθωσις*), Occupatio oder praemunitio, der Brachylogie des Hysteron proteron, und des Zeugma.

So wie schon in der ersten Hälfte so rechnet Ref. auch in dieser zweiten zu den besonders praktischen Belehrungen die mehrfach vorkommende Anweisung, wie ein und derselbe deutsche Ausdruck nach Maßgabe des Gedankens oft auf ganz verschiedene Weise zu übersetzen sei. Aus der ersten Hälfte machte Ref. in seiner Anzeige in dieser Hinsicht bereits beispielshalber die Nr. 455 und 470 über „lassen“ und „um zu“ bemerklich. In ähnlicher Weise wird Nr. 496 das vor der Apposition stehende zur Anknüpfung dienende als behandelt. Verf. legt zur Erläuterung dieses Unterschieds 22 Sätze vor, und schickt der Uebersetzung die Bemerkung voran, das die Verschiedenheit auf der Beziehung beruhe, in der die Opposition mit als zum Subject oder Prädicat steht. „Denn abgesehen von den in 395 und 396 gegebenen Regeln, sagt er, muss „als“ sehr häufig, wenn es causale Bedeutung hat, durch einen vollständigen Satz mit



*quum* oder *quippe qui*, *utpote qui* oder durch einen Relativsatz oder durch eine Participialconstruction oder durch das begründende *ut* ausgedrückt werden, z. B. *Achaei quum Romanorum socii essent, auxilia miserunt* „Die Achäer schickten als Bundesgenossen den Römern Hilfstruppen“. Ferner wird „als“ im Sinne von „zum Beispiel“ durch *ut* oder *velut* übersetzt (cf. 399), oder fällt weg. „Als“ = „nach Art und Weise“ heisst *more, modo, in modum*; = „anstatt, in der Bedeutung“ *loco* oder *pro*; = „zum Zwecke, zu“ wird es sehr oft durch den Dativ des Zweckes übersetzt.“ Hierauf folgt dann die Uebersetzung der vorgelegten Sätze, welche zur Veranschaulichung des Verfahrens des Verf's. vollständig hier wiederzugeben, wir uns enthalten müssen, um unsere Anzeige nicht über Gebühr auszu dehnen. Wir heben nur Beispiels halber folgende aus. Die Ar muth darf man niemandem als Fehler anrechnen (*Paupertas nemini vitio tribuenda est*). Unter Ludwig XIV. haben die Franzosen in den Rheinlegenden nicht als Eroberer sondern als Räuber gehaust (*Ludovico XIV. rege Galli in regionibus, quae Rheno adiacebant, non victorum sed latronum more egerunt*). Die Sache wurde als ein Wunder betrachtet. (*Res prodigii loco habita est*).

Was für ein Gewinn aus solchen Erörterungen und Ueber setzungen für den Schüler zu ziehen ist, springt in die Augen. Es handelt sich hier nicht blofs darum, nur grammatische Richtig keit des Ausdrucks zu erziehen, sondern durch Vergleichung des deutschen und lateinischen Sprachgebietes zur richtigen Wahl des betreffenden Ausdruckes zu führen und so der Darstellung den *color latinus* zu geben, wozu die Vermeidung grammatischer Fehler allein noch lange nicht genügt. Von Anweisungen dieser Art enthält aber das Buch ein überaus reiches Material, aus welchem wir nur noch auf folgende Paragraphen hinweisen. So wird Nr. 519 die Frage: Warum wird der Satz: „die Deutschen zeichneten sich vor den Römern durch ihre große Statur aus“ nicht übersetzt: *Germani Romanis praestiterunt magnis corporibus*, sondern: *magnitudine (proceritate) corporum*? beantwortet durch die Bemerkung: Wenn bei der Verbindung des Adjectivs mit dem Substantiv der Hauptnachdruck des Gedankens auf das Adjectiv fällt, so pflegen es die Lateiner hervor zuheben durch Umformung in das Substantivum. Wenn wir sagen: „der Aberglaube hat sich schon früh der schwachen Menschen bemächtigt“ so steht schwach zu dem Hauptgedanken in causalem Verhältnis: der Aberglaube hätte der Menschen nicht mächtig werden können, wenn sie nicht schwach wären. Diese Wichtigkeit des „schwach“ wird durch Anwendung des Substantivs anerkannt: *Superstitio hominum imbecillitatem occupavit*. Ebenso ist es in Bezug auf den vorgelegten Satz klar, dass der Vorzug, den die Deutschen vor den Römern hatten, nicht in den Körpern, sondern in der Größe der Körper lag.“ Hierauf folgen dann zwölf Sätze, in deren Ueber setzung diese Regel zur Anwendung zu bringen ist, mit der prakti schen Nebenbemerkung, dass dieser Sprachgebrauch besonders für

den Fall zu beachten ist, wo zwei Adjective asyndetisch zusammen-treffen. „Mit lauten schmähenden Worten“ *magna cum contumelia verborum*: „die feierlichen jährlichen Spiele“ *celebratas ludorum anniversariorum*: „Diese wenigen fast waffenlosen Krieger“ *haec paucitas militum paene inermium*; in solchen schlechten Zeiten“ *in tanta temporum iniquitate*: „der unerträgliche abscheuliche Geruch“ *odoris intolerabilis foeditas*. — Nr. 522 bietet nach vorhergehenden Anweisungen eine Reihe von Sätzen, in denen übereinstimmend mit dem Deutschen, der lateinische Sprachgebrauch gestattet a b s t r a c t e Substantiva, welche Eigenschaften bezeichnen, für die Personen zu setzen, deren Wesen sie ausmachen, andererseits auch ein A b s t r a c t u m im c o l l e c t i v i s c h e n Gebrauche für die Gesammtheit der zu ihm gehörenden Concrete; z. B. Es ist besser unter wilden Thieren zu leben, als bei solchen U n m e n s c h e n zu verweilen (*in hac tanta immanitate*). Cicero hat durch die Kraft seiner Beredsamkeit öfters u n s c h u l d i g e M e n s c h e n vor der gerichtlichen Strafe gerettet (*innocentiam*). Alle N a c h b a r e n versammelten sich in unserm Hause (*tota vicinitas*). — Sehr gut wird Nr. 523 an einer Anzahl von Ausdrücken nachgewiesen, wie im Lateinischen das Substantiv allein schon den Begriff eines Adjectivs mit in sich schließt, welches wir im Deutschen hinzuzufügen pflegen und nicht wohl entbehren können z. B. *libido*, sinnliche Lust; *splendor*, äußerer Glanz, u. s. w. — Nr. 537 wird an Beispielen wie: „Keine Gewalt, keine Drohungen konnten den Regulus in seiner Treue wandkend machen“, was nicht durch *Regulum in fide* sondern durch *fidem Reguli* zu übersetzen ist, klar gemacht, dass nach dem lateinischen Sprachgebrauch, da, wo es sich um etwas einer Person Angehöriges handelt, dieses zum O b j e c t e des transitiven Verbums gemacht wird, während es im Deutschen häufig neben der zum Object gemachten Person als a d v e r b i e l l e Bestimmung auftritt. — Nr. 542 setzt sehr befriedigend den Gebrauch des sogen. innern Objects bei Verben aller Art, auch intransitiven wie *vitam vivere*, auseinander und erläutert denselben durch Beispiele. — Nr. 544 verdeutlicht den Unterschied und Gebrauch von *facere* und *reddere* in der Bedeutung *ma c h e n* (zu etwas). — Der 567 giebt gute Regeln über den Gebrauch des Dativs des Zweckes in Ausdrücken wie *dono dare*, *testimonio esse*, *ludibrio habere*, um vor leicht möglichen Germanismen bei Anwendung dieser Construction zu warnen. Aehnliche Warnungen finden sich Nr. 565 bei der Erörterung des Unterschiedes *alicui* und *alicujus aliquid est*, mit Bemerkungen über die Anwendung von *possidere*, *habere* und *uti*, um den Begriff des Besitzes auszudrücken.

Als besonders gut gelungen verdient auch die in den Antworten auf die Nr. 601—611 aufgeworfenen Fragen gegebene sehr zweckmäßig geordnete und ebenso lichtvoll und übersichtlich ausgeführte Entwicklung des Begriffs und Gebrauchs der lateinischen *T e m p o r a* ausgezeichnet zu werden, in welcher alles enthalten ist, was dem Bedürfnis des Schülers entspricht. Ref. wüsste hier weder etwas als

überflüssig wegzunehmen oder als fehlend hinzuzufügen. Nur S. 310 möchte es rathsam sein zu der Bemerkung „Von diesen neun möglichen Zeiten (*tempora*) werden jedoch nur sechs in der lateinischen Conjugation wirklich aufgeführt“ gleich den Zusatz zu machen, „welche von dem lateinischen Verbum nur im Activ, (nicht aber im Passiv) ohne den Gebrauch des Hilfsverbums von dem Stamme des Verbums selbst gebildet werden.“ Hieran würde sich dann um so besser die folgende Bemerkung des Verf's schliessen: „während die drei *tempora* der beginnenden Handlung durch Umschreibung (*conjugatio periphrastica*) ausgedrückt werden müssen s. Nr. 611, Anm.“ Zu Nr. 603 möge hier beiläufig bemerkt werden, dass in der Uebersetzung der in der entsprechenden Frage enthaltenen Sätze unter 1. die Uebersetzung des dritten Satzes fehlt: „Ich hoffe dies bald zu erreichen.“ (Ebenso fehlt Nr. 562 in der Antwort die Uebersetzung des 17. Satzes). Was über die Behandlung der Lehre von den Zeiten gesagt ist, das lässt sich mit gleichem Rechte von der darauf folgenden Lehre vom Gebrauche der *modi*, namentlich des Indicativs und Coniunctivs rühmen, wodenn natürlich besonders der letztere Modus in Relativsätzen (Nr. 615) ins Auge gefasst, hierauf aber die *Consecutio temporum* und die *oratio obliqua* behandelt wird.

Ref. begnügt sich mit dem Gesagten, um die Aufmerksamkeit auf ein Buch zu lenken, von dessen Benutzung bei dem Unterrichte und in den Händen strebsamer Schüler er sich nur einen guten Erfolg versprechen kann, und fügt nur ein paar Bemerkungen hinzu, die der Verf. bei einer neuen Auflage der Beachtung nicht unwerth balten möge. Nr. 550, 5 lautet die Aufgabe zur Uebersetzung: „In diesem einen Stücke warne ich dich.“ Dies ist aber offenbar eine sehr undeutsche Wiedergabe des lat. Ausdrucks *id unum te moneo*, was richtiger übersetzt werden würde: Nur die eine Warnung (Erinnerung) gebe ich dir. Aehnliches waren wir bei Anzeige der ersten Hälfte veranlasst, an dem deutschen Texte bei Nr. 470 Satz 5 und 12 auszusetzen. Nr. 514, e „bei der Verlesung von Ciceros Namen“ *quum Ciceronis nomen recitaretur*. Hier wird das Beigefügte = *Ciceronis nomine recitando* offenbar in *recitato* zu verändern sein. Nr. 535 würde der Satz: „Ist der Infinitiv dagegen Accusativ“ dem vorbergehenden: „wenn der Infinitiv Subject im Satze ist,“ besser entsprechen, wenn für „Accusativ“ Object gesetzt würde. Nr. 615, a wird dem Satze: *Tum demum dux, qui nihil caute providisset, trepidare coepit*, zur Erklärung des *qui* beigefügt: „während er doch“; richtiger aber würde sein das causale *da* oder weil. Nr. 615, d Anm. ist von Relativsätzen die Rede, welche thatsächliche Bemerkungen des Schriftstellers enthalten, und auch neben einem Infinitiv oder Coniunctiv im Indicativ stehen z. B. *Classem Athenienses Miltiadi dederunt, ut insulas, quae barbaros adjuverunt, bello persequeretur*. Die herkömmliche Bezeichnung dieser Art von Sätzen ist zu eng gefasst. Denn schwerlich wird man diesen Relativsatz bloß als eine thatsächliche Bemerkung des Schriftstellers ansehen können.

die als solche ja dann auch zur Verständlichkeit des Ganzen würde entbehrt werden können. Die Bezeichnung der zu bekriegenden Inseln war aber für den dem Miltiades ertheilten Auftrag ganz wesentlich nothwendig. Ueber diese Nebensätze im Indicativ glaubt Ref. in seiner lat. Grammatik § 652, d. das Erforderliche gesagt zu haben, auf welche zu verweisen er sich deshalb begnügt.

Zu ähnlichen kleinern Ausstellungen wird der erfahrene Leser beim Gebrauche des Buches vielleicht auch anderwärts noch Veranlassung finden. Wie dankbar aber der anspruchlose Verfasser jede Mittheilung derselben aufnehmen wird, ergibt sich aus der in dem Vorworte an alle Amtsgenossen gerichteten Bitte. Möge denn diesen seine Arbeit zu fleißiger Benutzung hiermit bestens empfohlen sein.

Braunschweig.

G. T. A. Krüger.

---

Lateinische Uebungsbücher für Tertia. Zweiter Artikel. (Vgl. oben S. 129 ff.)

Ausgehend von der Erfahrung, dass der steigende Verkehr es schon jetzt einem jeden gebildeten zur Nothwendigkeit mache die Sprachen der modernen Culturvölker zu verstehen, — und fußend auf der Annahme, die lateinische Sprache werde jetzt nicht mehr gelernt um Gedankenaustausch der Gelehrten zu vermitteln, vielmehr nur um die Schätze der römischen Litteratur zu eröffnen, hat das französische Unterrichtsministerium neuerdings die lat. Exercitien gänzlich aus den Gymnasien beseitigt und will alles Gewicht auf die Lectüre der Schriftsteller gelegt wissen. Es wird somit dem Lateinischen etwa diejenige Stellung in den französischen Gymnasien eingeräumt, die dasselbe bisher in den oberen Classen der deutschen Realschulen inne hatte und die sich dort nicht eben glänzend bewährt hat. Wir brauchen auch nicht erst daran zu erinnern, dass wenn man eine der alten Sprachen nur der Lectüre wegen treiben will, dies doch nothwendig die griechische sein muss; es wird ja in Deutschland keinen Schulmann geben, der nicht wüsste, aus welchem Grunde und mit welchem Rechte sich die lateinische Sprache bis jetzt als Hauptdisciplin in Gymnasialunterrichte erhalten hat; darum nämlich, weil ihre Grammatik, strenger und consequenter als jede andere, das beste Zuchtmittel für das Denken unsrer Jugend bildet. Dass dem so sei, und dass auch die große Zahl von Stunden, in denen das Gymnasium Latein lehrt, wohl berechtigt sei, hat Ref. zu verschiedenen Malen dadurch erfahren, dass ihm Collegien, die in den entsprechenden Classen eines Gymnasiums und einer Realschule im Französischen oder in der Mathematik unterrichteten.<sup>1)</sup> versicherten, sie erzielten trotz-

---

<sup>1)</sup> Colloge Gauß für die Mathematik in Tertia, Dr. Bohnstedt für dieselbe in Quarta, Dr. Burmann für das Französische in Tertia.

der geringen Stundenzahl in ihrem Fache an ersterer Anstalt weit bessere Fortschritte als an der letzteren. Verschiedene Tüchtigkeit der Lehrer in der vorhergehenden Classe lag nicht vor, die Begabung war in den Cöten nur wenig verschieden, der Unterschied in den Leistungen ein viel bedeutenderer. Worin anders konnte der Grund für die abweichenden Leistungen liegen als in der stärker bildenden und schulenden Kraft des Unterrichts im Gymnasium, desjenigen Unterrichts, der die lateinische Grammatik zu seinem Haupt- und Mittelpunkt hat und die Schüler fortwährend zu streng logischem Denken nöthigt? Weit entfernt also, die grammatischen Uebungen in dieser Sprache zu beseitigen, müssen wir vielmehr darauf bedacht sein diese Uebungen so bildend und fruchthringend als möglich zu machen. Demgemäß müssen auf die Einübung einzelner Regeln, die sich am besten durch praktisch gewählte Einzelsätze bewerkstelligen lässt, nun nicht Aufgaben folgen, in denen nur ab und zu sich eine Gelegenheit zu Anwendung der Grammatik zeigt, sondern die Schüler müssen durch fortwährende Wiederkehr der schwierigeren Fälle in Athem gehalten, die richtige Anwendung derselben muss bis zu völliger Sicherheit ausgebildet werden, und wenn sich zusammenhängende Uebungsstücke der Art nicht finden lassen, sind Einzelsätze auch bei der Repetition vorzuziehen. Ref. kennt sowohl nördlich wie südlich des Thüringer Waldes eine Anzahl von Lehrern, die bei Prüfungsarbeiten die Hauptsachen eines Jahrespensums mit ziemlichem Raffinement in wenige Zeilen zusammenzupfropfen pflegen, und in der That kommt es ja bei Prüfungen darauf an in kurzer Zeit und auf kleinem Raume ein möglichst vollständiges Bild von den Examinanden zu bekommen. Aber ist es nicht eine Barbarei, gerade bei Prüfungen, wo die äußeren Umstände schon die Arbeit so wesentlich erschweren, auch noch schwierigere Aufgaben zu stellen als bei der Vorbereitung gestellt zu werden pflegten? Pflicht des Unterrichts ist es doch, die Knaben so einzuüben, dass diejenigen, welche ihre Schuldigkeit gethan haben, die Prüfung nicht zu fürchten brauchen. Pflicht des Lehrers ist es also, derartige Aufgaben, wie sie bei der Prüfung gestellt werden können, oder auch noch schwerere in nicht geringer Menge lösen zu lassen und so die Schüler an alle möglichen Combinationen der Regelfälle zu gewöhnen. Nicht selten hört man in der Schule von einer Einübung bis zur Virtuosität reden. Bedenkt man auch wohl, was das für die lateinische Syntax heißen will? Wer ein Musikstück leidlich vortragen will, muss, auch ohne auf den Namen Virtuose Anspruch zu machen, vorher durch mannigfache Uebungen seine Finger so eingeschult haben, dass ihm in dem Stücke nichts mehr schwierig erscheint. Leute wie Cramer und Czerny, Kreuzer und Borillot haben längst für Material zu solchen Uebungen gesorgt, die Neuzeit baut auf dem gelegten Grunde weiter, und in einer Unzahl von Clavier-, Violin- und anderen „Schulen“ wird Material zu Uebungen vom Leichten zum Schweren und Schwersten aufsteigend geboten. Man erwidere uns nicht: „dort handelt es sich

um eine rein äußerliche Fertigkeit; die Gymnasien aber wollen den Geist bilden.“ Für die Methode der Einübung macht das keinen Unterschied. Unsre *γυμνάσια* sind Turnplätze, Uebungsstätten, allerdings für den Geist, für die Denkkraft; das bei weitem wichtigste Turngeräth ist für die Mittelstufe derselben unzweifelhaft die lateinische Syntax. Warum sollten die mit ihr vorzunehmenden Uebungen weniger die Aufgabe haben vom Leichten zum Schwereren fortzuschreiten als diejenigen, welche an einem Turngerüst oder einem Musikinstrument angestellt werden? Nun ist für die erste Einübung eines jeden Abschnittes der lateinischen Syntax durch einzelne Sätze in mannigfachen Sammlungen gesorgt. Steigen aber die Uebungen auch methodisch auf? Sorgen die Aufgabebücher für eine Klimax von schwereren und immer schwereren Uebungen? — Diese Frage müssen wir für eine große Zahl der vorhandenen Lehrbücher verneinen. In manchen unter ihnen finden wir nach den Einzelsätzen, die natürlich ihren Regeln dienen, zusammenhängende Uebungsstücke, in denen nur selten eine syntaktische Regel vorkommt, in anderen sind wohl zur Einübung einzelner Capitel nützliche Uebungen in zusammenhängender Form gegeben, aber am Schlusse stehen „Freie Aufgaben für die Vorgerückteren“ und diese Aufgaben sind in der That ganz frei von Anwendung der Syntax, fallen also gegen die vorhergegangenen Uebungen bedeutend ab. An wirklich praktischen Uebungen zu Repetition der Syntax ist trotz der großen Menge vorhandener Uebungsbücher doch in der That noch ziemlich großer Mangel.<sup>1)</sup> Doch ist auch dafür schon Lobenswerthes geschehen, und es kann am Schlusse dieses Artikels mehr als ein Buch genannt werden, in dem weitgehende Wünsche in dieser Beziehung bereits erfüllt sind. Ref. gilt unter seinen Freunden nicht als großer Verehrer preussischer Institutionen und Eigenthümlichkeiten. Hier aber kann er die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die Verfasser der am meisten zu empfehlenden Uebungsbücher sämmtlich in den östlichen Provinzen der preussischen Monarchie heimisch sind.

Aus unsrer Einleitung geht bereits genugsam hervor, dass den geringsten Werth für uns solche Uebungen haben, die rein aus antiken Originalstücken bestehen. Wir müssen durchaus wünschen, dass jede Uebung, mag sie nun einem einzelnen grammatischen Capitel zugewiesen sein oder nicht, einen bestimmten pädagogischen Zweck habe, und dass die am Ende der Sammlung stehenden Stücke das bisher speciell Geübte in immer neuer Verbindung und mit Steigerung der Schwierigkeit wieder bringen. Die alten Originalstücke enthalten manchmal auch nicht eine einzige für Tertia interessante

<sup>1)</sup> Ungleich größer noch ist freilich der Mangel an nützlichen zusammenhängenden Stücken zu Einübung der französischen Grammatik. Dort ist es wirklich Plötz ganz allein, der zusammenhängende Stücke bietet, in denen die Regeln so oft vorkommen, dass man den Zweck der Uebung einsieht. Sollten nicht Schätze ähnlicher Art noch im Pulte manches Lehrers vergraben liegen?

Erscheinung, und auch eine große Masse derselben kann nicht den Bildungstoff für den Schüler liefern, den ein paar gute Compositionen tüchtiger deutscher Schulmeister in sich bergen. Es gereicht demnach dem von Spiels begründeten Uebungsbuch (siehe die Anm. S. 131 des vorigen Aufsatzes) keineswegs zum Ruhme, dass es an solchen aus Cicero, Sallust u. a. entnommenen Stücken das reichste, an selbständig modernen Compositionen dagegen das ärmste ist. Auch Englmann (s. oben Anm. S. 130)<sup>1)</sup> hat unter seinen zahlreichen zusammenhängenden Uebungsstücken (es sind 105 Nummern, wovon aber z. B. die erste allein acht Briefe umfasst) sehr viele aus Cicero, Livius, Muret, Wytttenbach u. a. entlehnte. Welch pädagogischer Zweck z. B. bei Aufnahme von Plinius' Brief 1, 24 und 5, 6 obgewaltet hat, ist uns völlig unbegreiflich. Manche von Englmanns Aufgaben sind nützlich und gut, so die letzte, offenbar eine Prüfungsarbeit zum Uebergang von der bayrischen lateinischen Schule ins eigentliche Gymnasium, so auch sämtliche von Hannibal handelnde Stücke 14, 18, 39, 45, 51, 54, 62, 64, 103. Warum stehen diese nicht beisammen? Warum sind sie, die sowohl dem Inhalte als der Form nach zusammengehören, durch andere, weniger bedeutende Stücke unterbrochen? Die große Masse der unbedeutenden Aufgaben erschwert nur das Finden der zweckmäßigen Stücke.

Die soeben genannten Sammlungen geben zusammenhängende Abschnitte erst zur Repetition und zum Abschluss der Uebungen. Dagegen bestehen zwei in Westphalen erschienene Bücher nur aus solchen zusammenhängenden Abschnitten. Wäre die Aufgabe einer tüchtigen Durchübung der syntaktischen Regeln darin gelöst, so wäre der Werth dieser Sammlungen um so größer, denn Lehrer und Schüler haben lieber ein Ganzes als vielerlei Einzelnes; aber diese Aufgabe für den Herausgeber ist eine enorm schwierige; kein Wunder daher, wenn jene Bücher uns nicht befriedigen können, das eine davon, herausgegeben von Teipel<sup>2)</sup>, wird Lehrer protestantischer Confession schon durch die Wahl des Stoffes abstofsen, es enthält nämlich fast nur Legenden und Erzählungen von Heiligen der katholischen Kirche, das andere, von dem bewährten Grammatiker Ferd. Schultz<sup>3)</sup> besorgt zerfällt in drei Theile und enthält im ersten derselben „Aufgaben im Anschluss an die Regeln der Syntax.“ Vieles was wir in unsrem vorigen Berichte über Anordnung und Durchübung einzelner Regeln geäußert, findet auch auf diese Sammlung Anwendung; die Anordnung folgt ganz dem Schema der Grammatik, Repe-

<sup>1)</sup> Die in früheren Auflagen zu reichlich unter dem Texte angegebenen Vocabeln sind in der so eben erschienenen fünften Auflage des Uebungsbuches bedeutend beschränkt und in ein alphabetisches Verzeichnis verwiesen worden.

<sup>2)</sup> Teipel, Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Erster Theil für Tertia und Secunda. 1855. 340 S. 24 Sgr.

<sup>3)</sup> Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax. Zunächst für die mittlere Stufe der Gymnasien bearbeitet von F. Schultz, Prov. Schulrath zu Münster. 5. Aufl. Paderborn 1870. 329 S. Text. 25 Sgr.

tion des Dagewesenen, Wiederkehr gerade des Schwierigen vermischen wir. Unter den Aufgaben über die Tempora begegnen wir wieder Originalstücken aus Cicero und Muret; was dem Tertianer Schwierigkeiten macht, der Gebrauch der Futura in Nebensätzen, ist nur in einer einzigen Nummer berücksichtigt. Der zweite Theil besteht aus Aufgaben, die sich an die Lectüre anschließen. 30 Nummern enthalten Fabeln nach Phädrus, bei den folgenden 35 ist Nepos, bei 26 Ovid, endlich bei 32 Cäsar zu Grunde gelegt. Dass in diesem zweiten Theile ein Aufsteigen vom Leichten zum Schwereren wahrzunehmen ist, wollen wir gerne anerkennen; die nach Cäsar gebildeten Stücke dieses Theils sind wohl die schwersten und somit nach unserer Auffassung die besten der ganzen Sammlung. Von den Abschnitten des dritten Theils bemerkt der Verf. in der Vorrede, dass er bei dem ersten derselben (römische Sagen und Heldenzeit) Quartaner, bei dem zweiten (Homerische Helden) Tertianer, bei dem dritten, aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzten, Obertertianer und Secundaner vor Augen gehabt. Wir müssen gestehen, dass uns im Verhältnis dazu die Uebungen recht sehr leicht erscheinen. Auch in den letzten Stücken kommen kaum mehr als je zwei Fälle vor, die ein ordentlicher Quartaner nicht treffen könnte, ein Untertertianer würde alles mit Leichtigkeit bewältigen. *Fürchten* mit folgendem Futurum, *von* bei *verbis sentiendi* oder *declarandi* und ähnliche Dinge treten uns zuweilen entgegen; aber die eigentlichen Schwierigkeiten der Moduslehre, der unabhängige Coniunctiv, die Oratio obliqua mit Fragen und Bedingungssätzen bleiben dem Schüler fremd. Den Fehlern, die derselbe etwa machen könnte, ist zuweilen auch noch durch die Fassung des Textes vorgebeugt, wie wenn nach: *es giebt nichts, das im Deutschen der Indicativ steht* (No. 404, 411, 417); manchmal ist dies sogar auf Kosten eines richtig deutschen Ausdrucks geschehen (*er war allen zum Hasse* No. 401). Zu so bekannten Fällen wie *es ist meine Pflicht*, oder *er liefs sich werfen* ist noch am Schluss des Buches die Grammatik citirt, für *ohne das jemand es bemerkte* die lateinische Wendung in der Anmerkung angedeutet. Wie verschiedene Anforderungen die Verf. an die Schüler stellen, leuchtet recht deutlich ein, wenn man die Erzählung von Damon und Phintias bei Schultz mit der von Tischer vergleicht. Obgleich sie jener erst in seinem Schlussabschnitt, Tischer schon in der Mitte seines Buches bei Gelegenheit des Infinitivs hat, giebt doch letzterer dem Uebersetzer ungleich mehr Nüsse zu knacken.

Eine ähnliche Stellung wie zu dem Schultz'schen Buche nehmen wir auch Süpfles Aufgaben zu lateinischen Stilübungen<sup>1)</sup> gegen-

<sup>1)</sup> Aufgaben zu lateinischen Stilübungen von Karl Friedrich Süpfl. 1. Theil, für untere und mittlere Classen (Casus- und Tempuslehre). 15. Auflage. Karlsruhe 1869 etwa 300 S. Text, 28 Sgr.

2. Theil, für obere Classen (beginnt mit der Moduslehre). 14. Aufl. Karlsruhe 1872. 404 S. Text, 1 Thlr. 3 Sgr.



über ein. Diese beiden Bücher haben eine so hohe Zahl von Auflagen erlebt, dass es Vermessenheit wäre sie als geradezu unbrauchbar zu bezeichnen. Aber wie sich dieselben schon auf dem Titel als Stilübungen bekunden, so erweisen sie sich auch beim Gebrauch als solche; sie betonen uns das grammatisch-syntaktische Element zu wenig und können als Turnübungen, wie wir sie oben gewünscht, bei denen der Lehrer ein bestimmtes Ziel im Auge hat und dasselbe bei fortwährendem Gebrauch sicher erreicht sieht, darum auch nicht empfohlen werden. Ueber die Uebungsschule desselben Verfs. haben wir bereits im vorigen Artikel, namentlich zu Ende desselben gesprochen und wissen dem dort Gesagten nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen.

Auf vollkommene Einübung auch der schwierigeren und der seltener vorkommenden syntaktischen Regeln scheint man im allgemeinen im südlichen Deutschland weniger Gewicht zu legen als im Norden. Dagegen wird, wie wir glauben, auf stilistische Uebungen dort mehr Fleiß gewandt als hier; wenigstens werden die Stilübungen von Roth und Nägelsbach im Süden mannigfach gebraucht, während sie auf preufsischen Gymnasien, soweit wir wissen, als zu schwer angesehen werden. Gewiss hängt es damit zusammen, wenn die in Süddeutschland erschienenen Uebungsbücher für mittlere Classen nach unsrer Anschauungsweise zu früh mit stilistischen Aufgaben beginnen und dabei eine so intensive Einübung der Syntax, wie wir sie im Auge haben, uns zu vernachlässigen scheinen. In ähnlicher Weise wie bei Süpfler tritt dies hervor in des Nürnberger Hoffmann Uebungsstücken<sup>1)</sup>, die durch Originalität der Stoffe äußerst interessant — sie enthalten Erzählungen aus allen Ländern und Zeiten — für Einübung der Grammatik nicht überall genügende Gelegenheit bieten. Uebrigens theilt dieses Buch seine Aufgaben bestimmt bezeichneten Capiteln der Grammatik zu, was gewiss wünschenswerth ist, und enthält in seinem 22. Capitel unter „Attraction beim Accusativus cum Infinitivo und Pronomen Relativum“ herrliche Aufgaben, die gewiss überall Beifall finden werden. An Holzers in Süddeutschland vielfach gebrauchte Uebungsstücke sei nur im Vorübergehen erinnert; sie verfolgen ausgesprochener Weise mehr stilistische als syntaktische Zwecke. Auf ein anderes ebenfalls in Württemberg erschienenenes Buch aber müssen wir etwas näher eingehen, nicht sowohl um unsre allgemeine Behauptung über die süddeutschen Gymnasien auch darin bestätigt zu finden, als vielmehr weil es im Wunsche der geehrten Redaction dieser Blätter liegt. Es ist „Haug's Uebungsbuch“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Lat. für eine Altersstufe von 12—14 Jahren bearbeitet von I. L. Hoffmann. 3. Auflage, Nürnberg 1863 und neu abgedruckt 1869. 408 S. 20 Sgr.

<sup>2)</sup> I. F. Haug's Uebungsbuch z. Uebers. u. s. w. 1. Abtheilung. 2. gänzlich umgearbeitete Aufl., unter Mitwirkung von Professor H. Kraut u. Professor Märklin besorgt von A. W. Rösch, Professor am Gymnasium in Heilbronn. Heilbronn 1873. 142 S. 15 Sgr.

zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für mittlere Classen“, in welchem theils die geflissentlich auf Nepos genommene Rücksicht, theils Ueberschriften wie die „zu Einübung der Participia“ zeigen, dass die Aufgaben nächst Tertianern wohl auch für Quartaner, nicht aber für Secundaner bestimmt sind. Unveränderten Originalstücken von Cicero, Livius, den beiden Plinius und Muret begegnen wir auch hier; daneben allerdings auch überarbeiteten Abschnitten aus Cicero, Nepos und Cäsar; weit öfter aber spielen die Stücke im Mittelalter oder in der Neuzeit, mehrfach sogar in Amerika, und auch diese modernen Gegenstände sind nicht immer in einer nur zum Zweck der Schule bestimmten Form gegeben, sondern vielfach deutschen oder französischen Schriftstellern, eine Nummer auch einem Dichter, entnommen. Für Gymnasien, welche die stilistische Fertigkeit auf moderne Stoffe ausdehnen wollen, ist demnach hier schon eine frühe Vorübung begonnen. An der umfangreichen Angabe des Ausdrucks, die solche Stoffe natürlich erfordern, nehmen die Herausgeber keinen Anstoß; auch bei Erzählungen aus dem Alterthum sind sie mit denselben keineswegs sparsam verfahren. Sind doch sogar die an Nepos oder Cäsar anknüpfenden Erzählungen, zu denen die Schüler aus ihrer Lectüre die Vocabeln mitbringen sollten, mit reichlichen phraseologischen Noten bedacht. Schauen wir uns nach den Abschnitten der Syntax um, die durch dies Buch eingeübt werden sollen, so können wir etwas Bestimmtes gar nicht herausfinden. Bei drei Aufgaben sagt allerdings die Ueberschrift, dass in ihnen ein grammatischer Zweck vorliege; No. 27 ist zu Einübung der Participia, No. 49 zu Uebersetzung des unbestimmten Pronomen *man*, No. 67 zu Einübung der Gerundia bestimmt. Letzteres Stück aber beschränkt sich auf das Gerundium oder den Nominativ des Grundivums in der Bedeutung *man mufs*; die übrigen Casus des Gerundivs bleiben unberücksichtigt. Auch No. 49 beschränkt sich auf die Uebersetzung des deutschen *man* durch ein Gerundium oder durch Substituierung der zweiten Person *du*. An participialen Wendungen sind die Uebungen reich, und zwar erweisen sich hierzu die aus französischen Texten genommenen Uebungen als recht fruchtbar.

Aber wo bleiben die übrigen Punkte der Syntax? Was nützt es, wenn hier und dort ein Regelfall sporadisch vorkommt mit den Paragraphennummern aller möglichen Grammatiken unter dem Text? Neue Regeln müssen doch an vielen unzähligen Beispielen, früher dagewesene durch stete Wiederholung geübt werden. Ueber die bei den Schülern vorauszusetzenden Kenntnisse können sich die Herausgeber unmöglich klar gewesen sein. Während nämlich das *ut* nach *factum est* bereits im ersten Stück als bekannt gilt, wird in No. 4 zu den Verben *befehlen* und *scheinen* noch die Grammatik citirt. Viele Fälle, in denen es sich wie z. B. beim Indicativ Futuri im Nebensatz darum handelt, ob der Schüler selbständig und ohne einen Wink zu erhalten an seine Regel denkt, müssen durchaus ohne Citat der Gram-

matik eingeübt werden; die häufige Erscheinung dieses *deus ex machina* erscheint uns ganz unpädagogisch.

Der größten Verbreitung erfreut sich wohl gegenwärtig unter allen Lehrbüchern für Tertia das von Ostermann herausgegebene (oben S. 134). Auch an der Anstalt, an der Ref. unterrichtet, ist es eingeführt. Es mag wohl schon manchem Collegen so gegangen sein wie dem Ref., dass er, als die ersten zusammenhängenden Stücke vom Infinitiv daran kamen, eine lebhaftere Freude empfand über die trefflichen Uebungen. Fast jede Zeile enthält da eine interessante Regel; *licet, iubeor, polliceor* und dgl. folgen sich in raschem Wechsel, dazwischen indirecte Fragen, *mag er-oder* und ähnl. Mit dem vierten Stücke aber hört das auf einmal auf; bis zur zehnten Zeile kommt überhaupt nichts, das für den Tertianer irgend wie Bedeutung hätte, dann nur ein *benachrichtigen*, sonst im ganzen Stück weiter nichts. Gleich vorhin die Sprache einem abschüssigen Waldbach, dessen Strömung sich auf jeden Schritt an einem Kiesel bricht, so scheinen wir nun in die Ebene eingetreten zu sein, in der das Wasser träge und langweilig dahinschleicht. Woher kommt solche Verschiedenheit in Ostermanns Stil? Die ersten beiden Nummern, Damon und Phintias sind aus Tischers Uebungsbuch No. 78, das dritte, Pygmalio und Dido, aus Gruber S. 120 entlehnt; das vierte und fünfte dagegen, vom jüngeren Cyrus, stammt aus Süpfles Aufgaben I No. 158 und 159 (der 12. Aufl.), ebendaher No. 386 ff. rühren auch die folgenden Abschnitte von Xerxes und Demaratus. Auffallend deutlich zeigt sich hier zunächst der Werth, den Tischers und Grubers Uebungen vor den Süpfleschen voraus haben. Wir hätten eben so gut die zusammenhängenden Stücke vom unabhängigen Coniunctiv als Beweis anführen können; sie liefern genau dasselbe Resultat zu Gunsten Grubers gegen Süpfle. In Betreff des Ostermannschen Buches aber sehen wir hier noch deutlicher, was schon an einigen Einzelsätzen im vorigen Artikel S. 142 gezeigt wurde, dass nämlich die Aufgaben aus anderen Uebungsbüchern zusammengetragen sind. Indes war auf diese Weise immerhin ein Sammlung entstanden, die durch Vereinigung praktischer Einzelsätze mit guten Compositionen Grubers und Tischers wirklich nach mehreren Seiten hin gute Aufgaben enthielt. Den Schulen, an denen Ostermanns Uebungsbuch im Gebrauch ist, ist nun aber leider durch Herrn von Gruber ein böser Streich gespielt. Derselbe hat nämlich neuerdings sein Eigenthum reclamirt, und aus Ostermanns vierter Auflage sind plötzlich die besten Uebungsstücke verschwunden und durch neue ersetzt.<sup>1)</sup> Diese Aenderung ist einmal schon höchst störend durch

<sup>1)</sup> Doch stimmen im Capitel vom Dativ die Uebungen über Darius und Zopyrus, über die Schlacht bei Marathon, über die sicilische Expedition noch immer mehr oder weniger wörtlich überein, und wir müssten sehr irren, wenn die Wendungen *das feste Epipolä, sich gegenseitig verkleinern* nicht von Gruber stammten. Auch das Stück von Dido im Capitel vom Infinitiv ist in der neuen Auflage stehen geblieben.

die Abweichungen der in Händen der Schüler befindlichen Ausgaben; sie ist aber um so mehr zu beklagen, da die neuen Stücke nicht gleichen Werth mit denen haben, die sie ersetzen sollen. Dass die Regeln vom Indicativ in den hierzu bestimmten neuen Aufgaben oder die vom Coniunctiv in den hinzu bestimmten nicht oft genug vorkämen, soll nicht behauptet werden; aber die prächtigen Repetitionen, die durch die Gruberschen Stücke gemacht wurden, fallen nun weg. Während nämlich die alten drei Stücke über den Indicativ etwa 20 Fälle von anderen wichtigen Regeln, z. B. vom Futurum im Nebensatz, *invideo* mit zwei Objecten u. dgl. mit enthielten, können wir in den neu dafür eingesetzten Stücken deren nur höchstens 10 finden, und während im Capitel vom Coniunctiv Hannibals Rede am Ticinus nach Gruber 14 Repetitionsfälle enthielt, ist jetzt ein Stück mit nur 2 solchen Fällen dafür eingesetzt. Laut der Vorrede sollen den Besitzern der neuen Auflage die köstlichen Gruberschen Stücke auf einem besonderen Bogen gratis geliefert werden; doch ist dieser Bogen vergriffen; man kanns Herrn von Gruber und seinem Verleger nicht verdenken. Die am Schlusse beigegebenen „Freien Aufgaben“ über die römischen Bürgerkriege haben recht wenig zu bedeuten. Wenn Ref. etwas daraus als Ferienarbeit aufgegeben hatte, thaten ihm stets nachher die Schüler leid, dass ihnen durch diese Aufgabe Freiheit entzogen war, ohne dass sie an eine der im Semester am meisten tractirten Regeln erinnert worden wären. Etwas mehr Uebungsstoff findet sich in den Nacherzählungen aus Cäsars gallischem Krieg; doch sind es eben auch nur die leichteren Regeln, die *dass* — Sätze u. dgl., die darin geübt werden.

Ehe wir zu Büchern übergehen, die wir noch wärmer empfehlen zu müssen glauben, sei noch einmal an Meirings Uebungsbuch erinnert. (Oben Anm. S. 131). Wir haben bereits im vorigen Artikel ausgesprochen, dass es lauter selbständig verfasste zusammenhängende Stücke bietet, wegen großer Leichtigkeit des Ausdrucks, sowie wegen schrittweisen Anschlusses an die Grammatik für Untertertia wohl geeignet erscheint, während um für Obertertia zu genügen, die schwierigeren Theile der Grammatik zu wenig betont und Repetitionen zu wenig berücksichtigt sind.

In mehrfacher Beziehung verwandt mit jener Sammlung von Aufgaben ist diejenige, welche wir einem Lehrer an der Posener Realschule, <sup>1)</sup> Dr. Warschauer verdanken. <sup>2)</sup> Da sie vor den zusammenhängenden Aufgaben in jedem Abschnitt auch Einzelsätze enthält, so hätte sie allerdings schon in unserem vorigen Artikel Erwähnung verdient; sie ist uns leider damals noch nicht bekannt gewesen. Völlige Selbständigkeit in Abfassung der Uebungsstücke, engen

<sup>1)</sup> jetzt an dem neu gegründeten Johannesgymnasium in Breslau.

<sup>2)</sup> *Materialien zur Einübung der lateinischen Syntax. Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Uebungsbuch für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. H. Warschauer. Jena 1872. 145 S. Text. 18 Sgr.*

Anschluss an eine Grammatik und noch einen dritten Punkt hat dieses Büchlein mit dem von Meiring herausgegebenen gemein. Andererseits übertrifft es dasselbe weit durch Hervorkehrung der Schwierigkeiten. Gerade solche Fälle, wie sie wohl in den Regeln der Grammatik, aber selten bei der Lectüre vorkommen, allerlei Futur- und Bedingungssätze, alle Arten des Coniunctiv und Infinitiv, Verba wie *sorgen*, *besorgen*, *manere*, *timere* mit ihren verschiedenen Casus, die mancherlei Uebersetzungen des Hilfsverb *lassen*, Absichtssätze, in denen die Negation zu einem einzelnen Worte gehört, das und vieles andere findet man hier mit neuen Beispielen belegt. Der herbeizogenen Einzelheiten sind viel, und es erscheint fraglich, ob Schüler mit all diesem Detail zu behelligen sind, wenn sie noch keine größeren Perioden beherrschen können als die hier gegebenen. Denn auch hierin gleicht Warschauers Buch dem Meiringschen, dass es nur kurze und leicht übersichtliche Perioden enthält. Die Fabel von den Fröschen S. 116, und der Abschnitt von den Verehrern des Augustus S. 124, bestehen wirklich aus gar zu kleinen Sätzen. Sollten die Schüler das Buch in die Hand bekommen, so würden wir es auch missbilligen, dass eine volle Hälfte der Uebungen lateinisch gegeben ist. Für die erste Anschauung soll unsres Erachtens die Grammatik sorgen; sobald die Regeln bekannt sind, lasse man den Schüler sich an Uebersetzungen aus der Muttersprache in die fremde versuchen. Bleibt freilich das Buch in der Hand des Lehrers, dann schwindet dieses Bedenken, so wie das vorher über die Menge des Details erhobene von selbst, und zu diesem Gebrauche verdienen die Materialien wirklich auf das beste empfohlen zu werden. Die Grammatik, an welche W. sich anschliesst, ist ein von ihm verfasstes und in gleichem Verlage mit den Materialien erschienenes Compendium „Syntax der lateinischen Sprache.“ In beiden Büchern ist einem von uns neulich geäußerten Wunsche insofern entsprochen, als die Gerundia und Participia vor den Temporibus und Modis an die Reihe kommen. Dass freilich Warschauer das Capitel vom Infinitiv sammt den hinzu gehörigen Nebensätzen durchnimmt, ehe noch von Temporibus überhaupt und speciell von Temporibus des Coniunctiv die Rede war, will uns als ein arger Missgriff erscheinen.<sup>1)</sup> Auch sind wir mit der späten Einführung in die Fragesätze nicht einverstanden, weil die indirecten Fragen schwer vom Schüler erkannt werden und darum recht oft angebracht werden müssen, ohne dass die deutsche Wendung einen Wink zur Setzung des Coniunctiv giebt. In Anpassung

<sup>1)</sup> Im Zusammenhang damit wird der Coniunctiv, der die Stelle eines Futurs vertritt (§ 125), früher gebracht als das Futur im Nebensatz selbst (§ 131): auch ist die Fassung des letzteren Paragraphen sehr bedenklich. Für *ich will es gethan wissen*, wird § 155 Anm. 3 nur der Infinitiv Perfecti erlaubt, wogegen wir uns oben S. 138 ausgesprochen.

Sehr ungeschickt ist § 185 die Benennung Coniunctiv des 2. Futurs für *laudaturus fuerim*. Dann müsste ja *laudaturum fuisse* der Infinitiv des 2. Futurum sein.

des deutschen Ausdrucks an den lateinischen geht überhaupt der Verf. manchmal zu weit, vgl. S. 114 *wie sehr lieb uns auch der Friede ist*. Besonders unleidlich erscheint uns das *dafs* in Sätzen, die von Verben des Sagens abhängen, z. B. der Gott sagte, dass er hiefür dem Könige Dank wisse und dass u. s. w. Endlich sei noch ein großer Uebelstand erwähnt, dem bei einer neuen Auflage, die wir dem Buche recht bald wünschen, jedenfalls abgeholfen werden muss. Er betrifft die Art und Weise, nach der die Übungsstücke im Text sowohl als in dem hinten angehängten Vocabularium gezählt sind. Es geschieht dies nämlich lediglich nach den Paragraphen der Syntax, was um so misslicher ist, als z. B. S. 82 und S. 87 eine Ueberschrift steht, die mit § 109 beginnt und nur nach dem Endparagraphen bis zu welchem der Abschnitt reicht, unterschieden wird. Unter einer solchen Ziffernüberschrift kommen dann in der Regel vier Abschnitte, die wiederum in wahrhaft wunderlicher Art unterschieden werden durch *A, B, A, B!* Das Auffinden der zu einem Stück gehörigen Vocabeln ist unter diesen Umständen für einen Schüler gewöhnlichen Schlages fast unmöglich. Wozu, möchten wir fragen, hat das Buch eigentlich Seitenzahlen? Man sollte meinen, sie würden wenigstens dazu dienen, um einzelne Abschnitte nach der vorgedruckten systematischen Uebersicht herausfinden zu können. Aber nein! Seitenzahlen enthält diese Uebersicht allerdings, aber nicht die der Materialien, sondern die der Syntax!

Zusammenhängende Übungsstücke hat Haacke den einzelnen Abschnitten seiner in unserm vorigen Artikel empfohlenen Aufgabensammlung für Quarta leider nicht beigegeben; es folgen nur am Ende des Buches 33 derartige Compositionen über das ganze Gebiet der Syntax auf einmal. Noch mehr Übungen derselben Art finden sich in desselben Verfs. Aufgaben für Tertia.<sup>1)</sup> Darin steckt zu Tertianer-exercitien viel hübsches Material; da die Stücke aber nicht nach Abschnitten der Grammatik geordnet sind, wird der Lehrer, der sie bei Einübung einer bestimmten Gruppe von Regeln benutzen will, wohl manchmal einen großen Theil derselben durchlesen ohne das Nöthige für seinen Zweck zu finden und wird vielleicht zuletzt unmuthig das Buch bei Seite legen. Als Repetitionsübungen aber, wie sie wohl nach Absolvirung der Grammatik in den letzten Wochen des Semesters vorgenommen werden, erscheinen uns auch diese Aufgaben zu leicht, indem die dabei am meisten zu betonenden Dinge nicht häufig genug darin vorkommen.

Auch dem bereits öfter erwähnten Uebungsbuch Tischer's (oben S. 130) lässt sich manch hübsches Exercitium entnehmen; die der Einübung und Wiederholung bedürftigen Constructionen sind mit großem Geschick darin immer wieder vorgebracht, ohne dass darum der Sprache Gewalt angethan wäre. Doch vermissen wir eine Stei-

<sup>1)</sup> Haacke, Aufgaben zum Uebersetzen ins Lateinische für Tertia. 2. Auflage. Berlin 1867. 214 S. Text. 18 Sgr.

gerung der Schwierigkeit gegen Ende des Buches; für die vorerwähnten Repetitionen bleiben uns mithin auch hier noch Wünsche offen. Für den Fall, dass die Schüler das Buch selbst in Händen hätten, möchten wir auch so manche Note lieber daraus beseitigt wissen. Betreffs des Pronomen reflexivum und des Wortes *neque* haben wir dies schon bemerkt (oben S. 133); in einer Aufgabe über die *dafsätze* sollten aber auch nicht *nil antiquius habeo, id ago* und ähnliche Regelausdrücke angegeben werden (Tisch. S. 137), und wenn die Worte *auf die Ermahnung* participial übersetzt werden sollen, so deute man das nur leise an, construiren es aber nicht vor!

Das Würzen mit Regeln versteht kein anderer der bisher genannten Verf. so gut als Johannes von Gruber (oben S. 134). Kein anderes Buch enthält so gute Aufgaben über die Casuslehre als das seine, keines berücksichtigt so gut alle hierher gehörigen Ausdrücke *aequiparare, aemulari, favere, illudere, insultare, prope, amicissimus, proprius, superstes u. s. w.*, keines behandelt, wie neulich schon gesagt, so gut die Conjunctive Futuri. Dass zuweilen ein unclassischer Ausdruck (*operari, patrocinari*) mit unterläuft, wird dem Tertianer nicht viel schaden. Kein anderes unter den genannten Uebungsbüchern repetirt ferner so gut in jedem Abschnitt der Syntax die übrigen gleich mit; man erinnere sich nur an das, was oben gelegentlich des Ostermannschen Buches gesagt ist, oder vergleiche einmal Grubers Erzählung von Marcus Coriolanus im Abschnitt über die Casusregeln S. 68 mit demselben Stoff bei Hoffmann S. 62. Schultz S. 89 ff. Meiring S. 51, Süpfler II No. 29, oder Haacke für Quarta S. 128. Allerdings wird bei Gruber oft ein Fall anticipirt, der von Rechts wegen erst später daran kommen sollte; indessen wer in einer halbjährig versetzenden Obertertia unterrichtet, wird sich darüber nur freuen. Die Moduslehre ist leider in dem Gruberschen Büchlein nur kurz behandelt; über Indicativ, Conjunctiv, Oratio obliqua und dgl. möchten wir uns noch viele Aufgaben in diesem Stile wünschen, auch wenn nicht ein großer Theil derselben in Ostermanns Buch übergegangen und damit an vielen Anstalten in deutscher und lateinischer Form Gemeingut der Schüler geworden wäre.

In den letzten Abschnitten werden übrigens auch Grubers Uebungen leichter; der Vorrath zu den eben genannten Capiteln erschöpft sich leicht schon bei der ersten Einübung derselben. Wenn nun die letzten Schulwochen kommen, in denen diese Punkte als die schwierigsten und wichtigsten in täglichen mündlichen und schriftlichen Uebungen tractirt und bis zur möglichsten Sicherheit in den Schülern gebracht werden sollen, woher werden wir das Material zu diesen Uebungen nehmen? Wer mit dieser unsrer Fragestellung einverstanden ist, dem wollen wir die erfreuliche Antwort geben, dass ein solches Buch zum Bataillonsexercitium mit Gepäck und im Feuer allerdings auch existirt. Freilich trägt es nicht die Bezeichnung „für Tertia“ auf dem Titel, ist im Gegentheil für Untersecunda bestimmt, und heißt: Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins

Latinische für Untersecunda bearbeitet von Menzel, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Ratibor<sup>1)</sup> [jetzt Director in Inowracław].

Von Dingen, die lediglich nach Tertia gehören, ist höchst wenig in diesen Uebungen. Wie *jener große Epaminondas* oder wie *dock nicht* zu übersetzen sei, kann dem Tertianer so gut angegeben werden wie dem Secundaner. Auch die Bemerkung S. 28 von Einsetzung des lateinischen Genus für die deutsche Species kann ein Tertianer verstehen; selbständige Anwendung dieser Regel wird ja nicht verlangt, sondern in jedem wiederkehrenden Fall ist der zunehmende generelle Ausdruck bestimmt angegeben. Diese wenigen stilistischen Kleinigkeiten treten also völlig in den Hintergrund gegen die in Menzels Aufgaben erstrebte intensivste und consequenteste Durchübung der Syntax. Mit sicherem pädagogischem Takt sind die am meisten der Einübung bedürftigen Punkte derselben erkannt und mit seltenem Geschick in den Aufgaben wieder und immer wieder vorgebracht. Manchem unsrer Leser ist vielleicht das Programm bekannt, in welchem der Verf. zuerst einen Theil dieser Uebungsstücke mittheilte (Ratibor 1868). Solcher Uebungen enthält das Buch nun vier Jahrgänge von je 25—26 Stücken. Zur Probe theilen wir den Anfang der ersten mit: „Da Marcellus glaubte, dass er den Hannibal besiegt haben würde, wenn er bei Herdonea anwesend gewesen wäre, so schrieb er an den Senat, das Heer des Fulvius sei vernichtet worden, an dessen Erhaltung den Vätern sehr viel gelegen zu haben schiene, aber er werde gegen die Punier marschieren, und er fürchte nicht,<sup>2)</sup> dass er von ihnen besiegt werden würde, da“ u. s. w. Auch aus Stück 30 S. 24 eine Probe: „Wen gebe es unter ihnen, von dem man sagen könnte, dass er in den ersten Dienstjahren Ekel an den Strapazen zu empfinden geschienen habe?“ Leicht sind Menzels Perioden allerdings nicht; wir wollen sie auch in Tertia nur für die letzten Wochen, für den Abschluss des Cursus empfehlen, und auch in Secunda werden Wiederholungen aus diesem Buche äußerst heilsam sein. Manchem classisch gebildeten Stilisten mag wohl auch bei diesen stark gepfefferten Sätzen eigenthümlich zu Muth werden; Ref. gesteht gerne, dass auch ihm anfangs die Sache etwas übertrieben erschien. Die Erfolge der mit Menzels Aufgaben und ähnlichen dieser Art veranstalteten Uebungen haben ihm aber diese Bedenken vollständig benommen. Nichts bewahrt die Schüler so gut vor Gedankenlosigkeit als die stete Besorgnis vor den hier auf allen Seiten lauernden Feinden; die Schwierigkeit der Perioden, vielleicht unter Umständen auch der Titel „für Secunda“, übt auf die Schüler einen eigenen Reiz aus; bald gewöhnen sie sich an den Kampf mit

<sup>1)</sup> Hannover 1870. 88 S. 7½ Sgr.

<sup>2)</sup> Leider heisst es an vielen ähnlichen Stellen „und nicht fürchte er“ mit einer völlig undutschen und überdies die Uebersetzung erleichternden Wortstellung. Ein paar sehr störende Druckfehler sind S. 1 Textzeile 11 *woifels* für *woifelte*, S. 22 Zeile 18 *Liebe* statt *liebe*. S. 15 No. 20 Zeile 3 sind einige Worte ausgelassen.



diesen Ungeheuern und freuen sich dieselben überwinden zu können; Erfolg u. Lust bleiben dann in lebhafter Wechselwirkung. Die in unsrer Einleitung gewünschten Etüden und Fingerübungen sind also in Menzels Buch gefunden, und die Syntax mit Tertianern bis zur Virtuosität einzuüben ist entweder mit dieser Methode oder überhaupt mit keiner möglich.

Landsberg a. W.

Dr. v. Jan.

Agesilaos, Sohn des Archidamus. Lebensbild eines spartanischen Königs und Patrioten. Nach den Quellen mit besonderer Berücksichtigung des Xenophon dargestellt von August Buttman. Halle, Buchh. d. Waisenhauses 1872. XII u. 294 S.

Wenn nach Hertzbergs Biographie des Agesilaos ein neues Lebensbild desselben Königs erscheint, so ist wohl die Frage nach dem Zwecke dieses Buches die erste und vollkommen berechtigte, zumal da Hertzbergs Arbeit für die Ermittlung und geschichtliche Darstellung des Thatsächlichen einem neuen Bearbeiter des Gegenstandes nicht viel zu thun übrig gelassen haben dürfte. Soll die neue Arbeit auf gleicher wissenschaftlicher Linie stehen, so kann ihre Bedeutung kaum in etwas anderem zu suchen sein, als in der Darlegung und Begründung einer von der früheren abweichenden Auffassung, und in diesem Sinne äußert sich auch der Verf., wenn er in der Vorrede bei aller Anerkennung für Hertzbergs Arbeit doch urtheilt, dieselbe habe sich nicht frei genug von den Zeitströmungen gehalten, während er von sich selbst sagt, er glaube frei von diesem Einflusse „einen Standpunkt gewonnen zu haben, von dem er zwar aus der Gegenwart heraus, aber nicht nach dem Maßstabe der heutigen Verhältnisse und mit dem Vortheil vor den Männern der Vergangenheit das Vergangene beurtheilt habe, dass er nicht mitten in der Entwicklung der historischen Dinge, sondern nach ihrer vollständigen Abwicklung lebte und schrieb.“ Nach diesem Programm kann es kaum noch zweifelhaft sein, dass wir es hier mit einer Rettung zu thun haben. Von einer solchen aber dürfen wir erwarten, dass sie unabhängig von fremdem Urtheil auf Grund der als sicher ermittelten historischen Verhältnisse zu einem selbständigen Urtheil über die behandelte Person zu gelangen und für dieses Urtheil eine möglichst sichere Begründung zu gewinnen suche.

Die Kritik der Quellen, aus denen die Kenntnis der Thatsachen zu schöpfen ist, muss die erste Grundlage für dieses Verfahren bilden. Der Verf. unseres Buches hat sich diese Aufgabe nicht schwer gemacht: Xenophons Hellenika und Agesilaos sind für ihn unbedingt die Grundlage, nicht bloß für die Kenntnis des Thatsächlichen, sondern auch für sein Urtheil. Die Lobrede auf Agesilaos hält er gegenüber der Kritik, „die an allem rüttelt“, entschieden für xenophontisch, verzichtet aber darauf, seine Ueberzeugung von der Echtheit der Schrift zu entwickeln und zu begründen. Da nun aber die Untersuchungen über diese Schrift noch keineswegs zu einem sicheren Resultate gelangt sind, so stellt uns der Verf. von vorn herein auf

den schwankenden Boden des subjectiven Beliebens, das für die Förderung oder Berichtigung historischer Erkenntnis werthlos, ist und nicht anders ist es mit der Art, wie der Verf. seine unbedingte Abhängigkeit von Xenophon rechtfertigt, indem er sagt: „Denn wahr bleibt der alte Ausspruch: nur ein Freund kann den Charakter eines Menschen beurtheilen, zumal gilt dies, wenn zwei Freunde von gleicher Wahrheitsliebe beseelt sind, wie Xenophon und Agesilaos es waren. Die Freundschaft verleiht der Darstellung nur die Wärme der Theilnahme und die Bewunderung lässt nur ein concentrirtes Licht auf das Bewunderte fallen“ (S. 29). Eine solche Behauptung ist doch bedenklich, wo es sich um politische Dinge handelt und der Bewunderer und der Bewunderte derselben politischen Richtung angehören, und wenn man auch die Wahrheitsliebe Xenophons unangefochten lassen mag, so wird man seinem Urtheil darum nicht unbedingt Unbefangenheit zugestehen dürfen und wird doch nicht der Prüfung überhoben sein, ob alles von ihm Mitgetheilte thatsächlich richtig ist; jedenfalls wird man es nicht vernachlässigen dürfen, auch die anderen vorhandenen historischen Quellen auf das sorgsamste mit in Betracht zu ziehen.

Der Verf. hat von dem allen wenig gethan, seine Darstellung der Thatsachen beruht durchaus auf Xenophon und zwar in dem Mafse, dass sie meist in einer bloßen Uebersetzung von Xenophons Erzählung besteht, Uebersetzungen, die mindestens ein Drittel des ganzen Buches füllen; nur in einzelnen Fällen sind zur Ergänzung Uebersetzungen aus Diodor und Plutarch hinzugefügt. Der die Thatsachen enthaltende Theil des Buches ist somit vom Standpunkte heutiger Geschichtswissenschaft betrachtet ohne besonderen Werth. Da es aber offenbar dem Verf. mehr um die Beurtheilung des Agesilaos zu thun gewesen ist, so können wir erwarten, es werde auf diesen Theil der Arbeit, namentlich auf die Begründung des Urtheils besondere Sorgfalt verwendet sein, allein unsere Erwartung in dieser Hinsicht wird nicht sehr befriedigt. Sehen wir nun diesen Theil des Buches etwas genauer an.

Die Art, wie Agesilaos zur Königswürde gelangte, giebt gewiss mancherlei zu denken. Der Verf. meint „es sei für Agesilaos gewiss als ein wesentliches Motiv, seine Ansprüche auf den Thron dem Leotyehides gegenüber geltend zu machen, der Umstand anzusehen, dass Sparta bei einem noch unbewährten jungen Könige, wie es Leotyehides gewesen sein würde und einem nicht gerade bedeutenden Könige aus dem anderen Hause, wie es Pausanias war, unter dem stets sich wieder erneuernden Einflusse des Lysander den größten Gefahren ausgesetzt war, sowohl in Betreff der äußern wie der innern Verhältnisse; diese verlangten einen ganzen Mann und das zu sein, war sich Agesilaos im guten Sinne des Wortes bewusst und jedermann hielt ihn dafür“ (S. 36). Diese Auffassung ist sehr naiv und erinnert stark an die in neuerer Zeit zu Tage getretene Ansicht solcher, die im Bewusstsein ihrer Mission den Staat zu retten, die

Gewalt an sich rissen; begründet ist diese Auffassung durch nichts, nicht einmal durch eine Aeußerung des alten Lobredners.

Von dem Kriege, welchen Agesilaos in Asien führte, sagt der Verf. S. 43, Agesilaos habe ihm den Charakter eines speciell spartanischen oder gar persönlichen Sonderinteressen dienenden nehmen und ihm von vorn herein das Gepräge eines Nationalkrieges geben wollen. Er beruft sich dabei auf den thatkräftigen Patriotismus und Panhellenismus des Mannes. Diese Berufung könnte aber doch erst eine Bedeutung haben, wenn jener Panhellenismus unbestreitbar erwiesen wäre. Wenn der Verf. dafür eine Stelle aus Isokrates' Brief an Archidamos (9, 11) anführt, in der es heisst, Agesilaos sei von allen Griechen der einzige gewesen, der sein ganzes Leben hindurch dafür gearbeitet habe, die Griechen zu befreien und die Barbaren zu bekriegen, so ist diese Phrase ihrer ganzen Natur nach ohne Beweiskraft und Gleiches gilt von der ebenfalls herbeigezogenen Aeußerung des Lobredners (7, 7), er habe, während sein Vaterland im Kriege gegen Hellenen war, das gemeinsame Wohl Griechenlands nicht aufser Acht gelassen, sondern sei ausgezogen, um nach Möglichkeit den Barbaren zu schaden. Bedenklich erscheint es sogar, wenn der Verf. auf Grund seiner Ansicht die Worte der Lobrede (1, 37) *οἷσι παραλαβὼν πάσας πόλεις, ἐφ' ἃς ἄρξων ἐξέπλευσε, σιασιαζούσας* übersetzt: „Da Agesilaos alle Städte, zu deren Wohlfahrt er von Hause weggesehelt war, an innern Spaltungen leidend vorgefunden hatte“ (S. 50). Allein der Verf. hat auch einen Beweis aus den That-sachen versucht. Er sagt S. 64 Xenophon habe die Geschichte von den Beziehungen des Spithridates und des Otys zum Agesilaos (Hellenika IV, 1) ohne Zweifel so weit ausgeführt, um zu zeigen, wie Agesilaos es versteht, die Bewohner persischer Landschaften mit Griechenland in eine innigere und tiefere Verbindung zu bringen. „Er beweist also, heisst es weiter, auch durch die That, dass sein Zug nach Asien nicht einen partial-spartanischen Zweck, sondern einen national-griechischen habe, natürlich vermittelt der Hegemonie Spartas“. Die Folgerung ist unhaltbar, da nicht das mindeste Anzeichen vorliegt, dass Agesilaos die Unterthanen des Perserkönigs für ganz Griechenland habe gewinnen wollen; allein gesetzt auch, sie wäre unanfechtbar, so zeigt die Bemerkung von dem national-griechischen Zweck vermittelt der Hegemonie Spartas deutlich, dass selbst dem Verf. der Panhellenismus des Agesilaos in einem eigenthümlichen Lichte erscheint. Eine griechische Nationaleinheit unter Spartas Hegemonie kann nach den vorausgehenden und nachfolgenden That-sachen nichts anderes bedeuten, als Herrschaft Spartas und unbedingte Unterwerfung der übrigen Griechen unter dieselbe, und es bedarf keines Wortes, um anzudeuten, was Griechenland aus einer solchen Einheit für Segen gehabt haben würde, ja ob dies überhaupt eine Einheit zu nennen wäre. Nach den Bemerkungen, die der Verf. S. 70 f. macht, scheint es freilich, als glaube er, Agesilaos habe mit der bisherigen Politik Spartas brechen und eine versöhnliche ehrliche

Politik verfolgen wollen; einen Beweis dafür vermag ich in Agesilaos' Verhalten nirgends zu finden; ja seine Fügsamkeit gegen die Ephoren, die ihm der Verf. sehr hoch anrechnet, deutet eher auf das Gegentheil.

Wie sich die nationale Gesinnung des Agesilaos während des korinthischen Krieges bethätigt habe, sagt der Verf. nicht; der antalkidische Friede kommt auf Rechnung der Gegenpartei (S. 118 ff.), welche Gegner der zugleich altspartanischen und nationalen Politik des Agesilaos war (S. 107). Trotz der Unklarheit, in welcher wir uns über die Entstehungsgeschichte dieses Friedens befinden, geben wir gern zu, dass Agesilaos zum Abschlusse desselben nicht mitgewirkt habe, aber wie steht es bei der Durchführung mit der nationalen Gesinnung des Agesilaos? Der Verf. findet uns mit einer Phrase ab: „Er sah sich oft gezwungen, gegen sein Gefühl und seine Ansicht zu handeln, auszuführen, was die gegnerische jetzt maßgebende Partei anordnete; aber sein eben so großer Patriotismus als sittlich hoher Charakter wusste stets seiner und seines Vaterlandes würdig zu verfahren.“ (S. 120). Ja „seiner und seines Vaterlandes würdig“, darunter kann sich jeder je nach seiner Ansicht von Agesilaos letzten Zielen denken, was ihm beliebt. „Wenn Agesilaos auch nicht Urheber des Friedens war, ja ihn, wie sein ganzes Leben bewiesen hat, als Sparta und Griechenlands unwürdig ansah, so trat er doch, als der Friede einmal von allen im Princip und in staatsrechtlicher Form angenommen war, für seine Durchführung, insofern sie die Autonomie der europäisch-griechischen Staaten betraf, energisch ein“; für sein Handeln wird dann allerdings die seltsame Reservation gemacht „dass Sparta seine hegemonische Stellung im Peloponnes nicht nur, sondern in ganz Griechenland behauptete“ (S. 121). Also auch hier denkt der Verf. an Freiheit der Griechen unter Sparta's Herrschaft, ja S. 274 heisst es gar „seine Vaterlandsliebe war wirklich eine thatkräftige Liebe zu den Griechen, zum humanen Griechenthum, zum freien Griechenland“ und S. 275 „Er konnte sich kein mächtiges freies sittliches Griechenland denken ohne spartanische, allerdings human gehandhabte Hegemonie.“ Ich besorge, die Ansicht des Verf.'s wird sich nicht allzu viele Anhänger erwerben.

Dass Agesilaos die Besetzung der Kadmeia billigte, weil sie den Spartanern nützlich war, hat der Verf. zwar nicht mit der nationalen Gesinnung desselben in Verbindung gebracht, aber doch zu rechtfertigen gesucht: „im Munde eines Agesilaos ist der ausgesprochene Grundsatz des Staatsvortheils mit der Sittlichkeit, so weit sie im Alterthume sich praktisch entwickelt hatte, zusammenfallend“ (S. 128). Der Gedanke ist einigermassen überraschend, tritt aber in ein noch seltsameres Licht durch die folgenden Worte: „Dass Agesilaos nur im Gerechten das Staatswohl, den Staatsvortheil sah, zeigt sein ganzes Leben“, denn danach scheint der Verf. jenen Gewaltact wirklich als gerecht erklären zu wollen. Jedoch aus den weiteren Versuchen, die er macht, um das Verhalten des Agesilaos bei dieser Gelegenheit zu rechtfertigen, sieht man, dass ihm selbst nicht recht behaglich dabei

gewesen ist. Auch das Verfahren des Agesilaos gegen Phlius hat der Verf. nicht mit der nationalen Gesinnung desselben in Einklang zu bringen gesucht, er meint aber, bei der unter Aufsicht einer spartanischen Besatzung dort vorgenommenen Ordnung der Verhältnisse könne nur Gerechtigkeit obgewaltet haben, da Phlius noch lange treu zu Sparta hielt. (S. 133). Ich glaube, ebenso berechtigt wäre der Schluss, dass man dort alles aufs gründlichste spartanisch eingrichtet habe; dass Xenophon nicht die leiseste Andeutung von ungerichtlichem, geschweige von grausamem Verfahren macht, wird wohl nichts daran ändern.

Im weiteren Verlaufe der Geschichte ist es selbst dem Verf. unmöglich, die nationale Gesinnung des Agesilaos nachzuweisen, wiewohl er S. 163 den Gedanken ausspricht, bei dem Kriege gegen Theben liege die bis zum Ende seines Lebens verfolgte Idee zu Grunde, mit dem geeinten Griechenland den Erbfeind des griechischen Namens, Persien, zu vertilgen und wenn auch S. 262 das Motiv geltend gemacht wird, welches die Lobrede 2, 29 dem Agesilaos für seine Fahrt nach Aegypten zuschreibt, er habe die Griechen in Asien wieder befreien und den Perserkönig strafen wollen. Im übrigen hat der Verf. die nationale Gesinnung nicht weiter hervorgehoben, sondern nur des Agesilaos Patriotismus für das engere Vaterland in helles Licht zu setzen versucht. Dass dieser Patriotismus für Sparta nicht minder als für ganz Griechenland verderblich war, das lässt sich nun den Erfolgen gegenüber nicht in Abrede stellen, aber der Verf. hat besondere Versuche gemacht, den Ruhm des Agesilaos zu retten. Er nimmt dabei seine Zuflucht zum Fatalismus: der Fall Spartas war vom Schicksal bestimmt, daran konnte selbst Agesilaos nichts ändern (vgl. S. 164) „einem Agesilaos war es nur vorbehalten, Sparta mit Ehren von der ihm vom Schicksal nicht mehr gewährten politischen Höhe herabsteigen zu lassen“ (S. 151). Mir scheint dieser Ruhm sehr bedenklicher Natur; das Schicksal in der Geschichte ist doch gewiss die Nothwendigkeit der Folgen aus den gegebenen Bedingungen; Sache eines großen Staatsmannes aber ist es, in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse diese Bedingungen so zu gestalten, dass nicht ihre nothwendige Folge der Untergang des Staates ist; dass dazu Agesilaos weder die Fähigkeit noch den Willen gehabt, wird kaum jemand bestreiten. Der Verf. erkennt dies gewissermaßen selbst an, wenn er S. 161 sagt, dass Agesilaos trotz seiner Stellung als König und als ein einflussreicher Mann ungewöhnlichen Geistes doch unter der Macht der Ephoren und der ganz von diesen beeinflussten Geronten und der Bürgerversammlung stand, denn es ist damit doch ausgesprochen, dass er es nicht verstand, diese Macht zu brechen oder seinen Zwecken dienstbar zu machen. Und doch fehlt es nicht an Anzeichen, dass Agesilaos mit dem Gedanken umgegangen ist, sich durch Bildung einer Partei unabhängig zu machen, ein Versuch, der den Ephoren so bedenklich vorkam, dass sie nach Plutarch Ages. 5 die Bestrebungen des Agesilaos, sich Freunde zu erwerben, mit Strafe

belegten. Der Verf. hat sich auf diese Seite der innern Politik seines Helden nicht eingelassen, obgleich dadurch andere Handlungen desselben wohl in ein anderes Licht gesetzt werden möchten, als das ist, unter welchem der Verf. sie betrachtet, namentlich dürfte die reine Leutseligkeit, mit der Agesilaos sich die Leute zu verpflichten suchte, doch wohl einige politische Beimischung gehabt haben (vgl. S. 85). Der Verf. würde dann auch vielleicht bei dem Verfahren des Agesilaos in dem Falle des Sphodrias nicht den seltsamen Ausspruch gethan haben, dass Agesilaos, trotzdem dass sein Verfahren in diesem Falle nicht mit der strengen Gerechtigkeit stimmte, seinen edlen gerechten Sinn nicht verleugnete (S. 135) und würde nicht beschönigend geäußert haben, „dass wer mit solcher Gesinnung dem strengen Recht nicht seinen Lauf lässt, bei uns keine Einbusse hinsichtlich der Anerkennung seines edlen Charakters erfährt. Wenn in jedem Falle das strenge Recht allein gelten müsste, dann hätte auch unser heutiges Begnadigungsrecht des Regenten keine Berechtigung.“ (S. 139).

Was der Verf. S. 278 vom Agesilaos als Feldherrn bemerkt, dass ihm das Schöpferische gefehlt habe, das gilt in gleicher Weise von ihm als Staatsmann. Er nahm als solcher den eng umschlossenen spartanischen Standpunkt ein, von dem aus mit den vorhandenen Verhältnissen nicht wohl zu rechnen war. Auch dies erkennt der Verf. indirect an, indem er als politisches Ziel des Agesilaos die Freiheit der Griechen unter spartanischer Herrschaft setzt (vgl. S. 275), ein Ziel das nur dem kurzsichtigsten Politiker erreichbar scheinen konnte, selbst wenn man mit dem Worte Freiheit einen ganz eigenthümlichen Begriff verbinden will. Ob bei seinen politischen Bestrebungen sein Ehrgeiz nicht sowohl auf seine Person als auf sein Vaterland gerichtet war und er sich mit dem Staate identificirte, Egoismus seinem Wesen fremd und er über Eitelkeit erhaben war, wie der Verf. S. 273 meint, oder ob nicht das Vaterland, auch nicht die Vaterstadt es war, deren Ehre ihm zunächst am Herzen lag, sondern seine eigne Person, persönliche Eitelkeit die Triebfeder seiner Anschläge war, wie Curtius Griech. Gesch. III S. 228 urtheilt, das wird aus den uns zu Gebote stehenden Thatsachen schwerlich entschieden werden können; ein aus Thatsachen geführter oder auch nur durch solche gestützter Beweis für die in unserm Buche vertretene Ansicht ist in demselben nicht geführt; der Schluss, welcher a. O. gemacht wird: Der Grundzug seines Wesens war ein auf alles Gute und Schöne gerichteter mächtiger Ehrgeiz — weil sich aber alles Gute und Schöne bei den Alten und besonders in Sparta im Staate concentrirte, so war sein Ehrgeiz nicht sowohl auf seine Person als auf sein Vaterland gerichtet, ist, selbst wenn man die Richtigkeit des Vordersatzes zugeben wollte, sehr bedenklicher Natur.

Die Gesamtaufassung des Agesilaos, welche unser Buch vertritt, können wir nicht theilen, es fehlt ihr eben die Begründung aus den Thatsachen. Selbst der verhältnismäßig kurze glanzvolle Krieg gegen Persien, auf den der Verf. mit Vorliebe sich stützt, berechtigt

nicht mit Nothwendigkeit zu dieser Auffassung, ja es liegt näher zu glauben, dass Agesilaos durch diesen Krieg eine Macht erringen wollte, mit welcher er Griechenland unter Spartas Herrschaft zwingen konnte, als dass er denselben für die Freiheit der Griechen geführt hätte. Die Auffassung des Verf. ist eine durchaus subjective und einseitig von Xenophons Darstellung abhängige und darum vermögen wir in dem besprochenen Buche eine Förderung geschichtlicher Erkenntnis nicht zu finden.

Berlin.

B. Büchschütz.

---

Lessings Prosa für Schule und Haus ausgewählt von August Luthardt.  
Nördlingen. Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1873.

„Lessing wird zu wenig gelesen.“ Dieser Umstand, sagt der Verfasser Vorrede S. IV, habe ihn veranlasst, die vorliegende Auswahl zu veranstalten, „um damit das Lesen seiner Werke leichter und allgemeiner zu machen.“ Er fügt hinzu: „namentlich aber auch, um Lessing in die Schulen einzuführen.“ Nun haben allerdings die Schulen ihrerseits auch ohne dies schon seit längerer Zeit von Lessing Besitz ergriffen; wenigstens in unseren Gegenden bilden außer seinen Dramen auch verschiedene seiner Prosaschriften (ich nenne nur den Laokoon, die Hamburgische Dramaturgie, die Abhandlung über die Fabel und das Epigramm) seit einer langen Reihe von Jahren einen festen und hochgehaltenen Bestandtheil der Schul- und pflichtmäßigen Privatlectüre für die Schüler der oberen Classen. Dennoch wird ein jedes Unternehmen, das sich die leichtere und umfassendere Benutzung Lessingscher Werke für die Schule zum Zwecke stellt, auf unsere Zustimmung zu diesem Ziele rechnen können.

Sehr richtig bemerkt der Verf. (S. III): „Gerade bei den heftigen Kämpfen der Gegenwart kommt so sehr viel darauf an, dass man weder von der gedankenlosen Phrase noch von der selbstsüchtigen Lüge sich bestechen lasse, sondern selbst prüfe und selbst urtheile, dann aber mit dem Muthe der Ueberzeugung entschieden eintrete für die erkannte Wahrheit. Hierzu sollen Lessings Schriften mit-helfen. Denn es giebt keinen Schriftsteller der neueren Zeit, dessen Werke als Schule für geregeltes Denken und kritische Forschung bessere Dienste leisten könnten, dessen ganzes Leben als ernstes Ringen und mühevolleres Streiten um Erkenntnis der Wahrheit mah-nender an unser Gewissen spräche. Dazu kommt sein lebhaftes Nationalgefühl und das tragische Interesse, welches sein Lebensgang erregt.“ Ich stimme dem vollständig bei und will nur noch hinzu-fügen: jemehr man selbst in der Lage war, etwas gereifere Schüler mit Lessingschen Schriften vertraut zu machen, desto lebhafter weist man es aus eigener Erfahrung, von wie kräftiger Wirkung dieser männliche, bis ins innerste Mark gesunde Geist, dieser Todfeind aller Halbheit, aller Lüge und Heuchelei, für Verstand und Charakter ist—

denn (um wiederum mit des Verfs. Worten zu reden) „Lessings Schriften sind vollständig frei von aller Weichlichkeit und Sinnlichkeit, von aller Schwärmerei und Unklarheit; aus jedem Satze tritt uns die sittliche Zucht des denkenden Geistes, der rastlose Drang nach Erkenntnis, der eiserne Fleiß strenger Forschung entgegen. Der mit einem gewissen Widerspruchsgeist verbundene Wahrheitsinn, von welchem Lessing beseelt war, der kecke Muth, mit welchem er in den Kampf trat, die schneidige Schärfe, die er in seine Worte legte, das alles macht, dass seine Schriften wirken wie ein frisch quellender Born.“ An diesem edlen Quell möglichst viele sich laben und kräftigen zu lassen, ist gewiss ein Ziel aufs innigste zu wünschen. — An was für einen Leserkreis der Verf. vornehmlich bei seiner Auswahl gedacht hat, giebt er S. IV mit den Worten an: „Ich wollte ein Lesebuch für die oberen Classen der Mittelschulen liefern.“ Das Wort Mittelschulen ist hier sicherlich nicht in dem bei uns (in Preussen) üblichen Sinne gebraucht, wonach es Schulen, bedeutet, die zwischen höheren Lehranstalten (Gymnasien, Realschulen I. Ordnung) und Elementarschulen in der Mitte stehen; denn das Buch enthält nicht nur viele Abschnitte, deren allgemeines Verständnis zweifellos über diesen Kreis hinausgeht, sondern der Verf. hat auch ohne Bedenken eine große Menge Stücke aufgenommen, die lateinische und griechische Stellen enthalten; die letzteren giebt er allerdings einigemale daneben in deutscher Uebersetzung, aber auch so sind noch eine ganze Anzahl besonders kleinerer Stellen und einzelner Wörter in griechischer Sprache stehen geblieben, deren Nichtkenntnis unbedingt einem Leser das ganze Verständnis des betreffenden Abschnittes zur Unmöglichkeit macht, z. B. in Stück 74 „Aristoteles und die Aufgabe der Tragödie“ u. v. a. Hiernach wird der Name Mittelschulen (im Gegensatz zur Hochschule) für Gymnasien und Realschulen gebraucht sein, und somit jede Unzutraglichkeit beim Gebrauch lateinischer oder griechischer Citate wegfallen. Von dieser Auffassung werde ich bei Besprechung des Buches ausgehen.

Auf dem mäfsigen Raume von 369 Seiten werden in 161 verschiedenen Nummern Bruchstücke aus fast allen Prosaschriften Lessings gegeben (nur wenige, wie das Leben des Sophokles, Pope ein Metaphysiker! sind ganz unberücksichtigt geblieben). Jedem Stücke hat der Verf. eine eigne von ihm selbst abgefasste Ueberschrift gegeben, um dadurch auch äusserlich hervortreten zu lassen, dass, wenn auch häufig nur kleinere Bruchstücke aufgenommen sind, doch der in ihnen behandelte Gedanke stets ein Ganzes für sich ausmachen soll. Durch Einhalten der chronologischen Ordnung soll die schriftstellerische Entwicklung Lessings, durch eine Anzahl von Briefen (es sind über 60) sein äusserer und innerer Lebensgang zur Anschauung gebracht werden. Denn, heisst es S. IV, „diese Auswahl soll ein vollständiges Charakterbild von Lessing geben.“ Mit diesem Plane ist schwer zu vereinigen, dass Verf. S. V sagt, die Sammlung solle „nicht Lessings Philosophie und Theologie, sondern seinen Stil



zur Darstellung bringen.“ Durch die Entgegensetzung von „Philosophie und Theologie“ einerseits, und „Stil“ andererseits, die weder klar noch völlig erschöpfend ist, sieht sich der Leser ebendeshalb genöthigt, unter dem ersten Gliede den gesammten Gedankeninhalt, auch sofern er Kunst- und Alterthumswissenschaft betrifft, zu verstehen, und der Verf. würde hiernach ein wesentlich formales Princip bei seiner Auswahl befolgt haben. Dies ist aber nach seinen früheren Bemerkungen und auch nach dem Inhalt des Buches selbst viel zu eng gefasst: In der That, ein „vollständiges Charakterbild,“ eine Darstellung des „inneren und äußeren Lebensganges“ erfordert offenbar etwas anderes und mehr als eine Darstellung des Stiles, und dürfte sich ohne ein Eingehen auf seine „Philosophie und Theologie“ wohl kaum ausführen lassen. In sofern also muss ich hier gegen die letzteren Worte des Verfs. in seinem eigenen Namen Einspruch erheben. Das er in der That keineswegs blofs einen stilistischen Mafstab bei seiner Auswahl angelegt hat, geht auch aus den unmittelbar voraufstehenden Worten hervor: „Ich hoffe nichts Charakteristisches übergangen und nichts stilistisch oder sachlich Unwesentliches aufgenommen zu haben.“

Ehe ich auf die Auswahl selbst eingehe, noch eine Kleinigkeit aus der Vorrede. In dem „kurzen Ueberblick über Lessings Leben“ heifst es S. V und VI: Im Jahre 1748 finden wir ihn in Berlin, dann in Wittenberg, wo er Magister wurde, zu Beginn des Jahres 1749 von neuem in Berlin, 1752 vorübergehend wieder in Wittenberg, von 1755 bis 1758 in Leipzig“ u. s. w. Diese Angaben sind mehrfach unrichtig: 1748 war Lessing nicht erst in Berlin und so dann in Wittenberg, sondern er war (wahrscheinlich im Juli) von Leipzig nach Wittenberg gegangen, ursprünglich nur um sich daselbst wenige Tage aufzuhalten und dann nach Berlin überzusiedeln. In Wittenberg aber wurde er krank, gab Berlin vorläufig auf, wurde (13 Aug. 1748) auf der Universität Wittenberg als Student inscribirt, änderte aber dennoch bald seinen Plan wiederum und kam im November 1748 nach Berlin. Dass er also nicht 1748 „Magister wurde,“ versteht sich hiernach von selbst. Alles dies geht unzweideutig aus Lessings Brief an seine Mutter vom 20 Januar 1749 hervor, welchen Luthardt zwar aufgenommen hat, aber hier nicht zu Rathe gezogen zu haben scheint (Vgl. Danzel, Lessings Leben I, 114). Sein Aufenthalt zu Berlin in den Jahren 1749 bis Ende 1751 war also nicht der zweite, sondern der erste in dieser Stadt. Im December 1751 ging er nach Wittenberg, wo er nun erst (29. April 1752) Magister wurde und bis etwa October oder November (letztes nachweisbares Datum ist der 11. Oct.) blieb; von dieser Zeit bis Herbst 1755 war er ohne Unterbrechung in oder bei Berlin. Dass er sich seit seiner ersten Ankunft in Berlin nicht zweimal, sondern nur einmal in Wittenberg aufgehalten habe, sagt er selbst ausdrücklich in dem Briefe an Michaelis vom 16. Oct. 1754, wo er diesen Aufenthalt (etwas zu kurz auf ein hal-

bes Jahr angeht (XII, 37).<sup>1)</sup> Dieser Sachverhalt kann aus Luthardts Worten unmöglich entnommen werden. Warum ist der Verf. in solchen Dingen, die doch nicht eben schwer zu wissen sind, nicht sorgfältiger? Auf dergleichen Thatsachen (sie mögen an sich von Bedeutung sein oder nicht) muss sich ein Leser solches Buches unbedingt verlassen können.

Ich komme nun zu der Frage, ob es überhaupt als zweckmäfsig erscheint, anstatt der Werke Lessings selbst, nur eine Auswahl dem Schüler zum Lesen zu geben. Die Beantwortung dieser Frage kann meines Erachtens keineswegs in Betreff aller Werke Lessings gleichmäfsig ausfallen. Bei solchen Schriften, die aus einer Reihe kleinerer, mehr oder weniger selbständiger Abschnitte bestehen, ist sie im allgemeinen zu bejahen. Hierher gehören die Aufsätze aus Zeitschriften, aus der Berl. Zeitung von 1751—1755, die Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften, die Briefe über Mylius, die Briefe die neueste Litteratur betreffend, die Briefe antiquarischen Inhalts, die Hamburgische Dramaturgie, vieles von den theologischen Schriften und endlich Lessings Briefe an seine Freunde. Betrachtet man die „Rettungen“ zusammen als eine Schrift, so gehören sie ebenfalls in diese Classe. Wer diese Schriften für die Lectüre seiner Schüler benutzen will, sei es zu Hause oder in der Schule, wird sich stets in der Lage finden, eine Auswahl zu treffen, da in keiner dieser Schriften (auch in der Dramaturgie nicht) alles gleich gut für den genannten Zweck zu verwerthen ist, sondern sich überall Partien finden, welche dem Verständnis und Interesse ferner liegen; und mancher wird es gewiss mit Dank aufnehmen, wenn ihm von kundiger und sorgfältiger Hand eine Auswahl geboten wird, die ihm eine Mühe erspart und seinen Schülern den Ueberblick über das von ihnen zu Lesende wesentlich erleichtert. Es kommt dazu, dass manche dieser Schriften, z. B. die Aufsätze aus der Berl. Zeitung in die am meisten gebrauchten Ausgaben neuerer Zeit nicht mitaufgenommen sind, so dass dieselben für diesen Zweck ganz verloren sein würden, da man ganz vollständige Ausgaben nicht in den Händen der Mehrzahl unserer Schüler erwarten kann. Die Auswahl des Verfs. aus Werken der eben bezeichneten Art soll hier zunächst besprochen werden.

Der Verfasser beginnt seine Sammlung mit dem Anfang des kleinen Stückes „Aus dem Naturforscher, einer physikalischen Wochenschrift. 1747“, gewiss eine zweckmäfsige Wahl. Denn wenn uns etwas überzeugen kann, wie tief jene Dialektik des Stiles, die Lessings Geistesproducte so deutlich und eigenartig bezeichnet, in dem innersten Wesen seiner Natur lag, so ist es diese dem Inhalte nach nicht eben bedeutende Zuschrift des 18jährigen: „Herr Naturforscher!“, beginnt er, „Ich habe alle Ihre Blätter bisher gelesen, weil ich Ihr

<sup>1)</sup> Dies Citat bezeichnet, wie alle folgenden dieser Art, Band und Seite der von Maltzaha durchgesehenen Lachmannschen Gesamtausgabe, die auch Luthardt seiner Auswahl zu Grunde gelegt hat.

Freund bin. Ich kann es leicht errathen, dass Ihnen diese Ursache nicht allzuwohl gefallen wird. Schlecht genug! werden Sie sagen, dass es blofs aus Freundschaft geschehen ist. Sie hätten sie lesen sollen, weil sie schön und gründlich geschrieben sind. Nun gut, gut! erzürnen Sie sich nur nicht. Ich habe das Letzte noch nicht geläugnet, da ich Ihnen das Erste von mir berichte.“ Es möchte wenige Schriftsteller geben, bei denen uns die charakteristische Art in der stilistischen Formung des Gedankens von Anfang an so scharf und so vollendet entgegentrete. Denn es ist nicht zu viel behauptet, dass die angeführten Worte (den heiteren Humor, der aus ihnen spricht, vorausgesetzt) in jeder späteren Epoche, auch der reifsten, von Lessing genau ebenso geschrieben sein könnten.

Die Auswahl, die der Verf. unter den Aufsätzen aus der Berl. Zeitung getroffen hat, ist fast durchweg von der Art, dass man ihr unbedingt zustimmen kann, und ist aus dem oben berührten Grunde eine wirklich dankenswerthe Arbeit. Manche Stücke, z. B. No. 5 „Zwei schlechte Lustspiele“, 6. „Gottscheds Gedichte“, 8. „Klopstocks Messias“ u. a. sind nach Inhalt und Form so trefflich, dass man sich nur freuen kann, wenn sie auf diese Weise einem größeren Leserkreis, der sich nicht im Besitze der Lachmannschen Ausgabe befindet, zugänglich gemacht werden. Auch dass der Verf. z. B. in dem letztgenannten Stück Theile, die minder allgemein interessant schienen oder etwas Fremdes hineinbrachten, stillschweigend ausgeschieden und so erst ein abgerundeteres Ganzes hergestellt hat, verdient, so lange es, wie hier, mit Takt und Zurückhaltung geschieht, durchaus unsere Zustimmung. Andere Stücke würden meines Erachtens ohne Schaden entbehrt werden können z. B. 11. „Zeitgeschmack“, auch 12. „Gottesbeweise<sup>1)</sup>“ ist nicht sehr erheblich, und auch 29. „Voltaire“ enthält vieles von geringerem Interesse. Doch wird freilich in solchen Dingen eine völlige Uebereinstimmung schwer sein. Irgend etwas Bedenkenerregendes enthalten alle diese Stücke nicht.

Von den „Rettungen“ sind mit einem etwas längeren Stücke nur die des Horaz vertreten, und zwar ist der Eingang des Ganzen gewählt, der dieser Auszeichnung auch gewiss würdig ist. Aber ich meine, wenn in den gegebenen Proben der charakteristische Geist eines Werkes deutlich hervortreten sollte, so war es an diesem Eingange (von etwas über zwei Seiten) nicht genug. Ich vermisse hier ungerne einen Abschnitt aus der eigentlichen Abhandlung. Dass hierzu

<sup>1)</sup> In diesem Stücke findet sich der Satz (III, 197): „Alle, welche das gründliche lieben und die Wahrheit von den seichten und ungegründeten gereinigt zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beifall zuerkennen.“ Luthardt druckt „das Gründliche“ (mit großem G), dagegen „von den seichten und ungegründeten“, er scheint also anzunehmen, dass bei den letzteren beiden Adjektiven ein Substantiv im Pluralis zu ergänzen sei. Ich sehe aber durchaus nicht, was dies nach dem Zusammenhange für ein Substantiv sein könnte. Sollte man da so allerdings unverständlichen Worten nicht leichter durch Annahme des Druckfehlers „den“ für „dem“ aufhelfen?

der erste Abschnitt (über Horazens Wollust) nicht genommen werden konnte, ist klar; aber in jeder Beziehung geeignet war der zweite (über die Beschuldigung der Feigheit). Er hat den nicht übermäßigen Umfang von nicht ganz fünf Seiten (III, 29—33), ist in sich völlig selbständig und abgerundet, in Inhalt und Darstellung untadelhaft. Ein solcher Abschnitt, der dem Leser zeigt, in welcher Weise Lessing sein im Eingange ausgesprochenes Vorhaben *in concreto* ausführt, war, wenn „nichts Charakteristisches übergangen werden“ sollte, ungleich wichtiger als etwa die oben von mir namhaft gemachten kleinen Abschnitte aus der Berl. Zeitung.

Von den Briefen über Mylius sind der erste, zweite, dritte und sechste aufgenommen, dagegen der vierte und fünfte weggelassen; mit Recht, da sie überwiegend Einzelheiten enthalten, die heut von geringerem Interesse sind. Aber warum ist die ganz kurze Vorrede nicht mit abgedruckt; sie ist mehrfach höchst bezeichnend z. B. in der echt Lessingschen Wendung: „Ich bestimmte sie (die Briefe) zwar nur für zwei Augen; da ich aber niemals gern etwas für zwei Augen zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften, so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen.“

Ich komme zu den Briefen die neueste Litteratur betreffend. Dieselben sind sehr kurz weggekommen, indem nur drei Stücke Aufnahme gefunden haben: 40. „Wielands religiöse Schriften“, welches aus dem 8. und 12. Briefe zusammengesetzt ist, 41. „Gottsched und das deutsche Theater“, aus dem 17. Brief, ein besonders schönes und geeignetes Stück, und 42. „Gottscheds Kern der deutschen Sprachkunst“, aus dem 65. Briefe; alle drei Stücke zusammen nehmen nur fünf Seiten ein.

Dass es hier nicht wenige Abschnitte giebt, die an Brauchbarkeit in keiner Beziehung hinter diesen genannten zurückstehen, wird schwerlich geleugnet werden können. Ich will von solchen Partien nur auf einige wenige hinweisen: Vor allem finden sich in den Briefen 48—51 (Ueber den nordischen Aufseher) viele ebenso bedeutende als für den vorliegenden Zweck geeignete Abschnitte, so besonders die treffliche Stelle aus dem 49. Briefe, wo Lessing die Auseinandersetzung des nordischen Aufsehers über die beste Art von Gott zu denken einer gründlichen Kritik unterwirft. Da der Verf. sich vor Gegenständen die mit dem religiösen Gebiet zusammenhängen, sonst mit Recht keineswegs gescheut hat, so hätte er diese Stelle mit aufnehmen sollen. Ebenso enthalten die Briefe 63 und 64 (Ueber Wielands Johanna Gray) sowie der 127. (Ueber „Herman Axel“) Partien, die an Inhalt und Stil, in Ernst und Satire zu den besten in den Litteraturbriefen gehören.

Auch mit der Behandlung der Hamburgischen Dramaturgie kann ich mich nicht völlig einverstanden erklären. Erstens halte ich es für eine nicht glückliche äußere Anordnung, dass die Abschnitte aus der Dramaturgie zweimal durch andere Stücke unterbrochen sind,

durch Briefe nämlich, durch Aphorismen und durch einige Stellen aus den Briefen antiquarischen Inhalts. Warum dies geschehen ist, sieht man leicht: der Verf. wollte die Zeitfolge genau innehalten; aber die Zusammengehörigkeit des Inhalts hätte in diesem Falle gegenüber dem nur sehr geringen chronologischen Fehler überwiegen müssen. Was die Auswahl selbst betrifft, so bietet sie durchweg Stücke, die von zweifellosem und anerkannten Werth sind. Ueber die Zweckmäßigkeit könnte man vielleicht bei No. 74 „Aristoteles und die Aufgabe der Tragödie“ in Zweifel sein. Es ist vielleicht nicht jedem erwünscht, eine Stelle den Schülern zur genauen Kenntnissnahme vorzulegen, bei der man nicht umhin kann, auszusprechen, dass Lessing mit seiner Auffassung des Aristotelischen Textes, mit seiner Erklärung der Worte *τῶν τοιούτων παθημάτων* sowie des Begriffs der *κάθαρσις* fehlgegangen. Indes kann bei geschickter Behandlung seitens des Lehrers ohne Frage auch dies mit sehr grossem Nutzen besprochen werden. Für nothwendig aber halte ich die Aufnahme dieses Stückes, obgleich es gewiss als charakteristisch zu bezeichnen ist, dennoch nicht: Lessings Begriffserklärung der Tragödie und alle Schlüsse, die er daraus bei Beurtheilung besonders der französischen Dramatiker zieht, sind völlig verständlich und in sich abgeschlossen auch ohne seine Lehre von der „Reinigung der Leidenschaften.“ — Mit vollem Rechte ist die Ankündigung und das Nachwort „(hundert und erstes, zweites, drittes und viertes Stück“) vollständig aufgenommen. Was die übrigen Abschnitte betrifft (es sind noch zwölf auf zusammen etwa zwanzig Seiten), so habe ich nur das eine auszusetzen, dass die Zerstückelung zu groß ist. Das *non multa, sed multum* wäre auch hier an der Stelle: lieber einige wenige, aber umfassende Abschnitte, als vielerlei kleine Stücke zum Theil von dem Umfang kaum einer oder einer halben Seite. Das würde meines Erachtens den Leser mehr mit dem Geist und der charakteristischen Art dieser Schrift bekannt gemacht haben. So ist z. B. No. 61 „Wahrheiten und Gemeinplätze“ (aus dem 2. Stück) gewiss ein passend gewählter Abschnitt; aber warum bricht der Verf. hier ab und nimmt nicht das 3. Stück dazu? Im Eingange der ausgewählten Stelle heisst es vom Schauspieler Eckhof: „Ein ihm ganz eigenes Talent ist dieses, dass er Sittensprüche und allgemeine Betrachtungen, diese langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anstande, mit einer Innigkeit zu sagen weis, dass das Trivialste von dieser Art in seinem Munde Neuheit und Würde, das Frostigste Feuer und Leben erhält.“ Dann folgt eine Beurtheilung der moralischen Sentenzen des in Rede stehenden Stückes, Olinth und Sophronia, welche Luthardt aufnimmt. Aber gerade da, wo Lessing wieder in sein Thema einlenkt und den wissbegierig gemachten Leser über die Gründe dieser seltenen Kunst Eckhofs belehren will, unmittelbar vor den Worten: „Und wodurch bewirkt dieser Schauspieler, dass wir auch die gemeinste Moral so gern von ihm hören? Was ist es eigentlich, was ein anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in sol-

chem Falle ebenso unterhaltend finden sollen?“, gerade da bricht der Verf. ab. Es ist als habe er eine Scheu, ein wirklich umfassendes Ganzes zu geben. Denn an der inneren Vorzüglichkeit dieser Ausführungen wird er wohl schwerlich gezweifelt haben. (Diese Lessing'schen Gedanken über Declamation waren, beiläufig gesagt, zum Theil schon seit vielen Jahren durchdacht und mit Freunden durchgesprochen, vgl. seinen Brief an Moses Mendelssohn vom 14. Sept. 1757). Ebenso giebt Verf. in No. 70 „die drei Einheiten des Drama<sup>1)</sup>“ einen besonders schönen Theil der großen Kritik über Voltaires *Merope*. Aber man möchte auch hier wünschen, dass der eigentliche Inhalt von Lessings Beurtheilung mehr hervorträte.

Auch bei den Briefen antiquarischen Inhalts mache ich dieselbe Bemerkung. Das erste Stück, das daraus entnommen wird, ist der Anfang (VIII, 5), aber nur die erste halbe Seite, bis zu den Worten: „Worin besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler? Herr Klotz schreibt:“ Hiermit wird die Stelle mitten im Gange eines nur halb ausgesprochenem Gedankens mehr abgerissen, als abgeschlossen. Es ist nicht der mindeste Grund zu einem so gewaltsamen Verfahren abzusehen. Mindestens der ganze erste Brief war bestimmt aufzunehmen; er ist so treffend und vollendet nach Inhalt und Stil und so äußerst bezeichnend für Lessing, dass man etwas Besseres kaum finden kann; man denke nur an den Schluss: „Soviel ist gewiss, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weifs selbst nicht, mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unsrer besten Kunsttrichter macht. Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als dass ich mich für das eine oder für das andere halten sollte“. Sehr brauchbar war auch der zweite Brief, der nach den Worten: „Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artisten vom Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie“ u. s. w., mit dem kurzen, gewiss charakteristischen Ausspruch abbricht: „Nothwehr entschuldigt Selbstlob“. Nicht weniger der dritte, der den Gegner mit unsterblicher Satire geißelt. Doch gebe ich gern zu, dass dies und alles sonst Zweckmäßige aufzunehmen, den Umfang des Buches allzusehr und in einer die Absichten des Verf.'s störenden Weise erweitert haben würde. Nur hätte er in der Vorrede nicht versprechen sollen, dass er nichts Charakteristisches übergehen werde; dies ist eben in einem Buche dieses Umfangs ein Ding der Unmöglichkeit. Er kann sich auch nicht darnuf berufen, dass diese Abschnitte zwar dem Inhalte nach wichtig seien, dass er aber nur Lessings „Stil zur Darstellung bringen“ wolle. Denn einmal habe ich schon oben darauf hingewiesen, dass hierin ein Wider-

<sup>1)</sup> Warum schreibt Verf. nicht „des Dramas“? Die Weglassung der Genetivendung ist nur gerechtfertigt bei Eigennamen, also des Homer, des Cicero. Aber „die Schwierigkeit dieses Thema, das Polster meines Sopha, der Einband meines Lexicon“ halte ich für sprachwidrig.

spruch mit seinen sonstigen Aeußerungen liegt; sodann aber sind die oben von mir namhaft gemachten Stücke gerade auch im Stil ganz besonders hervorragend und in seltenem Grade charakteristisch.

Was die theologischen Schriften aus Lessings letzten Jahren betrifft, so giebt der Verf. selbst in der Vorrede S. V an, dass aus ihnen verhältnismäßig doppelt soviel als von den übrigen Schriften aufgenommen sei. Gegenüber etwaigen Bedenken fügt er hinzu: „Wenn man es für gefährlich halten wollte, Schülern die theologischen Streit-schriften Lessings in die Hand zu geben, so möge man bedenken, dass diese Zweifel und Bedenken ohnehin keinem Christen erspart bleiben, und dass es gut sein wird, wenn der Religionslehrer Anlass hat, an die Gedanken Lessings anzuknüpfen“. Ich kann diesen Worten nur aus voller Ueberzeugung zustimmen.

Lessings religiöse Ansichten jungen Leuten von dem Alter unserer Primaner, die sich zur Wissenschaft vorbereiten, zu verheimlichen, wäre eine durch nichts gerechtfertigte, oft sogar direct nachtheilige Aengstlichkeit. Die Summe seiner sittlich religiösen Ueberzeugung hat er in dem „Testament Johannis“ ausgesprochen: Dass die reine, aufopfernde Bruderliebe das wichtigste und zugleich das schwerste von allen Geboten des Christenthums sei, dass „dies allein, dies allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug sei“. Ich kann aus diesem Grunde auch die Scheu nicht billigen, mit der von manchen Seiten die Besprechung des Nathan behandelt wird (vgl. z. B. Laas, der deutsche Aufsatz S. 9, Anm); wenn wir unsere Jugend nicht an solcher Hand zur sittlichen Mündigkeit führen wollen, so weifs ich nicht, was wir sonst wählen sollen. Wir können uns nur freuen, wenn ein Jüngling hier lernt, dass sein sittlicher Werth in gleichem Verhältnis steht mit „seiner unbestochnen, von Vorurtheilen freien Liebe; mit Sanftmuth, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, mit innigster Ergebenheit in Gott“, nicht aber mit einem rasch gelernten und leichtfertig geglaubten Stichwort irgend eines Bekenntnisses. — Die Auswahl des Verf.'s verdient hier durchaus Beifall; namentlich hat er „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten“, sowie „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft“ und das „Testament Johannis“ vollständig gegeben. An eine Wiedergabe alles dessen, was von hervorragender Bedeutung ist, darf man jedoch natürlich auch hier nicht denken. Aber, wie schon oben bemerkt, dies ist auch eine unbillige Forderung, die ich nie stellen würde, die nur der Verf. selbst gestellt hat. Dass z. B. das „Absagungsschreiben“ und die „Axiomata“ Dinge enthalten, die ebenso bedeutungsvoll und ebenso zur Auswahl geeignet sind, wird er ohne Zweifel zugeben. Aber der Raum gebot eben Beschränkung.

Was endlich Lessings Briefe betrifft, so liegt uns in Luthardts Buch eine ziemlich reichhaltige und im allgemeinen zweckmäßig ausgewählte Sammlung vor. Dass auch hier manches sehr interessante Stück weggeblieben ist, kann nicht überraschen; dagegen finde ich einige Briefe, deren Aufnahme durch ihre innere Bedeutung mir nicht

genügend begründet scheint, z. B. S. 121 an Lessings Vater, S. 159 an Lessings Bruder u. a. Lieber weggelassen sähe ich auch S. 112 an Nicolai; es ist dies der bekannte Brief vom 22. Oct. 1762, worin Lessing scherzhafter Weise einen Brief an „Madame Nicolai“ einschaltet. Er ist allerdings voll ergötzlichen Humors, aber warum soll man Worte wie die (XII, 180): „Ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau, und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen“, warum soll man diese Worte (noch dazu, wenn auch fingirt, an eine Dame gerichtet) gerade besonders auswählen? Man missverstehe mich nicht. Pedantische Aengstlichkeit in solchen Dingen liegt mir fern. Wenn dergleichen, und auch noch Stärkeres, in einem Bande Lessings steht, so werde ich ihn ohne jedes Bedenken jedem Schüler in die Hand geben; aber ich sehe nicht ein, warum man, während man sich nur immer gegen die Ueberfülle unbedingt geeigneten Stoffes zu wehren hat, nun gerade dies wählen soll. Denn der Brief ist auch sonst nicht von übergroßer Erheblichkeit. Vielleicht wollte sich der Verf. die allerdings außerordentlich charakteristische Anmerkung Nicolais nicht entgehen lassen (es wird darin erzählt, dass Lessing einst, um ein Buch auf einer Auction zu erstehen, zwei verschiedenen Personen, ohne dass sie von einander wussten, ungemessene Commission gegeben habe, in Folge wovon ein unbedeutendes Werk bis zu 70 Thlr. hinaufgetrieben wurde). Doch scheint mir der Grund nicht zureichend.

Ich wende mich hiernach zweitens zu denjenigen Schriften Lessings, welche nicht wie die bisher besprochenen aus einzelnen Theilen bestehen, sondern in sich ein fest gegliedertes Ganzes ausmachen. Von vornherein wird man zugeben, dass eine Auswahl in diesem Falle etwas weit Schwierigeres ist, dass ein etwaiger Missgriff hier von viel weitertragender Bedeutung sein muss und möglicherweise das Verständnis des Ganzen beeinträchtigen kann. Ich werde aber hier nur von den drei Werken dieser Art sprechen, aus denen der Verf. einigermassen umfängliche Bruchstücke mitgetheilt hat, von dem Vademecum für Lange, den Abhandlungen über die Fabel und vom Laokoon. Außerdem würden noch hierher zu rechnen sein „Wie die Alten den Tod gebildet“ und die Abhandlung über das Epigramm; von beiden sind in unserm Buche nur so geringe Proben mitgetheilt, dass ich mich eines Eingehens darauf enthalten kann.

Am leichtesten war des Verf.'s Geschäft bei dem Vademecum; auch ist es ihm hier am besten gelungen. Er giebt die Einleitung, sodann die Besprechung der beiden ersten Stellen aus Horaz (*sublimi feriam sidera vertice und galeaeque leves*), bricht hier ab und bringt sogleich den Schluss, den „zweiten Theil des Briefes, welcher der kürzeste aber auch der nachdrücklichste“ ist. Dies ist ganz gut und giebt dem Leser eine Anschauung von dem ganzen Werkchen. Aber dennoch muss ich fragen, wozu denn eigentlich bei dieser Schrift eine solche Abkürzung dienen soll. Entweder man hat Schüler vor sich,



die den Horaz kennen, oder solche, die ihn nicht kennen. Die ersten sollen nach meiner Meinung das Vademecum ganz lesen, den Horaz in der Hand; die andern brauchen es gar nicht zu lesen. Wohlverstanden, liest z. B. ein Realschüler aus eigenem Antriebe diese Schrift, so ist selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden; aber es ist nicht zweckmäfsig, in einer *ad hoc* gemachten Sammlung dem Schüler die Besprechung eines Gegenstandes vorzulegen, den er anerkanntermassen nicht kennen kann.

Größere Schwierigkeit boten schon die Abhandlungen über die Fabel für eine Auswahl. Der Verf. hat hier das Verfahren beobachtet, dass er die zweite Abhandlung „Von dem Gebrauch der Thiere in der Fabel“ und die fünfte „Von einem besonderen Nutzen der Fabeln in den Schulen“ ganz vollständig hat abdrucken lassen; bei der letzteren hat er auch die sehr zweckmäfsige Einrichtung getroffen, die Fabeln, auf die Lessing sich bei seiner Auseinandersetzung bezieht, unter dem Texte ebenfalls dem Leser vorzuführen, wodurch das Verständnis und die Anschaulichkeit wesentlich erleichtert wird. Dagegen die andern drei Abhandlungen (Vom Wesen der Fabel, von der Eintheilung und vom Vortrage der Fabeln) sind völlig mit Stillschweigen übergangen. Musste man sich einmal des Raumes wegen einschränken, so billige ich dies Verfahren viel mehr, als wenn er aus jeder der fünf Abhandlungen ein kleineres Stückchen gegeben hätte. Aber für zureichend, um das Charakteristische dieser Schrift kennen zu lernen, kann ich es doch nicht halten. Die erste Abhandlung jedenfalls „Vom Wesen der Fabel“ ist für das Verständnis des Ganzen und durch ihre Bedeutung an sich so wichtig, dass man sie, wenn man von Lessingschen Fabeln sprechen will, nicht entbehren kann. Es ist wahr, man kann das, was Lessing vom Gebrauch der Thiere in der Fabel sagt, wohl auch ungefähr verstehen, wenn man die erste Abhandlung nicht kennt; aber wird nicht ein Satz, wie der: „Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntnis eines moralischen Satzes zur Absicht“, in ganz anderer und lebendigerer Weise aufgefasst, wenn man ihn dort hat begründen und entwickeln sehen? Und ähnlich ist es vielfach. Ausserdem ist gerade die erste Abhandlung wegen ihrer strengen Gedankenentwicklung und ihrer scharfen Trennung der Begriffe vor vielem andern zum Lesen mit etwas gereiften Schülern geeignet; dazu aber muss man sie freilich ganz haben, und sie nimmt allein doppelt soviel Raum ein als die beiden vom Verf. hier abgedruckten. Was folgt daraus? Doch wohl nicht, dass man sie trotz ihrer Vortrefflichkeit fallen lassen soll, weil sie in diesem, so eingerichteten Buche keinen Platz finden kann. Ich komme auf diese Frage sogleich zurück, wenn ich jetzt erst den Laokoon besprochen habe.

Dieses Werk in Bruchstücken auf dem Raume von zusammen 18 Seiten vorzuführen, war gewiss das gewagtste Unternehmen, und es ist, wie ich gleich vorausbemerken will, auch am wenigsten glücklich. Nur allzuhäufig ist das wirkliche, volle Verständnis für jemand

unmöglich, der nur dies Buch vor sich hat. Als Beispiel diene zunächst das dritte der mitgetheilten Bruchstücke 53. „Gesetz der Schönheit“ überschrieben. Lessing führt hier (Laok. II) aus, dass das oberste Gesetz der bildenden Kunst bei den Alten die Schönheit war; dass sich die Künstler daher der Darstellung solcher Grade der Leidenschaft enthalten hätten, welche sich durch hässliche Verzerrungen des Gesichts oder des ganzen Körpers zu äußern pflegen. Hierauf fährt er fort: „Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche“. Was soll ein Leser, der nur auf unser Buch angewiesen ist, mit diesen Worten anfangen, da er ja noch nicht einmal erfahren hat, dass von einem Laokoon die Rede ist, noch viel weniger, dass bei demselben für irgend etwas nach irgend einer Ursache gesucht wird. Denn der ganze Abschnitt I, der dies alles so unnachahmlich schön und anschaulich entwickelt, ist weggeblieben. Dies heißt die Grundlage alles Verständnisses zerstören. — Das 4. Bruchstück, „54. Auffassung des bildenden Künstlers“, giebt den Abschnitt III, welcher entwickelt, dass außer dem Gesetz der Schönheit noch zwei Gründe den Ausdruck des äußersten Schmerzes in der bildenden Kunst hindern: denn erstens könne sie immer nur einen Augenblick darstellen, müsse diesen also so fruchtbar als möglich wählen; zweitens aber sei dieser eine Moment für immer fixirt und dürfe daher nichts blofs Transitorisches vorführen. Hier ist zunächst zu tadeln, dass Verf. den Anfang des Abschnitts III weggelassen hat. Gerade dieser Uebergang ist höchst charakteristisch für Lessingsche Gedankenentwicklung und Beweisführung: Er hat eben das Gesetz der Schönheit als Grund angeführt; jetzt macht er sich den Einwand, dass in moderner Zeit nicht mehr die Schönheit, sondern die Wahrheit des Ausdrucks als höchstes Gesetz gelte. Anstatt nun diesen Einwand zu widerlegen, giebt er ihn vorläufig einmal zu, stellt sich auf den Boden seiner Gegner und zeigt, dass selbst dann noch die Nothwendigkeit im Mafshalten aus der Natur der bildenden Kunst folge. Ich meine, wenn man besonders Lessings „Stil“ zur Darstellung bringen will, darf man dergleichen nicht wegschneiden. Aber ein zweiter Uebelstand ist noch schlimmer: Wozu dienen denn diese Bestimmungen in einer Abhandlung über die Grenzen der Malerei und Dichtkunst? Doch gewiss dazu, um fortzufahren: Alle diese Gründe, die Darstellung des höchsten Grades der Leidenschaft zu vermeiden, finden auf den Dichter keine Anwendung, denn 1. sind seine Mittel gar nicht im Stande, das Schönheitsgefühl unseres Auges zu beleidigen, 2. concentrirt er seinen Gegenstand nicht auf einen Augenblick, und 3. fixirt er ihn nicht für immer. Wenn der Schüler diese Ableitung des Gegenstandes einer Kunst aus ihren Mitteln nicht aus dem Laokoon lernt, so lernt er gar nichts aus ihm. Der Haupttheil des IV. Abschnittes aber, der dies ausführt, fehlt hier völlig, statt dessen wird aus demselben ein kleines, abgerissenes Fragmentchen unter der Ueberschrift „Französischer Triumph über die Alten“ geboten, das gar keinen

Nutzen hat und in seinem Anfange („Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns“) völlig dunkel bleiben muss, da der Leser auch nicht einmal ahnen kann, wovon die Rede ist.

Bei dem folgenden Bruchstück „56. Malerische Erzählung und malerische Handlung“ ist zunächst die Ueberschrift unklar. Denn eine „malerische Erzählung“ ist eine Art künstlerischer Darstellung, eine „malerische Handlung“ aber ein darzustellender Gegenstand; oder ist gemeint eine malerische Handlung in der Poesie? Dann sieht man aber den Unterschied von malerischer Erzählung nicht. Gemeint ist wahrscheinlich: „Poetisches Gemälde und materielles Gemälde“, denn von diesem Unterschiede ist in dem Abschnitt die Rede. Der Inhalt des Stückes ist an sich höchst geeignet, denn es enthält die Abschnitte XIV, XV, XVI, also den Hauptkern der allgemeinen „Entwicklung der Sache aus ihren ersten Gründen“. Aber schwerlich ist ein Leser soweit in den ganzen Gegenstand vertieft, dass dies alles völlig lebendig werden könnte. — Auch der folgende Abschnitt „Die Schönheit der Helena“ kann unmöglich völlig gewürdigt werden, wenn die vorausgehenden Partien nicht bekannt sind. Wenn es z. B. gleich im Anfang heisst, dass „der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, blofs in ihrer Wirkung zeigte“, so haben gerade die hier fehlenden Erörterungen gezeigt, was darunter zu verstehen sei. — Endlich folgt noch ein ganz kleines Bruchstück „Das Ekelhafte“, von dem weiter nichts zu sagen ist.

Ueberblicken wir nun, was der Verf. aus dem Laokoon mitgetheilt, so können wir nicht anders als uns unbefriedigt fühlen. Ja, es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man sieht, wie Lessings bewunderungswürdiges Gewebe in kleine Stücke zerschnitten wird, die kaum mehr die Herrlichkeit des ursprünglichen Gewandes ahnen lassen. Man komme nur nicht mit des Verf.'s Worten aus der Vorrede, dass er nur den „Stil“ Lessings zur Darstellung bringen wolle. Er will ein „vollständiges Charakterbild von Lessing“ geben. Rechnet er dazu seine Kunsttheorie nicht, so lasse er den Laokoon ganz weg. Aber dies ist offenbar seine Meinung nicht, sondern er hat auch hier das nicht nur stilistisch, sondern auch sachlich Bedeutendste und Charakteristische geben wollen und den Leser auch mit dem Inhalt bekannt machen wollen. Dies aber ist auf diese Weise unmöglich. Schriebe jemand ein Buch über Lessing, so könnte er ohne Zweifel auf demselben Raume von etwa 18 Seiten den Gang und Inhalt des Laokoon scharf und klar und erschöpfend geben und seinem Leser eine deutliche und fruchtbare Vorstellung des Ganzen verschaffen, wengleich der Zauber der Darstellung fortfiel: eine gute Photographie kann mir auf kleinem Raume das herrlichste Rafaelsche Bild vorführen, freilich ohne den Glanz der Farben, ohne die Großartigkeit der Dimensionen; aber mit einzelnen ausgeschnittenen Stücken von Größe und Farbengebung des Originals ist wenig anzufangen.

Ebenso hier, und ich frage zum zweitenmale: was folgt daraus? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Hat sich des Verf.'s Verfahren bei der ersten Gruppe von Schriften im allgemeinen als zweckmäfsig bewährt, während es bei der andern Gruppe völlig gescheitert ist, so wird wohl der Unterschied ein in der Sache begründeter sein. Ein Werk wie der Laokoon, das eine innere Gliederung in wahrhaft künstlerischer Weise zeigt, und dabei fast nur solche Dinge enthält, deren eingehendste Durcharbeitung wir unsern Schülern dringend anempfehlen müssen, kann ihnen nicht durch Bruchstücke kleinen und kleinsten Formats, die zusammen kaum den zehnten Theil des Ganzen ausmachen, entgegengebracht werden. Das heifst der Ungründlichkeit und dem Halbverständnis die Thüren öffnen. Kann ich oder will ich ihnen nicht den Sinn des Ganzen überliefern, so sollen sie mit meinem Willen auch nicht die *disiecti membra poetæ* bekommen, selbst nicht als Stilprobe, um sich einzubilden, sie hätten die Quintessenz des Laokoon nun begriffen. Und ist denn irgend eine Noth vorhanden, die uns zu so unwissenschaftlichem Verfahren zwänge? Lessings Werke sind ja leicht genug zugänglich, und es giebt keine Ausgabe, in der die zuletzt genannten Werke nicht ständen. Wenn ein Bedürfnis nach einem Buche wie das Luthardtsche vorhanden ist, so beruht es weit mehr auf der Unbequemlichkeit, die eine jedesmalige Auswahl für Lehrer und Schüler hat, als auf der Schwierigkeit, die betreffende Schrift anzuschaffen. In den meisten Familien werden Lessings Werke existiren, von der wichtigsten der hier in Rede stehenden Schriften, dem Laokoon, giebt es auch Einzelausgaben, unter andern die Ausgabe von Kosack (Berlin 1869), die sich ganz besonders für Realschulen eignet, da in ihr die gelehrten Anmerkungen und Excurse zum grossen Theil weggelassen, und die griechischen Stellen insgesamt übersetzt sind; auch sonst ist sie namentlich durch ein erläuterndes Verzeichnis sämmtlicher im Laokoon vorkommender Namen eine dankenswerthe Arbeit, auf die bei dieser Gelegenheit noch besonders hingewiesen sei. An leichter Beschaffung der nöthigen Bücher kann es also nicht fehlen, und man wird derartige Werke nach wie vor in ihrem vollen Umfange den Schülern mittheilen. Das Resultat also ist, dass unser Verf. zweckmäfsiger verfahren wäre, wenn er diese Werke ganz abgeschlossen hätte; er hätte so auf den 40 bis 50 dadurch ersparten Seiten manche sonstigen Lücken, die zum Theil oben angedeutet sind, ausfüllen können, und sein Buch, das durchweg einen gründlichen und einsichtsvollen Kenner Lessings zeigt, würde dann noch brauchbarer, noch mehr dem wirklichen Bedürfnis angepasst sein.

Die Ausstattung des Buches verdient durchaus Lob, der Druck ist correct. An nennenswerthen Druckfehlern sind mir nur aufgefallen S. 72, Z. 6. v. u. 13. Nov. 1765 statt 1756 und S. 108, Z. 10 *Versuche* statt *Versuchen*.

Endlich sei hier noch eine Reihe von Aenderungen des Lessingschen Textes besprochen, welche Luthardt, wie er Vorrede VII

sagt, sich erlaubt hat, weil er „offenbare Schreib- oder Druckfehler erster Hand vor sich zu haben glaubte, welche verbessert werden müssten“. Man wird zugeben, dass in solchen Dingen mit äußerster Vorsicht verfahren werden muss, dass man eine Aenderung des Lessingschen Textes nur vornehmen kann, wenn das Vorliegen eines Druckfehlers durch objective Gründe völlig unzweifelhaft erscheint, dass man dagegen, wenn die überlieferte Lesart irgend zu halten ist, selbst eine Härte des Ausdrucks lieber stehen lassen soll, als einer subjectiven Kritik die Thür öffnen, deren Grenzen dann in der That nicht abzusehen sind. — Die Stellen sind in der Reihenfolge, wie der Verf. sie anführt, folgende:

1. Aus der Berlinischen Zeitung vom 18. Dezember 1751 (III, 196). Lessing spricht hier davon, dass die Sitten und die Begriffe über Wohlständigkeit vielfach gewechselt haben und macht die Bemerkung, dass, wenn alle diese Abwechslungen immer aufgeschrieben worden wären, man dadurch eine Art „Schandchronik des menschlichen Geschlechts“ haben würde. Dann fährt er fort: „Noch ist es Zeit unsern Nachkommen diese Erniedrigung zu verschaffen“. Diesen Satz hat Luthardt folgendermaßen geändert: „Noch ist es Zeit, uns bei unsern Nachkommen“ u. s. w. Ich halte die Aenderung für verfehlt. Lessing nennt die „Schandchronik“, von der er spricht, selbst eine Erniedrigung d. h. eine erniedrigende Darstellung des menschlichen Geschlechts. Könnte man nicht von einer Schmähschrift z. B. auf die Franzosen recht gut sagen: Das Buch ist eine Erniedrigung dieser Nation? Dagegen ist der Luthardtsche Gedanke nicht passend: Lessing sagt: wir haben ein solches Buch nicht, aber unsern Nachkommen können wir es verschaffen; dass wir uns selbst irgend etwas verschaffen könnten, liegt gar nicht in dem natürlichen Gange seiner Gedanken.

2. In den Briefen aus dem zweiten Theil der Schriften, im neunzehnten Brief (III, 327); „Es ist mir lieb, dass Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben“. Luthardt: „welche sich durch ihre unglücklichen“ u. s. w. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, dass Luthardts Conjectur mit durch den Einfluss einer Parallelstelle in dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes“ vom Monat April (III, 211) entstanden ist, welche das Pronomen sich wirklich enthält; hier nämlich lauten die Worte so: „Hätte der Herr Professor (Gottsched) anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabenen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein“. Diese Stelle, die Luthardt ich weiß nicht warum als Beleg seiner Conjectur anzuführen unterlassen hat, mag allerdings für den ersten Augenblick etwas sehr Bestechendes haben. Dennoch ist mir die Unrichtigkeit auch

dieser Conjectur zweifellos. Denn erstens achte man auf den Unterschied in den Worten: Dass Klopstocks Nachahmer sich lächerlich machen, ist verständlich und natürlich gesprochen; aber wie geschraubt klingt es: „Sie geben sich ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich.“ Einen lächerlichen Anstrich kann man nur einer solchen Person oder Sache geben, die an sich gar nicht lächerlich, sondern z. B. ernst oder erhaben ist, was doch gewiss nicht zu den „steifen Witzlingen“, wohl aber zu „dieser erhabenen Dichtungsart“ passt (die Worte sind dann selbstverständlich nicht von Nachahmung abhängig, sondern Dativ); er will also sagen, die erhabene Dichtungsart des religiösen Epos bekomme durch die ungeschickten Nachahmer Klopstocks einen lächerlichen Anstrich. Was ist hier irgend bedenklich? Ich halte aber zweitens das Ueberlieferte um so bestimmter für richtig, als ich den Grund einzusehen glaube, warum Lessing als er die Stelle aus dem „Neuesten“ zwei Jahre später seinen Werken einverleibte, die Aenderung traf: Es ist eigentlich unlogisch von der „Nachahmung einer Dichtungsart“ zu sprechen; ich kann nicht sagen: Goethes Hermann und Dorothea ist eine Nachahmung des Epos, denn unmöglich kann sich das Abbild zum Vorbild verhalten wie das Besondere zum Allgemeinen, einen Gattungsbegriff kann man nicht durch ein einzelnes Beispiel nachahmen. Dies, glaube ich, sah Lessing, wollte aber den Gedanken nicht fallen lassen, dass es gerade die Art der Dichtung war, die zu so übertriebenen Nachahmungen des Messias verführte; er trennte deshalb die unlogische Verbindung und würde sich sehr wundern, dass man sie ihm mit Gewalt wieder aufdrängen will

3. Hamburgische Dramaturgie, elftes Stück (VII, 51): „Wo hat Voltare jemals gehört, dass Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, dass die Gespenster das Sonnenlicht scheuen und große Gesellschaften gar nicht gern besuchten.“ Für das letzte Wort schreibt Luthardt „besuchen“. Dass die Rede concinuer sein würde, wenn so dastünde, ist unschwer zu sehen. Aber an sich ist der Conjunctiv des Imperfects hier wohl möglich. Sehr hart freilich bleibt die unmittelbare Aufeinanderfolge von „scheuen“ und „besuchen“, jedoch es für einen Druckfehler zu erklären, halte ich für unberechtigt. Dergleichen Härten ändern, heißt Lessing schulmeistern.

4. Brief Lessings an seine Mutter vom 7. Januar 1771 (XII, 334): „Sollten daher die Schuldner nicht ohnedem Nachsicht haben wollen“ u. s. w. Der Zusammenhang zeigt handgreiflich, dass nicht von Schuldnern, sondern von Gläubigern die Rede ist; hier also ist Luthardt in seinem vollen Rechte, wenn er, da sein Buch eine Schulausgabe ist, dies Wort in den Text setzt.

5. Brief Lessings an Eschenburg vom 21. Oct. 1774 (XII, 495): „Die deutschen Heldengedichte des Eschilbach sind nicht eigentlich Roman vom Graal“. Luthardt: „Romane vom Graal.“ Die Aenderung ist gewiss falsch. Das Wort Roman steht hier nicht in dem ge-

gewöhnlichen Sinne einer dichterischen Erzählung, Lessing will keineswegs die in Rede stehenden Heldengedichte „Romane“ nennen, sondern das Wort bedeutet, wie das Vorhergehende deutlich zeigt, soviel wie Sage oder Mythos und er will also sagen, Wolframs Gedichte seien nicht eigentlich eine Darstellung des Mythos vom Graal, sondern derselbe bilde nur einen Bestandtheil ihres Inhalts. Man sieht, dass es in diesem Sinne einen Plural „Romane vom Graal“ gar nicht geben kann.

6. Brief Lessings an Madame König vom 2. Juni 1775 (XII, 515): „Ganz gewiss werde ich auch alles darauf anlegen, um in Wolfenbüttel zu bleiben. Nur auf den Fufs, wie ich bisher gewesen, kann ich es unmöglich“. Luthardt schreibt: nur auf dem Fufs u. s. w. Lessing hat so viele Abweichungen im Gebrauch der Casus, dass die Annahme eines Druckfehlers hier höchst unwahrscheinlich ist. Ist es minder auffallend, wenn er z. B. Laokoon XIII (VI, 434) sagt: „So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler“. Auch lässt sich die Vorstellung einer Richtung wohl dabei denken: ich kann in Wolfenbüttel nicht auf den Fufs hin bleiben, wie bisher.

7. Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, gleich nach Aufzählung der Fragmente (X, 14): „Was gehen dem Christen dieses Mannes Hypothesen an“. Luthardt schreibt: „Was gehen den Christen“ u. s. w. Er verschweigt dabei auch hier (wie bei No. 2), dass in einer Parallelstelle sich wirklich der Accusativ findet, nämlich in den „Axiomata“, gegen Ende (X, 155) heifst es: „Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündigt haben? Damit, dass ich geschrieben habe: „Was gehen den Christen des Theologen Hypothesen an?“ u. s. w. Trotz dieses Selbstcitats ist man durchaus nicht berechtigt, an der einen oder an der andern Stelle einen „Druckfehler“ anzunehmen. Lessing hat offenbar zuerst so, und nachher anders geschrieben, er war eben in solchen „Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können“, äufserst sorglos und weitherzig. Wer nur mit etwas Aufmerksamkeit seine Schriften gelesen hat, der weifs, dass bei „angehen“ in diesem Sinne der Dativ sehr gewöhnlich ist z. B. in dem Gedicht „die Mutter“ (I, 87): „Was geht der die Mutter an, die selbst Mutter werden kann?“ Ebenso in der Kritik über die Gefangenen des Plautus (III, 92, 8 v. u.): „Dieses geht Ihnen auch an“. Briefe antiq. Inh., zweiter Bd. (VI, 5, 14 v. u.): „Was geht es diesem an?“ Dramaturgie, Stück 31 (VII, 133, 6 v. u.): „Was geht das dem Dichter an?“ Der Accusativ ist, glaube ich, das Seltner z. B. im Leben des Sophokles, (H) im Anfang (VI, 299, 5): „die Worte, welche den Sophokles angehen“. Brief an Nicolai, 26 März 1769 (XII, 266, 10): „Was gehen mich Namen an?“ Auch ist diese Construction durchaus nicht blofs Lessingscher Sprachgebrauch, sondern man findet dieselbe vielfach, nicht blofs zu jener Zeit (z. B. Brief Schmidts an Lessing im XIII. Bd. der Lachm. Ausg. S. 588, 12 v. u.): „Das geht Ihnen vermuthlich nichts an“).

sondern auch später (z. B. H. v. Kleist in der Penthesilea, 7. Auftritt: „Was geht dem Volke der Pelide an?“). Und auch heutzutage spricht man in manchen Gegenden so; mit welchem Rechte will man also dergleichen bei Lessing ändern? Aeuferst sonderbar ist es, dass sich Luthardt bei dieser Correctur darauf beruft, auch die zehnbändige Ausgabe von 1855 bis 1857 habe hier den Accusativ. Ist denn diese Ausgabe irgend eine kritische Autorität? Dieselbe zeigt vielmehr eine große Menge der willkürlichsten Abweichungen in solchen Dingen; <sup>1)</sup> hier steht z. B. auch in der Dram. 31 „den Dichter“. Dabei ist aber nicht etwa consequent unsere heutige Sprachweise eingeführt; denn z. B. im 2. Br. antiq. Inh. steht „diesem“ (die beiden andern der oben angeführten Stellen enthält diese Ausgabe nicht). Ebenso ist durchweg völlig kritiklos verfahren. Ein paar Beispiele werden dies Urtheil rechtfertigen: Lessing schreibt regelmäßig „abgefä umt“; dies Wort ist hier Dram. 34 (VII, 146, 2) geändert: „abgefä imte Buhlerin“; dagegen Dram. 49 (VII, 209, 12 v. u.) steht: „ein abgefä u mter Strafsenräuber.“ — Dram. 22 (VII, 93, 10 v. u.) ist „innerhalb ihren vier Pfählen“ corrigirt in „innerhalb ihrer vier Pfähle“, dagegen „um ihr herum“ (Dram. 21. VII, 92, 5), „Medea ist gegen ihr tugendhaft“ (Dram. 30. VII, 128, 14 v. u.) ungeändert geblieben. — Laokoon XII (VI, 429, 5) wird „schleider“ (wie Lessing wiederholentlich schreibt) in „schleuder“ geändert, ebenso die „Posttage“ (Brief an Gleim 1. Sept. 1759, XII, 161) in „Posttage“ verwandelt. (Der Plural „Tä ge“, doch wohl nur in Compositis, findet sich übrigens oft genug; so stehen z. B. bei Lessing, Claudius, Schiller, Schubart u. a. Geburtstage, Sommertage, Rechtstage, Gallatage u. dgl.); dagegen bleibt unverändert „beschmitzt“ (Rettungen des Horaz, im Anfang IV, 10, 9), ebenso „nicht weil es mir schlecht in Berlin gänge“ (Brief an seinen Vater 2. Nov. 1750, XII, 21, 8). Durchweg ist, so viel ich sehe, „bedauern“ geschrieben, obgleich sich über dieses Wort Lessing selbst unter dem 1. März 1772 an seinen Bruder so äußert (XII, 412): „Bedauern, wenn es soviel heißt als Mitleiden haben, muß betauern geschrieben wer-

<sup>1)</sup> Die Ausgabe von 1855—57 ist mir zwar nicht zur Hand; indes da ich die von 1841, wo meines Wissens diese zehnbändige Ausgabe zuerst erschien, und ebenso die von 1858 vor mir habe, und diese beiden überall, wo ich sie vergleichen, unter sich genau übereinstimmen (nur gerade an der in Rede stehenden Stelle hat die von 1841 noch das echte: „Was gehen dem Christen“ u. s. w.), so werden meine Anführungen wohl zutreffend sein. — Auf dem Texte der letzteren Ausgabe beruht auch völlig die neuere, die mit etwas anderer Anordnung 1867, und mit Hinzufügung eines 11. Bandes 1869 von Goedeke besorgt ist. Außer diesem 11. Bande, der fünf Lustspiele enthält, hat Goedeke nichts hinzugefügt, auch die Briefe Lessings, unvollständig und zum Theil willkürlich verkürzt, genau ebenso wieder abdrucken lassen. (Es sind von 467 Briefen 336 fortgeblieben, darunter sehr viele von hervorragender Bedeutung). Was die Revision des Textes betrifft, so hat er in ganz einzelnen Fällen etwas Abweichendes, er schreibt z. B. im 2. Brief antiqu. Inh. den Accusativ „diesen“; alle übrigen oben anführenden Inconsequenzen macht er getreulich mit.



den; denn es kommt von *trauern*. *Dauern* heißt wahren, durare, Wenigstens habe ich diesen Unterschied beständig beobachtet“. Lessings Etymologie wird schwerlich heut einen Anhänger finden (doch ist die *tenuis* allerdings ursprünglich, da das Wort mit *theuer* zusammenhängt; auch P. Flemming schreibt *betauern*). Man mag über die Berechtigung, dergleichen Eigenheiten zu verwischen verschiedener Meinung sein; aber soviel ist wohl klar, dass eine Ausgabe wie die eben charakterisirte in Fragen der Texteskritik auch nicht einmal genannt werden darf. Scheute sich Luthardt, in einem Schulbuche zu schreiben: „Was geht das dem Christen an“, so mochte er es ändern, aber für einen Druckfehler durfte er das Ueberlieferte nicht ausgeben wollen. Ich bin übrigens nicht der Meinung, dass man Ursach hat, einen so häufigen Sprachgebrauch Lessings, zumal er auch jetzt noch nicht völlig erloschen ist, den Schülern zu verheimlichen. Auch hat Luthardt sonst manches unbedenklich aufgenommen, was unserm heutigen Sprachgebrauch nicht minder widerspricht, z. B. in dem Brief an seinen Vater 29. Mai 1753 (XII. 33): „Und ihm etwas zu lernen, würde ich mir ein Vergnügen machen.“

8. Anti-Goeze, *elfter*, gegen Ende (X, 225): „Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muss ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben?“ Lessing hatte eine von ihm bekämpfte Meinung einem „Subconrector“ in den Mund gelegt, und hierdurch fand sich Herr Behn, „des Lübeckischen Gymnasii Subrector“ beleidigt, indem er die Worte auf sich bezog. Deshalb die Lessingsche Frage. Luthardt ändert: „Warum muss ich denn diesen lieber in jenem herabgewürdigt haben“ u. s. w. Das soll also heißen: warum nehmen Sie an, dass ich diesen (einen Subrector) in der Person oder unter der Bezeichnung eines Subconrectors angegriffen habe; und diesen seinen Angriff würde Lessing als ein „Herabwürdigen“ des Gegners bezeichnen; dies wäre jedenfalls seltsam. Wie viel natürlicher und deutlicher ist der überlieferte Accusativ: „Warum nehmen Sie an, dass ich absichtlich die hohe Würde eines Subrectors zu einem bloßen Subconrector herabgesetzt habe?“ Der Ausdruck „herabwürdigen“ zwingt nach meiner Meinung, an eine solche Vergleichung der beiden Aemter zu denken, und die Satire, die in dem Ernst dieses Ausdrucks liegt (als ob der Abstand ein gewaltiger wäre), geht bei Luthardts Aenderung völlig verloren; es bleibt vielmehr nur ein höchst unpassend gebrauchter Ausdruck übrig. Also auch dieser Vorschlag ist verfehlt.

9. Erziehung des Menschengeschlechts, § 15 (X, 309, 1 v. u.): „Die Besserern des Volkes“. Luthardt schreibt „die Besseren“; man wird ihm hier wohl zustimmen, aber für ganz unmöglich halte ich es selbst hier nicht, dass Lessing wirklich die doppelte Comparison geschrieben hat. Findet sich doch mehrfach bei ihm „öftrer“ und

„öfterer“, z. B. Dram. 37 (VII, 58, 9 v. u.), Dram. 46 (VII, 194, 10 v. u.).

Soweit Luthardts Vorschläge, die, wie ich gezeigt zu haben glaube, nur dazu dienen können, vor Versuchen dieser Art aufs neue und eindringlich zu warnen.

Der Verf. macht sodann auf S. VII und VIII noch einige Bemerkungen über gewisse kleine Abweichungen von Lachmann-Maltzahn, die er sich in der Gestaltung des Textes erlaubt hat. Die blofs orthographischen Aenderungen führt er nicht einzeln an; ich will also nur erwähnen, dass er z. B. stets „satirisch“, „Satire“ schreibt, wobei einigermaßen auffällt, dass er dem „Stagyriten“ sein *y* gelassen hat. Seine Angabe der übrigen (nicht blofs orthographischen) Abweichungen z. B. „des Homer“ für „des Homers“ u. dgl. ist keineswegs vollständig; er hat noch manches stillschweigend geändert z. B. die obenerwähnten Formen „Postläge“ und „gänge“ in „Posttage“ und „ginge“. — Auf Lessings Ausdrucksweise übergehend fñgt er die Beobachtung hinzu, dass die „doppelte Verneinung des gemeinen Sprachgebrauchs, welche logisch falsch“ sei, sich in seinem Buche zweimal finde, nämlich in dem 3. Brief über Mylius (IV, 487, 1): „Man kann nicht läugnen, dass sich nicht ein großer Theil sehr wohl lesen lasse“, und in dem Briefe an seinen Bruder vom 18. April 1779 (XII, 637, 1): „Kein Kopfzeug mag sie auch nicht dazu.“ Die beiden Fälle sind sehr verschieden. Die verstärkende doppelte Negation in einem und demselben Satze (wie in dem zweiten Beispiel) ist heutzutage in gebildeter Rede so gut wie ungebräuchlich, und man empfindet, wenn sie einmal auftritt, deutlich entweder das Vulgäre des Ausdrucks oder aber eine gewisse archaisch-feierliche Färbung, vgl. z. B. die beiden Wendungen aus Schillers Wallenstein: „Das disputirt ihm niemand nicht“, und: „Jede Hand ist wider die andere! alles ist Partei, und nirgends kein Richter!“ Dagegen der andere Fall (dass nach einem Verbum negativer Bedeutung die Negation im abhängigen Satze pleonastisch noch einmal steht) ist auch heut noch recht geläufig und wird selbst von Sprachkundigen oft überhört z. B. hat Luthardt selbst auf S. 70, Z. 1 seines Buches übersehen: „Ihr Verweigern, sich nicht dabei zu nennen, war die vornehmste Ursache“ (Brief an Mendelssohn 18. Febr. 1755, XII, 39, 10). Ich glaube nicht, dass ein unbefangener Leser irgend anstößt, wenn er etwa in der Bibel liest: „Da verbot ihnen Jesus, dass sie es niemand sagten“, oder im Goethe (W. u. D., der neue Paris): „Was hindert mich, rief er aus, dass ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife“ u. s. w. oder im Schiller (Tell): „Verhüt' es Gott, dass ich nicht Hilfe brauche“. Man hat also kein Recht, dergleichen blofs als eine Wendung des „gemeinen Sprachgebrauches“ zu bezeichnen. — Endlich, wenn der Verf. einmal von einer Abweichung im Gebrauch der Negation sprach, so stehen wohl Wendungen wie die folgenden unserer heutigen Redeweise noch ferner: „Er hat mehr geleistet, als tausend andere nicht würden geleistet haben.“ (1. Brief

über Mylius, IV, 482; Luthardt 56). — „Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann.“ (Briefe antiqu. Inh. 17, VI, 42; Luthardt 106).

Doch nun genug, vielleicht schon zu viel von diesen grammatischen Kleinigkeiten! Ich bin der Ansicht, dass man dergleichen Eigenheiten unbedenklich auch in einem Schulbuche wie das vorliegende stehen lassen kann. Anders würde die Frage stehen bei einem Buche für Schüler der unteren Classen, die erst unsere jetzt übliche Orthographie und Rection lernen sollen. Aber was für Schülern kann man denn das meiste der hier ausgewählten Stücke frühestens in die Hand geben? Ich glaube, die Furcht ist unbegründet, dass sich ein Primaner oder Secundaner durch ein „beta uera“, oder selbst durch eine „gegen ihr“ oder „ohne ihm“ wird irrt machen lassen. Es schadet gewiss nichts, wenn er bei dieser Gelegenheit merkt oder darauf hingewiesen wird, dass die Sprache dem Wechsel unterworfen ist, dass sie ihre Entwicklung und ihre Geschichte hat. Immerhin tragen solche Dinge zur Charakteristik einer Sprachperiode sowohl als des einzelnen Schriftstellers bei; zur Nachahmung werden sie nicht reizen. Wer das erstere leugnet oder das letztere fürchtet, der lasse sich Lessings Antwort gesagt sein, die er hinsichtlich seiner Schreibweise „bekömmt“ und „vorkömmt“ in der Anmerkung zum zehnten Anti-Goeze dem „guten Mütterchen Else“ giebt: „Ich ersuche euch höflich, allen euern Gevattern vor mir zu sagen, dass ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, dass ein anderer auch so schreiben soll?“

Berlin.

Ludwig Beller mann.

---

H. Arnheim, Grammatik der hebräischen Sprache. Aus dessen Nachlass herausgegeben von Dr. D. Cassel. — Berlin, L. Gerschel, 1872. XVI u. 331 S., gr. 8. 2½ Thlr.

Nicht ohne eine gewisse Spannung und Erwartung öffneten wir das in der Ueberschrift genannte Werk. Hatte sich doch der (am 22. Sept. 1869 verstorbene) Herr Verf. sowohl durch andere Schriften als auch durch seine Theilnahme an der durch Dr. Zunz herausgegebenen Bibelübersetzung als einen tüchtigen Kenner des Hebräischen gezeigt. Zudem wiesen Preis und Umfang des Buches darauf hin, dass es nicht für Schulen geschrieben sei; und endlich vermag der jüdische Gelehrte auch jetzt noch dem christlichen Hebraisten viel Nützliches zu lehren, da das Judenthum auf diesem Gebiet noch immer eine nicht geringe Summe ungehobener traditioneller Schätze bewahrt und da die christlichen Gelehrten das Studium der hebräisch

geschriebenen sprachwissenschaftlichen Werke des Mittelalters wie der neueren Zeit seit geraumer Zeit so gut wie gänzlich vernachlässigt haben. Talmud und Midrasch enthalten eine Menge althebräischen Sprachgutes, welches zur Erklärung der biblischen Wörter oft mit Nutzen verwendet werden kann. — Eine sorgfältige mit Verwerthung der letzten Fortschritte auf dem Gebiete semitischer Sprachforschung veranstaltete Sammlung des aus älteren jüdischen Autoren in dieser Beziehung heizubringenden Materials wäre sicherlich eine sehr verdienstliche Arbeit.

Legen wir diesen Maßstab (und das kann bei dem Werke eines jüdischen Gelehrten nicht als unbillig gelten) an die vorliegende Grammatik an, so müssen wir sagen, dass Herr A. zwar bei weitem nicht so viel wie wir wünschten, aber doch manches brauchbare Material gesammelt hat. Dahin rechnen wir z. B. die zur Erläuterung des *καὶ γὰρ Γαλιλαῖός ἐστιν* (Lucas 22, 49) dienende Anekdote (Talm., Erubin 55\*), welche (S. 7) „Zeugnis giebt von dem feinen Gehör, womit die gebildeten Judäer die zartesten Schattirungen der Laute auffassten. Einen Galiläer, der sich erkundigte, bei wem ein Lamm zu haben, verspotteten sie, dass aus seiner platten Aussprache nicht zu verstehen sei, ob er אמר Lamm, oder עמר Wolle, oder תמר Wein, oder חמר Esel meine“. Der Prophet Amos wird in der großen Homilien-sammlung (Midrasch Rabba, Vajjikra 175) wegen seiner sprachlichen Eigenthümlichkeiten ein עמום בלשנו = קבד לשון = פסילום *i. e.* ψελλός (Stammler) genannt (S. 7). Die Bildung von Aferstämmen ist gut erläutert durch die talmudischen Wörter תרום v. תרוםח (v. רום), חלל v. תחלה (v. חלה) u. a., zu denen sich noch מכם (Zöllner) von מקם (Abgabe) fügen liesse. Lange Zeit galt, besonders durch den Einfluss D. Kimchis, die Form יקמל für ein Futurum, während sie jetzt richtiger als Imperfectum bezeichnet wird. Gegen jene Auffassung erklärt sich schon der alte Commentar zu Leviticus (Sifra zu 3 Mos. 15, 4, s. Arnh. S. 62). Der in der Bibel nur vereinzelt sich findende Gebrauch des Partic. פעל = פעל findet sich nicht selten im Talmud: רכיב = רוכב reitend, חפסם = חפסם fassend (S. 89 Anm.), Doch, wie schon gesagt, Hr. A. hat durchaus nicht alles zusammengetragen, was sich aus der außerbiblischen hebräischen Litteratur zur Erläuterung der Grundsprache des Alten Testaments beibringen lässt. Namentlich hätte er bei der Angabe der Litteratur eingehender sein müssen, besonders in Mittheilungen der Ansichten der jüdischen Grammatiker, vgl. z. B. das S. 34, § 77 über die Dreiconsonantigkeit der Verbalstämme Gesagte; S. 46, § 85 die Bemerkungen über die Bedeutung des Nifal; S. 60 war die Midraschstelle, in welcher das Pronomen אבך als ägyptisches Wort bezeichnet wird, wörtlich anzuführen. Bei der Erwähnung des apokopirten Imperat. דר von נר musste auch der durch D. Kimchi bezugten Form נפל von נפל (Michlol fol. 83a, ed. Fürth) gedacht werden. Trotz dieser Unvollständigkeit

sind wir doch Hrn. A. dankbar für die nicht geringe Zahl der von ihm gesammelten Bemerkungen.

Ein Hauptvorzug des Buches für den Lehrer besteht in der sorgfältigen Sammlung aller von den halb oder ganz unregelmäßigen Verben vorkommenden Formen. So finden wir S. 114—119 das Verzeichnis der Verba י'י, S. 126—135 die Pielformen der Verba mediae guttur., S. 142—147 die Flexion der Aferstämme, S. 146—155 die doppelt schwachen Verba. Hier ist reiches Material zur gründlichen Einübung der Formen. — Auf die Masora und die textkritischen Arbeiten jüdischer Gelehrten wird mehrfach Rücksicht genommen. — In der Lehre von den Substantiven schließt sich der Hr. Verf. größtentheils an Kimchis Michlol an. Die Beispiele sind mit vielem Fleiße gesammelt.

So willig wir aber auch den Fleiß, mit dem diese Grammatik gearbeitet ist, anerkennen, ebenso entschieden müssen wir mehrere Mängel rügen. Zuerst etwas Aeufseres: das Buch ist für den Gebrauch sehr unpraktisch eingerichtet. Das Inhaltsverzeichnis und die Seitenüberschriften sind viel zu wenig speciell. Die Paragraphenzahl ist am oberen Rande der Seiten nicht angegeben; im Text sind die (hinsichtlich ihrer Länge sehr ungleichen) Paragraphen durch den Druck nicht genügend unterschieden. Und *last, not least*: das Buch hat weder ein Formen-, noch ein Stellenregister. Freilich ist die Ausarbeitung mühsam und langweilig, aber gute Indices sind ein unentbehrliches Erfordernis jedes wissenschaftlichen Werkes. Ein Muster in dieser Beziehung ist das Formenregister in J. Olshausens Formenlehre der hebr. Sprache (Braunsch. 1861), welches 44 dreispaltige Seiten füllt und in welchem 5200 in der Grammatik besprochene Wörter erwähnt werden.

Was nun die Behandlung des Stoffes betrifft, so befremdet uns bei einer im 19. Jahrhundert deutsch geschriebenen hebräischen Grammatik zunächst die wunderliche Verquickung von Formenlehre und Syntax. So lesen wir S. 71 bei der Besprechung des Perf. Kal: „mit dem weiblichen Subject im Pl. stimmt das prädicative Verbum in der Zahlform nicht immer überein . . .“; S. 81 beim Imperf.: „auch im Imperf. kann, wie im Perf., auf ein weibliches Subj. im Pl. das Prädicat im Sing. bezogen werden.“; S. 83. 84 wird (gleichfalls beim Imperf.) über den Unterschied der Negationen לֹא und אֵין gehandelt. — Ferner folgt der Hr. Verf. in vielen Punkten noch einer nun antiquirten Sprachauffassung, so in Bezug auf die Ellipse, S. 49. § 89: „Manche Hiilfformen scheinen intrans. Bedeutung zu haben, weil das Object elliptisch verschwiegen wird“, wofür als Belege הָרַחֵק נָהֵן, הָרַחֵק נָהֵן sich entfernen u. a. angeführt werden. Eine Ellipse darf nur in den äußersten Fällen angenommen werden; sonst laufen wir oft Gefahr einer Sprache Unsinn zuzumuthen. Stürzen ist gewiss ein transitives Verbum; wird aber wohl in dem Satze: „Der Reiter stürzt vom Pferde“ das Object elliptisch verschwiegen? Zur Erklärung von *anni volventes* bemerken freilich die Wörterbücher lei-

der noch immer: „ergänze se“. — Das beliebte Schlagwort „Paragoge“ muss oft herhalten, wo eine Vergleichung der Dialekte, besonders des Arabischen, den Schlüssel zum Verständnis geliefert hätte. Wer eine hebr. Formenlehre schreiben will, muss vor allem Olshausens Werk gründlich durchgearbeitet haben. Wäre dies seitens des Hr. Verf. geschehen, so würde Vieles besser ausgedrückt worden sein. Einzelnes anzuführen verbietet der Raum. Aber auch aus den jüdischen Grammatikern hätte Hr. A. noch manche Belehrung schöpfen können. Die Regel S. 10, § 21: „Die geschlossene tonlose Silbe verträgt durchaus keinen langen Vocal“ (s. auch § 43) ist nicht stets gültig. Die 3. fem. sing. perf. Kal קָטְלוּ hat ein Schwa quiescens nach dem ausdrücklichen Zeugnis des berühmten Jehuda ben - Bileam (bei Heidenheim, Mischpete ha- teamim). Jetzt wissen das freilich die wenigsten Grammatiker. — S. 68 hätte die Form קָטְלוּ (2. fem. sing.) von קָטְלוּ (3. fem. sing.) unterschieden werden müssen (vgl. Fr. Delitzsch zu Jes. 7, 14), ein Unterschied, der allerdings, soviel mir bekannt, in keiner neueren Grammatik gemacht wird. Auch Olshausen pag. 61, 449. 478 hat hier nicht das Richtige.

Von Einzelheiten sei nur Folgendes erwähnt. S. 29, wo von der Aussprache des Patach furtivum die Rede, heisst es: רִיחַ Wind, spr. רִיחַ“. Will Hr. A. wirklich *ruvach* gesprochen wissen?! S. 74, 6 werden die Formen וַיִּרַב v. וַיִּרְבֵּה, וַיִּחַל v. וַיִּחַלֵּה, וַיִּאָּצֵּל v. וַיִּאָּצֵּל für Kalformen gehalten. S. 91. 98 f., wird vorausgesetzt, dass auch die part. Kal und Nifal ursprünglich das Präfix וֹ gehabt hätten, was ganz uneweislich ist.

Wir erkennen nochmals an, dass die vorliegende Grammatik im einzelnen manches Brauchbare enthält, hätten aber gewünscht, dass Hr. Dr. Cassel nur das Brauchbare (etwa in Form von Aufsätzen in einer Zeitschrift), nicht aber das Ganze des Manuscripts veröffentlicht hätte.

Druck und Ausstattung sind gut.  
St. Petersburg.

Dr. Herm. L. Strack.

---

Dr. David Cassel, Hebräisch-Deutsches Schulwörterbuch nebst Paradigma der Substantiva und Verba. — Breslau, 1871. Schletter (H. Skutsch). IV, 377 S., Lex. 8. — 1½ Thlr.

Während selbst die griechischen oder lateinischen Wörterbücher nur sehr wenig etymologisches Material beibringen, gilt in den Lexicis der hebräischen Sprache das etymologische Element jetzt für ein so wesentliches, dass es in den Handwörterbüchern von Gesenius und von Fürst einen nicht unerheblichen Raum einnimmt. So sehr nun an und für sich jener Mangel zu bedauern, diese Fülle anzuerkennen ist, so müssen wir doch zugeben, dass Bücher, welche für die Schule bestimmt sind, eigentlich gelehrtes Material nicht enthalten sollen.

Denn der Umfang der einzelnen Artikel schädigt die Uebersichtlichkeit; außerdem wird der Preis durch derartige Zuthaten nicht unwesentlich erhöht. Die eben genannten Werke haben einen Ladenpreis von 4 Thlr., welche die (wie die Erfahrung lehrt) meist unbemittelten Anfänger des Hebräischen nur schwer erschwingen können. Der durch zahlreiche Leistungen auf dem Gebiet der rabbinischen Litteratur rühmlichst bekannte, jetzt an der jüdischen Hochschule zu Berlin lehrende Dr. David Cassel (Bruder des zum Christenthum übergetretenen Paulus [früher Selig] Cassel) hat durch principielle Ausschließung alles gelehrten Beiwerks und möglichste Kürze im Ausdruck auf 360 Seiten eine vollständige und in vielen Beziehungen empfehlenswerthe Uebersicht über den gesammten Sprachschatz des alttestamentlichen Grundtextes zu liefern vermocht. Als charakteristische Eigenschaften seiner Arbeit bezeichnet der Hr. Verf. in der Vorrede unter andern folgende: „Bei einem jeden Zeitwort ist das Futurum, nach Bedürfnis auch Inf., Imperat. und Particip jeder Conjugation, in der es überhaupt vorkommt, dann auch jede abnorme oder irgend eine Schwierigkeit darbietende Form angegeben und erklärt; auch da, wo eine eigentliche Schwierigkeit sich nicht zeigt, sind eine oder mehre Formen aufgeführt, um dem Lernenden Veränderungen, die mit dem Stamme vorgehen, öfter vor das Auge zu führen . . . Bei jedem Substantiv ist aufser der Bezeichnung des Geschlechts der Plural, der stat. constr. und Formen mit Suffixen eines jeden Numerus, bei Adject. das fem. und die Pluralform, bei Präpos. die Verbindung mit Suffixen u. s. w. aufgeführt . . . Für jede Bedeutung ist eine Anzahl Belegstellen angeführt, bes. aus Pentat., Jes., Psalm.; außerdem wurden besonders solche Stellen ausgewählt, die schwierige Formen enthalten (meist dieselben, die im Anfang des betreffenden Artikels erklärt worden). . . Die Ordnung ist die streng alphabetische unter genauer Innehaltung der in den biblischen Schriften gebrauchten Orthographie.“ [In dieser Beziehung hat noch die neueste Auflage von Gesenius' Wörterbuch viele Mängel]. Wenn ein Nomen nicht im Sing., ein Adject. nicht im Masc. vorkommt, so ist die Grundform in Klammern [ ] eingeschlossen. Findet sich ein Zeitwort nicht im Kal, so ist die 3 pers. sing. perf. des präsumtiven Kal gleichfalls eingeklammert. Wir hätten gewünscht, dass auch das Nichtvorkommen der eben genannten Kalform bezeichnet wäre (am einfachsten durch Weglassung der Vocale), damit dem dann anderweitig zu bildenden Urtheil darüber, ob ein Verbum *med. A* oder *med. E* sei, nicht vorgegriffen werde. — Der grammatische Anhang (S. 361 bis 377) enthält I. das Alphabet, die Vocale, die sonstigen Lesezeichen, die Accente, die Pronomina, II. Paradigmen für das Nomen, das Zahlwort und das Verbum. Dieser Anhang wird „eine Grammatik zwar nicht entbehrlich machen, aber in der Hand eines geschickten Lehrers zur Repetition und bei dem Gebrauche des Wörterbuchs zur augenblicklichen Orientirung zu verwenden sein“.

Der Hauptmangel des Casselschen Buches (der bei einer neuen

Auflage gründliche Besserung erheischt, einer solchen aber auch fähig ist) besteht darin, dass, trotz der gegentheiligen Versicherung der Vorrede, oft nicht die Grundbedeutungen, sondern nur die aus ihnen abgeleiteten Verwendungen angegeben werden. Der Artikel **רָצַץ** z. B. lautet **רָצַץ**, part. **רָצַץ** gliederweise marschierend, Spr. 30, 27. — Pual [lies: Piel] part. **רָצַץ** gliederweise einherziehend, Richt. 5, 11. — Pual perf. pl. **רָצַץ** genau abgemessen, Hiob 21, 21“ **רָצַץ** bedeutet „1) stechen, verwunden, Gen. 3, 15; 2) umhüllen, Ps. 139, 11. Hiob 9, 17“. Hierdurch wird dem Anfänger das Erlernen des Hebräischen beträchtlich erschwert. Auch muss er falsche Begriffe von einer Sprache bekommen, die, nach seiner Meinung, einem und demselben Worte verschiedene gänzlich zusammenhangslose Bedeutungen geben kann. — Die sorgfältige Angabe der schwierigeren Formen wird nicht nur dem Schüler, sondern auch (z. B. bei Formenextemporalien) dem Lehrer willkommen sein. S. 164a fehlt das Particip **רָצַץ** 2 Kg. 2, 10, S. 341a der Imperat. **רָצַץ** Gen. 4, 23. — Die Belegstellen sind zweckmäÙig gewählt; doch könnte künftig auf die ersten Capitel der Genesis noch etwas speciellere Rücksicht genommen werden, da mit ihnen gewöhnlich die Lectüre beginnt und es gerade im Anfang für den Schüler wichtig ist, wenn er sich überzeugen kann, ob er im Wörterbuch das Richtige gefunden habe. — In den zahlreichen Citaten haben wir nur wenige, übrigens unbedeutende Fehler bemerkt. Druck und Ausstattung sind gut, doch haben nicht wenige Buchstaben mit Unrecht ein Dagesch. Das Abspringen von Vocalpunkten ist, bei nicht stereotypirten Werken, eben so wenig ganz zu verhüten wie die mehrfach vorkommende Versetzung der Vocale. Doch können diese Uebelstände durch die Anwendung unterschrittener Typen, welche sich schon in vielen guten Druckereien finden, wenigstens gemildert werden. Möchten die deutschen Autoren auch auf solche, nur scheinbar unwichtige Aeufserlichkeiten ihr Augenmerk zu richten anfangen!

Ist nach dem vorher Gesagten das in der Ueberschrift genannte Wörterbuch schon in seiner gegenwärtigen Gestalt in mancher Hinsicht für Schüler empfehlenswerth, so wird es dies Lob bei einer zweiten Auflage in noch höherem Grade verdienen, wenn der Herr Verfasser die Anordnung der Bedeutungen umarbeitet und eine Reihe kleinerer Berichtigungen vornimmt, auf die hier einzugehen zu weit führen würde.

St. Petersburg.

Dr. Herm. L. Strack.



## DRITTE ABTHEILUNG.

---

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

---

#### *Rudolph Hanows Leben..*

Noch war der Nekrolog M. L. Seyfferts nicht dem Druck übergeben, da raffte der Tod plötzlich und unerwartet ein andres Glied des Freundeskreises, der einst zu C. Reisigs Füßen gesessen, dahin. Am 31. Dec. 1872 starb Rudolf Hanow, der verehrte und geliebte Director des Züllichauer Waisenhauses und Pädagogiums. Bald nachher erging seitens der Redaction dieser Blätter an mich die Aufforderung, für diese Zeitschrift ein Bild seines Lebens und seiner Wirksamkeit zu entwerfen. Diese Aufgabe kam zwar einem Bedürfnisse des eignen Herzens entgegen, dem ich durch die „Worte der Erinnerung“, welche ich bei Beginn der Schule an die Zöglinge und Schüler unserer Anstalt gerichtet, nur an vollkommen genügt hatte; auch fühlte ich, dass gerade ich eine besondere Verpflichtung dazu habe, der ich zuerst H.'s Schüler in Sorau gewesen bin und dann über 25 Jahre unter und neben ihm als Lehrer gewirkt und also den größten Theil seiner amtlichen Thätigkeit als unmittelbarer Augenzeuge zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Aber ich fühlte auch die große Schwierigkeit, welche die Lösung dieser Aufgabe theils an sich bei der Vielseitigkeit und der verschiedenartigen Thätigkeit des Verstorbenen, theils gerade für mich haben musste, der ich weder Philologe noch Historiker bin. Diese Schwierigkeit wurde dadurch vermehrt, dass H., wie er überhaupt nicht viel von sich zu sprechen liebte, stets äußerst wortkarg mit Mittheilungen aus seinem früheren Leben, namentlich aber über seine Jugend gewesen ist, noch weniger aber irgend Aufzeichnungen über seinen Lebensgang hinterlassen hat. Ein Fascikel Personalakten, ein zierlicher Stofs von Collegienheften und Sammlungen, seine Schriften, namentlich die Notizen in den Programmen bilden das aktenmäßige Material, welches dieser Darstellung zu Grunde liegt. Mit besonderem Danke erwähne ich daneben eine ausführliche Mittheilung des Geh. R. Riefsling, die ich nach Möglichkeit zu verwerthen bemüht gewesen bin. Vorzugsweise aber bin ich auf meine persönlichen Erinnerungen angewiesen gewesen, und darum mögen mir die vielen Freunde des Verstorbenen nicht zürnen, wenn sie manches in dem Nachstehenden vermissen, was der Erwähnung werth gewesen wäre, manches schief und unrichtig dargestellt sehen, kurz wenn sie urtheilen müssen, dass H. bei seiner

Darstellung seines Wesens nicht zu seinem Rechte gekommen sei. Sie mögen glauben, dass ich selbst am vollkommensten davon überzeugt bin und herzlich gewünscht habe, dass ein Berufener sich der schwierigen Aufgabe unterziehen möge.

Zunächst wollen wir den Gang seines Lebens überblicken.

Gustav Ludwig Rudolf Hanow wurde am 4. December 1806 zu Lobsens in der Provinz Posen geboren. Sein Vater Carl Friedrich Gabriel, Zögling der lateinischen Schule des Waisenhauses in Halle, gehörte einer alten Predigerfamilie an, die durch mehrere Generationen in Zamborst, einem Kirchdorfe der Diöcese Neustettin an der Grenze von Pommern und Preußen gewirkt hat, und war in Lobsens Superintendent. Er hat i. J. 1838 sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert, wozu ihn sein Sohn von Sorau aus mit der Schrift: Ist Horaz ein kleiner Dichter? beglückwünschte. Ich habe ihn nur bei einem kurzen Besuch, den ich als Student 1838 im Hanow'schen Hause machte, kennen gelernt; der kleine Mann mit dem schwarzen Kippchen und der langen Pfeife hat aber einen sehr freundlichen Eindruck bei mir zurückgelassen. Rudolf war das jüngste Kind. Der älteste Bruder war ihm bedeutend an Jahren voraus, seine Schwester Emilie, die im Februar 1871 verstorben, früh verwitwete Prediger Gillmann, war ebenfalls 10 Jahre älter, sein um 4 Jahre älterer Bruder Wilhelm starb 1855 in Lobsens, wo er dem Vater schon bei dessen Lebzeiten adjungirt gewesen war, an der Cholera. Seine Mutter, eine geborne Kalinowska, hat ebenfalls ein hohes Greisenalter, von 86 Jahren, erreicht; sie war eine äußerst stattliche, liebenswürdige und doch entschiedene Frau, die sogleich bei ihrem Auftreten einen bedeutenden Eindruck machte. — Die Einnahmen des Vaters waren sehr karglich; aber auch sonst war Rudolf H.'s Kindheit getrübt. Er zählte erst 3 Jahre, als sein ältester, sehr begabter Bruder, der in Stettin eben im Begriff war, sein Abiturientenexamen zu machen, starb. Der Schmerz über diesen Verlust hatte die Mutter so tief niedergedrückt, dass sie dem jüngsten Kinde nicht ganz die erforderliche Sorgfalt widmete und nicht bemerkte, dass die Amme es verfütterte, infolge dessen der kleine Rudolf viel kränkelte und immer verdrießlich war. Aus jener Zeit schreibt sich eine in der Familie viel erzählte Anekdote. Rudolf ist einst auch wieder so überaus verdrießlich, dass seine Schwester Emilie endlich sagt: „Aber dich ärgert auch die Fliege an der Wand“, worauf er weinerlich antwortet: „Nein, die am Fenster.“ Andererseits wurde er als das jüngste Kind von den Geschwistern sehr gehätschelt und geliebt, und auch die Mutter hatte bald die Verpflichtung gefühlt, die Versäumnis der ersten Zeit durch verdoppelte Liebe und Aufmerksamkeit gut zu machen, wie er denn bei den Geschwistern jederzeit als der Liebling der Mutter golt. Wie es im Predigerhause zu geschehen pflegt, so war auch er früh zum geistlichen Stande bestimmt und predigte als Kind vielfach. Der Text einer solchen Predigt, dessen er auch in seiner oben erwähnten Jubelschrift gedenkt, ist ein für sein künftiges Leben bezeichnender gewesen: „Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das gebe ich.“ Denn er hat nie besonderen Werth auf Silber und Gold gelegt, ist nie darauf ausgegangen, Silber und Gold für sich zusammenzuscharren oder den Besitz desselben den edleren und höheren Gütern des Lebens vorzuziehen, und wenn er auch später oft in der Lage gewesen ist, kostbare Geschenke in Silber und Gold zu machen, so trat doch der Werth selbst der reichsten Gabe zurück gegen den Geschmack und die Sinnigkeit, mit der die Gabe ausgewählt, und der Eigenthümlichkeit, den Wünschen oder den Bedürfnissen des Empfängers

angepasst war, gegen die Freundlichkeit, mit der sie dargeboten wurde. — Später hat H. von Ostern 1819 bis Michaelis 1821 das Bromberger Gymnasium besucht und ist so zuerst mit einem ehemaligen Züllichauer in enge Berührung gekommen, indem der damalige Director Müller früher Inspector des Züllichauer Pädagogiums gewesen war. Als sein älterer Bruder jedoch Bromberg verließ, um in Greifswald Theologie zu studiren, brach für Rudolf eine trübe Zeit an. Der Vater erklärte sich außer Stande, beide Söhne an zwei verschiedenen Anstalten unterrichten oder auch nur beide studiren zu lassen, und so sollte Rudolf Feldmesser werden; als solcher hat er auch wirklich eine Zeit lang gearbeitet und die Kette auf dem Felde gezogen. Der innere Wissensdurst war aber in ihm zu mächtig; er fühlte, dass dieser Beruf seinem ganzen Wesen widerstreite und so kehrte er nach Hause zurück und bat den Vater fufällig, ihn wieder auf ein Gymnasium zu schicken. Der Vater gab nach und Rudolf suchte im Sommer 1823 durch eisernen Fleiß das Versäumte nachzuholen, so dass er, als er Michaelis, um dem Vater die Erhaltung zu erleichtern, seinem Bruder nach Greifswald folgte, in die Secunda des dortigen Gymnasiums aufgenommen werden und Ostern bereits in die Prima übergehen konnte. Hier hat er Ostern 1826 sein Abiturientenexamen gemacht. In dem erhaltenen Zeugnisse No. II werden neben seinem gleichmäßigen, allen Gegenständen zugewandeten Fleiße und seiner gespannten Aufmerksamkeit besonders seine Privatstudien hervorgehoben. Ueber seine Kenntnisse heifst es: Seine philologischen Kenntnisse haben eine sichere grammatische Grundlage gewonnen. Bei der Schriftstellererklärung Besonnenheit und ein meistens glückliches Nachdenken zur Lösung des Schwierigen. Lateinschreiben nicht ohne stilistischen Werth, aber noch nicht correct genug. Freie Arbeiten. Klarer Verstand, daher Ordnung und Angemessenheit, weniger Phantasie und Geschmacksbildung. In Geschichte genügende Kenntnis des Factischen, vorzüglich in der alten; zur Mathematik hat er gute Anlagen bewiesen, so dass er auch das Höhere erreichen würde. Hebräisch geügend. Französisch mittelmäßig. Da Schömann, der bisher an dem Gymnasium unterrichtet, gleichzeitig zur Universität überging, so hat H. diesen Gelehrten zugleich auf Schule und Universität als Lehrer gehabt. Ganz entschieden über die Richtung seiner Studien scheint H. noch nicht gewesen zu sein; er hörte mehrere theologische Collegien, daneben auch Englisch, angewandte Naturlehre und Algebra, philologische Collegien bei Schömann, aber nur exegetische: *Cicero in Verrem, Juvenal, Demosthenes de corona, Lycurgi orat. in Leocratem*, das einzige Collegium aus der Greifswalder Zeit und überhaupt das einzige exegetische, von welchem ein sauber geschriebenes Heft noch vorhanden ist. So kärglich ihm auch die Mittel zugemessen waren (die Eltern konnten ihm auf der Universität nicht mehr als 50 Thlr. jährlich geben), so machte er es doch möglich, von Greifswald aus mit einigen Freunden eine Reise nach Schweden, Kopenhagen und Schleswig-Holstein zu unternehmen, eine Reise, deren er später oft gedachte; es machte seine erste eigentliche Vergnügungsreise gewesen sein, die erste der vielen, die er im späteren Leben gemacht hat, um fremde Menschen und Länder kennen zu lernen. Doch blieb er nicht lange in Greifswald, schon Ostern 1827 ging er nach Halle; er kam hierhin gleichzeitig mit Kießling, der eben das Gymnasium in Zeitz verlassen hatte, und trat sogleich in *Reisigs societatem nomine privatissimam, re omnibus patentem qui reliquis sociis se non impares futuros esse confidebant.* (Eckstein.) Von dieser schönen und glücklichen Zeit academischer, durch wissenschaftliches Streben geweilter Thätigkeit ist in

Seyfferts Nachrufe eine so lebensvolle und warme Schilderung gegeben, dass ich nichts hinzuzufügen würde, wenn ich auch könnte. Nur über H. selbst hat mir auf meine Bitte, wie oben erwähnt, Kiefling mehrere specielle Data gegeben, die ich hier größtentheils mit den Worten des verehrten Mannes folgen lasse. — Während die übrigen Philologen, schreibt er, welche den Kern von Reisis Seminar bildeten, bereits in mehr oder weniger Zusammenhang standen (hatte ja doch schon Wittenberg allein unter Spitzner eine ziemliche Anzahl geliefert), war H. den andern fast völlig fremd, schon durch seine Heimat, während die andern meistens aus der Provinz Sachsen stammten. Zudem hatte er etwas Ernstes, Gemessenes, Abgeschlossenes, welches jedoch auf ein inneres Leben schließen liefs. Bei einzelnen Berührungen that seine Freundlichkeit doppelt wohl. So wie er zum ersten Male disputirt hatte, wendete sich ihm die herzlichste Theilnahme zu, zumal auch unser Lehrer Reisig seine Bestrebungen ganz unverkennbar schätzte. Er beschäftigte sich zuerst, im Gegensatze zu der damals herrschenden Vorliebe für die griechischen Tragiker, mit Cicero. Seine erste Arbeit im Privatissimum galt dem Brutus, der damals eben von Ellendt herausgegeben worden war. Nachher behandelte er, wenn ich mich recht erinnere, eingehender die Rede *pro Cluentio Habito*. Bald aber concentrirten sich seine Studien immer mehr auf die griechischen Komiker, angeregt durch Reisig und durch die Interpretationsübungen im Seminar bei Meier, welcher die *Ranae* und *Equites* auf Grund der Dindorf'schen Ausgaben interpretiren liefs. — Gleich im ersten Semester wurde H. von den Blättern befallen; die dadurch bedingte Eisansamkeit drückte ihn schwer. Da besuchte ihn Kiefling, was er ihm besonders anrechnete. Und von da datirt die innige Anhänglichkeit zwischen beiden, die auf der Universität sprichwörtlich geworden war und erst durch den Tod gelöst worden ist. Beide wohnten größtentheils in einem Hause, im Winter 1829 — 30 in demselben Zimmer, während Ritschl, der sich damals bereits habilitirt hatte, das anstossende Zimmer inne hatte. Dieses glückliche Contubernium hat H. selbst in seiner anmuthigen und feinen Weise in der Gratulationsschrift geschildert, welche er seinem Freunde Kiefling bei Gelegenheit seines 25jährigen Doctorjubiläums widmete. *Videre videor animo, mi Kieflingi, illos dies, quibus philologorum nostra cohors halensis, orbata illa quidem suo imperatore — Carolum dico Reisigium Thuringum, quem verbis ornare si animo inducerem, verendum esset ne minuerem — sed adjuta et sustentata prudentissimis consiliis Eduardi Meieri, quem honoris causa nomino, harum litterarum armis ita exercebatur cottidie ut vel gravissimis adversariis videretur non impar futura esse. En de tota cohorte tres iuvenes, qui proprio contubernium nomine utuntur, una in domo constituti, cum paries parietem paene attingit et per medium communem locum pervius est usus; illic Fridericus Ritscholus habitat, dies noctesque in tragicis graecis occupatus, hic Tua meaque est conjuncta sedes. Tunc videbamus feri schedas criticas et commentationem de Agathone tragico scriptam, tunc audiebamus prima recentis doctoris praecepta metrica, tunc laeti augurabamur quae quantaque hae litteras Friderico Ritscholio nostro aliquando debiturae essent. Interim dum Tu Hyperidia meditaris, ego graecorum comicorum fabulas et fragmenta verso, difficile dictu est quanto opere Fr. Ritscholi fide et auctoritate juvemur atque augetur.* — In Folge dieser Freundschaft machte er auch einen Besuch bei dem alten Rector Kiefling in Zeitz, einem der ältesten Schüler Gottfr. Hermanns, und hat sich des Aufenthaltes selbst später oft und gern erianert. — Ueber seine damaligen Studien geben

mehrere sorgfältig ausgearbeitete und gebundene Hefte, die mir vorliegen, Auskunft, die ich aber, der ich nicht Philologe bin, nicht zu beurtheilen wage. Das Reisig, *ille vir, quem viventem et praecipientem summo complectebamur amore, mortuum desideramus insigniter* (*Han. aerec. in com. gr. p. 90.*) für ihn ein Gegenstand der innigsten Verehrung war, braucht nicht erwähnt zu werden; aber auch dessen, was er der Anregung Meiers verdankte, hat er, wie in der obigen Stelle, stets in liebevoller und dankbarer Weise gedacht. Im letzten Jahre war er Senior des philologischen Seminars. — Ebenso hat er die ästhetischen Vorlesungen des alten Gruber nicht selten in freundlicher Weise erwähnt. Außerdem war er Mitglied der historischen Gesellschaft unter Voigtel. Diese wurde namentlich als Gelegenheit zu ausgedehnten lateinischen Disputationen benutzt und zugleich dazu, sich die Gunst des Herrn Oberbibliothekars zu erwerben, um auf diese Weise in der Benutzung der Bibliothek weniger beschränkt zu sein. Darauf bezogen sich wohl *gravissima verba, quibus Hanovius noster, cum discessum pararet et Tibi* (Voigtel ist gemeint), *praesidi amplissimo socisque carissimis validiceret, Ciceronianum illud: multas ad res perutiles Xenophontis libri sunt, quos legite quaeso studiose ut facitis, ad nostra studia transtulit.* (*Eckstein brevis de societ. hist. narratio p. 11.*) Und wenn es auch wahr sein mag, dass gerade das Seminar keine Historiker ausbildete, so hat H. doch vielleicht aus jener Institution die Vorliebe für Genealogie beibehalten, die in seinem Unterrichte mehrfach hervortrat. Später war er auch Mitglied des pädagogischen Seminars und wurde als solches an der lat. Schule des Waisenhauses beschäftigt. Mit warmer Anerkennung sprach er stets von dem würdigen alten Diöck, dem Rector dieser Schule, den Classen in seiner Biographie Jacobs so anziehend geschildert hat. Aber auch an Ang. Jakobs hat er sich gern erinnert. Am Schlusse seiner Studienzeit wurden die Reisigischen Collegien auf das fleißigste repetirt; Kieselring, Röder und Hanow schlossen sich zu diesem Zwecke dergestalt zusammen, dass immer je einer den Examinator machte. Von solcher gemeinschaftlichen Arbeit giebt auch folgende Notiz Zeugnis, welche H. auf den Titel seines Heftes: Griechische Alterthümer von Carl Reisig, Winter 1827/28 geschrieben: *Pertractavimus hasce schedas per semestre hibernum annorum 1828 et 1829, socio usi laboris utilissimi amicissimo Gustavo Kieslingio neque repetitionis exstitit intermissio ulla, nisi tum, quum praecceptoris dilectissimi, cujus in his commentationibus praeclearum ingenium quotidie admirati sumus mors acerbissima nunciaretur. R. H. sc. die XXX a. Martii A. 1829.* — Als charakteristisch für seine spätere Lehrthätigkeit muss die außerordentliche Virtuosität hervorgehoben werden, mit der er die lateinische Sprache sowohl im schriftlichen, als mündlichen Gebrauche beherrschte. Bei den damals in hohem Ansehen stehenden öffentlichen Disputationen erschien auch Hanow mit Glück und Gewandtheit auf der Arena, und diese Schlagfertigkeit hat er sich auch später dauernd zu bewahren gewusst. Die Sicherheit, die correcte Eleganz und Geläufigkeit seines lateinischen mündlichen Vortrages waren allgemein anerkannt. Als der aus Berlin nach Halle als Professor der Philosophie berufene Maismann den Statuten der Universität gemäß behufs seiner Aufnahme in die Facultät disputiren musste, nahm er sich, weil er selbst des lateinischen Idioms ziemlich ungewohnt war, den Studiosus Hanow als *socius ad respondendum*, welcher bei der öffentlichen Disputation mit bewundernswürdiger Gewandtheit die lateinische Sprache in classischer Form der dialektischen Entwicklung Hegelscher Subtilitäten dienstbar machte. Den Abschluss seiner akademischen

Thätigkeit machte H. 1830 mit der Herausgabe von: *Exercitationum in comicis Graecis libri tres*, von denen jedoch nur das erste Buch in 4 Capiteln erschienen ist. Einen Abschnitt dieser Exercitationes hatte er zu einer Doctordissertation zusammengestellt, und erlangte am 6. März 1830 die *summi honores* in Wahrheit, indem ihm das Diplom bezeugen konnte, dass er diese Ehren erworben, *postquam exhibita commentatione docta et ingeniosa, deinde examine cum laude eaque in rebus philologicis et historicis insigni superato, denique commentationis particula publice defensa ingenti doctrinae et facundiae praeclara specimina dederat*. Unmittelbar darauf, am 12. März, machte er sein Examen, welches nur noch in Abhaltung einer Probelection bestanden zu haben scheint, über welche das Zeugnis sich folgendermaßen ausspricht: Zum Gegenstand wählte er sich einen Chorgesang aus Sophokles Philoktet (V 169 ff.), den er nach vorausgeschickter Einleitung über die Entstehung und Bedeutung des Chorangeses überhaupt und sein Verhältnis zum Dialoge in der griechischen Tragödie und nach erfolgter Darlegung der Fabel des Stückes ganz richtig übersetzen, metrisch, grammatisch und auch kritisch erläutern liess, oder selbst erläuterte. Der Vortrag zeichnete sich durch anregende Lebendigkeit, durch geschickte Benutzung der von den Schülern gegebenen Antworten, mit denen sich der Candidat in Wechselbeziehung zu setzen wusste, durch Präcision, Deutlichkeit und durch besonnenes Maßhalten aus. Der lateinische Ausdruck war tiefend und gediegen. — In ähnlicher Weise spricht sich ein Privatzeugnis aus, welches ihm Meier ausgestellt hatte.

Nur ein Vierteljahr ist er hierauf am Hallischen Waisenhanse beschäftigt gewesen; dort hatte er durch Vermittelung eines früheren Schülers der Züllichauer Anstalt, des späteren Mecklenburgischen Schulraths Röttig, des jüngeren Bruders des Züllichauer Professor, Kuade von einer Vacanz in Züllichau erhalten; er beschloss sich um dieselbe zu bewerben und wurde vom damaligen Director Steinbart berufen. So kam er an den Ort, an dem er seine eigentliche Lebensaufgabe finden sollte. Auf der Reise stellte er sich noch Johannes Schulze vor. Diese Begegnung hat er selbst in reizender Weise in der Jubelschrift geschildert, die er demselben bei Gelegenheit seines 50jährigen Jubiläums gewidmet. *Halis Saxonum discedo postquam in philologicis elaboravi, quantum potueram, vocatus in hunc ultimum terrae Brandenburgensis angulum. Ab Eduardo Meiero qui singulari benignitate studia nostra adjuverat monerit ut Berolini Te salutare ne dubitem. Adeo Te „dubitans, circumspectans, haesitans“ „singultim pauca locutus“ — vera est res — Tu amice respondes, Carolum Reisigium immatura morte abreptum mecum doles, Meieri doctrinam Halensibus conservatam mecum gratularis, studia in graecis litteris poni solita conlaudat, sed mones idem quanto damno latinae paene jaceant, hortaris comiter et graviter ut nec litteras omittam et strenuus obeam munus scholasticum. Quid quaeris? qui pavidus et tamquam iners ad Te veneram abeo reffectus, paene dixi elatus, certe exccitatus ad optima quaeque consilia et Tui amoris plenissimus. Eo redeoque proximis annis saepius, admittor postquam excusasti vitam occupatam, quam probe sciebam esse occupatissimam, fore ambulans cum ambulante amice colloqueris; negas aut admis, ut res erat, et cum me dimittis, manu in humerum injecta hisque additis: J bone, nunquam me dimittis quin obeam doctior, id est quin didicerim rectius judicare vel ad novam ac subtiliorem artis commentationem stim exccitatus. „O me felicem“, tacitus ajebam, „cui horas particula Tuae obveneri“.*

Eine der ersten Anforderungen, die in Züllichau an ihn gestellt wurden, das Französische in Prima zu übernehmen, wies er entschieden zurück, bis er sich für diese Aufgabe genügend vorbereitet haben würde. Schon Michaelis aber konnte er sich dazu bereit erklären. Seit dieser Zeit hat er nicht aufgehört, in Prima zu unterrichten und schon seine damaligen Schüler, besonders in den oberen Classen empfanden bereits den Eindruck seiner edlen, über das Gewöhnliche sich erhebenden, den höchsten Zielen zustrebenden Persönlichkeit. Er wohnte auf dem naheliegenden Krauschower Schlosse unter den Zimmern, welche Natalie Steinbart, die Tochter des Directors, und deren Großmutter, die jene in diesem ihrem Schlosse erzogen hatte, einnahmen. Hier knüpfte sich sehr bald das unendlich zarte und innige Verhältnis an, welches bis zum letzten Augenblick den Charakter einer bräutlichen Liebe bewahrt hat. Freudig gab der Vater die Tochter dem jungen Manne, dessen hoher sittlicher Werth ihn keinen Augenblick verborgen geblieben war, und an H.'s Geburtstag 1831 ward die Verlobung öffentlich bekannt gemacht. — Auf seine Anregung vereinigte sich schon damals eine große Anzahl, namentlich der jüngeren Glieder des Collegiums zu einem wissenschaftlichen Kränzchen; auch gab er, besonders auf Veranlassung seiner Braut, einem Kreise junger Mädchen mit Vorliebe und den glücklichsten Erfolge Unterricht in der Litteraturgeschichte, in der Erd- und Himmelskunde, und in ähnlicher Weise ist er später in Sorau thätig gewesen.

Doch sollte er nicht lange in Züllichau bleiben; seine Stelle war nicht geeignet, einen eignen Hausstand zu gründen, und so galt es sich nach einer andern umzusehen. Er bekam Ostern 1833 einen Ruf als Adjunct an das Joachimsthal'sche Gymnasium, doch verzögerte sich sein Abgang, so dass er, noch ehe er dahin übersiedelte, schon zum Prorector in Cottbus designirt worden war. Er hat daher nur wenige Wochen im Sommer an jener Anstalt unterrichtet und ging Michaelis nach Cottbus, nachdem er am 3. October seine Hochzeit gefeiert hatte. Interessant ist es, dass er in Berlin der Nachfolger Classens und der Vorgänger Müntz war. Aber auch die neue Stelle gewährte mit 500 Thlrn. nur ein kärgliches Auskommen, H. war genöthigt, durch vielfache Schriftstellerei, namentlich durch Aufsätze in den Hallischen Jahrb., in den Jahrb. f. Alterthumswiss., auch, wie ich glaube, in den Jahrb. f. wissenschaftliche Kritik eine Ergänzung zu finden. Aus jener Zeit stammt zugleich seine in Halle erschienene Ausgabe von Xenophons Gastmahl, Hiero und Agosilaus, zum Schulgebrauch mit Anmerkungen und Wörterbuch versehen. So einfach er und seine Frau auch in ihren eigenen persönlichen Bedürfnissen zu sein pflegten, so liebten sie doch edle Geselligkeit im Verkehr befreundeter Familien und hegten Scheu, Rücksichten des äußeren Anstandes nicht in vollem Maße zu genügen. Uebrigens habe ich über seine Cottbuser Thätigkeit wenig erfahren, zumal Programme aus jener Zeit fehlen. Nur ein sehr günstiges Zeugnis des Directors Reuscher findet sich in den oben erwähnten Acten. Es war überhaupt seines dortigen Bleibens nicht lange. Michaelis 1835 erhielt er einen Ruf an das Sorauer Gymnasium als Coarrector, d. h. in die erste Stelle nach dem Director. Die Verhältnisse daselbst waren überaus schwieriger Art. Der damalige Rector Adler, ein vielseitig gebildeter Mann, aber ohne alle gesellige Formen, wenig geeignet, auf das Lehrercollegium oder auf seine Schüler einen entschiedenen Einfluss zu üben, ein geschickter Lehrer, wenn er seinem Unterrichte Fleiß und Lust zuwendete, aber damals träge und überhaupt launenhaft in seiner Arbeitsweise und in Handhabung der Disciplina, hatte lange Zeit in offener Feindschaft mit dem früheren Coarrector Scharbe gelebt, der nach

Kasan übersiedelt war. Dieser letztere hatte sich durch die Entschiedenheit, mit der er seine Gelehrsamkeit der aller andern Menschen gegenüberstellte und seinen Schülern durch sehr klare und bündige Schlüsse als das einzig Richtige darzulegen wusste, auch durch Einrichtung eines gewissen Selfgovernment der Schüler große Popularität bei diesen zu erwerben gewusst, während er die festen Zügel immer in der Hand gehalten hatte. Die unteren Classen waren theilweise mit ganz unfähigen Lehrern besetzt gewesen, wenn sie sich auch unter dem energischen Auftreten Klikmüllers sichtbar gehoben hatten. Ostern 1834 war Scharbe abgegangen und es war ein Interimisticum von 1½ Jahren eingetreten. Dies fiel zugleich in eine Zeit, während welcher das neue Schulhaus gebaut wurde. Die Classen wurden in 4 verschiedene, von einander entfernte Privathäuser ausquartiert. Es trat eine unglückliche Lockerung der Disciplin ein. Lennius, eine der reinsten Seelen, ein Mann von außerordentlichem Sammlerfleisse, aber ohne höheren geistigen Aufschwung, war bei seiner unendlichen Herzensgüte für schwierige disciplinarische Verhältnisse sehr wenig geeignet. Die Disciplin besserte sich etwas, als mit Neujahr 1835 das neue Schulhaus bezogen wurde. Daneben war auch in wissenschaftlicher Beziehung der Stand des Gymnasiums ein sehr gedrückter. Dr. Moser, welcher den Unterricht des Corrector, das Deutsche und Lateinische in den beiden obersten Classen übernommen hatte, eine biedere, von den Schülern sehr geachtete und geliebte Persönlichkeit und gewiss damals der wissenschaftlich bedeutendste Lehrer, ein Schüler von Reisig und G. Hermann, hatte, wie es während eines Interimisticums leicht geschieht, nur mäßige Anforderungen an die Schüler gestellt, es war ein ziemlich philiströses Treiben ohne alles höhere wissenschaftliche Streben, die Langweile der Lehrstunden oft durch allerhand jugendlichen Muthwillen verkürzend, eingerissen. Die Sicherheit, die wir in der Elementargrammatik der alten Sprachen bei Klikmüller erworben hatten, war uns wieder ziemlich abhanden gekommen. Unter diesen Verhältnissen kam H. nach Sorau. Wir bewaerten zunächst die Zurücksetzung, welche unsere bisherigen Lehrer Lennius und Moser, vor deren Charakter wir alle Achtung hegten und bei denen wir uns ganz wohl befunden hatten, durch diesen Einschub erfuhren. H. selbst schloss sich sogleich an Klikmüller an, der mit ihm von Halle her bekannt war. Da dieser der einzige war, der die Disciplin mit Energie aufrecht erhielt und ernstlichen Fleiß forderte, war er bei den Schülern nicht beliebt, und der Umstand, dass H. in der ersten Zeit besonders mit ihm verkehrte, trug nicht dazu bei, ihm unsere Neigung zu gewinnen. Er mochte nun wohl mit Schrecken den niedrigen Stand unserer Kenntnisse gewahr werden. Geklagt hat er nicht, aber er stellte an unsere Arbeitskraft starke, uns namentlich ganz ungewohnte Anforderungen; zugleich verletzte einige Aufgaben unsere thörichte, schülerhafte Einbildung, indem er uns in Secunda mündlich aus Augusts „Anleitung zum Uebersetzen“ übersetzen ließ, die in Tertia eingeführt war, während wir nur freie lateinische Aufsätze geschrieben hatten und daher über diesen Standpunkt weit erhaben zu sein glaubten. Kurz, wir kamen ihm mit wenig freundlicher Gesinnung entgegen, und es waren wohl nur 14 Tage vergangen, so ersuchte ihn eine Deputation unsererseits, die Zahl der Arbeiten zu vermindern. Dies geschah wohl auch in Bezug auf einige kleine Arbeiten, im wesentlichen aber blieb die Sache unverändert, und namentlich wurden uns jene unangenehme Arbeiten nicht abgenommen, von deren Nothwendigkeit er sich bei dem mangelhaften Stande unserer Kenntnisse wohl überzeugt haben mochte. Uebrigens dauerte, wenigstens in



Secunda, der ich damals angehörte, die Misstimmung nicht lange. Wir fühlten bald den höheren wissenschaftlichen Standpunkt heraus, den er einnahm und zu dem er uns heranzubilden bemüht war; er stellte uns höhere Zielpunkte, als die bloße Correctheit der Form, interessirte uns für den Inhalt. Es erwachte in uns ein ganz neuer Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung, wir lernten unsere eigenen Kräfte kennen und üben; es gewährte uns die lebhafteste Genugthuung, wenn wir von ihm ein Zeichen der Anerkennung erhalten konnten; wir merkten, wie schnelle und kräftige Fortschritte wir an seiner Hand machten, ahnten die Schätze, die wir von ihm geleitet zu heben bestimmt waren. Dieser neue Sinn belebte aber auch das ganze Collegium; Lennius, stets bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, liefs nicht selten Worte lebhafter Anerkennung der Hanowschen Gelehrsamkeit in seinen Unterricht einfließen, er liefs uns Xenophons Hiero und Agesilaus übersetzen und legte dabei Hanows Ausgabe zu Grunde. Wir erkannten bald, wie viel neue Gesichtspunkte er dieser Ausgabe für seinen Unterricht entlehnt hatte. Er liebte in seiner etwas einförmigen und polonischen Unterrichtsform stehende Ausdrücke: „Prägnanz des Ausdrucks“ wurde jetzt ein Lieblingswort von ihm und wir wussten, dass er das von H. überkommen hatte. Auch Adler wollte nicht zurückstehen; er fing an sich auf seine Stunden zu präpariren, ergriff in der Perspective, mit der er uns ein ganzes Semester in den physikalischen Lehrstunden beschäftigte, einen ihm schon durch seine Neuheit besonderes Interesse einflößenden Stoff und wusste auch was dafür zu interessiren. Auf H.'s Anregung bildete sich unter den Lehrern ein wissenschaftliches Kränzchen, welches auch die Familien näher zusammenführte. Die Disciplin wurde mit größerer Entschiedenheit gehandhabt. Hierbei war übrigens nicht blofs mit den Schülern zu kämpfen, sondern auch mit Mächten außerhalb der Schule. Der Ephorus der Schule, ein wissenschaftlich mehr als unbedeutender Mann, schwach von Charakter und im Bewusstsein dessen stets geneigt, den krummen Weg dem geraden vorzuziehen, daneben von einer gewissen Leutseligkeit und Gutmüthigkeit, durch welche er sich eine unverdiente Popularität bei den Schülern erworben, sah mit Besorgnis seinen Einfluss auf das Gymnasium und sein Ansehen schwinden, so bald das geeinte Collegium unter einem wissenschaftlich so tüchtigen Führer die Ordnung der Schule aufrecht hielt. Ein widerwärtiges, nicht gegen H. direct gerichtetes, aber ihn streifendes Disciplinarvergehen, gleich aus den ersten Monaten, hatte in seinem Urheber nicht ermittelt werden können; man nahm an, dass der Thäter der Prima angehöre, und infolge dessen beschloss das Collegium in Gemeinschaft mit dem Magistrat, bei der im Januar stattfindenden Vertheilung des Strohschützischen Legates, aus dem — ich glaube — 15 Glieder der beide nobersten Classen je 5 Thaler erhalten sollten, keinen Primaner zu berücksichtigen und die dadurch vacante Summe für die nächste Vertheilung im Sommer zu reserviren. Nachdem dies Urtheil den Schülern von dem Bürgermeister als Vorsitzenden mitgetheilt, trat der Ephorus auf und bemühte sich, den gegen seine Stimme gefassten Beschluss in seiner sittlichen Wirkung dadurch zu vernichten, dass er „seinen lieben Söhnen“ erklärte, es sei zwar der Beschluss gefasst; wer aber ein gutes Gewissen habe, brauche sich nichts daraus zu machen; der werde in diesem eine genügende Entschädigung für jedes Unrecht finden, welches ihm zugefügt werde. Leichenblass ging Adler auf und ab, keines Wortes mächtig. Da trat H. auf und rettete durch die klaren und ruhigen Worte seiner Rede die Ehre des Collegiums. Dies und ein sehr unglückliches Abiturientenexamen im J. 1837, bei welchem die nicht den

Collegium angehörenden Mitglieder den Ausschlag gegeben hatten, mögen ihn wohl bestimmt haben, dem Ministerium zugleich mit seiner Programmabhandlung einen Aufsatz: „Bemerkungen über mehrere ungünstige Bedingungen der städtischen Gymnasien der kleinen Städte“ einzureichen, ein Aufsatz, den das Ministerium dem Provinzial-Schulcollegium zur Berichterstattung übersandte, indem es diese Veranlassung benutzte, H. zugleich seiner vorzüglichen Werthschätzung zu versichern“. — Auch unter uns wuchs sein Einfluss immer mehr. Je länger wir seine Schüler waren, desto inniger wurde unsere Anhänglichkeit an ihn und desto bereitwilliger gingen wir auf seine Absichten und Wünsche ein. Da erfuhren wir auf einmal im Sommer 1837, er beabsichtige Sorau zu verlassen und nach Züllichau zu gehen. Es war für uns ein harter Schlag und wir versuchten, ihn abzuwenden, indem wir eine lateinische Adresse an ihn richteten und ihn baten, bei uns zu bleiben. Wir waren wohl selbst nicht naiv genug, an einen eigentlichen Erfolg unsrer Bitte zu denken, es war uns mehr ein Bedürfnis, ihm unsre innige Anhänglichkeit auszudrücken. Dass er diesen Beweis derselben werth gehalten, habe ich jetzt zu meiner Freude daraus ersehen, dass er diese Adresse in seine oben erwähnten Personalacten, welche sonst nur amtliche Schriftstücke enthalten, eingehftet hat. Am andern Vormittage dankte er uns in lateinischer Rede und versicherte, dass er jedenfalls bis Ostern noch bleiben werde, so dass wenigstens die erste Abtheilung ihre Prüfung noch unter ihm bestehen konnte. Die Zeit wurde nun noch ordentlich wahrgenommen, ohne dass wir einen andern Kön. Commissarius, als den Landrath v. Diederichs zu fürchten hatten, und zu freien Studien gewiss besser verwendet, als heute zu dem slavischen Auswendiglernen. Bei dem Entlassungsactus am Dienstag nach Palmarum überreichte ich ihm sodann im Namen der Primaner ein ganz heimlich vorbereitetes lateinisches Carmen, in möglichst prächtiger Ausstattung mit Sammet und Seide. Aber nicht bloß für uns war der Weggang schmerzlich; das Collegium und ebenso viele Kreise der Stadt, denen er ein belebender, anregender Mittelpunkt geworden war (er hatte z. B. einen wissenschaftlichen Lesezirkel eingerichtet), beklagten den Verlust schmerzlich. — In Sorau war ihm auch im Winter 1836 sein erster Sohn geboren. Als einen Beweis von der gemüthlichen Art, wie H. seine Schüler zu gewinnen wusste, führe ich Folgendes an. Ich war bei ihm, um ihm ein auf seine Anregung für den Schulactus verfasstes Gedicht in Stanzas: „Hellas' Wiedergeburt“ vorzutragen. Ehe ich fortging, holte er den kleinen Burschen aus der Nebenstube, um ihn mir zu zeigen und mich an seiner Vaterfreude theilnehmen zu lassen.

Hier in Züllichau fand er nicht minder schwierige Verhältnisse vor. Eine Zeit lang hatte es sich ja überhaupt um die Existenz der Anstalt gehandelt, da die Vermögensverhältnisse ganz zerrüttet gewesen waren. Marquard hatte den schweren Schlag der Aufhebung des Pädagogiums abgewendet, der Staat eine erhebliche jährliche Unterstützung zugesichert, natürlich nicht ohne ein Aequivalent in der Besetzung der ersten Oberlehrerstellen zu beanspruchen und sich einen Einfluss auf die Besetzung des Directorats vorläufig in ganz unbestimmter Weise zu reserviren. Der jedesmalige Director hatte nämlich auf Grund der von Friedrich Wilhelm I. vollzogenen Stiftungsurkunde das Recht, zu seinem Nachfolger in der Direction des Waisenhauses jemand zu ernennen, zu welchem er das Vertrauen habe, dass er dem guten Werke vorzustehen geschickt sei. Bis dahin war die Stelle jederzeit vom Vater auf den Sohn vererbt worden, und da der Director mit dem eigentlichen Unterrichte nichts zu thun gehabt hatte, so

war eine besondere wissenschaftliche Qualifikation nicht für erforderlich erachtet worden. Der bereits hoch bejahrte Director Steinbart hatte nun zwar zwei Söhne, der ältere aber hatte ausdrücklich die Uebernahme verweigert und sich dem Steuerfach zugewendet, der andre befand sich noch auf der Schule; ob er bei seiner eigenthümlichen Entwicklung je dazu geeignet sein würde, des Vaters Nachfolger zu werden, musste mindestens recht zweifelhaft bleiben. Da hat, wie H. selbst sagt (Progr. 1865. S. 13), Marquard den Blick des Directors auf seinen Schwiegersohn H. geleckt, und die Berufung Hanows nach Züllichau war jedenfalls in dem Sinne erfolgt, dass er der unmittelbare Nachfolger seines Schwiegervaters werden sollte. Sein Eintritt wurde von dem verschiedensten Seiten mit unfreundlichen Augen angesehen. Von gewisser Seite muss wohl eine Trennung des Pädagogiums und Waisenhauses in Aussicht genommen worden sein, so dass das Waisenhaus eine Familienstiftung bliebe, das Pädagogium dagegen vom Staate übernommen würde, wenn auch bei der innigen Verquickung beider Anstalten, wie sie von Anfang an stattgefunden hatte, eine solche Trennung kaum ausführbar schien. Der Inspector Thienemann, der nach der bisherigen Tradition die wissenschaftliche Leitung der Anstalt, Aufstellung des Lehrplans, Vertheilung der Lehrstunden, Prüfung der Novizen, Entlassung der Abiturienten besorgte, hatte entschiedene Veranlassung zu haben geglaubt, sich als den Nachfolger im Directorat des Pädagogiums anzusehen; in einem unbewachten Augenblicke hatte er dies sogar einem Theile der Collegen gegenüber ausgesprochen. Wer die maßvolle, ruhige, zurückhaltende Weise Thienemanns kennen gelernt hat, der wird sich leicht vorstellen können, wie sicher er seiner Sache gewesen zu sein geglaubt hat. Doch kam der vortreffliche Mann, sowie seine Frau, der Familie H. mit voller Herzlichkeit entgegen und liefs sie den Stachel nicht ahnen, den ihm die Täuschung in gewiss berechtigten Hoffnungen ins Herz gedrückt hat. Die Familie Steinbart andererseits betrachtete den Schwiegersohn fremden Stammes und Namens als Eindringling. Besonders ein Glied des Collegiums, welches zugleich die Geschäfte des Rendanten versah und insofern namentlich für alle Externa von erheblichem Einfluss war und dessen bereitwilliges Entgegenkommen und zuverlässige Geschäftsführung die Schwierigkeiten wesentlich hätte erleichtern können, ein Mann, nicht eben wählerisch in den Mitteln und von grosser Energie, hatte, obgleich ohne die erforderliche wissenschaftliche Befähigung, wohl ebenfalls geglaubt, in die Stellung des bisherigen Directors einzurücken zu können und stand H. entschieden gegenüber. Prof. Rättig, der den lateinischen Unterricht in Prima hatte, galt bei seinen Schülern und vor allen Dingen bei sich selbst in Bezug auf Gelehrsamkeit als das *miraculum mundi*; in Secunda, wo er den griechischen Unterricht gab, gestattete er seinen Schülern die ärgsten Ausschreitungen, das Spielen der lächerlichsten Comödien mit seiner Person. Dagegen hatte H. an Marquard, dessen Einfluss auf die Schüler besonders gross war, und an Lobach, diesen beiden edlen, wohlwollenden Männern, kräftige Unterstützung und fand sie mit der Zeit immer mehr auch in den jungen Lehrern, die er an seine Person zu fesseln wusste. Zunächst war er aber noch nicht Director, sondern bekleidete die dritte Oberlehrerstelle, indem er der Nachfolger des nach Kreuznach berufenen Steiner wurde. Und wenn er sich gleich auch hier sehr bald die Liebe seiner Schüler zu erwerben wusste, so hatte sich doch seine Gemüthsstimmung bei dem vielen Uebelwillen, welches ihm entgegentrat, sehr verfinstert, wenn er der schweren Zukunft gedachte, die ihm alsbald bevorstehen würde.

Am 4. Juni 1840 starb der Hofrath Steinbart. Noch am folgenden Tage wurde das Testament eröffnet und in demselben war, wie vorauszusehen war, H. zum Nachfolger im Directorat des Waisenhauses ernannt. Nur diese Anstalt war durch reiche Vermächtnisse genügend fundirt; das Pädagogium dagegen besaß keinerlei Fundationsvermögen und sollte sich als Privatanstalt durch sich selbst erhalten. Dies war zu einer Zeit möglich gewesen, als es weit und breit durch seine vorzüglichen Schuleinrichtungen als einzig in seiner Art dagestanden und so sich eines ausgedehnten Besuches erfreut hatte. Ja, in den schlimmen Kriegsjahren, als die Einnahmen aus den Waisenhausgütern ausgeblieben waren, hatte das Pädagogium dazu beigetragen, das Waisenhaus in seinem Bestehen zu erhalten. So war es nicht mehr, seit sämtliche Mittelschulen der Provinz eine dem Pädagogium ähnliche Einrichtung erhalten hatten, wo es bloß ein Gymnasium neben vielen andern war und nur als Erziehungsanstalt noch seine Eigenthümlichkeit bewahrte. Der Staat war, wie gesagt, mit einem jährlichen Zuschusse für das Bestehen des Pädagogiums eingetreten; er verlangte aber, dass ihm ein genauer Etat über Einnahme und Ausgabe vorgelegt werde, in welchem die zum Bestehen einer höheren Lehranstalt erforderlichen Mittel genau verzeichnet seien, und dass der Inhaber des Pädagogiums (dann als solcher, nicht bloß als Leiter desselben, erschien der Director) den etwa entstehenden Ausfall aus seinem Privatvermögen decke. So führte in der That der Etat für 1840—42 in Einnahme einen von dem Inhaber des Pädagogiums zuzuschießenden Betrag von 621 Thlr. 5 Sgr. auf. Als es sich nun um die Neubesetzung des Directorats des Pädagogiums handelte, fragte es sich, ob H. die Fortführung desselben mit eignen Mitteln übernehmen könne. Vermögen hatte er nicht; er sagte: Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, das will ich der Anstalt widmen, mein ganzes Leben und Wirken, mein Sinnen und Trachten. Und das hat er in einer Ausdehnung gethan, von der selbst diejenigen sich schwerlich die richtige Vorstellung machen werden, welche ihm am nächsten gestanden haben, weil er kaum jemand in den ganzen Umfang seiner immensen Amtswirksamkeit hineinblicken ließ. Zunächst bot er das Gehalt der von ihm bekleideten Lehrerstelle mit 640 Thlr. als Einsatz zur Deckung des oben erwähnten Deficits an. Und die Behörde erachtete dies als eine ausreichende Grundlage für den Versuch, das Pädagogium ohne erhöhten Zuschuss aus Staatsmitteln mit Festhaltung seiner gesammten Aufgabe fortzuführen. Ohne ihn, wie der Ausdruck lautete, ganz ausdrücklich zum Director des Pädagogiums zu ernennen, übertragen ihm die Behörden die Stellung eines Directors des Pädagogiums. (Progr. 1852. S. 15.) Die Verhandlungen über die Beseitigung dieses Interimisticums haben fast die Zeit seines ganzen Directorates hindurch gewährt. Leicht würde es ihm geworden sein — so darf ich vermuthen, wenn ich es auch durch keinerlei Actenstück zu belegen vermag — die Sache zum Austrag zu bringen, wenn er auf das dem jedesmaligen Director zustehende Privilegium, seinen Nachfolger im Directorat des Waisenhauses zu ernennen, hätte verzichtet und so diese Anstalt in die Hände des Staates übergeben wollen. Gewiss würde man seiner Person gegenüber alle gewünschten Bedingungen eingegangen sein. Dies nicht zu thun, glaubte H. in seinem edlen Sinne der Familie Steinbart um so mehr schuldig zu sein, als er eben kein Steinbart war. In der That zwar war ja in der oben erwähnten Bestimmung der Stiftungsurkunde der Familie Steinbart selbst keinerlei Recht verliehen, und der jedesmalige Director war für seine Wahl in keinerlei Weise an den Kreis dieser Familie gebunden gewesen. Indem aber bisher, wie natür-

lich, die Stellung vom Vater auf den Sohn übergegangen war, schien es als selbstverständlich, dass durch Aufgabe jenes Rechtes der Familie selbst ein Recht entzogen würde. — H. hat einen andern Versuch gemacht, die dauernde Selbständigkeit auch des Pädagogiums zu begründen und die Unabhängigkeit desselben vom Staate zu erreichen, indem er demselben eine eigene Fundation zu geben suchte, um den Staatszuschuss entbehrlich zu machen. Er hat im J. 1856 zu diesem Zwecke einen Aufruf erlassen, der freilich die sehr große Summe von 60000 Thlr. in Aussicht nahm. Derselbe hat großen Erfolg gehabt, es sind über 12000 Thlr. zusammengekommen, die selbständig verwaltet und deren Zinsen capitalisirt werden, bis jene Höhe von 60000 Thlr. erlangt sein wird. Der beabsichtigte Zweck ist nicht erreicht worden; man kann meines Erachtens auch sagen, dass der Versuch in seiner Anlage verfehlt war. Bei dem Streben des Staates, alles von sich abhängig zu machen, würde er der Nothwendigkeit eines Zuschusses aus Staatsmitteln sich wohl sehr gern überheben gesehen haben, aber unter dem Titel des Bestätigungsrechts würde er auf die Besetzung des Directorats einer höheren Lehranstalt stets den entschiedensten Einfluss ausgeübt haben. So ist nach langer Pause diese Angelegenheit erst am 28. März 1868 dahin zum Abschluss gekommen, dass die Anstalten: Waisenhaus und Pädagogium einerseits zu einer auf Stiftungen gegründeten Staatsanstalt vereinigt, dem Director aber nicht unerhebliche Vorrechte eingeräumt worden sind; namentlich ist ihm auch das Recht gewährleistet, testamentarisch seinen Nachfolger im Amte zu ernennen, dessen Ernennung aber der Bestätigung der Königl. Behörde unterliegt. So machte es denn einen komischen Eindruck, als im J. 1868 der Staatsanzeiger die Nachricht brachte, dass H., der bereits 1865 sein 25jähriges Jubiläum als Director gefeiert hatte, zum Director des Pädagogiums bestellt worden sei. In dieser Vereinbarung ist übrigens zum ersten Male der Familie Steinbart als solcher ein ausdrückliches Recht auf das Directorat zuerkannt worden, dahin nämlich, dass der jedesmalige Director und eben so die Staatsregierung, falls sie in die Lage kommt, die Ernennung zu treffen, sei es, dass keine testamentarische Bestimmung seitens des jeweiligen Directors getroffen ist, oder die getroffene von der Regierung nicht hat bestätigt werden können, gehalten sein solle, wenn sich unter den Nachkommen des Stifters Siegmund Steinbart oder Rudolf Hanows eine geeignete Persönlichkeit finde, diese zum Director zu ernennen. Indem die Regierung aus freiem Entschlusse neben den Namen: Siegmund Steinbart den Rudolf Hanows, ihm selbst zur Überraschung und zu gerechtem Stolze, als gleichberechtigt hinzufügte, hat sie durch diesen Zusatz nichts geändert; denn jeder Nachkomme Rudolf Hanows ist auch zugleich ein Nachkomme Siegm. Steinbarts; aber sie hat dadurch kundgegeben, dass nicht bloß „die innere Neugründung der Anstalt als eines wahren humanistischen Gymnasiums, als einer von echt christlicher Liebe durchwehten Erziehungsstätte“, sondern dass auch „die äußere Neugestaltung die Frucht seiner unermüdeten Ausharrens in schwerster Zeit, seiner uneigennütigen Opferfreudigkeit, seines persönlichen Eintretens“ gewesen sei.

Um diese Opferfreudigkeit in helles Licht zu stellen, bleiben noch einige Punkte zu erwähnen. Bei der Testamentsöffnung gab H. seiner Schwiegermutter gegenüber die Erklärung ab, er übernehme das Directorat nur interimistisch, und versprach freiwillig, nach 10 Jahren dasselbe in die Hände seines Schwagers August, der damals wie gesagt noch auf der Schule war, zu übergeben. Und so entliefs er Ostern 1842 denselben zur Universität mit der Mah-

nung, tüchtig zu arbeiten, um dereinst an der Stätte seiner Väter die Leitung der Anstalt aus seinen Händen zu übernehmen. H. hat also die schwere Last und das daran sich knüpfende Odium zunächst für einen Dritten auf sich geladen. Jeder Unbefangene konnte freilich schon damals starke Bedenken hegen, ob jenes Versprechen je realisirbar sein würde. Darüber wird aber wohl kein Zweifel obwalten, dass nach Ablauf der 10 Jahre der beklagenswerthe junge Mann, auch abgesehen davon, dass er nie ein Staatsexamen gemacht, körperlich und geistig völlig ungeeignet war, einer solchen gröfseren Unterrichtsanstalt vorzustehen oder überhaupt eine selbständige Wirksamkeit auszuüben. — Ein anderer Punkt ist folgender. Die Uebnahme des Pädagogiums war für Hanow (Progr. 1852) nicht allein von der Genehmigung der Behörde abhängig, sondern auch von einem Abkommen mit den Erben seines Schwiegervaters. Da das Pädagogium Privatanstalt gewesen war, so konnten diese Erben als ihr unbestrittenes Eigenthum das ganze Inventar des Pädagogiums beanspruchen und hatten ein unzweifelhaftes Recht an die Rückstände aus Pensions- und Schulgeldzahlungen, die sich bei den vielfachen Rücksichten, die genommen waren, bis zum Schlusse des J. 1836 nach dem i. J. 1840 gemachten Abschlusse auf 7682 Thlr. beliefen. H. musste daher den Steinbartschen Erben gegenüber einen lästigen Vertrag eingehen. — Den gröfsten Beweis seiner selbstlosen Gesinnung gab er aber bei den letzten Verhandlungen dadurch, dass er in dieselben eingieng, ohne sich einen Ueberschlag über seine bisherigen Einnahmen gemacht, und daher auch ohne an eine für sich aufzustellende Forderung gedacht zu haben, die Bestimmung der Normirung seines Gehaltes dem Gutdünken der Behörde anheimgab und es sich ohne Widerstreben gefallen liefs, dass dadurch sein Gehalt gegen das bisherige sehr erheblich verkürzt wurde.

Gott hat solche Opferfreudigkeit H.'s, seine unermüdliche Thätigkeit reich gesegnet; das Pädagogium ist, trotzdem dass in vielen Orten, aus denen sich früher dasselbe zu recrutiren pflegte, in Grünberg, in Landsberg, besonders auch im Großherzogthum Posen, aus dem massenhaft Schüler und Zöglinge gekommen waren, höhere Lehranstalten gegründet worden sind, äußerlich und innerlich gewachsen und erstarkt. Als H. die Anstalt übernahm, bestand die Schule aus 146 Schülern; eine große Anzahl der heute überfüllten Stuben war ganz leer, allmählich wurde eine nach der andern wieder besetzt; im J. 1850 war die Anzahl der Schüler 209, in ähnlicher Weise war die der Zöglinge gewachsen; mehrere Stuben, die früher anderen Zwecken dienten, hatten zu Pensionärzwecken eingerichtet werden müssen; bei seinem Tode umfasste die Schule 313 Schüler, die Anstalt 125 Zöglinge.

Wie groß die Schwierigkeiten waren, die H. bei der Uebnahme des Directorats im Collegium vorfand, ist oben bereits angedeutet. Ich erwähne nur noch seine Stellung zu Thienemann. So sehr H. geneigt war, ihn in seinem bisherigen Besitze zu schonen (so lange Thienemann lebte, prüfte und inscribte er sämtliche Novizen und führte daher auch das Album der Schule), um so mehr, als er trotz der großen Verschiedenheit der Naturen eine tiefe Hochachtung vor der musterhaften Reinheit Thienemanns fühlte und seine großen Verdienste um die Anstalt gern anerkannte (vgl. den ausführlichen Nekrolog Thienemanns im Progr. 1849), so konnte es doch nicht fehlen, dass die neue jugendliche Kraft allerhand Aenderungen in Bezug auf Disciplin und äußere Einrichtungen vornahm, die von Thienemann, wie es ja zu geschehen pflegt, wenn man sich lange an etwas gewöhnt hat, im Vergleich zu dem Bisherigen nicht als Verbesserung

gen angesehen wurden. Ein großes Familienunglück, die traurige geistige Entwicklung des einzigen Kindes und dessen unmittelbar nach der Einsegnung erfolgter Tod trat hinzu. Kurz, Thienemann erfüllte zwar die Pflichten seines Amtes mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Treue; er zog sich aber, wie eine Schnecke in ihr Haus, immer mehr in sich zurück, so dass H. der freudigen Mitwirkung dieser bedeutenden pädagogischen Kraft entbehrte. H.'s freundliches Entgegenkommen, seine Gewandtheit verhüteten größere Zwistigkeiten; in dem treuen Beistande von Marquard und Lobach, der Verehrung und bereitwilligen Mitwirkung der jüngeren Collegen, der Liebe und Hochachtung seiner Schüler und in dem Glücke, welches ihm seine Familie gewährte, fand er die Kraft, die Schwierigkeiten des übernommenen Amtes zu ertragen und zu überwinden. Allmählich klärten sich ja auch die Verhältnisse mehr und mehr. Rätig starb und damit war ein für die Disciplin der Anstalt bestehender Krebschaden beseitigt. Die Zeit glich Manches aus. Ein wissenschaftliches Kränzchen, in dem lateinische Lectüre getrieben wurde, an dem freilich Thienemann nicht theil nahm, vereinte das Collegium immer mehr.

Da erfuhr H.'s Thätigkeit im Jahre 1848 dadurch eine ihm selbst unerwünschte Unterbrechung, dass er zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt wurde. Unerwünscht, sage ich; denn wer da weiß, wie lieb ihm seine Lehrthätigkeit stets gewesen ist (und seine Prima bestand gerade damals aus besonders tüchtigen Kräften), wie wichtig seine Anwesenheit in Züllichau selbst war, wie schwer ihm jederzeit auch nur eine kurze Trennung von seiner Familie geworden ist, wie schwer sie ihm in jener stürmisch bewegten Zeit von Züllichau, welches noch keineswegs so leicht und schnell zu erreichen war, gewesen sein muss, und gerade damals, wo seine Frau sich zum ersten Male und unter schwerem Kampfe, dem dringenden Wunsche ihres Mannes sich fügend, von ihrem ältesten 11jährigen Sohne getrennt hatte, der auf die Ritterakademie in Liegnitz gebracht worden war, und ihr jüngstes Kind unter dem Herzen trug, der wird keinen Augenblick darüber in Zweifel sein, dass er nur geglaubt hat, der höheren Pflicht für das Vaterland jedes persönliche oder untergeordnete Interesse nachstellen zu müssen. Im Sinne des Solonischen Gesetzes glaubte er, es sei in jener Zeit, wo alle äußere Ordnung nicht gelockert, sondern aufgehoben war, Pflicht des Patrioten, das Feld nicht der rohen, ungebildeten Masse zu überlassen, sondern muthig selbst einzutreten. Zudem hatte H. persönlich keinerlei Veranlassung, besondere Animosität gegen die Regierung zu hegen. Es ist oben erwähnt, wie anerkennend sich das Ministerium über ihn ausgesprochen. Aechliche Anerkennung war ihm später mehrfach zu theil geworden. Am Ordensfeste 1848, also kurz vor dem Ausbruche der Revolution, war ihm der Rothe Adlerorden verliehen worden. Gewiss folgte er also nur seiner inneren Ueberzeugung, wenn er sich mit Entschiedenheit der liberalen Partei anschloss. Er hat in der Versammlung zu der Fraction Uaruh gehört, die allerdings weit links ging: aber es muss gesagt werden, dass diese Fraction ursprünglich, als H. zu ihr trat, in ihren Principien weniger nach links stand, als die mehr doctrinäre Fraction Kirchmann, und erst nach und nach theils durch andre Verhältnisse, namentlich aber, wie die ganze Versammlung, durch die damals freilich auch leicht entschuldbaren Fehler der Regierung selbst, immer mehr nach links gedrängt wurde. Wie peinlich ihm seine Thätigkeit in der Versammlung war, wie widerwärtig für ihn, dessen feines Gefühl durch nichts so sehr verletzt werden konnte, als durch Rohheit, der man bekanntlich damals in Berlin nie ausweichen konnte,

wie er also damals nicht einem persönlichen Wunsche folgte, sondern nur eine gebieterische Pflicht gegen das Vaterland erfüllen zu müssen geglaubt hat, das dürfte ich zu versichern wohl nicht unberechtigt sein, da H. damals eine längere Zeit bei mir, der ich Ostern nach Berlin ans Seminar gekommen war, gewohnt hat. Dabei bewies er auch hier seine Gewissenhaftigkeit in Erfüllung der übernommenen Pflichten; ohne dass er ein hervorragendes Glied der Versammlung geworden wäre, was ihm bei seiner geschichtlichen Vorbildung, seiner Rednergabe gewiss leicht gewesen sein würde, ist er doch von früh bis spät theils in den Versammlungen, theils in den Commissionsitzungen und Fraktionsberathungen, theils mit den Vorbereitungen für dieselben zu seiner eigenen Instruction thätig gewesen, und es vergingen nicht selten mehrere Tage hintereinander, an denen wir kaum mehr als einige wenige Worte in den ersten Morgenstunden gewechselt haben. Die Geburt seines jüngsten Sohnes, die gerade in die letzten Tage des October fiel, überhob ihn der Uaannehmlichkeit, bei der Steuerverweigerung mitzuwirken, und er dankte Gott dafür, dass ihm dieselbe erspart worden sei. Unzweifelhaft würde er sich von der Fraction nicht getrennt haben, so erfolglos ihm auch jener Schritt erscheinen musste; andererseits war er nicht eitel genug, ein zweckloses Martyrium zu suchen. Der bald darauf erfolgende Tod Thienemanns machte seine Rückkehr und die Niederlegung seines Mandats im Interesse der Anstalt zur Nothwendigkeit. Im Anfang des Jahres 1849 von neuem zur 2. Kammer gewählt entschloss er sich nach schwerem Kampfe, die Wahl anzunehmen, gab aber, da die Verhältnisse der Anstalt es dringender als je verlangten, schon im März das Mandat wieder auf. — Diese seine politische Thätigkeit hat ihm, wie er es selbst wohl nicht anders erwartet hat, viele Feinde zugezogen, und es hat lange gedauert, ehe er den Eindruck bei vielen zu verwischen vermocht hat. Ich weifs nicht, ob und wie weit er selbst später alle seine Abstimmungen und Reden gebilligt; er gehörte nicht zu denen, die sich für unfehlbar hielten. Ueberdies verlangte jene aufgeregte Zeit einen ganz besonderen Mafstab der Beurtheilung. Das glaube ich aber in Bezug auf seine politische Thätigkeit sagen zu dürfen: Indem er das Mandat übernahm, hat er ein sehr schweres, ihm persönlich sehr empfindliches Opfer gebracht. Und zweitens: H. hat den Mantel nicht nach dem Winde gehängt; er hat der liberalen Partei bis zu seinem Ende mit aller Entschiedenheit angehört; ohne sich vorzudrängen, hat er trotz der üblen Erfahrungen, die er gemacht, stets Farbe bekannt, ist seiner Bürgerpflicht an der Wahlurne regelmäfsig nachgekommen und hat, durch das Vertrauen seiner Mitbürger jederzeit zum Wahlmann gewählt, auch zur Zeit des Conflicts sich nicht gescheut, seiner Ueberzeugung gemäfs seine Stimme gegen die Regierung abzugeben. Wie nachgiebig, biegsam, elastisch er auch schien, wo es seine Pflicht galt, war er fest und von unbedingter Zuverlässigkeit. — Daneben hat er zu allen Zeiten seine Anhänglichkeit und Verehrung gegen den König und das Königl. Haus frei und offen kundgegeben, kein Jahr verging, dass nicht in den Räumen der Anstalt, lange ehe die Feier des Königl. Geburtstages officiell angeordnet war, derselbe festlich durch einen abendlichen Schulactus begangen wurde, in dem er dann selbst die eigentliche Festrede hielt, die Thaten, die Verdienste der Hohenzollern im allgemeinen, die Regententugenden des Monarchen insbesondere, dem die Feier galt, mit der ihm eigenen Klarheit und Eindringlichkeit hervorgehoben hätte: dass er mit der innigsten Theilnahme die glänzenden Erfolge der preussischen und deutschen Waffen und Politik begleitete, dass er das Erringen der Einheit des deutschen



Volkes, für die er in einer herrlichen Rede am 14. Oct. 1844 seine Schüler zu begeistern gesucht hatte, mit lautem Jubel begrüßte, braucht kaum erwähnt zu werden.

Die letzten 2 Jahrzehnte sind verhältnismäßig ruhig für ihn verfloßen; sie brachten ihm manche Freude. Vor allen Dingen erwuchs ihm solche aus der glücklichen Entwicklung seiner 3 Söhne. Sein ältester Sohn brachte ihn durch seine philologischen Studien in Berlin und Bonn wieder in innige Berührung mit seinem Freunde Ritschl u. a. und führte ihm neue werthe jüngere Bekannte zu, in deren Unterhaltung sich sein stets jugendlich frischer Geist besonders wohl fühlte. Derselbe kehrte dann nach Züllichau zurück, um unter des Vaters Leitung seine Lehrthätigkeit zu beginnen. Die frühe, glückliche Verheiratung dieses Sohnes mit einer geliebten Nichte, die den Eltern schon früher den Mangel einer Tochter ersetzt hatte, die Geburt und das fröhliche Gedeihen der lieben Enkel, alle diese Umstände waren reiche Veranlassung zu inniger Freude. Die beiden andern Söhne haben sich der Jurisprudenz zugewendet, nicht dem ursprünglichen Wunsche der Eltern gemäß, welche den Lehrerberuf so sehr allein andern vorzogen, dass sie es sehr gern gesehen haben würden, wenn alle Söhne sich demselben gewidmet hätten. Aber fern war es von ihnen, ihren Wunsch allein aufgebend sein zu lassen; und als sie sahen, welche Befriedigung die Söhne in dem erwählten Berufe fanden, wie sie auch in ihm den wissenschaftlichen Sinn und die Gewissenhaftigkeit des Vaters bewährten, haben sie sich leicht damit ausgesöhnt und auch von ihnen reiche Freude genossen. Außerdem bezugte manches Jubiläum, welches H. in dieser Zeit feierte, wie begierig seine Amtsgenossen, seine Freunde, seine Schüler, die gegenwärtigen, wie die ehemaligen, jede Gelegenheit ergriffen, ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit kundzugeben. Im Jahre 1855 beging er sein 25jähriges Doctorjubiläum, zu dem ihn außer seinen nächsten Amtsgenossen und Schülern auch Berliner Studenten und Glogauer Freunde in lateinischen Gedichten beglückwünschten; im Jahre 1858 seine silberne Hochzeit, im Jahre 1865, wie schon oben erwähnt, sein Directoratsjubiläum. Im Jahre 1867 hatte er die Freude, das 100jährige Bestehen des Pädagogiums zu feiern und bei Gelegenheit dieses in ungetrübter Fröhlichkeit verfließenden Festes die zahlreichsten Beweise treuer Anhänglichkeit an die Anstalt, namentlich aber an seine Person zu empfangen. Uebrigens hatte seine aufreibende Thätigkeit selbst an seiner überaus elastischen Natur nicht ohne Spuren vorübergehen können. Wo es freilich galt seine geistige Kraft zu entfalten, da wirkte er noch mit voller Frische und Lebendigkeit und selbst in einer der letzten Wochen gab er seinen Freunden durch das Muster eines populären Vortrages, den er in einer litterarischen Gesellschaft hielt, den vollen Genuß seiner wunderbaren Darstellungsgabe. Aber er zog es doch oft vor, sich in der Gesellschaft zurückzuziehen; nach einer stärkeren Anstrengung ermattete er nicht selten um so mehr; der Grundsatz, den er in den letzten Jahren einmal aussprach, er sei dahin gekommen, sich der Behörde gegenüber, wo er des Erfolges nicht sicher sei, jeder Remonstration zu enthalten, um sich unnütze Schreiberi zu ersparen, charakterisirte ebenfalls die eingetretene Mattigkeit und Abspannung seiner Kräfte. So liefs er auch auf der Anstalt manches gehen und scheute sich, nothwendige Neuerungen vorzunehmen, energisch gegen einreisende Uebelstände einzuschreiten. Die letzten Jahre hatten überdies in dem ihm näher stehenden Kreise manche starke Lücken gerissen; auch in seiner weiteren Familie war ihm der Tod recht nahe getreten; kein Jahr verging, dass er nicht

an dem Todtenfeste unsrer Anstalt unter den ehemaligen Zöglingen derselben eines nahen Verwandten gedenken musste. Besonders schmerzlich war der am Tage nach dem letzten Todtenfeste erfolgende Hingang des Seniors unseres Collegiums, des wegen der Reinheit und Schlichtheit seines Charakters weit und breit verehrten Predigers Lobach. So musste ihm wohl der Gedanke nahe treten, es werde sich der Wunsch nicht erfüllen, den Glogauer Freunde bei seinem Doctorjubiläum, im Hinweiss auf seine in hohem Alter stehende Mutter, scherzhaft ausgesprochen:

*Vive diu felix; matrem migrante capillo  
Longaevas vitae nobile pignus habes.  
Ne citius quam aevo grandis Voltarius olim  
Eoae senti lenta venena fabae.*

Doch gerade das letzte Vierteljahr bekundete einen neuen Aufschwung. H. griff noch einmal kräftiger an, zog vor Zeiten berathene und beschlossene Einrichtungen aus seinen Papieren hervor, um sie zur Ausführung zu bringen. In gewohnter Weise hatte er die Schüler zu den Weihnachtsferien entlassen, im Kreise seiner Familie das Fest begangen; da, am 3. Feiertag früh um 8 Uhr bei der Arbeit trat ein Schlaganfall ein, aber so unbedeutend, so, wie es schien, ohne jede Lähmung irgend eines Körpertheiles, dass selbst die Aerzte zweifelhaft wurden, ob ein eigentlicher Schlaganfall stattgefunden habe. Er wollte sich denn auch kaum von der Arbeit zurückhalten lassen und nur mit Mühe konnte er durch die Aerzte von der Nothwendigkeit eines längerenurlaubes überzeugt werden. Während seine Unterhaltung regelmässig und zusammenhängend in gewohnter Weise floss, zeigte sich doch in einigen Aeußerungen, dass der Geist etwas gelitten habe und eine Gehirnähmung eingetreten sei; da trat, nachdem er noch am Nachmittag längere Zeit im Papien, geleitet von seinem jüngsten Sohne, umhergegangen war, am Abend des 30. ein neuer stärkerer Schlaganfall ein, dem ein harter Todeskampf folgte, um seinem theuern Leben am Morgen des 31. Dec. ein Ende zu machen. Gott hatte es den beiden verehrten Männern, Lobach und Hanow, vergönnt, bis an ihr Ende in ihrem Berufe thätig zu sein, ihnen die Beschwerden eines thatenlosen, dahin siechenden Alters erspart. H's. Begräbnis fand am 3. Jan. unter allgemeinsten Theilnahme der Bevölkerung statt, der größte Theil der Schüler, soweit die Nachricht durch die Zeitungen sie hatte erreichen können, aber auch viele frühere Schüler aus der Nähe und Ferne, so aus Berlin, aus Schlesien, aus dem Großherzogthum bis von Gnesen her waren herbeigeeilt. Das Telegraphenbureau war am 2. nicht im Stande, die Menge der einzelnen Anfragen nach der Stunde des Begräbnisses zu bewältigen. Andre hatten ihre Theilnahme auf andre Weise kundgegeben. Eine einfache Schulfeyer folgte am ersten Schultage, dem 6. Jan., für die gesammte Anstalt, bei welcher ich in einer Ansprache ein kurzes Bild des Verstorbenen zu entwerfen versuchte. Noch am Abend traten auf Anregung eines seiner geliebtesten und treuesten Schüler, des Prof. Hirschfelder in Berlin, mehrere von uns, seinen früheren Schülern, zusammen, um einen Aufruf zur Gründung einer Hanowstiftung zu erlassen, der auch großen Anklang gefunden, so dass heute bereits die Summe von 2000 Thlrn. überschritten ist.

Sind wir in dem Vorstehenden seinem Lebensgange gefolgt, so ist doch sein Wirkungskreis hier in Züllichau ein so überaus vielseitiger gewesen, dass es unmöglich war, hierbei auch nur einigermaßen eine Anschauung von dieser seiner ausgedehnten Thätigkeit zu geben, und so wird es nöthig, die einzelnen,

Seiten derselben gesondert zu betrachten. Zunächst geben wir in wenigen Worten einen Ueberblick über diese Thätigkeit. Er bekleidete, wie oben erwähnt, eine volle Lehrerstelle und hat in derselben je nach den Jahren 14—22 Stunden gegeben; im Anfange und als die Classen noch klein waren, die größere Anzahl, später in den Jahren 1860—63, als die Prima, in der er seinen Hauptunterricht erteilte, über 50 Schüler zählte, 16 Stunden, in den letzten Jahren, in denen die Anzahl ebenfalls noch regelmässig 40 überschritt, 14 Stunden. Außerdem hatte er eine sogenannte Inspection, d. h. die specielle und ausschließliche Aufsichtigung über etwa 16 Zöglinge der Erziehungsanstalt. Er führte das Directorat der Unterrichtsanstalt welche zuletzt über 300 Schüler zählte, das Directorat der Erziehungsanstalt, welche aus c. 120—130 Zöglingen bestand. Als der bisherige Rendant, der Oberlehrer Steinbart, unfähig geworden, sein Amt zu verwalten, da hat er mehrere Jahre lang auch die laufenden Geschäfte dieses Amtes mit übernommen, bis im Jahre 1860 der gegenwärtige Rendant angestellt wurde. Außerdem aber hatte er als Director des Waisenhauses die ausgedehnte Verwaltung der 4 Stiftungsgüter unter sich. Denn wenn diese auch natürlich verpachtet waren, so war doch eine vielfältige Entscheidung und ausgedehnte Correspondenz über viele Dinge nöthig, die unmittelbar der Bestimmung des eigentlichen Gutsbesitzer zu verbleiben pflegen. H. stellt hierüber Folgendes zusammen (Progr. 1852 S. 10). Der heutige Wirkungskreis des Waisenhausedirectors zerlegt sich in folgende Bestandtheile: Er hat hier an Ort und Stelle die Aufsicht über die Gebäude und die liegenden Gründe des Waisenhauses. Er ist Verwalter der Waisenhausegüter. Als solcher stellt er einerseits die Person des Gutsbesitzer dar, beruft Geistliche, Küster und Lehrer, bestellt die Dorfobrigkeit, leitet die Armeenpflege, schließt Pachtecontracte über die ganzen Güter oder einzelne Bestandtheile derselben, bestimmt die vorzunehmenden Bauten, leitet die Forstverwaltung und stellt die Forstbeamten an, führt Prozesse und Verhandlungen im Interesse der Güter. Andererseits vertritt er die Verwaltung den hohen Behörden gegenüber, legt die Verwaltungsetats für die beiden Gütercomplexe, für die beiden Forsten und für das Waisenhaus selbst den hohen Behörden zur Genehmigung vor und hat auf Grund dieses Etats vollständige Rechnung zu führen und abzulegen. In den Rechnungsangelegenheiten steht ihm ein Rendant zur Seite, welcher unter des Directors Verantwortlichkeit sein Amt verwaltet. Der Director verleiht endlich die Freistellen des Waisenhauses.

Gehen wir nun auf das Einzelne ein und zwar zunächst auf seine Wirksamkeit als Lehrer. Hat er es auch nie verschmäht, in den unteren und mittleren Classen zu unterrichten, wie er noch im letzten Jahre den Ovid in Obertertia übernommen hatte, so war er doch vermöge seiner wissenschaftlichen Bedeutung vorzugsweise auf die oberen Classen angewiesen. Als die drei Hauptfächer, in denen er unterrichtete, sind die alten Sprachen, Deutsch und Geschichte zu bezeichnen. Dass er diese großen Gebiete vollständig beherrschte, weist schon allein auf den Umfang seiner Kenntnisse hin. In Sorau gab er Lateinisch und Deutsch in den beiden obersten Classen, bei seinem Eintritte in Züllichau Lateinisch und Deutsch in Secunda und Griechisch in Prima; später, als Rätig gestorben, übernahm er, wohl von der Ansicht ausgehend, dass der wichtigste Unterrichtsgegenstand des Gymnasiums in der Hand des Directors ruhen müsse, den lateinischen Unterricht in Prima, und nach dem Tode Thienemanns auch die Geschichte in Prima. In Sorau und eine Zeit lang auch in Züllichau hat er den

Unterricht in der philosophischen Propädeutik gegeben, indem er hier Trendelenburgs *elementa logices Aristoteles* zu Grunde legte. Im Französischen, in der Religion hat er nur zeitweilig und zur Aushilfe unterrichtet.

Um den Charakter seiner Lehrweise zu erfassen, dürfte vielleicht folgende Notiz nicht ungeeignet sein. Kurz nach seinem Eintritte in Sorau machte er uns als auf einen Hauptpunkt für das Verständnis der alten Classiker und der in ihren Werken vorhandenen unvergänglichen Schönheit darauf aufmerksam, dass die Alten die besondere Kunst besessen hätten, dem Inhalte auch stets die ihm entsprechende schöne Form zu geben. H. selbst, ein gelehriger Schüler der Alten, hat denn auch diesem Grundsätze getreu sich stets bemüht, allen seinen Leistungen, Einrichtungen u. s. w. durch eine passende schöne Form ein künstlerisches Gepräge aufzudrücken. So sollte auch jede seiner Lehrstunden ein in sich abgeschlossenes kleines Kunstwerk sein; sein Unterricht war von der ersten Minute bis zur letzten gleich frisch und lebhaft; keine Stockung, keine Unsicherheit trat ein, alles war wie aus einem Gusse. Dies konnte nur dadurch geschehen, dass er einmal jeder Stunde eine eingehende, sorgfältige Präparation vorzugehen liefs — und dies erstreckte sich bis auf die 2 Stunden des letzten Jahres, welche er in Obertertia gab und auf die er sich am Abend vorher mit einer Sorgfalt präparirte, als wenn er der erste Anfänger im Unterrichten wäre — dass er andererseits seine geistige Kraft während der Lehrstunden selbst ungewöhnlich anspannte. Darum gab er auch nicht gern eine gröfsere Anzahl von Stunden hinter einander, weil ihn dies eben bei seiner Lehrweise zu sehr anstrengte. Mit jenem Streben nach künstlerischer Gestaltung seines Unterrichts dürfte zusammenhängen, was einer seiner Schüler sagt: Er unterschied sich von den meisten Lehrern dadurch vortheilhaft, dass er sich vor den Schülern nie in Klagen über ihre Kenntnislosigkeit erging, vielmehr stets unverdrossen und mit einer gewissen Heiterkeit an der Beseitigung derselben arbeitete. Und er hätte in Sorau, er hätte in Züllichau, als er die Schüler im Griechischen aus Rättigs Händen übernahm, sehr begründete Ursache zu solchen Klagen gehabt. Auch sonst war ihm ein anhaltendes, wortreiches Klagen über Unfleifs, Unaufmerksamkeit durchaus fremd. Seine Unzufriedenheit sprach er in der Classe sehr selten mit Worten aus, er gab sie durch schärfere Stimme oder ungewöhnlichen Ernst, dadurch, dass er plötzlich zu einem anderen überging, zu erkennen und er hat mit diesen Mitteln seinen Zweck, einen schmerzlichen Eindruck auf den betreffenden Schüler zu machen, vollkommen erreicht. Andererseits zollte er auch Lob und Anerkennung in Worten nicht häufig; schriftlich, als Urtheil unter dem Arbeiten, gern und oft; doch wurde weder das lobende noch das tadelnde Urtheil der Classe mitgetheilt. — Auch auf die äufsere Form der Arbeiten legte er besonderen Werth; verlangte ordentliche Haltung der Hefte, gute, wenigstens leserliche und grofse Handschrift. Ich gedenke noch eines Vorfalles aus einer der ersten Wochen seines Unterrichtes in Sorau. Wir waren auch in dieser Hinsicht schlecht gewöhnt, hatten uns aber nach unsrer Weise für den ersten deutschen Aufsatz „über die Vorzüge der Jugend“, den wir H. in Secunda abzuliefern hatten, rechte Mühe gegeben und sahen der Rückgabe unsrer Arbeiten mit grofser Erwartung entgegen. Da verbreitete sich auf einmal die Nachricht, H. bringe uns alle Hefte uncorrectirt, zu nochmaliger Abschrift zurück. Während wir einen solchen Affront für unglaublich hielten und nicht wussten, was H. aussetzen haben könne, bekamen wir nun allerhand neue, uns bis dahin völlig unbekannt Bestimmungen für die äufsere Einrichtung unsrer Hefte und

die Fassung unsrer Arbeiten. — In den mittleren Classen stellte er bisweilen nicht geringe Anforderungen an die häusliche Thätigkeit seiner Schüler; weniger geschah dies absichtlich in Prima und er liefs hier, besonders in früheren Zeiten, dem Primanerfleisse einen freieren Spielraum. Allerdings mussten wir in Sorau in Prima, die nur aus 11—13 Schülern bestand, wöchentlich abwechselnd einen lateinischen und einen deutschen Aufsatz liefern; doch hatten diese Arbeiten nur einen mässigen Umfang, während wir uns eine möglichste Feilung des Ausdruckes angelegen sein mussten. Daneben erwartete er aber, dass die Besseren privatim um so fleissiger sein würden, je mehr Freiheit ihnen in der Wahl ihrer Beschäftigung gelassen würde; diejenigen aber, welche keinen wissenschaftlichen Trieb hätten, würden, das wusste er, sich einer ernstern, fruchtbringenden Arbeit doch entziehen, wenn dieselbe nur durch Zwang erreicht werden sollte. Und ich glaube, er hat sich hierbei nicht geirrt. Als *Præfectus chori* musste ich einen ziemlichen Theil meiner schulfreien Zeit singend in der Kirche und auf der Strafse zubringen. Und doch habe ich privatim in Prima eine ziemlich bedeutende Menge nicht blofs gelesen, sondern schriftlich übersetzt. Ich besinne mich, so die 5 Bücher von Ovids *Tristia*, die 4 Bücher von Virgils *Georgica*, wobei ich die große Ausgabe von Voss benutzte und gewissenhaft sämtliche Anmerkungen durcharbeitete, sämtliche *Verrinae* von Cicero incl. der *Divinatio*, Cic. *de oratore*, von dem wir nur einen kleinen Theil in der Schule behandelt hatten, mehrere Partien aus Livius und zuletzt eine ziemliche Anzahl Reden von Muret gelesen zu haben, die jedoch nur lateinisch excerptirt wurden. Ebenso wurde Homer vollständig durchgelesen, während in der Classe zwar der größte Theil der Iliade, aber von der Odyssee nur der 6. bis 12. Gesang übersetzt worden war. Und während Sophokles bei uns nicht gelesen wurde, habe ich privatim zwei Tragödien desselben mit Hilfe eines in unsrem Hause wohnenden, am Gymnasium beschäftigten Schulumtscandidaten übersetzt. Aehnlich mag es auch in Züllichau in früherer Zeit gewesen sein; wenigstens erzählte mir Dir. Kroschel, dass er einen großen Theil des Sommers täglich um 4 Uhr aufgestanden sei, um mit einem oder zwei Freunden, ich weiß nicht welchen Schriftsteller privatim zu lesen. Derselbe hebt zugleich bewundernd hervor, dass zu seiner Zeit H. trotz seiner ausgedehnten Geschäfte sich die Zeit genommen, Sonntag Nachm. von 4—6 eine auserwählte Anzahl Primaner um sich zu versammeln, um mit ihnen Tibull zu lesen. Dafür nahmen wir auch Liebe zu den alten Sprachen auf die Universität mit und Lust zu freier privater Beschäftigung, so dass ich, obgleich ich von Anfang an Mathematik zu meinem eigentlichen Studium gewählt, auf der Universität theils mehrere philologische Collegien gehört, theils bald allein, bald mit andern mehrere Stücke aus lateinischen und griechischen Schriftstellern gelesen habe. In den letzten Jahrzehnten wollte sich H. freilich von der Privatlectüre wenig mehr versprechen, namentlich nicht von einer mehr oder weniger erzwungenen. Und an eine freiwillige glaubte er wohl nicht mehr, seit der ganze Zug, der von oben her in das Gymnasium gekommen, mehr darauf ausgeht, Massen auswendig gelerntes Wissen zum Zweck des Examens zu erzielen und die Furcht vor dem nicht sowohl von dem Urtheile des Lehrercollegiums, als von den Zufälligkeiten der Prüfung abhängigen Resultate der letzteren eine freie Thätigkeit zu unterdrücken geeignet ist. — Was die Methode seines Unterrichts anbetrifft, so bestand n. E. die einzige Anforderung, die er an dieselbe stellte, in logischer Klarheit und Schärfe. Allgemeine Redensarten, hochtönende Phrasen waren ihm überall, aber

ganz besonders im Unterrichte, aufs äußerste zuwider. Im übrigen muss gesagt werden: sein lebendiger Geist, der sich immer jugendliche Frische und Elasticität bewahrt hatte, verkuöcherte nie in einer Methode. Das Nothwendige consequent und fest im Auge haltend und von diesem Nothwendigen nicht durch etwaige Liebhabereien abgezogen, wechselte er doch außerordentlich häufig mit der Methode und versuchte, bald auf diese, bald auf jene Weise den Gegenstand seinen Schülern lieb und werth zu machen. Durch diesen Wechsel gewann derselbe für ihn immer neues Interesse und dieses lebendige Interesse, welches er nun empfand, konnte nicht verfehlen, sich auch seinen Schülern mitzutheilen. So schrieb er in einem der letzten Jahre seines Lebens an seinen Schwager etwa: Wenn ich auch manchmal bei meinen vorgerückten Jahren unter der Last der Geschäfte, namentlich des geisttötenden Schreibwerkes stöhne, so erfrischt sich doch mein Geist immer wieder aufs neue, sobald ich in die Schule gehe. Obgleich ich nun dreifach denselben Gegenstand tractire, so geschieht es doch nie, ohne dass ich ihm neue Seiten abzugewinnen weis und neues Interesse an demselben empfinde und wecke. Er legte in den alten Sprachen keinen großen Werth auf eine umfangreiche Classenlectüre, er ging nur langsam, aber gründlich vor, und besonders war er geschickt, auch einen verwickelten Satz in seine logischen Bestandtheile zu zergliedern, wobei er zeitraubende und umständliche Herleitungen und Wiederholungen nicht scheute. Er liefs erst den Text lesen, auch bei der Repetition, dann übersetzen, erklärte einzelne Schwierigkeiten u. s. w. und gab regelmäßig eine Musterübersetzung, die dann in der nächsten Stunde nach Möglichkeit wiedergegeben werden sollte. Meistentheils dictirte er noch am Schlusse der Stunde ein oder zwei von ihm selbst abgefasste lateinische Anmerkungen über grammatische Eigenthümlichkeiten, zu denen ihm das Gelesene eine Handhabe bot. So sind mir von meiner Schulzeit her noch solche Bemerkungen über Asyndeta, Chiasmus, Ellipsen u. a. erinnerlich. Diese jetzt wohl ungewöhnliche Weise hat er noch im letzten Jahre bei seinem Ovidunterricht beobachtet. In früheren Zeiten hat sich seine Interpretation fast ausschließlich auf die Grammatik bezogen; ob er der Forderung der Zeit folgend später auch mehr auf das Sachliche eingegangen ist, wage ich nicht zu entscheiden, es ist mir aber nicht zweifelhaft; denn es lag durchaus nicht in seiner Natur, den Inhalt über der Form zu vernachlässigen. Vor allen Schriftstellern liebte er Horaz und suchte seine Primaner mit demselben nach Möglichkeit vertraut zu machen. Er interpretirte die Oden, ohne dass er ein Exemplar vor sich hatte, frei auf dem Katheder stehend, wie das überhaupt seine Gewohnheit war; er setzte sich weder, noch ging er in der Classe umher. Ein sehr großer Theil der Oden wurde auswendig gelernt; bald liefs nun H. den Text hersagen, unterbrach und liefs mit der deutschen Uebersetzung fortfahren; bald deutete er Stellen an und liefs sie in ihrem Zusammenhange angeben, die Oden bezeichnen, aus denen sie entnommen waren; metrische, sprachliche Eigenthümlichkeiten, sachliche Notizen gaben ihm zahlreiche Anknüpfungspunkte, das Erlernete in stete Wechselbeziehung zu setzen und zu einem geschmeidigen Besitz zu machen. Dieser Wettkampf in der Verwendung des Erlerneten ist von ihm bis zuletzt geübt worden, und von der Freude, die diese Behandlung der Lectüre des Horaz ihnen gewährte, werden seine Schüler aller Jahrgänge zu erzählen wissen, wie sie derselben in ihren Lebensläufen Ausdruck zu geben pflegten.

Eine besondere Erwähnung verdienen seine Stilübungen, die außerordentliche Gewandtheit, mit der er selbst die lateinische Sprache handhabte. Einen

Beweis davon liefern alle seine außerordentlich schön geschriebenen Programme, wovon auch die kurzen eben aus denselben entnommenen Stellen Zeugnis gegeben haben werden; einen Beweis boten uns, seinen Collegen, in früheren Jahren die Censuren unter den lateinischen Arbeiten der Abiturienten, die er in seiner gemüthvollen Weise dergestalt abzufassen pflegte, dass er dabei den Verfasser selbst anzureden fingirte, was allerdings auch insofern seine Berechtigung hatte, als er damals jedem Abiturienten seine Censur zu lesen gab. Mit dem größten Interesse las man das gern und freudig dem treuen Fleiße, der trefflichen Leistung gependete Lob, den immer in milde Worte ernster Rüge gekleideten Tadel in der schönen lateinischen Form. Auch diese Eigenthümlichkeit, hervorgegangen aus jenem Triebe kunstvoller Gestaltung, musste der alles nivellirenden, kalten Form der neuen Zeit weichen. Dass er auf Grund dieser eigenen ausgezeichneten Fertigkeit auch als Lehrer der Stilistik Treffliches geleistet hat, lässt sich leicht denken. Die Correcturen der Scripturae, Extemporalien, Versa, Aufsätze (denn alle diese Uebungen liefs er in bestimmtem Cycles von seinen Primanern vornehmen) absolvirte er pünktlich und, so weit es seine Zeit irgend erlaubte, vollständig; übrigens befolgte er bei den Correcturen der freien Arbeiten den Grundsatz, möglichst viel unangetastet zu lassen. — Das gleiche Lob großer Gewandtheit gebührt H. in Bezug auf die mündliche Handhabung der lateinischen Sprache. Seine Schüler früherer Zeit sind voll des Lobes der klaren und gewandten Art, mit der er in der fremden Sprache auch dem schwach Begabten deutlich zu werden wusste; und einer seiner gerade auf diesem Gebiete besonders sachverständigen Schüler, der Dir. Kroschel in Arnstadt, versichert, H. habe sich der lateinischen Sprache im Unterrichte mit einer Virtuosität bedient, dass er auch die schwierigsten Punkte zu klarem Verständnisse brachte. Auch gab er selbst reiche Gelegenheit zur Uebung im Sprechen. In Sorau wurde außer der eigentlichen Schulzeit eine besondere Stunde zu Disputationen bestimmt. Zunächst boten die Lebensbeschreibungen des Cato den Stoff; die eine Bank hatte Miltiades anzugreifen, die andere ihn zu vertheidigen u. s. w. Dann aber erhielt jeder ein besonderes Thema, über welches er im Laufe des Jahres eine ausgedehnte Arbeit anzufertigen hatte, die er dann vertheidigen musste. Die beiden, welche ich bearbeitet, waren: *non esse ex Germani suo nomine gloriantur*, und *C. Marium recte a M. Tullio conservatorem reipublicae esse nominatum*. Ich besinne mich, wie ich aus der Ernestischen Clavis und Rollins römischer Geschichte in ziemlich mechanischer Weise alle Stellen bei Cicero, die von C. Marius handelten, ausfindig zu machen gesucht habe, um sie in der Arbeit zu verwerthen. Auch in Züllichau hat er früher solche Disputationsübungen angestellt. Später hat er sie aufgegeben, wie er überhaupt das Lateinsprechen mehr in den Hintergrund treten ließ, indem er glaubte, der Strömung der Zeit auch in dieser Beziehung nicht Widerstand leisten zu sollen.

Aus der eignen Erfahrung kann ich noch über seinen deutschen Unterricht sprechen. Er verstand es, durch geschickte Wahl der Themen, für welche er jene Götheschen Epigramme wählte, deren Gedanken nicht eben die laudlichsten waren, durch die Weise der Correctur, durch welche er uns auf tiefer liegende Mängel aufmerksam machte und die Art ihrer Beseitigung zeigte, uns besonders Lust zu der Abfassung derselben einzufüßeln, und hielt uns doch ab, in langen Tiraden die Feder sich müde laufen zu lassen. Bei seinem überaus zarten Gefühl für poetische Schönheit übte es keinen geringen Zauber auf seine Schüler aus,

auf den Inhalt tiefsinniger Epigramme, auf die Schönheit unserer classischen Dramen, auf den Adel der Sprache und die ideale Gesinnung seines Lieblingsdichters-Schiller aufmerksam gemacht zu werden. Er erging sich freilich nicht etwa in überschwänglichen, allgemeinen Betrachtungen; was er sagte, war immer bestimmt an das concrete Beispiel angeknüpft und wurde an ihm zu voller Klarheit gebracht; aber oft genügte ein Wort, ein Wink uns fühlen zu lassen, was und wie tief und rein er empfand. Und schon die Kunst des Vorlesens, des klaren, richtigen, so ausdrucksvollen und doch nicht gesuchten Vorlesens, welche er in hohem Grade besaß und die wir, seine Collegen, noch in den letzten Jahren im geselligen Freundeskreise bei der gemeinsamen Lectüre der classischen Dramen so vielfach zu bewundern Gelegenheit hatten, brachte uns die poetische Schönheit näher. Einen Mißgriff hat er m. E. in Sorau begangen, als er uns in Prima längere Zeit mit einer eingehenden Behandlung der Lehre von den Dialekten, ich muss sagen, langweilte, und ich habe mich immer gewundert, dass er denselben Versuch bald nachher in Züllichau und, wie ich gehört, mit gleichem Mißerfolge wiederholt hat. Auch von seinem Unterrichte in der Litteraturgeschichte, in der er im Sinne der damaligen Zeit auch von den traurigen Perioden unserer Litteratur uns ausgedehnte Proben z. B. von Opitz und Casp. v. Lohenstein zu geben sich verpflichtet hielt, habe ich nicht gerade einen günstigen Eindruck bewahrt. Dagegen übte er uns schon damals in freien Vorträgen. Scharbe hatte viel auf Declamiren gehalten und, wie er Alles auf eine eigenthümliche Art zu organisiren pflegte, so waren auch für diese Uebungen allenthalben bestimmte Formen vorgeschrieben. Kurz H. fand die Declamationsübungen vor und nahm sie zunächst auf, es wurde auch noch in I. im Anfang jeder Stunde von einem oder zweien declamirt und wir selbst setzten eine besondere Ehre darein, uns in diesen Uebungen auszuzeichnen. H. steigerte allmählich die Anforderungen dadurch, dass er über ein bestimmtes Thema freisprechen ließ, zunächst nach häuslicher Präparation, indem er uns die Wahl freistellte, dann indem er selbst uns das Thema erst in der Stunde gab. Damit aber auch bei jenen Uebungen eine Vereitelung des Zweckes vermieden werde, welche stattfindet, wenn ein ausgearbeiteter Vortrag nur eben auswendig gelernt wird, mussten wir ihm im Anfang der Stunde je vier Themen stellen. Das erste, welches ich als Primus von ihm erhielt, war: Rom, die Stadt des Mars und die Stadt des Petrus. Und da diese Versuche wohl leidlich gelungen sein mussten, so wurde ein ähnlicher auch in der Abiturientenprüfung mit zweien von uns vorgenommen.

Wenig kann ich von seinem Geschichtsunterrichte sagen. Es liegt mir ein starkes Geschichtsheft eines Tertianers aus der ersten Zeit von H.'s Unterricht v. J. 1831 vor, welches mittlere und neuere Geschichte enthält, und dessen Inhalt dictirt zu sein scheint. Es behandelt in früherer Weise die ganze Weltgeschichte, spanische, englische, französische, nordische Geschichte u. s. w., wenn auch der deutschen der bei weitem bedeutendste Raum zugewiesen ist. Es stellt stets allgemeine, einleitende Gesichtspunkte auf, und zeigt deutlich, dass H.'s Geschichtsunterricht schon damals und in jener Classe nicht darauf ausgegangen ist, massenhaftes Detail auswendig lernen zu lassen, sondern eine klare Uebersicht der Ereignisse, Erfassung der den Thatsachen zu Grunde liegenden sittlichen Motive und der aus ihnen sich ergebenden Folgerungen zu erzielen, damit die Geschichte in Wahrheit eine *vitas magistra* werde. Denn das war ihm gewiss die Hauptsache. So hat er kaum eine seiner vielen Reden und zwar bei den verschiedensten Gelegenheiten im Saale der Anstalt vor einem zahl-



reichen Publikum an seine Schüler gerichtet, ohne an geschichtliche Wahrheiten seine Mahnungen und Betrachtungen anzuknüpfen. Seit 1849 hat er den Geschichtsunterricht in Prima, ab und zu auch in andern Classen, mit großer Verliebe gegeben. Wie er ihn in früheren Jahren ertheilt, dafür habe ich wenig andere Anhaltspunkte erhalten können, als die Leistungen in der Abiturienprüfung aus einer Zeit, wo die individuelle Methode des Lehrers hier noch zur Erscheinung kommen durfte. Ein leitender Faden zog sich dann durch die ganze Prüfung hindurch und durch ihn wurden die verschiedenen Partien, die er zum Gegenstande der Prüfung machte, mit einander verknüpft. Auch diese Theil seiner Leistung sollte ein Kunstwerk sein und auf seine Zuhörer, auf seine Schüler den Eindruck eines solchen machen, während man es heute zieht, nach Art eines Kaufladens sich in buntem Gemisch alle möglichen Stücke vorlegen zu lassen. Da liefs er die großen Geschichtskarten von Europa aufrollen, bestimmen, welchem Jahrhundert dieselben angehörten und knüpfte seine Fragen über die Vorzeit, wie über die Folgezeit daran. Seine Schüler, nicht durch die Examenfurcht getrieben, Geschichtstabellen und Geschichtsvorträge auswendig zu lernen, pflegten, durch ihr eigenes Interesse an dem Gegenstande bewogen, auch gröfsere Geschichtswerke, die Freiheitskriege von Beitzke, die englische Geschichte von Macaulay u. a. zu lesen. Dazu fand sie später keine Zeit mehr, und in den letzten 10 Jahren hat, fürchte ich, das Interesse an seinem Geschichtsunterrichte und der belebende Einfluss desselben sehr abgenommen. Die unglückliche Weise, über Themen, die der Königl. Commission an die Prüflinge vertheilt, längere freie Vorträge halten zu lassen, hat u. I. Lehrer und Schüler in eine verkehrte Bahn gelenkt. In den letzten Jahren verwendete H. eine Stunde wöchentlich auf die alte, eine auf die mittlere, eine auf die neue Geschichte, um gleichzeitig alles zu repetiren, wodurch dann der eigentliche Unterricht als solcher sehr beeinträchtigt wurde.

Dass ein so reichbegabter, eifriger Lehrer auf seine Schüler einen überaus belebenden, anregenden Einfluss ausüben musste, lässt sich leicht denken. Die Schüler, von Liebe zur Sache selbst getrieben, durch den Ernst, den er den Gegenstände zuwendete, unwillkürlich zu ähnlicher ernster Anstrengung veranlasst, folgten seinem Unterrichte mit voller Aufmerksamkeit und behielten den Eindruck davon für ihr ganzes Leben. Mochten ihre späteren Lebensstellungen noch so verschieden sein, sie erkannten es an, wie viel sie ihm in denselben durch die Anregung verdankten, die sie zu einem wissenschaftlichen Studium, zu einer höheren und edelern Auffassung der Welt gewonnen hatten. Ein berühmter Arzt, der sich einen eigenthümlichen, segensreichen Wirkungskreis gegründet, schrieb vor Jahren an mich: Grüfse Director Hanow; er hat einst in mein träumerisches Wesen den ersten belebenden Lichtfunken geworfen, und das vergisst niemand. — Einen Beweis der ihm als Lehrer bewiesenen treuen Anhänglichkeit darf ich nicht unerwähnt lassen. Gotts Guade hatte es gewollt, dass wir Sorauer Primaner von Ostern 1838 (die Classe, damals schwach, bestand nur aus 11 Primanern) mit Ausnahme eines Einzelnen, der seinen Beruf gewechselt, uns ausgedehntere Wirkungskreise zu schaffen gewusst hatten und, wenn auch sehr zerstreut und in verschiedenen Berührungskreisen, nach 33 Jahren noch sämmtlich am Leben waren. Da starb der eine und der Gedanke kam mir, wir sollten uns noch einmal nach so langer Zeit in Sorau vereinigen. Dieser Gedanke ist ein Jahr später, im J. 1872 wirklich, wenn auch nicht in voller Ausdehnung, zur Ausführung gekommen. Zugleich

aber wurde unser theurer Lehrer, dem wir vorzugsweise verdankten, was wir geworden, eingeladen, den geistigen Mittelpunkt unsrer Vereinigung zu bilden. Nicht ohne innige Rührung kann ich der übereinstimmenden Freude meiner lieben Schulkameraden von ehemals gedenken, mit der sie den Gedanken, nicht bloß noch einmal zusammenzukommen, sondern auch H. dazu einzuladen, erfasseten und mit der sie sich ganz besonders in den wärmsten Ausdrücken des Dankes und der Anerkennung über das aussprachen, was uns H. damals gewesen und für unser wissenschaftliches Leben, für unsre Bildung geworden war; nicht ohne Rührung des Augenblickes, als er bei einem Besuche unsrer alten Prima auf unsern Wunsch noch einmal das Katheder bestieg, während wir uns zu seinen Füßen setzten, und er in wenigen lateinischen Worten seine Freude darüber aussprach, dass wir die Erwartungen, die unsre Lehrer einst von uns gehegt, erfüllt. — Die lebhafteste Theilnahme, welche, wie oben erwähnt, die Nachrichtung von seinem Tode, der Anklang, den die auf seinen Namen gegründete Stiftung, besonders bei seinen Schülern, fand, waren nicht minder Beweise von der großen und doch so natürlichen Anhänglichkeit, welche seine Schüler an seine Person bewahrten. War über sein ganzes Wesen der zarte Hauch classischer Urbanität, der feinen Form, nicht der äußerlichen Convenienz, die durch äußere Normen und Herkommen bestimmt wird und oft sehr lächerlich ist, sondern derjenigen, welche in sich selbst ihre Regel des Schönen und Edlen trägt, ausgegossen, so war es dies Gefühl, dass man es mit einer schönen Seele zu thun habe, die zu verletzen eine Schmach sei, welches unbewusst alle seine Schüler so fesselte, dass ihm eine persönliche Kränkung seitens derselben kaum je widerfahren sein dürfte. Dagegen habe ich bisweilen frühere Schüler darüber klagen hören, dass H. gewisse Lieblinge in der Classe gehabt, die Begabteren beim Unterrichte vorgezogen, die Schwächeren, wenn sie auch treu und fleißig waren, weniger herangezogen habe. Ich möchte dem nicht widersprechen. Aber das glaube ich versichern zu dürfen, dass bei den Berathungen im Collegium eine derartige Bevorzugung einzelner kaum hervorgetreten ist, dass er im Gegentheil gewöhnlich die Partei der pflichttreuen, wenn auch schwächer begabten Schüler genommen hat; und stets that es ihm herzlich leid, wenn man ihn darauf aufmerksam machte, dass er in seiner Beurtheilung wohl jemand Unrecht gethan, ihn zurückgesetzt habe.

Nicht minder ausgezeichnet ist seine Thätigkeit als Director der Anstalt gewesen. Es ist oben angegeben, wie ausgedehnt sein Wirkungskreis war. Ich übergehe ganz seine Verwaltung der Güter, theils weil mir davon wenig bekannt geworden ist, theils weil sie für die Leser dieser Blätter wenig Interesse haben dürfte. Dagegen erwähne ich zunächst sein Verhältnis zu den Amtsgenossen, welches sich kaum angenehmer denken lässt. Er hat sich selbst über das Wesen der Amtsgenossenschaft in einer an Marquard bei dessen Jubiläum gerichteten Rede (Progr. 1865. S. 12) ausgesprochen. „Die Amtsgenossenschaft“, sagt er, „ist eine von den wichtigen und werthvollen Ordnungen des Lebens. Indem sie die einzelnen zu gleichem und gemeinsamem Wirken versammelt, ruft sie mit der Einigkeit der Aufgaben auch gleiche Richtungen in den geistigen Anschauungen und gleiche Bestrebungen in der Gestaltung des Lebens hervor. Aber dessenungeachtet — so mannigfach ist ja die Ausstattung des menschlichen Geistes — laufen die Urtheile über die Amtsgenossen über die Fragen des Amtes nicht selten aus einander; ja je enger der Kreis ist, innerhalb dessen die geistigen Bestrebungen sich bewegen, desto heftiger stoßen die Urtheile nicht

selten wider einander. Die alten Römer, nicht zu idealem Schwange geartet, aber vor allen Völkern begabt, die Wahrheit und Wirklichkeit der Verhältnisse zu erfassen, und darum einst die Herren des Erdkreises, sahen das Verhältnis der Amtsgenossenschaft als ein sehr bedeutungsvolles an; sie umschrieben es nicht mit äußeren Gesetzen, sondern legten es als ein inneres, sittliches in das Gewissen; sie wollten, dass Reden und Handeln der Amtsgenossen immerdar der Ausdruck der gegenseitigen Verehrung und Hochachtung der Amtsgenossen sei; sie wollten, dass die Begegnung der Amtsgenossen dem höchsten sittlichen Verhältnisse, das sie kannten, dem Bunde der Freundschaft so viel als möglich sich näherte.“ Eine solche Amtsgenossenschaft unter den Gliedern seines Collegiums herzustellen, war er nach Kräften bemüht. Er selbst war der theilnehmendste, liebevollste, anregendste Vorgesetzte. Der Vorgesetzte war er, jeder fühlte seine geistige, wissenschaftliche, sittliche Ueberlegenheit und brachte ihm unwillkürlich und als selbstverständlich den Tribut der Hochachtung auf das bereitwilligste dar; aber er selbst beanspruchte ihn nicht, noch weniger mochte er sein Ansehen oder seine Stellung als Zwang geltend. Er versuchte zu überzeugen, zu gewinnen, und dies gelang ihm in wunderbarer Weise; kaum je hat er befehlen wollen. Ist unsre Anstalt darin glücklicher gestellt, als viele andre, dass sie den größten Theil ihrer Glieder auch räumlich in einen engen Kreis zusammenschließt, wodurch ihr der Charakter einer großen Familie aufgeprägt wird, so hat sie diesen Charakter, namentlich in dem letzten Jahrzehnt auch innerlich erhalten. Und das war so recht eigentlich H.'s Werk und das seiner Gattin. Wer die zerrissenen Verhältnisse im Collegium gekannt hat aus der Zeit, als H. das Directorat übernahm, wo entweder die volle Isolation oder die erklärteste Feindschaft zwischen den einzelnen Personen herrschte, und sie vergleicht mit der Innigkeit, mit der wir bei seinem Tode insgesamt zu einer großen Familie verbunden waren, der kann das Verdienst H.'s in dieser Hinsicht nicht hoch genug anschlagen. Unsre Gehaltsverhältnisse sind bis zuletzt recht kärglicher Art gewesen, wenn sie auch, namentlich für die unverheirateten Lehrer aus mancherlei in den Verhältnissen der kleinen Stadt und der Anstalt liegenden Gründen nicht so ärmlich waren, als sie klangen. Und doch wurde es jedem recht schwer, von hier fortzugehen. Fast jeder hatte so viel persönliches Wohlwollen von dem Director erfahren, dass es ihm überaus peinlich war, durch sein Weggehen den Schein der Undankbarkeit auf sich zu laden. Es hatte sich zugleich jeder einer so bereitwilligen Anerkennung seiner Leistungen, einer so geschickten Verwendung seiner Kraft zu erfreuen, dass er sich sagen musste, wenn er sich auch äußerlich verbessere, werde er sich doch in Bezug auf die Art seiner Beschäftigung auf lange Zeit verschlechtern, in Bezug auf humane Behandlung, auf den Genuss edler Geselligkeit werde ihm kaum ein andrer Ort Gleiches zu bieten vermögen. Ein solch peinliches Gefühl musste den Betroffenen um so mehr ergreifen, als H. in der That eine gewisse Empfindlichkeit zeigte, wenn jemand die Anstalt verlassen wollte und nur diejenigen nicht ungern entließ, die sich in dieses unser engeres Familienverhältnis, indem mehr die Liebe, als das Gesetz wirkte, nicht hineinfügen konnten, dagegen durch Schroffheit und Rücksichtslosigkeit einen grellen Misaklang erzeugten. In früheren Jahren hat er, wie schon oben erwähnt, mehrfach eine regelmäßige wissenschaftliche Vereinigung seiner Lehrer veranstaltet. Später, als er auf mehrere Jahre die Rendantur übernahm, hatte sich seine Arbeitslast so unglaublich gehäuft, dass er dazu nicht mehr die Zeit fand, wann er der Pflicht

gegen seine Familie, wie er sie so innig erfasste, nachkommen wollte. Dagegen hatte er in diesen seinen Familienkreis von Anfang an die jüngeren Lehrer gezogen, die oft die Abende in demselben zubrachten und sich dort überaus wohl fühlten, indem sie den Eindruck hatten, gern gesehene Gäste zu sein. In den letzten Jahrzehnten war der Sonnabend Abend nach dem Abendbrot die stehende Zeit, in welcher sich ohne jeden Zwang sämtliche jüngeren Lehrer in seiner Familie zusammenfanden. Als in den letzten Jahren mehrere unserer jüngeren Collegen schnell nach einander ihren eigenen Hausstand gründeten, da haben der Director und seine Frau diesen trotz der sehr beschränkten Räumlichkeiten die ihnen die Anstalt bieten konnte, ihr Nest mit einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit so geschickt, so geschmackvoll und wohllich eingerichtet, dass darüber die mancherlei anderen, nicht zu beseitigenden Mängel ganz in den Hintergrund traten. Zugleich aber hielt es H. damals für Pflicht, diese Familien noch auf eine bestimmtere Art an die Anstalt zu fesseln. Es wurde ein regelmäßig alle 14 Tage bei den Familien wechselndes Kränzchen eingerichtet, welches uns in einfacher und harmloser Weise versammelte. Und da die meisten Räumlichkeiten die Vereinigung des ganzen Collegiums nicht gestatteten, so bildeten immer je zwei Familien die Wirthe für je eine Hälfte des Collegiums, und es war die combinatorische Aufgabe zu lösen, die Familien auf jede mögliche Weise zu gruppiren, dass keine sich zurückgesetzt sehen konnte. — Ueberhaupt bewies H. die herzlichste Theilnahme an allem, was den einzelnen traf, der Kleinsten, wie der Größten, das neugeborne Kind, wie bejahrte Eltern irgend eines Gliedes des Collegiums, er sah sie als zu sich gehörig an. Gäste, die einer von uns empfing, er wollte sie zugleich als seine Gäste betrachtet wissen, und keiner schied von hier, ohne den wohlthueudsten Eindruck von diesem lebenswürdigen, durch seine Herzlichkeit alle Herzen gewinnenden, durch seine geistige Anmuth alle für sich einnehmenden Manne, von der Gastfreiheit der Familie Hanow aus unserm Kreise mit sich davon zu tragen. — Ein Vorwurf wird ihm jedoch, wie ich glaube, mit Recht in seinem Verhältnisse als Director den Collegen gegenüber gemacht werden müssen, dass er nämlich zu viel auf die eignen Schultern nahm. Entstand irgendwo eine Lücke, er fragte nicht: wer kann in dieselbe eintreten? sondern stets zuerst, ob er nicht selbst dazu im Stande sei; war eine Einrichtung zu treffen, er besorgte gewöhnlich alles allein, ohne die Hilfe eines Collegen auch nur zur Ausführung in Anspruch zu nehmen. Viele Geschäfte, mit denen anderwärts einzelne Collegen betraut werden, hatte er sich aufgeladen; an allen solchen, die unter ihnen zu wechseln pflegen, theilte er sich nicht bloß wie jeder der übrigen, sondern trat mit der größten Bereitwilligkeit an die Stelle eines andern, wenn derselbe irgend den Wunsch einer Vertretung äußerte. Es ist nicht zu leugnen, sowohl dass er uns Collegen verwöhnte, so dass wir ihn auch in solchen Fällen allein sorgen ließen, wo wir hätten miteintreten sollen, als auch dass manches, weil er eben nicht alle Arbeiten zu bewältigen vermochte, darunter litt und nicht immer in der wünschenswerthen Pünktlichkeit und Ordnung besorgt werden konnte.

Eine ähnliche Theilnahme, wie für seine Collegen, zeigte er auch seinen Schülern gegenüber. Er kannte sie nicht bloß alle persönlich mit Namen, die meisten auch mit Vornamen; er wusste auch ihre persönlichen Verhältnisse und hatte von den wissenschaftlichen Leistungen, dem sittlichen Verhalten, den geistigen Fähigkeiten jedes einzelnen eine ganz bestimmte Anschauung. Um sich diese Kenntnis zu erwerben, veranstaltete er zunächst mit allen Neuanfzueh-

menden eine sehr eingehende Prüfung, die ihm einen ganz ausserordentlichen Zeitaufwand verursachte, zumal viele Eltern unbescheiden genug waren, halbe Jahre vorher mit ihren Söhnen wiederholt einzelne Vorprüfungen vornehmen zu lassen. Sodann erkundigte er sich theils bei privaten Unterhaltungen, theils in den wöchentlichen Conferenzen nach den einzelnen, namentlich nach den Neuen, um sein Urtheil zu vervollständigen. Mit den meisten unserer Zöglinge kam er täglich zweimal bei Tisch zusammen. Jeden Morgen wurde der gesammte Coetus von ihm zum Morgengebet zusammengerufen und, ehe dass besondre Strafen auf Verspätung angesetzt waren, legte er, eben weil dadurch den Schülern Gelegenheit gegeben wurde, sich in Selbstzucht zu nehmen, bei ihrer Beurtheilung großes Gewicht auf Nachlässigkeit in dieser Beziehung. Aber auch sonst hatte er, wenn er auch fast nie in den Lehrstunden hospitirte, mannigfache Gelegenheit, die Schüler zu beobachten und kennen zu lernen. Im Sommer wohnte er jeder Turnstunde von Anfang bis zu Ende bei und stellte hier seine Beobachtungen über das freiere Verhalten der Schüler unter sich und der körperlichen Anspannung gegenüber an; auf dem Spielhofe, der Abends auch einen großen Theil der städtischen Schüler versammelt, bewegte er sich oft und gern im Kreise der muntern Jugend; er führte sie im hohen Sommer und zwar weit öfter, als ihm im Kreise der Collegen zugekommen sein würde, nach dem eine Stunde entfernten Obra zum Baden, im früheren Jahren zu Spaziergängen aus. Stets wusste er mit herzgewinnender Freundlichkeit, mit liebenswürdigem, nie verletzenden Humor auf ihren Gedankenkreis, auf ihre Familienverhältnisse einzugehen, mit denen er wunderbar vertraut war. — Am Schlusse jedes Vierteljahres vervollständigte und berichtigte die Censurenconferenzen, am Schlusse jedes Semesters die ziemlich eingehenden Versetzungsprüfungen der zweifelhaften oder überständigen Candidaten, früher auch die allgemeinen Prüfungen am Schlusse eines Semesters oder Schuljahres sein Urtheil. Und so legte er bei der Austheilung der Censuren an die einzelnen Zöglinge den Beweis davon ab, wie genau er seine Schüler kannte. Nachdem er eine allgemeine Uebersicht über den Stand der Schule und der einzelnen Classen vorausgeschickt, wobei namentlich die Bemerkungen über die Regelmäßigkeit des Schulbesuches eine große Rolle spielten, und er mit der Anerkennung ziemlich sparsam war, gab er jedem einzelnen seine Censur, indem er mit großer Ruhe und Klarheit, mit der ihm eigenen Humanität, und stets mit würdigem, eindringlichem Ernste einige Worte der Beurtheilung hinzufügte. „Ich freue mich, dass deine Censur so geworden ist“, war das höchste Lob, welches aus seinem Munde kam. Und obgleich er so viele zu beurtheilen hatte, so kam es doch recht selten vor, dass sein Urtheil ein unrichtiges war — oder, um mich genauer auszudrücken, uns unrichtig erschien. Denn gewöhnlich hat er nachträglich Recht behalten, wenn sein Urtheil von dem unsrigen differirte. Trotzdem mochte er dies sein Urtheil nicht für die Collegen maßgebend; bei den Versetzungen namentlich sprach er ja seine aus der eigenen Beobachtung und den schriftlichen und mündlichen Prüfungen gewonnene Ansicht entschieden aus und suchte sie zur Geltung zu bringen; an der Abstimmung selbst aber nahm er, wenn er nicht selbst in der Classe unterrichtete, nur im Falle der Stimmengleichheit theil und ließ sich in diesem Falle fast immer die Stimme des Ordinarius Ausschlag gebend sein. So hatten seine Worte: „Die Herren Lehrer der Classe haben versetzt.“ mit denen er die Verlesung jeder Versetzung einzuleiten pflegte, ihre volle Wahrheit. In den seltensten Fällen war er za der

Ueberzeugung zu bringen, dass es einem Schüler an der geistigen Fähigkeit fehle, weiter zu kommen. „Mag es dir auch schwer werden“, pflegte er zu sagen, „wenn du es nur recht anfangen wolltest, wenn du nur consequent fleißig wärest, das Erforderliche würdest du schon leisten können“. Fleiß und Gehorsam galten ihm mit Recht als die Haupttugenden eines Schülers. War er bei manchen Ausschreitungen nachsichtig und milde in der Beurtheilung jugendlichen Uebermuthes oder Leichtsinnes, so empörte sich andererseits sein feines Gefühl für das Schöne über eine gemeine Gesinnung, die sich im Schmutze wohl fühlt, oder über eine rohe Gesinnung, Vandalismus, wie er es zu nennen pflegte, die nur zerstört aus Freude am Zerstören.

In ganz besonderem Andenken wird bei all seinen Schülern, bei allen, die je einer solchen Feier beigewohnt haben, die Art und Weise stehen, in der er die Abiturienten entließ. Er war schon als junger Lehrer bei seiner ersten Anwesenheit mit dieser Aufgabe betraut worden; als Director hat er dies Geschäft, wie billig, nie einem andern überlassen. Nachdem eine Anzahl der Abiturienten eigene Vorträge über von ihm selbst gestellte und innig zusammenhängende, gewöhnlich an die Geschichte sich anknüpfende Themen gehalten, ein Abiturient in der üblichen Form die eigentlichen Abschieds- und der zurückbleibende Primus die Gegenrede gesprochen, trat zuletzt H. selbst auf, und in freier Rede, deren er ja in besonderem Grade mächtig war, behandelte er nun ein durch die andern Vorträge bereits vorbereitetes Thema, eine geschichtliche Wahrheit u. a. Zum Schlusse aber gab er jedem einen ihn tief und wahr charakterisirenden, auf seine äußeren Verhältnisse Bezug nehmenden, ihn bald ermahnenden, bald warnenden, bald anerkennenden Spruch in poetischer Form mit auf den Weg. Diese Sprüche waren stets von ihm selbst verfasst und er sprach sie auch bei 12—20 Abiturienten, wie wir sie gehabt haben, ohne jedes äußere Hilfsmittel. Wie oft ist das Bedauern ausgesprochen worden, dass seine Reden, die er nur in der ersten Zeit concipirt hatte, später stets bloß meditirte, und diese Denkprüche nicht durch den Druck der Vergessenheit entrisen werden konnten! Ueberhaupt aber veranstaltete er oft und gern in unserm großen schönen Saale, bisweilen auch auf den Höfen oder in den hohen Laubgängen unseres Gartens Schulfeierlichkeiten, und durch die winterlichen Concerte war alles so daran gewöhnt, dass es oft nur der Vorbereitung von 6—8, ja von 3—4 Tagen bedurfte, um eine solche Feier, die abwechselnd mit mehreren Musikstücken, Reden und Declamationen der Schüler ausgestattet war und gewöhnlich durch eine von ihm selbst gehaltene Rede abgeschlossen wurde, zu Stande zu bringen. Jederzeit konnte ein solches von ihm entworfene Programm als ein kleines Kunstwerk angesehen werden. Dagegen entschloss er sich zu Turnfahrten nur ungern. Er hatte bei denselben unangenehme Erfahrungen von Ausschreitungen der größeren Zöglinge gemacht. Und da er sich gewöhnt hatte, die gesammte Einrichtung und Beaufsichtigung fast allein zu übernehmen, so war es schwer, ja fast unmöglich, dergleichen zu verhüten. Dagegen hat er wiederholt und gern mit einer Anzahl erwachsener Zöglinge in den Pfingsttagen größere Ausflüge nach Schlesien gemacht. Wie innig und gemüthlich übrigens die Schüler ihr Verhältnis zu ihrem Director auffassten, dafür kann zum Schlusse vielleicht kein besseres Zeugnis ausgestellt werden, als der Umstand, dass er unter ihnen allgemein und vielfach auch bei den Eltern seiner Schüler „der Onkel“ hieß. Und weit über die Schulzeit hinaus begleitete er sie mit seinen Gedanken und trug sie in treuer Erinnerung. Mit vielen blieb er in Correspondenz.

denz. Als für das Jubeljahr 1866 die Liste sämmtlicher Abiturienten aufgestellt werden sollte, da war die Zahl der Schüler überraschend klein, über deren weiteres Ergehen er nicht diese oder jene Andeutung oder ganz bestimmte Angabe zu machen gehabt hätte.

Als Director einer Erziehungsanstalt trat er in besonders innige Berührung zu den Eltern seiner Zöglinge; es ist ihm viel Vertrauen bewiesen und dasselbe gewiss nicht getäuscht worden; der herzlichen Theilnahme an ihrem Wohl und Weh konnten alle seine Zöglinge versichert sein. Andreerseits sind sie auf unserer Anstalt in getrennten Wohnhäusern an einzelne Inspicienten so vertheilt, dass sie unter deren specieller Aufsicht stehen, indem der jedesmalige Inspicient für alle ihnen nicht durch die Anstalt unmittelbar gewährten Bedürfnisse zu sorgen und die gesammte Einrichtung ihres Lebens innerhalb der durch die Anstaltsgesetze nicht eben eng gezogenen Grenzen zu überwachen hat. In welcher Weise jeder Inspicient dies auszuführen versuchte, darin überliefs er, der Tradition folgend, ihm fast uneingeschränkte, gewiss oft zu ausgedehnte Freiheit. Denn auch gemeinsam getroffene Verabredungen wurden selten gleichmäfsig zur Ausführung gebracht. Allerdings verfolgte er daneben aufmerksam mit seinem weitreichenden Blicken und seiner scharfen Beobachtungsgabe die Zöglinge in den Räumen der Anstalt und über dieselben hinaus, griff natürlich in geeigneten Fällen selbst ein oder theilte seine Beobachtungen dem Inspicienten mit. Wir haben wohl oft gewünscht, dass eine gröfsere Strenge geübt, manche Bestimmung consequenter durchgeführt würde; aber wir haben auch nicht verkannt, dass die offenen, nirgend abschließbaren Räume unsrer Anstalt die Ausführung strenger äufserer Mafsregeln auferordentlich erschweren und dass es daher vielmehr darauf ankomme, einen sittlichen Einfluss auf die älteren unserer Zöglinge zu gewinnen und Elemente, welche einen schlimmen Einfluss ausübten, bald zu beseitigen. Viel oder regelmäfsig feststehende Strafen hat er nicht verhängt. — Ganz besondere Gelegenheit hatte er bei den Verhältnissen unsrer Anstalt, unbemittelten Schülern die Möglichkeit wissenschaftlicher Ausbildung zu erleichtern. Hier hat ihm seine große Herzengüte auch wohl manchen Streich gespielt, dadurch dass er, ich sage nicht Versprechungen gegeben, aber doch Erwartungen und Hoffnungen erregt hat, die nicht immer erfüllbar waren. Der Andrang zu den Waisenstellen war und ist natürlich sehr groß: geradezu zurückzuweisen oder auch nur durch zu weite Aussichten zu entmuthigen, war ihm nicht wohl möglich, und da ist es wohl bisweilen vorgekommen, dass einzelne, die nach Jahr und Tag in eine Waisenstelle einarücken zu können hofften, unmuthig wurden, wenn ein Jahr nach dem andern verging, ehe der Zeitpunkt eintrat, während gewöhnlich die Anzahl der aufgenommenen Waisen schon die im Etat festgestellte überschritt. Und wie oft hat er, wenn die Verhältnisse besonders verzweifelt waren, einen oder den andern Knaben längere Zeit auf seine eignen Kosten erhalten! Ebenso lässt sich kaum sagen, in wie ausgedehnter Weise ganzer oder theilweiser Erlass am Schulgelde für die in der Stadt wohnenden Schüler, mehr oder minder bedeutender Erlass an den für sich höchst geringfügigen Pensionssätzen für die Zöglinge der Anstalt, deren Väter Geistliche, Lehrer u. a. waren, in Anspruch genommen und bewilligt werden ist. Und da die Anstalt bis zur letzten Zeit wesentlich Privatanstalt war, so geschahen diese Erlasse recht eigentlich aus seiner Tasche. Aber auch unmittelbar hat er immer offene Hand gehabt, wo es sich darum handelte, arme Schüler oder Studenten zu unterstützen, andern Freude zu bereiten. Dabei war

seine Wohlthätigkeit stets selbstloser Art, er verzichtete gern auf Dank, ja er ging ihm wohl aus dem Wege; es war eben das warme, theilnehmende Herz voll reiner Liebe, aus dem sie hervorging.

Noch sei, ehe ich seine amtliche Thätigkeit verlasse, mit einigen Worten seines Verhältnisses zu seinen Vorgesetzten gedacht, soweit ich darüber urtheilen kann. Johannes Schulze hat ihn stets außerordentlich hoch gehalten und seine geistige Begabung, seine große Arbeitskraft und ungewöhnliche Pflichttreue in vollem Maße anerkannt. Wie hoch ihn der Schulrath Lange schätzte, davon konnten wir uns leicht überzeugen, als er im Sommer 1836 das Sorauer Gymnasium revidirte, zumal wenn wir sein damaliges Auftreten mit der von ihm im J. 1833 offen kundgegebenen Unzufriedenheit verglichen. Auch als das Pädagogium auf 10 Jahre unter die Oberaufsicht der Regierung gekommen war, nahm derselbe noch lebhaften Antheil an seiner Person. Dass H. in dieser Zeit eine ausdrückliche Anerkennung seiner Thätigkeit von Allerhöchster Stelle zu theil geworden, ist oben erwähnt. Im J. 1850 kam durch Vermittelung des Schulrath Kiefaling die Anstalt wieder unter das Provinzialschulcollegium, und hier hatte H. die große Gunst, dass zwei seiner Universitätsfreunde, Kiefaling und Mützel, nach einander seine unmittelbaren Vorgesetzten wurden. Um so schroffer wurde der Abstand empfunden, als ihnen der Schulrath Tzschirner folgte. Aeußerlich bewies derselbe eine völlige Gleichgiltigkeit gegen die Anstalt und die Schule; er hat nie einen Tritt in ein Classenzimmer, in einen Wohnungsraum der Züglinge gesetzt, und schon dies war H. empfindlich. Ueberhaupt waren beide Naturen wohl wenig sympathisch. Zudem brachte Tzschirner, wie es schien, große Vorurtheile gegen die Anstalt und starkes Misstrauen auch gegen den Director selbst mit und trat in rücksichtsloser Art gegen ihn selbst vor allen Collegen mit seinen ziemlich pedantischen Anforderungen auf. Die Art, wie er die Prüfung einrichtete, war darauf berechnet, den Einfluss des Lehrers auf dieselbe möglichst zu eliminiren; seit jener Zeit stammen wenigstens bei uns die vom Commissarius an die einzelnen Examinanden vertheilten Vorträge in der Geschichte und Religion, denen später dieselbe Einrichtung in der Mathematik gefolgt ist; ferner die Art, bei der Prüfung ausschließlich bei einem Candidaten stehen zu bleiben, das außerordentliche Gewicht, welches der Prüfung beigelegt wird, ohne auf das Urtheil der Lehrer erhebliche Rücksicht zu nehmen. Alles dies hat m. E. den nachtheiligsten Einfluss auf H.'s Unterricht, auf die Arbeitsweise der Schüler selbst geübt. Und doch hat es H. mit bewundernswerther Kunst verstanden, das ungerechtfertigte Misstrauen Tzschirners so zu zerstreuen, dass derselbe mit jedem Male offener und freundlicher wurde und bei der letzten unmittelbar vor seinem jähen Tode stattfindenden Prüfung sich in unbefangener Weise über die damaligen Verhältnisse aussprach. Seitdem wurde H. und der Anstalt wieder die Gunst zu theil, im Schulrath Klix einen mit der Anstalt durch seine frühere, wenn auch kurze Thätigkeit an derselben verbundenen Mann zum Vorgesetzten zu erhalten.

Recht schwer, ja unmöglich würde es für mich, der ich nicht Philologe bin, sein, über H.'s schriftstellerische Thätigkeit und seine Stellung in der gelehrten Welt zu sprechen, wenn mir nicht, meine Unkenntnis ergänzend, auch hier das eingehende Urtheil Kiefalings zu Hilfe käme. Ueber sein Erstlingswerk, die oben erwähnten *Excercitationes criticae in comicos graecos* sagt derselbe:

Wie universell Hanows Studien auf dem Gebiete der griechischen Komiker waren, davon geben seine *exercit. crit. in com. gr.* ein



glänzendes Zeugnis. Sie umfassten den ganzen litterargeschichtlichen Verlauf dieser Gattung, die ganzen erhaltenen Stücke, wie die Fragmente. Keine dahin einschlagende werthvolle Leistung blieb ihm fremd und unbarmherzig blieb sein Urtheil über flüchtige Arbeiten, wie die von Runkel, den er den *magister attulobantur* zu nennen pflegte, weil er sich diese kühne Form in seiner Bearbeitung der Fragmente des Pherekrates erlaubt hatte. Die Feststellung des Urtheils über die diplomatischen Grundlagen des Textes, den Sprachgebrauch der Komiker, die metrischen Gesetze und die dramatische Kunst, die historischen Beziehungen, das Antiquarische, alles zog er in den Kreis seiner Untersuchungen und Sammlungen und wurde dadurch in der Classperiode der attischen Entwicklung so heimisch, wie wenige. Diese mannichfaltigen Materien wurden in gewandter, klarer, durchweg ein echt lateinisches Gepräge tragenden, den Leser fesselnden Bescheidenheit eines Jünglings, aber doch auch mit männlicher Entschiedenheit behandelt. Zum Beleg für diese seine Bescheidenheit führen wir die Stelle auf S. 36 an: *qua quidem disputatione suscipienda ne in temeritatis crimen incurrere videamur, sic volum de meo existimetur opera, ut si quid boni a me prolatum fuerit, benevole accipiat, sin minus, ut adolescenti, vires in graviore quadam re periclitanti ne succedant.* In der Praefatio hatte er, nachdem er die mühsamen und scharfsinnigen, aber etwas beschränkten und kleinlichen Arbeiten der niederländischen Philologen charakterisirt hatte, kurz die weiten Zielpunkte dargelegt, welche der deutsche Philologie durch Fr. A. Wolf gestellt worden waren. Diese Praefatio, welche einen rhetorischen Anlauf nimmt, ist mir charakteristisch, sagt Kiefelring, für den Sinn, mit welchem H. alles Wissenschaftliche betrieb. Ueberall ging er von hohen allgemeinen Gesichtspunkten aus, überall legte er einen hohen Maßstab an. Das Quintilianische: *nihil in studiis parvum est*, war und blieb ihm ein goldener Spruch. Die stete Vergegenwärtigung hoher Ziele orientirte ihn auf dem großen weiten Gebiete der Alterthumswissenschaft mit klarer Sicherheit. — Und damit dies glänzende Urtheil nicht durch die innige Freundschaft zwischen Kiefelring und Hanow captivirt erscheine, führe ich noch zwei Recensionen dieses Werkes an, die eine in der Allg. Schulzeitung November 1830 von Ritter in Bonn, die andere von Francke in Rinteln in den Jahrb. f. Philol. u. Pädag. IV S. 19. Der erstere sagt: Rec. muss gestehen, dass die ausgedehnte Gelehrsamkeit des Herrn H., wie man sie bei einem jungen Gelehrten kaum erwarten sollte, ferner dessen scharfes Urtheil und feiner Geschmack diesem Werke einen seltenen Werth geben. Der andere: Hr. H. legt in diesem Buche eine so ehrenvolle Probe von seiner Belesenheit, seinem Scharfsinn, seiner glücklichen Combinationsgabe ab, dass u. a. v. Zu seinen mit einer so gediegenen Leistung eingeleiteten Lieblingsstudien ist H. übrigens später, außer in der Recension einer Universitätschrift von Fritzsche: *de Thesmophoriazusis comici posterioribus* in den Jahrb. f. Alterthumswiss. Jahrg. 1833. No. 17—19, nur noch einmal zurückgekehrt in dem ersten Programme unsrer Anstalt, welches nach langer Unterbrechung im J. 1844 wieder ausgegeben wurde, durch die Abhandlung: *de Aristophanis anapla versusum corruptrice*. Erwähnt ist oben auch bereits seine Ausgabe von Xenophons Convivium, Hiero et Agesilaus, die wegen ihres Lexicons auch heute noch für werthvoll gilt und überhaupt in ihrer ganzen Anlage den einsichtsvollen Lehrer kennzeichnet. Gerühmt wird namentlich auch eine in den Jahrbüchern f. Alterthumswissensch. Jahrg. 1834. No. 100—105 erschienene „ausführliche

inhaltsreiche Recension von Ramshorns lateinischer Synonymik, als ein schöner Beweis von der Gründlichkeit und Schürfe, mit der er die lateinische Sprache zum Gegenstand seiner feinen, nur zuweilen allzu subtilen Beobachtungsgabe machte.“ Ich erwähne ferner noch eine in dens. Bl. Jahrg. 1838 No. 16—19 erschienene Recension von Stürenburgs *M. Tullii Ciceronis de officiis* und von Raspe: die Wortstellung der lat. Sprache. Jahrg. 1846. No 57. — Später machten seine Directorialgeschäfte es ihm völlig unmöglich, umfassenden litterarischen Arbeiten sich zuzuwenden. Aber er verfolgte die wissenschaftlichen Fragen stets mit dem lebhaftesten Interesse. „Wenn ich als Schulrath“, schreibt Kieselring, „später bei ihm einsprach, war es bei traulichem Zwiesgespräch Genuss und Belehrung, den lieben alten Freund wie ehemals überall so wohl orientirt zu finden.“ In gleicher Weise bewundernd sprach sich der gegenwärtige Director Rhode in Wittenberg aus, als er im J. 1854 u. f. auf einige Zeit an unsrer Anstalt beschäftigt H. trotz seiner gerade damals ganz außerordentlich gehäuften Amtsgeschäfte so vertraut mit dem Stande der die Wissenschaft bewegenden Fragen, so eifrig bemüht sah, sich auf dem Niveau derselben zu erhalten. Herausgegeben hat H. dagegen nur Abhandlungen in Programmen und kleine Gelegenheitschriften, deren Titel wir hier folgen lassen, nachdem wir oben einige Proben aus denselben gegeben haben.

1. Programmabhandlungen:

- De Augusti principatu. Soravias* 1837.  
*De Aristophanis ampulla versuum corruptrice. Züll.* 1844.  
 Drei Reden des Directors. Züll. 1845.  
 Heinrich Wilhelm Thienemann. Züll. 1849.  
*De Cornelio Nepote a loco quem in scholis obtinet removendo. Züll.* 1850.  
 Bericht über die äusseren Verhältnisse der Steinbartschen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten. Züll. 1852.  
*Seida Horatiana quas est de carmine XI. libri II. Züll.* 1865.  
*Commentariolum Horatianum. Züll.* 1866.  
 Vorwort und 2 Capitel zur Geschichte des Königl. Pädagogiums. Züll. Jubelprogramm. 1867.

2. Gratulationsschriften:

- Ist Horatius ein kleiner Dichter? Ein Beitrag zur Charakteristik des Horatius. Halle 1838. Zum 50jähr. Amtsjubiläum seines Vaters.  
 Zum 50jähr. Amtsjubiläum des Regierungspräsidenten v. Wismann.  
 De Juven. Sat. IV, 75 sq. Züll. 1844.  
 Zum 25jähr. Doctorjubiläum des Provinzialschulrath Kieselring. *De Hor. Carm. I. 26, 7. 8. Züll.* 1855.  
 Zum 50jähr. Amtsjubiläum des Consistor.- u. Regierungsrath Ule. *De Hor. Ep. I. 3, 25—28. Züll.* 1858.  
 Zum 50jähr. Amtsjubiläum des Geb. Ober-Regier.-Rath Joh. Schulze.  
 Ueber zahlreiche Stellen aus Hor. Episteln und Satiren. Züll. 1858.

Für die Beurtheilung dieser Arbeiten, zu deren Abfassung er oft nur die Muße weniger Tage hat erübrigen können, darf ein Umstand nicht übersehen werden, über den sich einer seiner Schüler, der selbst Philologe ist, folgendermaßen ausspricht. „Die große, fast unbeschränkte Herrschaft, welche er über die lateinische Sprache übte, führte ihn zu ganz eigenthümlicher Redeweise: sobald er lateinisch schrieb, gewannen seine Gedanken wie von selbst höheren Flug; getragen von allen Mitteln rhetorischer Darstellung ergingen sie sich gern in

schärfster Zuspitzung und verschmähten nach ciceronische Art die Superlative nicht. Wer von diesem Standpunkte aus z. B. das Cornelprogramm betrachten will, wird zu ganz andern Ergebnissen kommen, als es kleinliche Mäkelei vermocht hat, die über Einzelheiten den immerhin gewaltigen Kern vernichtender Kritik nicht sah oder nicht sehen wollte. Denn ihm war es heiliger Ernst mit seinem Angriff — um der Wahrheit und um der Jugendbildung willen. Mit ähnlichem Ernste hat er auch Stellung zu den Fragen der Horazkritik genommen. Ursprünglich war er sicher geneigt, den geliebten Dichter in der Form, wie er ihn lieben gelernt zu wahren und zu vertheidigen.“ So konnte er sich mit der neuen Entdeckung Meinekes, nach welcher alle Gedichte in Strophen getheilt werden sollten, nicht befreunden. In dem Programm von 1866 zeigte er, dass diesem äußerlichen Principe zu Liebe das Wesen einer Strophe, welche einen Gedanken für sich zusammenfasse und zum Abschluss zu bringen pflege oder denselben höchstens über zwei Strophen ausdehne, ganz geopfert werde. Hierbei ist übrigens die außerordentliche Bescheidenheit bemerkenswerth, mit der er seine Ansicht Meineke gegenüber vertritt, den er ganz besonders hochschätzte. *Hes ipsa fert, sagt er, ut ludi magistri, quoniam scholae carceribus circumclusi sunt, deos propius attingere, i. e. in ultimos artium recessus penetrare noqueant arbitrariusque rerum, quarum difficilis est quaestio, majoribus permittant, nec tamen insolentiae crimen subibunt, siquidem ipso officio vetili coram discipulis saepenumero „non liquet“ dicere, suo modulo ac pede se metientes sua quadam ratione suum quoddam iudicium conficiant.* Andererseits „verschloss er sich nicht der Erkenntnis, dass vieles in unsern hergebrachten Horaztexten vor scharfer grammatischer oder ästhetische Kritik nicht bestehen könne. Freudig begrüßte er daher die Bestrebungen zur Gewinnung sicherer diplomatischer Grundlage, noch freudiger die Versuche, einzelne Stellen oder ganze Gedichte als unecht oder gar als eines Horaz unwürdig zu erweisen: auf diese Weise wurde ja das Bild des geliebten Dichters von hässlichen Flecken gereinigt, um von neuem in vollem Glanze zu strahlen. Nicht mit dem kühlen Verstande allein, sondern mit ganzem Herzen behandelte er dergleichen Fragen, wenn es z. B. galt, bei plötzlicher Behinderung eines Collegen das Osterprogramm nicht *sine dots* erscheinen zu lassen. Das führte freilich naturgemäß zuweilen zu Publicationen, welche für ihre Ergebnisse keine allgemeine Zustimmung gefunden haben; aber stets war und ist es eine Freude zu lesen, was H. geschrieben; denn auch abgesehen von der schönen Form man empfindet deutlich den tüchtigen wissenschaftlichen Grund, auf dem seine Darlegung ruht, wenn gleich ihm jedes Prunken mit Gelehrsamkeit aufs äußerste zuwider war.“

So lassen jene seine ausgezeichnete Erstlingsarbeit, die vielen von ihm in früherer Zeit angelegten Sammlungen, und alle seine andern Arbeiten keinen Zweifel darüber, dass er auch als Gelehrter Bedeutendes geleistet haben würde, wenn sein Lebensgang ihm gestattet hätte, der ursprünglichen Neigung seines Herzens gemäß die academische Laufbahn einzuschlagen; und doch wir — seine Schüler und Collegen sind gewiss froh und glücklich, dass ihm der, wie ich glaube, dankbarere Beruf eines Lehrers, eines Gymnasialdirectors, eines Verwalters einer Erziehungsanstalt geworden ist.

Es ist mir unmöglich, dieses Lebensbild des theuern Mannes zu schließen, ohne mit einigen Worten auch zugleich des innigen Familienlebens zu gedenken, welches er führte und dessen geistiger Mittelpunkt er gewesen ist. So unendlich beschäftigt er auch war und so sehr ihm auch die Pflichten seines Amtes in

erster Linie standen, er wusste dieselben auf das schönste mit den Pflichten gegen seine Familie zu vereinigen. Ein Stündchen oder mehr am Kaffeetische des Nachmittags und, wenn es irgend möglich war, der Abend nach dem Abendbrot war der Familie und dem Verkehr mit denen frei gehalten, die dann nur zu gern seine geistvolle und gemüthvolle Unterhaltung aufsuchten. Hier belobte er durch seinen harmlosen Scherz, durch interessante Erinnerungen an frühere Erlebnisse, durch theilnehmendes Eingehen auf die Interessen der andern die Unterhaltung, so dass dieselbe keinen Augenblick ins Stocken gerieth, im Gegentheil nur schwer, wenn die Zeit drängte, abgebrochen werden konnte. In diesem Kreise bewegten sich, wenn sie zugegen waren, seine Kinder auch in jüngeren Jahren, später die Enkel mit voller Unbefangtheit; ja sie waren dann vielfach der Gegenstand stehender Scherzreden, indem sich die Unterhaltung ausdrücklich an sie richtete. H. verstand es überhaupt in ausgezeichnete Weise, mit Kindern zu verkehren, auf ihren Gedankenkreis einzugehen und sie zugleich zu heben. Unglaublich aber ist es, wie innig die Verbindung, auch als die Söhne erwachsen waren und das elterliche Haus verlassen hatten, mit ihnen festgehalten wurde; die Post, das Telegraphenamt wurden in der ausgedehntesten Weise benutzt, so dass das geringste Ereignis, welches im elterlichen Hause oder in dem der ferneren Kinder stattfand, auch an dem andern Orte in Gedanken mitbegrangen werden konnte. Und soweit es die Zeit irgend erlaubte, mussten die Kinder das elterliche Haus besuchen, wo ihnen die zärtlichste Aufmerksamkeit auf ihre Wünsche und Bedürfnisse entgegentrat, oder die Kinder wurden in ihren Räumen aufgesucht, und zwar die unverheirateten so gut, wie die verheirateten, mochten jene auf der Universität weilen oder an einem nicht allzu schwer erreichbaren Orte, z. B. als Auscultator stehen, ja selbst wenn sie nur einem interimistischen Aufenthalt an irgend einem Orte genommen hatten. Und wie reich sind ihnen, nicht ohne erhebliche eigne Opfer und Entbehrungen der Eltern, die Mittel zu ihrer Ausbildung zur Verfügung gestellt, ist ihnen die Möglichkeit, einen Haushalt frühzeitig ohne Entbehrung zu gründen, gewährt worden! Ganz besonders liebte er es, mit den Seinigen die Ferien auf Reisen zuzubringen. Als die Kinder noch zu Hause waren, reiste die ganze Familie, mit besondrer Vorliebe in Hirschberger Thal; später sind die Reisen zu den Söhnen, mehrere Jahre an den Rhein nach Bonn, oder nach Jena, nach Heidelberg dirigirt worden; auch unternahm er mit den erwachsenen Söhnen grössere Fufsreisen und zwar in sehr anstrengender Weise, indem er gewaltige Tagemärsche zu machen pflegte. Und wenige werden aus ihnen, auch den kleinsten Reisen, eine gleich reiche Ausbeute für die Erweiterung ihrer Kenntnisse und Anschauungen gewonnen haben; so wohl vorbereitet pflegte er seine Reisen in ihm bis dahin unbekannte Gegenden anzutreten, so aufmerksam auf die Eigenthümlichkeit der Gegenden und Menschen, so leicht empfänglich für die äusseren Eindrücke war er, so sehr verstand er es, die gewonnenen Eindrücke in späteren Unterhaltungen immer wieder aufzufrischen. — Er liebte Geselligkeit, aber er trennte sich ungern von seiner Gattin; die Lebensweise, täglicher Stammgast eines Wirthshauses zu sein, war ihm völlig fremd; selbst blofsen Herrengesellschaften ging er gern aus dem Wege. Jede Gesellschaft aber, an der er theilnahm, wusste er durch seine oft geistreiche, stets aber heitere und gediegene Unterhaltung zu beleben. Jeder schätzte sich glücklich, ihn zum Tischnachbar zu haben; denn wenn er auch viel und gern sprach, so war seine Rede doch von jener Anmaßung und Selbstgefälligkeit ganz frei, die so oft den Eindruck einer lebendigen Unterhaltung zu stören pflegt;

er verstand es, auch einen trockenen und ungewandten Zuhörer auf die geschickteste Weise in das Gespräch zu ziehen. Besonders aber ist allen denen, welche bei solchen Gelegenheiten seine Tischgenossen gewesen sind, seine Gabe der Rede, mit der er ernste und launige Toaste auszubringen verstand, in angenehmster Erinnerung; er pflegte bei festlichen Gelegenheiten derjenige zu sein, dem die Aufgabe zufiel, den eigentlichen Toast auszubringen, und auch hier verleugnete sich nie die classische künstlerische Form.

Nach allem wird es leicht begreiflich sein, wie schwer sein Verlust nicht blofs seine nächsten Angehörigen, sondern die Anstalt, uns seine Collegen und Freunde, seine Schüler getroffen hat. Ist auch durch die dankbar anzuerkennende Energie der Behörde die Anstalt vor einem Interimisticum bewahrt geblieben, indem es möglich war, dass der testamentarisch zum Nachfolger bestimmte älteste Sohn sofort aus seiner bisherigen Stellung entlassen wurde und das Directorat übernehmen konnte, so hat doch die ganze Anstalt während des verfloffenen Quartales unwillkürlich das Gepräge tiefer, ernster Trauer getragen. Ganz besonders trat dieselbe aber bei Gelegenheit der Entlassung der Abiturienten zu Ostern an den Tag, indem ein braver Schüler dem Schmerze Ausdruck gab über den Verlust, der uns getroffen, und unser theurer Director in mühsam errungener Fassung des jüngst in der Classe gelesenen letzten Capitels aus *Tacitus Agricola* gedachte und es, weil es wie für jene Stunde berechnet schien, in der Uebersetzung wiedergab. Auch diesem Lebensbilde wüsste ich keinen besseren Schluss zu geben, als diesen, der für uns um so treistreicher ist, als das, was dem edlen Heiden noch Gegenstand einer philosophischen Annahme war, für uns eine feste Wahrheit ist: *Si quis piorum manibus locus, si, ut sapientibus placet, non cum corpore extinguuntur magnae animae, placida quiescas nosque domum tuam ab infirmo desiderio et muliebribus lamentis ad contemplationem virtutum tuarum avoces quas neque lugeri neque plangi fas est; admiratione te potius quam temporalibus laudibus et, si natura suppediat, aemulatione decoremus. Is verus honos, ea conjunctissimi cujusque pietas. Quicquid ex Agricola amavimus, quicquid mirati sumus, maxet mansuetumque est in animis hominum, in aeternitate temporum, fama rerum. Nam vestros veterum, velut inglorios et ignobiles, oblivio obruet, Agricola posteritati narratus et traditus, superstes erit.* So möge sein Geist, der Geist edler Humanität, der Geist reiner selbstloser Liebe, der Geist freien Strebens nach dem hohen Gütern der Wahrheit, des Lichtes und des Rechtes auch fernar auf der Anstalt ruhen, der er so treu gedient!

Züllichau.

Dr. Erler.

*Aus den Verhandlungen der siebenzehnten Directorenconferenz der westfälischen Gymnasien und Realschulen.*

(Fortsetzung.)

Der deutsche Unterricht in Prima.

(Der Vortrag der Litteraturgeschichte, die Lectüre, die Auswahl der Aufgaben für die deutschen Aufsätze, deren Correctur und Behandlung beim Unterrichte.)

Nachdem der Vorsitzende das lebendige, diesem Berathungsgegenstande zugewendete und in der zunehmenden Würdigung desselben begründete Interesse

hervorgehoben hatte, das sich auch darin bekunde, dass gegenwärtig viele Directoren den deutschen Unterricht in Prima selbst erteilen, referirte Dir. Hölscher: Die großen nationalen Ereignisse der letzten Jahre würden auch die Schule mächtig anregen, besonders auf dem Gebiet des deutschen Unterrichtes, wo sich vor allem der Geist und das Leben des Volkes zu erkennen gäben. Nach dem Prüfungsreglement sowohl für Gymnasien wie für Realschulen seien zu unterscheiden die Kenntnisse des Abiturienten in der Litteraturgeschichte und seine Befähigung zu schriftlichen Darstellungen. Speciellere Bestimmungen gebe die Circularverfügung vom 14. December 1862, wonach die Schule nach litterarhistorischer Vollständigkeit nicht zu streben, vielmehr auf Darstellung der Hauptepochen und Angaben über die wichtigsten Werke sich zu beschränken, andererseits mit der Existenz einer deutschen Philologie bekannt zu machen und durch Lectüre des Nibelungenliedes und sprachhistorische Hinweisungen zu eigener Beschäftigung anzuregen habe.

Diese Anweisung der Behörde stehe im Einklang mit der Forderung unserer Zeit und der Ansicht erfahrener Schulmänner. Die eingegangenen Gutachten betonten die Wichtigkeit einer ausgedehnteren Lectüre der Schüler, neben der einige einen besonderen Vortrag der Litteraturgeschichte nicht für nothwendig hielten. Doch sei auch von einer Seite vor der Gefahr gewarnt worden, über der Beschäftigung mit dem Einzelnen die Uebersicht über das Ganze zu verlieren. Noch andere hielten eine solche Uebersicht auch für erforderlich, doch solle sie erst gegeben werden, nachdem der Schüler mit den hervorragendsten Erscheinungen der Litteratur bekannt geworden sei. Auch sei, wie richtig hervorgehoben würde, nicht zu verkennen, dass die Beschäftigung mit unseren Classikern in den letzten Jahrzehnten bei den Gebildeten unserer Nation abgenommen hat, um so mehr müsse die Schule Liebe zu deren Studium wecken, und nicht minder werde das Verständnis des Alterthums durch eindringliche Lectüre unserer besten Schriftsteller gefördert werden.

Ueber die zur Schullectüre sich eignenden Werke gingen in den vorgelegten Berichten die Ansichten so weit auseinander, dass von einem festen Canon wenig die Rede sein könne. Allseitig werde großes Gewicht auf das Nibelungenlied gelegt. Vorauszuschicken seien orientirende Erklärungen über den Begriff Litteratur und Litteraturgeschichte, das Verhältnis des Deutschen zum indogermanischen Sprachstamm, über das Gotische und die Dialekte der deutschen Sprache, über Niederdeutsch und Hochdeutsch. Ulfilas, Heliand, Otfrid seien hier zu besprechen, sowie Karls des Großen Einfluss. Eine eigentliche Lectüre könne hier der sprachlichen Schwierigkeiten wegen nicht stattfinden, wieweil kleinere Proben an einzelnen Anstalten vorgelegt würden. Hiernach könne der Lehrer zu der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Poesie übergehen, deren Ursachen besprechen, die verschiedenen Sagenkreise, das Ritterthum umständlicher behandeln. Ob die Dichtungen des Mittelalters im Original oder in Uebersetzungen zu lesen seien, darüber seien die Ansichten getheilt. Besondere Unterweisung in mittelhochdeutscher Grammatik halte die Mehrzahl für nicht erforderlich. Es sei genug, helfe es in einem Bericht, wenn die Schulen die Formen nur erkennen und verstehen, ähnlich wie man sich damit beim Lesen der modernen Dialekttdichter Hebel, Groth, Reuter u. a. begnüge. In einem anderen werde hervorgehoben, dass unsre Primaner auch ohne grammatische und lexicalische Vorbereitung, unter der Leitung des Lehrers in das Verständnis des Nibelungenliedes mit nicht größerer Schwierigkeit eindringen würden, als die griechischen

Jünglinge der späteren Zeit Homer lesen und verstehen lernten. Von anderer Seite würde zum Behuf eines gründlicheren Unterrichtes im Mittelhochdeutschen Vermehrung der Zahl der deutschen Stunden in den oberen Classen um je eine verlangt. Der Referent ist mit mehreren Berichten der Ansicht, dass mittelhochdeutsche Lectüre in die Prima gehöre und er bezeugt dem Einwand, dass solche Behandlung des Mittelhochdeutschen etwas Dilettantenartiges und Unwissenschaftliches habe mit der Bemerkung, die Art und Weise der altdutschen Studien an unseren höheren Lehranstalten sei eben nur etwas Provisorisches, sie würden sich weiter ausdehnen oder eingeschränkt werden, die Erfahrung darüber sei noch zu jung, die Zahl der kundigen Lehrer zu klein.

Neben den Nibelungen, deren Inhalt und Zusammenhang den Schülern klar werden müsse und wobei vergleichende Hinweisungen auf homerische Poesie nahe lägen, hält der Referent die Lectüre anderer Epen in der Classe nicht für erforderlich doch müssten die Schüler mit dem Inhalt derselben bekannt gemacht werden. Desgleichen sei der Unterschied zwischen Kunstopos und Volksepos zu erläutern. Hieran schliesse sich die lyrische und didaktische Dichtung dieser Periode, Angabe der hervorragendsten Minnesinger mit einigen biographischen Notizen, Bemerkungen über Stoffe und Strophenbau, Lectüre aus Walter und Fridank, kurze Mittheilungen über die Mystiker und das Wesen der scholastischen Philosophie, vielleicht einige Proben aus dem Schwaben- und Sachsenpiegel.

Aus dem 15. und 16. Jahrhundert sei zur Sprache zu bringen: Der Meistergesang, vor allem Hans Sachs, das Volkslied, besonders das Kirchenlied, Reinete Voss, worüber das Litterarhistorische mitzuthellen sei, und woraus einige Proben gelesen werden könnten, kurze Mittheilungen über Braut, Fischart, Rollenhagen, Murner, Geiler von Kaisersberg, Theuerdank. Besonders zu würdigen seien Luthers Verdienste um die deutsche Sprache, hinzuweisen auf den Einfluss der Druckerkunst, die Verbreitung des hochdeutschen Dialektes als Schriftsprache, die allmählichen Aenderungen in der Orthographie, die Bestrebungen der Humanisten. Aus dem 17. Jahrhundert kämen in Betracht die Dichter geistlicher Lieder, besonders Fr. v. Spec, Angelus Silesius, Nakatenus<sup>1)</sup>, Joh. Heermann, Simon Dach, Paul Gerhardt, Joachim Neander, die erste schlesische Dichterschule: Opitz, Fleming, Logau, Gryphius. Einiges über die zweite. Für die Prosa des Zeitalters reichten einige Proben, etwa aus dem Simplicissimus und Abraham a St. Clara aus. Das 18. und 19. Jahrhundert erfordere eine eingehendere Behandlung: Haller, Gottsched, der Streit mit den Schweizern, Gellert, Kleist, Gleim, Ramler, Gessner seien zu besprechen, dann ausführlich Klopstock, sein Leben, seine Werke, seine Verdienste um Sprache und Litteratur. Einzelnes müsse wieder gelesen werden, wenn auch hinreichende Bekanntschaft der Schüler mit dem Messias und den Oden aus dem Unterricht in Secunda vorausgesetzt werden dürfe.<sup>2)</sup> Darauf Voss, Hölty, die Stolberg, Claudias, Bürger, Leisewitz, Wieland. Endlich Lessing, Herder, Göthe, Schiller, über welche jedoch der

<sup>1)</sup> Wer ist Nakatenus? Und ist dieser Unbekannte berühmt genug, um in den allgemeinen litteraturgeschichtlichen Schulunterricht zu gehören?

<sup>2)</sup> Hierin möchte der Herr Referent doch wohl irren. Die Zahl der Secunden ist vermuthlich gering, wo der deutsche Lehrer Zeit, der Schüler Fähigkeit hat, mit Klopstocks sinnsschweren, schwerzugänglichen Oden sich zu befassen. Vom Messias gar nicht zu sprechen. Denn davon braucht ja doch selbst der Primaner nur soviel zu hören, als hinreicht um zu begreifen, warum das erhabene Werk eine so gar kurze Lebensdauer gehabt hat.

Referent wegen der Masse des sich aufdrängenden Stoffes und der Verschiedenheit der Ansichten über die zu treffende Auswahl hinweg ging. Hier entscheide die Persönlichkeit des Lehrers, der Bildungsstand der Classe. Auch von den späteren Dichtern seien manche erwähnenswerth, wenigstens für die Schülerbibliothek und die Privatlectüre zu empfehlen. Doch liege dem Lehrer ob, über das Wesen der romantischen Poesie durch Erörterungen und Beispiele zu belehren.

Es sei ferner zu erinnern, dass die Lectüre einen weiteren Zweck habe als in die Litteraturgeschichte einzuführen. Jedoch sei darum eine anderweitige besondere Lectüre nicht erforderlich, falls man nur im ersten Jahre des litteraturgeschichtlichen Unterrichtes auch schon classische Werke der neueren Zeit heranziehe.

Schließlich erklärt sich der Referent dahin, dass ein litteraturgeschichtlicher Leitfaden sich für den Gebrauch des Schülers empfehle, dass für die ältere Litteratur ein Lesebuch hinreiche, dass es in Gymnasialprima nicht möglich sei, Shakespeare zu lesen, dass der Unterricht in der Litteraturgeschichte nicht nothwendig mit dem geschichtlichen zu verbinden sei und stellt die Punkte zusammen, auf welche es bei der Erklärung des in der Classe Gelesenen ankomme. Er empfiehlt die drei wöchentlichen deutschen Stunden so zu verwenden, dass deren eine für Lectüre und Litteraturgeschichte angesetzt werde. Für die philosophische Propädeutik brauche man die beiden Jahre hindurch nicht eine Stunde und ebenso werde die Aufsatzlehre und Correctur nicht jede Woche eine Stunde in Anspruch nehmen. Die so erübrigte Zeit müsse der Lectüre und dem Unterrichte in der Litteraturgeschichte zugewendet werden.

Der erste Correferent (Dir. Stahlberg), spricht die Ansicht aus, dass es unmöglich sei, den litteraturgeschichtlichen Unterricht dem geschichtlichen ganz zuzuweisen. Etwa 80 Stunden seien demselben in zwei Jahren (einschließlich der Lectüre) zuzuweisen.

Der zweite Correferent (Dir. Cauer) erklärt sich gegen eine Zerstückelung der Zeit in der Weise, dass man wöchentlich 1 St. für Litteraturgeschichte, 1 St. für Lectüre, 1 St. für Aufsätze verwende und macht Angaben über seine eigene Vertheilung des deutschen Lehrstoffes. Eine lebhafte Debatte lief über diesen Punkt sowie über das Verhältnis von Lectüre und Litteraturgeschichte und die zweckmässigste Behandlung der letzteren sehr verschiedene Anschauungen und Erfahrungen hervortreten. Der Vorsitzende resumirt dieselbe dahin, dass im günstigsten Falle die halbe dem Deutschen in Prima zugemessene Zeit der Lectüre und Litteraturgeschichte zugewendet werden könne, dass diese beiden aufs engste mit einander zu verbinden und aus der neueren Zeit nur die Heroen Lessing, Schiller und Goethe eingehend zu behandeln und ganze Stücke ihrer Werke in der Classe zu lesen seien. Für die Lectüre des Nibelungenliedes im Urtext hatten sich 10 Gymnasien und 3 Realschulen erklärt. Litteraturgeschichtliche Leitfäden verwirft die Versammlung, Lesebücher hält sie für unentbehrlich. Hervorgehoben wird das von Deycks (von Kiesel herausgegeben) und das von Hiecke Uebersetzungen von Shakespeare und Dante endlich sollen in der Classe nicht gelesen werden. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Befremden muss es, dass bei dem vielseitigen Austausch von Meinungen über zweckmässige Vertheilung des deutschen Lehrstoffes ein so achtungswerther, wichtiger, allen gymnasialen Zwecken dienender Bestandtheil des deut-



Es folgt das Referat des Dir. Hölcher über den zweiten Theil des Berathungsgegenstandes: Die Anforderungen des Prüfungsreglements in Betreff der deutschen Aufsätze könne man nicht übertrieben nennen. Die Aufsätze seien ein sehr bedeutungsvolles Mittel zur formellen Bildung und hätten auch einen praktischen Zweck. Der Schüler müsse angeleitet werden, ein in seinem Gesichtskreise liegendes Thema in seinen wesentlichen Theilen richtig aufzufassen, logisch zu ordnen, mit Urtheil zu entwickeln und in einer fehlerfreien, deutlichen und angemessenen Schreibart darzustellen. Die Themata dürften nicht über die Kräfte des Schülers hinausgehen, weil dadurch das Gefühl der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sowie auch der Sinn für Wahrheit und das Bedürfnis der Ueberzeugung in der Jugend vernichtet werde. Doch müssten sie auch nicht rein reproductive Gedächtnisübungen sein.

Zu verwerfen seien ferner Themata, welche keinen allgemeinen, wahren Gedanken enthielten, z. B. Wäre es gut für den Menschen, wenn er die Zukunft vorauswüsste? oder *vox populi vox dei*.<sup>1)</sup> Im allgemeinen seien solche Themata zu wählen, welche die verschiedenen Geisteskräfte des Schülers in Thätigkeit setzen, Verstand, Urtheil und Geschmack bilden, ihn veranlassen, über ernste, menschliche Verhältnisse oder sonst wichtige Dinge und Zustände der Natur, des Lebens und der Geschichte nachzudenken und seinen Verstand anklären: historische Themata (besonders Parallelen), Charakterschilderungen, inhaltsangabe (skizzierte Dispositionen), Darstellung des Ideenganges lyrischer Gedichte, Abhandlungen über Dichtersprüche und sinnreiche Sentenzen, welche Gegenstände der Ethik oder Lebensphilosophie betreffen, Begriffserklärungen (z. B. Humanität, Bildung, Charakter, Schicksal, Natur, Sinn, Kopf)<sup>2)</sup> endlich Ueber-

schen Unterrichtes, wie die Schülervorträge sich kaum gelegentlich erwähnt findet. Es kann aber keine Frage sein, dass richtig und sorgfältig dirigirt, diese Uebungen im Sprechen, Hören und Urtheilen in hohem Grade gewinnreich, ja unentbehrlich sind. Dem Leser des Conferenzprotokolls, über welches oben berichtet wird, kann auch kaum entgehen, dass die Nichtberücksichtigung derselben die Antwort der Versammlung auf die die Lectüre betreffende Frage so unsicher hat ausfallen lassen. Denn freilich so heterogene Zwecke, wie einmal gründliches, intensives Verständnis eines schwereren Stoffes — etwa einer Abhandlung Schillers oder Lessings — ein andermal unterstützende Begleitung des Litteraturunterrichtes können der Classenlectüre nicht zugemuthet werden. Da erweisen sich nun die Vorträge als treffliches Mittel litterarischer Stoffvermittlung. Wenn daneben der Lehrer nicht unterlässt, seine litteraturgeschichtlichen Mittheilungen mit eigenem Vorlesen der belehrendsten, prägnantesten Stücke zu durchweben, was er schwerlich unterlassen darf, so braucht die Lectürestunde in ihrer natürlichen und gewiss nicht unerheblichen Aufgabe, lesen und verstehen zu lehren, durch keinen andern Anspruch gestört zu werden.

<sup>1)</sup> Die Ungeeignetheit des letzteren Themas ist dem Unterzeichneten nicht ersichtlich. Warum sollte der Primaner sich nicht mit Nutzen an einer Erörterung darüber versuchen können, wieviel Wahrheitsgehalt dem beliebigen Worte zuzuerkennen sei? Mit einer Frage nach der Zweckmäßigkeit des Vorauswissens der Zukunft ferner wird kein taktvoller Lehrer seine Schüler zu befassen geeignet sein, doch auch das nicht, weil das Thema keinen allgemein wahren Gedanken enthalte; die kurze Antwort wäre ja nicht schwer zu finden (man vergleiche Lessings Aphorismus Bd. 11 11. 2 p. 251 Maltz.), sondern einfach darum, weil die Schule nach Möglichkeit die Jugend vor dem Laster des Grübelns, des unnützen Reflectirens zu bewahren hat.

<sup>2)</sup> Aus obiger Reihe von Beispielen möchte zu einer Behandlung im Schülervortrag am wenigsten sich empfehlen der schwere, complexe, begrifflich kaum

setzungen. Fast einstimmig werde darauf hingewiesen, dass Schulleben und Unterricht am besten die Wahl des Themas an die Hand gebe, (auch Reden erklärt der Referent für angemessen) und durchgehend für unstatthaft erachtet, die Wahl den Schülern zu überlassen, ihnen die Auswahl unter mehreren Aufgaben zu überlassen, sei nur aus besonderen Gründen zulässig. Weiter verlange die Mehrzahl der Berichte vorherige Besprechung des Themas, weil es besser sei, Fehler zu verhüten als zu corrigiren. Clausurarbeiten würden vielfach empfohlen. Von metrischen Aufgaben und poetischen Versuchen rath der Referent ab. Er erklärt ferner die vielen Handbücher mit ausführlichen Dispositionen und vollständigen Ausarbeitungen für einen Uebelstand, weil sie vielfach in den Händen der Schüler seien und es fast schwer halte, ein ganz neues Thema aufzustellen. <sup>1)</sup> Der Referent weist alsdann auf mehrere in Schüleraufsätzen vielfach begegnende stilistische und logische Verkehrtheiten hin, deren Beachtung wichtig sei, und schließt mit einigen Bemerkungen über das beste Verfahren bei der Correctur der Arbeiten.

An dieses Referat schloss sich eine kurze Discussion. Dir. Gandtner will moralisirende Themata ausgeschlossen wissen, weil sie zur Unwahrheit verführten, desgleichen kritische Beurtheilungen. Verwerflich sei auch die Beschränkung der Themata auf ein gewisses Gebiet. Dir. Cauer findet den Vorschlag sachgemäß, von den neun Arbeiten, welche jährlich etwa angefertigt werden, 3 aus der Lectüre, 3 aus der Geschichte, 3 aus dem Erfahrungs- und Beobachtungskreise der Schüler zu wählen. Dir. Scherer findet Definitionen dem Standpunkt der Schüler nicht angemessen. Dir. Gandtner empfiehlt zu Besprechungen von Begriffen Lazarus' „Leben der Seele.“ Dir. Burchardt erklärt sich gegen Freistellung einer Auswahl aus mehreren Thematen, weil die Beurtheilung der verhältnismäßigen Leistungsfähigkeit dadurch erschwert werde. Der Vorsitzende ist derselben Meinung. Die Nöthigung zu genau vorgeschriebenen Leistungen sei den Schülern heilsam. Dir. Cauer findet die Stellung mehrerer Aufgaben unter Umständen empfehlenswerth.

J. Imelmana.

Hermes. Zeitschrift für classische Philologie v. E. Hübner.

VI. 4.

S. 385—391. Haupt. *Coniectanea* 46. Der Vers in Cramers Anecd. Ox. I. p. 119, der wohl aus Aeschylus Myrmidones oder Nereides ist, lautet wohl: *πᾶσα γὰρ Πρωία δέδορκεν Ἐκτορος ψυχῆς διαί.* 47. Eur. Cycl. 500 viel-

zu erfassende Begriff Bildung, dessen oft versuchte Definition in der Regel mehr von der Beschaffenheit des Definirenden als von dem Definitum selbst verrieth. Und ist es denn auch natürlich, einen, der gebildet wird, sich über Wesen und Ziel der an ihm sich vollziehenden Bildungsarbeit äußern zu lassen?

<sup>1)</sup> Da wäre es ja aber als eine recht heilsame Wirkung solcher Aufsatzbücher anzusehen, dass sie zur Auffindung immer frischer Themata nöthigen. Uebrigens sollte das jedesmal zu stellende Thema nicht lange gesucht werden müssen. Das Gute liegt bekanntlich „immer nahe.“

leicht ἐπὶ δειντοῖς τε θυμόν. 48. Anaxandrides bei Athen. IV pp. 131a l. καίτοι φασὶν βουβαυκαλόσαυλα γενέσθαι cf. Etym. magnum p 192, wo es heißen muss: Βαυκι ζόμενον: τριφερόν καὶ ὠραιστήν. 49. Stob. Anthel. CXXI 37 l: ὄρος δὲ ζωῆς οὐχ εἰς πάντων, ἀνιάσθηδμον ἐταῖν φερόντων ἀνόμοιοι τῆς γενέσεως τῇ ἰσχύϊ ἀρρωστίαν, τὴν δὲ etc. 50. Keil Gram. IV. p. 251 ist zu lesen: Ille ego sum Scorpis, clamosi gloria circi (Martial. X. 53. 1.) 51. Mart. X. 65. 10 l: nobis illa fortius loquentur. 52. Anth. Barmanni III 64 l: rostra alios operosa vocent. 53. Fronton. ep. ad Caes. III 5 p. 43 Nab. l: venit mihi in mentem fore uti ei qui causam hanc agent . . . dicant etc. ep. III 10 p. 49 l. alius te qui a dis quae petit impetret. ep. III, 18 p. 56 l. merito te amo. ep. IV. 3 p. 64 l. erat scientiam ep. IV 12 p. 74 l. osculei et savius 54. Arnob. III. 9 l. frustra aut improbum in illis lusu m ludere voluisse naturam. 55. Juv. IV 269 schol. l. vel ex sentinae habitu foetidae u. schol. zu 325 l. τέλος δρα μακροῦ βίου u. cuius filius, cum ipse Sardibus victus esset . . . subito exclamavit: homo, parce Croeso 56. Scholiastarum Ciceronis sylloge Orell. p. 349 Or. l. κείνος ἀνὴρ τὸ κακὸν τότ' ἐναντίον ἐστὶν ὀρίζων. 57. Symmachus Laud. Gratiani c. 6. l: ut novella praesequina coagula libri uidi inolescant. 58. Symmachus pro Synesio c. 2 l: nolo pro meo debito curam inter venire. 59. Calpurnius Buc. 6, 18 l. tu quoque laudatum nos sos Alcom probare. 60. Plin. hist. nat. hist, 28. §. 28 l. multorum opinione.

S. 392—486. Matzat. Ueber die Glaubwürdigkeit der geographischen Angaben Herodots über Asien. I. Herodots Reisen in Asien. Aus Herodots Geschichtswerk sucht der Verf. die Punkte herauszufinden, die der Schriftsteller selbst besucht hat und zwar 1. die Orte an der Küste (— S. 400) 2. die in dem Hinterlande der Küste (Lydien, Karien, Phrygien; Cappadocien (Kelanae ist der östlichste Punkt); Mysien, Troas nebst Lesbos. Fahrt durch Hellespont bis nach Kolchis). 3. Doris nebst Rhodos u. Kypros (S. 418—421). Dann folgen die Reisen im übrigen Asien 1. in Phoenicien und dem südlichen Syrien (—S. 431) 2. die Reise bis Babylon, vielleicht bis Susa, indem er Tyrosod. Poseideion an der syrischen Küste zum Ausgangspunkt nahm (—S. 450) II. Herodots Ἰστορίη über die Geographie von Asien. Herodot hat nun auch andere Angaben über Asien; sie beziehen sich auf das gesammte Vorderasien nebst dem turanischen Tieflande und auf einen Theil von Indien; seine Methode ist durchaus Vertrauen erweckend, denn er giebt seine Quellen unverfälscht wieder. Es stammen zunächst aus persischen Berichten seine Mittheilungen über die Königstraße, die er nicht, wie man angenommen, aus Autopsie kennt, ferner über die Zahl der Satrapien des Perserreiches und über die Einkünfte unter Darios. Auch über Indien hat er von Persern manches gehört und besonders ist hier Skylax von Karyanda seine Quelle. Specialangaben von Persern finden sich namentlich auch in der Geschichte des Kyros und in der Vorgeschichte des medischen Reiches (I. 95 ff); so erhielt Agbatana (I 98) eine Besprechung. Auch Scythien konnte hier beschrieben werden (S. 462—79). Für die Angaben über das Heer des Xerxes scheint Demaratus dem Herodot Beiträge geliefert zu haben. Ausserdem giebt es noch zerstreute Notizen über Mysien, Halys, Korysfluss in Arabien, Bactrien. — S. 487—493. A. R (irchhoff) theilt den Bericht des Hrn. Enea Piccolomini in Florenz über die Florentiner Handschrift der Scholien zu Gregor von Nazianz, in welcher der von Demosthenes or. d. cor. §. 290 angezogene Vers des Simonides (Elegie auf den Sieg bei Marathon) sich findet, in extenso mit — S. 493—94. V. Rose. Zu Aristophanes

περὶ ζώων. Berichtigung zu Anecdota Heft II (Berl. 1870) p. 26, 19. — S. 494—496. H. Jordan. Zu den Reden des C. Gracchus. Charisius S. 196, 25 lies: prospiciat qui pro *nulla* humanam trucidet. Schol. Bob. zu Cic pro Sulla 9 l. haud *insubentibus* a vobis impetrassem. Gell. 10. 3, 5 l. his annis paucis *Venusiam* missus est, qui etc.

## VII, 1.

S. 1—6. U. Koehler. Ein Verschollener. Von der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. an wird in attischen Ehebenurkunden ein Diogeneien und ein Fest τὰ Διογένεια erwähnt. Dieser Diogenes findet sich auch als παρθερος von Attalos I im dionysischen Theater. Es ist höchst wahrscheinlich, dass es der macedonische Phrurach war, der nach dem Tode des Demetrius (229 v. Chr.) die vier attischen Festungen freigab, zur Ablöhnung seiner Söldner 150 Talente erhielt und sich sonst um Athen verdient machte, sodass er als εὐεργέτης gefeiert wurde. Die urkundlichen Daten stehen nun in Widerspruch mit der Erzählung des Plutarch und Pausanias, aber es erscheint unzweifelhaft, dass diese aus den Denkwürdigkeiten des Aratos geschöpft haben, dessen Charakter kleialich genug war, um sich selbst als Befreier Athens hinzustellen, den eigentlichen Urheber der Befreiung aber, eben unsern Diogenes, nur als ein zufälliges Werkzeug zu nennen. — S. 7—13. Haupt. Coniectanea. 63. Theogn. 1098 l. ἐκ λόχμης μεσάτης. 64. Pisander in schol. zur Ilias IV. 147 l. ἄρι παρειαῖς Λαχναίων. 65. 66. Athenaeus III 149c ist Meinekes φερῶν u. XII. 536 e καὶ αὐτὸν nach εἴ τινα καὶ ἄλλον unrichtig. 67. Persius sat. 2. v. 31—39 wird erklärt. 68. Isidor. Orig. 18 c. 69 hat wohl den Dichter, den Ovid. Trist. II v. 495 erwähnt. 69 Eutrop. Brev. v. 1. l. Teutoboduum. ib IX 22 l. utquo eos etiam 71. Anthol. Burm. III. 69 l. devita et longe sanus cole. 72. Avien. Phaen. v. 277 l. in terras demissa parente's, ib. v. 360f. l. unus ob ora, Qua sunt prima serae vestigia, praeminet ignis. ib. v. 453 de Cassiepia l. occurret genitrix oculis quaerentibus: adstat Laurida maerenti etc. ib. 631 l. at nixi qua semet sidera ponto. — S. 14—27. C. Bardt. Die Senatssitzungstage der späteren Republik. Verf. liefert den Nachweis dafür 1., dass Volksversammlung und Senatssitzung nach der lex Pupia nicht an demselben Tage stattfinden durften. 2., dass die lex Pupia so angewendet wurde, dass außer in besonders dringenden Fällen an den im Kalender mit C bezeichneten Tagen der Senat sich nicht versammelte. 3., dass diese lex nach 664 und vor 691 gegeben, aber seit 710 nicht mehr beobachtet worden ist. — S. 28—47. Carl Curtius. Inschriften aus Kleinasien. A. Ephesos. Die erste betrifft einen Q. Tineius Sacerdos (Consul 158), die zweite bis vierte Glieder der Familie des Vedius Antonius, die sich um Ephesos besonders verdient gemacht hatten, die fünfte wohl dem Kaiser Septimius Severus, sechste und siebente Grabsteine, achte und neunte römische Kaiser (βασιλεῖς hier genannt) B. Pergamon. 10. Weihinschrift, auf Sextus Apuleius (Consul 725 oder 767 a. u. c.). 11. Brief der νεοί von Pergamon an Hadrian, datirt von Juliopolis (Gordion). 12. Ehrendenkmal der βουκόλοι für ihren Vorsteher (ἀρχι βούκολος). 13. Ehrendenkmal für Tib. Claudius Vetus, der das ἀλειπήριον in dem Gymnasion der νεοί gegründet hatte. Ueber ἀλειπήρια und den σύνοδος der νεοί wird einiges hinzugefügt. 14. Inschrift der νεοί zu Ehren des Tib. Claudius Paullus Philometor. 15. Eine Inschrift, aus der hervorgeht, dass die Pergamenier damals das Jahr nach Strategen bestimmten. — S. 47—51. Friedlaender. Griechische Eigennamen auf Münzen. I. Berichtigungen zu Pape-Benseler. II. Neue Namen. III. Bekannte Namen

an Orten, wo sie bisher nicht nachgewiesen sind. — S. 52—61. *Hirschfeld. Die Familie des Titus Flavius Alcibiades.* Von diesem Geschlechte waren in 2 nachchristlichen Jahrhundert, wie sich aus den mitgetheilten, in Athen bei der Kirche Panagia Pyrgiotissa (außer No. 7) gefundenen Inschriften ergibt 2 Glieder gleichen Namens Archonten, der Vater sicher vor 126—127, wahrscheinlich schon vor 122—123, der Sohn 139 oder 140 oder 141; außerdem sind noch einige jüngere Mitglieder nachweisbar. — S. 62—71. *Dittenberger. Zur Erklärung einer Argivischen Inschrift.* [Bursian Bulletin 1854 g. XVI (Bargabé Ant. Hell. 2346)]. Die betreffende Inschrift enthält ein Verzeichnis von Geldbeiträgen verschiedener Städte, die Angabe des Münzfusses erfolgt mit *ΑΙΤΥ ΝΑΛΑΝΣ* oder *ΑΑΕΞΑΝΑΡΕΙΑΝΣ*. Was diese Formen bezeichnen, ist noch nicht erklärt. Verf. glaubt darin Acc. plur. fem. zu finden; denn wie die Kreter, so hatten die Argiver die Consonantverbindung NS. Wie ferner dieser Acc. zu deuten sei, welches der Sinn der Zeichen auf dieser Inschrift sein mag, wird zu eruiiren versucht. — S. 72—90. *van Herwerden. Ad Dionem Chrysostomum.* (Coniecturen). — S. 91—101 *Th. Mommsen. Weiteres über den Apparat zum Ammian.* Verf. liefert 1. (Gardthausens Behauptungen gegenüber) den Nachweis, dass auch die Handschriften der unvollständigen Recension, wie die der vollständigen aus dem Fuldensis, jetzt Vaticanus (R) gelassen sind, 2. macht er wahrscheinlich, dass die verloren gegangene Hersfelder Handschrift und Fuldensis nicht aus gemeinschaftlicher Quelle stammen, sondern dass letztere vielmehr aus der Hersfelder abgeleitet sei. — S. 102—108. *Bonitz. Zu Arist. pol. II 3. 1262<sup>a</sup> 7.* Die Stelle wird erklärt und vorgeschlagen zu lesen *καίτοι πότερον οὕτω κρείττον τὸ ἐμὸν λέγειν ἔκαστος* (Obiect zu λέγειν), τὸ αὐτὸ ὄνομα προσαγορεύοντασ διςχιλίαν καὶ μυρίαν (abhängig von ὄνομα) und dann mit Thurot πρὸς δὲ τοῖσδε ἕτεροσ φράσασ ἢ φιλότηρ. — S. 109—110. *Heydema nn. Zu Corpus Inscr. L. IV 2842.* Verf. liest diese Inschrift *ΛΥΚ[Ι]ΩΝ ΛΑΟΥ*, womit nicht Lykischer Wein, sondern Lyeium, ein wirksames Heilmittel gegen Augenleiden gemeint ist. — S. 111. 2. *Riedena uer. Zur Naupactosinschrift des Herrn Woodhouse.* Diese von Vischer Rhein. Mus 27, p. 39—96 erklärte Inschrift lässt noch manche Zweifel übrig. Z. 1. l. *Λοκρόν* (cf. Z. 6), 2. *ἐπιτυχόντα* ist Acc. plur. zu *δσια* 3. Z. 33 l. *κατὰ χρόσ (αὐταμαρόν)* d. h. im Bedürfnisfalle an demselben Tage.

#### Berichtigungen:

- p. 410 Zeile 7 von unten ist statt sind: seien,  
 p. 411 „ 7 „ oben „ „ Montesquieu: Montesquies,  
 p. 413 „ 5 „ „ „ „ sich: auch,  
 p. 414 „ 11 „ unten „ „ F. Imelmann: J. Imelmann  
 zu lesen.

# ERSTE ABTHEILUNG.

## ABHANDLUNGEN.

### Das griechische Scriptum in Prima.

(Vortrag gehalten am 14. Juni 1873 in einer Versammlung von Directoren aus der Provinz Hannover.)

Als die Frage an mich gerichtet wurde, m. v. H., ob ich nicht für unsre diesmalige Zusammenkunft einen Berathungsgegenstand zu rechtmachen und vorlegen wollte, ging mir der Gedanke durch den Sinn, grade das zu wählen, worin ich mir bewusst war wohl mit der Mehrzahl von Ihnen nicht übereinzustimmen. Es ist mit einem gewissen Rechte als auffallend bezeichnet worden, dass, obwohl das Hannoversche Reglement für die Maturitätsprüfung vom 31. Juli 1861 für unsre Provinz noch in voller Giltigkeit besteht, abweichend von demselben in Ilfeld ein griechisches Scriptum von den Abiturienten verlangt wird; und es ist auch in weiteren Kreisen grade diese Frage in der letzten Zeit vielfach behandelt worden. Da es mir nun heute gestattet ist, jenem Gedanken folgen und Ihnen meine Ansichten über diesen Punkt vortragen zu dürfen, so bitte ich vor allem darum, dass Sie mir das nicht als Anmaßung auslegen, als bildete ich mir ein, mit meiner geringen Erfahrung und meiner noch geringeren Beredsamkeit Sie eines Besseren belehren zu können; ich will nur den Versuch machen, mich zu rechtfertigen, Ihnen zu beweisen, dass mein abweichendes Verfahren nicht beruht auf particularistischem Eigensinn, auch nicht blofs auf dem Festhalten an alter, lieb gewordener Gewohnheit, sondern vornehmlich auf einer fest gewurzelten, mit meiner ganzen Art zu schulmeistern aufs engste verknüpften Ueberzeugung.

Ehe ich jedoch mich zur Behandlung meines Themas wende, bitte ich um die Erlaubnis, zuvor noch zwei andere damit zusammenhängende ebenso ketzerische Ansichten wenigstens kurz zu berühren. Die erste betrifft die heutzutage vielfach gehörte Klage über die Ueberbürdung unserer Schüler. M. H., ich bin weit davon entfernt, nicht zugeben zu wollen, dass hier und da ein Lehrer über ein billiges Maß von Forderungen hinausgeht, dass mancher wenig begabte Schüler sich rechtschaffen quälen muss, um es bis zum Maturitätszeugnis oder auch nur bis zum Zeugnis für den einjährigen Militärdienst zu bringen; aber im großen und ganzen behaupte ich umgekehrt: wir haben auf der Schule mehr arbeiten müssen, den heutigen Schülern wird es leichter gemacht als uns. Wir Lehrer an geschlossenen Anstalten beobachten unsere Zöglinge auch während der Arbeitszeit und wissen, dass ihnen, wenn dieselbe auch reichlich bemessen ist, doch immer noch viel übrig bleibt zu freier Bewegung, zu fröhlichem Spiel, zu erquickender Nebenbeschäftigung. Weit mehr als die Arbeit für die Schule nehmen die Zerstreuungen der großen Städte unsere Schüler in Anspruch, und es will mir fast wie ein Zeichen unserer Zeit erscheinen, dass, wie die Arbeiter für die möglich wenigsten Arbeitsstunden den möglich höchsten Lohn verlangen, so auch geglaubt wird, man könne mit wenig Mühe sich eine classische Bildung aneignen. Aber das geht nun einmal nicht, und grade für unsere Tage gilt das Horazische: *Nil sine magno vita labore dedit mortalibus*, und das Wort des Psalmisten: wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Also, m. H., einen aus der angeblichen Ueberbürdung unserer Schüler hergenommenen Einwand gegen das griechische Scriptum in Prima kann ich nicht anerkennen.

Zweitens lassen Sie mich anknüpfen an ein anderes Zeichen unserer Zeit, an die unzweifelhaft materialistische Richtung unserer jetzigen Generation. Das Volk der Denker ist in Gefahr, ein Volk der Gründer zu werden; vorherrschend ist das Streben nach Gewinn und Genuss; wer sich fern davon hält, gilt als ein wunderbarer Heiliger, als ein sonderbarer Schwärmer. Wie selten ist ein *Manu aurum spernere fortior quam cogere!* — Dieser ganzen Richtung mit dem Aufgebot aller Kräfte entgegenzutreten halte ich für eine vorzügliche Pflicht derer, welche zur Erziehung der Jugend berufen sind, und als eines der Mittel, die zu diesem Ziel führen, bezeichne ich die genauere Bekanntschaft unserer Schüler mit der griechischen Litteratur. Sie ist ja die ideale *κατ' ἐξοχήν*. Zwar sind Gottlob die Zeiten vorüber, in denen wir eines Demosthenes philippische Rede:

nicht ohne gewisse bittere Beziehung auf unser deutsches Vaterland lesen konnten: Deutschland steht geeinigt, mächtig und groß da, wiedergewonnen sind die lange uns entfremdeten Provinzen jenseit des Rheins, und zu Boden geworfen ist der gefährliche Erbfeind. Aber sollen wir die errungene Macht zu bewahren im Stande sein, so gilt es nun zu kämpfen gegen innere Uebel, gegen Uebermuth und Habsucht, so gilt es zu pflegen und festzuhalten die platonischen Tugendender *ἀνδρεία* und *δικαιοσύνη*, der *σωφροσύνη* und *ἐγκράτεια*, der *εὐσέβεια*. Dazu ist unzweifelhaft die griechische Litteratur dienlicher als die lateinische, und deshalb stimme ich dem Verfasser des Buchs „über nationale Erziehung“ zu, wenn er das Verlangen stellt, dass die Zahl der griechischen Stunden in Prima auf Kosten der lateinischen erhöht werden sollte, um eine eingehendere Lectüre der griechischen Classiker zu ermöglichen. — Vorläufig freilich müssen wir uns begnügen mit den sechs Stunden, die wir haben, und da könnte es doch besser scheinen, die Scripta fortzulassen und alle Zeit dem Lesen zu widmen. Dass dies nur Schein ist, will ich jetzt versuchen, Ihnen zu beweisen.

Freilich die Art, wie diese Uebungen gewöhnlich eingerichtet sind, wie ich selbst als Schüler und anfangs auch als Lehrer sie betrieben habe, kann ich nicht als sehr fruchtbringend bezeichnen. Aus einem der vielen Uebungsbücher wird alle 14 Tage ein Pensum bestimmt und von den Schülern zu Hause entweder mit steter mühsamer Benutzung von Lexikon und Grammatik oder mit Zugrundelegung des aufgefundenen Originals mühelos verfertigt; dadurch wird aber weder in Bezug auf Wörter- noch auf grammatische Kenntnis viel gewonnen, denn nach keiner Richtung hin nimmt so das Gedächtnis einen sicheren Besitz auf, und nur in den seltensten Fällen wird eine gewisse Fertigkeit erworben. Diese wäre nur dann zu erreichen, wenn die Schüler nach der Correctur durch den Lehrer noch Eifer und Anstrengung verwenden wollten auf ihre Arbeit, die sie jedoch dann gewöhnlich ruhig bei Seite legen und kaum wieder ansehen, wenn man sie nicht zwingt sie in dieser oder jener Art zu wiederholen. Durch stete Uebungen im mündlichen Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische kann mehr erreicht werden, aber theils sind dieselben für die Schüler langweilig, theils wird durch sie der Lectüre griechischer Schriftsteller zu viel Zeit entzogen. Wenn ich nun das Verlangen aufstelle, dass die schriftlichen Pensa der Schüler im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische in der Classe gefertigt werden und sich immer eng an die jedesmalige Lectüre anschließen sollen, so gestatten Sie mir zunächst Ihnen zu



sagen, wie diese Anschauung sich bei mir ausgebildet hat. Auf den Anstalten, an welchen ich früher unterrichtete, wurde das Hauptgewicht auf die Lectüre gelegt, wurden die Leistungen der Schüler beurtheilt meist nach dem, was sie in der Classe vorbrachten. Anders fand ich es, als ich nach Schulpforte kam; dort hörte man den Tutor seine Empfohlenen sowie die Schüler sich untereinander immer nur fragen: wie hast du geschrieben? und die Schüler meinten, aus der Durchschnittsnummer ihrer Prädicate für die schriftlichen Arbeiten ergebe sich immer ganz von selbst das Prädicat im Zeugnis für ihre Leistungen überhaupt. Privatlectüre und Extemporalien bildeten dort die Hauptsache, und bald merkte ich, dass es schwer hielt, ein stetiges und lebendiges Interesse für die Classenlectüre wach zu erhalten. Erst als ich anfing, den Schülern zu sagen: den Stoff für unser nächstes Extemporale werde ich aus den und den zuletzt gelesenen Capiteln des Cicero entnehmen und dabei die und die grammatischen oder stilistischen Regeln zur Anwendung kommen lassen, erst da gelang es mir, dass auch auf die Uebersetzungsstunden Fleiß und Aufmerksamkeit verwendet wurde. Je öfter ich von diesem Mittel Gebrauch machte, um so mehr überzeugte ich mich von den Vortheilen desselben und namentlich für das Griechische wandte ich dasselbe, wenn auch nicht ausschliesslich, doch vorzugsweise an. Daraus entwickelt sich für Prima folgendes Verfahren, das selbstverständlich in ähnlicher Weise auch für Secunda und Tertia statthaben muss: Neben der Lectüre wird jede Woche an einem Tage in der Classe eine Inhaltsangabe der zuletzt gelesenen Capitels deutsch von dem Lehrer vorgesprochen, griechisch von den Schülern sofort niedergeschrieben; je geringer die Zahl der Capitels, je mehr sich angeschlossen ist an den Ausdruck des Schriftstellers, desto leichter ist die Aufgabe, die um so schwieriger wird, je mehr Capitels sie umfasst und je freier sie in der Bildung der Sätze wird. Der nächste Zweck dieser Pensa ist also, die gelesenen Stücke des Schriftstellers inhaltlich zu reproduciren; damit lassen sich dann leicht grammatische Repetitionen verbinden. Handelt es sich um die Casuslehre, so werden Sätze mit „schaden, sich enthalten, bereuen“ eingeschaltet, oder zur Moduslehre Sätze mit *ἴνα, ἕως, πρὶν*, Infinitiv- und Participialconstructionen u. s. w.; es ist einleuchtend, dass hierzu oft nur kleine Aenderungen genügen. Ich lese jetzt Thucydides und habe mir erlaubt, einige Hefte meiner Primaner mitzubringen, um sie Ihnen vorzulegen <sup>1)</sup> — Was die darauf verwendete Zeit betrifft, so

<sup>1)</sup> Ich lasse unten das deutsche Dictat zu zwei solchen Aufgaben folgen: ich verweise auf ähnliche Metaphrasen in Seyfferts Uebungsbuch im Anschluss: 1

geht für das Schreiben der Aufgabe nicht immer eine ganze Stunde hin; es bleibt in der Regel noch so viel übrig, um sofort einige besonders heiklige Stellen zu besprechen; anderen Tages werden die corrigirten Arbeiten zurückgegeben, worauf nicht viel mehr als eine halbe Stunde verwendet zu werden braucht. Ebenso gut wie nach Thucydides lassen sich solche Aufgaben auch nach Plato und Demosthenes construiren. Ist aber einmal die Classenlectüre nicht geeignet, so gebe ich Capitel aus Cornel und Caesar zur Präparation für eine Uebersetzung ins Griechische auf oder nehme ausgewählte Stücke aus Herodot, Lysias, Xenophon, wie z. B. des Prodikos Geschichte vom Herakles am Scheidewege (Mem. II. 1), des sterbenden Cyrus Rede an seine Söhne und Freunde (Cyr. VIII. 7) u. a. Aber auch hierbei ist das Verfahren dasselbe, dass die Schüler die ihnen angegebenen Stellen vorher lesen, ehe sie darüber schreiben. Es wird also die eigentlich fruchthringende Arbeit, die bei der gewöhnlichen Art nach dem Pensum erfolgen müsste aber meist wegleibt, vor dasselbe gelegt und gesichert; es wird nicht heimlich, sondern auf Anweisung nach dem Originale gearbeitet.

Gleich hier möchte ich zwei Einwänden begegnen, von denen ich nur einen und diesen nur theilweise anerkennen kann. Es lässt sich nicht leugnen, dass in dieser Beziehung eine geschlossene Anstalt wie Ilfeld mit ihren ganz bestimmten Arbeitsstunden, mit ihrer Studentagen, auch mit der geringeren Schülerzahl in den einzelnen Classen gewisse Vorzüge hat, und dass wir über manche störende Rücksicht rascher hinwegkommen können: aber im grossen und ganzen ist doch diese Methode nicht dadurch beeinflusst und lässt sich ebenso in einer offenen Anstalt anwenden. — Dann aber könnte mir entgegengehalten werden: für den Lehrer ist es doch eine nicht unerhebliche Arbeit, diese Aufgaben erst selbst zu gestalten, statt sie fertig aus einem Buche zu entnehmen. Ja, m. H., das ist es, aber eine Arbeit, die nach einiger Uebung immer leichter wird und die ihres Lohnes sicher ist. Es ist eine Erfahrung, die ich immer bestätigt gefunden habe: der Schüler hat einen grossen Respect vor dem, was der Lehrer selbst gemacht hat, und mit viel gröfserer Lust und Liebe geht er daran, diesem nachzueifern, als dem Buche eines Fremden zu

---

Xenophons Anabasis, auf den Anhang zu dessen lateinischem Uebungsbuch für *Secunda*; ferner auf das Programm von Kübler, Krotoschin 1856 (zu den catilinarischen Reden) und von Uppenkamp, Konitz 1869 (zu den Tusculanen).

folgen. So habe ich einen Zeichenunterricht kennen gelernt, in welchem der Lehrer, statt nach Vorlagen arbeiten zu lassen, ein Bild auf der Tafel allmählich vorzeichnete, das die Schüler mit dem größten Eifer nachbildeten. So wurden in Schulpforte die lateinischen Verse ziemlich gleichgiltig behandelt, wenn sie aus irgend einem alten Schmöcker entnommen waren; hatte sie aber, wofür der Schüler ein, sehr feines und scharfes Verständnis hat, der Lehrer selbst entworfen, so war aller Bemühen, sie ebenfalls herauszubringen, ungleich größer. Es ist eben eine einfache und doch nicht genug beherrzte Wahrheit, dass der Lehrer alles, was er von seinen Schülern verlangt, auch selbst leisten muss. Je mehr sich der Lehrer von dem Buche emancipirt, je mehr er mitarbeitet und lernen hilft statt nur abzuhören und zu controliren, desto erfolgreicher wird der Unterricht.

Die Vortheile der vorher angegebenen Schreiblesemethode scheinen mir folgende zu sein: Zunächst ist sie der beste Antrieb und die beste Controle für eine gründliche Präparation; denn nicht nur einzelne haben sich darauf gefasst zu machen, das Griechische ins Deutsche übersetzen zu können, sondern jeder weiß, dass er die Aufgabe der Rückübersetzung ins Griechische wird lösen müssen. Alle die vielfach beklagten Unzulänglichkeiten der Schülerpräparationen, das dürftige Vocabellernen, Ungenauigkeit und Oberflächlichkeit in Bezug auf die Beobachtung grammatischer Verhältnisse, Benutzung der vielen so leicht zugänglichen schädlichen Hilfsmittel, der Uebersetzungen von Tafel und Oslander, von Engelmann, von Meckenburg, der Präparationsbücher von Freund u. s. w. alle diese Dinge werden theils beseitigt, theils in ihrer verderblichen Wirkung verringert. Ferner bietet das Verfahren ein sehr wesentliches Mittel zur Förderung der Aufmerksamkeit in den Lehrstunden und einen Ersatz für die Repetition. Andeutungen über die vom Regelmäßigen abweichenden Formen und Constructionen, über besondere Eigenthümlichkeiten im Sprachgebrauch des Schriftstellers, die nicht nachgeahmt werden dürfen, u. a. werden immer sorgfältiger beachtet werden, wenn der Schüler sich zu merken hat, z. B.: hier hat Thucydides μέλλοις mit dem Coniunctiv gesetzt, du wirst ein ἄν hinzufügen müssen, hier steht anakolutisch ein Participium im Nominativ, das du in die absolute Construction zu verwandeln hast u. s. w. Die Repetition, welche recht lästig werden kann, wenn sie in stets gleicher Weise von Stunde zu Stunde vorgenommen wird, kann auf die schwereren Stellen beschränkt werden. Endlich wird die stete Vergleichung mit der Muttersprache wesentlich gefördert und in den

Schülern die Fähigkeit erzeugt, allmählich immer leichter und rascher sich in einen Schriftsteller hineinzulesen und sich eine größere Gewandtheit in der Handhabung der fremden Sprache anzueignen. Es wird vor allem nicht blofs das Wissen, sondern auch das Können der Schüler gestärkt, es wird erreicht, dass sie von ihrem Eigenthum und nicht auf Borg zu leben lernen. Denn bei den zu Hause anzufertigenden schriftlichen Uebersetzungen borgt sich der Schüler fast immer das nöthige Wissen aus Lexikon und Grammatik, ohne es sich dauernd anzueignen; hier in der Classe muss er es rasch zur Hand haben und anwenden können,

„Da tritt kein' anderer für ihn ein,  
Auf sich selber steht er da ganz allein!“

Wenn aber solche Uebungen während des Unterrichts stets stattgefunden haben, dann ist auch im Maturitätsexamen die Forderung eines griechischen Scriptoriums unerlässlich; dann bereitet dasselbe durchaus keine Schwierigkeit, da nur etwas verlangt wird, was fast wöchentlich in der Classe hat geleistet werden müssen; dann bietet eine solche schriftliche Uebersetzung einen viel besseren Mafstab für die Beurtheilung der Kenntnisse von den Examinanden, als die mündliche Uebersetzung einer kurzen Stelle aus einem gelesenen oder nicht gelesenen Schriftsteller. — Ebenso zwingend ist der Rückschluss: fällt das griechische Scriptorium im Maturitätsexamen weg, so verliert es seine Bedeutung für den Unterricht in Prima, so wird gründliche Kenntnis der griechischen Sprache aus den Gymnasien verbannt; denn das Betreiben einer fremden Sprache ohne schriftliche Uebungen wird leicht zu einem „dilettantisch verderbenden statt zu einem wissenschaftlich bildenden“.

Mit den letzten Worten verweise ich auf den Aufsatz von H. Bonitz in der Z. f. d. G. 1871. S. 705—716, in dem mir jedes Wort aus der Seele geschrieben ist, und fasse das Gesagte in folgende Sätze zusammen:

1. Es ist dringend wünschenswerth, dass die Schüler unserer Gymnasien mehr, als gewöhnlich geschieht, in die griechische Litteratur eingeführt werden.

2. Zu diesem Zwecke sind nicht hinderlich, sondern nützlich und nothwendig schriftliche Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische; nur sollen dieselben zum größten Theil in der Classe und im Anschluss an die jedesmalige Lectüre eines griechischen Schriftstellers gefertigt werden.

3. Wenn dieselben somit in den Unterricht gehören, so ist auch

für das Maturitätsexamen die Forderung eines griechischen Scriptums keine Schwierigkeit, sondern unumgänglich. —

1. (Extemporale nach Thuc. IV. 33—36.) Als die Athener auf der Insel gelandet waren und die ersten Vorposten, gegen die sie anliefen, alle niedergemacht hatten, ordneten sich die Leute des Epitadas und gingen auf die Hopliten der Athener los, um mit ihnen handgemein zu werden, denn diese standen ihnen in der Front, in den Flanken und im Rücken die Leichtbewaffneten. Aber sie konnten nicht an die Hopliten herankommen und ihre Erfahrung im Nahkampf anwenden, denn die Leichtbewaffneten schossen von beiden Seiten und hielten sie ab, und jene kamen ihnen gar nicht entgegen, sondern verhielten sich ruhig. Als die Athener merkten, dass die Lacedämonier durch den beständigen Vertheidigungskampf schon schlaffer waren, und als sie sich schon mehr daran gewöhnt hatten, jene nicht mehr für so furchtbar zu halten, gingen sie geschlossen unter lautem Geschrei auf sie los und warfen mit Steinen, Pfeilen, Speeren, wie ein jeder grade etwas zur Hand hatte. Da wurde die Sache für die Lacedämonier sehr misslich; Schrecken befahl die Leute, die eine solche Kampfesart nicht gewohnt waren; der Aschenstaub des jüngst verbrannten Waldes ging in Menge in die Höhe, und es war für sie unmöglich vor sich zu sehen vor den Geschossen und dem Staub und die eignen Commandoworte zu hören vor dem größeren Geschrei. Die Lacedämonier zogen sich daher zurück; wer auf der Flucht ergriffen wurde, wurde niedergemacht; die Mehrzahl aber eilte in die äußerste, nicht weit entlegene Festung der Insel und wehrte sich jetzt viel leichter als zuvor, weil sie nicht mehr von den Flanken her eingeschlossen war. Der Führer der Messenier aber brach mit einer Abtheilung Bogenschützen, die er sich von Kleon erbeten hatte, auf, ohne dass jene ihn sahen, umging freilich mit großer Mühe aber unbemerkt an eine Stelle, wo die Lacedämonier keine Wachen hatten, die Feste, erschien plötzlich in ihrem Rücken auf der Höhe und machte die einen durch das Unerwartete ganz bestürzt, die andern ermuthigte er noch viel mehr. Da so die Lacedämonier in dasselbe Unglück gerathen waren, wie, um Kleines mit Großem zu vergleichen, in den Thermopylen, und von beiden Seiten beschossen wurden, zogen sie sich zurück, und die Athener besetzten bereits den Zugang.

2. (Ext. nach Thuc. IV. 53—56.) Nikias war Strateg, als die Athener in demselben Sommer mit 60 Schiffen und 2000 Hopliten einen Zug gegen Kythera unternahmen. Die Insel Kythera liegt vor Lakonien Malea gegenüber und dehnt sich aus bis ans Sikilische und Kretische Meer. Als die Athener mit ihrem Heere gelandet waren, fanden sie die ganze Mannschaft der Kytherier draussen gelagert; und als es zur Schlacht gekommen war, leisteten diese zwar kurze Zeit Widerstand, dann aber wandten sie sich und flohen in die Oberstadt. Später schlossen sie mit Nikias und seinem Mitfeldherrn einen Vertrag dahin ab, dass sie den Athenern freie Entscheidung über sich überließen, nur nicht, dass sie sie tödteten. Nach geschlossenem Verträge legten die Athener eine Besatzung nach Kythera, segelten nach sehr vielen am Meere gelegenen Städten, landeten und verwüsteten die Gegend, so oft sich Gelegenheit bot, ungefähr sieben Tage lang. Die Lacedämonier stellten sich ihnen nirgends mit ihrer gesammten Mannschaft entgegen, sie sandten nur Wachposten durch das Land hin und waren im übrigen sehr auf ihrer Hut aus Furcht, dass ein Umsturz der Verfassung bei ihnen

statthaben könne; grade jetzt waren sie so muthlos wie nie zu kriegerischen Unternehmungen. Denn die vielen in kurzer Zeit unerwartet zusammengetroffenen Unglücksfälle hatten ihnen großen Schrecken eingeößt, und sie waren bange, dass ihnen wieder ein ähnlicher Unfall zustosse, wie der auf der Insel Sphacteria. Nur ein Wachposten verscheuchte einmal den zerstreuten Haufen der Leichtbewaffneten durch einen Angriff, zog sich aber wieder zurück, als die Hopliten Stand hielten. Nachdem die Athener ein Siegeszeichen errichtet hatten und abgesegelt waren, kamen sie nach Thyrea, welches einst die Lacedämonier den vertriebenen Aigineten gegeben hatten wegen der ihnen von jenen zur Zeit des Erdbebens und des Helotenaufstandes erwiesenen Wohlthaten, und weil dieselben, obwohl Unterthanen der Athener, doch immer auf ihrer Seite gestanden hatten.

Kloster Ilfeld.

Gustav Schimmelpfeng.

## Die lateinische Orthographie in der Schule.

Nachdem die deutsche Orthographie in den Schulen so viel Noth gemacht hat und noch macht — obgleich die entgegengesetzten Richtungen glücklicherweise einander bereits so nahe gebracht sind, dass in allen wesentlichen Punkten wohl eine Einigung erfolgt ist oder leicht sich gewinnen liesse, wenn man nur in einigen an sich theils unerheblichen, theils ihrer Natur nach schwankenden Stücken auf eine pedantische Conformität verzichten wollte (und der Himmel bewahre unsre Muttersprache davor, dass die schulmeisterliche und bürokratische Pedanterie unter die Fittiche des Reichsadlers gestellt werde!) — ist in neuester Zeit eine neue Noth mit der lateinischen Orthographie dazugekommen. Obgleich ich den wissenschaftlichen Werth dieser mit so viel Sorgfalt und Scharfsinn betriebenen Forschungen niemals verkannt habe, so muss ich doch bekennen, dass mich dieselben nicht von der Nothwendigkeit überzeugt haben, für meinen Privatgebrauch in allen betreffenden Fällen die gewohnte Schreibweise abändern zu müssen. Allein die Herausgabe mehrerer lateinischer Schulbücher legte mir die Pflicht auf, eine bestimmte principielle Stellung zu der Sache zu nehmen und das namentlich in der vierten Auflage meines lateinischen Lesebuches (1873) eingeschlagene, von den neueren Vorschriften mehrfach abweichende Verfahren öffentlich zu motiviren. Da ich dabei vom Standpunkte der Praxis ausgegangen bin und die Frage so gestellt habe: in wie weit sind die Aufstellungen der Wissenschaft derart, dass sie eine Aenderung des Herkommens nothwendig oder rätlich machen,

so kann ich im allgemeinen nicht in Abrede stellen, dass für meine Entscheidungen, wie das eben bei allen praktischen Fragen der Fall zu sein pflegt, subjective Ansichten nicht ohne Einfluss gewesen sein mögen, obwohl ich der Meinung bin, dass ich mich nur von allgemein giltigen, objectiven Gründen habe leiten lassen.

Zuerst möchte ich darauf aufmerksam machen, dass es sehr wenig berechtigt ist, die Frage der lateinischen Orthographie in ihrer Bedeutung mit der der deutschen Orthographie auf gleiche Linie zu stellen. Denn während es sich im Deutschen meistens um die Durchführung gewisser lautlicher oder graphischer Gesetze handelt, drehen sich die neueren Bestimmungen der lateinischen Orthographie vorwiegend um Feststellung der Schreibweise einzelner Wörter, und wenn dabei auch einige allgemeinere Laut- oder Schreibgesetze herangezogen werden, so sind, insofern es sich um Aenderungen des Bestehenden handelt, in der Regel doch nicht sowohl diese Gesetze, als vielmehr die Beobachtungen des Gebrauches im einzelnen entscheidend. Man vergleiche auch nur den Umfang des bescheidensten Verzeichnisses der deutschen Orthographie mit den „Handweisern“ der lateinischen. Das Gymnasium Andreanum zu Hildesheim hat die praktisch in Betracht kommenden Wörter auf zwei Seiten eines Octavblattes verzeichnet; aber wenn man die überfüßigen Zeilen (z. B. *ad* als Präposition, nicht *at.*) die unnöthigen Wiederholungen (z. B. *auctor* und *auctoritas*) und Verweisungen beseitigte, so würde das Ganze auf einer Seite Platz finden. Ganz anders stellt sich natürlich die Sache, wenn es sich um den wissenschaftlichen Werth der neueren orthographischen Forschungen handelt; in dieser Beziehung haben sie manches Werthvolle zu Tage gebracht und soll bekanntlich auch das Geringste in der Wissenschaft nicht gering geachtet werden. Auch die Schule ist ihnen vor allem in einer Beziehung zum grössten Danke verpflichtet, nämlich dafür, dass sie uns von den „widerlichen Absurditäten“ der „Handschriftensclaverei“ befreit, die daraus hervorgehende unaustrahlende Confusion beseitigt und im wesentlichen den ruhigen Bestand unsrer Schreibweise gesichert haben. Allein man geht nun weiter und ändert die Schreibweise auch da, wo sie allgemein gültigen Bestand hat oder gehabt hat. Dabei wird ein Moment vernachlässigt, dessen Gewicht man meiner Meinung nach nicht so gering schätzen sollte. Die lateinische Sprache ist durch einen Jahrhunderte langen, ausgedehnten Gebrauch in einem gewissen Sinne in das Eigenthum der modernen Culturvölker, insbesondre des deutschen Volkes übergegangen; sie hat als die Sprache der Kirche, der

Wissenschaft und der höheren Schulen ein Fortleben empfangen, welches nicht ganz ohne einigen Einfluss auf ihre äußere Form bleiben konnte. Wenn wir nun wünschen müssen, dieses Fortleben derselben wenigstens als allgemein anerkanntes Bildungsmittel in unserm Volke zu erhalten, so muss man die Frage aufwerfen, ob es wohlgethan ist, die traditionelle Form, in welcher sie uns überkommen ist, so gänzlich als rechtlos zu verwerfen. Freilich wird die festeste Tradition weichen müssen, wo sie absolut fehlerhaft ist, z. B. in *satyra, stylus, dissidium*. Auch das von Brambach aufgestellte Princip der Revision — „unsre jetzige Orthographie sei im wesentlichen die des Quintilianeischen Zeitalters und nur im einzelnen durch späteres Eindringen plebejischer Formen entstellt, sie sei daher nicht zu ändern, sondern nur im einzelnen zu revidiren“ — erkenne ich vollkommen an, sofern man ihn beim Worte nehmen darf, dass es nur auf Beseitigung plebejischer Formen abgesehen sei. Und drittens mag die Quintilianeische Schreibweise auch in denjenigen Fällen maßgebend sein, wo die Tradition unentschieden schwankt (wofern es rathsam ist, solche Schwankungen zu beseitigen und dieselben nicht vielmehr ohne nennenswerthen Anstofs geduldet werden können). Wenn man aber über diese berechtigten Verwendungen der wissenschaftlichen Forschungen in der Praxis hinaus principiell darauf ausgeht, unser neueres Latein in allen und jedem Stücke nach der Quintilianeischen Schreibweise umzuwandeln, so ist das ein unberechtigter Anspruch. Denn die Quintilianeische Schreibweise hat weder durch die Litteratur jenes Zeitalters — welche ohnedies nur zu einem geringen Theile in der Schule Verwendung findet — noch durch ihre „Formenvollendung“ — welche, wenn auch in einzelnen Stücken geregelter und ausgefeilter, doch im Vergleich zu der Sprache der letzten Zeit der Republik keineswegs eine neue Stufe der Sprachentwicklung repräsentirt — einen so hervorragenden Vorzug, dass sie um ihrer selbst willen in unsern Schulen systematisch durchgeführt werden müsste. Dazu kommt, dass dasjenige, was man als den Schreibgebrauch des Quintilianeischen Zeitalters eruiert hat, noch keineswegs überall auf einem sicheren Boden steht. Denn wenn man betrachtet, mit welchen, wie es schien, guten Gründen *suspicio* und *convitium* aufgestellt und hinterher doch *suspicio* und *convicium* gerechtfertigt wurden, so kann man sich eines gewissen Misstrauens in die Grundlagen der Forschung nicht erwehren. Sehr oft führen dieselben nur auf ein „besser“ der einen Form vor einer anderen. Sollten da nicht zuweilen Zufälligkeiten der Ueberlieferung mit in das Spiel kommen? Aber auch wenn man



diese nur gering anschlägt und durch scharfsinnige Combination rectificirt, und wenn wir annehmen dürfen, dass die mit so großer Sorgfalt geführten Untersuchungen im wesentlichen den Quintilianischen Schreibgebrauch richtig herausgefunden haben, so muss es auffallen, dass jener Gebrauch selbst nicht selten ein principloser, willkürlicher gewesen ist. Wenn er einerseits für *arena*, *harundo*, *haruspex*, *holus*, *hejulo*, andererseits für *alucinor*, *umor*, *umerus* mehr Vorliebe gehabt hat; wenn er das Streben, die Länge des Vocals durch Verdoppelung des folgenden Consonanten zu bezeichnen, in *pilleus*, *sollers*, *stellio*, *comminus*, *immo*, *nummus* durchführt, in *heluor*, *mercennarius*, *futilis*, *littera*, *quattuor* wenigstens vorwiegend befolgt, dagegen in *annulus*, *belua*, *tutela*, *religio*, *vilicus*, *ilico*, *bucina*, *sucus*, *gutus*, *litus* — in *olivum*, *milia*, *querela*, *reliquiae*, *baca* nicht oder doch nicht ganz streng befolgt, bei *alucinari*, *cuculus*, *dumetum*, *lamina*, *cotidie* oder *allucinari* u. s. w. vollständig in der Schwankung stecken bleibt, — so geht daraus, meine ich, hervor, dass dem Quintilianischen Zeitalter die Schreibung mit oder ohne *h*, mit oder ohne Verdoppelung des Consonanten im allgemeinen als indifferent galt und der Gebrauch des einen oder des anderen nur ein zufälliger war. Solchen, wie es scheint, unmotivirten Launen des bloß graphischen Usus gegenüber sollte denn doch das traditionell Bestehende, auch wenn es ebenfalls nur ein Zufälliges ist, Achtung beanspruchen dürfen. Demnach wären *arena*, *olus*, *hallucinor*, *humor*, *humerus*, (allerdings mit der gelegentlichen Bemerkung, dass die Lateiner das *h* sehr schwach ausgesprochen haben), *annulus*, *villicus*, *illico*, *succus* beizubehalten und bei anderen, wie *pilleus* und *pilleus*, *littera* und *littera*, *quattuor* und *quattuor*, *belua* und *belua*, *baca* und *bacca* u. a., beide Formen nach Belieben des Schreibenden zu dulden.

Gleichfalls als eine bloß graphische Mode erscheint die Schreibung der Composita von *jacio* mit einfachem *i*. Wenn selbst „die Theorie der lateinischen Schulgrammatiker die Schreibung mit *ii* verlangte“, so ist der Umstand, dass die Schreibung mit einem *i* „besser“ oder „sicherer“ ist, kein genügender Grund, von unserem gleichfalls berechtigten Herkommen abzuweichen, denn der weitere im Interesse der Schule geschehene Schritt, in unsrer Currentschrift nun auch *ji* zu schreiben, ist denn doch keine nennenswerthe Abweichung.

Bedenklicher wird das Festhalten an dem Herkömmlichen in denjenigen Fällen, in welchen die Differenz nicht bloß eine graphische, sondern auch eine lautliche ist. Ohne Zweifel wird man hier

ändern müssen, wo die herkömmliche Schreibweise einen plebejischen Laut darstellt, also namentlich in den zahlreichen Fällen, wo das plebejische *oe* für *ae* oder *e* eingedrungen ist. (Obgleich man über *poenitet* wegen *poena* wohl noch zweifelhaft sein kann.) Anders aber steht es bei *genitrix*, *genitivus*, *intelligo*, *negligo*, *epistola*, *adolescens*, *promuntorium*. Diese Formen sind doch weder plebejisch, noch an sich sprachlich fehlerhaft. Mögen sie in dem Quintilianeischen-Zeitalter nicht die gebräuchlichen gewesen sein, so ist die lautliche Differenz von *e* und *i*, *o* und *u* in unbetonter Silbe doch so wenig bemerklich, (wofern sie nicht mit philologischer Pedanterie markirt wird), dass von einer Entstellung der Sprache durch sie nicht wohl die Rede sein kann. Mag ihre Schreibweise mit *e* und *u* auch auf gewissen lautlichen Gesetzen beruhen, deren Beobachtung für die Wissenschaft von Interesse ist, so sind diese Gesetze doch in der lateinischen Sprache nicht so consequent durchgeführt, dass eine Abweichung davon ganz unstatthaft wäre. Neben *genitor* wird auch ein *genitrix* und *genitivus* geduldet werden dürfen. Sehr auffällig ist die constante Schreibung von *neglego* und *intellego*. Für *neglego* lässt sich das auch sonst geltende Gesetz anführen, dass nur die mit Präpositionen gebildeten Composita den Vocal ändern, nicht aber die mit anderen Wörtern gebildeten, vgl. *perficere* aber *satisfacere*. (Auch die häufige Nebenform des Perfects *neglegi* unterstützt jene Schreibweise.) Dagegen ist bei *intellegere* ein solcher Grund nicht zutreffend. Denn wenn das darin steckende *inter* auch nicht die Präposition in ihrer späteren Bedeutung „unter = zwischen“ ist, sondern das adverbiale *inter* „unter = in die Tiefe hinein“ wie in *interire* „untergehen“ so findet sich dasselbe auch in *interficere*, *interimere* mit Lautveränderung und erscheint deshalb die Unterlassung derselben in *intellegere* nicht als nothwendige sondern als zufällige. Der Uebergang des *o* in *u* vor *l* in *epistula* und *adolescens* ist von wissenschaftlichem Interesse, um so mehr, da er bei *epistula* für die Einbürgerung des Fremdwortes, bei *adolescens* für die vollständige Substantivirung charakteristisch ist. Allein da auch hier in vielen anderen Fällen die Lautveränderung unterbleibt, ja selbst wo sie versucht wurde, dennoch zurückgeworfen ist (z. B. „*polenta*, nicht *pulenta*. *tolerabilis*, nicht *tulerabilis*“), so sind die an sich sprachrichtigen Formen *epistola* und *adolescens* (Jüngling) nicht zu verwerfen. — Hingegen meint man für *promuntorium* auch einen etymologischen Grund zu haben, „indem das Wort mit *mons* nichts zu thun habe, sondern von *promineo* gebildet sei.“ Aber woher kommt denn *mons*? Doch wohl von *mineo*! Und gebraucht nicht Livius 21, 35 *promuntorium* auch von einer hervorragenden Bergspitze? Freilich

ist so viel richtig, dass es ebenso falsch ist *promontorium* unmittelbar von *mons*, wie *Vorgebirge* von *Berg* = *collis* abzuleiten. Nach Grimm, Deutsches Wörterb. s. v., ist *Berg* zurückzuführen auf *bergen* = *servare, tueri, tegere*, alsdann speciell = „den mit der Flut ringenden an das Ufer ziehen, retten, das im Meer schwimmende Gut an den Strand bringen, sichern“, und „in verwandten Sprachen heißen dem *berg* entsprechende Wörter geradezu *ripa*.“ Danach bedeutet *Vorgebirge* auch im Deutschen „vorspringendes Ufer“ und ist es nur eins der häufigen etymologischen Missverständnisse, wenn man das Wort, obgleich mit *Berg* in seiner ursprünglichen Bedeutung = *auxilium*, *Bergung*, wie auch *burg* = *oppidum, arx* (in ganz ähnlicher Bedeutungsentwicklung von *arceo*) zusammenzustellen, an die weiter entwickelte Bedeutung von *Berg* = *collis* angeschlossen hat. So gut wie nun *mons* von *mineo*, wird man auch *promontorium* von *prominere* als richtig gebildet anerkennen müssen. Das *u* des Ableitungssuffixes unter Berufung auf ein paar Dichterstellen für kurz zu erklären, ist ungerechtfertigt, da solche Synizesen, wie *arjete*, nicht selten sind. Eine Vergleichung mit *tug-ürum* aber ist fehlerhaft, da wir in *promontorium* bei der Ableitung von *promin-* erst recht das *t* zum Suffixe zu ziehen haben. In dem Suffix *torium* aber ist *o* regelmäßig lang. Selbst bei einer Verwandlung in *u*, welche übrigens sonst bei *-torium* selbst nicht vorzukommen scheint, würde der Vergleich des Particip. Fut. auf *turus* (welches bekanntlich dem Suffix *tor* ursprünglich identisch ist) für die Länge des *u* sprechen. Wir werden also sprachgemäß *promontorium* beizubehalten haben, und wenn der Gebrauch für *promuntorium* sich entschieden hat, auch in dieser Form langes *u* voraussetzen müssen. Sollte gleichwohl irgend wann *promuntorium* gebraucht sein, so könnte man sich das nur als eine Folge der irrigen Etymologie direct von *mons* erklären, nach welcher das *t* fälschlich zum Stamme gezogen und bloß *ürum* als Suffix betrachtet wäre. Allein es ist kein Grund vorhanden, diesen Fehler dem Alterthume zu imputiren. Und da nun obenein die Schreibung *promuntorium* sich öfter findet, so ist das *o* an beiden betreffenden Stellen des Wortes sprachlich so gut gerechtfertigt, dass wir unbedenklich *promontorium* schreiben können, auch wenn In- und Handschriften gewöhnlich *promuntorium* bieten.

Mit etymologischem Grunde hat man ferner die Schreibung *condicio* gestützt. Die Bedeutung „Bedingung, Verabredung“ führt sich allerdings leicht auf *condicere* zurück, aber die so häufige Bedeutung, „Stellung, Zustand, Lage, Verhältnis, Beschaffenheit, Weise“ lässt sich aus jener nicht, oder nur in höchst gezwungener Weise ableiten,

während umgekehrt aus *conditio* von *condere* nicht blofs diese letztere, sondern auch jene erstere (vgl. *συνθήκη*) sich sehr durchsichtig entwickelt. Die Kürze des *i* ist allerdings nicht entscheidend, allein sie spricht jedenfalls nicht für die Ableitung von *condico* und dient der von *condo* immerhin zu einiger Empfehlung. Sollte man nun nicht vielleicht annehmen dürfen, dass es ursprünglich zwei Wortformen neben einander gegeben habe, *condicio* und *conditio*, dass aber bei der nahen Berührung derselben in ihren Bedeutungen eine Vermischung stattgefunden habe, aus welcher dann zu einer gewissen Zeit die eine Form *condicio* als die einzige, beide Formen vertretende hervorgegangen sei? Demnach würde unsere traditionelle Form allerdings nicht dem stehenden Gebrauche des Alterthums entsprechen, aber gleichwohl eine an sich sehr wohl berechnete sein, um so mehr, da sie lautlich in unsrer Aussprache sich von jener nicht unterscheidet.

Nach alle dem erscheinen mir die für *genetrix*, *genetivus*, *neglego*, *intellego*, *epistula*, *adulescens*, *promuntorium*, *condicio* angeführten Gründe, so beachtenswerth sie auch in wissenschaftlicher Hinsicht sind, doch nicht so gewichtig und zwingend, dass um ihretwillen die Praxis von den traditionell so feststehenden und einem jeden Gebildeten unsres Volkes, der sich nur ein wenig mit Latein beschäftigt hat, so geläufigen Wortformen wie *epistola*, *adolescens*, *promontorium*, *genitrix* abzugeben genöthigt sein sollte. Bei *genetivus*, *negligo*, *intelligo*, *conditio* — (wie auch bei *arena*, *humor*, ferner bei der regelmässigen Durchführung der Alliteration in den mit Präpositionen znsammengesetzten Verben) — fällt nun obenein von Seiten der Praxis der Grund, dass diese Formen als fast eingebürgerte Fremdwörter in den neueren Sprachen sich festgesetzt haben und hier denn doch nicht wohl auch corrigirt werden können, meiner Meinung nach recht schwer ins Gewicht. Man wäge diesen Grund nur nicht vom Standpunkte des gelehrten Philologen, sondern von dem des Lehrers, welcher die Aufgabe hat, das immer kümmerlicher werdende Fortleben der lateinischen Sprache zu erhalten: dann wird man sich überzeugen, dass wir alle Ursache haben, auch solche kleinen Hemmnisse und Anstöße zu vermeiden, welche dem Aufsenstehenden nur als gelehrte Kleinigkeitskrämerei erscheinen müssen. In dieser Rücksicht würde es sich dann auch empfehlen, die Mittelchen der Erleichterung des Verständnisses, welche die Schule im Laufe der Jahrhunderte sich gebildet hat, indem sie durch die Schreibweise die Etymologie oder Zusammensetzung bemerklicher machen (z. B. *quotidie*, *connecto*) oder ähnlich lautende Wörter unterscheiden will (z. B. *laevis*, *nae*, *quum*) wenig-

stens für die unteren Stufen der Schule nicht gänzlich zu verschmähen. Ueberhaupt aber sollte man bei der lateinischen Orthographie denselben Grundsatz festhalten, welcher sich bei der deutschen jetzt ziemlich allgemeine Geltung verschafft hat, dass man nämlich die einmal bestehende Ueberlieferung in der Praxis möglichst schont und duldet und sich begnügt, den weiter vorgerückten Schülern eine Einsicht in die Resultate der wissenschaftlichen Forschung (z. B. über Dehnungs-h, S-laute) zu geben. Die Texte des Terenz, Virgil, Sallust werden selbstverständlich immer in der ihnen eigenthümlichen Sprachform gedruckt werden müssen und eine vortreffliche Gelegenheit bieten, die Schüler mit einem Theile der lateinischen Lautentwicklung bekannt zu machen, alle übrigen Schulschriftsteller dagegen und alles moderne Latein in der Schule hat die traditionelle Form, gereinigt von den absolut fehlerhaften und von den plebejischen Eindringlingen, durchweg festzuhalten. Auch die Philologen sollten soweit in ihren lateinischen Schriften auf Achtung vor der Tradition ihrer Wissenschaft in einer wesentlich nur äußerlichen Sache an der herkömmlichen Schreibweise festhalten; jedoch da ihre Schriften heutiges Tags keinem anderen Menschen als Fachgenossen zu Gesicht zu kommen pflegen, so kann man ihnen das Vergnügen gönnen, zu documentiren, dass sie sich aus den üblichen „Hilfsbüchlein“ mit diesem Häufchen von Einzelkenntnissen bekannt gemacht haben. Ich muss offen bekennen — und ich bitte mir dieses Bekenntnis mit Rücksicht auf meinen Standpunkt in der Sache nicht übel zu deuten —, dass mir der Eifer, *abicio, umor, quattuor, cottidie, epistula, intellegere, genetivus, Vergilius* u. s. w. zu schreiben, den Eindruck einer kleinlichen gelehrten Ziererei macht. Diesen Eindruck muss man um so mehr empfinden, wenn man diesem orthographischen Eifer gegenüber die Hartnäckigkeit betrachtet, mit welcher sich die Philologen den bei weitem sicherern, großartigen, so tief in die ganze geistige Auffassung und methodische Behandlung der alten Sprachen eingreifenden Resultaten der vergleichenden Sprachwissenschaft entgegengesetzt haben und zum Theil noch entgegensetzen. Es muss scheinen, dass eine Sache bei den Philologen um so leichter Eingang findet, je äußerlicher sie ist.

Uebrigens wiederhole ich es, dass dieser Aufsatz nur den Zweck hatte, meine in meinen Schulbüchern befolgte Orthographie zu motiviren und eine Ansicht der Sache zu vertreten, welche immer noch eine Zahl von Anhängern hat. Dass sie wieder allgemeinere Geltung gewinne, ist schwerlich zu hoffen, denn gegen nichts ist schwerer zu kämpfen, als gegen eine Mode. Einer solchen muss sich schließlich

jeder unterwerfen, selbst wenn er darauf schilt. Jedoch konnte ich mich zu dieser Unterwerfung nicht entschließen, ohne noch einmal den Versuch gemacht zu haben, für die conservative Partei in der lateinischen Orthographie Anhang zu werben.

Wenn aber trotz alledem das Verlangen nach der neuen Schreibweise einer Anzahl von Wörtern immer stärker werden und die Einführung in die Schulen für nothwendig gehalten werden sollte, so möchte ich wenigstens darauf hinweisen, dass das Mittel der „Handweisen“ und „Wörterverzeichnisse“ eine nicht zu billigende Belästigung ist. Solche Eile hat die Sache denn doch nicht. Man begnüge sich also, den Druck der Schulbücher den neueren Festsetzungen entsprechend zu fordern; dann werden die Schüler nach kurzer Zeit ganz von selbst folgen. Geradezu verwerflich aber sind solche Verzeichnisse, welche in pädagogischer Consequenz decretiren zu müssen glauben: „*arena* nicht *arena*.“ „*littera* nicht *littera*“, da sie damit etwas Falsches lehren.

Clausthal.

Lattmann.

---

## Prüfungscommissionen und Provinzial-Schulcollegien.

Der Minister v. Mühler hatte am 5. Januar 1872 ein Rescript an das Königl. Provinzial-Schulcollegium zu Coblenz, dessen Mitglied ich bis zum 1. Jul d. J. war, erlassen über die Geltung der gutachtlichen Beurtheilung der von den Abiturienten höherer Schulen der Rheinprovinz gefertigten schriftlichen Prüfungsarbeiten durch die wissenschaftliche Prüfungscommission in Bonn. Das Rescript war im Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung, also in einer Weise veröffentlicht, welche ihm allgemeine Bedeutung gab. Prof. Bonitz nahm von demselben Anlass im Novemberheft dieser Zeitschrift vom vorigen Jahr ein Bedenken gegen diejenige Bestimmung des Rescripts vorzutragen, nach welcher die Gutachten der wissenschaftlichen Prüfungscommission, wie sie durch das Prov.-Schulcollegium und von diesem unter Umständen modificirt, an die einzelnen Lehranstalten gelangen, diesen als das Urtheil, in welchem wissenschaftliche Prüfungscommission und Prov.-Schulcollegium übereinstimmen, unbedingt zur Weisung und Nachachtung dienen sollen. Es war die unbedingte Giltigkeit solcher Urtheile, gegen welche Prof. Bonitz sein Bedenken erhob, da sie den Lehrern jeden Versuch einer Rechtfertigung tadelnden Urtheilen gegenüber abschneide, während die

bisherige Praxis rechtfertigende Entgegnungen in geziemender Form gestatte, und da sie unbedingte Unterwerfung fordere, wo es sich doch nicht um Verwaltungsverordnungen, sondern um Urtheile handle. Professor Bonitz schloss mit dem Wunsche, welchen sehr viele mit ihm theilen, dass von competenter Seite seine Auffassung des Rescripts für irrtümlich erklärt werden möge.

Bis jetzt ist dies meines Wissens nicht geschehen. Indes Prof. J. B. Meyer, derzeit Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Bonn, hat „vor einem weiteren Forum“, nämlich in der den mannigfaltigsten Interessen geöffneten Wochenschrift „Im neuen Reich“ Nr. 26 d. J. Prof. Bonitz Bedenken widerlegen wollen, im Grunde aber dasselbe anerkannt, wie dieser ihm vor demselben Forum Nr. 29 nachweist. Anderes aber, worüber Prof. Meyer an jenem Orte sich äußert, mag zweckmäßiger in dieser ausschließlich den Interessen des Unterrichts gewidmeten Zeitschrift besprochen werden.

Wenn nun Prof. Meyer a. a. O. eine andre Ordnung der Prüfung der Lehrer an höheren Schulen (nicht blofs, wie er ungenau sich ausdrückt, der Oberlehrerprüfung) als dringend wünschenswerth bezeichnet, so wird dies, wie jede Stimme, die sich in dieser Richtung ausspricht, als sehr beachtenswerth anzuerkennen sein. Namentlich, wenn er es beklagt, dass das „Staatsexamen sich jetzt über alles mögliche Wissenswerthe erstrecken muss.“ Eine falsch-encyclopadische Richtung der Prüfungen hat ja zur nothwendigen Folge eine gleichartige falsche Richtung der Universitätsstudien oder wenigstens der sogenannten Vorbereitung für das Examen, welche bereits eine Gestalt anzunehmen droht, in welcher die ganze Armseligkeit der s. g. Examenspressen sich wiederholt. Zwar das zu erwartende Schulgesetz, von welchem Prof. Meyer auch in diesen Punkte Hilfe erwartet, wird diese schwerlich bringen können: für die dazu erforderlichen detaillirten Bestimmungen wird sich dort der Ort nicht finden lassen: höchstens wird das Gesetz auf einige leitende Grundsätze sich beschränken müssen, und auf ein Special-Reglement zu verweisen haben. Und auch ein solches Reglement wird natürlich den Examinatoren Tact und Geist für ihre schwere Aufgabe nicht beibringen. Examinatoren, welche im Stande sind, der Individualität der Examinanden gerecht zu werden, welche nicht begehren und nicht in der Nothwendigkeit sich finden, zu begehren, dass dieselben ihnen in ihren Specialstudien genau nachgetreten sind, sondern welche zu erforschen vermögen, in welchen Partien seines Fachs nächst den allgemein erforderlichen Fundamenten der künf-

tige Lehrer während eines Trienniums oder quadrienniums sich durch verständigen Fleiß so weit wirklich festgestellt hat, dass er im Stande ist, sich in dasselbe immer tiefer hineinzuarbeiten, — Examinatoren, welche in freier Beherrschung der ganzen Disciplin, um welche es sich handelt, dem Examinanden Gelegenheit zu geben verstehen, zu zeigen, worin seine Stärke liegt, und nicht bloß an seiner schwachen Seite mäkelnd haften, — solche Examinatoren, Männer wie, nur Verstorbene zu nennen, Lachmann, Nitzsch, Trendelenburg werden immer selten sein. Aber grade deshalb wird ein sachverständiges und nicht allzu casuistisch-enges Prüfungsreglement nothwendig bleiben und besonders nach der negativen Seite groben examinerischen Misgriffen vorbauend nützlich wirken können. Schon wenn es bewirkt, dass die Prüfungszeugnisse nicht ein Aggregat der von den einzelnen Examinatoren ganz nach deren ausschließlichem Ermessen gefundenen Urtheilen darstellen, sondern durch die gesammte Prüfungscommission als das Ergebnis gemeinsamer Wahrnehmungen ihrer sämtlichen Glieder festgestellt werden, wird etwas Bedeutendes erreicht sein.

Auch dem, was Prof. Meyer über die Verbindung von Philosophie und von deutscher Sprache und Litteratur bei der Prüfung künftiger Lehrer sagt, wird Beachtung nicht versagt werden mögen.

Sein Aufsatz verbreitet sich aber hauptsächlich über die Begutachtung der Abiturientenprüfungsarbeiten durch die wissenschaftliche Prüfungscommission in Bonn und über das Verhalten des Rheinischen Prov.-Schulcollegiums zu diesen Begutachtungen. Dieser Theil seines Aufsatzes macht mir die folgenden Bemerkungen nothwendig.

Prof. Meyer bringt aus seinen amtlichen Erfahrungen eine Anzahl von Einzelheiten aus Abiturientenarbeiten bei, welche die wissenschaftliche Prüfungscommission rügenswerth gefunden und in ihrem Gutachten gerügt habe. Die Frage, ob es zweckmäßig und angemessen war, einen damit zusammenhängenden Conflict vor die Oeffentlichkeit zu bringen, hat bereits Prof. Bonitz a. a. O. gestellt, meinem Urtheil entzieht sich dieselbe, wie die weitere Frage, ob Prof. Meyer amtlich befugt zu solcher Veröffentlichung war. An meinem Theile war und bin ich nicht befugt, auf jene Einzelheiten öffentlich näher einzugehen. Dieselben sind mir zudem fast sämmtlich erst durch den Aufsatz des Prof. Meyer bekannt geworden. Die Geschäftsvertheilung bei dem Rheinischen Prov.-Schulcollegium brachte es mit sich, dass ich nicht verpflichtet war, von dergleichen Einzelheiten, welche mein Geschäftsdepartement nicht berührten,



nähere Kenntniss zu nehmen und die Fülle meiner eignen Amtsgeschäfte liefs mir keine Zeit dazu. Meinem nunmehrigen Amtsnachfolger dürfte es wahrscheinlich nicht anders gehen.

Sehr genau bekannt aber ist mir die Circularverfügung des Rheinischen Prov.-Schulcollegiums vom 12. September 1871, über welche sich Prof. Meyer a. a. O. in eigenthümlich unliebsamer Weise auslässt. Ich hatte dem Collegium vorgeschlagen, dieselbe zu erlassen, und sie in dessen Auftrage Wort für Wort abgefasst. In der Ausfertigung ist sie von einem andern Mitgliede des Collegiums unterzeichnet. Vorschriftsmässig wurde sie sofort von dem Collegium dem Minister von Mühler vorgelegt: dasselbe hatte dann aber bald den beteiligten höheren Schulen zu eröffnen, dass sie von dem Minister „reprobirt“ sei, und hatte zugleich denselben das Ministerialrescript vom 5. Januar 1872 mitzuthemen, welches im Centralblatt für die Unterrichtsverwaltung Februar 1872 und dann durch Prof. Bonitz in der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen' November 1872 veröffentlicht wurde. Da die Verfügung vom 12. September 1871 an den weiten Kreis von 35 Rheinischen höhern Schulen und etwa 200 Mitglieder Rheinischer Abiturientenprüfungscommissionen ergangen ist, und ohne Kenntniss von derselben die Auslassung des Prof. Meyer und die ganze Angelegenheit nicht gewürdigt werden kann, so darf ich keinen Anstand nehmen, dieselbe auch für einen weiteren Kreis von Schulmännern hier zur Oeffentlichkeit zu bringen. Ihr Wortlaut ist dieser:

Koblenz, den 12. September 1871.

Unsere Commissarien haben bei Gelegenheit der unlängst bei sämmtlichen Gymnasien und Realschulen unseres Bezirks von ihnen geleiteten Maturitätsprüfungen wahrgenommen, dass die neuerdings eingehender als zuvor über die auf alten und neuen Sprachen und die deutschen Aufsätze bezüglichen Theile der Prüfungsverhandlungen sich aussprechenden Gutachten der königlichen wissenschaftlichen Prüfungscommission auf die betreffenden Lehrer nicht selten einen befremdenden, theilweise selbst einen verletzenden Eindruck gemacht haben.

Wir finden uns durch diese Wahrnehmungen zu folgender Mittheilung veranlasst:

Die königliche wissenschaftliche Prüfungscommission begutachtet die jedesmaligen Prüfungsverhandlungen nach Mafgabe des Reglements; zu einem Urtheil über die Zustände einer Anstalt und über die anderweitig bei competenter Stelle festgestellte Qualification eines Lehrers geben ihr die reglementarischen Bestimmungen keine Veranlassung.

Lehrer, welche ihre Befähigung für ein Fach des Unterrichts vor einer königlichen wissenschaftlichen Prüfungscommission dargethan haben, und sich dann, während wir ihnen den Unterricht in ihrem Fach anvertraut haben, uns practisch bewähren, können, wie sich von selbst versteht, die gutachtlichen

Aeusserungen der Königlichen wissenschaftlichen Prüfungscommission für die Rheinprovinz über die Arbeiten der Abiturienten und über die Correctur und Censur derselben nur mit eignem prüfenden Urtheil entgegennehmen und haben sich von diesen bei der Benutzung jener Aeufserungen fortwährend und unter beständiger Berücksichtigung der maßgebenden reglementarischen Bestimmungen leiten zu lassen.

Andererseits aber verdienen unzweifelhaft die von kundiger Seite abgegebenen gutachtlichen Aeufserungen grade um so mehr sorgfältige Erwägung und Benutzung durch die betreffenden Lehrer, je eingehender sie gehalten sind. Aus diesem Grunde haben wir seither denn auch die gutachtlichen Aeufserungen in der Regel ganz und nach ihrem vollen unveränderten Wortlaut den betreffenden Anstalten mitgetheilt und Modificationen und Auslassung einzelner Stellen derselben nur ausnahmsweise nach §. 46 des Reglements eintreten lassen.

Wenn indes ein Lehrer Remonstrationen gegen gutachtliche Aeufserungen der wissenschaftlichen Prüfungscommission nicht unterlassen zu dürfen glaubt, wie es zuweilen vorgekommen ist, so wird der correcte Gang immer der sein, dass solche Remonstrationen uns, als der vorgesetzten Behörde, durch welche die gutachtlichen Aeufserungen an den betreffenden Lehrer gebracht sind, zur weiteren Veranlassung vorgelegt werden, nicht aber, wie es auch vorgekommen ist, in unmittelbarem Schriftwechsel des Lehrers mit dem Fachmitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission ihren Ausdruck finden.

Königliches Provinzial-Schulcollegium.

Lucas.

Ueber den thatsächlichen Anlass zu der inzwischen reprobirten Verfügung spricht sie sich im Eingange selbst aus. Sie sollte Nachteile abwenden, welche von dem wahrgenommenen befremdenden, theilweise verletzenden Eindrücke gutachtlicher Aeufserungen der wissenschaftlichen Prüfungscommission besorgt wurden. Dass die von den Gutachten berührten Lehrer dieselben „nur mit eignem prüfenden Urtheil entgegennehmen würden“ bezeichnete die Verfügung als selbstverständlich, und allerdings werden dieselben, auch wenn sie diese Gutachten mit schweigendem Gehorsam sollten hinnehmen müssen, sich ihres eignen Urtheils nicht entäußern können und dürfen. Die Verfügung sollte ferner daran erinnern, dass das Abiturientenprüfungsreglement nicht durch Gutachten der revidirenden Commission modificirt werden könne. Es war dabei darauf Rücksicht genommen, dass z. B. eine nach Vorschrift des Reglements getroffene Wahl der den Abiturienten vorgelegten Classiker in den Gutachten im Widerspruch mit dem Reglement gemissbilligt werden könnte. Und damit kein Eindruck der Gutachten dem Nutzen hinderlich würde, welchen dieselben bringen könnten, erinnerte die Verfügung daran, dass unzweifelhaft die von kundiger Seite abgegebenen Aeufserungen um so mehr sorgfältige Erwägung und Benutzung verdienen, je eingehender sie gehalten wären.

Prof. Meyer referirt nun über diese Verfügung a. a. O. mit folgenden Worten:

„Schließlich mussten wir sogar in Erfahrung bringen, dass ein Schreiben des Provinzial-Schulcollegiums an die Lehrercollegien der Provinz ergangen sei, des Inhalts: die Schulräthe hätten erfahren, dass in den Lehrerkreisen eine bedrückte Stimmung über die Urtheile der wissenschaftlichen Prüfungscommission verbreitet sei; die Lehrer möchten doch bedenken, dass ihnen diese Urtheile nur zur Erwägung mitgetheilt würden, und dass ja im übrigen das Provinzialschulcollegium aus praktischer Erfahrung den Werth der einzelnen Lehrer zu beurtheilen wisse. — Mit andern Worten hieß das: ihr Lehrer nehmt euch die Worte der unpraktischen Herren Professoren nicht gar zu sehr zu Herzen, wir Praktiker wissen ja schon selbst besser, was fehlt und was gut ist.“

Weiterhin spricht Prof. Meyer sogar von dem „zur Nichtbeachtung der wissenschaftlichen Vota auffordernden Schreiben des Provinzialschulcollegiums“, während dasselbe ausdrücklich zu deren Beachtung auffordert. Einen parlamentarischen Ausdruck zu voller Bezeichnung der Art der Relation und Interpretation des Prof. Meyer finde ich nicht und überlasse andern ihn zu finden. Dass aber seine Autorität bei Rheinischen Lehrern durch seine Auslassung gewonnen habe, muss ich sehr bezweifeln.

Schließlich noch ein Wort über einen Vorschlag des Prof. Meyer am Schluss des Aufsatzes. Er wünscht, dass eine Einrichtung, wie sie nach seiner Angabe in Baden bestehen soll, auch für Preußen eingeführt werde, dass nämlich von Zeit zu Zeit eine aus Schulräthen und Universitätslehrern zusammengesetzte Commission durchs Land reise, um die Schulen durch Augenschein in ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen, und dann der Regierung das Ergebnis dieser Inspectionsreisen in einem ausführlichen Berichte vorzulegen. Es wird gute Wege mit der Ausführung dieses Vorschlags haben, wenn diejenigen, welche die Einrichtung anzuordnen und das Experiment nach Preußen zu verpflanzen haben würden, zuvörderst sich klar machen, wie der vorgeschlagne großartig complicirte Inspections-Apparat und seine Thätigkeit sowie seine Ergebnisse in der Wirklichkeit sich gestalten müssten.

Koblenz.

Landfermann.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

1. **Themen zu lat. Aufsätzen für die oberen Classen höherer Lehranstalten, meistentheils aus altclassischen Schriften zusammengestellt von Dr. Gustav Sauppe. Zweite, durch eine Nachlese von 200 Themen erweiterte Ausgabe. Breslau (Ferd. Hirt, Universitäts-Buchhandlung) 1868. gr. 8. 299 S.**

Die von G. Sauppe herausgegebene Sammlung von Themen zu lateinischen Aufsätzen hat zwar grade zehn Jahre nach ihrem ersten Erscheinen (1858) die zweite Auflage erlebt, jedoch, wie mich bedünken will, noch immer nicht die Beachtung gefunden, welche sie verdient. Sie theilt dies Schicksal mit mehreren anderen werthvollen Erscheinungen auf dem Gebiete der pädagogischen und wissenschaftlichen Litteratur, welche des verdienten Erfolges noch heute entbehren. Das in Rede stehende Buch unterscheidet sich sehr vortheilhaft von dem Bilde, welches Themensammlungen so häufig darbieten. Es ist keine Scheuer, die mit Garben von einer in Schulprogrammen angestellten Stoppelernte angefüllt ist, es ist vielmehr eine Themen- und Materialiensammlung für lateinische Aufsätze, die an Selbständigkeit, Reichthum und Mannigfaltigkeit des Inhaltes unübertroffen dasteht. Das Buch will sich den lateinischen stilistischen Uebungen förderlich erweisen, aber nicht sowohl dadurch, dass es den Lehrern dient, welche in Verlegenheit um ein passendes Aufsatzthema sind, als vielmehr dadurch, dass es der reiferen Gymnasialjugend in dem Verkehr und Zusammenleben mit bisher unbekannt oder fern gebliebenen Gegenständen dienen und zugleich einen ansehnlichen Vorrath von wissenschaftlichen Gedanken und Sprüchen der alten Welt liefern will.

Diese Bestimmung des Buches hat eine nothwendige Voraussetzung, nämlich die, dass es den Schülern selbst in die Hände gegeben wird. Es ist dies der erste Punkt, in welchem man anderer Ansicht als der Herausgeber sein kann, nicht aus pädagogischen Gründen, sondern aus äußeren Zweckmäßigkeitsrücksichten. Denn man darf zweifelhaft sein ein Buch von dem Umfange und Preise

des vorliegenden einzuführen, aus welchem für die Gesamtzahl von etwa vierundzwanzig Aufsätzen — das ist ja die durchschnittliche Summe der in Obersecunda und Prima angefertigten lateinischen Arbeiten — im günstigsten Falle sechszehn Themen entnommen werden können, da doch wenigstens ein Drittel aus der Lectüre entnommen werden muss, um den Unterricht recht fruchtbar zu machen. Denn den Werth der Lectüre für die lateinischen Stilübungen ist auch der Herausgeber des vorliegenden Buches weit entfernt zu unterschätzen. Auch er erkannte vielmehr in ihr die ergiebigste Fundstätte für passende Aufgaben, gegen deren Reichthum keine allgemeine Themensammlung aufkommen könne, und die beste Quelle, von deren Benutzung am sichersten ein gutes Ergebnis zu erwarten sei; andeutungsweise aber giebt er selbst S. III der Vorrede an, wie sich z. B. an die Lesung des Platonischen Laches Aufgaben über die Personen des Dialogs, über die darin enthaltenen Erklärungen der Tapferkeit, über den Grund, warum der Dialog eben Laches heiße u. dgl. anschließen können. Aber er betont mit Recht, die Lectüre könne, wenn auch die beste, so doch nicht die alleinige Quelle für Aufsatzthemen sein. 'Geschichtliche Stoffe seien mit Recht beliebt, desgleichen biographische. Seine Sammlung wolle, wenn auch einer bestimmten oder beschränkten Sphäre angehörig, doch innerhalb derselben möglichst mannigfaltig sein; sie solle der Jugend zur Betheiligung des Willens und zur Bethätigung des Eifers für ihre Aufgaben mit verhelfen und ihrerseits einen kleinen Beitrag zur Herbeiführung solcher Ergebnisse liefern, dass die Klage über das lange Herumlernen an einem Gegenstande des Unterrichts ohne entsprechende Erfolge mehr und mehr an Grund und Berechtigung verliere.' — In dieser Richtung hat es dem Herausgeber bereits nicht an Zustimmung gefehlt. Jedenfalls sind die Directoren und Lehrer, bei welchen sich das Buch in der Praxis mit gutem Erfolge bewährt hat (vgl. S. VIII.), in der Hauptsache mit dem Verfasser einig.

Diese Voraussetzung also, dass das Buch den Schülern selbst in die Hände zu geben sei und für Aufgaben verwendet werde, die nicht unmittelbar an die Lectüre sich anschließen, — diese Voraussetzung, sage ich, zugegeben ist das Buch eine höchst beachtenswerthe Erscheinung. Doch möchte ich gerade mit Rücksicht auf diese Voraussetzung gern Einiges in dem Buche geändert sehen. Das erste ist die oft unzweckmäßige Form der Themen. Ich habe nicht übersehen, dass der Herausgeber S. VII sagt, von den Stellen aus altclassischen Schriften seien die, welche an der Spitze stehen, meistentheils in ihrer ursprünglichen Form gelassen und würden, wenn es anders gefiele, durch ein '*quid iudicandum sit*', '*quam veri dixerit*' und ähnliches leicht zurecht gelegt werden können.' Aber das gilt von Aussprüchen, die als Themen benutzt sind, wie Plin. Ep. 7, 9, 15 *aiunt multum legendum esse, non multa*. (Nr. 184), oder Cic. Famil. 15, 4, 15 *in omnibus saeculis pauciores viri reperti sunt qui suas cupiditates quam qui hostium copias vincerent* (Nr. 162) oder

Ennius: *'Aio te, Aeacida, Romanos vincere posse.'* (Nr. 161.) Von zahlreichen anderen Themen gilt es nicht. Warum den Schüler, für den ein gutes Schulbuch auch in der Form immer eine Autorität sein muss, in Schwankungen hineinbringen, indem bald indirecte, bald directe Frageform gewählt wird? Nr. 1 heisst es *'quo mortis genere interit Alexander Magnus?*, dagegen Nr. 11 *qualem describat Horatius Mercurium* — Nr. 27 *quid sit εὐ πράττειν*. Nr. 28 *quid sit τὰ εὐνοῦ πράττειν*, aber Nr. 186 *quid est protestari?* — Nr. 138 *fuitne Augustus felicissimus? Traianus optimus?* und gleich beim nächsten Thema entgegengesetzt *'Respublica Romana quibus virtutibus floruerit, quibus vitis conciderit, quaeritur.* Wird der Schüler in der Anwendung der indirecten Frage nicht beirrt — und von Rechtswegen soll es ein Schüler der oberen Classen nicht werden —, so lernt er über die Sorgfalt des Buches schlecht denken, denn über solche Dinge wie über Bagatellen zu denken wird er mit Recht nicht gewöhnt. — Und warum nun gar ihn durch beständigen Anblick in den Ueberschriften nicht nur an eine unlateinische, sondern dem Wesen der Ueberschrift überhaupt widersprechende Form gewöhnen, wie es durch die catechisirenden Themen nothwendig geschieht? Z. B. Nr. 92 *num hoc tuum est de Cn. Pompeio iudicium quod apud Ovid. est Fast. 2, 603: magne, tuum nomen rerum est mensura tuarum?* oder Nr. 166 *narratio de P. Clodii occisione, quae est apud Cicer. pro Mil. cc. 10. 11, qualis tibi videtur?* oder 252 *dic mihi, quid sit schola.* Nicht glücklicher ist die Form der Themen, in welchen der Schüler selbst redend eingeführt wird, wie Nr. 131 *quod carmen Horatii mihi sit in deliciis, dicam.* oder Nr. 110 *quid homines antiqui de odio et amore inimicorum senserint, demonstrare conabor.* Man braucht kein Purist zu sein, um solche Fassung der Themen zu missbilligen. So lange man bei Aufgaben, deren Erfindung man den Schülern freigegeben hat, in der Ueberschrift den Gebrauch der directen Frage statt der indirecten, des Indicativus statt des Accusativus c. Inf., des Nominativus statt des Ablativus mit *de* rügen will, so lange darf kein für den stilistischen Unterricht bestimmtes Buch ein böses Beispiel in diesen Aeußerlichkeiten geben. Wenn übrigens oben die in Nr. 92, 166, 252 gewählte Fassung von mir als eine dem Wesen der Ueberschrift überhaupt widersprechende bezeichnet wurde, so habe ich dabei mich wohl erinnert, dass die gleiche Art vielfach in Schulen besonders beim deutschen Unterricht sich findet; aber ich habe auch nicht vergessen, dass diese Art aus der Praxis der Elementarclassen und den Formen, in welchen eine Aufgabe in die Aufgabebücher dictirt zu werden pflegt, geflossen ist, während die Fassung lateinischer Ueberschriften logischen Gesetzen und den Traditionen der den Inhalt am Rande angehenden Lemmen der Alten zu folgen hat.

Ein zweites, was ich in dem Buche umgestaltet sehen möchte, ist die Reihenfolge der Themen. Dieselbe ist eine rein zufällige. Aber wenn auch Abwechslung ergötzt und um Ermüdung fern-

zuhalten bei Aufgaben gradezu nothwendig ist, so braucht deswegen doch die Reihenfolge nicht gradezu eine tumultuarische zu sein. Grade weil das Buch seiner Bestimmung nach eine Art Nachschlage- und Lesebuch für die oberen Classen sein soll und seiner Ausführung nach sehr wohl sein kann, wäre es entschieden zweckmäßiger gewesen, die Aufgaben einigermaßen nach ihrem Charakter zu sondern und wenigstens unter allgemeine Rubriken wie Sage, Geschichte, Biographie, Alterthümer, Litteratur, Philosophie, Aesthetik, Moral u. dgl. zu bringen. Selbst eine chronologische Folge der Aufgaben innerhalb der einzelnen Rubriken hätte zum Vortheil des Ganzen, wie ich glaube, gewahrt werden können. Wie bunt sieht gleich der Anfang aus! Nr. 1. *quo mortis genere interit Alexander Magnus?* 2. *Lucullus Xerxes togatus.* 3. *Utra vita praestabilius Tithoni et Achillis?* 4. *D. A. Licinio Archia poeta agitur.* 5. *Num credible est Homerum caecum genitum esse?* 6. *De cynis canoris.* 7. *Hic rem Romanam magno turbante tumultu sistet eques Sterner Poenos Gallumque rebellem.* 8. *De Tiberii Caesaris studiis liberalibus.* — Wollte der Herausgeber durchaus keine wirklichen Abtheilungen machen, so hätte wenigstens das unmittelbar Zusammengehörige mit einander aufgeführt werden sollen. Vielseitiger ist sofort und farbereicher das Bild der einzelnen Erscheinung, wenn der Schüler mit verschiedenen Gesichtspunkten zugleich bekannt gemacht wird. Für Sokrates z. B. finde ich fünf verschiedene Themen an ganz verschiedener Stelle. Ich möchte sie lieber so geordnet beisammen sehen: 5 a. *diversa de Socrate iudicia quomodo inter se concilianda videntur esse?* 17. *quis fuit Graecorum fortissimus? quis sapientissimus?* 49. *Socrates cur non accesserit ad rempublicam demonstratur.* 98. *qua de causa Socrates e vinculis se liberari noluit?* 418 *Apologiae Socratis (sec. Plat., Xenoph., Cic. Tusc. I. 41).* Daran könnten sich noch anschließen 314 *Ciceronis ad demonstrandam animi immortalitatem argumenta (Tusc. I. 12—15. 23—27) cum iis componuntur quae Socratis sunt in Platónico Phaedone (70c. — 84b. 100a. — 103a.)* und 203. *Sententiae capitis Apologiae Socratis Platonicae XVI. quae graves quamque verae sint, demonstratur.* b. *Socrates legum publicarum observantissimus cultor.* c. *Quos Socrates in Apol. Platon. c. XVI. dicit semideos in bello Troiano fortiter et decore pugnantis cecidisse, quinam potissimum videntur esse quibusve rebus egregie gestis vel dictis clari facti* und 310 *comparantur capita Apologiae Platon. 32. 33. cum interpretatione a Cicerone in Tusculanarum disputationum libro I. 41 facta.* — In derselben Weise sollten eine Gruppe bilden die Themen 18 *de Romanorum hominum titulis quibusdam sine honorificis appellationibus.* 30 *de domini appellatione agitur.* 56 *de regio nomine quid visum sit Romanis, quaeritur.* 77 *de tyrannidis apud Romanos existimatione.* 109 *de imperatoris Romani nomine et dignitate quaedam componuntur.* Und eine wieviel größere und bedeutsamere Reihe von Thatsachen stellt sich sofort dem Schüler dar, wenn er bei einander, statt weit getrennt die Themen sieht:

20. *comparantur inter, se tres loci Horatii, Propertii, Goethii* ('*Possis nihil urbe Roma visere maius.*'); 28 *Romulus urbi locum incredibili opportunitate delegit.* 132 *Roma quae nunc est cum Athenis quales Cic. de orat. 3, 11, 43 describit comparatur.* 57 *consilia sedis imperii Romani alio transferendae num credibile est olim rebus Romanis uilia futura fuisse?* 74 *Romani tres solum urbes in terris omnibus Carthaginem, Corinthum, Capuam statuerunt posse imperii gravitatem ac nomen sustinere* und 132 *quibus rebus Roma ad pristinam dignitatem et potentiam ineunte media quae vocatur aetate revocari coepta est?*

Das sind einige Ausstellungen, welche ich in Bezug auf Fassung und Anordnung der Themen erhebe. Es erübrigt über die Wahl der Aufgaben selbst zu sprechen. Manche werden anderen Lehrern des Lateinischen vielleicht ebenso missfallen wie mir, andere vielleicht noch mehr, wieder andere dagegen weniger. Jedenfalls hat der Herausgeber Recht zu bemerken, dass unter einer Zahl von 500 Themen (mit dem Nachtrag, der für die Besitzer der 1. Auflage übrigens von der Verlagshandlung gratis abgegeben wird, sind es sogar 700) schon einige missfallen dürfen. Volle Einmüthigkeit der Stimmen wird sich bei einer so grossen Zahl nicht erreichen lassen; ausserdem vermag mancher Lehrer nach seiner eigenartigen Beanlagung manches zu leisten, was einem anderen unmöglich erscheint. — Mir persönlich also erscheinen als ungeeignet besonders Aufgaben wie 82 *otiosa Neapolis*. Was soll der Schüler darüber schreiben? Als Material wird ihm an die Hand gegeben das Citat aus Horaz Epod. 5, 43; dazu Ovid. Met. 15, 711 *in otia nata Parthenope*. Sil. Ital. 12, 31 *nunc molles urbi ritus atque hospita Musis otia et exemplum curis gravioribus aevum*. Martial 5, 78 *docta Neapolis*. Liv. 8, 22 *gens lingua magis strenua quam factis* und eine Stelle aus Ad. Stahrs 'Ein Jahr in Italien'. Nach Silius und Martial wird der Schüler auch die Stelle des Horaz und Ovid auf wissenschaftliche Mufse beziehen; die Stelle aus Stahr aber (II 198) wird ihn bestimmen mit diesem nimmermehr an die Richtigkeit dieser Auslegung zu glauben, 'da in diesem Lande der Macaronischlaraffen schon das blofse Lesen und Schreiben eine Arbeit sei; da die fleifsigsten Menschen wie Göthe und Niebuhr dort träge geworden seien und unter den einheimischen Männern der Wissenschaft keiner dort einen Begriff von dem habe, was bei deutschen Gelehrten arbeiten heifse.' Wie soll er nun aber diese Ansicht begründen? Welche Thatfachen bieten sich seiner Erfahrung, welche seinem schriftmäfsigen Wissen dar, auf Grund deren er für die Ansicht Stahrs sprechen könnte? Oder sollte er dagegen sprechen wollen, woher sollte er eingehende Kentnis von Männern nehmen, welche doch in Neapel litterarisch thätig gewesen sind? Sein ganzer Gedankenvorrath wird also sich auf einige allgemeine Betrachtungen über den Einfluss des Klimas auf die Geistesart und Culturbestrebungen der Völker und auf das entgegenkommende Verständ-



nis beschränken, welches heiße Schulnachmittage oder wenig geförderte Hundstagsferienarbeiten in ihnen begründen. — Nicht viel reicher wird die eigene Erfahrung, nicht vielseitiger die Anschauung und das litterarische Material sein bei Nr. 81, in welcher das, was Cäsar B. G. VI 14 bei Gelegenheit der Bardenschulen sagt, als Thema gegeben ist: *'fere plerisque accidit ut praesidio litterarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant.* Der Herausgeber giebt dazu die bekannte Platostelle (Phaedr. 275) mit den Worten des Königs Thamus über die Erfindung der Buchstabenschrift, auf welche sich Quintilian XI, 2, 9 bezieht. Das ist etwas, bringt aber dem Schüler nichts weiter als zwei neue Testimonia. Die wirkliche Ausführung der Sache geht weit über den Kreis seines selbständigen Urtheils und seiner persönlichen Erfahrung hinaus, welche letztere ihn wahrscheinlich in entgegengesetzter Richtung erst grade bis zu dem Punkte der Selbstbeobachtung geführt haben wird, dass er das, was er aufschreibt, eben durch das Aufschreiben behält. Noch misslicher gestaltet sich die Bearbeitung des Themas 141 *memoria utrum habet quiddam artificiosi an omnis a natura profiscitur?* So interessant die beigebrachten Notizen über Pflege des Gedächtnisses und Mnemonik sind, so möchte ich doch selbst als deutschen Aufsatz keine Untersuchung, ob das Gedächtnis ganz auf natürlicher Anlage oder zum Theil auf kunstmäßiger Uebung beruhe, fordern, geschweige denn als lateinische Arbeit. Derartige Stoffe nur vom Standpunkt der Alten behandeln zu lassen halte ich außerdem für ein entschiedenes Unrecht. Um über das vorliegende Thema schreiben zu lassen, müsste man den Schülern einen kurzen psychologischen Vortrag über das auswendig behaltende, das reproductive und das mechanische Gedächtnis, über den Werth von Gedächtnis-, Denk- und Anschauungsübungen, und über den Einfluss des Interesses auf die Erinnerung halten, aber damit wäre man in einen Kreis wissenschaftlicher Thatsachen gerathen, dessen Behandlung in lateinischer Sprache jetzt nicht einmal mehr von Candidaten der Philosophie verlangt wird; von Schülern darf sie nimmermehr verlangt werden.

In einem andern Falle ist die Aufgabe zu wenig ausgiebig. In Nr. 88 *de vocabulorum quorundam futo singulari*, wird eine Erörterung über *εὐήθης* und *εὐήθες = ἀνόητον*, *simplex* = einfältig und *confidens* in üblem Sinne gewünscht. Soll der Schüler zu den angeführten fünf Stellen aus größeren Lexicis noch andere Belege suchen? Das wäre keine genügende Uebung seiner geistigen Kraft. Soll er einige Autoren eigens durchlesen um den an sich klaren Sprachgebrauch durch einige neue Belegstellen bestätigen zu können? Das wäre zuviel Aufwand an Zeit und Mühe. Denn selbst angenommen, die Ausbeute wäre nicht mager, so würde doch die Ausführung des Ganzen nicht mehr ergeben, als eine ohne intensive Gedankenarbeit stattgefundene Erweiterung und Reproduction einer bei der Interpretation gegebenen Notiz. — Dagegen ist das

folgende Thema 89 *de nominum quorundam Romanorum vi et significatione* in entgegengesetzter Weise unzweckmäßig. Von den drei Rubriken, unter welchen das Material mitgetheilt wird, bildet schon jede der beiden ersten, Ursprung der Namen und fingirte Namen, ein äußerst umfangreiches Gebiet. Die Menge der angegebenen Namen weist auf die (in der Vorrede ausdrücklich angedeutete) Ansicht, dass der Schüler sich mit dem Aufzählen derselben innerhalb der einzelnen Rubriken begnügen soll: aber Wesen und Ziel einer Primanerarbeit weisen auf die Nothwendigkeit hin die Namen wirklich zu erklären. Also wird die Arbeit entweder weit über das zulässige Maß ausgedehnt werden oder es wird eine Beschränkung des gegebenen Materials eintreten müssen. Beides ist sachlich zu beanstanden, das erstere außerdem stilistisch sehr misslich. Wie soll der Schüler eine solche Reihe von Namen, die von der Leibesbeschaffenheit hergenommen sind, wie Albus, Balbus, Calvus, Capito, Crassus, Crispus, Flaccus, Flavius, Longus, Macer, Naso, Niger, Paetus, Paulus, Pulcher, Rufus, Scaurus, Strabo, Varus stilistisch geschickt behandeln und beleben? Kaum im Deutschen wird das den geschmackvolleren Köpfen gelingen, geschweige denn im Lateinischen.

Ueberhaupt befinde ich mich bei Themen dieser Art in einem principiellen Widerspruche mit dem Herausgeber, wie ich glaube. Lateinisch auseinandersetzen kann ein Primaner diese Dinge gewiss; sein Ausdruck kann sogar in fachmännischen Bezeichnungen zutreffend und richtig sein. Ich habe eine leidlich gut geschriebene Schülerarbeit über das selbstgewählte Thema *de generatione animalium* mit Rücksicht auf die neuesten entomologischen Forschungen besonders über die Entstehung und Ausbildung der Bienen gelesen. Aber solche Arbeiten gehen ganz von den Zielen des lateinischen Unterrichtes in den Gymnasien ab und müssen deshalb auf jede Weise beschränkt und bekämpft werden. Die Menge und die Merkwürdigkeit der gegebenen Notizen darf nicht über den Werth des Themas selbst täuschen. Themen wie 86 *de annulorum usu* 114 *narraticula de barba* 115 *de capillorum apud veteres usu et ratione agitur* verwerfe ich durchaus. Wie viel fehlt noch von ihnen bis zu den im 17. und 18. Jh. so reichlich monographisch behandelten Themen der Alterthumskunde *de calceamentis veterum*, *de nigro vestium colore*, *de vigilibus nocturnis* u. dgl. mehr? In die Erklärung der Autoren gehört das. Da mag der Lehrer, wenn er das Zeug dazu hat, auf diese Dinge eingehen; da mag er, wenn es ihm nützlich scheint, sich über das nächste Bedürfnis hinaus einen Excurs gestatten, Abbildungen, Abgüsse und Originale — was ihm eben zu Gebote steht — zur Veranschaulichung heranziehen; da mag er lateinisch über diese Dinge vortragen und lateinisch repetiren; — aber für einen lateinischen Schüleraufsatz sind das keine Themen. Und wenn es möglich wäre, dass sich ein Schüler auf das sicherste und treffendste in der eigentlichen Fachsprache der alten Tonsoren

über Haar und Bart ausdrückte, so wäre das zwar auch das Einleben in Gedanken und Sprache eines Theiles des Alterthumes, aber eines sehr unedeln. Als archäologische Lesestücke verarbeitet wären die Materialien dafür willkommen, als stilistische Anhalte für einen Aufsatz sind sie es nicht. Als Aufsatzthemen soll man, meine ich, keine anderen zulassen, als solche, die mit fruchtbringenden großen Gedanken der Alten vertraut oder mit bedeutsamen Erscheinungen der antiken Welt bekannt machen, und für die der Ausdruckskreis aus den besten litterarischen Leistungen der Römer in Beredsamkeit und Geschichtsschreibung entnommen werden kann und an dem Sprachgebrauch der Curie, des Forums und der Umbracula, aber nicht an dem der Tabernen niederer Gewerke ein Vorbild hat.

Aus pädagogischen Gründen missfallen mir andere Themen. Z. B. Nr. 145 *magnitudo corporis pars pulchritudinis*. Abgesehen von der Dankbarkeit des Themas an sich, die ich bezweifle, rechne ich die Aufgabe zu denen, welche übermüthiger Laune der Schüler, eine willkommene Handhabe bieten. Es müsste seltsam zugehen, wenn bei den reichen Varietäten der Figuren, welche eine Classe oder ein Lehrercollegium darzubieten pflegt, nicht grade einer der besseren Köpfe von dem unwiderstehlichen Kitzel geplagt werden sollte, einen seiner Mitschüler oder Lehrer, sei es den längsten, sei es den kleinsten, mit einer geschickten Anspielung in seinem Aufsatz zu verewigen. Das ist kein sonderliches Verbrechen, aber man soll als Lehrer solchen Dingen nicht selbst die Thür öffnen. — Ein anderes Thema, welches ich hierher rechne, ist 104 *de Judaeorum apud Romanos existimatione*. Dass diese Aufgabe nicht gestellt werden wird, wenn sich ein jüdischer Schüler in der Classe befindet, ist selbstverständlich; aber es ist kaum minder misslich sie zu stellen, wenn auch nur ein jüdischer Schüler auf der ganzen Anstalt oder eine jüdische Familie im Orte sich befindet. Wo aber sind jetzt, in Norddeutschland wenigstens die Städte, in denen nicht das eine oder das andere der Fall wäre? Als Merkwürdigkeiten Pillaus galten diese drei: nur ein Thor, durch das alles heraus und herein muss; ein dreieckiger Marktplatz, der Ring heisst; kein Jude. Seit 1862 hat die letztere, die wohl ein Unicum war, aufgehört. Eine Bearbeitung des genannten Themas würde nur auf eine Bekämpfung oder Bestätigung der von dem Herausg. mitgetheilten Urtheile der Römer über die Juden hinauslaufen können. Eines wäre so misslich wie das andere. Das erstere hiefse die Wahrheit, das letztere den gesellschaftlichen Frieden vergessen.

Doch genug der Aussetzungen! Führe ich darin fort, ich würde bei den Lesern dieser Anzeige den Glauben erwecken, dass ich über ein sehr mangelhaftes Buch schriebe. Das Buch aber, welches in Rede steht, ist so gut, dass es diese Ausstellungen recht gut verträgt ohne aufzuhören eine treffliche und den Lehrern des Lateinischen in oberen Gymnasialclassen willkommene Gabe zu bilden. Einige der Verdienste, welche dasselbe in Anspruch nehmen kann, will ich

wenigstens in der Kürze besprechen. Viele Aufgaben sind völlig neu und werden von dem Herausgeber zum ersten Male für den Schulgebrauch empfohlen. Das ist ein offenbares Verdienst. Oder ist es nicht eine verdrießliche Wahrnehmung, die jeder machen kann, der einige Jahrgänge von Gymnasialprogrammen durchmustert, dass in gedankenarmer Verengung des ganzen Betriebes dieses wichtigen Unterrichtszweiges und ohne Rücksicht auf die jeweilige Lectüre, ohne Zusammenhang mit dem Geschichtscursus dieselben Themen bei den verschiedensten Anstalten — nahezu einem Viertel der Gesamtzahl — wiederkehren? Und gewiss haben viele meiner Leser schon von der Walhallia gehört, jener Productivgenossenschaft von Gymnasiasten, an deren Ausschuss alle in Cartell stehende Primaner sich bei derartigen Themen nur zu wenden brauchen, um aus den reichen Archiven guter ehemaliger Schülerarbeiten sofort den bestellten Aufsatz zu erhalten? Eine solche organisirte Negation der in der Gymnasialjugend bei ordentlicher Anleitung Gott sei Dank! noch immer reichlich vorhandenen Lust zu ernster eigener Arbeit war nur möglich bei der Mangelhaftigkeit des Unterrichts selbst. Sie ganz zu beseitigen, mindestens das Unternehmen gründlich lahm zu legen ist leicht, wenn die Lehrer des Lateinischen in den oberen Classen die ausgefahrenen Geleise verlassen, — neue Themen stellen, nicht nur von Sauppe vorgeschlagene, sondern in Sinn und Geist derselben erfundene; die Lectüre, welche ganz nach Mafgabe der Behandlung eine unerschöpfliche Quelle bildet für dankbare und auch den langsameren oder ärmeren Köpfen zugängliche Aufsatzthemen reichlich benutzen und in Prima halbjährlich, am liebsten vierteljährlich eine Clausurarbeit schreiben lassen, ein Verfahren, das ganz abgesehen von seinem Werthe als intensive Bethätigung des ganzen Könnens und Wissens und als Vorbüfung für das Abiturientenexamen mehr als alles andere geeignet ist dem gesammten Streben nach Täuschung ein Ende zu machen. — Doch zurück zur Sache! Ist es ein entschiedenes Verdienst Sauppes eine große Anzahl ganz neuer Aufgaben gestellt zu haben, so ist es andererseits kaum minder verdienstlich für gebrauchte Aufgaben, die sich dem denkenden Lehrer leicht darbieten und für Prima empfehlen, neue und zweckmäßiger Seiten der Behandlung gezeigt zu haben. Desgleichen ging sein Streben dahin philosophische und moralische Themen für den Schüler greifbarer und gestaltungsfähiger zu machen, indem er sie an bestimmte Thatsachen, Aussprüche und Persönlichkeiten anschloss und eine mehr geschichtliche Behandlung andeutete, um alle Veranlassung zu seichtem Moralisieren und Phrasenmachen zu vermeiden. Hier einige Proben. Dass Undank der Welt Lohn sei, soll an dem Beispiel Athens gezeigt werden und wird noch specieller an Phocion geknüpft: *13 Phocion cum ad mortem duceretur: hunc, inquit, exitum plerique clari viri habuerunt Atheniensium.* Das vielgebrauchte Thema *'concordia res parvae crescunt,'* erhält eine neue Fassung durch das Wort des M. Agrippa

über den Sallustischen Spruch: 421 M. Agrippa, *vir ingentis animi, qui solus ex iis, quos civilia bella claros potentesque fecerunt, felix in publicum fuit, dicere solebat, multum se huic sententiae debere: 'Nam concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.'* *Hac aiebat et fratrem et amicum optimum factum.* Statt über Unsterblichkeit im allgemeinen schreiben zu lassen wird 314 vorgeschlagen ein Vergleich der Unsterblichkeitsbeweise des Socrates im Platonischen Phädon 70 c. — 84 b. 100 a. — 103 a. mit denen bei Cicero im ersten Buche der Tusculanen I. 12—15. 23—27. Ueber den Selbstmord an sich schreiben zu lassen erklärt Sauppe S. VI. sich nicht entschließen zu können, aber er hält die Betrachtung für zulässig bei einer *Vita M. Catonis Uticensis* \*37, oder bei einer Beleuchtung des Ciceronischen Ausspruchs '*Pompeius, Lentulus, Scipio, Afranius foede perierunt. At Cato praeclare.*' (69.) — Umgekehrt wird für geschichtliche Themen eine gedankenreichere Behandlung an die Hand gegeben, welche durch auf die Ereignisse bezügliche Aussprüche bedingt ist z. B. die politische Rolle der Brutus 16. *est quasi deorum immortalium beneficio et munere datum reipublicae Brutorum genus et nomen ad libertatem populi Romani vel constituendam vel recipiendam;* die Ermordung Cäsars 69 *acta illa res est animo virili, consilio pueri;* Charakteristik Cäsars 424 *equem Caesare acriorem in rebus gerendis eodem in victoria temperantiorum aut legisti aut audisti?* (Caelius bei Cic. Fam. 8, 15, 1); Uebergang Roms in eine Monarchie. 70 *postquam bellatum apud Actium est, omnem potentiam ad unum conferri pacis interfuit;* Charakteristik des Augustus 107 *Augusti vita apud prudentes varie extollebatur arguebaturve* (vgl. 466 *quid de Augusto senserit Horatius*); Charakteristik Neros nach dem freimüthigen Worte des Subrius Flavius bei Tacitus (Ann. XV. 67) *Subr. Flavius interrogatus a Nerone quibus causis ad oblivionem sacramenti processisset: Oderam te, inquit. Nec quisquam tibi fidelior militum fuit, dum amari meruisti: odisse coepi, postquam parricida matris et uxoris, auriga et histrio et incendiarius extitisti.* — Eine ganz bedeutende Anzahl Themen gehört dem Gebiete der Litteratur an. Manche davon werden nur eine Verarbeitung und Gliederung des gegebenen Materials gestatten wie 4 *de A. Licinio Archia poeta agitur.* 68 *quod iure ab Horatio bonus Homerus, a Cicerone Demosthenes dicatur derimere:* Andere dagegen sind darauf berechnet, dass der Schüler den Stoff aus den Autoren selbst zusammensucht wie in 260 *Phaedri vita ex ipsis fabulis.* 392 *Cornelii Nepotis aliquot errores corrigentur* (nach Anleitung des Nipperdeyschen Commentars). 397 *Ulysses (warum diese schlechte Schreibung?) qui in Iliade describitur non diversus est ab eo qualis est in Odyssea?* 443 *Horatii vita ex ipsis scriptis.* — Für ganz besonders anregend aber und für gute Primanergenerationen vorzugsweise geeignet halte ich solche Themen, die auf einem engeren Gebiete der altclassischen Lectüre das eigene Urtheil der Schüler zu üben bestimmt sind. Z. B. 64 *de additamento quodam ad versum Solonis facto Platónico quid iudi-*

candum videtur? 319 *Lentuli epistola ad Catilinam data quae apud Sallustium Cat. 44 legitur cum ea comparatur quae apud Ciceronem Orat. Catil. 3, 5, 12 est.* 334. *Polylemma apud Cic. de div. II 49 explicatur.* 357 *de doorum apud Germanos cultu quid differant Caesar et Tacitus.* 390 *de Proteo-quae Homerus Od. 4, 360 sqq. et Virgilius Geo. 4, 387 sqq. narrant, inter se comparantur.* 164 *Britanniae descriptiones a Caesare B. G. V. 13 et Tac. Agric. 10 factae comparantur.* 465 *quibus rebus Cicero et Sallustius in exponenda Catilinari coniuratione inter se differant, demonstratur.*

Themen wie 60 *de interpretatione versuum quorundam Euripidis ab Horatio facta quid iudicandum videtur* oder 472 *cum ultima oratione quae est apud Xenoph. Cyrop. 8, 7, 6 sqq. interpretatio quam fecit Cicero de senect.* 22 *comparatur* u. dgl. gehen die Anforderungen auf ein mehr philologisches Gebiet über, aber auf ein solches, welches der Aufgabe des Gymnasiums und seiner Methode entspricht. Nicht nur künftige Philologen, sondern alle die, welche einen gelehrten Beruf erwählen, sollen quellenmäÙsig arbeiten, die übrigen Zöglinge einer Prima aber quellenmäÙsige Arbeiten verstehen lernen. Deshalb mögen, da die Worte doch nun einmal das Medium sind, durch welches wir die Thatsachen in den antiken Quellen erkennen, neben Aufgaben realer Art, wie die vorher angegebenen, auch solche mehr formaler Natur gestellt werden. Sicherlich können unter Umständen selbst Abstecher in das Gebiet der Grammatik und Lexicographie von Nutzen sein und den Schülern, besonders künftigen Philologen bei freigestellter Wahl als Themen dienen z. B. 179 *de formis genitivi singularis quintae declinationis Latinae agitur.* 218 *de adverbiorum cum participiis coniunctione.* 234 *quaedam de duali numero componuntur* oder die offenbar nur auf ganz kurze Uebungen im Lateinschreiben berechnete Aufgaben 27 *quid sūt sū πράττειν.* 28 *quid sūt τὰ ἑαυτοῦ πράττειν.* 21 *unde et quo iure dicta nox apud Graecos sit σύφρονη.* 186 *quid est protestari?* oder 182 *de clausula elocutionis Tullianae 'esse videatur'.*

Das Sauppesche Buch wird auch in anderer Hinsicht sich förderlich erweisen können. Ein Hauptgrund für die Schwierigkeiten, welche Schülern der lateinische Aufsatz verursacht, und für die Mangelhaftigkeit der betreffenden Leistungen liegt in dem Mangel unmittelbarer Vorbilder. Der Schüler hat Cäsar, Livius und etwas Cicero gelesen und soll nun, wie die Sache gewöhnlich getrieben wird, mit einem Male eine Abhandlung liefern. Es fehlen ihm Vorbilder geschichtlicher, litterarischer, biographischer Abhandlungen von dem Umfange der von ihm verlangten Arbeiten und von dem Tone, den erreichen zu können, er sich zutrauen darf. So oft ich den Schülern einzelne Partien oder ganze Aufsätze vortrug, wie ich sie mir etwa von ihnen gearbeitet dächte und wünschte, habe ich bisher noch immer die durchgängigsten und schnellsten Steigerungen der stilistischen Fortschritte der ganzen Classe bemerkt. In dieser Hin-

sicht kann das vorliegende Buch vortheilhaft wirken. Giebt es auch nicht unmittelbar stilistische Vorbilder, so führt es doch mittelbar durch die zum Theil sehr zahlreichen ihrem Wortlaute nach mitgetheilten Quellenstellen den Schüler in einen Ton der Darstellung und Gedankenkreis ein, wie sie für den betreffenden Gegenstand angemessen sind; zugleich wird der in diesen Stellen vorliegende Sprachschatz, wenn er auch nicht immer classisch ist, doch günstig auf das Colorit der ganzen Arbeit einwirken. Die Fähigkeit der Schüler aus der Vorlage sprachlichen und stilistischen Gewinn zu ziehen, wird sich mit jeder neuen Arbeit steigern, möge das Buch nur recht eifrig für Aufsätze, Dispositionübungen mit oder ohne Ausführung einzelner Theile, Uebungen im Lateinsprechen u. dgl. verwendet werden.

Da, wo eine Andeutung des Ganges der Arbeit besonders wünschenswerth erschien, hat der Verf., um noch einmal auf die eigentlichen Aufsätze zurückzukommen, ihn in aller Kürze gegeben. Z. B. bei dem Thema über die Todesart Alexanders d. Gr. nur die beiden Fragen 1. Ist er vergiftet worden? 2. Starb er in Folge seiner Unmäßigkeit? und die positive Angabe: 'Alex. starb am 11. Juni 323 an einem Fieber, das er sich durch grofse Anstrengungen und durch die in Folge derselben eingetretene Erschöpfung zugezogen hatte.' Oder 41 *Cedant arma togae, concedat laurea laudi*. 1. Geschichte des Verses. a) Ursprung. b) Aufnahme. c) Variante. 2. Rechtfertigung des Cicero. 3. Erläuterung des Sinnes des Verses überhaupt. Oder bei dem Vergleiche der Euripidesstelle (Bacch. 486 bis 492) mit Horaz Ep. I 16, 73 ff. (Nr. 60) 1. Darlegung des Zusammenhanges der griechischen Stelle. 2. Desgleichen der lateinischen. 3. Nachweisung der Abweichung des Horatius und Euripides. 4. Ist es erlaubt Dichterstellen so zu benutzen? — Oft sind die Abtheilungen, in welche sich der Gegenstand zerlegt, nur durch die Nummern angedeutet, unter denen das Material aufgeführt wird. Am gründlichsten ist die Anleitung bei Nr. 93 *epistola Themistocli ad Artaxerxem data, quae est apud Thucydidem I 137 cum interpretatione, quae est apud Cornelium Nepotem Them. c. 9, comparatur (vocato etiam in disceptationem Plutarcho Them. 28)*. 'Zuerst mögen beide Briefe sauber abgeschrieben werden, so dass sie neben einander stehen . . . 1. Sprachliche Aufgabe. a) Erläuterungen des Briefes bei Thucydides, der seine Schwierigkeiten hat. (*ἐπιόντα ἐμοὶ — ἐπειδὴ ἐν τῷ ἀσφαλῆ μὲν ἐμοὶ — πάλιν ἢ ἀποκομιδῇ — γράψας — τὴν ἐκ Σαλαμῖνος προάγγελσιν τῆς ἀναχωρήσεως.*) — b) Vergleichung des Cornelius Nepos mit Thucydides (*τὸν σὸν πατέρα ἐπιόντα ἐμοὶ ἀνάγκη ἡμνόμην = mihi necesse fuit adversum patrem tuum bellare patriamque meam defendere etc. . . .*) Erläuterungen beider Briefe aus Plutarch. — 2. Geschichtliche Aufgabe: Was erzählen die Schriftsteller Abweichendes über das Verhältniß des Themistocles zu den Persern? Die Antwort ergibt sich zum Theil schon aus den sprachlichen Vergleichen . . . (folgen

die Stellen Herod. 8, 109. Diod. Sic. 11, 19. Nep. Them. 5. Justin. 2, 13 in extenso.) . . .

Es bleibt selbst bei dieser sorgfältigen methodischen Anleitung für eigenartige Neigung und Begabung der Schüler noch ein weiter Spielraum für Anordnung und Verwerthung des gegebenen Materials. Aber man wird gewiss gut thun, von vorn herein den Schülern nicht auf gut Glück die Verarbeitung des für die einzelnen Themen vorliegenden Materiales aufzugeben — manchen dürfte dann der gebotene Stoff eher beirren als fördern — sondern man bespreche es in der Classe, lasse es zu einer Dispositionsübung verwenden, zeige bei Durchnahme derselben auf die verschiedenen Möglichkeiten der Behandlung hin. Denn immer wird man von ordentlich in der Classe vorbereiteten Aufsätzen mehr Gewinn erzielen, als wenn man sich die Schüler ganz selbst überlässt. In diesem Falle werden zwar die besten Köpfe etwas früher zu Selbständigkeit gelangen, aber das Gros der Classe wird flügelahm und unlustig an die Arbeiten gehen, welche durch das fremdsprachliche Gewand an sich die Gedankenentwicklung hemmen. Der Bethätigung individuellen Gestaltens und Könnens ist damit keineswegs das Feld verschlossen.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass das Buch recht vielfache Verbreitung gewinnen und eifrig für Aufsätze, Disponirübungen mit oder ohne Ausführung einzelner Theile, Uebungen im Lateinsprechen, Extemporalien u. s. w. verwendet werde. Auch da, wo es nicht zur Einführung gelangt, wird es zur Anschaffung privatim empfohlen werden und auch als Prämie dienen können.

Druck und Papier sind gut.

250 Themen zu lateinischen Aufsätzen in Prima. Aus Friedrich Theodor Ellendts Nachlass. (Handschriftlich.)

Es wird nicht uninteressant sein mit der soeben besprochenen Saupeschen Themensammlung eine andere zu vergleichen, welche aus der Praxis eines ebenso tüchtigen Schulmannes wie gründlichen Kenners des Lateinischen herrührt. Sie stammt aus dem Nachlasse Friedr. Theod. Ellendts und enthält die Aufgaben, welche derselbe als Director des Eisleber Gymnasiums während eines zwanzigjährigen Zeitraums für seine Prima nicht nur in Aussicht genommen, sondern fast ausnahmslos auch wirklich zur Bearbeitung gebracht hat. Die Beachtung, welche derselben Ellendts Name und Andenken in Gymnasiallehrerkreisen sichern, steigert sich noch durch die Klarheit, mit welcher aus der Wahl der Themen die Stellung des Verfassers zur Frage über die Methode lateinischer Stilübungen ersichtlich ist. Ich gebe die Sammlung unverändert so, wie sie von E. mit der ihm eigenen Sorgfalt angelegt und fortgeführt worden ist, (nur lasse ich die jedem Thema zugefügten Vermerke über erste Stellung und spätere Wiederholung der Aufgabe fort, Vermerke, welche entweder Jahr und Monat oder nur das Jahr angeben, während mit



AA. oder A Th. die stattgehabte Verwendung zu Abiturientenarbeiten angezeigt ist.

1835: 1. Quid expeditiones Alexandri ad cultum generis humani contulerit, exponitur. — 2. Quid historia Graecorum fabulosa ad cultum Graecorum augendum valuerit, exponitur. — 3. De consilio et natura legum Lycurgi. — 4. Ne multa, sed multum. (Sive: *νήπιος, οὐ γὰρ ἴσασιν ὄσσην πλῆθος ἡμῖνον παντός.*) — 5. Antonius Aquilium repetundarum reum defendit. (Cic. de Or. II.) — 6. Comparantur Alcibiades et Coriolaanus. — 7. Narratur pugna in Thermopylis. — 8. Comparantur Alexander et Caesar. — 9. Exponuntur causae ex domesticarum quidem rerum statu repetendae, quae effecerunt ut respublica Romana in unius dominationem concederet. — 10. De Hannibalis ingenii magnitudine.

1836: 11. Sulla dictaturam deponens causas imperii exponit. — \*12. Quaeritur Romanisne an Graecis maiora virtutis incitamenta fuerint. (später verworfen.) — 13. Bellum civile Sullanum exponitur. — 14. Demosthenis in rempublicam Athen. merita. — 15. Reipublicae Rom. mutationes ad Salam usque. (Sive: de controversiis patr. et plebis Rom.) — 16. Cimo et Pericles comparantur ingenio factis meritis. — 17. Romani pluresne viros magis generaverint an Graeci. — 18. Indicatur facinus Catonis Uticensis. — 19. Comparantur bella Peloponnesium et Hannibalicum causis via evoluta. — 20. Magnum vegetal parsimonia.

1837: 21. Didicisse fideliter artes emollit mores. — 22. Catulus in legem Manilianam dicit. — 23. Regulus pacem et captivorum redditionem dissuadet. — 24. Bellum civile Caesarianum narratur. — 25. Cur senes laudatores temporis acti sint, exponitur. — 26. Hanno bellum Romanum dissuadet (sec. Liv. XXI. 10). — 27. Caesar cum Augusto comparatur.

1838: 28. Stoicorum de apathia praecepta exponuntur. — \*29. Indicatur T. Manlii, quo filium interfecit, facinus. (später verworfen.) — 30. Scipio Africanus in iudicio se defendit (sec. Liv. XXXVIII. 50—53.) — 31. Comparantur Aristides et Camillus. — 32. C. Antonius repetundarum et perditionis reus fit. — 33. Graeci quibus rebus omni aetati exemplo esse possint. — 34. Licentia popularis illa antiquorum summa omnium servitus. — 35. Recte indicatur morum emendationem omnem metu dei et pietate niti. — 36. Mutationes reipublicae Atheniensium ad Peloponnesium usque bellum. — 37. De ingrato Athen. in magnos viros animo. — 38. Patriae amor quibus rebus recte ostendatur, exponitur. — 39. Demosthenes bellum Lamianum suadet.

1839 fehlt.

1840: 40. Accusatur Popilius Ciceronis interfector. — 41. De ingenio et rebus gestis Philippi Macedonis. — 42. Palafox ad acriter defendendam Caesaraugustam cives hortatur. — 43. Vita brevis non est. — 44. Otia aut vitia. — 45. Natura fit, ut ad patriae amorem adducamur. — 46. Horatius cur vita felix indicandum sit, quaeritur. — 47. Scipio Minor Tiberonis et funebri laudatione extollitur. — 48. Sine iustitia nec inter populos pax est inter privatos amicitia. — 49. Thebarum decus summum Epaminondas. — \*50. Socrates mori paratus indices alloquitur. (sec. Plat. Apol.) später verworfen. — 51. Scipiones duo comparati.

1841: 52. De Augusto in utramque partem indicatur sec. Tac. Ann. I. 9—11. (später durch Nr. 203 ersetzt). — 53. C. Gracchus fratrem suum oratione laudat. — 54. Otium sine litteris mors est. — 55. Num divitiae sapientiae expeti, par sit. — 56. *Ότι μόνος ἂ σοφὸς βασιλεύς.* — 57. Belli narrantur quibus imperium Persarum propagatum est. — 58. Agrippa suadet Octaviano ut imperium deponat. (cf. 156.) — 59. Nihil agricultura civitatibus melius, nihil libero homine dignius. — 60. Quo iure historia vitae magistra dicatur, exponitur. — 61. De Graecarum civitatum forma qualis Homeri aetate fuit.

1842: 62. Cur delectet praeteritorum malorum memoria, exponitur. — 36. Carbo cos. L. Opimium propter Gracchi caedem reum defendit. (Cic. de

Or. II.) — 64. Cur imperium Persarum celeriter conciderit, quaeritur. — 65. Exemplis probatur populum Romanum adversis quam secundis rebus admirabiliorem fuisse. — 66. Cur virtutem praesentem oderimus, sublatam desicemus. — 67. Populum Romanum, Italiae finibus si se continuisset, et honestiorem et beatiorum futurum fuisse.

1843. 68. Themistocles ante pugnam Salaminiam cives alloquitur. — 69. Exponuntur instituta quibus Graeci in unum corpus coaluerunt et ad communem patriam tuendam moti sunt. — 70. Hannibalis oratio ad milites post Alpium descensum. — 71. Cur Graeci ne Persas quidem, Romani tot gentes subegerint, exponitur. — 72. De Horatiano 'nihil admirari'. — 73. Cicero in senatu bellum cum Caesare dissuadet. — 74. Imperare sibi maximum imperium. — 75. Rectene dicat Cicero Romanos omnia aut sapientius invenisse aut a Graecis accepta fecisse meliora, indicatur. — 76. Honos alit artes omnesque incenduntur ad studia gloria.

Ab a. inde 1844 inventa: 77. Res Romana Hannibalicis bello nunc revera exunctando restituta. — 78. Uter dignior armis Achillis, Ajax an Ulixes? — 79. Athenae a Thrasybulo in libertatem vindicatae. — 80. Vitae urbanae praestantia. — 81. Coenus exercitus causam apud Alexandrum agit. — 82. Cicero in consulatu gesta contra Q. Metellum trib. defendit. — 83. Quae fuerit aetate Periclis domi forisque reipublicae Atheniensium facies, exponitur. — 84. Vita bene acta opus ad beatam senectutem. — 85. Nulla vitae pars officio vacat. — 86. Catonem tam fuit e republica nasci quam Scipionem: alter enim cum hostibus, alter cum moribus nostris bellum gessit. Sen. Ep. 87. — 87. Caecitas an surditas maius malum. cf. Tusc. V 39. — 88. Amor patriae multarum virtutum pater. — 89. Exulare cur tantum veteribus malum visum sit. — 90. Horatianum illud 'quidquid delirant reges, plectuntur Achivi' ex historia probatur. — 91. Solonis dictum neminem ante mortem beatum esse exemplis historiae demonstratur. — 92. Oratio Scipionis de bello in Africam transferendo (sec. Liv. XXVIII. 43.) — 93. Ex historia illustratur Horatianum 'fortes creantur fortibus et bonis' (später verworfen). — 94. 'Civitas Atheniensium antiquitate humanitate doctrina praestabat omnes'. (sec. Nep. Att. 3.) — 95. 'Marcet virtus sine adversario' num recte Seneca? — 96. Domestica virtus bellica non inferior Frederici Magni exemplo probata. — 97. Nulla respublica Romana maior sanctorum bonis exemplis ditior. — 98. Scipio Nasica Carthaginem delendam esse negat. — 99. Mobilem esse auram popularem ex historia demonstratur. — 100. Carpe diem, dicit Epicurus. Dicit idem hoc Christus. Quid interest? — 101. Hectoris et Achillis mores describuntur et comparantur. — 102. Laudatio Germanici Drusi fratris ore pronunciata. — 103. Epaminondas moribus et ingenio plurimis imperatoribus praestitit. — 104. In vitae genere eligendo quid spectandum sit. 105. Quibus vulgo causis homines ad mortem sibi consciscendam impellantur. — 106. Fortunam eos quos plurimis beneficiis ornavit plerumque ad duriorum casum reservare Pompei Magni exemplo ostenditur. — 107. Nepotis illud de Alcibiade iudicium expenditur. — 108. Parvi sunt foris arma, nisi sit consilium domi. — 109. Caesaris caedes vituperatur. — 110. Eadem laudatur. — 111. Comparatur pugna Salaminia cum Turonensi a. 732. — 112. Quid illa de Dionysio et Damocle narratio nos doceat. — 113. De utilitate et necessitate belli. — 114. Privatus Romanis census erat brevis, commune magnum. — 115. Appius Claudius pacem Pyrrhi dissuadet. — 116. Adolescentes labori patientiae temperantiae assuefaciendos esse optime intellexisse Lacedaemonios et Romanos. (Cur? quibus rebus?) 117. Demosthenis vita et exitus cum Ciceronis vita et exitu comparantur. — 118. P. Decius tr. pl. L. Opimium propter C. Gracchi necem accusat (cf. 63). — 119. Q. Hortensius felicitatis exemplum. (Cic. Brut. 1. 2. 88. 92. 96.) — 120. Graecia capta ferum victorem cepit etc. — 121. De causis odii Romanorum in Christianos. — 122. Quomodo factum sit ut sermo et mores Graecorum per tantam orbis partem divulgarentur, exponitur. — 123. Quidquid ad summum pervenerit ab exitu prope abesse ostenditur. — 124. Sperne voluptates: nocet empta dolore voluptas. Hor. Ep. I. 2, 55. — 125. Ea viatica paranda, quae nobiscum e naufragio enatent. — 126. Plinianum illustratur 'ex homine homini plurima esse mala'. — 127. Ex quattuor virtutibus primariis quae Graec-

corum, quae Romanorum maxime propriae. — 128. Lentulus eos. contione legem de Cicerone revocando suadet, (Cic. Sext. 38–36. 60–63. pro domo 27. 28. in Pis. 15. post red. in senat. et ad Quirit.) — 129. Rempublicam Carthaginiensem non tam virtute Romana quam suis vitiis interisse. — 130. Praeclare Socrates statuit de una certissima ad laudem via ap. Xenoph. Memor. II. 6, 39. cf. Cic. Off. II. 12. — 131. Pericles a filio laudatur propter nobilitatem generis, liberalitatem animi, civitatis regendae peritiam, artium cultum. — 132. 'Non quia difficilia sunt, non audemus, sed quia non audemus, difficilia sunt'. — 133. Cur sub Augusto poesis inter R. maxime floruerit. — 134. Philosophia cur apud R. non floruerit, exponitur. — 135. Cur summi veterum oratores labente demum republica floruerint, exponitur. — 136. Militis Romani de Carthagine expugnata narratio ad suos missa. — 137. Rex imago viva viventis dei. — 138. Te liberum ipse moribus praesta tuis. — 139. Volgus veritatis pessimus interpres. — 140. Ars est hominibus portus infortunii. — 141. Principiis obsta sero medicina paratur. — 142. Non ipsa solum fortuna caeca est, sed eos etiam caecum, quos complexa est. — 143. Brutus secum deliberat, num coniurationis socius fiat. — 144. Cicero uti vita clarus ita ingenio maximus. — 145. Expenditur illud Ciceronis de Sulla (de Off. II. 3): 'in illo secuta est honestam causam non honesta victoria'. — 146. Boni etiam mortui vivunt. — 147. Luthers fortitudinis exemplar. — 148. Cicero a Clodio accusatus in senatu consilium suum ex urbe cedendi exponit. — 149. Et libertas et salus civitatis tam in legibus et institutis quam in moribus et virtute civium nititur. — 150. Utra mors laudabilior, Socratis an Catonis. — 151. Refutatur Stoicorum sententia de paritate peccatorum, secundum Hor. Serm. I 3, 96. cf. Cic. Fin. IV 27. Parad. 3. — 152. Bonis nocet qui malis parit. — 153. Qui factum sit, ut Athenienses non artibus solum, sed etiam opibus valentissimi bello Peloponnesio tandem devicti sint. — 154. Bene Martialis: 'Rebus in angustiis facile est contemnere vitam, Fortiter illo facit, qui miser esse potest'. — 155. Stoicorum illud ἀνέχου καὶ ἀπέχου cur etiam nunc imprimis commendandum sit, exponitur. — 156. Maecenas Augusto suadet ne imperium deponat (cf. 58). — 157. Horatium patriae amantissimum fuisse et carminibus iis potissimum quibus bella civilia deplorat ostenditur. — 158. Cicero Porciam de morte patris consolatur epistola. — 159. Octavianus ab Antonio et Lepido Ciceronis incolunitatem petit. — 160. Opes Laodaeamiorum quibus rebus creverint, quibus minutae sint, exponitur. — 161. C. Carbo in Scipionem invehitur propter iactationem sui et inamisericordem in Tib. Graccho animum. — 162. Laudatio M. Catonis Censorii. — 163. Alia in homine optanda, alia laudanda: virtuti uni veram laudem deberi. (Cic. de Or. II. 84.) — 164. Exponitur cur Plato se gratias agere dis dixerit, quod Graecus potius quam barbarus, quod Atheniensis, quod tempore Socratis natus sit. — 165. Respublica Romana quibus virtutibus creverit, quibus vitiis pessumdata sit, exponitur. — 166. Laudes Henrici I. Germanorum regis. — 167. Caesar Octavianus M. Antonium apud senatum accusat. (Plut. Ant. 58. Sueton. Oct. 17.) — 168. Cicero a vanitatis criminis defenditur. (Später durch das anders gefasste 198 ersetzt.) — 169. Oratorem virum bonam esse debere. — 170. Quo modo Horatius pueritiam adolescentiamque egerit, ex ipsius testimonio narratur. — \*171. Recte Varro dixerit felicitatem et infelicitatem ex comparatione tantum, non secundum se cerni, indicatur (später verworfen). — 172. Recte Varro nullam graviorem scienti iacturam esse quam temporis. — 173. Cum nihil sit annis fugacius, quaere quibus possit laesa frui senectus. — 174. Quantum possideant alii tu quaerere noli: id curae potius quod tibi desit, habe. — 175. Diversas fuisse Sullae et Caesaris voluntates, etiam uterque imperium appetiverit. — \*176. Recte dicit Cicero homines populorum societates necessitate coactos inisse (später verworfen). — 177. Rem Romanam plura incrementa fortunae beneficio quam virtute civium cepisse. — 178. Docet historia imprimis Graecorum et Romanorum quam sit verum illud Herodoti 'στράσις ἐμφυλίου πολέμου δημοκρατικός τοσοῦτον κακίον ἔστιν ὅσην πόλεμος εἰρήνης.' — 179. Libere servire legibus salutare est et publice et privatim. — 180. Homerus 'quid virtus et

quid sapientia possit, utile proposuit nobis exemplar Ulixen.' Horatius. — 181. Explicatur illud Cic. Arch. 7, 16 haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solacium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur. cf. Hand. p. 229. — 182. Saepius ad laudem et virtutem naturam sine doctrina quam sine natura valuisse doctrinam. Cic. Arch. 7, 15. cf. Hand. l. c. — 183. De senectute prisca aetate honoratissima. — \*184. De cognominibus principum antiquo et recentiore tempore usitatis. (Später verworfen.) — 185. Sitae aliquando mentiri necessarium. — 186. Ab exactis regibus inde ad perditam rempublicam apud Romanos valuisse optimatium imperium exponitur. — 187. Hannibal post vitam cum summa gloria actam misere periit. — 188. Suis ipsa Roma olim viribus ruit. (Horat.) Explicatur, quomodo. — 189. Augustus num re vera felix dici potuerit. — 190. Apud Salamina unius viri prudentia Graecia liberata est Europaeque succubuit Asia. (Nepos.) — 191. 'Beatos puto quibus deorum munere datum est aut facere scribenda aut scribere legenda: beatissimos vero quibus utrumque.' (Plinius.) — 192. Quis sit bonus civis dicendus. — 193. Laudes Athenarum. cf. tamen N. 236. — 194. Laudes Spartaec. — 185. De initiis poseos apud Graecos. — 196. Veterum Graecorum et Romanorum humanitatem inchoatam tantum fuisse et Christiana sanctitate fuisse emendandam. — 197. Exponitur illud Horatii 'Qui fit, Maecenas, ut nemo quam sibi sortem seu ratio dederit seu fors obiecerit, illa contentus vivat laudetque aliena sequentes. — 198. Quid responderi eis possit, qui Ciceroni vanitatem obiciunt. — 199. De necessitudine Horatii et Maecenatis. — \*200. Quomodo factum sit ut Tiberius ab Augusto heres relinqueretur (später verworfen.) — 202. *Ὁὐ γὰρ πατριὸς ἀνδρὸς φέρειν εὐτυχίαν* Aristotelis exemplis e Graecorum et Romanorum historia demonstratur. — 203. Breviter narratur et indicatur Augusti imperium secundum Tacit. Ann. I 2-4. — 204. Oblivisci posse summum homini bonum. (Illustratur ex historia et vita communi.) — 205. Capita Divinationis Ciceronianae in Caecilium enarrantur. — 206. Romani omnibus bellis victi victores tamen in omnibus exstiterunt. — 207. Invidia gloriae comes, teste quidem maxime veteri historia. — 208. Caesaris percussores num republicae utiles fuerint necne, quaeritur. — 209. Non corporis viribus magnae res geruntur, sed ratione et consilio. (Cic. Cato M. 6, 17.) — 210. Marius cupiditatum impotentiae exemplum. — 211. Recte Iugurtha dixit 'Romam, quae tunc erat, urbem esse venalem et cito perituram si emptorem invenisset.' — 212. De ingenio et moribus Alexandri Magni. — 213. Quomodo Christianus de republica sentiat exponitur. — 214. Initia scriptionis historiarum qualia apud Romanos fuerint. — 215. Iustitia virtus tam necessaria quam difficilis. — 216. Unius viri virtute saepe inniti salutem publicam ostenditur. — 217. Cur dicat apud Sophoclem Ulixes mortales nihil esse nisi inania simulacra et levem umbram. — 218. Horatianum 'Patria quis exul se quoque fugit?' — 219. Bene Seneca 'Sic gerere nos debemus, non tamquam propter corpus vivere debeamus, sed tamquam vivere nos possimus sine corpore.' — 220. Respublica Romana Cannensis calamitate accepta maiores animos habuit quam unquam rebus secundis. Cic. Off. III. — 221. Cur crebro monendi simus labi tempora tacitisque nos senescere annis, exponitur. — 222. Quatenus probandum sit Virgilii illud 'Audaces fortuna iuvat'. — 223. Quibus ex fontibus oriatur sortis suae obtretractio plerisque hominibus propria. — 224. Bene dicit Sallustius (Catil. 2.) eum demum vivere et frui animi, qui intentus alicui negotio aut praecleari facinoris aut artis bonae famam quarat. — 225. Cur eodem vocabulo Romani honestatem et fortitudinem appellaverint, quaeritur. — 226. Principatus Graeciae quomodo Lacedaemonibus, Atheniensibus Thebanis contigerit quibusve rebus sit amissus. — 227. Horatianum 'fortes creari fortibus et bonis', Romanorum exemplis probatum. — 228. Recte Pericles apud Thucydidem dicit Athenienses in pellendis Persis plus consilii quam fortunae et maiorem fuisse audaciam quam vires. — 229. Regulus res Romanorum clade in Africa accepta affixit, pietate ac fide auxit. — 230. Stoicorum et Epicureorum de morte voluntaria

sententiae exponuntur et iudicantur. — 231. Quo iure Cic. de Or. III. 2 civitatem Romanam bello Mariano in omni genere deformatam dixerit, quaeritur. — 232. Cur sua cuique conscientia pluris esse debeat quam sermo omnium, ostenditur. — 232. Describuntur ingenium mores res gestae Germanici Caesaris secundum Tac. Ann. I. II. — 233. Ut valida D. Augusto in rem publicam fortuna, ita domi impropera fuit. Tac. Ann. III. 24. — 234. 'Ab Atheniensibus humanitatis doctrina religio leges ortae atque in omnes terras distributae putantur'. Cic. Flacc. 62. — 235. Sulla in senatu legem suam de minuenda tribunicia potestate commendat. — 236. Hannibal apud Antiochum regem causas fugae suae exponit et bellum in Romanos suscipiendum suadet. Liv. XXXIII. sq. XXXIV. 60. — 237. Quam graviter vexatae extremis reipublicae Romanae temporibus provinciae sint, exemplo Verris secundum Ciceronem demonstratur. — 238. Quaeritur, cur Caesarum aetate Stoica philosophia Romanis maxime placuerit. — 239. Laudes Q. Fabii Maximi Cunctatoris. — 240. Poesi magna ex parte antiquarum gentium humanitatem debere ostenditur. — 241. De Pyrrhi regis ingenio moribus rebus gestis varia fortuna. — 242. 'Romani bis debuerunt salutem Arpinatibus'. — 243. 'Vita sine proposito vaga est'. Seneca ep. 95. — 244. 'Qui pace diutina frui volunt, bello exercitati esse debent'. — 245. In vitae genere deligendo quid spectandum sit, exponitur. — 246. Marius et Sulla comparati. — 247. Laudatur ingenium et mores Periclis. — 248. Gracchorum consilia num malis reipublicae moderi poterint. — 249. Epaminondas quibus factis sibi aeternam gloriam pepererit, quaeritur. — 250. Quid Periclis mors ad belli Peloponnesii gerendi rationem et finem valuerit.

Leicht wird ein jeder den einheitlichen Geist dieser geschichtlichen, biographischen und moralischen Aufgaben erkennen und merken, dass sie in der Praxis gewachsen sind.

Nur selten begegnet sich die Ellendtsche Sammlung mit der Sauppeschen in der Wahl desselben Themas. Mehr als zehn Mal dürfte es kaum der Fall sein und wo es geschieht, zeigt die Fassung der Themen, dass beide unabhängig von einander sind. Z. B. E. Nr. 52 *de Augusto in utramque partem iudicatur sec.* Tac. Ann. I 9—11 und S. Nr. 107 *Augusti vita apud prudentes varie extollebatur arguereturve*; oder E. Nr. 106 *fortunam eos quos plurimis beneficiis ornati plerumque ad duriores casum reservare Pompei Magni exemplo ostenditur* und S. Nr. 55 *fortuna plerumque eos quos plurimis beneficiis ornavit ad duriores casum reservat* Bell. Alex. 25.; oder E. Nr. 160 *Opes Lacedaemoniorum quibus rebus creverint, quibus minutae sint, exponitur.* vgl. mit S. Nr. 135 *Graecia quibus rebus floruit? quibus concidit?* und E. Nr. 165 *respublica Romana quibus virtutibus creverit, quibus vitis pessumdata sit, exponitur.* vgl. mit S. Nr. 139 *respublica Romana quibus virtutibus floruerit, quibus vitis conciderit, quaeritur,* — Ist so das Zusammentreffen beider Sammlungen im Stellen derselben Aufgaben selten, so begegnen sich beide desto mehr in den bei Auswahl der Aufgaben leitend gewesenen Grundsätzen. Beide gehen auf lebendiges Erfassen geschichtlicher Erscheinungen, beide auf Wecken selbständigen Urtheils aus; beide suchen in der Beschränkung die Kraft des Unterrichts und vermeiden es deshalb bis auf einige Fälle aus dem Kreise des Alterthums herauszutreten. Sauppe thut es nur dreimal und auch da nicht ohne die alte Welt zum Ausgangspunkt zu nehmen. Er wünscht eine Parallele zwischen

Fabius Maximus und Blücher; das andere Mal will er Messana, Messene und Messina vergleichend behandelt und schliesslich einen Vergleich des jetzigen Rom mit Athen angestellt sehen, wie es zur Zeit Ciceros (vgl. de Or. III. 11, 43) war. Ellendt verlangt eine historische Parallele zwischen den Schlachten von Salamis und Tours, eine Rede des Palafox um zur Vertheidigung von Saragossa aufzufordern und eine Lobrede auf Heinrich I., den Städtegründer, und auf Luther als Vorbild wahrer Tapferkeit. Die drei letzteren Themen verwerfe ich, obwohl ich mir eine Behandlung allgemeiner Art denken kann, bei der der lateinische Ausdruck nicht zu kurz kommt. Aber wozu bei der Fülle von ungleich zweckmäßigeren Aufgaben diese minder ersprießlichen wählen? Es liegt unstreitig die Gefahr vor, dass der Schüler z. B. bei dem ersten sich in allgemeinen Redensarten und in den Gemeinplätzen von Vaterlandsliebe, Ruhm der Väter, Sieg oder Tod, Opfertod fürs Vaterland, Grausamkeit des Feindes derart ergeht, dass die damit zu Stande gebrachte Rede *mutatis mutandis* ebenso gut von einem Saguntinischen Senator i. J. 218 v. Chr. hätte gehalten sein können, um die Friedensvorschläge des Hispaniers Alorcus zu verwerfen und zum Ausharren in der Vertheidigung anzufeuern. Je gründlicher das historische Wissen, je größer das Streben beziehungsreich zu sprechen und der Rede auf Grund des geschichtlichen Thatbestandes die richtige Färbung zu geben, um so mehr wird der lateinische Ausdruck in Widerstreit mit den deutschen Gedanken gerathen. Der Schüler lernt nun einmal die That-sachen in einem bestimmten Gewande kennen und der Ausdrucks- und Gedankenkreis, welcher ihm diese Kenntniss vermittelt hat, beeinflusst ihn später unausgesetzt bei jedem Thema, welches sich mit denselben Dingen beschäftigt. Bei Themen aus dem Bereiche der alten Geschichte tritt dieser Uebelstand minder empfindlich hervor, weil der Schüler gleichzeitig mit dem Hören des ersten systematischen Vortrags alter Geschichte durch die Lectüre der alten Historiker hindurch geht und selbst durch den Stoff der in den Classen zuvor benutzten Lesebücher schon ungleich mehr an die historische Darstellungsweise der Römer gewöhnt ist. Mit vollem Rechte werden daher im Anschluss an die Lectüre des Cäsar, Curtius, Sallustius und Livius historische Themen gestellt. Der Weg von der mündlichen lateinischen Inhaltsangabe eines Capitels zu der schriftlichen einer Reihe von Capiteln, eines halben oder ganzen Buches, dann zu dem Ausscheiden und Zusammenfassen bestimmter Ereignisgruppen aus dem Rahmen der weiten Erzählung ist ein sehr wohl ausführbarer; meistens wird den Schülern bei einiger Anleitung auch schon eine kurze Vergleichung verwandter Erscheinungen im Eingange und am Schluss eine Würdigung des Gegenstandes mit einem paar Worten gelingen.

Welch ein Sprung dagegen in den Anforderungen, wenn einem Schüler, der durch die eben bezeichnete Lectüre hindurch gegangen und dessen ganzes lateinisches Sprachgefühl durch historische Dic-

tion bedingt ist, zugemuthet wird seine ersten Aufsätze über *otia dant vitia; gutta cavat lapidem; dulce et decorum est pro patria mori; quid non mortalia pectora cogis auri sacra fames!* u. dgl. zu schreiben. Es fehlt ihm durchaus ein stilistisches Muster in seiner bisherigen lateinischen Lectüre, auf das er zurückgehen könnte. Was ist natürlicher, als dass er die Arbeit so anlegt, wie er einen deutschen Aufsatz über diese Themen concipiren würde? So behält denn bei allem Bemühen, ja selbst bei unerwartet großem Geschick im Umgießen der einzelnen deutschen Wendungen doch Ton und Darstellungsweise im ganzen immer die deutsche Grundfarbe. An solchen Arbeiten hat der Schüler keine Freude, denn er fühlt die Verschiedenheit seines Stiles, die Mühseligkeit seines Ausdruckes, das deutsche Gepräge seiner Gedanken; solche Arbeiten sind, wenn sie sich wiederholen, der Tod jedes frohen Schaffens und Gestaltens und bilden die kaum ausrottbare Wurzel eines schlechten Stiles. Ohne wenigstens ein stilistisches Muster der einfachen moralischen Abhandlung den Schülern vorgetragen oder in einer Reihe von Extemporalien vermittelt zu haben, sollte man Themen wie die angedeuteten nicht stellen. Das man es aber in der That so vielfach gethan hat und thut, ist meines Erachtens eine der Hauptursachen für die Mangelhaftigkeit der Leistungen der Schüler im Lateinschreiben. Statt über diese Mangelhaftigkeit zu klagen, die Nützlichkeit lateinischer Stilübungen für die jetzigen Schulen überhaupt in Abrede zu stellen und mit den Lobrednern der guten alten Zeit die hervorragenden lateinischen Leistungen der Schulen des 16. und 17. Jh. im Gegensatz zu dem armseligen heutigen Geschreibsel zu rühmen, hätte man lieber den Schülern einige Vorbilder für geschichtliche Erzählung, Beschreibung und Untersuchung, für Chrie, Rede und moralische Abhandlung geben sollen, nach denen sie sich hätten richten können und dann den Erfolg abwarten sollen. Allerdings schrieben früher viele Leute gewandter Latein als heutzutage. Das hatte seinen Grund weder in besserer Methode noch in besseren Köpfen jener Zeit, sondern abgesehen von dem häufigeren mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache in dem Umstande, dass die Schüler eine Anzahl leidlich gewandt lateinisch geschriebener Lehr- und Lernbücher und Abhandlungen als Vorbilder für die gewünschte Behandlungs- und Darstellungsweise hatten. Auch heute lernen viele junge Philologen auf der Universität durch das Lesen lateinischer Abhandlungen entschieden gewandter schreiben, während sie an lexikalischer Reinheit des Ausdruckes und an grammatischer Sicherheit verlieren, weil sie ihre Uebungen nur privatim anstellen.

Ich wäre auf diesen Punkt gar nicht so ausführlich eingegangen, wenn dies nicht Bezug gehabt hätte auf eine besondere Seite der Eilendtschen Aufgabensammlung, über die ich sogleich sprechen will. Der gewöhnliche Gang der Schullectüre führt den Schüler von den Historikern zu Ciceros Reden, aber es giebt nicht wenig Gymnasien,

an denen im Laufe von drei Jahren — so lange pflegt durchschnittlich ein Schüler in lateinischen Aufsätzen geübt zu werden — kein einziges Thema gegeben wird, welches Anlass gäbe diese Lectüre der Reden stilistisch gehörig zu verwerthen. Der Schüler liest in Secunda — ich fingire das Beispiel nicht — die catilinarischen Reden (danach sehr verständiger Weise Sallusts Catilinarische Verschwörung), sodann die Reden pro Archia und pro Milone, aber die Themen seiner lateinischen Aufsätze sind Q. Fabius Maximus Cunctator, bellum a Xerxe Graecis illatum, Archias poeta civitate Romana donatus, Themen, von denen nur das letztere sachlich an die Classenlectüre anknüpft und wenigstens eine theilweise Verwerthung des bei Lectüre der Rede pro Archia angeeigneten phraseologischen Materials gestattet. Die eigentlichen stilistischen Früchte aus den gelesenen sechs Reden zu ziehen, giebt keines der Themen Gelegenheit. In Prima liest derselbe Schüler die Reden pro Sestio und in Verrem, aber man lässt ihn schreiben über die Folgen der athenischen Siege über die Perser; über Marius und Sulla; über die Schlachten von Salamis, Platää und Poitiers; über die Verdienste der Hohenzollern um Brandenburg-Preussens Machtstellung; über die schlimmen Folgen des phokischen Krieges; über Thrasybulus; über die Lobsprüche, welche Horaz dem Octavian ertheilt. Im andern Jahre liest der Schüler de Oratore und die Rede pro Murena; die Themen seiner Aufsätze sind Ciceros Consulat und Exil; die Hegemonie Spartas, Athens und Thebens; Entstehung und Ende der Decemvirnherrschaft in Rom; Ciceros und Antonius Feindschaft; Zerstörung Sagunts; das Todesjahr Hannibals, Philopömons und Scipios; Ansichten des Crassus und Antonius bei Cicero über die Nothwendigkeit juristischer und philosophischer Studien für einen Redner. So sind drei Jahre vergangen, ohne dass auch nur ein Thema dem Schüler Gelegenheit gegeben hätte den Ton, der ihm von der Lectüre von fast einem Dutzend ciceronianischer Reden her im Ohre klingt, selbst einmal anzuschlagen; die Formen des Eingangs und Schlusses, die Uebergangswendungen, mit denen er die Erörterung sich von einem Punkte zum andern bewegen gesehen hat, sie bleiben ungenutzt; der Weg der Imitation, der immer in der Stilistik als ein besonders förderlicher für Anfänger gegolten hat, bleibt unbetreten.

Wahrnehmungen und Erwägungen dieser Art sind wohl für Ellendt der Grund gewesen eine verhältnissmäßig große Reihe von Aufgaben zu entwerfen, welche dem Schüler es ermöglichen, den rechten stilistischen Gewinn aus den Reden Ciceros, welche er gelesen hat, zu ziehen. Während Sauppe nur ein paar derartige Themen hat, gehört bei Ellendt nahezu der sechste Theil der Gesamtzahl dieser Kategorie von Aufgaben an. (Es sind die Nr. 5. 11. 22. 23. 26. 30. 32. 39. 40. 42. 47. 48. 53. 58. 63. 68. 70. 73. 81. 82. 92. 98. 102. 115. 118. 128. 131. 143. 148. 156. 158. 159. 161. 162. 166. 167. 235. 236. 239. 247.) Ein Theil derselben



wird Ausführungen der kürzeren Reden bilden, welche von den Historikern in der Erzählung eingeflochten sind und dem Schüler, auch wenn er die betreffenden Abschnitte in jenen nicht während seines Cursus gelesen hat, leicht erreichbar vorliegen; so Nr. 23 die Rede des Regulus im Senat nach Liv. 18, 58; Nr. 26 Hannos Rede gegen den Römerkrieg nach Liv. 21, 3 . . . Nr. 30. Scipios Selbstvertheidigung nach Liv. 38, 50—53; Nr. 70 Hannibals Ansprache an seine Soldaten nach dem Herabsteigen von den Alpen nach Liv. 21, 42 u. 45; Nr. 236 desselben Rede bei Antiochus nach Liv. 34, 60. Andere schlossen sich an Ciceronische Reden als Repliken an z. B. Nr. 22 die Rede des Catulus gegen das Manilische Gesetz; noch andere steigern die Aufgabe, indem sie die Erwähnung eines Processes oder einer politischen Rede bei Cicero als Ausgangspunkt nehmen, um den genannten Redner wirklich in der von Cicero charakterisirten Weise sprechen zu lassen; so die Vertheidigung des Aquilius durch Crassus in der Repetundenklage nach Cic. de Or. II. 28, 124 und die Rede des Consul Carbo für den wegen Tödtung des C. Gracchus angeklagten L. Opimius nach de Or. II. 25, 106. Eine Anzahl Leichenreden kommen hinzu; Nr. 47 auf den jüngeren Scipio; 53 auf Tib. Gracchus; 102 auf Germanicus; 131 auf Perikles; 162 auf Cato. Wie diese letzteren dem Schüler Anlass geben sich in das Leben eines großen Mannes zu vertiefen und die wesentlichsten Züge und Momente daraus in einer Form zu gestalten, welche es ihm von vornherein unmöglich macht in dem Schablonenstil der Conversationslexicon-Biographien zu verfallen, so sind andere Reden dazu bestimmt Wendepunkte und bedeutsame Ereignisse der alten Geschichte leichter und lebendiger als in erörternden Abhandlungen von den Schülern darstellungsfähig zu machen, indem diese sich in das Verhältnis einer beteiligten Hauptperson zu jenen Ereignissen zu versetzen Anlass erhalten. Ueber die Gründe, welche Hannibal zu Antiochus zu ziehen bestimmten, im Ton geschichtlicher Untersuchung zu schreiben wird dem Schüler sachlich und stilistisch schwer, ebenso wie eine objective Erörterung des Kriegsplanes, welchen derselbe dem Antiochus vorlegte; aber ihn persönlich dort beim Syrerkönig sprechen, die Gründe seiner Flucht entwickeln und zum Kriege gegen die Römer rathen lassen verursacht bei weitem geringere Schwierigkeiten. Die Gründe, welche Sulla zu seiner Reform der tribunicischen Gewalt bestimmten, systematisch von Schülern entwickeln zu lassen, wäre nicht rathsam, weil die beschränkte Sachkenntnis eine schlimme Rückwirkung auf den Stil insofern äußern würde, als die Aufzählung und Prüfung der einzelnen Gründe trocken, die Anführung geschichtlicher Thatfachen monoton oder aphoristisch ausfallen würde. Aber es geht recht wohl an, dass ein Schüler auf Grund seiner allgemeinen Kenntniss der römischen Geschichte und der speciellen Notizen über besagte Reform entweder Sulla selbst im Senate für sein Gesetz sprechen lässt, oder die entgegengesetzte Ansicht aus-

führt, indem er einen Gegner des sullanischen Gesetzes redend einführt. Will man keinen Gegner fingiren, so mag man Aurelius sein Gesetz vom J. 679 oder Pompejus seines vom J. 684 vertheidigen lassen. — Eine Classe, welche die Frage, ob die Athener jene acht Feldherren mit Recht zum Tode verurtheilt hätten, nur in schwerfälliger Form und sachlich nach Kräften bearbeitet, leistet stilistisch Erfreuliches in einer Rede, mit welcher Euryptolemos die Angeklagten vertheidigend eingeführt hat, ohne darum mit dem Gegenstande sich weniger vertraut zu machen. Ebenso wird man mehr Lust zur Arbeit wecken und besseren Erfolg sehen, wenn man den Schülern aufgibt, Cäsar seinen Antrag die Häupter der Catilinarischen Verschwörung in lebenslänglicher Haft zu halten und ihre Güter zu confisciren im Senate selbst begründen zu lassen, als wenn man von ihnen eine Abhandlung über die bei jener Debatte sich entgegengesetzten Ansichten des M. und Q. Cicero, Cäsars und Catos verlangt.

Genug der Beispiele und Andeutungen für dieses von Ellendt mit besonderer Vorliebe und, wie ich hinzufügen kann, mit hervorstechendem Erfolge angebaute Gebiet von Aufgaben für lateinische Stilübungen. Nur noch ein paar Worte für die übrigen Themen. Manches derselben wird schwerer erscheinen, als es in Wirklichkeit für die Primaner, denen es ursprünglich gegeben wurde, war. Es war für diese Schüler eine wesentliche Erleichterung, dass sie während ihres Cursus von Ellendt selbst meisterhafte Vorträge über antike Cultur- und Litteraturgeschichte ein ganzes Vierteljahr hindurch hörten und in dem ebenfalls von E. erteilten Religionsunterrichte reiche Anregung für ein Vergleichen antiker und christlicher Ethik empfangen. Nur in dieser Vereinigung von Unterrichtsgegenständen in der Hand desselben geistvollen und meisterlichen Lehrers findet eine Anzahl Themen ihre Erklärung, die sonst gradezu als pädagogische Missgriffe erscheinen würden. Ich meine damit Aufgaben wie die über den Einfluss der Poesie im Alterthum auf die Cultur (Nr. 240); über das Verhältnis des Christen zum Staate (Nr. 213); über die durch das Christenthum bewirkte Vollendung der antiken Cultur (Nr. 196); über die Nothlüge (Nr. 185); über die Lehren der Stoiker und Epikureer vom Selbstmord (Nr. 230); über die stoische Lehre von der ἀπάθεια (Nr. 28) oder von der Gleichheit der ἀμαρτήματα (Nr. 151) u. dgl., Aufgaben, die E. mit Rücksicht auf die oben bezeichneten Vorträge in der Classe zu stellen wagen konnte, ohne besondere Fingerzeige für das Entwerfen der Disposition zu geben.

Für specielle Interessenten sei noch bemerkt, dass die Nrr. 6. 10. 14. 18. 27. 31. 36. 51. 52. 65. 68. 69. 77. 83. 91. 94. 107. 120. 144. 145. 150. 160. 188. 189. 206. 207. 231. 237. 246—250 von E. auch als Abiturientenaufgaben gestellt sind.

Frankfurt a. M.

Hermann Genthe.

Cornelius Nepos von Dr. H. Ebeling. Berlin H. Ebeling u. C. Plahn 1870.

Herr Ebeling hat es für gut befunden, den Büchermarkt mit einer neuen commentirten Ausgabe des Cornelius Nepos zu bereichern. Obgleich nun die Ausgaben dieses Schriftstellers ungemein zahlreich sind und obgleich einige unter ihnen, besonders die Nipperdeyschen, als ganz vorzügliche Leistungen bezeichnet werden müssen, so giebt es doch, sowohl in Bezug auf Kritik, als auch auf Exegese, noch gar manchen Punkt, der noch seiner Erledigung harret. Es ist deshalb eine neue Ausgabe dieses Schriftstellers nicht absolut unberechtigt, vorausgesetzt, dass der Verf. Neues und Besseres als seine Vorgänger zu bieten vermag, wenn es auch angemessener scheint, dergleichen neue Resultate, die doch immer nur einzelne Punkte betreffen werden, in Zeitschriften oder Monographien zu veröffentlichen. — Aber Herr E. kündigt seine Ausgabe als eine zweite Bearbeitung der Ausgabe von J. Chr. Daehne, Helmstedt 1830, an; er wird also entgegen, dass er seiner Aufgabe durch eine zeitgemäße Umgestaltung dieser Arbeit vollkommen genügt habe und dass man nicht berechtigt sei, neue Resultate von ihm zu verlangen. Indessen kann sich jeder durch eine auch nur oberflächliche Durchmusterung des Buches überzeugen, dass Herr E. auch diesen Anforderungen nicht genügt hat. Denn abgesehen davon, dass sich vielfach Mangel an Kenntnis der einschläglichen Litteratur bemerklich macht, so dass öfters neuere Forschungen nicht berücksichtigt worden sind, finden sich in dem Buche so grobe Fehler, Irrthümer und Inconsequenzen, dass man annehmen muss, der Verf. ist entweder seiner Aufgabe nicht gewachsen gewesen, oder er hat sein Buch mit einer unverzeihlichen Leichtfertigkeit zusammengeschrieben. — Zur Rechtfertigung dieses Urtheils will ich im Folgenden die auffälligsten dieser Versehen zusammenstellen. Es wird dies am übersichtlichsten geschehen, wenn ich dieselben in verschiedene Rubriken bringe. Es findet sich nämlich zunächst eine Anzahl von Stellen, bei denen im Commentare eine andere Lesart erklärt wird als die in den Text aufgenommene; an die Besprechung derselben soll sich anschließen eine Reihe von falschen oder schiefen Erklärungen; schliesslich werde ich orthographische Differenzen zwischen Text und Commentar anführen, wobei zugleich einige auffällige Druckfehler angemerkt werden sollen.

Lys. 3, 1 steht bei E. im Texte: *Itaque — potestatem ab illo constitutam* etc. Im Commentare heisst es: *suam* die im Namen der Lacedaemonier eingesetzte. Aber *suam* findet sich gar nicht im Texte. Diese Bemerkung ist von Siebelis<sup>1)</sup> entlehnt, der auch wirk-

<sup>1)</sup> Selbstverständlich darf man zur Controle meiner Bemerkungen nicht etwa die 7., von Jancovius besorgte Ausgabe des Corn. Np. von Siebelis zur Hand nehmen, die bei Abfassung der Ebelingschen Ausgabe noch nicht erschienen war, sondern eine der früheren.

lich *suam* statt *ab illo* liest. E. setzt indessen mit Nipperdey *ab illo* in den Text, ohne zu erwägen, dass hierzu die Erklärung von Sieb. nicht passt.

Alc. 11, 1 schreibt E.: *Theopompus, post aliquanto natus* und erklärt *natus, n. fuit*. Was soll diese Ergänzung bei dem aufgenommenen Texte? Bei Sieb., von dem auch diese Bemerkung entlehnt ist, hat die Ergänzung Sinn, denn er liest: Th., *qui post etc.*

Thrasyb. 4, 2 liest E. mit Nipperdey: — *cum Mytilenaei agri munera ei, multa milia jugerum, darent etc.*, und erklärt mit demselben *agri munera* Geschenke an —, gew. *muneri, m. m. jug.* ist Apposition. Dies stimmt alles mit Nipp. überein, bis auf das „gew. *muneri*“. Herr E. hätte hier besser gethan, seine Weisheit für sich zu behalten; denn man setze einmal *muneri* ein und fasse *m. m. jug.* als Apposition; wovon hängt denn dann *agri* ab? Ja, wenn E. mit Sieb. geschrieben hätte: *cum Myt. m. m. iug. ei agri munera darent*, dann wäre die Bemerkung am Platze; vielleicht auch, wenn er *m. m. iug.* nicht als Appos. gefasst hätte, liefse sich seine Anmerkung rechtfertigen; freilich würde die Wortstellung hierbei auffällig bleiben.

Conon 1, 2 wird erklärt: *diligens* sorgsam, pünktlich in. — Was soll dies *in*, da doch im Texte steht *diligens imperator*? Man kommt fast auf den Gedanken, dass diese Bemerkung ursprünglich zu einer andern Lesart, etwa *diligens imperii* geschrieben ist.

Dion. 1, 2 steht im Texte *commendat*; im Commentare, allerdings in Klammern *commendatur reflexio*? Doch soll dies vielleicht Conjectur sein.

Datam. 3, 3 liest E. (mit Nipp.) *quae cum — conspicerent*, erklärt aber: *conspicerent* die Augen auf ihn richteten. Diese Bemerkung ist von Sieb. entlehnt, der aber liest: *quem etc.* Dann hat die Erklärung Sinn.

Ep. 1, 4 steht bei E. im Texte: *quae-animi antep. virt.* Im Commentar sagt er: *omnium* verb. mit *virtut.* Hier hat E. wieder einmal zum Nipperdeyschen Text die Erklärung von Siebelis gesetzt. Dass beide Herausgeber verschiedene Lesarten aufgenommen haben, ist ihm aber entgangen.

Eum. 1, 5 liest E.: *Namque apud nos re vera, sicut sunt, merc. etc.* im Commentare wird gesagt: Verb. *Nam(?) apud nos scribae exist. m. sicut re vera sunt*. Diese Erklärung ist nur bei anderer Interpunction möglich.

Phoc. 4, 2 liest E. mit Nipp.: *Quare — causam in iudicio; legitimis etc.*; erklärt aber: *iudicio* Abl. instr. wie Timoth. 3, 5. Diese Bemerkung ist wiederum wörtlich von Siebelis entlehnt, passt aber nicht zum Texte Nipperdeys. Sieb. liest: *Qua de re — causam. Inde iudicio etc.* Dann ist die Erklärung berechtigt.

Nicht minder zahlreich und auffällig sind die Stellen, an denen E. falsche oder schiefe Erklärungen giebt. So wird

Milt. 4, 2 *Marathona*, als adjectivische Apposition zu *campum*

aufgefasst. Gerade umgekehrt verhält sich die Sache: es ist nämlich *campum* Apposition zu *Marathona*; vgl. die Erklärungen bei Siebelis und Nipperdey.

Lysand. 4, 2 wird *signatum* fälschlich als Supinum erklärt; es ist vielmehr Partic. = welches schon gesiegelt war. So erfordert es der Sinn; cf. Nipp. und Sieb.

Zu Thrasyb. 2, 2 heisst es im Commentare: *ad comparandum bellum* wie Hann. 7, 1. Dort steht aber *in apparando bello* und werden wir wieder auf Thrasyb. 2, 2 verwiesen. Was soll der Schüler hiermit anfangen?

Thrasyb. 4, 1 wird erklärt: — *amor* (Liebe zu *civium*) E. fast also *civium* als Genet. object., es dürfte wohl angemessener sein, *civium* als Genet. subject. aufzufassen.

Iph. 2, 3 erklärt E.: „*moram* — steht hier allgemein für alle Truppen der Lacedaemonier.“ Dies ist doch eine rein aus der Luft gegriffene und durch nichts zu beweisende Annahme.

Zu Timoth. 2, 3 sagt E.: *huic uni* sollte eigentlich *nulli uni* heissen; *ante id tempus* bis zu —. Wenn man aber *huic uni* mit Nipp. wie E. erklärt, ist es doch ganz unnöthig, *ante* anders als in seiner gewöhnlichen Bedeutung zu fassen.

Dat. 1, 1 wird *Care* fälschlich als Appos. zu *natione* gefasst; es ist vielmehr Appos. zu *patre*; cfr. Sieb. — Jancovius.

Ep. 1, 1 steht im Texte: — *priusquam scribimus*; im Commentare: *priusquam* mit Conj. steht etc. Diese Bemerkung wäre hier angebracht, wenn im Texte, wie bei Sieb., *scribamus* stünde.

Zu Ep. 7, 1 lesen wir im Commentare: *numero militis* etc., wie Dat. 1, 1. Dort steht aber *in numero*; und dass zwischen *numeri* und *in numero* ein Unterschied ist, hätte E. aus Nipp. spec. I, pag. 39 ersehen können.

Zu Ep. 8, 3 sagt E.: *ante se imp.* wie Iphicr. 1, 3 heisst es *stare eum* etc. Dies klingt, als ob daselbst ebenso unregelmässig wie hier das Reflexivum stünde. Dort steht aber *ante illum imper.* Diese Bemerkung ist von Sieb. entlehnt, aber durch Umstellung einiger Worte bei E. schieb und unpassend geworden. Bei Sieb. heisst es: *ante se imp.* wie Iphicr. 1, 3. Für *ante se* sollte man *ante eum* erwarten etc. Hier hat, wie man sofort sieht, die Verweisung auf Iphicr. einen andern und richtigen Sinn.

Zu Ages. 1, 3 sagt E.: *ratio* nämll. *ejus, qui; qui — esset* als indirecte Fragen anzusehen. — Die erste Hälfte dieser Anmerkung ist von Sieb., die zweite von Nipp. entlehnt; indessen passen sie nicht zu einander. Man kann nämlich nur dann *qui — esset* als indirecte Fragen ansehen, wenn man mit Nipp. *ejus* nicht ergänzt, nicht aber, wenn man wie E. mit Sieb. *ejus* ergänzt.

Zu Ages. 42 heisst es: *regni potundi*, Gerundiv, weil *potior* im älterer Latinität auch mit dem Acc. verbunden wird; hierzu wird aufser Eum. 3, 4 auch Dat. 1, 2 citirt, wo indessen steht: *militare munus fungens*. Was soll das letztere Beispiel hier, wo doch von

*fungi* gar nicht geredet wird? E. hat diese Anm. und beide Citate wiederum von Sieb. entlehnt, der aber aufer *potior* auch *utor*, *fruo*, *fungor* anführt, so dass bei ihm das 2. Citat vollkommen an seinem Platze ist.

Ages. 6, 1 wird *de exitu* durch „etwas vom Ausgange, allgem.“ erklärt. Es ist einfach durch „den Ausgang“ zu übersetzen.

Hamilc. 2, 2 steht im Texte: *Primo, mercen. mil. qui adv. R. fuerant etc.*, in der Anm.: *fuerant*, nämli.: *merc. mil.* Was soll diese Ergänzung bei der angewandten Interpunction? Hier ist die Erklärung von Nipp. entlehnt, der aber interpungirt: *Primo merc. mil., qui — fuerant*; dann ist diese Ergänzung berechtigt. E. hat aber die Interpunction, wie sie Sieb. und andere haben beibehalten, wodurch die Ergänzung widersinnig wird.

Att. 2, 1 wird *mature* durch „zu früh“ übersetzt. Aus welchem Grunde und mit welchem Rechte?

Zu Att. 12, 4 bemerkt E.: *Idem — expedit* ebenso, (ohne Verb Anakoluth); aber *quem* statt ja im Texte in Klammern!

Zu Att. 20, 3 heisst es: *aedis* statt *aedes* zu Milt. 4, 1. Dort steht: *Sardis* in guter älterer Prosa gebräuchliche Accusativendung. Also fasst E. *aedis* hier als Acc. Plur. auf? Nun, so lasse er sich denn sagen, dass es neben dem Nom. Sing. *aedes* auch die Form *aedis* gab und dass, wenn andere Herausgeber bemerken *aedis* = *aedes*, sie diese meinen. Genauere Belehrung hierüber findet übrigens Herr E. in W. Brambachs Neugestaltung der lateinischen Orthographie S. 147 und Neue, Lat. Formenl. I, 179.

Ebenso unangenehm berührt es den Leser, wenn sich häufig zwischen Text und Commentar orthographische Differenzen finden. So steht

Ages. 5, 2 im Texte richtig *afuit*, in der Anm. *abfuit*,

Eum. 2, 2 „ „ „ *anulum*, „ „ „ *annulum*,

Phoc. 1, 2 im T. die Form *frequentis*, „ „ „ *frequentes*.

Ham. 12, 1 im T. *Quintium*, in der Anm. richtiger *Quinctium*,

Att. 13, 5 im T. das richtigere *sumptuosus*, in der Anm. *sumtuosus*,

Att. 17, 1 im T. das bessere *redisse*, in der Anm. *redisse*.

Cim. 4, 2 steht *pedissequi*, dagegen Att. 13, 3 richtig *pedisequus*.

Im geographischen Index und auch im Texte erscheinen wiederum die Schreibungen *Threes*, *Threx*, *Thressa*, *Threcia*, wie auch merkwürdiger Weise noch Nipperdey schreibt. Indessen hat doch Fleckeisen, fünfzig Artikel ff., S. 30, den unwiderleglichen Beweis geführt, dass neben den Formen mit *a*, wie *Thrax*, nur die Formen mit *ae*, also *Thraex* ff. berechtigt sind. — Ueberhaupt ist E. in Bezug auf Orthographie keinem bestimmten Principe gefolgt; es bietet vielmehr seine Angabe dasselbe hunscheckige Aussehen, wie die Ausgaben früherer Zeiten. Das ist aber nicht zu entschuldigen, denn es lagen E. genügende Vorarbeiten vor, um auch in Bezug auf Orthographie den Anforderungen der Zeit und Wissenschaft gerecht werden zu können. Von auffälligen Druckfehlern habe ich mir folgende

angemerkt: Zu Th. m. 4, 4 ist zu lesen: *cum s.* zu Milt. 7, 4., zu Th. m. 6, 3 statt Ar. 2, 2: Ar. 2, 3. Dat. 5, 6 steht in Texte *tradit.* in der Anm. *tradidit.* Zu Ages. 4, 2 ist zu lesen Con. 5, 2. Zu Eum. 3, 1 steht *Bedacht* statt *bedacht.* Zu Eum. 8, 7 ist jedenfalls in der Anm. zu *culleos Wasser* statt *Waffen* zu lesen. Zu All. 17, 3 ist zu lesen: *natura* — Zuneigung; *doctrina* etc.

Ich habe mit diesen Bemerkungen durchaus nicht etwa eine erschöpfende Kritik dieser Ausgabe geben wollen, sondern ich wollte durch dieselben nur den Verfasser darauf aufmerksam machen, das eine etwaige 2. Auflage mit großer Sorgfalt bereitet werden muss, wenn das Buch neben andern Ausgaben lebensfähig bleiben will. Das sich aber dasselbe in seiner jetzigen Gestalt den Beifall der Fachgenossen nicht erwerben wird, glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können.

Dresden.

Emil Dorschel.

Ferdinand Sonnenburg, Rector der Bürgerschule in Bad Oeynhausen: Die Heroen der deutschen Litteratur. In lebensgeschichtlicher Form. Zum Gebrauche auf Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen sowie zum Privatstudium. In drei Bänden. Erster Band. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn. 326 S. Fein Velinpapier.

Dem in der Ueberschrift genannten, wohlausgestatteten, zu einem angesehenen Verlag hervorgegangenen Buche brachte Referent die günstigsten Erwartungen entgegen. Er gedachte dankbar manches schönen Werkes, mit dem die Firma F. Vieweg und Sohn das Publicum erfreut hat, vor allem des im Stoffe sich mit dem vorliegenden theilweise berührenden Hettnerschen, und machte der gelehrten Redaction dieser Zeitschrift eine Recensionszusage, welche er jetzt nach der zu seinem Bedauern überaus unbefriedigenden Lectüre der Sonnenburgschen Schrift nur bereuen kann. Vielleicht jedoch darf er sich von einer eingehenderen, für ihn selbst unerquicklichen Beurtheilung desselben einigen Nutzen versprechen, sofern es ja wohl immerhin nützlich ist, wenn in unserer bücherstrotzenden Zeit einer etwas liest und dann den Nachweis führt, dass die andern es ohne Gewissensbeunruhigung und ohne Gefahr, für unbelesen zu gelten ungelesen lassen können. *Legimus aliqua ne legantur.*

Um mit dem Anfang anzufangen: Hr. Sonnenburg hätte für sein Buch keinen unglücklicheren Titel ersinnen können. Ganz zu geschweigen des räthselhaften Punktes hinter dem Worte *Litteratur*, wodurch der Zusatz: „In lebensgeschichtlicher Form“ zu völliger Unbeziehbarkeit verurtheilt wird, wie kann man im Ernste das deutsche Volksepos, Reineke Fuchs, das Volkslied — drei Capitel unter dem elf unseres Buches — Heroen der deutschen Litteratur nennen? Was

nöthigte zu einer so eminent schiefen und verrenkten Bezeichnung? Ist es ferner statthaft oder zweckmäßig, den sehr gehaltvollen Begriff des Heroenthums in dem Maße auszuweiten und zu verflachen, dass schlechtweg jede ausgezeichnete, in irgend einer litterarischen Gattung hervorragende Persönlichkeit in Heroenrang versetzt wird? Der treffliche Logau, der Meister des Sinngedichts im siebzehnten Jahrhundert, eine in jeder Hinsicht erfreuliche, unserer nationalen Dichtung zur Ehre gereichende Erscheinung sträubt sich dennoch mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Beförderung, einfach darum, weil sie nicht lediglich Vorzüglichkeit, sondern auch und vor allem Grofsartigkeit, wie Gröfse der Art und der Wirkung voraussetzt. Kein deutscher Fabulist des achtzehnten Jahrhunderts kann sich an poetischer Begabung mit dem wackeren Lichtwer vergleichen, aber trotzdem müsste man es doch befremdlich finden, wenn der Verfasser etwa auch ihm in seinem zweiten Bande ein Litteraturheroenamt übertragen sollte, wie der „Verkleinernde“ es sich im ersten nun schon gefallen lassen muss. Wir sind mit unserer Titelkritik noch nicht zu Ende. Der Verfasser verspricht biographische Form. Im Prospecte seines Werkes bemerkt er, es scheine ihm, als ob man im Unterrichte die Persönlichkeiten der Dichter, ihre Lebensschicksale, ihren Entwicklungsgang, die Einwirkung auf die Zeitgenossen bisher zu sehr in den Hintergrund gestellt habe. Es habe wohl an einem entsprechenden Buche gefehlt. Diesem Bedürfnis wolle er abzuhelpen versuchen. Sein Buch biete also zuerst die Lebensbeschreibungen der Schriftsteller, benutzt seien dazu alle vorhandenen Quellen. Die Besprechungen über (sic) die Werke seien an die lebensgeschichtlichen Ausführungen eng angeschlossen und aus denselben abgeleitet worden (sic). Die Ankündigung der Verlagshandlung betont auch ihrerseits die grofse Ausführlichkeit, mit welcher die Lebensnachrichten der Schriftsteller gegeben werden sollen. Was soll man nun sagen, wenn man nach all diesem Lärm, nach diesen dreimaligen Versicherungen finden muss, dass gerade des Verfassers lebensgeschichtliche Mittheilungen vielfach unglaublich kümmerlich sind? Beispielsweise ist alles, was der gespannte Leser Biographisches und Thatsächliches über Gottfried von Strafsburg erfährt, S. 114 folgender Gestalt zu lesen:

„Von dem Leben G.'s v. Str. weifs man nichts. Er stammte wahrscheinlich aus Strafsburg, war aus bürgerlichem Stande und starb, wie es scheint, im rüstigsten Alter. Sein Leben wird also (!!) in das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts zu setzen sein. Bei seinen Zeitgenossen stand er in hoher Achtung, er galt für einen der gröfsten Dichter, sein Werk war weit und breit bekannt, die Namen Tristan und Isold wurden sprichwörtlich für treue Liebe. Von den beiden Fortsetzern seines Epos ist bereits gesprochen worden. Tristan und Isolde ist übersetzt worden von Hermann Kurz, und am besten von Karl Simrock, dessen Uebersetzung auch die wenigen Verse entlehnt sind, welche



wir in unserer Besprechung ausführten. Karl Immermann hat das Epos umgedichtet. (!)

„Die neueste Ausgabe des Urtextes ist von Reinh. Pechstein (!) Leipzig 1869. Eine kritische Ausgabe von demselben Werthe wie Lachmanns Nibelungen oder wie Müllenhoffs Gudrun fehlt indes immer noch. Gottfrieds schöne Vaterstadt ist wieder deutsch geworden, der Franzosenlappen auf dem Strafsburger Münster hat dem ruhmreichen Hohenzollernbanner Platz gemacht; hoffen wir, dass auch dem größten Manne, den Strafsburg dem deutschen Vaterlande geschenkt, bald sein gebührender Platz von dem deutschen Volke angewiesen werde nämlich als einer der ersten in dem reichen Kranze deutscher Dichter.“

Man entschuldige, dass wir über den nächsten Anlass hinaus citirt haben. Doch mochten wir, was so schön zusammengehört, nicht trennen. Das also nennt Hr. Sonnenburg einen Heroen in lebensgeschichtlicher Form. Und wenn er nach einer fünf und zwanzig Seiten füllenden Besprechung von Gottfrieds Dichtung dieser formell und sachlich schwer qualificirbare halbe Seite zusammenschreibt, kann er glauben, damit sein feierliches Versprechen, dass die Besprechung der Werke eng an das Biographische angeschlossen und aus demselben abgeleitet werden solle, gehalten zu haben? Doch genug: der Titel unseres Buches, das Wort will ausgesprochen sein ist ein, obenein übelstilisirter, Sensationstitel.

Wir kommen zu dem, was das Buch enthält, fürchten freilich, der Leser dieser Anzeige wird nach dem Mitgetheilten kaum noch geneigt sein, sich davon unterhalten zu lassen. Wir können ihm aber wirklich einige Unterhaltung in Aussicht stellen. Nur dass es doch auch ärgerlich ist zu erfahren, wie wenig adäquate Vorstellungen noch immer hier und da betreffs der Bedingungen einer der Veröffentlichung würdigen litterarischen Composition, betreffs der Ansprüche die der Schreiber eines Buches durchaus und ohne Nachsicht an sich stellen muss, unter uns angetroffen werden, wie wenig Erkenntnis von dem unverächtlichen Werthe jener „*ars non scribendi*“, deren Erlernung und Ausübung immer unerlässlicher wird.

Hr. Sonnenburg versichert mit Emphase, dass er alle vorhandenen Quellen und Hilfsmittel für sein Werk benutzt, dass er eine selbständige Arbeit geliefert habe, dass einzelne Artikel (!) seines Buches an Vollständigkeit der Nachrichten gegenwärtig mit keinem anderen Werke übertroffen werden dürften. Referent muss zu seinem Leidwesen ganz anders urtheilen. Er muss behaupten, dass der Verfasser sich gründlich täuscht, dass er für keinen der in dem vorliegenden ersten Bande behandelten Gegenstände ausreichende Untersuchungen angestellt, an die Ausarbeitung auch nicht eines dieser Aufsätze das dazu nothwendige Maass an Forschung, Kenntniss und Kunst gewendet, dass er statt eines, wie er glauben machen möchte, alle Litteraturgeschichten ergänzenden, dem Lehrer eine wesentliche Hilfe gewährenden Buches,

vielmehr ein aus unzureichenden Mitteln übel contaminirtes, völlig unlesenswerthes Machwerk geliefert hat, das nirgends den sicheren Schritt wahrnehmen lässt, der nur auf dem Boden eindringlicher Originalstudien möglich ist. Der Verfasser ist so unvorsichtig, eine „Angabe der Quellen und Hilfsmittel“ seinem Buche anzuhängen. Da sind von allgemeinen Werken angeführt: Gervinus (Leipzig 1853) W. Menzel und H. Kurz. Das ist alles. Das sind die Hilfstruppen, über welche der Verfasser commandirt. Und Koberstein? fragt der erstaunte Leser, und Wackernagel? und Goedeke? und Vilmar? und Uhland? Nach welchem Princip hat der Verfasser jene Quellentrias gewonnen? Ist es erlaubt, der Vermuthung Raum zu geben, er habe von so vielen, unentbehrlichen, berühmten und verbreiteten Werken einfach nichts gewusst oder nichts gelesen, habe seine schriftstellerische Harmlosigkeit so weit getrieben? Oder soll man, der Worte des Vorwortes sich erinnernd: „Wo die Benutzung fremder Hilfsmittel nothwendig wurde, da sind dieselben überall genau bezeichnet. Es sind nur die lautersten Quellen benutzt und nur das Urtheil anerkannt Berechtigter in Betracht gezogen worden“ an die Möglichkeit zu glauben sich entschließen, dass in Herrn Sonnenburgs Augen die von ihm nicht genannten Autoren als nicht lautere Quellen, als nicht berechnigte Urtheiler dastehen? Eine trostlose Alternative. Und um das Maß der Seltsamkeit voll und übervoll zu machen, unterlässt der Verfasser, der zuweilen das Bedürfnis hat sich einen kritischen Anstrich zu geben, nicht, der Anführung des Menzelschen Werkes die, übrigens strassenläufige, Notiz beizugeben: „Ein Buch, dessen stark gefärbte, partiische Urtheile mit großer Vorsicht aufzunehmen sind.“ Aber er wollte ja doch nur das Urtheil anerkannt Berechtigter in Betracht ziehen? In der That, des Verfassers Logik bleibt hinter seiner bibliographischen Orientirtheit nicht zurück. Referent will mit weiteren Erörterungen über das in unserem Buche verarbeitete Quellen- und Hilfsmittelmaterial nicht lästig werden, der Leser wird ihm vielleicht auch so glauben, dass man bei dessen Lectüre aus der Verwunderung nicht heraus kommt, und möge nur die statistische Bemerkung gestatten, dass Herrn Sonnenburgs Litteraturnotiz zum Nibelungenliede mit dem Jahre 1867 (Simrock), zur Gudrun 1853 (Plönnies), zu Wolfram 1858 (San Marte), zu Gottfried 1855 (Simrock), zu Walther 1859, zu Reineke 1840, zu Luther 1855, zu Hans Sachs 1870 (Odebrecht, Hans Sachs, ein Mahnruf) zu Fischart 1870, zum Volkslied 1869 (Das Ambraser Liederbuch von J. Bergmann, Bergreien von O. Schade, Lieder des 16. Jahrhunderts von Goedeke (sic) und Tittmann bilden hier den ganzen Apparat), zu Logau 1824, zu Gerhard 1856 schließt. Von irgend einem Verweis auf germanistische Zeitschriften ist nicht die Rede, auch kennt der Verfasser offenbar keine der Brockhausschen Editionsserien unserer Dichter. In Summa: Es lässt sich keine Spur philologischer Arbeit, kein Schimmer philologischen Bewusstseins in diesem unnöthigen Buche entdecken.

Unter anderem bringt der Verf. über Reineke Fuchs vierzehn

Seiten zusammen, ohne eine Ahnung von der vorragenden Stellung des Reinaert in der Geschichte der Bearbeitung der Thierage zu haben, ohne von der Echasis anders als durch Grimm unterrichtet zu sein, da doch das reiche und schöne Buch von Grimm und Schmeller, in dem sie zu lesen ist, sicherlich an den Universitätsbibliotheken in Göttingen und Bonn, deren Verwaltungen er für bereitwillige Gewährung litterarischer Hilfsmittel dankt, zu finden gewesen wäre; ohne zu wissen, dass Hinrek van Almar nichts ist, da dieser Vielgenannte vielmehr Hinrek (d. i. Heinrich van Alkmer) heißt, ohne das Erheiternde so überflüssiger gelehrter Meinungsäußerungen zu fühlen wie die ist: „Unserer Ansicht nach war das ursprüngliche deutsche Thierepos, frei von jeder satirischen Nebenbeziehung“, oder das Verkehrte und Bodenlose von Aufstellungen wie jene: „Als nun nach der Einführung des Christenthums auch die Gestaltung des Herrscherthums eine so schneidende Veränderung erlitt, als an die Stelle des deutschen Herzogs, des Ersten unter Gleichen, immer mehr und mehr der orientalisirte Caesar, der Despot unter Slaven, trat, da lag es nahe, dass auch in dem Spiegelbilde des menschlichen Staates, in dem Thierepos, eine entsprechende Veränderung vor sich ging, an die Stelle des ambimischen Bären trat der aus der Fremde eingeführte Löwe.“ In einer Anmerkung auf derselben Seite wird Bernhart als Bärenherz erklärt. S. 263 soll Ellopos-klaros, in dieser Weise abgetheilt, dem deutschen Fisch-art entsprechen<sup>1)</sup>. Auf derselben Seite ist zu lesen: „Wenn einige Kritiker, z. B. Jöchert (sic) im Gelehrtenlexicon oder Göttinger u. s. w.“ S. 117 wird altddeutsche Metrik gelehrt und der Strophenbau der Minnelieder wie folgt beschrieben: „Die Stollen bestehen in den wenigsten Fällen nur aus einem oder zwei Versen, zuweilen sind sie höchst künstlich mit vielfach verschlungenen nicht allein Endreimen, sondern auch Anreimen und leoninischen Reimen gebaut.“ Wie soll ein Lernender aus solchem Gerede Belehrung gewinnen können! Ebenbürtig an stilistischer Angemessenheit und aufhellender Deutlichkeit sind dieser Stollenbeschreibung etwa folgende Absätze aus der Biographie Gerhards: „Unter dem Berliner Ministerium können wir natürlich nicht etwa das heutige Cultusministerium verstehen, welches in damaliger Zeit noch gar nicht existirte, vielmehr bestand das „Berliner Ministerium“ aus den vier Predigern der Nicolikirche und den beiden Predigern der Marienkirche,“ und weiter: „In dem erwähnten Schreiben wird außer der Gelehrsamkeit des Empföhlenen auch hervorgehoben, dass er bei Hohen und Niedrigen beliebt gewesen sei. Dieses Zeugnis ist für uns wichtig, da

<sup>1)</sup> Es ist unbegreiflich, wie Lessing (Litteraturbrief vom 22. Februar 1759) diese Analyse des Fischartschen Verkleidungsnameas wahrscheinlich finden konnte und noch unbegreiflicher, dass er die offenbar richtige Ableitung *ἔλλοπο-σκληρος*, wiewohl er sie für natürlicher hält, in die Anmerkung verwiesen hat.

Paul Gerhard in seinem Leben vielfach in Streitigkeiten gerieth, deren Vermeidung nicht immer in seiner Hand lag.“ In derselben Biographie findet man folgendes Urtheil: „Die Beziehungen des Menschen zur Natur sind fast in der ganzen deutschen Litteratur nicht wärmer, liebevoller, kindlicher aufgefasst, als in dem schönen Liede: Geh aus mein Herz und suche Freud.“ (Von Opitz ist weder in dem Abschnitt über Gerhard, diesen trefflichsten der Opitzianer, noch in dem über Logau irgendwo die Rede). Man schlage auf, wo man wolle, überall begegnen Stellen gleichen Schlages, überall wird man von seichten Betrachtungen, schielenden Ausdrucksweisen, grössten Unrichtigkeiten oder Unverständlichkeiten — je nachdem belustigt oder beleidigt. Namentlich charakterisirt den Verfasser eine heutzutage in der Litteraturwissenschaft zum Glücke selten gewordene, bei ihm aber nicht eben schwer erklärliche Antipathie gegen jegliche Genauigkeit der Angaben, Sein Wahlspruch scheint: *vive l'à peu près* zu sein. S. 86. „Aufser dem Parzival besitzen wir von Wolfram von Eschenbach noch sieben vortreffliche lyrische Gedichte, welche sich kühn neben das Schönste stellen können, was der Minnesang uns überhaupt bietet. — Es sind meist sogenannte Tagelieder, Liebende werden aus ihrer heimlichen Zusammenkunft durch den Mahnruf des Wächters aufgeschreckt. Wolfram soll diese Gattung von Liedern, welche nach ihm vielfach cultivirt wurde, erfunden haben.“ Sieht man ab von der sicherlich nicht allzu tief geschöpften Charakteristik der Wolframschen Lyrik, (nur ein Verwegener könnte daraus des Verfassers Bekanntschaft mit ihr wahrscheinlich zu machen übernehmen) desgleichen von dem Ausdruck „erfunden“, wo besser „eingeführt“ stände, aber 1) warum nicht sagen, dass es fünf Tagelieder sind? 2) warum nicht deutlicher werden lassen, ob Wolfram die Tagelieder oder die Wächterlieder erfunden hat? 3) warum Wolframs Vorgang in der Wächterlieddichtung so behutsam andeuten? 4) warum verschweigen, dass es aufser dem Parzival noch ein Epos von Wolfram giebt? („es fehlte bisher an einem Werke, welches den vollständig zusammengestellten Stoff bot“ hat Hr. Sonnenburg doch drucken lassen), 5) Was dachte sich der Verfasser unter dem Willehalm, den er S. 59 und S. 64 nennt?

Doch es wäre höchst unbillig zu verlangen, dass ein Litteraturgeschichtschreiber auf Seite 86 noch wissen soll, was er S. 64 geschrieben hat, wenn dieser Litteraturgeschichtschreiber nicht einmal Seite 64 mehr weifs, was auf Seite 58 seines Buches steht. Auf der letztgenannten Seite nämlich steht des Verfassers Forschungsergebniss über Wolframs Familienleben also zu lesen: „Aus einigen Stellen in Wolframs Werken schliessen Simrock und San Martè, dass er verheirathet gewesen sein müsse. Die vielen Stellen im Parzival, in welchen er abschweifend seiner eigenen Liebe gedenkt, scheinen darauf hinzudeuten, dass Wolfram längere Zeit ein Liebesverhältnis unterhielt (!), dessen Glück für ihn wechselnd war (!). Das letzte seiner lyrischen Gedichte scheint anzugeben, dass

dieses Verhältniß doch schliesslich zur Ehe wurde“. Seite 64 aber — ob der Kritiker auf dem Wege dahin an Gedächtnis verloren oder an Muth gewonnen hat, muss unentschieden bleiben — begegnen die Worte: „An einer Stelle im Titirel, der später als der Parzival gedichtet wurde, erzählt er, wie Kiots geliebtes Weib ihm ein Kind geschenkt, selber aber bei der Geburt gestorben sei, dann ruft der Dichter aus: ‚Das mich Gott erlasse In meinem Hause solchen Ingesindes, Wenn ich es so theuer müsst entgelten‘ (der Verfasser citirt bald nach den Originalen bald nach den Uebersetzungen, nach einem räthselhaften Princip, wenn er selbst drei Lieder Gerhards, obwohl er die ursprüngliche Fassung zur Hand zu haben versichert, nach einer „vortrefflichen Recension“ wie er es ausdrückt, mittheilt). So kann nur jemand sprechen, der selber ein liebes Weib hat. In Willehalm 33, 22 spricht Wolfram auch von der Puppe seines Töchterchens. In den wenigen, so unübertrefflich schönen lyrischen Gedichten, welche wir von Wolfram besitzen, lässt sich genau ebenso wie im Parzival ein fortschreitendes Minnewerben (!) erkennen, das zum Ziele der Ehe führt.“ Das Biographische ist ja wohl mit besonderer Sorgfalt verarbeitet, die Besprechungen der Werke daraus abgeleitet? Hr. Sonnenburg sagt es wenigstens.

Lessing gebraucht irgendwo die köstliche Wendung: „Wer solche Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu verstehen“. Was war danach allerdings nicht Hrn. Sonnenburg erlaubt, der so viele und so schlimme Fehler gemacht? Aber was in aller Welt hat ihn bestimmt von solcher Erlaubnis einen so überaus unglücklichen Gebrauch zu machen, dass er es für passend hielt, seine litteraturgeschichtliche Unkunde auf feinem Velinpapier durch die Welt laufen zu lassen? Eine litteraturgeschichtliche Unkunde keineswegs gewöhnlicher Art. Man höre noch dies: In dem Abschnitt über Luther ist aus Anlass der Besprechung seiner Bibelübersetzung folgender Ueberblick über deutsche Bibelübersetzungen gegeben: „Die Gothen erhielten etwa 360 n. Chr. durch ihren Bischof Ulfilas eine Bibelübersetzung, welche mehrere Jahrhunderte im Gebrauch blieb und eine weite Verbreitung unter den deutschen Stämmen fand. Die allmähliche Umgestaltung der Sprache machte neue Uebersetzungen nöthig, unter den Carolingern wurden mehrere Uebersetzungen der ganzen Bibel oder einzelner Theile unternommen. Ein sächsischer Dichter, dessen Name nicht genannt wird, stellte um 830 auf Befehl Ludwig des Frommen die biblischen Geschichten des Alten und Neuen Testaments summarisch in deutschen Reimen zusammen, von diesem Werke sind nur die Evangelien auf uns gekommen. In demselben Jahrhundert brachte der Benedictiner Otfried zu Weissenburg im Elsass die evangelische Geschichte in gereimte Verse und gegen 900 wurde die alte Evangelienharmonie (des Tatian 2. Jahrh. oder des Ammonius 3. Jahrh.) von einem unbekanntem Gelehrten ins Deutsche übertragen. Besonders bemerkenswerth ist die Uebersetzung der Psalmen und einiger klei-

nerer Abschnitte der heiligen Schrift durch den gelehrten Mönch Notker Labeo in St. Gallen 1022. Im 13. Jahrhundert übertrug Rudolf von Hohenems auf Befehl Conrad des Vierten das Alte Testament frei ins Deutsche. Alle diese Uebersetzungen sind mit Ausnahme derjenigen von Ulfilas ganz nach dem lateinischen Text bearbeitet, und sind theilweise nur Umschreibungen des Originals. "Herrlicher, ehrwürdiger Dichter des Heliand, summarisch sollst Du — Aber nun kein Ausrufungszeichen mehr, sondern jetzt ist es Zeit, von der seltsamen litterarischen Arbeit des Hrn. Sonnenburg Abschied zu nehmen, an welcher nichts heroisch ist als der Entschluss, sie, wie sie da ist, unrichtig, unmethodisch, geschmacklos<sup>1)</sup> gewöhnlich, „in erster Linie jedem Freunde der deutschen Litteratur, in zweiter Linie den Oberclassen höherer Lehranstalten“ vorzulegen und anzupreisen. Soll denn auch in der Wissenschaft geduldet werden, was im gesellschaftlichen Verkehr sich zu verbitten allerdings und leider die Höflichkeit verbietet, dass man, mit Chamfort zu reden, sich das, was man weiß, von denen sagen lasse — die es nicht wissen? Wie schade ist es, dass Hr. Sonnenburg aus dem vielseitig wahren Pindarischen Worte, das er, unbewusst sich selber ironisirend, zum Motto wählte: *πολλὰ δ' ὁδοὶ Σὺν Θεοῖς εὐπραγίας*, seinerseits nicht die Mahnung herausgelesen hat, die Geschichte unserer Litteratur, welche seiner nicht bedarf, unbearbeitet und ihre Helden unmisshandelt zu lassen! Möge er sich wenigstens entschließen, die beiden noch ausstehenden Bände, falls sie ebenso gearbeitet sind oder werden sollen, wie der erste, nicht zum Druck zu befördern.

Der Vollständigkeit wegen bemerken wir noch, dass der Verfasser in orthographischen Dingen ein grimmiger Phonetiker ist. Er schreibt nicht nur „Kodizes, Filipp, Profet, Tazitus, Seneka, Inizialen, Zirkumflex, Interpunktazion (sic)“, auch „Zilinder, tirannisch, Enziklopädie, Egipten“ hält er für angemessen. Nun, auf unsern Gymnasien wird er vor der Hand schwerlich viel gleichgestimmte Orthographen finden.

Berlin.

J. Imelmann.

<sup>1)</sup> S. 307 liest man „Es gehört, wie Winkelmann sagt, mehr zum Leben als sich satessen (sic) und nicht nackt gehen.“ Nur dies eine Mal, nur als Autor dieser sublimen Wahrheit, ist der große Mann im vorliegenden Bande genannt. Brauchte der Verfasser einen Gewährsmann, so lag doch Schillers: „Frei athmen macht das Leben nicht allein“ nahe genug.

## DRITTE ABTHEILUNG.

---

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

---

*Bericht\*) über die zweite Versammlung des Vereins Mecklenburgischer Schulmänner zu Güstrow am 3. Juni 1873.*

Der Wunsch, eine periodisch wiederkehrende Vereinigung der mecklenburgischen Schulmänner zum Zweck der Vermittelung persönlicher Bekanntschaft und zur gegenseitigen Anregung und Förderung herbeizuführen, war seit dem Aufhören des Vereins norddeutscher Schulmänner wiederholt laut und besonders in den letzten Jahren lebhaft geworden, seitdem die Errichtung einer ganzen Reihe höherer Lehranstalten oder die Erweiterung der vorhandenen dem Lande eine Menge neuer Kräfte zugeführt hatte. Die Collegien der Dom- und Realschule zu Güstrow hatten daher, von der Erwägung ausgehend, dass dieser Ort durch seine auch für Mecklenburg-Strelitz leicht erreichbare Lage am geeignetsten erschien, den Ort einer ersten Zusammenkunft abzugeben, die Initiative ergreifen zu sollen geglaubt und die Directoren und Lehrer der Mecklenburgischen höheren Lehranstalten auf den 4. October vorigen Jahres zu einer Versammlung eingeladen. Das Ergebnis war ein erfreuliches. Die Versammlung beschloss einen Verein mecklenburgischer Schulmänner zu begründen, dessen Mitgliedschaft vorzugsweise den Lehrern der höheren öffentlichen Lehranstalten in den beiden Mecklenburg zustehen sollte, und trat sofort in die Berathung eines ihr vorgelegten Entwurfs der Statuten ein. Nach Feststellung derselben schritt man noch zur Erörterung der von dem Vorsitzenden erwählten Director Dr. Raspe aufgestellten Thesen über Versetzungen, von denen sich der erste Theil gegen das seit einiger Zeit auf manchen höheren Lehranstalten aufgekommene und mehrfach warm

---

\*) Im Verein mit den Secretairen der Versammlung Dr. Kretschmann-Güstrow und Gymnasiallehrer Grimm-Schwerin vom Vorsitzenden redigirt und beschlussmäßig zum Abdruck gebracht.

empfohlene Verfahren richtete, das für ein Jahr bestimmte Classenpensum in zwei halbjährlichen Cursen zweimal zu durchlaufen, um dadurch halbjährliche Aufnahmen und Versetzungen zu ermöglichen. Die einzelnen Sätze dieser These lauteten also:

Die Möglichkeit halbjährlicher Aufnahmen und Versetzungen wird durch Absolvirung des Classenpensums in einem halben Jahre bedingt. Diese ist anzulässig.

1) Sie verstößt gegen den Grundsatz, dass der Unterricht weder die ganz unbegabten noch die talentvollen Schüler, sondern den Mittelschlag, der die große Mehrheit bildet, vorzugsweise ins Auge zu fassen habe. Wird es nun dieser Mehrheit oft recht schwer, sich das Classenpensum in einem vollen Jahr zu eigenem Besitze anzueignen, so ist es schon deswegen ein ungehörliches Ansinnen, es in einem halben Jahre zu bewältigen.

2) Der Behauptung, dass das zweimalige rasche Durchlaufen desselben Weges die meisten Schüler sicherer zum Ziel führe, als ein langsames einmaliges Durchschreiten, ist der Satz entgegenzuhalten, dass ein zweimaliger rascher Lehrgang in seiner Summe nicht gleich ist einem einmaligen, gemessenen, — dass überhaupt rasches Durcheilen eines Pensums dem Sinn für Gründlichkeit widerstrebt, den doch der Unterricht vorzugsweise zu pflegen hat.

3) Selbst begabten Schülern muss das um die Hälfte beschleunigte Tempo Anstrengungen zu Wege bringen, die für ihr geistiges und leibliches Wohl verderblich werden können, zumal wenn sie, wie gerade bei ihnen oft der Fall ist, schwächerer Constitution sind. Die wenig begabten aber, welche zugleich meist die Schwerfälligen und Trägen sind, werden weder das erste noch das zweite Mal dem raschen Gange folgen.

4) Es kann nicht fehlen, dass Schüler, sei es nach einmaliger oder zweimaliger Durchnahme des Pensums, versetzt werden, ohne dass sie es sich zum völlig sicheren Eigenthum erworben haben. Sind diese nun genöthigt, abermals ein Classenpensum in einem halben Jahre zu durcheilen, so wird es ihnen schwerlich möglich sein, sich in dem, wo es ihnen fehlt, nachträglich festzusetzen. So wird der Oberflächlichkeit Vorschub geleistet.

5) Der Vortheil der halbjährlichen Curse, dass Schülern, die auch nach einem Jahre nicht versetzungsfähig sind, die Möglichkeit geboten ist, bereits nach einem halben Jahre zur Versetzung zu kommen, wiegt die Nachtheile dieser halbjährlichen Curse nicht auf; zudem sind halbjährliche Versetzungen solcher Schüler auch bei jährlichen Cursen nicht unbedingt ausgeschlossen.

Das Ergebnis der eingehenden und lebhaften Erörterung dieser Sätze war, dass die Versammlung sich fast einstimmig mit ihnen einverstanden erklärte. Der zweite Theil der Thesis, welcher von den jährlichen Versetzungen handelte, konnte, weil die Zeit verstrichen war, nicht mehr zur Verhandlung kommen, wurde aber der nächsten Versammlung vorbehalten, für welche man wiederum Güstrow ausersah.

Diese Versammlung hat am 3. Juni d. J. stattgehabt. Der bereits im vorigen Jahre zum Vorsitzenden der zweiten Versammlung designirte Director Dr. Raape eröffnete die Verhandlungen mit einer Rechtfertigung darüber, dass unter den Thesen, die er in dem Einladungsschreiben zur Discussion vorgeschlagen habe, sich keine über „nationale Erziehung“ und „Reform



der deutschen Schule im nationalen Sinne“ befinde, — ein Gegenstand, der in der gegenwärtigen pädagogischen Litteratur doch mit besonderer Verliebe und großem Eifer erörtert werde. Er wolle aber freimüthig bekennen, dass die Verfechter dieser nationalen Erziehung ihm nicht auf dem richtigen Wege zu sein schienen. Der Deutsche sei bekanntlich stolz auf seine Schulen; da begegne es ihm denn bisweilen, dass er Unbilliges oder Unthunliches von ihnen verlange, und die Männer der Schule thäten es oft erst recht. So geschehe dies auch in Betreff der nationalen Erziehung. Den Bestrebungen dafür könne er nur entgegenhalten (— was er übrigens schon vor langen Jahren den Reformbessenen der Jahre 1848 und 1849, wo eotsätzlich viel von deutschem Geist, deutscher Einheit und Pflege des deutschen Geistes auf den deutschen Schulen geredet und geschrieben ward, entgegeng gehalten hatte, —) dass nationaler Sinn kein Artikel sei, den man receptmäßig in der Schulstube zu erzeugen vermöge, da er doch nur mit der Muttermilch eingesogen werden und in der frischen Luft eines großartigen nationalen Lebens gedeihen könne; dass man unter Umständen mit solchen Bestrebungen sogar Uebles anrichten würde, da es die Jugend erfahrungsmäßig nicht vertragen könne, wenn man ihr Gemüth zu Gunsten einer besonderen Tendenz zu bearbeiten und ihm ein specifisches Gepräge aufzudrücken unternehme: hier gelte auch der Spruch „man merkt die Absicht und man wird verstimmt“; — dass man jedenfalls mit den Mitteln, die man angewendet wissen wolle, um zu dem erwünschten Ziel zu gelangen, nicht einverstanden sein könne. Im Hass gegen den Romanismus wolle man nicht bloß das Französische aus dem Gymnasium hinaus werfen, und es selbst in der Realschule auf ein knappstes Maß beschränkt wissen (z. B. Classe 1 eine Stunde, Classe 2 und 3 je zwei Stunden), sondern verurtheile auch die römische Litteratur und ihre Vertreter (Redner citirte Auslassungen wie diese: „Das lateinische Studium verzehrt alle Kräfte, raubt das Interesse für unsere nationale Geschichte und die Schöpfungen unserer nationalen Sprache“; — „Die Vollblutlateiner sind die modernen Pharisäer, die pädagogischen Jesuiten, die schlimmsten Feinde des Deutschen Reichs“). Aber das Gymnasium werde dadurch nicht undeutsch, dass es lateinisch —, überhaupt dass es classische Studien treibe, wie es dadurch nicht deutsch werde, dass es, wie man jetzt wolle, gothisch treibe und seine Zöglinge mit einer Masse deutschgeschichtlichen und deutschgeographischen Stoffes vollstopfe, auf dass die Jugend „die Herrlichkeit des deutschen Volkes“ begreife und erkenne, dass Deutschland „zu den schönsten Ländern gehöre, welche die Sonne begrüset in ihrem ewigen Laufe,“ — (ob inclusive des Klimas in einem großen Theil unseres Vaterlandes oder exclusive, wisse er nicht). Undeutsch würde das Gymnasium doch nur sein, wenn es wie in den Zeiten des bornirten Classicismus allordings geschehen, darauf hiazelte, die classischen Studien nicht bloß zum Mittelpunkt der Geistesarbeit der Jugend zu machen, sondern auch zum Mittelpunkt ihres Gemüthslebens; aber welcher Pädagog denke noch an so etwas? Das deutsche Gymnasium wie die deutsche Schule überhaupt werde in nationaler Hinsicht nicht viel mehr thun können, als sie thun; die Tugenden in dem deutschen Wesen zu pflegen und zu fördern, also vor allen Dingen Idealität, Gemüthstiefe, religiösen und sittlichen Ernst, Arbeitsam, Ausdauer, Treue, Mannhaftigkeit, Forschbegierde, — und die Fehler darin zu bekämpfen, als da sind: Schwerfälligkeit, Engherzigkeit, Kleinigkeitskrämerei, Nachlässigkeit.

Das übrige müsse das Leben thun, und werde es thun, wenn auch nicht über Nacht. Kaiser und Reich seien doch kein leerer Klang. —

Hier nächst stellte es der Vorsitzende zur Entscheidung der Versammlung, ob sie zuvörderst, dem vorjährigen Beschlusse gemäß, in die Discussion der Thesen über jährliche Versetzungen<sup>1)</sup> eintreten wollte, oder wofür sich

1) 1) Der in thesi, aus dem Gesichtspunkt des Classensystems, richtige Grundsatz, dass ein Schüler nur versetzt werden kann, wenn er das Classenziel in allen Fächern erreicht hat, trägt der individuellen Begabung oder Beschränktheit des Schülers keine Rechnung und ist in praxi unausführbar. — (Die relativen Vorzüge des früheren Parallel- oder Fachsystems.)

2) Die sich bei den Versetzungen ergebenden Schwierigkeiten liegen meistens in den Schülern, aber auch in der verschiedenen, oft ganz entgegengesetzten Individualität der Lehrer.

3) Allzu große Nachsicht bringt die Schule herunter; strenges Durchführen des Princips des Classensystems gefährdet das geistige und sittliche Wohl des Schülers.

4) Bei den Versetzungen in Betracht zu ziehen sind die geistige und sittliche Kraft des Schülers, ihr Lebens- und Classenalter.

5) Bei den Versetzungen (nicht im Unterricht!) muss anerkannt werden, dass es Haupt- und Nebenfächer giebt.

6) Nachlass ist am leichtesten in den Fächern zu gewähren, in welchen ein Ergänzen des Fehlenden am leichtesten ist, und ein Fortschreiten durch unvollkommene Aneignung des vorhergehenden Pensums am wenigsten gehemmt wird. Zu diesen Fächern gehören Geographie, Geschichte, Naturkunde, Religionslehre.

7) In zweifelhaften Fällen haben sich die Lehrer nicht bloß mit der Frage zu beschäftigen, ob der Schüler reif für die folgende Classe sei, sondern auch, ob, im Falle er nicht versetzt wird, seine bisherige Classe ihm hinlängliche Beschäftigung gewähren werde.

8) Ein Schüler, der in den Hauptfächern — für das Gymnasium die Sprachen, außer Französisch, Mathematik und Rechnen — Schwächen zeigt, aber die allgemeine geistige Reife für die nächste Classe hat, und durch seine Thätigkeit die Gewähr leistet, dass er sich das ihm Fehlende bald aneignen werde, ist versetzungsfähig.

9) Wer in allen Hauptfächern außer in zweien reif ist, darf nach Absolvierung des Classencursus um dieser Fächer willen nicht zurückgehalten werden, selbst wenn die Mathematik das eine derselben bildet. Event. ist seine Versetzung an die Bedingung zu knüpfen, dass er sich in bestimmten Terminen darüber ausweist, dass er das Seinige zur nachträglichen Erlangung der Reife gethan hat.

Anmerkung. Da mangelhafte Leistungen in der Mathematik bei der Versetzung oft kaum zu überwindende Schwierigkeiten zu Wege bringen, so ist in diesem Fach das Parallelsystem wenigstens für Obertertia und Secunda wünschenswerth.

10) Schüler, welche nach zweimaliger Durchnahme des Classenpensums nicht versetzungsfähig sind, können, müssen aber nicht von der Schule entfernt werden. Im Fall der Nichtentfernung von der Schule wird es meistens gerathen sein, namentlich wenn sie fleißig, aber sehr wenig begabt sind, sie in die nächste Classe hineinzusetzen, aber nicht über IIIa. hinaus.

11) Wer in allen Hauptfächern unreif ist, kann nicht versetzt werden, auch wenn er in allen Nebenfächern die Reife erlangt hätte.

12) Zurückhalten eines in seinen Leistungen zur Versetzung reifen Schülers um seines Betragens willen ist nicht zu rechtfertigen.

13) Nachversetzungen sind unstatthaft.

14) Förmliche Versetzungsprüfungen sind weder nothwendig noch zweckmäßig, und können schädlich für die Schüler werden. Sie dienen aber als Noth-

bereits verschiedene Stimmen erklärt hätten, in die der Thesis: „Der lateinische Aufsatz hat aufzuhören, obligatorisch zu sein, wegen Uebertragungen aus reinem, vorzugsweise der wissenschaftlichen Sprache angehörendem Deutsch ins Lateinische mit aller Entschiedenheit beizubehalten sind.“ Von verschiedenen Seiten wurde geltend gemacht, dass die Thesen über Versetzungen von allgemeinem Interesse und schon deswegen, ganz abgesehen von der Wichtigkeit und Schwierigkeit des Gegenstandes, vorzuziehen seien. Von anderer Seite wurde aber die Thesis über den lateinischen Aufsatz, zumal in ihrem Bezug auf die ihr unmittelbar folgende: „Es würde als ein großer Fortschritt in dem Gymnasialwesen anzusehen sein, wenn in den beiden oberen Classen das Lateinische und Griechische ihr bisheriges Verhältniß zu einander vertauschten“ mit besonderer Lebhaftigkeit begrüßt und dabei geäußert, die Versammlung könne es dem Vorsitzenden nur Dank wissen, daß er, den Verdacht etwa des Ehrgeizes, oder der Spruch *ars non habet osorem, nisi ignorantem* nicht treffen könne, diese Thesen gestellt habe; und da sich nun auch eine Stimme aus dem Kreise der Realschulmänner zu Gunsten derselben vernehmen ließe, weil die Frage nach der künftigen Stellung des Lateinischen auf dem Gymnasium auch für die Realschule von Interesse und Bedeutung sei, so entschied sich die Majorität für diese. Der Director der Realschule zu Bützow, Dr. Winckler übernahm nun (wie er es wiederholt schon auf der ersten Versammlung gethan) den Vorsitz, während der Director Dr. Raspe seine Thesis etwa in folgender Weise motivirte. Er könne kurz sein, denn er spreche zu Wissenden. Wesentlich Neues lasse sich über den lateinischen Aufsatz kaum noch vorbringen; in der That gebe er bereits einen Gegenstand nicht so sehr der Discussion, als der Entschliessung ab, mit der Macht der Tradition, die eigentlich allein noch für ihn spreche, endlich einmal zu brechen. Seine Argumentation sei einfach diese: Lateinisch schreiben setze wenigstens einige Fertigkeit im lateinischen Denken voraus; einige Fertigkeit im lateinischen Denken setze wieder ein Hineinleben in die lateinische Sprache voraus, wozu man es selbst in den Zeiten, da man auf den Schulen nicht viel mehr als Latein trieb, verhältnißmäßig nur selten gebracht habe, jetzt, wo man mehr als Latein treibe, nur in sehr seltenen Fällen bringe (um deretwillen denn auch der lateinische Aufsatz facultativ beibe-

---

behelf, wenn bei Ueberfüllung der Classe eine genaue Kenntniß des Standpunktes jedes Schülers kaum möglich ist, und für solche Schüler, über deren Versetzung sich die Lehrer nicht einigen können.

15) Nicht die Summe von Noten, auch nicht die Resultate von Extemporalien, sondern der Totaleindruck, den man von Schülern gewonnen hat, muss bei der Bestimmung über Versetzen oder Nichtversetzen maßgebend sein.

16) Die Versetzungen geschehen durch die Lehrer der Classe. Die Vorschläge dazu gehen vom Ordinarius aus, aber nicht ausschließlich. Stimmen den Vorschlägen nicht sämtliche Lehrer bei, oder sind noch Schüler vorhanden, welche den Classencursus absolvirt haben, und gegen deren Versetzung Widerspruch erhoben wird, so kann der Director eine Prüfung dieser Schüler in Gegenwart der beteiligten Lehrer entweder selbst vornehmen oder durch einen von ihm selbst zu bestimmenden Lehrer vornehmen lassen.

17) Wenn der Ordinarius der nächstfolgenden Classe bei den Versetzungen hinzugezogen wird, ist seine Stimme nur eine beratende.

halten werden müsse.) So fehle die Vorbedingung des Lateinschreibens, und damit die innere Berechtigung, einen lateinischen Aufsatz von den heutigen Gymnasiasten zu fordern. Thue man das gleichwohl, so sei das eben unberechtigt und unpraktisch zugleich. Man irre sich sehr, wenn man das, was einem unter der Firma lateinischer Aufsätze geboten werde, für solche hielte, es seien eben dem bei weitem größten Theile nach Uebersetzungen von ursprünglich deutsch und zwar so zurechtgelegt, dass die *copiola phrasium*, über die der Schüler gebiete, darin verwerthet werden könne und möglichst allen Gedanken ausgewichen werde, deren Ausdruck einige Schwierigkeit mache: daher die Menge oberflächlichen, hohlen, ledernen, verkrüppelten, unlogischen Zeugs in solchen Arbeiten. \*) Wie man sich von derartigen Operationen einen soliden Gewinn für die Geistesbildung des Gymnasiasten versprechen könne, sei ihm unklar; jedenfalls stehe der etwaige Gewinn zu dem Aufwande an Zeit, mit dem er erkaufte werde, in gar keinem Verhältnis; und weil die Schüler selber fühlten, dass sie davon nichts oder nicht viel mehr als nichts hätten, da ihnen das Zeug dazu fehlt, so gingen in der Regel die bessern Köpfe mit Widerwillen an solche Plackerei und machten sich wohl selber lustig über die Rosinante, auf welcher sie einen Ritt ins Römische Land wagten; die schwächeren und trägeren suchten möglichst wohlfeil davon abzukommen. Um so unfruchtbarer seien solche Abmühungen. Früher habe jeder eine Ehre darin gesetzt, lateinisch schreiben und gelegentlich Gebrauch davon machen zu können; wer es nicht gekonnt, sei nicht für voll angesehen — wer es gut gekonnt, sei, wenn auch sonst unbedeutend, bewundert worden: das sei der Sporn gewesen, solche Uebungen, wenn nicht immer gern, so doch um der Reputation willen zu betreiben und Kraft daran zu setzen. Ein solcher Impuls sei seit geraumer Zeit nicht mehr vorhanden, und so habe der lateinische Aufsatz auch nach dieser Seite keinen Boden mehr. Daher fort mit diesem Nachgeschleppe aus der Zeit des bornirten Classicismus. Desto eifriger halte man zu den Uebersetzungen, wie die Thesis sie ins Auge fasse: dafür ließen sich selbst die Minderbegabten gewinnen, denn sie müssten erkennen und erkennen auch, dass es hier in jedem Satz etwas zu denken und zu lernen gebe, besonders wenn die Correcturstunde ihre Schuldigkeit thue. —

An der Discussion dieser Thesis theiligten sich namentlich, und zwar als Gegner derselben, also zu Gunsten des lateinischen Aufsatzes die Herren Schulrath Dr. Hartwig, Professor F. V. Fritzsche-Rostock, Dr. Krüger-Rostock, Dr. Labes-Rostock, als Gegner des Aufsatzes, also zu Gunsten der Thesis die Herren Oberlehrer Dr. Meyer-Schwerin, Director Dr. Nölting-Wismar, Dr. Kipper-Rostock, Professor Dr. Dühr-Friedland, Director Dr. Giseke-Schwerin. Zu Gunsten der Thesis wurde im wesentlichsten Folgendes geltend gemacht.

1) Wenn man wissen wolle, wie der lateinische Aufsatz gegenwärtig und schon seit Decennien auf dem Gymnasium stehe, und was dabei herauskäme, so müsse man hören, wie ernste und wissenschaftliche Männer in reiferen Jahren

\*) Was die jungen Leute bisweilen zurecht stilisiren, davon kann die folgende Periode aus einem Primaneraufsatz, die mir von befreundeter Hand mitgetheilt worden ist, ein Beispiel abgeben. Ich bemerke dazu, dass die Leistung nicht aus Mecklenburg stammt. „*Quae quum ita sint, ut virtus maximas res adversas superet, necesse est, si quid mali nobis Deus imposuerit, ei nos desperantes nos nostris viribus id superare posse non dedamus.*“

fast durchweg über die Art, wie sie meistens entständen, sich äußerten, und sie als eine nutzlose und zeitraubende Plackerei resp. Comödie verurtheilten. So ein Votum falle doch ins Gewicht.

2) Weil in der Regel ohne Interesse, gewöhnlich mit Widerwillen, würden solche Arbeiten auch ohne Fleiß gemacht, könnten also schwerlich etwas fruchten.<sup>1)</sup>

3) Das Latein der Schüler, wie unser eigenes, sei kein echtes, sei ein zu rechtgemachtes, voller Schein und Unwahrheit. Wir kannten die lat. Sprache und ihr Specificisches zu wenig. Wenn ein Deutscher z. B. Französisch schreibe, so würde ein Franzose vielleicht sagen, dass lexikalisch und grammatisch alles in Richtigkeit sei, aber Französisch sei es doch nicht; noch viel weniger werde das Deutsch eines Franzosen den Deutschen befriedigen. Aehnlich ergehe es uns mit dem Lateinschreiben; darum müsse auch der facultative Aufsatz fallen. Falsche Münze dürfe man nicht in Umlauf setzen.

4) Der lateinische Aufsatz koste dem Schüler viel Zeit, aber auch dem Lehrer durch die Correctur, ohne dass das Bemühen beider einen realen Gewinn abwerfe; man könne diese Zeit ungleich besser ausnützen, z. B. durch umfanglichere Lectüre der Alten und eingehendere, mehr den realen Gehalt der classischen Litteratur berücksichtigende Interpretation.

5) Wer Erfahrung habe, könne darüber nicht im Zweifel sein, dass die fraglichen Schülerleistungen wesentlich, mit seltenen Ausnahmen, nichts anderes seien, als ein Zusammengeflicke von Formeln und Phrasen. Seine wirklichen Gedanken auszudrücken, dazu bringe es der Gymnasiast selten, meistens schreibe nicht er, sondern statt seiner die Phrase; — was lasse sich von solchem Thea Gutes erhoffen?

6) Schon die Geschichte des lateinischen Aufsatzes spreche gegen ihn. Sturm habe wesentlich imitatio gewollt, eine kümmerliche Operation — und so wolle man es im Grunde auch noch in unsern Tagen. — Der Vorwurf übrigens der Unwahrheit (s. 3.) greife zu weit; er würde jedes Unternehmen in einer fremden Sprache zu schreiben verurtheilen.

Gegen die Thesis wurde im wesentlichen Folgendes aufgestellt.

I. Es könne nicht geleugnet werden, dass das jetzige Gymnasium es im Lateinischen nicht mehr so weit bringe als das frühere. Höre man der Aufsatz auf eine obligate Leistung zu sein, so müsse man befürchten, dass das Studium des Lateinischen noch weiter würde herabgedrückt werden. Die Leipziger Philologenversammlung habe sich denn auch für die Beibehaltung des Aufsatzes, selbst für die Abiturientenprüfung, entschieden. Ueberdies würde das Gymnasium mit Wegfall desselben kein Aequivalent gegenüber dem französischen Aufsatz der Realschule aufzuweisen haben.

II. Der Einwand, dass in und mit dem lateinischen Aufsatz zu wenig erreicht werde, sei nicht stichhaltig; der propädeutische Werth der logischen Schulung bleibe ihm immer; er nöthige den Schüler, von seinen Gedanken alle unwesentlichen Momente abzulösen und den Kern derselben herauszusuchen. —

<sup>1)</sup> Wie wenig sie fruchten, davon zeugt auch der Umstand, dass die theologischen und juristischen Prüfungsbehörden es aufgegeben haben, einige Fragen lateinisch beantworten zu lassen, bloß aus Angst vor dem schauerlichen Latein, so Candidati producirten.

Erst darin, dass er Lateinisch schreiben könne, gewinne er das Bewusstsein, dass er Gymnasiast sei. — Wenn seinen Aufsätzen vielfach der color latinus abgehe, so liege dieses an dem Mangel phraseologischer Kenntnisse.

III. Der lateinische Aufsatz gebe die Möglichkeit einer bessern Controle über die Leistungen der Schüler, als das Exerцитium, weil sie in diesem weit abhängiger von dem herbeigezogenen Apparat erscheinen; ohne Apparat aber sei das Exerцитium schwieriger, als der Aufsatz. Uebrigens erscheine der Gedankeninhalt der Mustersammlungen für das Uebersetzen ins Lateinische ledern; sich hinaufzuarbeiten in denselben sei ein trauriges, schablonenartiges Geschäft, wogegen beim Aufsatz auch das Gemüth des Schülers in Anspruch genommen werde.

IV. In dem lateinischen Aufsatz müsse man die Blüthe der Gymnasialbildung erkennen; man müsse ihn deswegen beibehalten oder das Lateinische überhaupt fallen lassen. Uebersetzungen seien bloße Vorbedingung; erst der Aufsatz gebe einen Abschluss. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Da im Laufe der Discussion von diesen Uebersetzungen wiederholt mit einer gewissen Geringschätzung gesprochen wurde, vielleicht nur, weil man an betr. Bücher untergeordneten Ranges dachte, so mag hier bemerkt werden, dass der Thesensteller an Uebungen des lat. Stils wie die von Nügelsbach dachte, denen man doch gewiss nicht vorwerfen kann, dass ihr Material „ledern“ sei. Warum er auf solche Uebungen einen so großen Werth legt, hat er in dem Programm der Domachule zu Güstrow vom Jahr 1871 S. 22 dargelegt. Da aber bekanntlich Programme geschrieben werden, um nicht gelesen zu werden, er aber gehört sein möchte, so erlaubt er sich die betreffende Stelle hierher zu setzen. „Man kann den Bau einer Sprache gründlich kennen und versteht doch wenig von ihrem innern Leben: das erschließt sich einem erst, wenn man ein Bewusstsein von der Art, dem Umfang und der Kraft der Mittel, über die sie zur Darstellung der Gedanken disponirt, erworben hat. Dazu aber bieten eben diese Stilübungen die Hand; ich wenigstens wüsste nicht, auf welchem andern Wege man in einem Primaner eine klare Erkenntnis von der Tragweite des geistigen und gemüthlichen Vermögens der lateinischen Sprache, was sie kann, was nicht, und inwiefern sie unserer Muttersprache überlegen ist oder gleich steht oder nachsteht, vermitteln wollte. Das aber weiß ich, dass der Primaner keine Periode, geschweige denn ganze Abschnitte aus einem deutschen Schriftsteller (an Jean Paul denke ich natürlich nicht, dagegen z. B. an Lessings Laokoon) ins Lateinische übertragen wird, ohne etwas Erkleckliches lernen, oft überraschende und höchst interessante Entdeckungen in dem innersten Geistesleben des Volkes machen, überhaupt manche sprachliche Erkenntnisse gewinnen zu können, von denen oft gute und geübte Lateinschreiber keine Ahnung haben, weil sie ihre Kunst auf rein empirischem Wege erwarben. Und nöthigen nun solche Uebersetzungen zu einer feinen und scharfen Auffassung des deutschen Originals im ganzen wie im einzelnen, und führen die Schüler so oft zu der heilsamen Erkenntnis, wie ihnen hier eine zarte Nuance entgangen ist, wie sie dort etwas verstanden zu haben vermeinen, was ihnen doch nur vorgenebelt; leidet hier der Spruch „Eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein“ so wenig Anwendung, dass sie vielmehr jeden Augenblick aus den windigen Höhen der Abstraction, der schwankenden und in einander verschwimmenden Vorstellungen, worin sie so gerne weilen, sich in das Gebiet concreter Anschauungen und des deutlichen Begriffes herabbequemen müssen, weil Leerheiten und Unfasslichkeiten in der Sprache des klaren und scharfen Römerverstandes durchaus kein Unterkommen finden, — so wird man nicht umhin können, gerade in diesen Uebungen eins der wirksamsten und soviel ich sehe bis jetzt unersetzlichen Mittel zur logischen Bildung der reiferen Jugend und zum tieferen Einführen in den lateinischen wie in den deutschen Sprachgeist

V. Ob unser Latein echtes sei (s. oben 3), darauf komme es weniger an, als darauf, dass wir es nach dem vorhandenen Kenntnisstande der lateinischen Sprache schreiben könnten, um es als formales Bildungsmittel dienstbar zu machen: denn nur um solches Zweckes willen lasse man heutiges Tages die Aufsätze machen.

VI. Allerdings werde im Lateinischen jetzt weniger geleistet, als früher. Wenn gleichwohl das Gymnasium auf diesem Gebiet seinen Zweck noch erfülle, ohne andere zu beeinträchtigen, so sei das die Folge weiser Beschränkung, indem man minder Wesentliches (die lateinische Versification) größtentheils beseitigt habe. Weitere Concessionen dürfe man aber auch nicht machen, ohne das Studium des Lateinischen zu schädigen; den Aufsatz müsse man beibehalten; an ihm hätte man den wahren Prüfstein für die Leistungsfähigkeit des Schülers. — Diese Aufstellungen riefen mehrfach den Widerspruch der Verfechter der Thesis hervor. Es könne nicht zugestanden werden, dass grade der lateinische Aufsatz ein Mittel logischer Schulung sei; die lateinische Sprache an sich habe nicht mehr Logik, als z. B. die französische; warum also diese logische Schulung nicht lieber im Französischen vornehmen, wo doch die Aussicht auf mögliche praktische Verwerthung eine größere Anregung biete. Die lateinischen Aufsätze selbst aber pflegten eben keine glänzenden Proben gewonnener logischer Schulung abzugeben; die Schüler machten vielmehr logische Schaiter (denen man übrigens auch bei den eigentlichen Lateinschreibern nicht selten begegne); in lateinischen Aufsätzen weit zahlreichere und stärkere, als in den deutschen, was eben darin liege, dass sie mit einem Sprachmaterial operiren müssten, dessen sie nicht Herr seien. — Wenn man den Aufsatz „die Blüthe der Gymnasialbildung“ (s. IV) genannt habe, so könne die Blüthe jetzt doch nur als eine taube gelten; wäre er aber eine wirkliche Blüthe, so müsse man auch einen griechischen Aufsatz verlangen, während man doch bis dahin die Blüthe der griechischen Studien nach der formalen Seite hin in dem tieferen Verstandnis der griechischen Sprache, namentlich der Syntax gefunden habe. — Der Thesensteller selbst fand sich nicht widerlegt (— in der That können auch, wenn der lateinische Aufsatz, der solches Namens werth ist, nicht mehr möglich ist, bloße Opportunitätsrücksichten, als da sind Hemmung weiterer Sinkens der lateinischen Studien, bessere Controle der Leistungsfähigkeit der Schüler, logische Schulung u. s. w. nichts verschlagen: die Gegner müssten darthun, dass derselbe auch jetzt noch, trotz des großen Unterschiedes zwischen dem Sonst und Jetzt in der gesammten Gymnasialbildung, sehr wohl möglich sei.) — In Bezugnahme auf eine gelegentliche Aeußerung, die Thesen müssten nur zweckmäßig gewählt —, müssten leicht und hauptsächlich historische oder referirender Art sein, bemerkte er, dass die Debatte einen ähnlichen Verlauf genommen, wie die entsprechende auf der Altenburger Philologenversammlung, wo selbst L. Döderlein sich soweit zu Concessionen herabgelassen habe, dass der lateinische Aufsatz zu einer Art Demiutivum zusammengeschumpft sei, worauf denn jemand mit Recht erachtet habe, dass man

---

zu erblicken: sie wegwerfen ist Leichtsinns oder Kurzsichtigkeit.“ — Ref. hat die Genußthung gehabt, dass der Herr Schulrath Dr. Hartwig im Lauf der Discussion äußerte, er habe Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, dass in diesen Uebersetzungen in der That ein immenses Bildungsmittel liege.

R.

wohl thun werde, solche Kleinigkeit nun auch noch über Bord zu werfen. Eben diese Bereitwilligkeit zu Concessionen und die vielen Cantelen, die man mache, geben den besten Beweis, dass hier nicht mehr *res integra* sei. Schliesslich wies er noch auf den innern Widerspruch hin, in welchem das Gymnasium mit sich selbst stehe, wenn es auf der einen Seite den Grundsatz befolgt wissen wolle, dass für die Jugend das Beste eben gut genug sei, andererseits aber das Lateinische dem Griechischen gegenüber in gar nicht zu rechtfertigendem Mafz bevorzuge; denn darüber könne keinen Augenblick ein Zweifel obwalten, dass die griechische Sprache wie Litteratur sowohl an sich, als auch als Bildungsmittel für die Gymnasialjugend betrachtet dem Lateinischen unendlich überlegen sei. Die Schuld solchen Widerspruchs trage wesentlich der lateinische Aufsatz; schaffe man sich dies *έρώσιον άχθος* vom Halse, so könne man endlich thun, was der Idee des Gymnasiums entspreche: auf den obersten Stufen desselben das Lateinische zu dem Griechischen in ein umgekehrtes oder doch nahezu umgekehrtes Verhältnis bringen. Damit war der Uebergang zu der oben angeführten zweiten Thesis angebahnt. Da aber die Zeit, wo eine Pause eintreten sollte, bereits überschritten war, so mussten die Verhandlungen abgebrochen werden. Nach einer kurzen Recapitulation stellte der Vorsitzende, um zu ermitteln, wie die Majorität der Anwesenden zu der Thesis stehe, die Frage:

1) ist der lateinische Aufsatz überhaupt abzuschaffen? Diese Frage ward mit einer kleinen Majorität bejaht.

2) ist der lateinische Aufsatz facultativ beizubehalten? Diese Frage ward mit allen gegen eine Stimme (die des Thesenstellers) verneint.

Mehrere Realschulmänner enthielten sich der Abstimmung.

Nach Beendigung der Pause wurden zunächst einige geschäftliche Angelegenheiten des Vereins erledigt; dann hielt Dr. Kretschmann - Güstrow einen Vortrag über Lehrbücher der Geschichte für obere Classen. Zweck desselben war auf den Mangel an bequemen Hilfsmitteln für die Schüler der universalhistorischen Stufe hinzuweisen. Der Vortragende hielt sich zunächst an das Gebiet der alten Geschichte, und charakterisirte das von ihm gewünschte Lehrbuch als eine Mittelstufe zwischen den üblichen Leitfäden, Grundrissen u. s. w., und den anerkannten wissenschaftlichen Grundlagen des Unterrichts, wie Mommsens Römischer und Curtius' Griechischer Geschichte, als ein Buch, welches auf ungefähr 40—45 Bogen Weidmannschen Drucks und Formats die römische oder griechische Geschichte behandle.

Von derartigen Büchern erwartete Referent sowohl für Schüler als für Lehrer die günstigsten Wirkungen. Erst durch sie werde dem Schüler ein erfolgreiches Selbststudium ermöglicht, welches ihm durch die Knappheit der Leitfäden vielfach verleidet, durch den Umfang und die Tiefe der wissenschaftlichen Werke erschwert werde. Auch für die Repetitionen fände der Schüler erst in solchen Lehrbüchern den gehörigen Halt. Wenn man auf den Vortrag des Lehrers hinweise, welcher den Leitfaden ergänzen müsse, so hänge dieser Vortrag von zu vielen äufseren Störungen ab, als dass sein Niederschlag, wie er sich in den Notizen auch der besten Schüler gestalte, die Grundlage für deren geschichtliches Wissen bilden könnte. Der Lehrer hätte von den gewünschten Büchern den Vortheil einer freieren Disposition über den Stoff, indem er wesentlichere Partien eingehender behandeln und für minder wichtige das Lehrbuch eintreten lassen könnte.

Hinsichtlich der inneren Gestaltung der Bücher äufserte Referent seine An-



sicht kurz dahin, dass in ihnen die innere Geschichte vorzugsweise Berücksichtigung finden müsse, denn in ihrer Kenntnis, nicht im Festhalten von Namen und Zahlen, liege die wesentliche Seite historischen Wissens.

Auf ähnliche Lehrbücher für mittlere und neuere Geschichte ging der Vortragende des weiteren nicht ein, sondern deutete nur auf die großen Schwierigkeiten hin, die sich ihrer Abfassung in der Breite des zu verarbeitenden Materials entgegenstellten. Zum Schluss erklärte er sich gegen die Heranziehung der neuesten Geschichte in den Gymnasial-Unterricht aus dem praktischen Grunde, weil dem Lehrer für den größten Theil dieses Gebietes keine anerkannte, objective Grundlage gegeben sei, und er daher leicht Gefahr laufe, nach subjectiven Anschauungen zu lehren.

Die Discussion, zu welcher dieser Vortrag reichliche Anregung gab, ließ auch ihrerseits erkennen, dass die Ansichten über das Ziel des historischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten, so wie über die Mittel, die man zur Erreichung des Zieles anzuwenden habe, noch immer ziemlich weit auseinandergehen. Gegen denselben wurde behauptet, dass der historische Unterricht vor allen Zahlen und Daten fest einzuprägen habe; dies geschehe am besten durch Tabellen oder aber ganz kurze Abrisse — im übrigen solle der Vortrag des Lehrers alles thun, — den nur die einen nachgeschrieben wissen wollten, die andern nicht, weil die solchergestalt entstandenen Hefte (— an Dictiren werde doch niemand denken —) eine sehr trübe Quelle für die Repetition abgäben; sie aber nachzusehen und zu corrigiren sei doch ein Ding der Unmöglichkeit; überhaupt heiße es den Schülern zu viel zumuthen, einem freien Vortrag mit der Feder zu folgen. — Die Vertheidiger desselben hoben unter andern hervor, dass sich erfahrungsmäßig nichts leichter aus dem Gedächtnis der Schüler verliere, als was sie aus dem geographischen und geschichtlichen Unterricht gelernt hätten; die Erinnerung an das aus dem Vortrage Gewonnene würde, auch wenn man es an Repetitionen nicht fehlen lasse, allmählich unsicher, trübe und verlöre sich; hätten nun die Schüler weiter nichts, als ihre Tabellen oder mageren Compendien, so würde sich, was sie z. B. in Secunda von alter Geschichte gelernt hätten, am Ende des Cursus der Prima so ziemlich auf das reduciren, was diese Tabellen und Compendien besagten, wogegen ihnen ein Lehrbuch der desiderirten Art das Mittel in die Hand gebe, den gewonnenen Kenntnisschatz in Kopf und Gedächtnis frisch und lebensvoll zu bewahren. — Im weiteren Verlauf der Discussion verwahrte sich Dr. Kretschmann gegen das zu Tage getretene Missverständnis, als habe er an einen Auszug aus Mommsen oder Curtius gedacht, oder als wolle er den Vortrag des Lehrers überflüssig machen, — dem vielmehr noch viel übrig bleibe, namentlich das Geschäft, den Schülern das lebendige Verständnis des Geschehenen zu vermitteln. Auf den Einwurf, ein solches Werk, wie er es wolle, sei nicht möglich, entgegnete er, dass er die Schwierigkeit es herzustellen allerdings anerkennen müsse und auch anerkannt habe, es aber gleichwohl die Mühe lohnen würde, es zu versuchen. Von anderer Seite ward auf Bücher hingewiesen, die wenigstens annähernd das böten, was Dr. Kretschmann gefordert hätte; genannt wurden unter andern Jäger (für das Alterthum), Horck (für das Mittelalter); — noch andere empfahlen für die oberen Classen besondere historische Bibliotheken, die z. B. Giesebrecht Deutsche Kaisergeschichte, Ihne Römische Geschichte in mehreren Exemplaren enthalten sollten. — Auch über den Umfang, in welchem die Geschichte des Mittelalters zu behandeln, sowie über die Zeit, bis zu wel-

über die neueste Geschichte fortzuführen sei, ergab sich Meinungsverschiedenheit. Zu einem Abschluss in der Discussion kam es nicht; sie musste abgebrochen werden, da die Zeit verstrichen war.

Die Versammlung war sichtlich angeregt und befriedigt. Die nächste wird in Schwerin stattfinden.

Verzeichnis derjenigen Theilnehmer an der 2. Versammlung Mecklenburgischer Schulmänner, welche sich als Mitglieder derselben haben einzeichnen lassen. (Die Zahl der Theilnehmer überhaupt belief sich auf einige sechzig.)

- 1) Dr. Adam, Oberl. d. Realsch. in Schwerin. 2) Dr. Bamberger, Lehrer d. Gymn. in Schwerin. 3) Dr. Bauermeister, Dir. d. höheren Bürgerschule in Ribnitz. 4) Breem, Lehrer der Realschule in Güstrow. 5) Dr. Briegleb, Dir. d. Gymn. in Waren. 6) Compart, Schulamtscaud. aus Borkow. 7) Dr. Dühr, Prorector und Professor des Gymn. in Friedland. 8) Esau, Lehrer d. Gymn. in Wismar. 9) Dr. Förster, Oberl. d. Domschule in Güstrow. 10) Dr. Fritzsche, Universitätsprof. aus Rostock. 11) Dr. Fritzsche, Oberl. d. Domsch. in Güstrow. 12) Dr. Giseke, Dir. d. Realsch. in Schwerin. 13) Grimm, Lehrer d. Gymn. in Schwerin. 14) Dr. Hartwig, Schulrath aus Schwerin. 15) Dr. Heussi, Conrector d. Gymn. in Parchim. 16) Dr. Ripper, Lehrer d. Gr. Stadtsch. in Rostock. 17) Dr. Kirchner, Lehrer d. Gymn. in Wismar. 18) Kracke, Lehrer d. Gymn. in Wismar. 19) Dr. Kretschmann, Lehrer d. Domsch. in Güstrow. 20) Dr. Krüger, Lehrer der Gr. Stadtschule in Rostock. 21) Kuhlbars, Lehrer d. Realsch. in Bützow. 22) Dr. Kühne, Director der Realschule in Malchin. 23) Kühne, Lehrer d. Domschule in Güstrow. 24) Dr. Labes, Lehrer der Gr. Stadtsch. in Rostock. 25) Dr. Latendorf, Oberl. d. Gymn. in Schwerin. 26) Dr. Lupus, Lehrer d. Gymn. in Waren. 27) Dr. Maschmeier, Lehrer d. Domsch. in Güstrow. 28) Metzenthin, Lehrer d. Gr. Stadtsch. in Rostock. 29) Dr. Meyer, Oberl. d. Gymn. in Schwerin. 30) Naumann, Lehrer d. Realsch. in Güstrow. 31) Dr. Nölting, Dir. d. Gymn. in Wismar. 32) Dr. Paul, Lehrer d. Realsch. in Güstrow. 33) Dr. Raspe, Dir. der Domsch. in Güstrow. 34) Raspe, Amtsverwalter aus Döberan. 35) Sammert, Lehrer d. Domsch. in Güstrow. 36) Dr. Sanneg, Lehrer d. Gr. Stadtsch. in Rostock. 37) Dr. Schlie, Lehrer d. Gymn. in Waren. 38) Schnell, Seminarlehrer aus Neukloster. 39) Seeger, Dir. d. Realsch. in Güstrow. 40) Dr. Sievert, Lehrer d. Gymn. in Wismar. 41) Simonis, Lehrer d. Realsch. in Güstrow. 42) Dr. Staehle, Oberl. d. Realsch. in Schwerin. 43) Dr. Thilo, Dir. d. Gymn. in Neubrandenburg. 44) Timm, Lehrer d. Gr. Stadtsch. in Rostock. 45) Vermehren, Oberl. d. Domsch. in Güstrow. 46) Wellmann, Lehr. d. Gymn. in Waren. 47) Dr. Winkler, Dir. der Realsch. in Bützow.

#### AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

Revue de l'instruction publique en Belgique. Bd. XV, livr. 2.

*Ch. Nisard. Etude sur le langage populaire ou patois de Paris et de sa banlieue. Flexions des verbes (Fortsetzung). Nachlehrreichen allgemeinen Bemerkungen über die Personalendungen in der pariser Volkssprache, worin vielfache Form-*

übertragungen hervortreten, gibt der Verfasser folgende Conjugation der beiden Hülfszeitwörter: *Indicatif présent*: je si, sis, sy, su, j'étions, équions | tu as | il a | je son, sons, soumes | vous astes | ils étiaint, étions. *Imparfait*: j'estas, astois | tu estas, astois | il esta, astoit, estos, étions, équions, étien, estet | j'estèmes, esquèmes, étien | vous étiais, équiez | ils étiaint, estian, estan, étan, étions. *Parfait défini*: je fou | je feumes. *Futur*: tu sras | il sra | je od. nous srans | *Impératif*: fusse (dritte Pers. sing.). *Conditionnel*: je serions, scriens, seriemmes, sarions | vous seriais, sariez | ils seriens, sriens, sariens | *Subjonctif*: que je sas, siens | que tu sas, sais | qu'il sayt, set, 'scaît | que nous sayons, soyen | que vous sayez, soyfais | qu'ils saïont, sayons, soyont, sien, sain. *Imparfait*: que je fussion | qu'ils fussion. *Infinitif*: estre. — *Avoir*: *Indicatif présent*: j'on, ons | tu as | il avon, avions | nous ons, avan | vous avais | ils avan, avon, avous, avont, avion, avians, avien, aviaint. *Imparfait*: j'ava, avas, avi | tu avas | il avet, avion | nous avians, aviemmes, avien, aviant, aviom | vous aviais | ils avien; aviens, aviaint, avian, avieut. *Parfait défini*: j'u | tu us | il u, ut, eussit | nous ûmes | vous ûtes | ils urent. *Futur*: j'arai, orai, airai | tu aras, oras, airas | il ara | nous aïrommes | vous ayrez | ils aront, aurait. *Conditionnel*: j'auras, oras, airais | tu airais | il arait, orait, oret, auret | nous aurians, auriemmes | vous ayriez, auriais | ils arien, aurien, auriaint, aurient. *Subjonctif*: que j'aye | que tu aye | qu'il aye | que nous ayais, eyons | que vous ayais | qu'ils ayaint, ayons. *Imparfait*: que j'usse | que tu usse | qu'il usse, usse, eussit | que nous eussien | que vous eussiez, eussiais | qu'ils eussions. *Infinitif*: avar, avoar, avouer, avoir, avouar. *Participle passé*: eon, aïen, ayen, heu. Es folgen Bemerkungen über einzelne dieser Formen sodann über die vier Conjugationen, namentlich über das unter allen Verben am ärgsten misshandelte faire (*Présent*: je fas, fa | tu fas | il fa, faisit | nous fesons, fsons, fons, fomes | vous faisez, fsez, fezez | ils feson, faision, faisian, faisiant, faisent. *Imparfait*: je fezas, faza, fezien | tu fezas | il fzet | nous fezien | vous fesiais | ils fezien, faisiant, faisian, faisiant. *Parfait défini*: je fy, faisis | tu fy, faisit | il fy, faisit. fesy, faizit | nous faisimes | vous faisites | ils faisirent, fésire, finrent. *Futur*: je fray, fairai | tu fras, fairas | il fra, faira | nous fra. fairons, frons | vous farés | ils frans, fairiaint. | *Impératif*: fa, faisez. *Subjonctif présent*: qu'il faisit, fassit | que nous fassian, fesiens | que vous fassians | qu'ils fassiant, fesiens. *Imparfait*: que je fesisse | que tu fesisses | qu'il fesisse, fessit | que nous faisissions | que vous faisissiez, faisissiais | qu'ils faisissent, faisissiaint. *Conditionnel*: je fras, frais | tu fras, frais | il fras, frais, faroit, fairoit | nous ferien, feriemmes | vous ferias, feriais | ils ferien, fairica fairiaient. *Infinitif*: fare, faise, foize. *Participle présent*: fasant, fesant. *Part passé*. fa, fase). Es folgen Bemerkungen über Formen von dire, rire, lire, boire, croire, clore, mettre, prendre, vendre, attendre, vaincre, répondre, suivre, connaître, paraître, naître. — P. Thomas, étude zur Rhiaton. Der Verfasser behandelt namentlich den Unterschied von Satyrdrاما und Hilarotragödie und ist der Meinung, dass die Stelle des Lydus (I, §. 41) sich auf hexametrische Komödien des syracusanischen Phylakographen beziehe. — *Thèmes d'imitation* von J. Grafé. — Ch. Dumercy, odes choisies d'Horace (I, 11. 20. 22. 23. 26. 30. 38; III, 22, 26; IV, 10) ins Französische übersetzt. — *Thèses philologiques*. J. Gantrolle will Tacitus Agricola 22 lesen ceterum ex iracundia nihil supererat secretum, et silentium eius non timeres (in Bacmeisters ausgezeichnete Verdeutschung ist die Stelle in diesem Sinne wiedergegeben: übrigens liefs der Zorn in ihm keinen geheimen Groll zu-

rück und man brauchte sein Schweigen nicht zu fürchten). — *A. Wagener* emendirt Plutarch quaestiones Romanae 27 δεξιός τερός in δεξιόσειρος. — *J. Gantrelle* vertheidigt seine Conjectur fuerit statt fuit im 2. cap. des Agricola gegen einen Einwurf und weist auf den in der Kaiserzeit öfter bezeugenden Gebrauch des Conj. plusquamperf. für Conj. imperf. (petissem für peterem) hin. — *A. Cambier*: construction des axes d'une ellipse. — Lösung der Aufgabe: Résoudre un triangle, connaissant la base 2a, la différence  $\alpha$  des angles à la base et le rectangle  $m^2$  — ah des deux autres côtés. — *O. Merten*. Lobende Anzeige von Grafé, cours de thèmes latins, destinés à former les élèves de troisième à l'application des règles de la syntaxe et à l'imitation du latin de Tite-Live. — *H. P. L'université de Strasbourg*. Begeisterte Mittheilung über die Zusammensetzung des Lehrkörpers der jüngsten deutschen Universität und den Reichthum der den Studirenden dargebotenen Lehre: *Quel contraste entre cette science variée, souple et féconde de l'université allemande, et nos misérables programmes d'examen! Les Allemands ont bien fait les choses, et l'Alsace n'aura pas à se plaindre ni à regretter, à ce point de vue du moins, son ancienne union avec la France. Qu'il y a loin de ces nobles études si libres, si mouvementées et si complètes cependant à nos études soi-disant universitaires qui se traînent péniblement terre à terre le long d'un programme étroit et tyrannique et ne servent qu'à former de véritables machines à réciter!*

Bd. XV, livr. 3—6. Bd. XVI, livr. 1.

*M. Armin*, de l'enseignement géographique. Besprechung einiger geographischer Lehrbücher. Die Redaction vergleicht den Betrieb des geographischen Unterrichtes in Belgien mit dem in Deutschland, namentlich in Preussen, und findet ihn in Belgien besser organisirt, gleichmäßiger und vollständiger. *Charles Nisard*, étude sur le langage populaire ou patois de Paris et de sa banlieue. Fortsetzung der lehrreichen Abhandlung. Zahllos sind die „figures de diction“ (metaplasmen). *Syncope*: dsagréable, dsir, vrité, obscurté, qment, pisque; nonostant (man sprach on y a mal obvié wie omnia malo viam), réponre, aimabe, bibliothèque; coparaison, catéchisse (auch im 19. Jahrhundert), immoraliser, despérer. Der Verfasser verfolgt entsprechende Formen bis in die Gegenwart und sieht sehr pessimistisch in die Zukunft der namentlich durch die schmutzige Prosa subalternen Theater bedrohten Sprache. *Aphérèse*: loquence (éloquence) viron (environ) ons (vous). *Apocope*: vi (vif) neu (neuf) i di (il dit), ce (coq), plaisi (au 16<sup>e</sup> siècle, et très probablement avant cette époque, ceux qui avaient à cœur de bien parler leur langue, n'admettaient la mutité de l'r final dans aucune circonstance); apparat (apparement), attache (attachement), raille (raillerie), moque (moquerie) noch jetzt. Vgl. das volkslateinische pa (parte) po (populo) gau (gaudium) me di (medius fidius) nach Festus. *Epenthèse*: oubelier, terrasser (tracer); agréiable, théiâtre (cette délicatesse a encore des amants) luit (lut) privilège, cloire (clore); amicablement, iaconvégnient, gliau (l'eau), syllable, tromplé, paple („liquide surégatoire“); indiot (idiot), comminsion, cheminse, parmin (c'est du patois bourgignon. On fait toujours cette épenthèse dans la banlieue, à l'est et au sud-est de Paris); arvenir, quartre, généralogie (18. Jahrh.); apoticaiffaire; banquecroute (17. Jahrhundert) concubiner (combiner), violivence (violence). *Prosthèse*: aleçon (leçon), ragraver (aggraver), remotif (motif), feu de sarciffice (d'artifice), zéros (héros), zédégrés (dégrés), ce ce z prosthétiqué était de mise à la cour, au temps de Vaugelas; on y disait: on

z'ouvre, ou z'annonce); assassination, mon bon lange, le Lantecry (l'Antechrist), le Lêchevin, le labit (ainsi se sont formés aux 15<sup>e</sup> et 16<sup>e</sup> siècles, les mots lucte, lendemain, lierre). *Paragoge*: ensemblement. *Métathèse*: permier, startegème, parvision (prévision); astorlogue; vomule (volume). *Particularités rhématiques et syntaxiques*. Pronoms démonstratifs: ceu, pl. ceux, ça, su, ceu, sau, ste für ce, cette (fehlen bei Littré u. Burguy) bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts; celi od. celi, sty; pl. les ceux od. ceusse, fém. la celle, stelle; stici, stila, c'tilla, stuici, stuilla fém. stalla. *Expressions pléonastiques*: tout un chacun, tout partout, si tellement, le plus meilleur, plus moins, la fin finale (finalement), pour ce qui est en cas de, pour quant au rapport de, au vis-à-vis de, pour à l'égard de ce qui est de, à l'intention de d'mon égard, c'pendant pourtant. *Enclitiques et Proclitiques*: où que, sady (a dit), sa-elle, veux-tu si, voulez-vous sy (depuis la Fronde jusqu'à présent), y vor anlautendem a: et y à propos. Noch jetzt singt der Pariser gamin: y allez donc, vous n'allez guère, y allez donc. vous n'allez pas. — *L. Roersch*: Besprechung von Willems, le droit public romain. — *P. Mansin*. Besprechung von Catalan, cours d'analyse de l'université de Liège u. Gilbert, cours d'analyse infinitésimale. — Anzeigen philologischer, namentlich deutscher Litteratur. *Paul Frederic*: Catulle et Villon. Einige politische und moralische Vergleichungspunkte zwischen dem großen römischen Lyriker und dem genial-frivolen französischen Strauchdieb und Chansonnier. Die künstlerische Werthschätzung beider erscheint bei weitem nicht hoch genug. — *Ch. Nisard*, étude sur le langage populaire de Paris, Schluss. De quelques formes de corruptions les plus communes et de quelques autres qui le sont moins. Dialektische Alterationen der allgemeinen Sprache, namentlich der Endung hinzugefügte Suffixe oder Ersatz der giltigen Endung durch eine andere. Der Verfasser bringt zahlreiche und sehr interessante Beispiele. Einige mögen hier folgen: accuillaance, capableté, concubinerie, conduiseur, confusionnement, dirie (discours), éducaant, harmoniance, idoliser (idolâtrer), nomation, puderie (pudeur), rapture (rap), voyable (visible), véneraison (vénération). Einige dieser Bildungen würden die allgemeine Sprache nicht verunzieren „cette gueuse si justement fière“. Als Seitenstücke führt der Verfasser aus der Gegenwart an: idéaux, vétissav absinthisme, propriétarisme — Wortschöpfungen radikaler Abgeordneter. *De quelques mots bizarres et d'autres détournés du sens ou de l'application qu'ils ont habituellement*: z. B. carcasse (=Sorbonne), cette, ces (=la, les), civiliser (=flatter), confusion (=profusion), conséquent (=considérable), définition (=fin), dix-huit (sorte d'habillement, halb so gut wie das Sonntagskleid, welche trente-six heißt. Gegenwärtig heisst dix-huit ein neubesohlter Schuh: qui est deux fois 9 (neuf), infierieur (=indifférent), parlement (=conservation), seantion (=opinion), sensuel (=sensible), vacation (=vocation). — Anzeigen philologischer und mathematischer Litteratur, besonders deutscher, darunter Hutt, eine neue Form der elliptischen Kugelkoordinaten, August, Untersuchungen über das Imaginäre in der Geometrie, Ohrtmann, das Problem der Tautochronen. — *J. Gantrelle*, la circulaire de M. Jules Simon, ministre de l'instruction publique en France. Der Verf., ein unermüdlicher Vorkämpfer der philologischen Unterrichtsmethoden Deutschlands, welche in Belgien noch immer einen schweren Stand gegenüber den von der öffentlichen Meinung bevorzugten flachen französischen haben, unterzieht das Circular Simons einer eingehenden, im wesentlichen zustimmenden Beurtheilung. (Möchten die gesunden, ernsten didaktischen Principien des Simonschen Circulars den Sturz des französischen Ministers über-

danern!) — *A. Wagener*. *Nos livres classiques jugés en France*. Ein Urtheil des französischen Virgilherausgebers Benoist über französische und belgische Schulgrammatiken. (En Allemagne, la composition d'une grammaire est l'œuvre des plus illustres savants. Chez nous, par un dédain mal entendu, on laisse cet utile travail à des hommes laborieux, mais qui s'occupent d'une vaine clarté — *L. Rürsch*. Anzeige von Benoist, Plante, morceaux choisis. Der Kritiker macht einige Verbesserungs- und Erklärungsvorschläge zum Prolog und der 1. Scene des Amphitryon. So will er v. 126 statt atque vielmehr statque lesen. — *Derselbe*, Benoists Andria des Terenz. — Anzeigen von Folie, fondement d'une géométrie supérieure cartésienne u, Bremiker, logarithmisch-trigonometrische Tafeln mit fünf Decimalstellen. — *Thil-Lorrain*, concours généraux de l'enseignement moyen. — *Damoiseau*, de l'enseignement grammatical et littéraire. Der Verf. tritt für die griechische Litteratur im Gymnasialunterricht ein. (Bekanntlich bildet das Griechische seit 25 Jahren den Hauptankampf der pädagogischen Parteien). — *S. Kurth*, sur le rôle politique de la maison de Bourgogne en Belgique. Nützliche historische Repetition. — *A. Wagener*, M. Michel Bréal et l'académie des sciences morales et politiques. Bericht über die Meinungsäusserungen französischer Akademiker aus Anlass des Bréalschen Buches über den öffentlichen Unterricht in Frankreich. Was Philologie heisst, will man in Frankreich noch immer nicht verstehen. Nur Paris trifft das Richtige. Er wünscht, dass die dort herrschenden rhetorischen Tendenzen durch den Geist der Geduld und Genauigkeit ermüdet würden, welcher die Deutschen auszeichnet. Auch giebt der deutsche Gymnasialunterricht dem Schüler mehr geistige Initiative und Selbständigkeit. Dort thäten die Gymnasien mehr als die Universitäten, pour la vitalité de l'esprit germanique. — *G. Kurth*, Anzeige von Prat, histoire d'Arion. Arion (Orolanum d. i. bewaldete Anhöhe) hat zahllose römische Bauten und Kunstwerke. deren mehrere hier zum ersten Mal beschrieben werden. Bemerkenswerth ist ein Grabstein für ein Kind, der auf jeder Seite einen jungen Mann zeigt. Auf der einen trägt er ein blumenbekränztes Kind, dem er ins Gesicht schaut, auf der andern ruht ihm ein von ihm abgewendetes Kind auf den Schultern. Die Grabschrift lautet: Ave, Sexti lucunde! Vale, Sexti lucunde! — *Stecher*, de l'importance des études flamandes dans l'éducation nationale. Beredte und für die Sprachverhältnisse der belgischen Bevölkerung sehr belehrende Schulrede über linguistische Stellung, poetische Leistungsfähigkeit und national-pädagogischen Werth des Vlämischen. — *A. Wagener*, Besprechung von E. Discailles, les Pays-Bas sous le règne de Charie-Thérèse. — *L'enseignement supérieur et moyen devant la chambre des représentants*. Briefliche Aeusserungen Bréals über Handhabung des thème latin, sowie die Nothwendigkeit, Humanitätsschule und professionelle Schule zu trennen. Je ne sais où en est chez vous l'enseignement spécial ou moderne. Ici il en est encore à ses commencements, et l'état ne paraît pas beaucoup s'en préoccuper. — *Ch. Piot*, l'instruction publique dans les Pays-Bas autrichiens de 1740—1780. — *P. Fredericq*, les chroniques de Froissart. — *E. Joppen*, sur quelques passages du pro rege Deiotaro. — *D. Keiffer*, Besprechung von *A. Chassang*, nouvelle grammaire grecque d'après les principes de la grammaire comparée Diese Grammatik erklärt der Kritiker für die beste von allen bisher in Frankreich erschienenen.

Pädagogisches Archiv v. W. Langbein. XIV, Heft 8. (1872).

S. 561—568. *Beyer. Fragen eines alten Mathematikers an die jüngeren Lehrer der Mathematik.* — S. 568—599. *Seeger in Güstrow. Ueber den Stand der Realschulfrage* (auch als Programm 1872 erschienen). Die Abhandlung ist sehr geeignet, auch den der Frage ferner stehenden zu orientiren. Es wird darin 1. die Zulassung der Realschul-Abiturienten zu Facultätsstudien, 2. Feldzug des Herrn Director Jäger gegen die Realschule 1. Ordnung, 3. Urtheil des Director Schacht über die Gliederung des öffentlichen Unterrichts, 4. die Mittelschule, 5. die Provinzial-Gewerbeschule behandelt. Hieran schliessen sich 6. Bemerkungen, die den Standpunkt des Verfs. wiedergeben. — S. 600—602. *Das Realschulwesen.* Abdruck aus der National-Ztg. 8. Febr. 1872. — S. 603 bis 625. *Ostendorf. Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule.* Verf. weist zuerst nach, dass diese drei Arten die nothwendigen und andererseits auch genügenden allgemeinen Bildungsanstalten unserer Zeit sind, um dann auseinanderzusetzen, dass und wie dieselben in einen organischen Zusammenhang zu bringen seien. — S. 625—632. — *Cron. Kriegslitteratur für die Schule.* Von den Geschichtsdarstellungen des letzten Krieges werden König, Der große Krieg gegen Frankreich und A. W. Grube, Der welsche Nachbar für die Schale empfohlen. — S. 623—640. *Kühnast.* Anzeige der *Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen.* VII. Band.

#### Heft 9.

S. 641—665. *Ostendorf, Bürger, Vilmar, Dahl, Müller. Bericht über Versuche einer Concentration des Unterrichts an der Realschule in Lippstadt* (Programm 1872). Die Versuche, die hier gemacht wurden, betrafen hauptsächlich die Secunden; es wurden von den elf für fremde Sprachen bestimmten Stunden 6 Wochen lang 6 Stunden für Lectüre abwechselnd eines lateinischen, französischen und englischen Schriftstellers verwandt, eine 7. Stunde diente dazu, Extemporalien in der Sprache des betreffenden Schriftstellers zu schreiben, von den 4 übrigen Stunden wurden je 2 für die Grammatik der beiden gerade zurücktretenden Sprachen benutzt. Aehnlich geschah es mit dem naturwissenschaftlichen Unterricht. Die deutschen Arbeiten schlossen sich an die verschiedenen Unterrichtsfächer an. Die Resultate dieser Art von Concentration werden als befriedigend bezeichnet. — S. 665—682. *v. Sallwürk. Pädagogische Forderungen.* Gegen die Bestrebungen, die Stunde des Unterrichts auf 45 Minuten zu beschränken ist mancherlei einzuwenden. Der langsame Gang des Unterrichts beruht zum Theil auf dem mühsamen Paradigma-lernen. Das formelle Studium der Sprache hat aber eine gewisse Berechtigung, doch sind die Formen noch zu beschränken, ebenso die Anomalien; auch ist eine gleichmäßige Terminologie nöthig (lateinische oder eine einheitlich deutsche); überhaupt aber ist, um übermäßigen Gedächtnisstoff zu vermeiden, auf Vereinfachung des zu Lernenden hinzuwirken. Wie dies z. B. im Französischen zu erreichen sei, wird an der Conjugation klar gemacht; man bringe nur erst an die französischen Verben den Unterschied von Verbum und Endung, so vereinfacht sich die ganze Bildung. Ein ausgeführtes Conjugationsschema veranschaulicht die Regeln. — S. 683—704. *S. Schmidt. Die neuesten philologische Bestrebungen der Franzosen.* (Forts.). Egger, L'Hellénisme en France e Inhaltsangabe mit einigen kritischen und ergänzenden Bemerkungen. — S. 71 bis 707. *Programmenschau* der Provinzen Sachsen und Posen. — S. 707—71 *Pädagogische Bibliographie* S. 719—720. *Miscellen.*

## Heft 10.

S. 721—741. *Ballauff. Von der Freiheit und Gebundenheit des Menschen* (cf. S. 241 ff.). Die Freiheit des einzelnen Menschen steht in einer bedeutungsvollen Beziehung zur Gebundenheit. Das Erkennen ist in gewisser Weise frei und gebunden. — S. 741—748. *E. Witte. Vereinigte oder getrennte Tertien*. Getrennte Tertien sind auch für kleinere Gymnasien durchaus nothwendig. — S. 748—773. *Eggert. Modern Languages*. — S. 773—786. *Krumme. Die eigentliche höhere Bürgerschule*. Verf. sucht den Nachweis zu führen, dass die jetzige Realschule I. Ordnung die höhere Bürgerschule im eigentlichen Sinne des Wortes sei. — S. 786—792. Bericht über den 13. Congress deutscher Volkswirthe, der die Unentgeltlichkeit des Unterrichts verhandelte. Der Beschluss des Congresses in der Schulfrage lautete: Es ist dahin zu wirken, dass die Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts allgemein durchgeführt wird.

## XV. Heft 1.

S. 1—15. *von Sallwürk. Das Recht der sprachlichen und naturwissenschaftlichen Studien auf unsern höhern Schulen*. Es wird der Werth der Sprachvergleichung für die Schulen und das Verhältnis der sprachlichen und naturwissenschaftlichen Studien zu einander und zur Entwicklung des Geistes überhaupt betrachtet. Als Resultat ergiebt sich für den Verf. der Gedanke, dass eine Concurrrenz der Sprachwissenschaft und Naturwissenschaften nicht möglich sei, und dass das beste und wirkungsvollste Bildungsmittel für unsere Jugend das Sprachstudium sei. — S. 16—30 *Noctes scholasticae. Ist eine Schule berechtigt, die Theilnahme ihrer Schüler an einer Abendmahlsfeier zu fordern?* Die Frage wird mit reichlich überlegten Gründen in folgender Weise beantwortet: entweder ist der Schule das Recht einzuräumen, die Theilnahme der Schüler am Abendmahl zum Gegenstand ihrer erziehenden Thätigkeit zu machen, oder den betreffenden Schüler zum Abgang zu veranlassen. — S. 30—76. *Ballauff. Von der Freiheit und Gebundenheit des Menschen* und zwar II. in seinen Entschliessungen. Die Freiheit in unseren Entschliessungen besteht nicht darin, dass diese unter gegebenen Umständen so und auch anders ausfallen können, sondern darin, dass sie durch unser inneres Selbst mit Nothwendigkeit ein bestimmtes Gepräge erhalten und ihr Ausfall dadurch bedingt ist. Dies wird im einzelnen angeführt. — S. 76—80. *Pädagogische Bibliographie und Miscellen*.

Blätter für das Bayerische Gymnasialwesen von Bauer  
und Friedlein. Bd. VIII. Heft 7.

S. 231—238. *Walberer. Bemerkung sur Theorie des Keiles*. Wenn 2 gleiche Gegenkräfte  $P$  und  $Q$  einen frei beweglichen Keil auf zwei Seiten in  $A$  u.  $B$  angreifen, so dass  $APQB$  eine Gerade ist und man verlegt in Gedanken den einen Angriffspunkt in den andern, so halten sich beide Kräfte Gleichgewicht, und es würde demnach die geringste 3. Kraft den Keil nothwendig in Bewegung setzen. Diese Deduction findet sich im vollen Widerspruch mit der herkömmlichen Theorie des Keiles. Verf. sucht diesen Widerspruch zu lösen. — S. 238—256. *Sörgel. Zu den Episteln des Horatius* (Schluss). Wenn Ribbeck ep. I, 1, 27 wegen *elementa* verwirft, so ist dies falsch; nur darf *de-*



*menta* nicht mit Doederlein auf das Folgende bezogen werden. Horaz macht zunächst theoretische Studien, verwerthet sie aber dann sofort praktisch (cf. v. 12). Ribbeck ordnet die Epistel so: v. 12, dann 20—26, dann 13—19, 41—43, 52—55, 57—60 (halb), v. 62—69, 49—51, 28—40, v. 27, v. 70—*fin.* Die zweite Hälfte von 60 u. 61 müssen wegfallen. Diese Anordnung verlangt, dass der Dichter genau den Gang hätte nehmen müssen, den R. für den besten hält. Im einzelnen beanstandet R. v. 21 *longa* mit Unrecht; dagegen ist wohl v. 56 nicht zu halten. In v. 50 erklärt Doederlein *magna Olympia* falsch („Siegerkranz der Tugend“). 60 u. 61, die Ribbeck u. Lehrs streichen, passen recht wohl in den Zusammenhang; die Frageform in v. 62 enthält eine einfache Behauptung. V. 101 streicht Lehrs mit Unrecht, Ribbeck erklärt ihn falsch; denn die zweite Person kann hier unmöglich noch auf den *populus* in v. 75 zurückgehen, sondern muss auf Mäcen bezogen werden. ep. I. 2. 10. 11. ist die gewöhnliche Lesart *Quid Paris?* ganz verständlich, nur darf man nicht mit Krüger *ut saluus regni* von *cogi se posse negat* abhängen lassen. v. 14 mit Prieu zu streichen ist geradezu albern. Ganz ohne haltbare Gründe streicht Ribbeck v. 57 und 58 Lehrs v. 46. In v. 60. 61 ändert Doederlein die Interpunction (nach *mens* ein Semikolon ohne Noth), auch erklärt er *fomenta* (v. 52) falsch mit Liechten; es heisst auch hier Umschläge. *Laceravit* für *latravit* in v. 66 ist nicht nöthig, mit dem Anbellen ist das Anpacken keineswegs ausgeschlossen. Die beiden letzten Verse, die Lehrs streicht, Kolster u. Doederlein falsch erklären, beziehen sich auf die massvollen philosophischen Studien des Horaz. ep. I. 3. 25 ist der *gen. curarum* nichts anderes als ein *gen. obj.* „*fomenta, quibus curae non plane abiguntur, at certe leniuntur*“. *curae* sind die krankhaften Bestrebungen, reich, einflussreich u. s. w. zu werden; sie werden nicht befriedigt, wie die kalten Umschläge das kranke Glied nicht heilen. *coelestus* ist kein logisches (Doederlein), sondern ein ästhetisches Attribut zu *sapientia* = *divina*. In v. 31. u. 32 will Lehrs für *at* oder *ac* vor schreiben *et vos*; aber die 3 Fragen passen nicht in den Zusammenhang. — S. 256—260. *Autonrieth. Latein. tinnus, tenuis u. Verwandtes.* Den Ausgang *-tinnus* hat man oft als eine Quantitätsschwankung von *tinnus* gefasst, aber ein Suffix *tinnus (tāna)* ist jedenfalls zweifelhaft, in allen jenen Wörtern mit *tinnus* muss man wohl auf *tino, tina* zurückgehen; dagegen führt *tinnus* den Forscher auf *tēnus*, das mit *tēno* u. *tēndo* eine gemeinsame Wurzel hat; die *praep. tenuis* ist ursprünglich ein *subst. n.* = Strick Schlinge; daher auch mit dem *gen.* verbunden. Die Adjectiva auf *tēnus* sind bis auf *rumpotinnus* (= *rumpo tenuens*) der ursprünglichen Verwendung für die Zeitdauer treugeblieben. Ein Doppelgänger von *tēnus* ist — *tenus*. — S. 261—262. *Thonn. Eur. Alc.* 1003 noch einmal. Nägelsbach unterschied 2 Arten von Dämonen in der Nachhom. Theol. und identificirte die einen (auch Alcestis) mit den Heroen. — S. 262—264. *Schiller. Anzeige von Pütz. Grundriss der Geographie und Geschichte.* III. Bd. 12. Aufl. Einige Berichtigungen werden hinzugefügt. — S. 264—266. *Friedlein. Anzeige von Recknagel. Ebene Geometrie für Schulen.* Die Anordnung und die Art der Zeichnungen werden als nicht gelungen bezeichnet. — S. 266—67. *Heerdegen zeigt Kraft. Griech. Vocabularium an.* — S. 268—270. *Litterarische Notizen,* darunter Trappe, Schul-Physik. V. Aufl. Xen. hist. von Kurz, Livius I von Tücking Lateinische Synonymik von Ferd. Schultz, Griech. Schulgramm. von Bäumlein, 4. Aufl. v. Gaupp, Geographie von Alt-Griechenland v. A. Buttman u. a. — S. 271. Auszüge; Statistisches.

## Heft 8 u 9.

S. 271—272. *H. Stadelmann*. Lateinische Ode zur 400jährigen Jubelfeier der Münchener Universität. — S. 273—292. *L. R. Welchen Nutzen hat die lateinische Specialgrammatik für die Schule?* Nach einer kurzen litterarischen Uebersicht giebt der Verf. zunächst einige Resultate der Specialgrammatik an, welche durch Beseitigung von Zweifeln, Fixirung und rationeller Begründung mancherlei Regeln auch der Schule ohne weiteres zu gute kommen; besonders interessante Ergebnisse liefert uns Livius. Dadurch erst wird es möglich, die classische Sprache des Cicero und Cäsar genau von der späteren zu unterscheiden und wirklich nur die Grammatik der besten Prosa den *scriptis* der Schüler zu Grunde zu legen. Zahlreiche Beispiele aus Livius, Curtius und Plinius werden angeführt, um klar zu machen, dass dem Schüler das Abweichende und von ihm nicht Nachzunehmende jetzt viel leichter zum Verständnis gebracht werden könne. Ist der Schüler aber mit dem livianischen und curtianischen Stile bekannt, so wird er die Eigenthümlichkeiten des Tacitus schneller auffassen. Diese genetische Erkenntnis des Lateinischen wird ihre Rückwirkung nicht verfehlen; er wird in seinen *scriptis* nicht ein aus dem Sprachgebrauch verschiedener Perioden und Schriftsteller zusammengeflücktes Latein gebrauchen und überhaupt in seiner Sprachbildung geschädigt werden. Dadurch wird auch eine nicht bloß äußerliche Concentration des Unterrichts im Lateinischen erzielt werden; es wird jene vage Allgemeinheit des Urtheils, ästhetische Stillforderungen von den Schülern zu verlangen, nach und nach ganz aufhören und auf dem Gebiete der alten Sprachen eine größere Vertiefung erreicht werden. Ein entfernterer Nutzen erwächst der Schule durch die Specialgrammatiken insofern, als sie mehrseitige Lectüre ermöglicht, zumal jetzt der Selbstzweck der lateinischen Uebungen (Aufsätze u. s. w.) mehr und mehr zurücktreten muss. Der ganze, volle Gewinn der Beschäftigung mit den alten Sprachen muss ja mehr in der Erkenntnis der in den alten Sprachen liegenden Keime, aus denen unsere eigene Bildung hervorgewachsen ist, gesucht werden, als in bloß formaler Bildung. Die Specialgrammatiken werden es möglich machen, dass Curtius u. andere Schriftsteller, die auf den Schüler anregender wirken als z. B. Cäsars *bellum civile*, ohne Bedenken in der Schule gelesen werden. — S. 292—316. *Zink*. *Kritisches zu Arnobius*. (Forts.) Verf. bespricht die Fehler des Arnobianischen Textes, die aus Dittographien hervorgegangen sind. 1. Wiederholung einer Silbe, eines Wortes oder einer Zeile: II. 58 lies *sed orbito semper* etc.; VII. 5 lies mit Oehler *necesse est esse*. 2. Irrige Wiederholung (oder Anticipation) eines Wortes in einem kleineren oder größeren Zwischenraum. So lies I. 49 *qui rebus [qui] auxilium* etc.; IV. 19 lies *rationibus, quos ipse novit, [ipse] ductimus*; VII. 19 lies *nonne solvi necesse est [nonne]*; V. 33 l. *Primum illud a vobis . . . exquirimus [primum]*; II. 48 l. *et integrum et in suas [et] integritatis perfectione finitum*. V. 12 l. *qui potuit decipi aut [de] divino aliquid*; IV. 5 l. *quae laeva appellamus et doctera [lia], in nobis* etc.; IV. 14 l. *quam (Minervam) Meisenii Coryphasiam nuncupant, et quae [Cory] Pallantem occidit patrem* etc.; IV. 20 l. *et quid de ipsis conjunctionibus . . . in his deas: et quod participes [et quid] fescinninorum* etc. Ebenso ist V. 3 *aut vor tam improvidum*, V. 29 *ut vor testi*, V. 23 *ferventi nullas vor summotisque*, I. 61 *aliter* nach *latent* (mit Hug), II. 4 (Hild.) *et vor ex duobus*, II. 65 *ad* vor *vincendi studium puerilis atque animi contentio*, II. 36 *ad* nach

sed in dem Text zu streichen. Die schwierige Stelle V. 4 ist wohl also zu lesen: [Nisi] homo praesumens, quod dicturus esset Juppiter; [non] circumscriptus deum: [et] deus scire non poterat, quibus modis pararet circumscribere se homo? 3. Dittographien der Art, dass ein wiederholtes oder anticipirtes Wort das echte verdrängt hat. I. 48 l. (vermuthlich) *alios sciamus et noverimus deos* etc.; II. 43 ist für das zweite *habitare* wohl *incolere* oder *tenere*, I. 65 für *obstinatio* *privatum* wohl *obst. paratum*, V 8 für das erste *caussa* ein Ablativ der Zeitangabe einzusetzen. I. 56 ist zu lesen *Sed numquam erit his bene ut Christus qui fuerit litterarum testimonii colligatur* [his gehört zu *testimoniis*, erit, ut = es wird der Fall eintreten, dass]. In II. 42 ist sowohl *sacri* als auch *comparatio*(m) an Stelle des Richtigen getreten; welches die Worte waren, bleibt zweifelhaft; II. 74 ist *potestatibus potestatum* wohl beizubehalten = Gewalt über Gewalten. III. 26 ist *parricida* wohl adjectivisch zu fassen, so dass *parricidali* als Randglosse zu streichen wäre. III. 5 ist mehrfach verderbt und lautet wohl: *nominibus appellantur his etiam, quibus eos [populariorem] censeri popularis vulgaritas ducit: unde tamen vobis liquet, (non od. ne) nominibus tu suis centum complent an sint aliqui vobis incogniti neque in usum aliquando notitiamque perlati?* VII. 22 muss für *focunditas* vielleicht *fertilitate* od. *ubertate* od. *virtute* eingesetzt werden. Sicherer ist die Emendation verschriebener Eigennamen. So lies II. 71 *Genitor Aeneas cuius?* VI. 16 l. *semirosi duritias panis, carnes od. grana ossa in depem, tractare pannos, lanuginem*. 4. Die Endung oder Anfangsilbe ist verschrieben. So lies VII 46 *robo*r, III. 43 *offendi u. personarum* (et) *confusio* [et] *deos*, III. 27 *profiscitur talibus*, *Veneris debere*, II. 12 *promittere aperte aliquid iudicaret?*, II. 67 *reparantes bella*, I 53 *et ab omnium principe deo*. Falsche Anfangsilben finden sich in I. 51, wo *ut opus esset una et ipius* zu lesen ist; falsch ist jedenfalls in V. 21 auch *viriviricus*; endlich ist für *reducerent* VI. 22 wohl *deducerent* zu schreiben. — S. 316. — 317. *Geist. Bemerkungen zu Xen. Hell. VII, 5. 11.* Verf. hält die handschr. Lesart *οὐδ' ὅπου γε μηδὲν πλέονες μαχεῖσθαι τῶν ὀλίγων πολλοὶ ὄντες* fest und erklärt: „Auch drang er (sc. Epaminondas) nicht ein, wo ihrer, obgleich ihrer viele wären, nicht mehrere kämpfen würden als die wenigen.“ — S. 315

—319. Metzger. Zu *Sophocles*. Ai. 405 f. Dind. lies.

εἰ τὰ μὲν φθίνει, ὦλοι, μύραις ἄγραις,  
ὁ μοῦ δὲ τοῖσδε κείμεθα

ib. 424 Π: ἐξέρω μέγ', οἷον οὐ [τινα] Τροία τινα  
στρατοῦ δέρχθη χθονὸς μόλονδ' — Ἑλλανίδος.

ib. 410 l.: *φωνεῖν, φρονεῖν ἢ πρόσθεν(οὔτος) οὐκ ἔτηλ ποτ' ἄν.*  
Oed. Col. 113 l.: *οὐ μ' ἐκποδῶν ὁδοῦ κρύψον.*

Ant. 970 u. 981 lauten: *Σαλμυθῆσός; Ἐν' ἐγγέλπαλος θεὸς διανοοῖσι φινεῖλαισεν.*  
und ἃ δὲ σπέρμα μὲν ἀρχαγετῶν ἐξᾶνθασ' Ἐρεχθειδῶν εἰ

— S. 319—329. Deusing. Zur Emendation des *Placidus*. II. 1. Mai 3, 460  
1. *Hastinula, parva festuca*. 2. ib. 3, 465 ist wohl eine Contamination zu 2 Stellen und zu lesen *Festinate, cito; et est adverbium. Aucto, adu.*  
3. ib. 3, 446 lies wohl: *Cohercere, compestere*. 4. ib. 3, 463 l.: *Blatū, praecupide* (sehr hastig) *loquitur*. 5. ib. 3, 438 l. mit S (*Lexicon Salomonis*) *Bel multi fuerunt, praecipue rex Assyriorum et Graecorum; aliter praecipue Babyloniorum*, doch ist wohl das letzte (*aliter* etc.) oder *et Graecorum aliter* ein frühzeitig in den Text gekommene Randbemerkung. 6. ib. 3, 439 ist *aliter pra-*

*cipitabantur s. v. culleus* eine Glosse. 7. Mai 6, 558 l. „*Cyperus, sisymbrium*“ in *expositione legitimus cantici canticorum, quod est tenue. nam Plinius dicit, solitum coronis inseri stymbrum*. 8. ib. 3, 450 l. *Catacium, clodorum*. 9. ib. 3, 447 l. *Cessitium, creditum*. 10. ib. 3, 453 l. *Delinit* (conj. perf. von *delino*) *deleverit inquamaverit*. 11. ib. 3, 445 l. *Clam destinat, res occultat*. 12. ib. 3, 492 l. *Persolla, vilis persona*. 13. ib. 3, 460 l. *Epieroca, perlicida, graecum*. 14. ib. 354 l. *Debitum dicimus hominem unctum oleo, ut athletas solent vel in coronato pueri exerceri. Dicimus et debitum gaudio, id est perfusum vel plenum*. 15. ib. 3, 461 l. *Eccere, ecce, vel tureirando per Cererem*. 16. ib. 3, 463 s. v. *fatris* ist für *operis* jedenfalls *oris* zu lesen. 17. ib. 3, 463 l. *Flaxerit, adflaxerit*. 19. ib. 3, 468 l. *Gnarificationum sermonum*, 20. ib. 3, 468 l. *Gnotum, cognitum sive comperitum est*. 21. ib. 6, 556 l. *Cameris, introrsum respicientibus, graece; unde canneris cornibus contraria patula dicuntur*. 22. ib. 3, 464 l. *Freta id est mota, crumata vel modulosa*. 23. ib. 3, 444 l. *Cumba, locus navis*. 24. ib. 3, 557. l. *Classicus sonus, in navibus aut in tubis*. 25. ib. 3, 448 l. *Carenatoribus, lanariis, quia carient, id est carpunt vel dividunt*. 26. ib. 3, 447 l. *Caudecan, iunceam, quod tuncea cauda emergat. Dicunt et scirpum, dicunt et tibim*. 27. ib. 3, 448 l. *Coum, naturam universam* und *Cavo id est inani vel vacuo*. 28. ib. 3, 453 sind beide Glossen zu trennen. 29. ib. 3, 478 ist statt *libitus* zu lesen *lividus*. Im cod. Mon. 14429 sind viele Glossen zusammengezogen. — S. 329—333. *Meiser*. Recension von Henrichsen. Des C. Cornelius Tacitus Agricola Lateinisch und deutsch. Altona 1858 u. 71. Rec. bedauert, dass sich der Herausgeber trotz der in der Vorrede ausgesprochenen conservativen Grundsätze zu 28 Conjecturen verstiegen hat, von denen kaum eine haltbar ist. Agr. c. 9 ist wohl zu lesen: *avaritiam iam ante exuerat*. Der Commentar enthalte manches Brauchbare, die Uebersetzung sei häufig manirirt. — S. 333—338. *Litterarische Notizen*, darunter kurze Anzeigen von Benthin, Lehrbuch der Sternkunde; Willmann, Lesebuch aus Herodot; Buttman, Agesilaos; Hertzberg, die Feldzüge der Römer in Deutschland; Hess, Erzählungen aus der ältesten Geschichte Roms; Weiske, die unregelmäßigen Verba im Griechischen, u. a. m. — S. 339. *Auszüge und Statistisches*. — S. 340—357. Bericht über die VIII. Generalversammlung der bayerischen Studienlehrer. Nach dem Rechenschaftsbericht werden 3 Thesen debattirt und folgende Anträge angenommen: 1. „Die Versammlung erklärt, dass ein Jahr für die allgemeinen Studien (in Bayern) noch nöthig ist. Wo (sc. ob auf dem Gymnasium oder der Universität) dieses Jahr anzusetzen ist, soll eine offene Frage bleiben.“ 2. „Den Absolventen einer Lateinschule mit 4 Cursum möge die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste zugesprochen werden.“ 3. „Für Fleiß und Betragen sind Zwischennoten wünschenswerth; dieselben sind aber nicht im Katalog zu veröffentlichen.“ 4. „Die Herstellung eines neuen Status sei zu empfehlen.“

## Heft 10.

S. 359—374. *Rubner*. *Der Genetivus Pluralis auf ium*. Vom linguistischen und historischen Standpunkt aus betrachtet ist die Endung *ium* in der 3. Declination offenbar die frühere, in den Schulgrammatiken geht man allgemein von der entgegen gesetzten Anschauung aus; es lässt sich aus rein praktischen Gründen auch nicht viel dagegen einwenden. Die Regeln, die darüber aufgestellt werden, sind zum Theil umständlich. Verf. schlägt folgende Form vor:

*ium* haben 1. die Parisyllaba auf *es* u. *is*, 2. die ungleichsilbigen Wörter (Subst. u. Adj.), deren Stamm auf 2 Consonanten endigt. 3. die Völkernamen auf *as* u. *is* (Gen. *atis*, *itis*). 4. folgende einzelne Wörter *imbrium*, *ventrium*, *lustrum*, *ustrum* — *marium*, *litium*, *virtium*, *faucium*, *nivium*, *murium*. Für die Neutra auf *e*, *al*, *ar* u. Adjectiva soll die Endung *ium* schon beim Ablativ Sing. in folgender Weise mitgelernt werden: Die Neutra auf *e*, *al*, *ar* haben im Abl. Sing. *ē*, Nom. Pl. *ia*, Gen. Pl. *ium*, *ium* auch alle Adjectiva, die *i* im Abl. Sing. haben. — S. 365—372 *Zehetmayr. Unio.* Dies Wort bedeutet ursprünglich Einheit, Vereinigung und geht auf *unus* zurück. Nun ist *ū* aus *wo(n)*, *ūns* aus *wana* contrahirt. Dies führt noch weiter zurück. Die älteste Form von *unus* ist *ou-nos* *olvos* goth. *ains*; *oi* ist skr. *ē*, also *ē-na*, eins; das Demonstrativ ist auch mit *ē* gebildet und lautet *ēka*; auch *ēwa* „auf diese Weise“ kommt davon her und *ēka* = *unus* = *ol* *os*, *ol* *ōs*. *ēna* gehört zu *ana* = *ille*. Dieses ist apocopirt in skr. *anta* = *ēvda* u. *anya* der andere, Plur. *angē* *ēvōs* = einige. Damit ist verwandt *ei* = *ēv* = *ēv*. Das *ēv* ist nicht mit *sin* in *singuli* u. a. zu verbinden; vielmehr ist *sin* = *śma* (cf. *stimul*, *simplex*) = skr. *sa-* (cf. goth. *sums*). Dahin gehört auch *ma* = *σμα*, *ἀμόθεν* und die Superlativendung *-ma* cf. *ultima* = *ultimus*. — S. 372—374. *Rubner. Cornifici rhetor. ad Herennium* I. Dort ist I, 4 *orationis* beizubehalten. In I, 5 ist mit dem *turpe* wohl eine speciellere Fassung des etwas unbestimmten „*admirationabile*“ beabsichtigt. I, 8 ist *Kaysers eloquentiam* statt *incontinentiam* nicht zu halten. I, 22 lies: *Hac parte constitutionis Graeci in iudiciis, nos in iure* (im Vorverfahren) [*civili*] *plerumque utimur* (in hac partitione nos iuris civilis scientia iuvabit), *in iudiciis tamen . . . oportere. Haec pars legitime constitutionis etc.* — S. 374—386. *Autenrieth. Zur vergleichenden Modullehre.* (nebst Anzeige von *Jolly*. Ein Capitel vergleichender Syntax. Der Coniunctiv und Optativ und die Nebensätze im Zend und Altpersischen nebst Sanskrit u. Griech.) *Autenrieth* stellt zuerst die auf diesem Gebiete gewonnenen Resultate von *Curtius*, *Delbrück* u. a. zusammen, um gelegentlich seine eigene, etwas abweichende Auffassung darzulegen; dann giebt er den Inhalt von *Jollys* Buch nebst einigen Bemerkungen kurz an. — S. 386—88. *Gross. Inhaltsangabe von Höpfner und Zacher Zeitschrift für deutsche Philologie.* III. Bd. — S. 388—390. *Gross* zeigt *Fridankes Bescheidenheit* von *H. K. Beszenberger*. Halle. Waisenhaus. 1872 an, indem er namentlich auf die Abweichungen von *W. Grimm* und auf die Anmerkungen S. 281—469, „einen höchst werthvollen und wahren Schatz für jeden philologischen Gymnasiallehrer“, aufmerksam macht. — S. 391—393. *Dietrich. Anzeige* (2.) von *Recknagel, Ebene Geometrie für Schulen.* München 1871. — S. 398. *Laurer. Anzeige* von *Joh. God. Petscheli* *Castor Christianus redivivus* ed. *G. F. Summa*. — S. 393—397. Literarische Notizen. Auszüge. Statistisches.

## ERSTE ABTHEILUNG.

---

### ABHANDLUNGEN.

---

#### Der Lehrgehalt des französischen Unterrichts auf unseren Gymnasien.

„Ueberbürdung der Schüler“ ist einer derjenigen Vorwürfe gegen den heutigen Zustand unserer Mittelschulen <sup>1)</sup>, die am schwersten auf dem Gewissen der Lehrerwelt lasten. In solcher Allgemeinheit ausgesprochen könnte uns dieser Vorwurf zunächst veranlassen den Punkt herauszusuchen, wo das Uebergewicht der Arbeit, die wir den Schülern zumuthen, vorzüglich drückt. Aber wir sind gewöhnt, derartige Dinge, die aufserhalb der Schule gegen und über sie aufgestellt werden, von einer anderen Seite zu betrachten. Wir gewöhnen uns ja daran, bei jeder geringfügigen Mittheilung an die Schüler unsere Absicht mit dem Zwecke zu vergleichen, den die Schule mit der Gesamtheit ihrer Einrichtungen erreichen will, und so stellen wir dem Vorwurfe der Ueberlastung unserer Schüler gewiss mit Recht die Forderung entgegen uns anzugeben, wo die Bildungsziele, welche nicht wir, sondern der Zustand und die Bildung der heutigen Gesellschaft der Schule vorgesetzt haben, etwa niedriger gesteckt werden dürften. Darauf wird man sich denn in den aufserhalb der Schule stehenden Kreisen nicht einlassen, und die Sache bleibt vor wie nach dem „gewissenhaften Ermessen“ der

---

<sup>1)</sup> In Preussen die sogenannten höheren Schulen, Gymnasien etc., welche zwischen Volksschule und Hochschule stehen.

Lehrer anheim gestellt.. Doch ist mit diesem „gewissenhaften Er-messen“ unseres Erachtens nicht genug geschehen.

Für den größten Theil des Gymnasialunterrichts hat sich eine Uebereinstimmung der Ziele, Zwecke und Methoden nach und nach festgestellt. Es liegt für diese Gegenstände auch eine so lange Erfahrung vor, dass man annehmen darf, die rechten Wege und Mafe müssen sich auch ohne die Anwendung tieferer pädagogischer Speculation gefunden haben. Nur für das Französische liegt der Fall anders. Man glaubte einer „lebenden“ Sprache eine wesentlich andere schulmäßige Behandlung schuldig zu sein als einer „todten“, und so setzte man hier an Stelle wissenschaftlicher Lehrer die Sprachmeister, an Stelle des Erkennens die Fertigkeit und, was ich noch mehr betone, an Stelle eines geschlossenen und abgerundeten Unterrichts ein Stückwerk von Kenntnissen, die selten nach der Schulzeit zum Abschlusse kommen und, wenn man sie auch weiterzuführen versucht, selten in dem nämlichen Geiste wieder aufgenommen werden. Heut zu Tage hat man diesen Uebelstand allerdings fast an allen Staatsschulen wieder beseitigt, die Stellung des Lehrgegenstandes in der Schule ist aber dadurch keine wesentlich andere geworden, wenn auch zugestanden werden muss, dass jetzt bessere Bücher und bessere Methoden sich in diesem Fache Platz verschafft haben. Das Französische hat eben jene lange Versuchszeit noch nicht durchgemacht, welche dem Lateinischen und Griechischen heute zu gut kommt. So scheint es uns denn geboten, den Mangel einer langen Erfahrung durch eine vorurtheilsfreie Prüfung des Lehrwerthes und Lehrzieles des französischen Unterrichts vom Standpunkt einer wissenschaftlichen Pädagogik aus zu ersetzen. Dies ist der Zweck der gegenwärtigen Zeilen, in welchen wir vorzugsweise nur die Gymnasien ins Auge fassen, da die Realschulen aus dem Stande ihrer Principienfrage, unserer Meinung nach, noch lange nicht heraustrücken werden, wenn auch ihre Existenz gegenwärtig gesicherter ist, als sie noch vor kurzem war.

### I.

Man fängt da und dort an, die französische Conjugation an die lateinische anzuknüpfen. Ich lege darauf geringeren Werth. Das Einlernen einer ganz neuen Sprachbildung, besonders einer so wichtigen, wird immer zum größten Theil dem Gedächtnis anheim zu geben sein.<sup>1)</sup> Aber für die Wortbildung und damit für die

<sup>1)</sup> Wie aus Gründen, die sich aus der Entwicklung der französischen Sprache selbst ergeben, die Conjugation lichtvoller und verständlicher darge-

Orthographie — einer fürchterlichen *crux* für die Lehrer des Französischen — wäre durch Anschluss an das Lateinische viel mehr zu gewinnen, als bisher versucht worden ist. Auf den Grund, warum dies nicht geschehen ist, komme ich später zu sprechen. Ich erinnere, um bei den gewöhnlichsten Erscheinungen zu verweilen, an den französischen Laut *eu*. Wir finden für diesen einen Laut die Schreibungen *eu*, *oe* und *ue*. Eine Verwechslung liegt für den durch keine Regel gesicherten Schüler sehr nahe. Man wird daher zunächst das Gesetz aufstellen, dass das *o* betonter lateinischer Silben französisch *eu* wird: *hóra* = *heure*, *jócus* = *jeu*, *errórem* = *erreur*. Daran lässt sich bequem die Ableitung von *leur* fügen, das zwar als Pronomen possessivum ein *s* im Plural zulässt, aber kein *e* im Feminum, wohl deshalb, weil es der lateinische Genetiv *illorum* ist. Unter den Beispielen, die beizuziehen sind, trifft sich auch *neuf* = *novus*, wobei zu bemerken, dass *v* ein französisches Wort nicht schliessen kann (*-ivus* = *-if*). Daneben ist nun in etlichen Fällen das lateinische *o* neben seinem französischen Vertreter *eu* beibehalten worden; die merkwürdigsten Wörter sind *soeur* = *soror*<sup>1)</sup>, *moeurs* = *mores*, *oeuvre* = *opera*, *coeur* = *cor*, *oeuf* = *ovum*, *boeuf* = *bovem*, *noeud* = *nodus*. Diese Wörter müssen fast alle sonstiger Eigenthümlichkeiten wegen einmal besprochen werden. Die Gelegenheit, sie auf diese Weise einmal streng ins Auge zu fassen, kann also nicht unwillkommen sein. Nun tritt ferner der Fall ein, dass ein *eu* nach *c* stehen sollte. Dadurch würde aus dem lateinischen Guttural *c* ein französischer Zischlaut. Das einfachste Auskunftsmittel war in diesem Falle, statt *eu* — *ue* zu schreiben, wie in *cue-illir* lat. *colligere*. Bei diesem Beispiele lässt sich noch das vereinzelte *oeil* besprechen. In Bezug auf das Erkennen des *son mouillé* wird ein Hinweis auf seine Entstehung aus einem vor einem Vocale stehenden lateinischen *ñ* zweckmäßig sein. Der Schüler wird daraus begreifen, dass *fille* aus *filia* ein mouillirtes *l* hat, *fil* aus *filum* aber nicht. Man vergesse auch nicht, die ganz analoge Entstehung des *gn* aus *ñi* (*ni*) vor Vocalen damit in Verbindung zu bringen. Wir wissen aus Erfahrung, dass diese Erklärung des Lautes vorzüglich geeignet ist, ihre Aussprache und Orthographie zu sichern. Eine wunderliche Schreibung findet der Schüler im Worte *seoir*. Man wird ihn deshalb darüber aufhellen, dass *seoir* = *sedere* ist, dass langes *e* regelmässig zu fran-

stellt werden könnte, habe ich zu zeigen versucht im „pädagogischen Archiv“ von Langhein, 1872 S. 674 ff.

<sup>1)</sup> wo vielleicht die Entstehung aus *so-er* anzunehmen wäre.



zösischem *oi* geworden ist (*croi-re* = *crē-dere*, *loi* = *lē-gem*, *toi-le* = *tē-la*), wonach *moi* und *toi* nur als nachdrücklichere Formen für *me* und *te* gelten können, und dass endlich *d* (wie *t*) zwischen zwei Vocalen beim Uebergang ins Französische fast regelmäfsig schwindet. Letztere Regel wird den Schüler davor bewahren, von *rire* — *risons* zu bilden, wie *lire* — *lisons*, wo *s* regelmäfsiger Vertreter von *g* (und *c*) ist. Man wird, daran anknüpfend, den Accent auf *mür* und *sür* (im Gegensatz zu *mur*, Mauer, *sur*, auf) damit erklären, dass diese Worte ursprünglich *meur* und *seur* geheifsen haben, dem lat. *maurus* und *securus* entsprechend, während in *dur* (*durus*) eine derartige Zusammenziehung nicht stattgefunden hat. Ungewöhnlichere Wörter wie *outr* (*outré*) können auf diese Weise dem Gedächtnisse sicherer eingepägt werden; doch dürfte sich eine eingehendere Behandlung der Lautlehre bei der Erlernung der sogenannten unregelmäfsigen französischen Zeitwörter besonders nützlich erweisen. Wir haben uns im Obigen mit Absicht nur bei den gewöhnlichsten Erscheinungen aufgehalten, weil uns daran lag zu zeigen, dass eine nach Sicherheit und Klarheit strebende Methode des französischen Unterrichts von den ersten Stufen an auf das Lateinische zurückgreifen muss. Dass dies aber bis jetzt nur in dem allerbescheidensten Mafse geschieht und geschehen kann, daran trägt der Umstand die Schuld, dass in allen deutschen Gymnasien das Französische zu einer Zeit begonnen wird, wo eben das Lateinische noch lange kein fester Besitz der Schüler geworden ist. Viele Lehrer werden sogar die Erfahrung gemacht haben, dass die ersten französischen Kenntnisse, welche unsere Schüler sich anzueignen haben, einen nicht sehr günstigen Rückschlag auf ihre lateinische Orthographie und Vocabelkenntnis ausüben. Demnach wäre es wünschenswerther, das Französische erst auf einer späteren Stufe neben das Lateinische treten zu lassen, wenn nicht so viele noch schwierigere Disciplinen für diese späteren Jahre aufbewahrt wären, die man ebenso wenig aus dem Lehrplan tilgen mag als das Französische. Man hält eben das Französische für leicht genug, um es in den ersten Gymnasialjahren schon zu beginnen, und giebt dem Lateinischen nur gerade den ehrenvollen Vortritt; denn von einem wirklichen Gewinn, den das Französische aus dem Lateinischen unserer Schüler zu der Zeit ziehen könnte, wo die französische Grammatik mit ihnen eingelernt wird, kann kaum die Rede sein. Aber wir halten es überhaupt für unpädagogisch, einem Lehrgegenstande nach der Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Stoffes seinen Platz im Studiengang einer Schule anzuweisen, und jeder Lehrer weifs, dass ziemlich schwere

Gegenstände sehr leicht behandelt werden können. Unsere Zeit mit ihrer Sucht zu popularisiren leidet in bedeutendem Grade an solcher Unterschätzung wissenschaftlicher Dinge, und wir fürchten, dass auch das Französische auf unseren Schulen auf diese Weise in seinem Gehalt und Werthe bedeutend leichter geworden ist.

Man möge uns gestatten in Kürze auseinander zu setzen, was wir den Lehrgehalt eines Unterrichtsfaches nennen. — Ein richtiger Instinct, der für die Mittel- und Gelehrtenschulen durch die Art ihrer Entstehung und ersten Entwicklung schon gegeben war, hat dieselben dazu geführt, in der Darstellung der vor uns liegenden Culturen, soweit dieselben auf die unsrige von Einfluss gewesen sind, den ganzen und wesentlichen Stoff der Schulbildung zu suchen. Dieser Stoff konnte nirgends anders liegen als im griechischen und römischen Alterthum. Alles, was daneben heute in der Schule gelehrt wird, hat seinen Platz in derselben der nämlichen oppositionellen Bewegung zu danken, die auf einem andern Gebiete das Uebergewicht des Dogmen- und Buchstabenglaubens bekämpfte. Obwohl das Studium der neueren Sprachen, so viel wir einsehen können, in keinem näheren Verhältnisse zu den sogenannten Naturwissenschaften und den mathematischen Disciplinen steht als das Studium der griechischen und lateinischen Sprache, so ist doch bis heutigen Tages die Verbindung des neu-sprachlichen Unterrichts mit den „Realien“ eine Art Schulprincip geblieben, das man sich nur damit erklären kann, dass den Realien zu gleicher Zeit mit den modernen Sprachen der Zutritt in die Gelehrtenschulen gestattet wurde. Man hat diese nach unserer Auffassung durchaus unhaltbare Verbindung zur Grundlage einer neuen Art von Mittelschulen, der sogenannten Realschulen, gemacht und damit eine Unklarheit in unsere Schulverhältnisse gebracht, welche trotz der eingehendsten Disputationen über die Realschulfrage so lange nicht schwinden wird, als der Begriff der Realien als eines zusammenhängenden Lehrgegenstandes nicht aus der Welt geschafft sein wird.

Wenn das Princip, welches die classischen Sprachen zur Grundlage unseres gelehrten Unterrichtes gemacht hat, ein richtiges ist, so musste es auf die Gestaltung des ganzen Lehrorganismus ausgedehnt werden. Wenn es wahr ist, dass man durch bloße moralische Lehren einen Menschen nicht bessern und nicht bilden kann, wenn es ein berechtigtes Verlangen aller Bildung ist, dass sie den Weg der vor ihr liegenden Cultur erst selbst wieder

durchwandle, um dann ihren eigenen Weg weiter zu finden, wie es erwiesen ist, dass selbst auf dem beschränktesten Gebiete kein Volk und keine Zeit ganz mit eigenen Kräften gearbeitet hat, das vielmehr an dem Werk der Bildung alle Völker und Zeiten nach einander und neben einander zu arbeiten haben —, wenn diese Voraussetzungen richtig sind, dann wird das classische Alterthum immerdar die Grundlage und den Mittelpunkt unserer gelehrten Erziehung bilden. Es ist aber damit auch ein Princip von so hervorragender Bedeutung gegeben, dass es nicht auf die classischen Studien allein beschränkt bleiben darf. Vor der Renaissance, vor dem Wiedererwachen der classischen Studien liegt als das einzige großartige Culturelement neben dem Christenthum in der Bildung des griechischen und römischen Alterthums; nach der Renaissance tritt für uns in Deutschland ganz besonders und in einer fast noch mächtigeren Wirksamkeit, die französische Bildung in den Kreis der menschlichen Bildungsfactoren. Dieser Einfluss, der sich für uns bis zur Unterjochung gesteigert hat, dauert bis in die Gegenwart fort und hat seine letzte großartige Aeußerung in den Jahren 1870 und 1871 gefunden. Wenn also das französische Studium in unseren Gelehrtenschulen Eingang finden konnte, so durfte es nur von diesen Voraussetzungen aus geschehen; damit war auch geboten, den sogenannten „praktischen“ Standpunkt als solchen von vorn herein abzuweisen. Dies ist freilich nicht geschehen und man hat schon damit den französischen Unterricht auf eine wesentlich tiefere Stufe herabgedrückt dem Lateinischen und Griechischen gegenüber.

Wenn nun durch den Gang unserer Bildung der französische Unterricht der Schule überwiesen worden ist, so hat diese sich zuerst klar zu machen, wo diejenigen Culturerscheinungen am deutlichsten zu Tage treten, die für uns bestimmend und beeinflussend gewesen sind. Sie wird zu gleicher Zeit die Nothwendigkeit einsehen, von diesem Geiste, der aus einem anderen Volke zu uns herüber so mächtig gewirkt hat, eine Vorstellung zu geben. Für beides wird sie, wie im classischen Studium, auf Sprache und Litteratur als die treuesten und verständlichsten Bilder des Volksgeistes zurückgreifen. Dies giebt ihr nun das Lehrziel des französischen Unterrichtes, welches in der Darstellung der französischen Sprache nach ihrem geistigen Gehalt und der französischen Litteratur in ihren charakteristischen Erscheinungen bestehen wird. Zur Seite wird diesen Studien die Geschichte der französischen Nation gehen müssen. Es handelt

sich nun darum den so fest gestellten Stoff schulmäßsig zu machen. Dies geschieht dadurch, dass derselbe, um einen Herbart'schen Terminus zu gebrauchen, dem „Interesse“ der Schüler entgegengebracht wird. Der bildende Inhalt des Stoffes muss so dargestellt werden, dass die geistige Organisation des zu schulenden Zöglings ihn allseitig zu ergreifen, mit vorhandenen Anschauungen zu verbinden und zu vergleichen und zu erweitertem Erkennen fortzubilden im Stande sei. Durch diese Darstellung wird der Lehrgehalt des Unterrichtsstoffes gewonnen, und damit sind wir an dem Punkte angekommen, von welchem aus wir den französischen Unterricht einer erneuerten didaktischen Behandlung unterziehen möchten. Welche Folgerungen sich daraus ergeben werden, wollen wir später zu zeigen versuchen. In dem engen Rahmen dieses Aufsatzes steht es uns nur zu, die Anregung zur Reform des französischen Unterrichts zu geben, wir bedürfen aber dazu eines Beispiels und suchen dies in Folgendem darzulegen. Wir wählen dazu eine Materie, die der französischen Sprache eigen ist; man mag daraus ersehen, dass das französische Studium sich nicht nur wegen der welthistorischen Stellung der französischen Cultur an die classischen Studien anreihen muss, sondern dass auch die französische Grammatik den Vorstellungsbereich und Gedankenkreis, den die alten Sprachen geschaffen haben, selbständig und in bedeutsamer Weise erweitert habe.

## II.

Ueber die Stellung des attributiven Adjectivs sagt die *grammaire des grammairres* (1867) I, p. 265: *Nous n'avons sur ce point d'autre guide que l'oreille*. So wird nach der Academie in den französischen Schulen gelehrt <sup>1)</sup>, und so lehrte man nach Noël et Chapsal <sup>2)</sup> die längste Zeit in Deutschland. Außer der Unterscheidung des Sinnes für diejenigen Adjectiva, die sowohl vor als nach dem Substantiv stehen können, ist deshalb in all diesen Werken wenig Brauchbares über diesen Punkt zu finden. Eine Masse deutscher Grammatiken, die Regeln und Beispiele unbedenklich der *grammaire des grammairres* nachgeschrieben haben, sind der Frage natürlich auch nicht näher getreten. Besser behandelt Borel die Sache (S. 105 f.) Er giebt wenigstens Kategorien und hat, wie immer, gute Beispiele und eine elegante Erklärung dafür. Am Ende aber fügt er in der Anmerkung bei (p. 108): *S'il est dans notre*

<sup>1)</sup> *La grammaire selon l'académie par Bonneau et Lucan, revus par M. Michaud* (autorisé pour l'usage des écoles), 34e édit. Paris 1863. § 372.

<sup>2)</sup> 46e édit. Paris 1854. § 402.

*langue une question grammaticale laissée jusqu'à présent sans solution satisfaisante, c'est sans doute celle de la place que doivent occuper les adjectifs.* Warum ist denn in ihren anderen Theilen die französische Grammatik so geordnet und lichtvoll? Offenbar weil diejenigen, die sie bearbeitet haben, es mit Hilfe ihrer lateinischen Sprachkenntnisse gethan haben; für diesen Punkt giebt aber die lateinische Sprache wohl Analogien, aber keine festen Gesichtspunkte. Plötz giebt in seiner Schulgrammatik eine ziemlich ausreichende Darlegung der Gesichtspunkte, die bei der Stellung der Adjectiva maßgebend sind, doch können wir nicht billigen, dass er mit der Stellung vor dem Substantiv beginnt. Besser ist seine Anordnung in der *Novvelle grammaire française basée sur le latin* (2. éd. 1871). Dort gilt das *adjectif postposé* als Bezeichnung einer *qualification accessoire, accidentielle*, und in zweiter Linie das *adjectif préposé* als Ausdruck einer *qualification essentielle caractéristique*. Diese Anordnung ist durchaus haltbar und für einen großen Theil der Fälle ausreichend; aber es mangelt ihr doch die *ratio*, die hier vorzüglich nothwendig ist, weil das Sprachgefühl hier für ein instinctives Erkennen gebildet werden muss. Borel sagt mit Recht: *on peut essayer de poser quelques principes, mais on ne pourra jamais prévoir que la moindre partie des combinaisons*, nur übersieht er, dass eben deswegen nicht blofs Regeln, sondern eben, was er *principes* nennt, zu geben sind, innere logische Bezüge, denen sich jede neue Verbindung leicht unterordnet. <sup>1)</sup> Mätzn er (S. 635) scheidet das Adjectiv „als Ausdruck einer dem Substantivbegriffe inwohnenden, in seiner Natur begründeten oder an ihm vorausgesetzten und ihm einverleibten Eigenschaft“, in welchem Falle es vorzustehen hat, und das Adjectiv „als Bezeichnung eines unterscheidenden Merkmals und als den bedeutsameren Theil des Satzgliedes“, wo es dann nachzustehen hat. Abgesehen von der Anordnung, welche das vorgesezte Adjectiv als in seiner natürlicheren oder ursprünglicheren Stellung erscheinen lässt, ist diese Scheidung gewiss richtig. Doch bemerkt Mätzn er unter  $\beta$  — die allgemeinere Regel, die wir citirt haben, ist  $\alpha$  —, dass „bei diesen allgemeinen Regeln der Begriff und die Form der Eigenschaftswörter mit ins Auge zu fassen“ sei. Damit wird die eben gegebene Unterscheidung, wenn ich so sagen darf, sogleich wieder aufser Thätigkeit gesetzt; es folgen auch unter  $\beta$  erst die

<sup>1)</sup> Mager, der sonst sehr gründlich zu Werke geht, beginnt diesen Abschnitt nach seiner Weise mit den Worten: „Hauptregel ist nun dies, dass es keine Hauptregel giebt“ — und dies in einem „Elementarwerk“ eines bedeutenden Schulmannes!

einzelnen Regeln. Wir haben es hier eben mit einer Spracherschei- nung zu thun, welche die volle grammatische Eleganz erfordert und, um darauf jetzt schon hinzuweisen, einen Schüler, der es schon gewöhnt ist, Begriffe und Merkmale mit einiger Sicherheit gegen ein- ander abzuwägen. Betrachten wir die Sache näher.

Die Scheidung des Adjectivs vom Substantiv ist ziemlich spät erfolgt und so scharf wie im Deutschen in keiner anderen Sprache durchgeführt. So spricht Livius 1, 24 von einem *saxum silex*; zahlreiche Beispiele dieser Art aber, die beweisen, dass jedes Sub- stantiv zu einem andern als Adjectiv treten konnte, wenn es nur im Umfange desselben als Theil enthalten war, finden sich bei Plautus: Trin. 43. *senecta aetate*, Capt. 932. *homo servus*, ebenso Asin. 470, worauf 476 in gleicher Weise *libero homini* gesagt wird. An anderen Stellen sind sogar Participia praesentis als förmliche Sub- stantiva gebraucht Trin. 46. *tui benevolentis*, „deines Gönners“, vgl. Capt. 387, Amph. 542 u. s. w. Alle diese Fälle beweisen, dass Uebergänge aus dem Gebiete der Substantiva in das der Adjectiva und umgekehrt dem Lateinischen, der Umgangssprache wenigstens, ganz geläufig waren. Im Französischen ist diese Erscheinung ebenfalls ganz gewöhnlich. Dieses attributive Verhältnis bestand also ursprüng- lich darin, dass zu einem Substantiv ein anderes von engerem Um- fange hinzutrat. Das letztere tritt zum ersteren in das Verhältnis der Species zur Gattung. *Un cheval noir* — es giebt viele Pferde, eine Art davon sind die schwarzen; *la langue française* — es giebt viele Sprachen, eine Species ist die französische. Wir sehen in die- sen Beispielen das ursprünglichste Attributivverhältnis und sehen es als selbstverständlich an, dass der weitere Begriff, von dem man eigentlich sprechen will, vorangeht, der engere zur näheren Bestimmung nachfolge. Wir nennen ein derartiges Attribut ein *at- tributum specificum*, indem wir das, was die Species ausmacht, speci- ficum heißen. Eine ganz andere, schon der stilisirten Sprache an- gehörende Erscheinung ist es, wenn eine über den ganzen Umfang des Substantivs verbreitete Eigenschaft durch ein Adjectiv hervor- gehoben wird. Eine derartige Hervorhebung dient nicht dem Ver- ständnisse, sondern sie sucht das Substantiv von einer ihm eigen- thümlichen Seite zu beleuchten, die dem Redenden sich besonders aufdrängt. So sagt man *une heureuse harmonie* nicht im Gegensatz zu einer andern Species von Harmonie, etwa einer unglücklichen, sondern man will eben von dem Glücke dieser Harmonie reden. In diesem Falle ist das Substantiv viel weniger das den Eindruck und die Auffassung bestimmende Element als das Adjectiv. Es steht da-

her das Adjectiv vor. Wir nennen diese Art von Attribut das *attributum explicativum*: die Eigenschaft ist implicite schon im Substantiv und zwar für seinen ganzen Umfang gegeben, es wird nur aus ihm oder an ihm herausgehoben. In diesen beiden Fällen hat das Substantiv durch das Adjectiv eine gewisse Einschränkung erfahren. Das Attributum specificum nimmt aus der durch das Substantiv bezeichneten Gattung eine Species heraus, das Attributum explicativum kehrt an demselben nur eine bestimmte Seite hervor. Dazu kommt nun eine dritte Art der Restriction des Substantivs durch das Attribut, und diese ist mehr formeller Natur. Wenn ich sage *un prétendu gentilhomme*, so spreche ich von einem Edelmann und im Sinne der „Praetention“ eines Mannes, der ein Edelmann sein will, aber für mich keiner ist. Das Substantiv ist also in seiner Giltigkeit durch das Adjectiv modificirt. Es ist natürlich, dass in diesem Falle das Adjectiv vorsteht; denn der Angeredete oder der Leser soll zum voraus auf den Standpunkt aufmerksam gemacht werden, von dem aus das Substantiv überhaupt nur gelten kann. Dieser Fall hat mit dem zweiten, dem Attributum explicativum einige Aehnlichkeit; doch besteht der Unterschied, dass in diesem das Substantiv in seiner Giltigkeit nicht beschränkt wird: die Restriction des zweiten Falles ist keine Ausschließung irgend einer vom Substantivum denkbaren Qualität, sondern nur eine Hinweisung auf eine bestimmte, in diesem Falle hervortretende Eigenschaft. Im dritten Falle werden Eigenschaften und Wesen von der im Adjectivum enthaltenen Bedingung abhängig gemacht. Diese dritte Art des Attributs nennen wir das *attributum modificativum*, indem wir auf den Sinn des französischen *modifiant* uns beziehen. Daran reiht sich der Fall, wo das Adjectiv in seiner Bedeutung durch das Substantiv beschränkt wird. Man sagt *une histoire plaisante*, „eine vergnügliche Geschichte“, aber *une plaisante histoire* „eine Geschichte, die als Geschichte Lachen erregt d. i. ein lächerliches Machwerk von einer Geschichte“, oder *une femme cruelle*, „ein Weib von grausamer Gemüthsart“, aber *une cruelle femme*, „ein schauerliches Weib d. i. eine schauerliche Art von Weib, ein Weib, in welchem die weiblichen Eigenschaften auf schauerliche Weise hervortreten.“ Der Fall ist aber von dem eben behandelten nicht wesentlich verschieden und lässt sich mit ihm unter eine Rubrik zusammenfassen. — Wir geben nun eine Uebersicht der hauptsächlichsten Erscheinungen nach der oben aufgestellten Unterscheidung, wobei wir das Attributum specificum zu Grunde legen und die Fälle des Attributum explicativum und modi-

ficativum an der betreffenden Stelle als B und C ihm gegenüberstellen.

A. attr. specificum:  
Das Adjectiv steht nach.

- 1) Bezeichnung der nationalen, religiösen, socialen Verschiedenheiten:

*la nation française, la religion chrétienne, un décret impérial.*

- 2) Bezeichnung der Farbe, wenn dadurch eine Species von andern geschieden wird:

*un cheval noir*  
(es giebt auch weiße Pferde)

B. attr. explicativum und  
C. attr. modificativum:  
Das Adjectiv steht vor.

*une noire ingratitude* B.  
(es giebt keinen anders gefärbten Undank)

Daraus ergibt sich die bekannte Regel, dass Adjectiva im wirklichen Sinne nach, im übertragenen oder bildlichen vor stehen. Die Begründung der Regel erhellt aus dem Beispiel 2.

- 3) Bezeichnung des Charakters und jeder specifischen Eigenthümlichkeit (die eine Species einer Gattung einer andern entgegenstellt):

*une femme cruelle,*  
eine grausame Frau  
opp. *une femme douce.*  
*une porte fausse*  
eine falsche Thüre d. i. nicht die rechte.

*une cruelle femme* C.  
(ist oben besprochen worden.)

*une fausse porte* C, ein Ding, das als Thüre falsch ist.  
(vgl. *un prétendu gentilhomme*).

An Nr. 3 schließt sich die Regel, dass Adjectiva, die besonders betont sind und den Sinn der attributiven Verbindung tragen, vorstehen; denn sie sollen nicht eine Species ausscheiden, sondern eine Qualität hervorheben (B). So sagt man *elle a une voix douce* opp. *rauque*, dagegen kann man sagen *il faisait des doux yeux à cette femme*, er warf dieser Frau Liebesblicke zu. Man wird bemerken, dass in diesem letzteren Falle das Substantiv, das jetzt den Werth einer Gattung nicht mehr hat, erheblich gegen das Adjectiv zurücktritt oder mit ihm fast einen Begriff ausmacht. *Un Spartiate fameux* ist irgend einer aus dem spartanischen Volke, der sich berühmt gemacht hat, wenn man aber etwa von Agesilaus gesprochen hat, so kann man ihn wieder anführen als *le fameux Spartiate*. Deshalb stehen



- 4) Adjectiva als Epitheta ornantia vor, ebenso  
 5) die gebräuchlichsten Adjectiva der persönlichen Charakteristik *mauvais, petit, gros, sot, beau, jeune* u. s. w.;

denn das Substantiv tritt hier als Gattung kaum mehr auf, im Gegentheil, es verschwindet fast ganz. Vor stehen endlich auch

- 6) alle determinirenden Adjectiva d. i. die Possessiva, die Demonstrativa, die Interrogativa, die meisten Indefinita, die Ordinalia (*acte premier* u. dgl. ist aus *lat. actus primus* übersetzt, wie die englischen Bühnenweisungen z. Th. heute noch lateinisch sind), so auch *certain* (*quidam*), *dernier* (als relativ letzte Ordnungszahl, vgl. *nouveau*, „der nächste in der Reihe“, vor dem Substantiv), *propre* (als besitzanzeigendes Adject.) *unique* und *seul* (als Zahlwörter).

Die Participien, wenn sie ihren Verbalbegriff beibehalten d. h. vom Substantiv wirklich etwas aussagen, wodurch es näher bestimmt wird, stehen nach, in nachdrucksvoller Weise können sie als explicativa vor dem Substantiv stehen:

*une plaie sanglante*, eine Wunde, welche blutet,  
*d'abrutissantes orgies*, viehische Orgien.

Wohllaut und der *usus tyrannus* haben diesen Hauptgesichtspunkten gegenüber wenig zu sagen; ihre Berücksichtigung würde auch den Zweck unserer Auseinandersetzung überschreiten.

Mit der Aufstellung einer bestimmten Wortfolge treten die modernen Sprachen, nachdem ihre Flexion an Klarheit und Deutlichkeit so wesentliche Einbußen erlitten hat, den classischen Idiomen in eigenthümlicher Weise gegenüber. Am sinnreichsten ist die Wortfolge von der deutschen Sprache ausgebildet worden, am klarsten und durchsichtigsten von der französischen. Die Gesetze der deutschen Wortstellung muss sich der deutsche Schüler längst auf instinctivem Wege angeeignet haben, bevor ihm das wissenschaftliche Verständnis derselben erschlossen werden kann. Anders ist dies im

französischen Unterricht, wo von Anfang an auf die von der deutschen so ganz abweichende Wortstellung Bedacht genommen werden muss. Mag dies auch auf der ersten Stufe des Unterrichts in einer ganz mechanischen Weise geschehen, bei der Lehre von den Adjectiven kann man sich mit solchen Mitteln nicht mehr behelfen. Sollte es uns nun gelungen sein, die für die Stellung der Adjective geltenden Gesichtspunkte und Grundsätze im Obigen klar gelegt zu haben, so wäre damit für die Schule die Aufgabe gegeben, diese Principien in schulmäßiger Form darzustellen. Gewiss liefse sich da durch eine Auswahl bezeichnender Beispiele, durch Anwendung der hier zur Geltung kommenden Gesichtspunkte auf ein und dasselbe Adjectiv, je nachdem es zu diesem oder jenem Substantiv tritt oder in dieser oder jener Absicht vom Redenden gewählt wird, das Eingehen der Schüler auf die hier bestimmenden logischen und stilistischen Anschauungen vermitteln; es kann aber nicht geleugnet werden, dass ein wirklich fruchtbares Verständnis dieses Theils der Grammatik nur von einigermaßen logisch geschulten Schülern erwartet werden kann, d. h. dass die französische Grammatik gerade in denjenigen Abschnitten, wo sie den Rahmen der classischen Grammatik erweitert hat, nur für solche Schüler verständlich und damit bildend sein kann, welche durch ein mehrjähriges Studium der lateinischen Grammatik, der Syntax besonders, dafür vorbereitet sind. Wäre der Grammatiker berechtigt, eine solche Vorbereitung bei den Schülern immer vorauszusetzen, so wären unsere französischen Grammatiken schon längst gründlicher und bildender, und der französische Unterricht, der heute noch auf die Gesamtbildung und Gesamtanschauung unserer Schüler eine sehr geringe Wirkung ausübt, würde erspriefslicher sein und wirklich als eine Fortbildung und schätzbare Erweiterung derjenigen grammatischen und logischen Erziehung erscheinen, die sich im lateinischen und griechischen Unterrichte immer als besonders wirksam und geistig fördernd erwiesen hat. Nun verlangen wir aber die nämliche Stelle, die wir für die französische Grammatik im Studiengange unserer Gymnasien gefordert haben, überhaupt für den gesammten französischen Unterricht. Wie ein fruchtbringender und geistig anregender grammatischer Unterricht im Französischen die classische Schule voraussetzt, so sollten unsere Schüler auch, nachdem sie in der Geschichte der alten Völker die Norm geschichtlicher Entwicklung und eine erste Einsicht in die das gesellschaftliche Leben des Menschen bewegenden Kräfte erhalten haben, zum

französischen Unterrichte als zu einer auf solcher Basis natürlich ruhenden Weiterentwicklung der alten Culturideen geführt werden. Dann wäre es auch möglich, die alte Geschichte inniger mit den classischen Sprachstudien in Verbindung zu setzen und für die moderne Geschichte, die seit der Renaissance bis zum heutigen Tage so wesentlich vom französischen Geiste beeinflusst war, ein richtigeres Verständnis bei unserer Jugend zu erzielen. Außerdem scheint uns kein Weg geeigneter, die Jünglinge, die wir doch mit einiger Befähigung zu historischem Urtheil von unseren Gymnasien entlassen sollten, zum Verständnis moderner Zustände zu führen, als der einer eingehenden Behandlung der europäischen Geschichte in den letzten zwei Jahrhunderten. Dazu genügen aber die paar Paragraphen, die auf den letzten Seiten unserer historischen Schulbücher stehen, lange nicht. Der Geist, den unser Schüler später begreifen sollen, kann nur aus den philosophischen, historischen und politischen Schriften des vorigen Jahrhunderts und vorzüglich aus denen der Franzosen hergeleitet und erklärt werden; aber gerade aus diesen letzteren ist für solche Zwecke viel mehr für die Schule zu gewinnen, als man gewöhnlich annimmt. Ich wage es auch noch, an das mangelhafte ästhetische und litterarische Verstehen und Urtheilen unserer Abiturienten zu erinnern und würde mir in dieser Beziehung von der veränderten Stellung des Französischen, die ich für unsere Gymnasien fordere, eine wesentliche Besserung versprechen. Gewiss würde die jungen Leute, die jetzt auf den Universitäten in einen ganz andern Kreis von Anschauungen hineingezogen werden, mit größerer Pietät, als dies gewöhnlich geschieht, auf die erste Stätte ihrer wissenschaftlichen Bildung zurücksehen, wenn sie schon auf dem Gymnasium für den Blick in diese weitere Welt, die sie jetzt verwirrt und oft für immer in die Irre führt, Ziel und Richtung erhalten hätten. Ihnen dies zu geben, meine ich aber, seien wir verpflichtet.

Ich gebe nun meinem Verlangen eine concretere Form, indem ich vorschlage, man möge den französischen Unterricht auf den Gymnasien erst dann beginnen, wenn die Schüler auf dem ganzen Gebiet der lateinischen Grammatik einigermaßen sicher geworden sind und im Griechischen das Elementare überwunden haben. Das dürfte nach Tertia der Fall sein. Die französischen Stunden, die man bisher der Quarta und Tertia oder wohl schon der Quinta zugewiesen hatte, mag man, um dies Ziel gewisser zu erreichen, dem Lateinischen und Griechischen zulegen. Dann aber

trete das Französische mit einem ausreichenden Stundendeputat ein, nicht blofs mit jenen ärmlichen zwei oder drei Stunden, welche oft nicht einmal genug Raum für die unerlässlichen orthographischen Uebungen zulassen. Mit wöchentlich sechs Stunden könnte in Secunda unter solchen Voraussetzungen ein gründlicher grammatischer Unterricht gegeben und sogar eine gewisse Fertigkeit im Uebersetzen leichter Prosa erreicht werden. In Prima würde dann durch die französische Lectüre vornehmlich der Grund zu jener historischen und litterarischen Bildung gelegt werden können, ohne welche wir keinen jungen Menschen mehr zu den academischen Studien befördern sollten<sup>1)</sup>. Dass die Masse derjenigen Schüler, die für einige Jahre auf unsere Gymnasien geschickt werden, weil sie da doch unter anderem „wenigstens etwas Französisch lernen“, bei einer solchen Einrichtung des Gymnasialunterrichts, unseren Gymnasien entzogen würden, könnten wir nur für einen grossen Vortheil halten, der nicht blofs unseren Gelehrtenschulen, sondern überhaupt der Klärung unserer gegenwärtigen Schulfragen zu gute käme. —

Baden.

E. von Sallwürk.

---

<sup>1)</sup> In einem Aufsätze, der die zweite Abtheilung des Jahrbuchs des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik für 1872—1874 eröffnet, bin ich, von einem andern Standpunkte aus, auf die nämliche Forderung für den französischen Unterricht gekommen. Es möge mir deshalb gestattet sein, auf diese Arbeit, welche einen durchgeführten Lehrplan enthält, hier hinzuweisen.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

---

### LITTERARISCHE BERICHTE.

---

Jo. Nic. Madvigii, Professoris Havniensis, *Adversaria Critica ad Scriptores Graecos et Latinos. Vol. II. Emendationes Latinae.* Havniae MDCCCLXXIII. Sumptibus librariae Gyldendallianae (Frederici Hegel) Typis I. H. Schultzii.

Später als nach den Versprechungen des Verfassers und Verlegers zu erwarten war, viel später als die Fachgenossen hofften und wünschten, ist dem ersten Bande von Madvigs *Adversaria Critica* (Kopenhagen 1871, in der Vorrede datirt vom 1. November 1870) dieser zweite gefolgt, der die römische Litteratur fast ausschließlich behandelt, während der erste mehr den griechischen Schriftstellern gewidmet war und nur gelegentlich, besonders in der vorangeschickten *artis criticae coniecturalis adumbratio* die Lateiner berücksichtigt. Wir glauben den Lesern dieser Zeitschrift einen Dienst zu erweisen, wenn wir einen Ueberblick über den reichen Inhalt des Buches geben, vorzugsweise aber auf die Schulautoren genauer eingehen. Was im Anfang (Liber VI cap. I) über die Kritik des Plautus und Terentius gesagt wird, überlassen wir der Würdigung der Kundigen; immerhin aber interessant ist es auch für weitere Kreise zu erfahren, welche Stellung der dänische Philologe, dessen Verdienste in Deutschland überall so rückhaltlos anerkannt werden, zu den von Ritschl ausgehenden Plautusstudien einnimmt. Nachdem Madvig erzählt, S. 3 L. dass er als Jüngling Plautus sorgfältig gelesen und die Früchte seiner Lectüre in den Abhandlungen *de formarum quarundam verbi Latini natura et usu* (opusc. acad. II.) niedergelegt habe, sei er den Untersuchungen, die von Ritschl und seiner Schule ausgegangen, wohl gefolgt, habe sich aber nicht betheiligt, weil er keine Neigung verspürte, *ut se in minutam illam prosodiae maxime observationem in instabili fundamento trepidantem immergeret*; auch sei die Sprache des Plau-

tus nicht völlig echt und original, sondern non raro Graeca vertendo, imitando, novam versus formam sequendo et ei obediendo inflexum. Doch habe er, um von der gesammten Richtung dieser Studien eine klarere Vorstellung zu bekommen, vor wenigen Jahren 4 der von Ritschl edirten Lustspiele und ein noch nicht von ihm edirtes, die Captivi *adhibitis Brixii et Lorenzii exemplis* gelesen, die Sammlung und Sichtung des kritischen Apparats, die Beobachtung des Plautinischen Sprachgebrauchs bewundert, 'sed idem ita iudicare cogebat, dum Ritschellius praescriptam versuum formam legemque explorare studeret omniaque ad sua praecepta non ubique certa aut vera exigeret, omnia denique, in quibus adhaesisset corrigeret nec *ἐπιφέρειν* sciret velletve, sic saepe a vestigiis codicum certissimisque indicibus discessum esse sic omnia versa, sic quaedam ficta, non sine falso verborum usu sententiaeque incommodis, ut temeritatem mirarer simulque artis criticae perturbationem dolerem'. — Auf Besprechung der Conjecturen zu Plautus und Terentius verzichteten wir billigerweise an dieser Stelle. Zu Catull werden zwei bereits 1843 (in eclogis poetarum Latinorum) mitgetheilte, aber bisher, wie es scheint, unbeachtet gebliebene Emendationen wiederholt C. LXIV 44 *regis* statt *regia* und ebenda v. 109 *prona cadit lateque furit vis* obvia frangens. Dazu kommt neu eine Verbesserung des schwierigen Verses in dem nämlichen Gedichte v. 287, der in der Ueberlieferung lautet: *Minosim linquens doris celebranda choreis*. Mit Benutzung von Soph. Philoct. 724 schreibt Madvig *Meliasim* linquens *duris* celebranda choreis.

Im zweiten Capitel wird von Vergilius, Horatius, (Propertius), Ovidius gehandelt. Vergil bietet, heisst es S. 29, der Conjectur weniger Spielraum, weil 'eis utimur codicum subsidiis, quibus omnis illa, quae post seculum sextum veterum libris illata est, labes arceatur; — omniaque eo dirigenda, ut carmina, qualia a Tucca et Varro edita sint, legamus'. Ausserdem sei zu bedenken, dass die Aeneis nicht die letzte Feile des Verfassers erfahren. Zuweilen habe Servius allein das Richtige erhalten, wie A. VII 773 *Phoebigenam*, XII 709 *et cernere ferro*. XI 151 sei aus Servius wiederherzustellen *petenti*; Georg. IV 129 habe Salmasius *Cereri*, A I 317 Rutgers *Eurum*, IV 217 Gevart *subnecus* (wie Ribbeck auch aus einem Leidener Codex geschrieben hat, vgl. dessen Prolegom. S. 356), X 705 Bentley *Paris* A. IV 98 sträubte man sich mit Unrecht gegen die Emendation von Heinsius *quo nunc certamina tanta*, dagegen missbilligt er die jetzt überall (doch nicht von Wagner in der kleineren Angabe) aufgenommene Conjectur Aen. IX 141 *penitus modo nunc genus omne perosos* *Femineum* und erklärt die Lesart der Handschriften *modo non*: 'post primum facinus poenanique debuisse Turnus Troianos dicit non solum ab expetendis alienis uxoribus et sponsis abstinere, sed prope (quod natura non ferat) omne genus femineum penitus odisse'. Nachdem noch Peerlkamps temeritas, O. Ribbecks transponendi audacia und Ladewigs (der nur mit 'alius editor' bezeichnet, nicht genannt

wird) enarrandi confidentia<sup>1</sup> kurz besprochen sind, werden eigene Verbesserungsvorschläge gemacht. A. I 455 *intra se*, wie ein Berner codex, bei Ribbeck c; mit Unrecht habe dieser daraus intrans gemacht; es sei zu verbinden *intra se miratur*, wie Plin. *intra semet meditari*. Quint. *intra se disponere, componere*. A. II 121 *cui fata paret, quem poscat Apollo* wem er das Verhängnis bereite. A. III 340 wird 3 Verse früher gestellt: *hanc addidit arcem, Quae tibi iam Troia — i. e. quae tibi iam Troia videtur et Troiae loco est*; so gebe es in der Aeneis keinen Halbvers mehr ohne vollständigen Gedanken. A. III 360 *Clarii et laurus*. A. III 683 ff. wird nach ausführlicher, scharfsinniger Erörterung so gelesen *et ventis intendere vela secundis. Contra ac iussa monent Heleni, Scyllam atque Charybdim Inter, utramque viam leti discrimine parvo, Ni (= ne) teneant cursus, certum est dari lintea retro. Ecce autem cet.* A. 602 *Ixiona Pirithoumque et Quo supra cet.* A. VI 615 *quae forma viros fortunave merset*. A. VIII 74 *qui te cumque locus* A. IX 283 *aut adversa cadet* A. IX 386 ff. *evaserit hostes Atque locis, qui . . . Ut stetit . . . Euryale infelix cet.* inquit im Nachsatz sei ausgelassen, wie X. 441. A. X 185 ff. wird nach ausführlicher Begründung verbessert *Non ego te Ligurum ductor fortissime bello, Transierim, sine re et paucis comitate Cupavo*. A. X 280 *in manibus Mars; ipse, viri, nunc cet.* A. X 366 *aspera aquis natum loci*. A. X 458 *ire prior Pallas, si qua fors adiuvet, ausus*. A. I. 479 *tinxit se corpore Turni*. A. X 769 *speculatus in agmine longae*. A. X. 838 *in pectora*. A. XI 296 *quae de magno sententia bello*. A. XI 319 *exercent colles, te squorum asperrima pascunt*. A. XI 495 *aut adsuetus aqua perfundi, flumine noto Emicat*. A. XII 617 *attulit huc*. A. XII 731 wird interpungirt *frangitur in medioque ardentem deserit ictu. Ni fuga subsidio, subeat. fugit ocior Euro*. Georg. I 1319 *expulsam eruerent, ut turbine nigro Ferret hiems*. Georg. II 267 *arboribus segen, ei, quo mox digesta fersatur*. Georg. III 391 *monet sub niveo*. Georg. IV 40 *sucoque et floribus*. Aus den Bucolicis wird nur eine Stelle durch richtige Erklärung hergestellt ecl. III 100 f. *et quisquis amores Aut metuet . . . aut experietur amaros*.

Auf S. 50 wird zu Horatius übergegangen, der in weniger guten Handschriften überliefert ist; und die Scholien seien mit Servius kaum zu vergleichen. Auch hier sei Hofman-Peerlkamps *pravitas et libido* zu rügen. Da in Deutschland, besonders seit Meinekes Ausspruch in der Vorrede seiner zweiten Horatius-Ausgabe vom Jahre 1854 (*quem virum ego post Bentleium unum omnium praeclearissime de Horatio meritum esse profiteri non dubito*) nicht wenige über Peerlkamps Verdienste um Horaz eine günstige An-

<sup>1</sup>) Aen. II 707 u. III 405 sei es lächerlich *imponere* und *votare* für *inf. st. imperat.* zu erklären, da es doch *imperatvii passivi* seien. Valerius Flaccus habe III 412 geschrieben *adhibe sacris*; über A. II 350 hat schon längst Wagner gehandelt in den *lectiones Vergil.* 377.

sicht gewonnen haben, so sei es erlaubt, dem Meinekeschen das Urtheil Madvigs; aus dem 1. Bande der *Adversaria critica* S. 93 gegenüber zu stellen: H. P. cum suas Horatio poesis leges scripsisset et multos in sententiis et verbis intellegendis errores et prava de rebus ad Latinum sermonem pertinentibus iudicia adiecisset, Horatium laniavit. Referent bekennt offen, dass er Meinekes Ansicht nicht theilt, aber Madvig geht auch zu weit, wenigstens was die Peerlkampsche Odenausgabe betrifft. Für die Bearbeitung der Satiren und der *Ars Poetica* scheint mir das wegwerfende Urtheil Madvigs völlig begründet. Nicht günstiger äußert sich derselbe in beiden Bänden der *Adversaria* über O. Ribbeck und Lehrs und schliesst die Vorbesprechungen über die Horazkritik im allgemeinen mit den ernstesten Worten: 'licet haec somnia praeterire, quae aut intra paucos annos oblivioni tradita erunt, aut totum hoc antiquarum litterarum studium, tanquam exhausta utiliter quaerendi materia, inaniter et proterve ludens cum taedio sui senescet et iuteribit.'

Die Behandlung der schwierigeren Stellen des Horaz beginnt Madvig mit der vielbesprochenen Ode IV 8. Er findet den Fehler nicht nur im 17. Verse non incendia Carthaginis impiae, sondern auch im vorhergehenden und liest darum:

Non incisa notis marmora publicis,  
per quae spiritus et vita redit bonis  
post mortem ducibus non *celeris fugae*,  
eius, qui domita nomen ab Africa  
lucratus rediit, clarius indicant  
laudes quam Calabriae Pierides.

'Vita non celeris fugae' wird nach den Spuren des ältesten Berner und zweier der ältesten Pariser Handschriften, die *celeris fuga* haben, gelesen und erklärt durch *non fugax et brevis*. Ob der genetivus qualitatis, ob die Stellung der Worte, ob das unpoetische *eius* zu Anfang des Verses diese Emendation besonders empfiehlt, mögen andre entscheiden. — C. I 2, 21 ff. wird beibehalten, weil die von M. Haupt nach Peerlkamp vorgenommene Ausstofsung der Strophe die Bedeutung des Verbrechens aufhebt, das nach des Dichters Meinung gesühnt werden muss; doch die Worte 'audiet cives acuisse ferrum' seien nicht zu halten, weil man nicht ohne weiteres inter se ergänzen könne. Madvig erkannte längst, dass *ferrum Subject* sei und billigt Jeops Vermuthung rapuisse: 'dass das Schwert die Bürger dahingerafft habe.' Auch uns erscheint diese Lösung der Schwierigkeit als die einfachste, der Ueberlieferung näher kommend, als L. Müllers *caecidisse*, nicht zutreffend aber das Bedenken von E. Baehrens (! *Leckeisen* Jahrb. 1872 S. 47), dass vermöge der Wortstellung jeder naturgemäfs *cives* zum *Subject* und *ferrum* zum *Object* machen werde. — Zu C. I 32, 15 *dulce lenimen mihi cumque salve rite vocanti* wird zuerst *cumque* gänzlich verworfen; man könne auch *pte* allein statt *meopte* und *suopte* nicht setzen, die Berufung auf Lucretius, wie Keller sie nochmals gewagt, sei gänzlich verfehlt, da dort II 114



*cum . . . cumque* d. h. *cumcumque* und V 312, wo Lachmann bekanntlich *Quae fore proporro vetitumque senescere credas* aus den handschriftlichen *quaerere proporro sibi cumque senescere credas* eruiert hat, *conque senescere* i. e. *consenescereque* zu lesen sei; (es bleibt zu bedauern, dass sich Madvig nicht über Sinn und Zusammenhang der letzteren Stelle etwas eingehender geäußert hat). So bleibt für Horatius nur Veränderung des *cumque* übrig; denn die neueste Rettung des *cumque* von Autenrieth (die Conjunction *Quom* in Fleckens Supplem. VI 285) wonach *cumque* = *quomque* indefinit zu fassen und zu erklären sei mit Nauck 'wann irgend', dann überhaupt = *irgend*, scheint Madvig nicht gekannt zu haben. Aber auch Lachmanns *medicumque* verwirft er und verbessert *miki iunge sibi Rite vocanti* mit der, wie uns dünkt, etwas geschraubten Erklärung 'mutuo sibi salve reddi a testudine vult, ut canendi socias artes teantur'. — Zu C. II 18, 14 *satis beatus unicus Sabinis* wird die schon früher gegebene Erklärung wiederholt, wonach *satis* abl. von *satis* ist, weil *unica Sabina* nicht für den singularis gesagt werden könne und zweitens, weil Horatius sich nicht *satis beatus*, sondern *beatus* und *contentus* nenne. Ref. glaubt, dass Hor. weniger von den Sabinischen Saatgefilden, sondern von dessen Waldeinsamkeit, Weiden. Quellen spricht, die ihn beglücken: die beiden Bedenken lassen sich unschwer heben, wenn man *satis* nur in vollem Sinne = *genugsam* auffasst daher *nec largiora flagito*, wie *Epod. 1, 31 satis superque*: und der Pluralis ist nach C. III 4, 21 *vester in arduos tollor Sabinos* zu erklären. — C. III 4, 10 wird mit W. Herbst *altricis extra limine villulae* statt des überlieferten *limen Apuliae* vorgeschlagen. — C. III 8, 25 wird mit Weglassung des Komma gelesen *neglegens ne qua populus laboret parce privatus nimium cavere*, und erklärt: *noli nimis cavere ne negligens et incuriosus populus aliqua in re laboret*. — C. III 14, 10 fügt M. *et ein vos o pueri et puellae et iam virum expectae* und erklärt die letzten Worte: 'matronas poeta adiungit'. *Carm. Saec. 65* nimmt M. an dem conditionalen *si*, das zur sonstigen Zerversicht des Dichters nicht passe, Anstofs und liest *hic Palatinus videt aequus aras*, selbstverständlich muss dann auch v. 68 mit dem Blandinius antiquissimus *prorogat* gelesen werden. — *Epod. 1, 25* hat Bentley mit Recht an *superni Tusculi* Anstofs genommen, aber nicht recht *supini* geschrieben, das von Tibur, nicht aber von Tusculum passe: daher wird mit zwei alten Pariser codd. geschrieben *nec ut superne villa candens Tusculi Circaea tangat moenia*, und erklärt: 'superne urbis moenia tangit villa, quae in colle vicino adiacet'. — *Epod. 5, 88* wird nach ausführlicher Begründung emendirt *convertere. Humana vice, Diris agam vos*. — *Epod. 8, 9 equis qualia ubera*. — *Epod. 9, 25 Jo triumphae, nec Jugurthino pareo Bello reportasti ducem neque, Africani, cui super Carthaginem Virtus sepulcrum condidit*, d. h. *neque eo bello, quo Africani virtus super Carthaginem sepelivit et in perpetuum sustulit*. — *Epod. 15, 8 ff.* wird so interpingirt:

*dum pecori lupus et nautis infestus Orion  
turbaret hibernum mare  
intonsosque agitare Apollinis aura capillos,  
forte hanc amorem mutuum.*

Zu *infestus* ist *eset* zu ergänzen, zu *turbaret* und zu *agitaret* ist *aura Subject.* — Ep. 16, 15 ff., eine viel besprochene und durch Conjecturen heimgesuchte Stelle, wird von allen Vorgängern abweichend behandelt. Zuerst wird *forte* nicht als Adverbium aufgefasst, die Lesart Haupts *forte quod expediat*, . . . *quaeritis laboribus* als unverständlich bezeichnet, dann *forte quid expedit!* interpungirt und erklärt 'forte aliquod remedium'. Dann wird fortgeführten *Communiter aut melior pars Malis carere quaeritis laboribus? Nulla sit hac potior sententia: Phocaeorum cet.*, v. 21 wird noch *ire* in *ite* geändert.

Zu den Satiren sind besonders die folgenden Bemerkungen Madvigs erwähnungswerth. II 6. 59: *Perditur haec inter misero lux non sine votis.* So haben alle Handschriften und noch immer die meisten Ausgaben. Der bei guten Schriftstellern sonst unerhörte Gebrauch des passivum *perdor* wird — auch bei Holder — durch die Autorität von Prosper und Hieronymus, die 4 Jahrhunderte später lebten, vergeblich zu halten gesucht, bei Seneca aber *consol. ad Marc. 22, 8* ist (S. 361) *mortis ius rei perderent* zu schreiben. Doch auch Lachmanns *porgitur*, so wie Peerlkamps *praeterit* wird verworfen und geschrieben *Mergitur haec inter misero lux* d. h. *occidit et in Oceanum ruit.* Sat. II 8, 6 wird so interpungirt: *in primis Lucanus aper leni fuit austro Captus* d. h. *in primis (prima esca v. 5) fuit aper, captus leni austro.*

Auf Horatius folgt S. 62—109 die Emendation des Propertius und Ovidius, besonders letzterer ist reich bedacht und an mehreren Stellen schlagend verbessert. Cap. III behandelt (S. 109 bis 164) die späteren Dichter, Seneca, Persius, Lucanus, Valerius Flaccus, Statius, Silius, Juvenalis, Martialis: auch hiervon ist manche Emendation evident, keine aber, die nicht zu schärferem Beobachten anregte.

Die Reihe der lateinischen Prosaiker wird mit M. Varro eröffnet. Es wird bedauert, dass die 'viriles maturaque curae' Spengels noch nicht veröffentlicht seien und dann eine Anzahl von Stellen aus *de lingua latina* und aus *de re rustica* verbessert. Im Uebergang zu Cicero werden von den *rhetorica ad Herennium*, deren Verfasser ein 'scriptor Cicerone aetate superior' genannt wird, besonders das dritte Buch besprochen: §. 4 wird *cuius rei aliquam a disciplina scientiam poterimus habere* statt des fehlerhaften *ad disciplinam*, § 11 mit Klotz *erit igitur haec confirmatio et confutatio nobis in huiusmodi causa. principium sumetur* — geschrieben; § 28 das handschriftliche *quia in quod* geändert und die Worte *sed quod in ceteris rebus ingenii bonitas imitatur saepe doctrinam* erklärt: *sed quod fit in ceteris rebus, ut cet.* Sehr scharfsinnig und einleuchtend ist die Emendation

zu § 37, wo mit geringer Aenderung der Ueberlieferung geschrieben wird *imagines igitur nos in eo genere constituere oportebit, quod genus in memoria diutissime potest haerere. id accidit, si cet.* Sehr schön wird die verderbte Stelle in § 40 auf folgende Weise hergestellt, indem nur quum in *quam* geändert und die Interpunction berichtigt wird: *quare quam sit utile facile meminisse, non te fallit; quod in opere utile sit, quanto labore sit appetendum, poteris existimare. utilitate cognita pluribus ad eam te adhortari non est sententia.*

Auf die Behandlung Ciceros, dem gegen 60 Seiten gewidmet werden, gesteht der Verfasser (S. 183), einen großen Theil seines Lebens gewandt zu haben; nach Beendigung der ersten Ausgabe der Schrift *de finibus* und der lateinischen Grammatik, die vor fast 30 Jahren verfasst worden, seien diese Ciceronischen Studien allmählich zurückgetreten gegen das Griechische und die Beschäftigung mit Livius, wieder aufgenommen jedoch gelegentlich der Vorlesungen oder Neubearbeitung der Ausgabe auserwählter Reden und der Bücher *de finibus*. Am meisten sind nun auch die Reden und philosophischen Schriften bedacht, doch die übrigen gehen nicht ganz heraus. *de orat.* I § 82 werden die beiden Sätze verkehrter Weise durch *sed* verbunden, das auch unerträglich bleibt bei Piderits Erklärung, die bis in die unlängst erschienene vierte Auflage beibehalten wird: 'propter navigandi difficultatem, also eigentlich nur aus einer sehr äußerlichen Veranlassung'; Madvig schreibt *et. Lib. II 38* wird nach dem Comparativ *certius quam* gestrichen, das nur durch des Schreibers Missverständnis hineingekommen sei; die Stelle sei zu erklären: *nihil ad rem, de qua agitur, demonstrandum certius esse hoc (hac re et hoc argumento), quod omnes artes . . . praestare possunt. ib. 251* wird unzweifelhaft richtig so geschrieben: *alterum genus est in imitatione. admodum ridiculum* — der bloße Ablativ, den noch Piderit ohne Erklärung beibehält, ist unverständlich. *ib. 350* wird *que* nach aliquando gestrichen und § 357 *res ab aspectu indicio* remotas statt des handschriftlichen *iudicio* gesetzt. Zur Emendation des Brutus, der bekanntlich nur in Handschriften aus der zweiten Hälfte des 15. Jh's. überliefert ist, werden nur drei Beiträge geliefert, jeder werthvoll. § 244 lautet bei Orelli, Kayser, Jahn und Piderit: *volo autem hoc perspicere, omnibus conquisitis, qui in multitudine dicere auctores memoria quidem dignos perpaucos, verum qui omnino nomen habuerint non ita multos fuisse.* Unmöglich kann *verum* als Adjectivum zu *nomen* bezogen werden, wegen der in der Prosa unerhörten Stellung des relativum und wegen des Gedankens, denn *memoria dignum esse* ist mehr als *nomen habere*, daher jenes nur *perpauci*, dies nur *ita multi* erreicht haben. Hiernach sieht man auch, dass es unmöglich ist mit Piderit und anderen *verum* als Conjunction aufzufassen und zu erklären: aber was noch mehr sagen will. Madvig schreibt deshalb mit Recht mit Weglassung des in solchen Vergleichen unmöglichen *verum*: *memoria quidem dignos perpaucos, qui omnino (i. e. qui autem omnino) nomen habuerint, non ita multos fuisse.* An zwei-

ter Stelle werden die bekannten, viel behandelten Worte aus Caesars *de analogia* § 253 mit glänzendem Scharfsinn evident verbessert. Das handschriftliche *cuius*, das O. Jahn in *huius* verwandelt hat, wird beibehalten, der Schlusssatz passend zur Frage gewendet und so das unpassende nunc in num geändert, endlich relicto, wofür andere ohne Nutzen *derelicto* setzten, mit dem altherkömmlichen, bei Cato und Varro sich findenden *reicculo* vertauscht. So wird die Stelle erst jetzt in folgender Fassung verständlich: *ac si, ut cogitata praeclare eloqui possent, nonnulli studio et usu elaboraverunt, cuius te paene principem copiae atque inventorem bene de nomine ac dignitate populi Romani meritum esse existimare debemus, hunc facilem et cotidianum novisse sermonem num pro reicculo est habendum?* Auch die dritte Stelle § 306 wird durch die Madvigsche Fassung verständlicher, wenn auch die Vulgata nicht unbedingt verwerflich erscheint: *admirabili quodam ad philosophiam studio concitatus, in quo hoc etiam commorabar attentius (etsi rerum ipsarum varietas et magnitudo summa me delectatione retinebat), quod tamen sublata iam esse in perpetuum ratio iudiciorum videbatur.* — Orator § 4 wird natura sua als ablativ aufgeführt und *aut* gestrichen, da die gleichbedeutenden Ausdrücke natura sua und ingeni vis nicht beide als Gegensätze zu artium disciplinis hingestellt werden können. § 49 ist zu schreiben: *Quo iam modo ille in bonis haerebit et habitabit suis!* und dazu bemerkt, dass Bake, Kayser und andere im Streichen von Worten viel zu weit gegangen sind. § 61 non enim inventor aut compositor aut actor, *qui* haec complexus est omnia, sed et Graece ab eloquendo rhetor et Latine eloquens dictus est. § 68 tum etiam *nonnulli eorum* voluptati vocibus magis quam rebus inserviunt. § 147 wird dissimulare quin beanstandet und mit leichter Aenderung verbessert *dissimulare non sinit, qui* (i. e. quo) delecter. § 160 ist *aut etiam barbaris* zu schreiben; Kaysers Verbesserung ist gewaltsam und unglücklich. § 161 ist für loquebamur zu setzen *loquebantur*, wie jeder leicht zugeben wird. § 231 *illa* perspicua, statt alia, mit Bezug auf die kurz vorher aufgezählten vitia. Von den Verbesserungen zu den übrigen rhetorischen Schriften Ciceros theilen wir nur eine ebenso einleuchtende, wie einfache Emendation zum Anfang der *Topica* mit: *disciplinam inveniendorum argumentorum, ut sine ullo errore ad ea* (i. e. argumenta) *ratione et via perveniretur, ab Aristotele inventam illis libris contineri.* Auf S. 194 beginnt die Besprechung der *Reden*. Madvig giebt eine Uebersicht seiner Leistungen auf diesem Gebiete, bemerkt nebenbei, dass ihm die Conjecturalkritik von Richter, Lange u. a., die ohne Noth an der Ueberlieferung änderten, nicht gefalle und giebt dann eine reiche Nachlese von eignen Emendationen. Wir wollen die Verbesserungen von den in Schulen gelesenen Reden eingehender behandeln, die anderen nur kurz erwähnen. Pro Quinctio 89 ist *prohibitum quievise* mit Streichung von *fuisse*, pro Roscio Com. 55 *heres ex ea parte, qua* zu lesen; div. in Caec. 31 kann es nicht heißen *maximi criminis non*

modo suspicionem, verum etiam mentionem ipsam pertimescit, weil suspicio der schwächere Ausdruck ist und überhaupt nicht passt für den Zusammenhang; es muss dafür gesetzt werden *subscriptionem*. pro Fonteio 12 (Galli) partim nostra memoria bella cum populo R. acerba ac diuturna gesserunt, modo a nostris imperatoribus subacti modo bello domiti, modo triumphis ac monumentis notati, modo ab senatu agris urbibusque multati sunt, partim qui cum ipso cet. ib. 34 sind als Zusatz aus dem folgenden die Worte zu streichen virorum bonorum testimoniis. ib. 36 sind die Worte *volunt isti — ostendere?* als Frage aufzufassen. ib. 49 muss es *praeest* heißen statt *praesit*. pro Caecina § 54 ist statt des sinnlosen *si tam vere homines verba sectarentur* höchst sinnreich geschrieben *si ita in iure homines cet.* pro Cluentio 61 erfordert die Concinnitas membrorum: Quid enim tandem illi iudices responderent, si qui ab iis quaereret: Condemnastis Scamandrum, quo crimine? Nempe, quod Habitum . . . veneno necare *voluit*. *Bequid* Habiti morte Scamander consequetur? ib. 113 rem esse ullam *quoiquam* illorum obiectam, quae Fiduciano non obiecta sit, *aut quidquam* fuisse cet. ib. 153 apertissime repugnarunt, cum haec *reputarent* et palam fortissime dicerent: ib. 181 an hoc dicitis . . . ? cui probatis? quid est, quod minus veri simile proferre *possitis?* ib. 183 an id vobis dicendum est, quod (mit Streichung von *quod* vor *vobis*); ib. 192 mulierem quandam Larino atque *illim* usque a mari supero Romam proficisci. Vor der Behandlung einzelner Stellen aus den Reden *de lege agraria* und *pro Murena* wird im allgemeinen nochmals (vgl. Band I S. 81) die handschriftliche Grundlage besprochen. Die genannten Reden sind nur in Abschriften des von Poggius gefundenen Codex, die ersteren außerdem noch in dem etwas älteren Erfurtensis erhalten; A. W. Zumpt habe bei der kritischen Bearbeitung jener Reden darin geirrt, dass er den Lagom. 9 zu Grunde gelegt habe, der sich vor den übrigen nur summa negligentia et incredibili interpolandi licentia unterscheidet, wie durch eine Reihe von Beispielen dargethan wird. Von einzelnen Emendationen zeichnen sich besonders folgende durch Probabilität aus: de lege agr. II 13 lex initio nulla proponitur; cotionem *in pridie* Jdus advocari iubet, statt des unverständlichen *in primis*, — ib. 22 vix mehercule servis hoc eum suis, non *modo* vobis probaturum arbitrator. ib. 34 cum velint, Romae esse, cum commo- dum sit, quacunque velint, . . . vagari ut liceat, conceditur. ib. 41 tum, *quum* statt quando, dem festen Sprachgebrauch gemäß. ib. 58 veretur Hiempsal, ut satis firmum sit et ratum. *cuius modi* est illud tollitur vestrum iudicium, cet. ib. 91 nervis omnibus *electis* urbem ipsam . . . reliquerunt. ib. 97 progredientur *uncti*; efferentur *singulares*. homo privatus cet. singulares efferri = einzelweise und getrennt herausstürzen findet sich ähnlich auch bei Caesar b. g. IV 26: der nächste Satz bei Cicero lautet dann nach Madvigs scharfsinniger Vermuthung so: homo privatus, nisi magna sapientia praeditus, vix *spatiis* et regionibus (Bahnen und Richtungen) officii — continetur.

ib. 99 numero et suffragiis *depravari* statt des handschriftlichen *deklarari*. de lege agr. III 12 *ac iam* quaero, cur statt *causam* quaero cur. ib. 15 et quoniam qua de causa et quorum causa ille hoc promulgaverit, ostendi, *docebo ipse nunc* ego quem cet. pro Murena § 44 ist mit Bake unzweifelhaft richtig zu verbessern *denuntiatio* statt *declamatio*. ib. 76 distinguit *ratione* officiorum ac temporum vicissitudinem laboris ac voluptatis i. e. in eis alternandis rationem habet officiorum ac temporum. pro Sulla 42 divisi *tota Italia*; ib. 68 laudet in den Handschriften und Ausgaben de quo etiam si quis dubitasset antea, num, id quod tu arguis, cogitasset —, da aber Cicero sonst nirgends sagt *dubito* num, geschweige denn in dem Sinne wie hier ('si quis credidisset cogitasse eum descendere, sustulisti hanc suspicionem'), so ist zu schreiben — *dubitasset antea*, an, id quod cet; nachdem *an* von dem vorausgehenden *antea* verschlungen war, ward an seine Stelle von unkundiger Hand num gesetzt. ib. 87 werden die Worte *in alios* gestrichen, und mit Recht. Ueber die 4 Reden (cum senatui gratias egit, cum populo gratias egit, de domo sua, de haruspicum responsis), die einst Markland und später F. A. Wolff als unecht zu erweisen suchten, wird ein kurzes und bündiges Urtheil vorausgeschickt, S. 211: 'sunt hae orationes tumidae, crebra earundem rerum et in se laudando et in aliis insectandis repetitione molestae, iurgiorum et conviciorum foeditate ad nostrum sensum valde insuaves, ut interdum miremur, talia in senatu et apud pontifices dici potuisse, sed Ciceronis sunt, de statu deiecti, pristinum dignitatis et auctoritatis fastigium neque firmis viribus neque constanti et gravi animo repetentis'. Aber die Reden sind in sehr verderbter Gestalt überliefert, so dass oft gelinde Heilmittel nichts helfen. Eine Anzahl von Stellen wird unzweifelhaft richtig hergestellt, bei vielen das Verderbnis gezeigt: doch da die Mehrzahl der Madvigschen Emendationen in Kaysers Ausgabe angeführt werden, so verweisen wir die Leser nächst den betreffenden Seiten vorliegender Adversaria (212—226) auf den Apparat der betreffenden Bearbeitung. Die Rede über die Consularprovinzen, die gleichfalls außerordentlich fehlerhaft auf uns gekommen ist, eine Anzahl *ἀπαξ σημεῖα* und viele Räthsel enthält, wird leider nur leicht berührt, § 33 wird statt aut incognitis aut certe immanibus gelesen a. i. ac certe immanibus. Dagegen werden (S. 227 ff.) einige glänzende Emendationen zu der Rede gegen Piso mitgetheilt. Freilich kann man gegen die erste, § 9 lex Aelia et Fufia *eversae sunt* Bedenken haben. ib. 14 wird statt sic aequatum vermuthet *optionatum*. ib. 18 per interdicta tua crudelitatis erat non ferendae, unzweifelhaft richtig, so wie die folgende, § 29, wo von Cicero und Pompeius gesprochen wird: 'consulem tunc te fuisse putas, cuius in imperio, qui rem p. senatus auctoritate servarat, [is domi se] aut denique in Italia qui omnes omnium gentium partes cet. ib. 82 quod quidem, tu quam bene nosse coniunctionem meam et Caesaris, *elucebat*, cum cet. ib. 86 *Bollitiae* statt des handschriftlichen, aber ganz unpassenden Boeotii.

ib. 91 quam *quemquam* numerum tuorum militum. ib. 95 P. Rutilio, quod specimen habuit *haec urbs* innocentiae, und bald darauf *iudicant*. ib. 97 aliquid sperare *potueras*. Die Rede pro Plancio hat bekanntlich durch die genauere Vergleichung des Erfurtensis und Tegernseensis sehr gewonnen; immer aber bleibt noch viel zu thun übrig, wie auch Madvig an mehreren Beispielen darlegt; § 7 ist schwer und viel versucht. Der cod. Tegerns. hat *Quid tu magni dignitatis iudicem putas esse populum?* der Erfurt. *Quid tum?* an dignitatis cet. Hiernach ist eine Fülle von Emendationen entstanden. von denen Lambins *aequum* dignitatis iudicem zuletzt noch den Beifall Cobets erlangt hat; andere versuchten *verum*, *acrem*, *Halm Quid? tu, Marce, dignitatis, Jeep candidati*. Am kühnsten ist der neueste Bearbeiter der Plauciana, Ernst Köpke, der kurzweg schreibt: *Quid tu dignitatis iudicem putas esse populum?* und die folgenden Worte bis *contumelia coner attingere*, d. h. die beiden Paragraphen 7 und 8 einfach streicht. Liest man aber nur einige Zeilen weiter, so erkennt man, dass Madvig das Rechte getroffen, wenn er nach den Spuren des Tegerns. schreibt *quid? tu in magistratibus dignitatis iudicem putas esse populum?* ib. 13 eo plus aberat a me. *cur te non videbam?* — Die Episteln übergehe ich auch deswegen, weil die meisten Verbesserungen bereits in Wesenbergs neuer Ausgabe enthalten sind: nur zu Att. V 10, 4 (S. 235) kann ich nicht unterlassen, auf meine ganz ähnliche Behandlung und Erklärung der Stelle in Fleckeisens Jahrb. 1871 S. 205 zu verweisen; was daselbst über *quisquam* gesagt worden, bestätigt Madvig noch auf S. 238 und emendirt ad Att. XI 25, 1 *consolationis cuiusquam spes in consolationis usquam spes*. — Zu den philosophischen Schriften Ciceros hatte Madvig im J. 1857 und 1859 eine Reihe von Verbesserungen an Halm gesandt, der dieselben in der großen Züricher Ausgabe benutzt hat; die Emendationen zu den *Academica* kamen für jene Ausgabe zu spät und sind nachher in der Baiter-Kayserschen Bearbeitung mitgetheilt; davon wird hier nur wenig über die betreffenden Bücher bemerkt, S. 241 bis 245.

Mit großem Interesse wird man die Bemerkungen Madvigs zu Caesar (S. 246—290) lesen. Der Verf. erzählt, dass er durch Napoleons Leben Caesars zur erneuten Lectüre der *Commentarii* angeregt worden sei. In der Schätzung der *Codices* stimmt er mit den deutschen Gelehrten darin überein, dass die erste Classe (*Bogars.*, *Parisin.* I, *Vatic.*) bei weitem der zweiten, interpolirten vorzuziehen sei, dass jedoch besonders in den letzten Büchern der *belli Gallici* die zweite Classe Spuren des Echten erhalten habe. Dann werden Stellen aus dem *bellum Gallicum* besprochen, von denen nur einige aus dem siebenten Buche heraushebe. c. 14 sagt *Vercingetorix vicos atque aedificia incendi oportere hoc spatio ab via quo versus* — so wird das unerklärliche a Boia der Handschriften emendirt. c. 19 hat man vergeblich *omnia vada ac saltus eius per ludis* zu verstehen sich bemüht, M. schreibt *ac meatus*, c. 86 *loc*

*praerupta exscensu* temptant st. des handschr. loca pr. ex ascensu t. Die verderbteren Bücher de bello civili erfordern oft kühnere Conjecturen. In der Verbesserung von I, 3 completur urbs et ipsum comitium tribunis, c. e. trifft M. mit Hug zusammen. c. 4 wird mit Streichung von adulatio so geschrieben: simul iudiciorum metus atque ostentatio sui et *potentiae qua* in rep. iudiciisque tum plurimum *pollebat*. Von den zahlreichen anderen Verbesserungen, die kein Herausgeber Caesars künftig unbeachtet lassen darf, heben wir als leicht und treffend noch folgende hervor: b. c. III 106 compluresque milites in *vis* urbis omnibus partibus interficiuntur, statt des geschmacklosen huius urbis und ib. 109 quorum alter accepto vulnere per suos pro occiso sublatus, alter interfectus est, mit Weglassung des störenden occupatus nach vulnere. — Von den Conjecturen zu Sallust erwähne ich nur eine Catil. 14, 6 *postremo neque sumptui neque molestiae suae parcere* statt der vulgata modestiae.

Hierauf folgen Velleius Paterculus und Valerius Maximus (S. 297—334) und L. Seneca, der verhältnismäßig den größten Raum einnimmt (S. 335—517), dann Columella, Plinius, Curtius, Quintilian; ziemlich eingehend wird dann Tacitus behandelt und durch einige unzweifelhafte richtige Conjecturen verbessert, von denen wir nur zwei zu bekannten, viel und vergeblich behandelten Stellen anführen: Ann. II 8 *Classis Amistae ore relicta, laevo amne*, und Germ. 14 *magnumque comitatum non nisi vi belloque tuentur; exigunt enim principis sui liberalitates, ille bellatorem equum, ille cruentam victricemque frameam*: bekanntlich wird *liberalitas* in dieser Zeit von dem Geschenk selber gesagt. — Den Schluss machen Suetonius, Gellius, Justin, die Scriptores historiae Augustae und Nonius.

Möchten diese Zeilen die Aufmerksamkeit recht vieler Leser auf das neueste Buch des Meisters in der Conjecturalkritik lenken; hoffentlich werden auch mannichfache Angriffe auf deutsche Gelehrte, wie wir sie bei Madvig leider oft und auch in diesem Bande finden, nicht die Unbefangenheit des deutschen Lesers stören: auch an Madvigs Polemik können wir immerhin vieles lernen.

Berlin.

W. Hirschfelder.

---

Das Leben der Griechen und Römer von E. Guhl und W. Koner. Dritte Auflage, besorgt von Koner, X und 806 Seiten.

Schon die gegen die zweite Auflage erheblich gewachsene Seitenzahl zeigt, dass Koner es nicht an fleißiger Umarbeitung und Ergänzung seines Stoffes hat fehlen lassen. Völlig verändert erscheinen die Abschnitte über das griechische Anaktenhaus, das Mausoleum von Halicarnass, das Schiff und das römische *templum*. Größere und kleinere Zusätze oder Verbesserungen sind den Ausführungen über die griechischen Wasserleitungen, das Dionysostheater in Athen, das *amentum*, die römische Befestigungskunst, die Bewaffnung der



Römer zu gute gekommen. Auch der Hildesheimer Silberfund ist in gebührender Weise berücksichtigt worden. Dabei wurden einige phantastische Bilder, wie die Restauration des Pompejanischen Forum, das Forum Romanum und des Tempels des Jupiter und der Juno in Rom entfernt, und an andern Stellen die Zahl der eingedruckten Holzschnitte vermehrt.

Es wäre überflüssig, ein Buch, das, wie das vorliegende, seinen Weg in so erfolgreicher Weise gemacht hat, durch besonderes Lob begleiten zu wollen. Dass es dem Bedürfnis des Publicums durch Inhalt und Form gerecht geworden ist, lehren die in verhältnissmäßig kurzer Zeit nothwendig gewordenen neuen Auflagen. Einiges wäre vielleicht etwas genauer zu fassen gewesen. So ist die Schilderung des Schleuderns für den, welcher in dieser Kunst nicht bewandert ist, nicht hinlänglich klar. Bekanntlich sind die Schleuderriemer von ungleicher Länge. Der längere wird um den Mittelfinger der rechten Hand geschlungen, der kürzere mit dem Daumen und Zeigefinger gefasst. Soll der Stein seinen Flug antreten, so lässt man das kürzere Ende los. In Bezug auf die Haarfarbe der Griechen wird bemerkt, 'dass neben der dem Südländer eigenthümlichen dunkeln Schattirung derselben auch die goldgelbe als eine besondere Zierde galt'. Geltung hat, was nicht alltäglich ist. Deshalb pflegt in Italien und Griechenland nicht schwarzes oder schwarzblaues, sondern blondes oder gar rothes Haar bewundert zu werden. Niemand ist von einem italienischen Künstler eine Madonna anders als blond oder röthlich blond dargestellt worden, und hier liegen nicht blos künstlerische Rücksichten zu Grunde, sondern vor allen Dingen die Anschauung, dass man die Mutter Gottes mit dem vornehmsten, dem seltensten Haar zu schmücken habe. Weiterhin heisst es, 'dass es sich mit den Schönheitsbegriffen der Griechen wohl vertrag, das Haar tief ins Gesicht fallen zu lassen, die Höhe der Stirn also zu verkürzen'. Ich denke, eine hohe Stirn steht jeder Frau schlecht, und in Folge der Lichtmassen, die eine solche Stirn auf sich concentrirt, wird sie auch die Wirkung der meisten Männergesichter eher beeinträchtigen als fördern. Dazu war die griechische Plastik auf Grund der Profillinie, die sie für Nase und Stirn fixirt hatte, geradezu darauf angewiesen, die Stirn kurz zu bilden. Es wäre langweilig gewesen, wenn auf die Nasenlänge eine gleiche Stirnlänge gefolgt wäre. Bei der Schilderung des Gauklers nach Alciphron, der seine Kugeln aus 'Nase, Ohren und Köpfen' der Zuschauer hervorzaubert, können die 'Köpfe' werthlich richtig sein; vermuthlich ist statt κεφαλῆς zu schreiben σφαγῆς. Halsgrube. Vermisst wird bei der Erwähnung der griechischen Hausthür eine Angabe, ob sie sich nach innen oder nach aussen geöffnet, und ein Wort über die Schlösser derselben. Auch über die Kleidung bei den Symposien, die in der Wirklichkeit schwerlich mit den Abbildungen auf Vasen gestimmt haben dürfte, wäre eine Aeusserung des Verfassers wünschenswerth gewesen. Erwähnen will ich noch einen Schreibfehler, der sich in der zweiten und dritten Ausgabe

festgesetzt hat *κοροπλόθοι* für *κοροπλάθοι*, und ich erinnere zugleich, dass *κοροπλάθοι* und *κοροπλάσται* zu streichen ist, da es nicht Puppen, sondern Puppenfabrikanten bezeichnet.

e.

Die Gypsabgüsse der archäologischen Sammlungen im Gebäude des Polytechnikums in Zürich. Erklärt von Gottfried Kinkel, Professor der Archäologie und Kunstgeschichte und zeitigem Director der archäologischen Sammlung des Eidgenössischen Polytechnikums. Zürich. Schabelitzsche Buchhandlung 1871. (XXIII, 194. 8<sup>o</sup>.)

Professor Gottfried Kinkel — wie sträubt sich doch selbst bei uns Deutschen das Gefühl dagegen den Titel von einem Manne zu brauchen, dessen Name sein schönster Titel ist. Lesen wir nicht auch mit Lächeln das „Dr. Friedrich Schiller“ unter der ersten Ausgabe der Räuber? — Und doch, in dem anspruchslosen Werkchen, auf das wir hier hinweisen wollen — denn bei den ungünstigen schweizerischen Buchhändlerverhältnissen scheint es nur wenig und wohl gar nicht in den Kreisen bekannt zu sein, für die es eigentlich bestimmt ist — in diesem interessanten kleinen Werkchen finden wir ganz eigentlich die Verbindung der zwei Elemente des Namens, des gelehrten Professors und des gestaltgebenden Dichters. Nicht als ob es ein Werk wäre, an dem die schöpferische Phantasie den grössten Antheil hätte, das gewissermassen aus einer Reihe von historischen oder culturhistorischen Novellen, selbst nicht im Sinne des vorzüglichen Scheffel, bestände: nein, vielmehr liegt uns hier ein durchaus wissenschaftliches Werk gelehrten Fleisses vor, gegründet auf die umfangreichsten Studien auch der Originale, das aber im wahren Sinne des Wortes populär geschrieben ist. Denn das Material, das die besonnenste gelehrte Forschung zusammengebracht hat, verarbeitet zur durchsichtigsten Klarheit, zur unmittelbaren Anschauung mit scharfem psychologischen Blick und feinstem ästhetischen Gefühl die Thätigkeit des Leben schaffenden Künstlers. Der gelehrte Apparat ist auf das allergeringste Mafs eingeschränkt und kann auch dem Laien nicht beschwerlich werden. Die Darstellung aber ist bei der grössten Einfachheit so anziehend und fesselnd, dass der Gelehrte nicht minder als der allgemein Gebildete mit dem grössten Interesse ihr folgen wird. In hohem Grade interessant — wie es dem Referenten scheint, das Interessanteste — sind die Charakteristiken historischer Personen, die nach anderweitigen Quellen gegeben und dann der Probe unterworfen werden, welche die Gesichtszüge der zu besprechenden Büste ergeben. Geradezu vernichtend, weit über Drumann und noch über Mommsen hinausgehend, ist die Kritik Ciceros, des Erfinders vom rothen Gespenst; und wir irren wohl nicht, wenn wir die Schärfe des Urtheils dem Gegensatze zuschreiben, in welchem die persönlichen Charaktere und die politischen Richtungen beider Männer stehen.

Es werden etwa 250 Nummern besprochen: aber die Züricher Sammlung ist, im Besonderen Dank dem Verdienste von Professor Bursian, mit so außerordentlichem Geschicke ausgewählt, dass die eingehende Betrachtung dieser verhältnismäßig geringen Zahl an der Hand des vorliegenden liebenswürdigen Führers eine Grundlage giebt, auf der sich das Verständnis jeder größeren Sammlung mit Leichtigkeit aufbaut. Wir können, so sehr auch der Verf. vielleicht protestirt, doch nicht anders als das Werk einen trefflichen Cicerone nennen, einen Führer zum Verständnis der alten Kunst und ihrer Geschichte, der sich würdig — weil gleich feinsinnig, gleich einfach und anspruchslos, gleich erfreuend und fördernd — dem gleichnamigen Werke von Kinkels Adoptivlandsmann Burkhardt an die Seite stellt. Er ist jedem Gebildeten, der eine Einführung in jenes Gebiet sucht, in hohem Grade zu empfehlen — und bedürfte zu seiner Verbreitung dieser Empfehlung gar nicht, wäre der Titel nicht gar so bescheiden, gar so local gewählt.

Bielefeld.

A. Eberhard.

---

Wilh. Freunds drei Tafeln der griechischen, römischen, deutschen Litteraturgeschichte. Leipzig, W. Violet 1873.

Von obengenanntem Werke liegen mir die beiden ersten Tafeln vor. Dass dem Käufer hier für den niedrigen Preis von je 5 Sgr. eine Zusammenstellung an sich auch ganz wichtiger Notizen aus der Litteraturgeschichte dreier Culturvölker geboten wird, ist zuzugeben, aber dass die Uebersichtlichkeit durch Nebeneinanderstellung der verschiedenen Zeiträume gewonnen habe, vermag Referent nicht einzusehen. Die Zweckmäßigkeit synchronistischer Geschichtstabellen zur Veranschaulichung des gleichzeitig Vorgefallenen springt ins Auge, aber warum hier nach einander folgende Zeiträume im unbequemen Format einer Tabelle den Lesern neben einander und nicht vielmehr in Buchformat nach einander geboten werden, ist schwer zu verstehen, zumal durch den beengten Raum der Stoff auch für den „Schul- und Selbstunterricht“ allzuscharf gesichtet werden musste. Es giebt auch für die Beschränkung im Stoff eine Grenze, die nicht ohne Beeinträchtigung des Werthes auch des Gebotenen überschritten werden kann. So habe ich von Freunds Tabellen den Eindruck, dass dieselben zwar von allem möglichen Wissenswürdiges etwas, aber von fast allem auch für den Anfänger weitaus zu wenig bringen. Namentlich sind die bibliographischen Notizen allzu dürftig. Auf je vier Octavseiten lässt sich keine irgend brauchbare Bibliographie einer Litteraturgeschichte geben. So muss doch z. B. wer eine Bibliographie über Homer einsieht, zum mindesten von dem Vorhandensein der Bücher Lachmanns, Kirchhoffs, Bekkers auf diesem Gebiet in Kenntnis gesetzt werden, gleichviel ob der Verfasser dieser bibliographischen Notizen jene Werke zu würdigen vermochte oder nicht. Die apodictische Versicherung im Texte der Tabelle, dass Ilias und

Odyssee in ihren wesentlichen Bestandtheilen die Schöpfung eines Dichters seien, lehrt doch auch nur das, was der Verfasser subjectiv für wahr hält, während eine wissenschaftlich gewissenhafte Hilfschrift nicht verschweigen durfte, dass wissenschaftliche Autoritäten dieser Behauptung widersprochen haben und heut noch widersprechen.

In der Tafel für römische Litteratur fiel mir als gröberes Versehen, die Unvollständigkeit der doch einzeln aufgeführten Werke des Philosophen Seneca auf. Es fehlen *de constantia sapientis*, *ludus de morte Claudii*, *epigrammata*, die Bemerkung, dass die Schrift *de clementia* trotz ihrer Unvollständigkeit und ihrer einstigen drei Bücher, doch wenigstens noch zwei Bücher zählt und endlich die Angabe der zahlreichen Fragmente aus noch anderen als den aufgezählten Schriften.

Dass endlich in beiden Tafeln die alten Scholiasten und Commentatoren, wie z. B. die der Homerscholien, Horazscholien, Vergilscholien, Ciceroscholien u.s.w. vernachlässigt und zum guten Theil verschwiegen sind, zeigt doch auch, dass diese Tafeln nicht mit der gehörigen wissenschaftlichen Gründlichkeit abgefasst sind und zur Einführung in ein methodisches Studium der Litteraturen schwerlich geeignet sein möchten.

Der Versuchung zum Ankauf, die trotz alledem etwa in dem niedrigen Preise für manchen liegen möchten, setze ich die Erinnerung an die alte Wahrheit entgegen, dass nicht jeder niedrige Preis auch ein billiger und entsprechender sei.

Arolsen.

Fr. Jonas.

---

Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen von Heinrich Pröhle. Berlin. Franz Lipperheide. 1872.

Das Verhältniß Friedrichs des Grossen zur deutschen Litteratur hatte vor Jahren zuerst Löbell in seinem Buche: Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Göthes Tode. Erster Band. S. 324 ff. in einer sorgfältigen Untersuchung mit der ihm eigenen feinsinnigen Weise behandelt. Hierdurch angeregt und durch langjährige Beschäftigung mit dem hier in Betracht kommenden litterarhistorischen Zeitraum zu einer erneuten Darstellung des Gegenstandes wohl berufen hat sich Heinrich Pröhle in dem vorliegenden Buche die Frage über die Stellung des grossen Königs zur deutschen Litteratur in einem von Löbells Behandlung etwas abweichenden Sinne gestellt. Der letztere geht vor allem darauf aus, den die Personen und Dinge leitenden und beherrschenden Ideen nachzuforschen: die ablehnende Haltung des Königs gegen die deutschen Dichter ist ihm die nothwendige Folge der Auffassung,

die in Bezug auf Begriff und Charakter der Poesie überhaupt den König beherrscht und die ihn bestimmt, selbst über berühmte französische Schriftsteller, wie Rabelais und Montaigne, den Stab zu brechen; ja die Erklärung dieses Verhältnisses nimmt fast eine psychologische Wendung, wenn es S. 333 u. 334 heisst: „Es ist als ob er (Friedrich) die Kraft, die sich ihrer eigenthümlichen Natur überlässt, die über Grenzen kühn hinausschweift, nur auf den Gebieten gelten lassen will, wo er sich selbst von ihr leiten liefs und sie zugleich zügelte, nur im Leben der Geschichte, des Staats und Kriegs, als eine berechnete anerkannt habe. In den schönen Redekünsten die ihm Erholung von den Geschäften, von der strengen Arbeit gewähren sollen, fordert er, um befriedigt zu sein, Feinheit, Anmuth, Zierlichkeit, Abrundung, Glätte.“

Von einer andern Seite sucht unser Verf. seine Aufgabe zu erfassen, indem er vielmehr den historisch-factischen Momenten nachgeht, in denen sich Beziehungen des Königs zu den deutschen Dichtern seiner Zeit und dieser zu ihm erkennen lassen. Daher ist auch die Darstellung mehr die der exact historischen Forschung; die Quellen, auf die er sich stützt, sind urkundliches Material, besonders Briefsammlungen des Gleimschen Nachlasses und Manuscripte der Königl. Bibliothek zu Berlin. Der Verf. hat schon seit Jahrzehnten mit besonderer Vorliebe die Handschriften in der Bibliothek der Gleimschen Familienstiftung zum Gegenstand sorgfältiger Studien gemacht, und wohl diese Studien sind es, die ihn auf den Gedanken des vorliegenden Buches gebracht haben, wie sie ihm auch bei der Abfassung seiner Schrift wesentlich zu Statten gekommen sind. Doch konnte, wie er selbst bemerkt, sein Absehen nicht darauf gerichtet sein, die dichterische Bedeutung Gleims über ihr Verdienst hinaus zu steigern. Denn in diesem Punkte wird wohl die treffende Charakteristik Gödekes (Elf Bücher deutscher Dichtung, I, S. 594) auch jetzt noch ihre Geltung behalten. — Das Buch besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, von denen einzelne bereits früher in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht sind. In übersichtlichen Excursen behandeln sie historische und litterarhistorische Themen der durch den Titel des Buches bezeichneten Epoche. Da manche Quellen, die dem Verf. zur Verfügung standen, hier zum ersten Mal benutzt sind, so tritt auch manches unter einen neuen Gesichtspunkt, an andern Stellen wird unsere Kenntnis des einzelnen in dankenswerther Weise erweitert, hier und da das bisherige Urtheil modificirt.

Die ersten Abschnitte beschäftigen sich ausschliesslich mit der Person Friedrichs, den wichtigsten Lebensmomenten und Schicksalen desselben bis zum Jahre 1740. In Bezug auf den Process gegen Friedrich wird hier auf Grund mündlicher Mittheilungen des Grafen Schulenburg, dessen Urgroßvater Achatz von der Schulenburg Vorsitzender des Kriegsgerichts war, die Darstellung Droyens, namentlich was die Stellung Friedrich Wilhelms I. zu dem Verfahren des Gerichts betrifft, ergänzt. Jedoch ist in dem Ueberblick über das

Leben jenes Schulenburg die Erwähnung des Ryswicker Friedens (S. 10), dem ganzen Zusammenhange nach, irrthümlich. Von Interesse ist die Beschreibung der Festlichkeiten bei der Vermählung Friedrichs, ferner die Mittheilungen über Herrn v. Bielefeld und sein Strohkranzreden bei der Vermählung von Hofdamen und über die Reise Friedrichs nach Strafsburg. — In den folgenden Aufsätzen lernen wir die preussische Dichterschule (Lange, Gleim, Uz, Götz, Lessing) und ihre Beziehungen zu Friedrich näher kennen. Die Abschnitte 2 und 4 über die norddeutsche Volkspoesie zur Zeit des siebenjährigen Krieges und die österreichische Kriegspoesie beruhen zum Theil auf Handschriften der Kgl. Bibliothek und bieten manches bisher Unbekannte. Ein dritter Abschnitt behandelt Ramler und die politisch-litterarische Bewegung in Berlin zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Auf S. 104 wird erzählt, wie man — es war im J. 1763 — nach vier Professoren für eine zu gründende Ritterakademie suchte und Ramler dabei übergang. Gemeint aber ist die *Académie des nobles*, die Friedrich im J. 1765 gründete, zwar mit berechneter auf die Vorbildung für das diplomatische Fach, doch vorzugsweise zur Heranbildung tüchtiger Officiere bestimmt. Die Anstalt bestand bis 1809, an ihre Stelle trat die Kriegsschule, die jetzige Kriegsakademie. S. die interessanten Mittheilungen über die Einrichtung und den vom Könige selbst entworfenen, höchst charakteristischen Lehrplan dieser Anstalt in der Rede Kammers in der Berl. Akad. d. W. am 23. Januar 1873.

Der 4. Abschnitt, welcher Gleims Liebesgeschichte und verunglückte Hochzeitsfeier erzählt, bildet einen willkommenen Beitrag zur Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Die nun folgenden Erörterungen über Klopstock und sein Verhältnis zum preussischen Staat (Abschnitt V) bringen auch nach den eindringenden und vortrefflichen Arbeiten von Löbell und besonders von David Friedrich Straufs manches Neue. Wir heben einiges hervor. Nach Metas Tode (1758) lernte Klopstock zu Haymburg bei Blankenburg die Tochter des Amtraths Diedrich kennen, dieselbe, die er in einem ihr gewidmeten Gedichte Done (Sidonie) nennt. Der Domdechant v. Spiegel übernahm es, bei ihrem Vater um ihre Hand für Klopstock zu werben, freilich ohne Erfolg. Alle die auf dies Verhältnis bezüglichen Erörterungen sind zum größten Theile neu und beruhen auf gewissenhaften Erkundigungen des Verf. und auf der ungedruckten Correspondenz zwischen Gleim und Uz. Bei der Erzählung von Klopstocks Besuchen in Magdeburg (1750 u. 1763) werden einzelne Punkte correcter, als bisher dargestellt. Beachtenswerth ist ferner, was der Verf. über den Schauplatz der Hermannsschlacht sagt. Klopstock verlegt nämlich denselben der Geschichte zum Trotz an den Fufs der Rostrappe. In dem Bardiet über Hermanns Tod wird der ganze Lauf der Bode zwischen Treseburg und Thale in einem Fischerliede beschrieben. Man erkennt wohl, dass die Gebirgslandschaften des Harzes, die Bilder seiner heimatlichen Natur den Dichter bei seinen

Conceptionen umschweben: hier musste es sein, wo die großen Helden der Vorzeit den siegreichen Kampf um des Vaterlandes Freiheit kämpften, hier, auf diesem engen Schauplatz drängte sich ihm das ganze Leben der deutschen Vorfahren, was er eben von ihren Thaten, Zuständen und Schicksalen wusste, zusammen. — Auf S. 151 ist statt 1781 das Jahr 1791 zu lesen, in welchem Klopstock sich mit Joh. Winthem vermählte. Die S. 154 genannte Meta, welche nach Klopstocks Tode dessen Hut nach Halberstadt sendet, müsste, wohl näher bezeichnet sein, da die sonst-kurzweg genannte Meta bekanntlich Margarete Moller, die erste Frau Klopstocks, ist, die († 1758) hier nicht gemeint sein kann. — Die Betrachtungen über die merkwürdige Schrift Friedrichs des Großen *de la littérature allemande* wird man auch nach der schönen Auseinandersetzung Löbells mit Interesse lesen.

Eine sehr schätzbare Beigabe des Buches bildet der Anhang, der einige Stellen des Textes genauer erläutert, hauptsächlich aber eine größere Anzahl von Briefen aus der Correspondenz zwischen Gleim, Ramler, Kleist enthält und noch einige andere Mittheilungen, wie ein plattdeutsches Gedicht auf die Hochzeit Friedrichs des Großen und einen plattdeutschen Schwank u. s. w. bringt. Bemerkenswerth ist, was der Verf. aus einem Briefe mittheilt, den ihm im J. 1870 ein Herr von Langen geschrieben (S. 200 u. 201). Hier wird auf Grund einer mündlichen Mittheilung Seitens eines Nachkommen jenes Marschall von Bieberstein, den Lessing bekanntlich für seinen Telheim benutzte, die Vermuthung ausgesprochen, dass wohl der Name Telheim damit zusammenhänge, dass jener Marschall v. Bieberstein als trefflicher Pistolenschütze von seinen Kameraden den Spitznamen *Tell* bekommen habe. Von den einzelnen Stücken des Anhangs ist besonders hervorzuheben das letzte: *Klopstock, der deutsche Dichterwald* und *der göttinger Hainbund*. Bekanntlich hat Julian Schmidt vor einigen Jahren den Ursprung des Namens „Hain“ dahin nachgewiesen, dass sich der „Hain“ lediglich auf Klopstocks Ode „Der Hügel und der Hain“ gründe, dass der Hügel Symbol der griechischen, der Hain das Sinnbild altdeutscher Dichtung sei. W. Herbst hat diese Erklärung noch weiter begründet.

Unser Verf. sucht nun durch näheres Eingehen auf die Dichtungen Klopstocks die Vorstellung desselben von dem deutschen Dichterwald darzulegen, namentlich nachzuweisen, dass K. den deutschen Dichterwald nach der Rosstrappe verlegte. Hier war nach seiner Vorstellung einst ein heiliger Hain der Dichtung, in welchem einst deutsche Barden mit Druiden gelebt haben; hier befand sich auch ein Wodansaltar und so kommt es, folgert unser Verf., dass die Göttinger Dichter die Bardenpoesie in unmittelbarer Verbindung mit dem Wodanscultus dachten. — Wir beschränken uns auf diese Mittheilungen und schliesen mit der Ueberzeugung, dass das auf gründlichen Vorstudien beruhende und mit sorgfältigem Fleiß gearbeitete Buch Beachtung und dankbare Anerkennung der Litterarhistoriker,

nicht minder bei den Freunden unserer Litteratur und Geschichte freundliche Aufnahme finden wird.

Berlin.

G. Bolze.

Adolf Stieler's Hand-Atlas über alle Theile der Erde und über das Weltgebäude. Neu bearbeitet von Dr. Aug. Petermann, Dr. Herm. Berg-haus und Carl Vogel. Gotha, Justus Perthes. 1871. (Lieferung 1—10).

Obschon uns vorläufig nur ein Drittel dieses auf 30 Lieferungen berechneten Werkes vorliegt, so dürfen wir doch bereits angesichts der 30 ersterschiedenen Karten, welche in den oben genannten 10 Lieferungen enthalten sind, die Behauptung aussprechen, dass Stie-ler's Hand-Atlas wohl eine alte, aber keine alternde Berühmtheit wird unter der Pflege von drei so anerkannt ausgezeichneten Karto-graphen des Perthes'schen Instituts. Die gegenwärtige Neubearbei-tung zeigt uns das von Adolf Stieler begründete Kartenwerk in einer so hoch vervollkommenen Ausbildung, dass es kaum einen eben-bürtigen Rivalen bei uns in Deutschland finden dürfte. Es lässt selbst Kiepert's Hand-Atlas durch die gleichmäßige Accuratesse und Eleganz seines Stichs sowie durch die Reichhaltigkeit seines Inhalts ziemlich weit hinter sich zurück.

Nicht nur der politischen, sondern auch der mathematischen und physikalischen Erdkunde sind vortreffliche Darstellungen gewid-met, und die natürlich an Zahl überwiegenden politischen Karten, immer zugleich ein klar ersichtliches Terrainbild gebend, sind bei verhältnismäßig großem Maßstab (bisweilen noch über 1 : 1,000,000) sehr vollständig in ihren Angaben, ja in den beigefügten Nebenkärt-chen bringen sie in Stadtplänen, hypsometrischen Durchschnitten, Hafen-Skizzen u. dgl. eine auf so engem Raum und bei doch so glücklich gewahrter Uebersichtlichkeit geradezu erstaunliche Fülle von Details.

Weit über die Grenzen unseres Vaterlandes ist es ja bekannt, wie schnell und exact in Perthes' geographischem Institut zu Gotha jede geographische Entdeckung, und geschehe sie auch in den ent-legensten Räumen unseres Planeten, ihren kartographischen Aus-druck findet. Und was Petermann's Geographische Mittheilungen von derartigen Neuigkeiten allmonatlich veröffentlichen, — hier liegt es uns in einem alles zusammenfassenden Gesamtbilde vor. Somit versteht es sich von selbst, dass dieser Atlas durchaus auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung steht; und da sich zu dieser entschei-denden Hauptsache und den schon erwähnten Vorzügen der Stoff-auswahl und formalen Ausführung auch eine ihres Gleichen suchende Billigkeit gesellt (im Lieferungspreis kostet jede Karte nur 5 Sgr.), so stehen wir nicht an, den Stieler'schen von allen Hand-Atlanten für am meisten geeignet zur Anschaffung in die Sammlungen unserer kartographischen Unterrichtshilfsmittel zu erklären. Der in Erdkunde



unterrichtende Lehrer wird in keinem andern Atlas einen so zuverlässigen Anhalt finden, möge es sich um eine Frage handeln, aus welchem Gebiete der Wissenschaft es wolle; und auch den nicht fachgenössischen Collegen wird dieser Atlas treuer als jeder andere den Dienst als „Hand-Atlas“ leisten.

Für den astronomischen Theil der Erdkunde liegen in den 10 ersten Lieferungen zwei Blätter vor, das eine den nördlichen Sternhimmel, das andere die uns sichtbare Mondseite (nach Beer und Mädlers Karte) darstellend. Im engeren Sinn sogenannte physikalische Erdverhältnisse allgemeinerer Art veranschaulichen drei von Herm. Berghaus, dem Autor der classischen *chart of the world*, entworfene Karten; sie betreffen die Tiefenverhältnisse des nordatlantischen Oceans und (in Mercator-Projection) das System der Luft- und Meeresströmungen in lehrreichem Zusammenhang mit den wichtigsten Linien des Schnellverkehrs; zugleich bringen beigefügte Cartons eine Regenkarte der Erde, Darstellungen der Isothermen nach Dove, der Linien mittlerer Temperatur der Meeresfläche nach Dana, die Isorachien oder Flutstunden-Linien nach Whewell. Zu bedauern ist nur, dass auf dem eindrucksvollen Uebersichtsblatt No. 7, welches in grünen Linienzügen die kalten polaren, in rothen die erwärmten und weithin wärmenden, aequatorialen Meeresströmungen darstellt, die schöne Müsoysche Entdeckung noch nicht mit aufgenommen werden konnte, wonach das Südende Amerikas nicht im kalten antarktischen Strom liegt, sondern vielmehr von dem weiter als bisher angenommen südwärts reichenden Brasilianischen Strom bespült wird, so dass das Immergrün des Cap-Horn-Felsens, die Freiheit der Feuerlandsküsten von schwimmenden Eisbergen nun kein Räthsel mehr ist.

Die übrigen Karten vernachlässigen auch nirgends die physische Seite der dargestellten Länderräume, verfallen namentlich, soweit sie Küstenländer betreffen, nie in die so weit verbreitete, kartographische Marotte, die Meeresflächen eben nur als Unterbrechungen der trockenen Theile der Erdoberfläche zu behandeln, als wenn nicht zumal die Tiefenverhältnisse des Meeres an den Küsten der Inseln und Festländer von größter Bedeutung auch für die Anwohner wäre und geradezu entscheidend für die Lage und Wichtigkeit der Küstenplätze. Wie anschaulich tritt uns hier Großbritannien und Irland als Wohnstätte der seemächtigsten Nation mit seinem dichten Flammenkranz von Leuchthürmen und Leuchtschiffen entgegen als nur ausbleibenden Culturantworten auf die nebenverzeichneten Umbilder der Natur von Klippen und Untiefen, als wollte mit gerechtem Stolz dies Albion auch in dieser Hinsicht zu uns reden: nicht nur die Lage genau in der Mitte der landreichsten Erdhälfte rief mich in die erste Stelle des auf oceanischem Verkehr beruhenden Welthandels, — die Thaten meiner Söhne ringsum an den sturmgepeitschten Küsten erwarben mir erst den Rang, ermöglichten mir die Erfüllung meines Berufes! — Und wie redet wiederum die Karte Italiens fesselnd zu

dem Beschauer, der von Peschel gelernt hat, mit guten Landkarten Zwiesprache zu halten! Die über das ganze Adriatische Meer vertheilten Angaben der Meerestiefe lassen deutlich die Fortsetzung jener Landbildung schon im Voraus überschlagen, die vor Zeiten durch appenninische, vielmehr aber noch durch alpine Flussanschwellung mit allmählicher Hervorhebung der oberitalischen Niederung aus dem Meere begann und nun im nächsten Jahrtausend Venedig unrettbar das Schicksal Ravennas im verstrichenen Jahrtausend bereiten wird, ja, weiter und weiter wirkend, dereinst die Seefläche in eine meerähnliche horizontale Landfläche wandeln muss bis zum Anwuchs des Monte Gargano an das Dakmatische Litoral; denn erst jenseits dieser Stelle sinkt den Seeboden plötzlich zu gröfsern Tiefen, weit über 100 Faden, ähnlich wie Italiens übrige Küsten alle, nur sie bereits in weit geringerer Entfernung vom Festland.

In Bezug auf die Angabe der Städte ist das Princip mit lobenswerther Consequenz durchgeführt, nicht nur den Ort derselben, sondern durch die Figur und Gröfse des gewählten kreisförmigen oder nicht kreisförmigen Symbols, ebenso durch die Schriftart des Namens gleichzeitig den Grad ihrer Bedeutung hervorzuheben, soweit derselbe in ihrer Einwohnermenge begründet ist. Jedoch möchte man wünschen, dass innerhalb der gewählten Abstufungen (gewöhnlich von 5000 zu 10.000, 20.000, 50.000, 100.000 Einwohner) die Städte nicht so rangirt wären, dass alle, die der nächst höheren Stufe zur Zeit noch nicht angehören, ohne weiteres der nächst niederen zugewiesen sind. Städte mit beinahe 100.000 Einwohnern rangiren dadurch mit Städten von nur 50.000 zusammen, und noch häufiger stört diese naturwidrige Zusammenordnung bei den kleineren Ortschaften. Ordnete man dagegen die Städte je nach der Annäherung ihrer Einwohnerzahl an den nächst höheren oder an den nächst niedrigeren der angenommenen Scalengrade, so erhielte man offenbar richtigere Gruppen, der Fehler zwischen der Stufe von 50.000 und der von 100.000 würde z. B. höchstens 25.000 betragen, während er nach jener Methode bis gegen 50.000 wächst.

Verfasser dieser überwiegenden Mehrzahl von politischen Karten sind fast ausschliesslich Petermann und Vogel. Ihnen gebührt folglich für die zeitgemäfsse Herstellung des Stiellerschen Atlas das gröfste Verdienst. Vollständig neu in Stich wie Zeichnung ist in der uns vorliegenden Abtheilung das auf vier Blätter vertheilte Bild der Pyrenäen-Halbinsel (im Mafsstab von 1 : 1.500.000). Ebenso ist ganz von neuem bearbeitet die Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika; den Reigen der auf 6 berechneten Blätter derselben beginnt hier der nordwestlichste Theil des Unionsgebietes vom Longs Peak bis zu jenem noch vor kurzem zwischen England und der Union streitigen Archipel im Südosten der Vancouver-Insel, welcher durch den im vergangenen October gefällten Schiedsspruch unseres Kaisers nunmehr den Vereinigten Staaten zugewiesen ist. Diese letztere Entscheidung konnte für das Kartenblatt noch nicht

benutzt werden; wogegen der im Jahre 1869 überhaupt erst betretene hochinteressante Bezirk der nordamerikanischen Thermen von der Art der isländischen Geysir am Yellowstone- und Madison-River (Zuflüssen des Missouri) nach Haydens gründlichen Forschungen bereits aufgenommen ist; ein sauberes Viereck hebt den District (etwa von der Größe unseres Schleswig) aus den umgebenden Territorien hervor, wie die Beschlüsse beider Häuser zu Washington 1872 dieses großartige Sanitarium der Zukunft als „Yellowstone-Nationalpark“ zu einer Staats-Domäne der Union erhoben haben.

Da auch die übrigen Länder vorläufig meist nur fragmentarisch vorliegen, so gedenken wir auf Besprechung der anderen Karten zurückzukommen, wenn uns die ferneren Lieferungen des Atlas vorliegen werden.

Dr. K. v. Spruners Hand-Atlas für die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. 3. Auflage. Neu bearbeitet von Dr. Theodor Menke. Gotha. Justus Perthes. 1871. (Lieferung 1—6.)

Spruners historischer Atlas war für das Studium der mittleren und neueren Geschichte längst zum unentbehrlichen Gehilfen geworden. Aber nur um so mehr drückte allmählich das Gefühl, dass er mehr den historisch-geographischen Wissensschatz der verflochtenen Jahrzehnte als den der Gegenwart repräsentirte; und, wer für Specialarbeiten ihn benutzte, merkte auch wohl, dass er selbst für jene Zeit, aus der er stammte, nicht gleichmäßig gründlich den im ganzen ja fast unermesslichen Quellenreichtum ausgebeutet hatte. Ohne dem hochverdienten Autor sein Verdienst irgend schmälern zu wollen, überkam einen doch die Besorgnis, ob man sein Werk nicht am Ende für ein auf den Pensionsetz gekommenes ansehen müsse.

Darum ist es geradezu ein Ereignis zumal für unsere historische Litteratur zu nennen, dass in Herrn Dr. Theodor Menke offenbar der rechte Mann gefunden wurde, der diesem Atlas die Spuren seiner nicht ganz einheitlichen Entstehung völlig nahm und mit profunder Quellenarbeit — die ganz von neuem zu beginnen war, da v. Spruner gar nichts von seinen für die Kartenentwürfe gesammelten litterarischen Materialien hinterlassen hatte — das Werk ganz auf den Standpunkt unserer Tage emporhob.

Diese Verjüngung des alten „Spruner“ zu einem „Spruner-Menke“ hat denn auch bereits von den verschiedensten Seiten her rühmende Anerkennung gefunden. Und wenn v. Sybel sein gewichtiges Urtheil in einem dem Atlas von ihm gewidmeten Bericht der „Geographischen Mittheilungen“ so laut und so eingehend begründet für dies classische Kartenwerk ausgesprochen hat, so bedarf es wahrlich keines weiteren Lobes, dessen eine so entschieden concurrenzlose Leistung wie die in Rede stehende, um sich Raum zu schaffen, überhaupt kaum bedurfte.

An dieser Stelle erübrigt nur, zu betonen, dass der nicht geringe Preis des auf 23 Lieferungen veranlagten Atlas (28¼ Thlr.) den meisten Historikern an unseren Schulen die Anschaffung desselben verbieten möchte, dass hier also in eminentem Grade ein Fall vorliegt, in welchem jeder höheren Lehranstalt, die etwas auf gut fundirten Geschichtsunterricht hält, die Anschaffung für die Gesamtheit namentlich des historischen Lehrpersonals obliegt; auch würde sich ja die Einzelanschaffung des theuren Werkes verhältnismäßig schlecht lohnen, weil gewiss sehr wenige auf allen Theilen des Erdenrunds zu so eingehenden historisch-geographischen Studien Veranlassung finden, niemand vor allem gleichzeitig alles treiben kann. Am zweckdienlichsten erscheint es bei einer Anschaffung für die Schulsammlung, nicht alle 90 Karten zusammen, sondern, etwa länderweise, zusammengehörige Karten in abgesonderte Bände binden zu lassen, um eine möglichst allseitige Verwerthung unter den Mitgliedern des historischen und geographischen Collegiums zu erzielen. Zu betonen aber ist außerdem, dass der Besitz einer der beiden früheren Auflagen des Sprunerschen Atlas keineswegs, wie schon im Obigem angedeutet, den Ankauf dieses neuen „Spruner-Menke“ unnöthig macht.

Nicht nur das Gewand ist ein neues (die Kartenblätter zeigen alle gleich großen Rahmen, den nördlichen Rand nun übereinstimmend nach oben gekehrt, der Kupferstich verräth in Weichheit und Klarheit, das Colorit in Sauberkeit, gerade so wie die eben besprochene neue Ausgabe von Stiellers Handatlas Justus Perthes' Werkstätte), — sondern der Inhalt besonders ist durch Menkes Sorgfalt mehr als blofs verbessert. Sämmtliche Blätter sind neu gezeichnet, fast alle, auch die noch Spruners Namen führenden, neu entworfen, die Zahl der früher 81 Karten ist auf 90 gesteigert, die der früher 119 Nebenkarten in einer hauptsächlich der Kriegsgeschichte sehr dienlichen Weise sogar auf 340. Für die Wiedergabe der politischen, kirchengeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse hat Menke consequent den Anfangs-, nicht wie Spruner den Schlussmoment des jedesmaligen Zeitabschnitts zu Grunde gelegt.

In der kurzen Reihe der oben bezeichneten Anfangslieferungen enthält die, sonst von Menke nur revidirte, welche Europa im allgemeinen darstellt (gegen Ende von Justinians Regierung, auf dem Höhepunkt der Napoleonischen Macht um 1810, und nach den Beschlüssen des Wiener Congresses), ein neues Blatt, welches die Wohnsitze der europäischen Völker in der Mitte unseres Jahrhunderts zur Darstellung bringt. Dass hier die „Walen“ in Wales nicht ebenso wie Bretonen, Iren und Galen als Kelten angegeben sind, ist vielleicht nur ein Versehen in dem einzelnen dem Unterzeichneten vorliegenden Exemplar; die Magyaren hingegen schlechtweg als „Finnen“ gedeutet zu sehen, ist ein Missgriff, den man gerade deshalb nicht oft genug hervorheben kann, weil er so allgemein gemacht wird. Esthen,

eigentliche Finnen und Quänen sind dazu als „Tschuden“ mit ganz anderer Farbe von den mit den Magyaren gleichartig roth colorirten Lappen, Syrjänen, Wotjaken und Tschereimisen unterschieden; und wenn die türkischen Völker, die doch wenigstens seit Menschengedenken eine Sprache des mongolischen Sprachstammes reden, nicht mit den linguistisch und leiblich der mongolischen Race zugehörnden Kalmüken zusammengeworfen werden, wie viel weniger ist es erlaubt die Ungarn mit den Lappen und deren Verwandten rangiren zu lassen – denen sie körperlich und historisch ungefähr so fern stehen wie trot Herrn Quatrefage wir selbst, da wir genaue Nachricht darüber besitzen, dass die Ungarn nicht, wie sogar der wackre Caspar Zerk noch meinte, von Alters her eine finnische Sprache redeten, sondern dieselbe vielmehr erst von chazarischen Stämmen annahmen, die mit ihnen in der südrussischen Ebene im Lauf des 9. Jahrhunderts zusammentrafen und sich dauernd mit ihnen verbanden.

Tiefer eindringende Forschungen in den Originalquellen sprechen uns aus den übrigen Lieferungen an, die vorzugsweise einzelne europäische Staaten in wichtigen Momenten ihrer Geschichte veranschaulichen.

Zur Karte des älteren Italien (bis zum Frieden von Campo Formio) ist ein Menkesches Blatt getreten, welches uns die Riesenfortschritte des mittelalterlich zerstückelten Halbinsellandes vorführt, wie es, nach Erduldung der willkürlichen und ephemeren Staatsschöpfungen und Staatenerweiterungen Napoleons I. sowie der nicht minder naturwidrigen und doch in der Metternichschen Stillstandsperiode so lange dauernden politischen Construction der Wiener Congressmächte, plötzlich die Idee seines Cavour, den heißen Sehnsuchtswunsch seiner ganzen Nation in kaum mehr denn einem Jahrzehnt verwirklicht. Die Pläne der Schlachten von Marengo, Novara, Magenta und Solferino illustriren wichtige Etappen dieser Schicksalswendung, die in ihrem Endergebnis bis auf die Zeiten Theodorich d. Gr. nicht ihres Gleichen hat. Die Eintragung des ungemein wichtigen Schienenstranges von Brindisi bis über Mailand in die kleine Karte, welche das nun endlich geeinigte Italien im Zustand vor der Schlussannexion von Rom wiedergiebt, weist nebenbei die friedliche Bedeutung auf, die schon in nächster Zukunft diese südöstlich zugereckte Landbrücke Mitteleuropas zwischen Rheinland sammt Gotthard-Tunnel einer- und Suez-Canal sammt allem, was dahinter liegt, andererseits gewinnen muss.

Vollständiger liegt bereits die Gruppe der die Iberische Halbinsel betreffenden Karten vor. Sie greifen bis auf die Zeit der Westgotenherrschaft zurück, für die gerade Menke ein werthvolles Blatt auf Grund arabischer Geographen und christlicher Quellenschriften (besonders denen der España sagrada), selbstverständlich unter Benutzung der ganzen neueren Litteratur von Conde bis Hübner und Dozy geliefert hat. Auf dem Bilde der Halbinsel unter der beinahe das Ganze umfassenden Araberherrschaft belehrt gleich der neben

Spania als völlig gleichbedeutend in großer Schrift aufgetragene Name Andalus, dass wir es bei letzterem mit einer arabischen Namensform für diesen äußersten „Westen“ des Islam zu thun haben, nicht mit einem nur dem Guadalquivirgebiet zustehenden Namen einer Provinz, die nach den hier in einem Rest sitzen gebliebenen „Vandalen“ genannt sei. Der mächtige Siegeslauf, den dann seit dem 11. Jahrhundert die Nachkommen der in die nördlichsten Gebirge einst vor dem Halbmond geflüchteten Christen weiter und weiter gen Süden ausführten, bis sie den Einzug sogar in der Alhambra halten durften, — er tritt uns auf den ferneren Karten so fasslich vor Augen, dass man nur wünschen möchte, diese Blätter in Wandkartengröße für den Unterricht vorrätig zu haben. Die No. 20 bringt die schon aus den von Spruner besorgten Auflagen hinlänglich bekannten Uebersichtskarten und Specialdarstellungen zur Geschichte der portugiesischen und spanischen Conquistadorenepoche und des Zenithstandes der habsburgischen Glückssonne, wobei übrigens in der Mercatorprojection recht in die Augen springt, wie die Phrase vom Reich ohne Sonnenuntergang allein dadurch vor dem Vorwurf völliger Unwahrheit gerettet ist, dass in jenem durch den größten der Oeane und den größten der Erdtheile dargestellten Raume zwischen dem amerikanischen Neuspanien und Oesterreich die Philippineninsel eine (jedoch ganz vereinsamte) habsburgische Besizung war, denn bekanntlich geht den Pulquetrinkern in Mejico die Sonne sehr viel früher unter als sie denen, die „mit glänzendem Aug“ die ewig festfrohen Tage an der schönen blauen Donau verleben, aufgeht. — Ungern vermisst man unter den für die Revision des Blattes von Menke angezogenen Quellenwerken neben Daniels Handbuch u. dgl. die für immer grundlegenden Arbeiten O. Peschels „Zeitalter der Entdeckungen“ und „Geschichte der Erdkunde.“

Recht ersprieflich ist die von Menke bewirkte Scheidung der Sprunerschen Abtheilung „Nordische Reiche“ in die beiden Sectionen „Skandinavien“ und „Slavische Reiche“. Das ist namentlich einer sehr dankenswerth ausführlichen Behandlung der ethnographischen und politischen Metamorphosen der großen osteuropäischen Niederung zu gute gekommen. Wir zweifeln, ob die Russen selbst bei all ihrem wissenschaftlichen Aufschwung, gerade auch auf geographischem und kartographischem Gebiet, so eindrucksvoll klar und zugleich so inhaltreiche Darstellungen ihrer lawinenhaften Machtentfaltung auf drei Blättern besitzen. Deutlicher als aus der bloßen Geschichtserzählung enthüllt sich dem Auge, dass diese Entwicklung von den Zeiten der Rurik bis auf den gewaltigen Kaiser Peter, die nicht minder gewaltige Katharina und bis in die gegenwärtige Epoche des Befreiungskukas und des unaufhaltsamen Vordringens in Asien vor sich vorüberziehen lässt, die Wahrheit, dass seit dem Römerreich kein Reich der Welt eine so großartige Politik in so imponanter Folgerichtigkeit verfolgt hat als das russische, so dass schon heute aus dem Dunkel der Zukunft die Gestalten von nur

noch zwei Großmächten ersten Ranges hervortreten, die in unserem Jahrhundert quer hinüber über den breiten Rücken ihrer Weltinseln ihr Gebiet mit einer ausgedehnten Küste am Großen Ocean umsäumt haben: Russland und Nordamerika.

Wie diese beiden den nordischen und östlichen Völkern Europas gewidmeten Sectionen, so bringt auch die (zuerst ausgegebene) Lieferung für die Geschichte der byzantinischen und osmanischen Macht-sphäre — bis auf jene nur der Revision bedürftige Karte des osmanischen Reichs im 17. Jahrhundert — lauter neue Menkesche Darstellungen, und gerade diese letzteren, welche auf dem westasiatisch-mediterranen Boden die beinahe bis zur Vollendung gediehene Reconstruction des Cäsarstaates durch Justinian, die in der nächstfolgenden Periode des Verfalls kaleidoskopisch eintretenden Machtverrückungen im vorderasiatischen Morgenland, endlich die Thaten der Kreuzfahrer in Syrien versinnbildlichen — gerade diese enthalten die Früchte eines ebenso umfangreichen als tiefdringenden Quellenstudiums vom Justinianischen Codex herauf zu den jüngsten philologischen, geschichtlichen, erd- und völkerkundlichen Arbeiten, deren eine (über das vorislamitische Arabien von dem unermüdelichen Orientforscher Blau) Menke noch als Manuscript aus der Hand des Verfassers zur Benutzung erhielt.

Auch über diesen Atlas behalten wir uns fernere Berichte hinsichtlich der Weiterführung der neuen Bearbeitung vor.

Berlin.

• Kirchhoff.

1. Dr. Worpitzky, Lehrer (jetzt Oberl.) d. Math. a. Fr. Werd. Gyna. in Berlin. Elemente der Mathematik für gelehrte Schulen und zum Selbststudium. 1. H. Die Arithmetik. S. IX. 138. 20 Sgr. 2. H. Algebra. Kettenbrüche, Combinationenoperationen nebst Wahrscheinlichkeitsrechnung, Kreisfunctionen nebst Trigonometrie. S. 134. 15 Sgr. Berlin. Weidmannsche Buchh. 1872.
2. Dr. Spitz, Prof. am Polytechnicum in Carlsruhe. Lehrbuch der allgemeinen Arithmetik zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium. 1. Th. Die allg. Arithmetik bis einschließlich z. Anwendung d. Reihen auf die Zinseszins- u. Rentenrechnung nebst 1450 Übungsaufgaben. S. XVI. 471. 2 Thlr. — 2. Th. Die Combinationslehre, der binom. Lehrsatz, die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die sich auf die menschliche Sterblichkeit gründenden Rechnungsarten, die höheren Gleichungen u. d. Einleit. zu d. Lehre v. d. Determinanten; nebst 500 Beisp. u. Übungsaufgaben. S. XVI. 333. 1 Thlr. 10 Sgr. — 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Wintersche Verl. 1868. 1873. — Anhang. Die Resultate u. Andeutungen z. Auflösung der in dem Lehrb. befindl. Aufg. 2 Hefte. 12 Sgr. und 6 Sgr.
3. A. Ziegler, Gymnasialprof. Ebene und sphärische Trigonometrie, in analoger, th. neuer, th. verbesserter Durchführung z. heuristischen Unterricht. S. X. 44. 10 Sgr. München. J. Lindauerscher Verl. 1871.

4. Dr. A. Sonnenburg. Lehrbuch der gesammten Elementargeometrie f. Gymn., Real-, höh. Bürger- u. Militärschulen. 2. Th. Ebene Trigonometrie. M. 19 eingedr. Fig. S. IV. 59. 12 Sgr. — 3 Th. Stereometrie. M. 129 eingedr. Fig. S. VII. 136 25 Sgr. — 2. völlig umgearbeitete Aufl. Bremen. Herm. Gesenius 1870. 71.

Für den, der es übernimmt, seinen Fachgenossen die litterarischen Erscheinungen auf einem besonderen Gebiete der Schullitteratur zur Anzeige zu bringen, ist es eine wahre Erquickung, neben der Menge der ziemlich gleichartigen, den ausgefahrenen Weg mit wenigen unerheblichen Abweichungen gehenden Lehrbücher auf solche zu stoßen, die sich wirklich durch Eigenthümlichkeit und werthvolle Eigenthümlichkeit vor den übrigen auszeichnen, und wenn er auch etwa genöthigt wäre, zum Schlusse seine Bedenken gegen die allgemeine Aufnahme dieser Eigenthümlichkeiten auszusprechen, ja, wenn er den von der Menge eingeschlagenen Weg doch als den sichersten und kürzesten zu bezeichnen sich veranlaßt fände, so kann es doch nicht fehlen, dass eben jene Eigenthümlichkeiten eine wohlthätige Anregung auch denjenigen bieten müssen, welche in der gewohnten StraÙe gehen und leicht die Meinung hegen, dieselbe sei in keiner Weise einer Verbesserung oder Veränderung fähig. Derartige Betrachtungen haben in uns vorzugsweise die unter 1 und 3 bezeichneten Bücher angeregt. No. 1—3 sind aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten gearbeitet und doch verdienen sie sämmtlich das Lob einer tüchtigen und gründlichen, selbständigen Verarbeitung des Unterrichtsmaterials. No. 1 will nach der eignen Angabe des Verf. nicht unmittelbares Lehrbuch sein, dem der Lehrer Schritt für Schritt zu folgen hätte oder auch nur folgen könnte. Er ist etwa von demselben Gesichtspunkte ausgegangen, von dem aus Baltzer seine Lehrbücher geschrieben, dass sie dem gereiften Schüler das System der Wissenschaft in seiner folgerichtigen Gliederung darlegen sollen. W. spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Es zeigt sich zwischen der Behandlung des Stoffes durch den Lehrer und durch das Lehrbuch ein wesentlicher Unterschied, welcher höchstens dann vermeidbar wäre, wenn man für einen einzelnen Zögling schriebe, dessen geistiges Leben überdies in allen Einzelheiten bekannt sein müsste. Denn während der Lehrer, den ihm vorliegenden Bildungsstand seines Schülers berücksichtigend, an diesen nur mit solchen theoretischen Entwicklungen herantritt, welche in Absicht auf den Endpunkt als nützlich erscheinen, sich mithin anfangs begnügt, die schon erworbenen Erkenntnisse in solcher Form aussprechen und einprägen zu lassen, in welcher sie die möglichst einfachen und fruchtbarsten Bestandtheile der folgenden Deductionen bilden, und erst später nach Erweckung des Bedürfnisses für ihre Vertiefung Sorge trägt, indem er nach seinem Ermessen im System zurückgreift; so darf das Lehrbuch zum Nachtheil der Uebersicht über das letztere keine Lücke lassen, da ihm die Voraussetzung zu psychologischen Rücksichten abgeht. Es ist vielmehr seine Aufgabe, in jeder einzelnen



Disciplin aus den Grundbegriffen mit ununterbrochenem Schritte unter Berücksichtigung aller wesentlichen Momente zu dem Höchsten aufzusteigen, was dem Schüler überhaupt geboten werden soll, damit es dem Lehrer als ein geeignetes Werkzeug diene, um den letzten Zweck des mathematischen Unterrichts auf gelehrten Schulen — die Ausbildung des Verständnisses für logische Folgerichtigkeit und ihren Einfluss auf jegliche Fortschritte des menschlichen Geistes — zu erreichen. Ob die einzelnen Hefte in der Classe, in welcher sie zuerst beschafft werden müssen, ganz durchgenommen werden, wie amerikanische textbooks, das spielt keine Rolle gegenüber der Auffassung eines einheitlichen Ganzen bei der Repetition in den oberen Classen.“ Daneben hat es der Verf. nicht unterlassen, mannigfache Hinweisungen und dankenswerthe Winke auch für eine zweckmäßige, methodische Behandlung zu geben. — No. 2 ist dagegen sehr ausführlich und zwar nicht blofs in Bezug auf die Ausdehnung des Stoffes, den der Verf. zur Behandlung bietet und in welcher er, wie es uns scheint, gewissen Liebhabereien allzuweiten Spielraum gönnend, ausgedehnte Partien aufgenommen hat, die wenigstens in norddeutschen Lehranstalten nicht würden Berücksichtigung finden können, sondern auch in Bezug auf die Behandlung dieses Stoffes, die eine große Breite nicht verleugnen kann. Hiervon abgesehen trägt aber No. 2 im allgemeinen den Charakter der gewöhnlichen Lehrbücher, die also bestimmt sind, dem Unterricht in Gang und Form von Anfang an zu Grunde gelegt zu werden, wenn auch manche Partien als solche bezeichnet sind, die unbeschadet des Zusammenhanges sollen ausfallen können. Auch insofern bietet sich No. 2 als unmittelbar verwendbares Lehrbuch dar, als es theils an einer großen Anzahl von Beispielen das Erörterte zur deutlicheren Einsicht bringt und manche Partien, für die sich allgemeine Regeln schwer aufstellen lassen, an diesen Beispielen erklärt, theils eine sehr umfangreiche Sammlung von Uebungsaufgaben den einzelnen Paragraphen hinzufügt, zu denen auch die Auflösungen in den oben bezeichneten Heften erschienen sind, so dass dadurch ein besonderes Uebungsbuch unnöthig wird. Allerdings dürften dann gewisse besonders wichtige Partien, namentlich die gewöhnlichen synthetischen Gleichungen des ersten Grades mit einer Unbekannten, und die quadratischen Gleichungen mit zwei Unbekannten noch einer erheblichen Vermehrung und größerer Mannigfaltigkeit bedürfen. 94 Nummern stehen gegen 236 bei Heis und 416 bei Bardey doch gar zu sehr zurück. — Noch entschiedener schlägt No. 4 den gewöhnlichen Weg ein. Wir haben in der That wenig Eigenthümliches in beiden Büchern entdecken können; sie sind für den unmittelbaren Schulgebrauch geschrieben, geben fast überall die gewöhnlichen Ableitungen und Beweise, und zwar nicht blofs in aller Vollständigkeit, sondern auch in ermüdender Breite, so dass dem Lehrer kaum etwas hinzuzufügen übrig bleibt: dem eigentlichen Texte sind eine Anzahl von Aufgaben eingestreut, worunter sich recht brauchbares Material findet, wenn freilich auch

diese Aufgaben blofs das ganz Gewöhnliche bieten, nur dass zum Schlusse der Trigonometrie der Verf. noch die trigonometrische Ableitung der Seite des regulären Siebenzehneckes nach Legendre giebt. — Die Zieglerschen Bücher, zu denen No. 3 gehört, sind recht eigentlich Schulbücher für den heuristischen Unterricht, wie der Titel besagt, also auf eine ganz bestimmte Methode berechnet und unmittelbar nur für diese anwendbar. Sie gehen genau den Gang, der einzuschlagen ist, geben dem Schüler die erforderlichen Andeutungen in sehr passender und geschickter Ausdehnung, aber nicht den Beweis selbst, zeigen ihm auch verschiedene Wege, denselben zu führen, deuten bei der überaus knappen Darstellungsweise des Verf's. oft selbst die Sätze nur an; sie befreien sich von der streng wissenschaftlichen Form, so dass selbst Erklärung, Axiom, Lehrsatz, Zusatz nicht in klarer Sonderung auftreten (was wir denn doch nicht billigen können), und dem Lehrer die Feststellung und Leitung überlassen bleibt. Der befolgte Gang, die beabsichtigte Methode, die trefflichen Andeutungen, wie der Lehrer dem Schüler die Sätze zur Anschauung zu bringen, wie er sie dann auch sogleich praktisch auf physikalische Erscheinungen (Planspiegel, Hohlspiegel), auf Messungen anzuwenden habe, verdienen die lebhafteste Anerkennung, welche die Lehrbücher des Verf's. schon mehrfach gefunden haben und bieten des Anregenden und theils unmittelbar, theils gelegentlich Verwendbaren so viel, dass wir sie allen Fachgenossen, auch denen, die der Methode des Verf. nicht zu folgen gesonnen sind, dringend empfehlen können. Und das, was wir hier von den Lehrbüchern des Verf's. im allgemeinen gesagt haben, gilt von No. 3 ganz besonders.

Was uns aber anbetrifft, so werden diejenigen unserer Leser, welche theils manche unsere Anzeigen in früheren Jahrgängen, theils unsere Artikel in der Schmidtschen Encyclopädie gelesen haben (wir verweisen namentlich auf „ebene Geometrie“ und „Wiederholung“), wissen, dass wir uns mit den Gedanken, aus denen No. 1 und 3 hervorgegangen sind, in wesentlicher Uebereinstimmung befinden. Wir haben es in der That immer für wünschenswerth gehalten, dass in der obersten Classe ein wiederholender Cursus des gesammten mathematischen Lehrstoffes in der Weise stattfinde, dass derselbe ohne jene einschränkende Rücksicht auf den Bildungsstand des Schülers, die bei einer ersten Behandlung so oft maßgebend sein muss, in seiner vollen systematischen Folgerichtigkeit, in seiner symmetrischen Schönheit erscheine und so der Schüler das Bild einer Wissenschaft auf die Universität mitnehme, ein Zweck, den, wie es uns immer erschienen ist, gerade die Mathematik zu verfolgen verpflichtet ist, weil sie allein ihn schon auf der Schule zu erreichen vermag. Für diesen Zweck nun begrüßen wir No. 1 mit hoher Freude, um so mehr, als wir auch mit der trefflichen Ausführung in den bei weitem wichtigsten und meisten Punkten völlig einverstanden sind. — Ebenso haben wir uns zwar oft genug gegen die genetische Methode erklärt, dagegen ebenso entschieden für die heuristische ausgespro-

chen, deren Schwierigkeit wir zwar nie verkannt, die wir aber als die eigentlich bildende immer bezeichnet haben. Wie dieselben in geschickter Weise, so dass sie nicht zu großen Zeitverlust verursache, zur Anwendung zu bringen sei, dafür giebt No. 3 vortreffliche Anleitung. Aber doch — bei all dieser Anerkennung dürfen wir unsre Ansicht nicht zurückhalten, dass sich No. 1 und 3 für eine allgemeine Verbreitung schwerlich als geeignet erweisen werden. Sie sind, um es gleich so zu bezeichnen, aus zu einseitigen Gesichtspunkten hervorgegangen, als dass wir glauben könnten, sie würden eine ausgedehnte Verwendung als eigentliche Schulbücher finden. Wir halten es durchaus für wünschenswerth, dass das Lehrbuch zugleich dem vom Lehrer im allgemeinen zu befolgenden Gange angepasst sei, und halten dies auch keinesweges für so unmöglich, als es W. hinstellen möchte. Wie der Lehrer in der Classe den Unterricht nicht bloß „auf den einzelnen Zögling“ berechnen kann, „dessen geistiges Leben ihm überdies in allen Einzelheiten bekannt sein müsste“, sondern auf den mittleren Durchschnitt, so wird auch ein Lehrbuch, besonders bei den vielleicht allzu geordneten, der individuellen Lehrfreiheit der Einzelnen allzu geringen Spielraum lassenden Schulverhältnissen, wie sie jetzt wohl nicht bloß in Preußen, sondern z. B. auch in Bayern stattfinden oder wenigstens beabsichtigt werden, sehr wohl im Stande sein, den Lehrgang festzustellen, der im allgemeinen einzuhalten ist, ohne dass eine allzu eingehende Ausführlichkeit die individuelle Behandlung des Lehrers über Gebühr hemme. Wenn in Preußen und weit darüber hinaus die Kambly'schen Lehrbücher, die an innerem wissenschaftlichen und methodischen Werthe von sehr vielen anderen überragt werden, eine heutzutage, wo die Anzahl der Lehrbücher legio ist, wohl nur noch durch die Plötzschen französischen Lehrbücher übertroffene Verbreitung gefunden haben und den vor mehr als 20 Jahren angetretenen Besitz in unseren Gymnasien so dauernd in einem fast völlig unveränderten Gewande ohne Rücksicht auf neue Fortschritte der Wissenschaft und der Methode festhalten, so glauben wir dies gerade diese zweckmäßigen Einrichtung zuschreiben zu dürfen, die dem Lehrer sowohl in der Behandlung, als auch für die Erweiterung des Stoffes die wünschenswerthe Freiheit lässt und ihm doch für seinen Unterricht einen festen Halt giebt, namentlich aber dem Schüler bei der Wiederholung die trefflichsten Dienste leistet. Und wir glauben nicht zu irren, auch jedes neue Lehrbuch, welches auf eine ausgedehnte Verbreitung berechnet wird und welches etwa die Absicht haben sollte, dem Kambly'schen ernstlich Concurrerenz zu machen, müsste in einem ähnlichen Zuschnitte abgefasst sein, um dem Unterricht selbst zum Grunde gelegt zu werden, den Schülern einen festen Anhalt zu bieten, dem Lehrer aber daneben eine gewisse Freiheit zu gestatten.

Nachdem wir unsre Ansicht über die Gesichtspunkte ausgeprochen, aus denen die oben bezeichneten Lehrbücher verfasst sind,

gehen wir auf den Inhalt im einzelnen ein. Wir wenden uns zunächst zu Nr. 1. Schon äußerlich macht dasselbe einen eigenthümlichen und interessanten Eindruck; der Parallelismus in den Operationen jeder Rechnungsstufe ist durch den Druck auf das deutlichste zur Anschauung gebracht. Hier hat sich auch die Verlagshandlung ein nicht unbedeutendes Verdienst erworben, indem sie trotz des sehr mäßigen Preises darauf eingegangen ist, nicht bloß durch große und schöne Lettern im allgemeinen, sondern auch durch vielfachen Raumverlust und schwierigen Druck den Anforderungen des Verf.s nachzukommen. Die Seiten sind nämlich größtentheils halb gespalten, auf der linken Hälfte stehen z. B. die Sätze für die Multiplication, auf der rechten die entsprechenden, so weit als irgend möglich im Ausdruck conform gehaltenen Sätze für die Division. Besonders schwierig wird schon das äußerliche Festhalten dieses Parallelismus auf der 3. Rechnungsstufe, wo dem Potenziren zwei Rechnungsarten das Radiciren und Logarithmiren gegenüberstehen und das eine Blatt ganz dem Potenziren, das andre in der vorher bezeichneten Theilung links dem Radiciren, rechts dem Logarithmiren eingeräumt ist. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, dass dabei viele und große Lücken entstehen, die einen nicht unerheblichen Papieraufwand zur Folge gehabt haben. Aber der vom Verf. beabsichtigte und mit solcher Consequenz wohl nirgends verfolgte Zweck, den Parallelismus der Sätze für die zusammengehörigen Rechnungsarten zur unmittelbarsten Anschauung zu bringen, ist auch in trefflichster Weise erreicht. Daneben tritt der nicht leicht zu vermeidende Uebelstand zurück, dass bisweilen wenn auch sehr selten für einen Beweis der inversen Rechnung ein späterer Paragraph zu Hilfe genommen werden muss, wie z. B. § 48 I. C auf § 69 Zus. recurrirt. Ein vorausgeschicktes Schema über das ganze Gebiet der elementaren Arithmetik weist im großen eine ähnliche Gleichmäßigkeit für die drei Rechnungsstufen nach und dabei zugleich die Vertiefung, welche die Arithmetik auf jeder neuen Stufe erfährt. Dass damit auch eine Erweiterung verbunden ist, tritt freilich nicht hervor, und wir glauben, es würde ganz dem vom Verf. befolgten Zwecke entsprechen, wenn er auch diese noch deutlich zur Anschauung brächte. Es ist nämlich offenbar, dass dadurch, dass jede neue Rechnungsstufe mit den früheren in Verbindung kommt, sich die Anzahl der Sätze auf jeder neuen vermehrt. Ein Schema, ähnlich dem, welches der Verf. S. 11 u. 12 bietet und welches ebenso übersichtlich die Hauptsätze jeder Stufe zusammenstellte, würde diesen Zweck trefflich erfüllen. J. H. T. Müller, der in seinem Lehrbuche ebenfalls den Parallelismus und den innigen systematischen Zusammenhang der Rechnungsarten zu betonen und deutlich darzustellen bemüht war, hat ein solches sehr instructives Schema auf S. 308 der 1. Aufl. gegeben. Dasselbe zeigt beides, sowohl die Analogie, als auch die Erweiterung. — Nur aus raktischen Gründen, die uns nicht durchgreifend erscheinen, hat der Verf. in § 49 den inneren Parallelismus einmal aufgegeben und

dafür einen mehr formalen des Ausdrucks hergestellt, indem er die offenbar zusammengehörigen Sätze  $a^p a^q = a^{p+q}$  und  $\log a^p = p \log a$  +  $\log a^q$  u. s. w. von einander getrennt hat. Sollte der Verf., was ja seine großen Schwierigkeiten hat, die kein verständiger Referent übersehen wird, an seinem trefflichen Buche bei einer spätern Auflage Veränderungen vornehmen wollen, so würden wir ihn ersuchen, da uns zweifelhaften Werth jener praktischen Gründe nochmals zu erwiegen. Aber überhaupt sind wir mit dem vom Verf. eingeschlagenen Gange nicht völlig einverstanden. Wir ziehen den von Müller befolgten Weg entschieden vor und halten ihn für den wissenschaftlich durchaus richtigen, nämlich den, dass, sobald die neue Rechnungsstufe betreten ist, zunächst diejenigen Sätze zu erörtern sind, welche sich für diese Stufe selbst ergeben und dass dann erst diejenigen folgen dürfen, welche für die Verbindung der neuen Stufe mit der vorhergehenden stattfinden u. s. w. Die Sätze selbst, deren Schwierigkeit wächst, je weiter die zu verbindenden Stufen aus einander liegen, weisen schon darauf hin, welches das Einfachere, das prius ist. Hätte der Verf. diesen Weg eingeschlagen, so würde er wahrscheinlich auch jene Abweichung nicht für nothwendig gefunden haben. — Um die Gleichmäßigkeit auch äußerlich deutlich hervortreten zu lassen, hat der Verf. für  $\log$  ein neues Zeichen eingeführt und die Anwendung desselben in seinem Buche consequent durchgeführt. Er schreibt nämlich statt  $\log a$ ,  $\int_a^b$ , indem das Zeichen  $\int$  ein deformirtes  $l$  vorstellen soll, wie  $\sqrt$  ein deformirtes  $r$  ist. Zur Empfehlung führt er die nach seiner Darstellung so leicht sich einprägenden Formeln  $\int_a^a = 1$ ,  $\int_a^b = \int_b^a$ ;  $a : \int_c^b = a \int_c^b$  u. a. an. Auch Müller hatte für gewisse Zwecke ein besonderes Zeichen eingeführt, dem das des Verf.'s sehr vorzuziehen ist. So misslich eine solche Neuerung ist, wir würden ganz mit derselben einverstanden sein und uns gern für ihre Anwendung entscheiden; der Verf. hat ganz recht, dass durch die bisherige besondere Bezeichnungsweise dem Schüler der Gedanke beigebracht wird, es stehe diese Rechnungsart in einem ganz besonderen Gegensatz zu den übrigen Theilen der Arithmetik. Wir möchten aber den Verf. hierbei fragen, ob nicht aus ähnlichen Gründen das Wort: Exponentiiren, d. h. den Exponenten suchen, dem Worte: Logarithmiren vorzuziehen sei; nicht weniger als die Zeichen tragen die neuen Namen: Numerus und Logarithmus dazu bei, dem Schüler diese 7. Rechnungsart als etwas ganz absonderliches darzustellen. Wenn ferner der Verf. sich gestattet, statt  $\log$  nach der Grundzahl  $b$  blofs  $a$  nach  $b$  zu sagen, so würden wir auch  $a$  aus  $b$  statt  $a^b$  Wurzel aus  $b$  für consequent und angemessen finden. Bei zusammengesetzten Wurzelexponenten ist die bisher übliche Ordinalzahl für das Aussprechen überaus lästig, theilweise fast unmöglich. — Ganz vortrefflich ist die Art, wie der Verf. die Einführung

der bei den inversen Rechnungsarten auftretenden neuen Zahlengrößen motivirt und erklärt. Er spricht sich darüber § 17 folgendermaßen aus: „Jeder Satz, welcher noch etwas anderes über die Eigenschaften der behandelten Größen als bekannt voraussetzt, als dass sie gleichartig seien, enthält eine für die Arithmetik äußerst lästige Bedingung, da die Untersuchung, wenn weiter nichts bekannt ist, durch ihn in neben einander laufende Theile gespalten wird, deren Anzahl bei seiner wiederholten Verwendung zunimmt. Um diesem Uebelstande zu begegnen, ist mit großem Glücke eine Reihe von Erfindungen gemacht worden, welche sämmtlich darin übereinstimmen, dass gewisse Zeichenverbindungen, die nichts weniger als Größen oder Zahlen darstellen, dem äußeren Anscheine nach als solche behandelt werden dürfen, und dieses, ohne jemals auf Zeichenverbindungen zu führen, welche bei genauer Kenntniss der ersteren Zweifel über die wahre Bedeutung des Resultates entstehen ließen. Jede dieser Erfindungen nennt man eine Erweiterung des Größen- oder Zahlenbegriffs.“ Wir haben kaum je den zu Grunde liegenden Gedanken so deutlich ausgesprochen gefunden. Es ist natürlich, dass jede solche Erweiterung durch Definitionen nicht bloß der neuen Größen selbst, sondern auch der mit ihnen vorzunehmenden Operationen eingeleitet ist, und wir fügen hinzu, dass dies mit großer Schärfe und Genauigkeit geschieht. In No. 2 ist auf ganz zweckmäßige Weise die Schwierigkeit des Ueberganges von absoluten zu algebraischen Zahlen dadurch vermieden, dass der Verf. gleich von Anfang an Richtungszahlen einführt und so die Behandlung der ersten Rechnungsstufe erheblich vereinfacht. Indem ihm ein ähnliches Verfahren auf den folgenden Stufen nicht gelungen ist, hat allerdings die Behandlung des Ganzen eine Ungleichheit erfahren.

Zum Zwecke der Beweisführung lässt W. unmittelbar nach den Definitionen der einzelnen Rechnungsstufen sogleich die Verbindung gleicher und ungleicher Größen durch die betreffenden Operationen folgen. Auch Sp. gewährt den Ungleichungen einen viel ausgedehnteren Raum, als es sonst zu geschehen pflegt. Zweierlei Bemerkungen seien uns hierbei gestattet. Erstens beschränken beide Verfasser die Sätze der Ungleichungen auf absolute oder positive Zahlen, theils ausdrücklich, wie Sp., indem er dann z. B. § 64. 7) hinzufügt: „Für den Fall, dass die Glieder der Gleichungen oder Ungleichungen zum Theil negativ sind, lassen sich aus Vorstehendem . . . die entsprechenden Beziehungen leicht finden“, und ähnlich in § 111. 6, theils schweigend, wie W. § 25. Dass das letztere unzulässig ist, wird der Verf. gewiss selbst gern zugestehen. Mag er sich auch in II A darauf berufen können, dass der Multiplicator absolut sein müsse, für III A, II B gilt dies nicht, und ebenso ist III B nur für absolute Größen giltig<sup>1)</sup>. Aber auch

<sup>1)</sup> Hierbei bemerken wir, dass im Beweise für II B und III B nicht bloß II A, resp. III A, sondern an beiden Stellen II A und III A anzuwenden sind.

die gelegentliche Erwähnung von Sp. können wir nicht billigen; denn gerade die Vorzeichen verursachen die Schwierigkeit allgemeiner Sätze und, während Sp. sich sehr wohl an dieser, wie an andern Stellen manche unnütze Breite hätte sparen können, wären gerade hier allgemeine Sätze wohl angebracht gewesen. In § 111 führt die Verbindung der Ungleichheitszeichen und Vorzeichen mehrfach zu ganz interessanten Regeln. Man meine auch nicht, die Entscheidung sei im einzelnen Falle leicht zu treffen; eben weil man den Buchstabenausdrücken nicht ansieht, ob sie  $\geq 0$ ,  $\geq 1$  sind, ist eine fehlerhafte Anwendung der Ungleichheitszeichen bei ihnen sehr leicht möglich, und nicht blofs der Anfänger läst sich verleiten, die nur für absolute Werthe gültigen Sätze über Ungleichungen allgemein auf Buchstabenausdrücke anzuwenden. In No. 1 ist freilich das Uebersehen dieses Punktes um so übler, als er die Sätze, welche Sp. als einen allenfalls unnöthigen Zusatz bezeichnet, als Hauptgrundlage seiner Beweise zu verwenden pflegt. Und darauf bezieht sich unsre zweite Bemerkung. Die Beweisführung der algebraischen Sätze ist bei W. oft recht schwerfällig; viele Beweise würden weit einfacher sein, wenn er sie nicht auf jene Sätze, sondern auf die Erklärung der inversen Rechnungsarten stützte. So besteht z. B. der Beweis § 15 B aus 7 Zeilen (wobei § 13 st. 14 zu citiren war) und doch enthielt die 2. Zeile S. 20 mit Berufung auf § 11. I B den ganzen Beweis. Ebenso ist in C.  $(x-b-a) + b = (x-b) + b-a$  (nach B)  $= x-a$ . q. e. d. Ebenso § 16. B u. a. Auch in § 27. B ist das beachtliche Dividiren mit  $n$  oder  $\alpha$ , in § 51. B. das Radiciren mit  $n$  unnütz, wenn man auf die Erklärung von Dividiren und Radiciren recurirt; ähnlich beweist man dann auch § 51. C:

$c^{\log a} \cdot a + \log b = c^{\log a} \cdot c^{\log b} = ab$ , q. e. d. u. a. Bei Gelegenheit dieser arithmetischen Beweise machen wir darauf aufmerksam, dass es streng genommen auch in der Arithmetik nicht erlaubt ist, den bewiesenen Satz umzukehren, dass man also, wenn man bewiesen  $a^p a^q = a^{p+q}$ , hierdurch noch nicht zugleich bewiesen hat, dass  $a^{p+q} = a^p a^q$ , während man sich diese Schlüsse gewöhnlich gestattet, wie es auch Sp. thut, während W. ausdrücklich anführt, der 2. Satz werde durch die umgekehrten Schlüsse bewiesen. Dass für die Umkehrung in der That Beschränkungen eintreten können, zeigt z. B. W. selbst durch § 16 Zus. II; und so gilt z. B. bei Sp. nach der in § 36 gemachten ganz nothwendigen Beschränkung die Umkehrung § 39. 2 in weiterem Umfange, als der Hauptsatz § 38.

Eine besondere Eigenthümlichkeit in No. 1, die für die methodische Behandlung der Arithmetik nicht unwesentlich ist und sich wohl empfehlen dürfte, ist es, dass der Verf. bei der Aufstellung der Sätze nicht bezeichnet, dass gewisse Größen gleich

sind, sondern dass durch gewisse Operationen gleiche Größen entstehen. So nennt er die Sätze, in denen Rechnungszeichen auftreten, Imperativsätze.  $+ a$  ist der Imperativsatz: addire  $a$ ;  $a \cdot b$  heißt: multiplicire  $a$  mit  $b$ , während  $(a \cdot b)$  ein Product aus  $a$  und  $b$  ist. Vortrefflich ist seine Erklärung der Klammern: Eine Klammer benutzt man nur in dem Falle, wenn man durch eine Anmerkung angeben will, wie die fragliche Größe entstanden sein soll, und schreibt dann diese Anmerkung nicht, wie es anderswo gebräuchlich ist, unter den Text, sondern in die als Größenzeichen verwandten Klammern hinein.

Beide Verf. kommen natürlich bei der Division auf das Unendliche. Ehe W. nämlich zu den Brüchen und irrationalen Zahlen übergeht, giebt er mit der ihm eigenen Schärfe die Erklärung von constanten, variablen Größen und Grenzwerten der Variablen<sup>1)</sup> und stellt über dieselben die fundamentalen Sätze auf, die ihm später zu seinen Beweisen dienen müssen. In ähnlicher Weise und zu gleichem Zwecke, wenn auch breiter und eingehender, verfährt Sp. Derselbe führt denn auch an einer späteren Stelle, um zu beweisen, dass die irrationalen Zahlen denselben Gesetzen, wie die rationalen unterworfen sind, wie J. H. T. Müller, den Beweis an den beiden Fundamentalformeln  $a + b = b + a$ ,  $ab = ba$ , vergisst aber die Formel  $(a + b)c = ac + bc$ , die nicht aus jenen beiden abgeleitet werden kann. Ein Beispiel für die Breite bei Sp. giebt unter anderm § 65. 10., da sich der Beweis von 16 Zeilen zusammenziehen lässt in: Vor.  $b_1 > a_1 > b_2$ ,  $b_1 > a_2 > b_2$  u.  $\lim. b_1 - b_2 = 0$ . Beh.  $a_1 = a_2$ . Bew.  $a_1 - a_2 < b_1 - a_2 < b_1 - b_2$  (§ 20. 4) Nun kann  $b_1 - b_2$  kleiner gemacht werden, als jede denkbare Größe, also ist  $a_1 - a_2 = 0$ . In noch unerquicklicherer Breite findet sich derselbe Beweis ebenfalls in indirecter Form in No. 4. S. 63. Ueberhaupt ist bei Sp. die Erklärung der irrationalen Zahlen nicht durchgreifend, indem er sie nur durch negative Merkmale kennzeichnet, den positiven Charakter derselben dagegen in 3) als Satz aufstellt, in welchem er aber nur Wurzelgrößen als Irrationalzahlen betrachtet. Dagegen ist die Erklärung bei W.: „die Bruchform, in welcher Zähler und Nenner incommensurabel sind, h. eine irrationale Zahl“ correcter und der Zusatz: „jede irrationale Zahl lässt sich als Grenzwert eines gemeinen Bruches mit unendlich großem Zähler und Nenner ausdrücken“ eigenthümlich, doch wie wir glauben möchten, der Erklärung, wie sie z. B. Müller giebt, nicht vorzuziehen. Das Raisonement zu Zus. I. in § 38 dürfte jedenfalls nicht als ausreichend zu erachten sein. — Bei Gelegenheit des Radicirens kommen beide Verf. auf die Kreisfunctionen. W. verwahrt sich aber ausdrücklich gegen das Missverständnis, als wolle er, dass seine Schüler auf diese Weise die erste Bekanntschaft mit denselben machen sollen, und bezeichnet diese ganze Partie nur als eine, die

<sup>1)</sup> Sollte es § 34. III nicht heißen: unendlich klein gemacht werden kann?



mit vorgeschrittenen Primanern einer guten Generation zur Behandlung kommen könne. Im Principe der Behandlung stimmen beide Verf. überein. W. geht von  $\lim_{n \rightarrow \infty} (1 + \frac{ix}{n})^n = e^{ix}$  aus. Sp. führt

dagegen die von Riecke so schön behandelten Richtungszahlen ein und zeigt die Operationen mit denselben <sup>1)</sup>. Beide Verf. gehen ausführlich auf die graphische Darstellung sämtlicher Zahlen, wie sie von Gauß gelehrt ist, ein, Sp. in dem eben bezeichneten Zusammenhange, W. in einem Anhange zum ersten Hefte.

Im Anschluss an die Combinationslehre behandeln beide Verf. auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung, W. scharf und kurz, Sp. in sehr ausgedehnter Weise, indem diese Partie ein Lieblingsgegenstand des Verf.'s zu sein scheint. Wir vermissen, dass W. über die sogenannte Syntaktik gar nichts sagt. Die Beweise bei Sp. erscheinen uns nicht ausreichend. Statt den Schluss von  $n$  auf  $n + 1$  anzuwenden, begnügt er sich gar zu leicht, nach einigen Ableitungen für kleine Zahlen, in denen bei der Breite des Verf.'s die Hauptpunkte nicht einmal scharf hervortreten, das allgemeine Gesetz auf dem Wege der Induction hinzustellen. Der schwierigste Punkt dieser Lehre ist die Ableitung der Anzahl der Combinationen ohne und mit Wiederholung. Die erste Formel ist von W. vortrefflich aus den Permutationen abgeleitet; dagegen ist die Ableitung der zweiten Formel recht unverständlich und in der Weise, glaube ich, für die Schule kaum brauchbar. Uns ist es wenigstens erst nach vieler Mühe möglich geworden, den Sinn des Verf.'s zu verstehen. Sp. giebt zwei sehr complicirte Beweise ohne den Schluss von  $n$  auf  $n + 1$ . Der zweite ist wesentlich der von W. angedeutete in ausführlicher Darlegung auf dasselbe Princip gegründet, welches z. B. Müller anwendet. Mir ist dieser Beweis immer gar zu weitläufig erschienen und ich habe daher folgenden Weg eingeschlagen. Hat sich bei der Bestimmung der Permutationen für die Anzahl der Permutationen von  $n$  Elementen, unter denen  $p$  von der einen und  $n - p$  von der andern Art sind, der Werth  $\frac{n!}{p!(n-p)!}$  ergeben und ist gezeigt, dass dieser Ausdruck sowohl  $\binom{n}{p}$ , als auch  $\binom{n}{n-p}$  gleich gesetzt werden könne, so gehe ich auf die Betrachtung dieser Größen ein, die ich mit J. H. T. Müller „Tiefgrößen“ (nicht Binomialcoefficienten, ein Name, der ihre vielfache Wichtigkeit nicht ahnen lässt) nenne, mit  $n_p$  bezeichne und „ $n$  tief  $p$ “ lese, und stelle die Fundamentalsätze über dieselben etwa so auf, wie es von W. in § 56 geschehen ist. Hat man nun erwiesen, dass  $k_k + (k + 1)_k + (k + 2)_k + \dots + n_k = (n + 1)_{k+1}$ , so ist die Anzahl der Combinationen ohne und mit Wiederholung

<sup>1)</sup> Obgleich dieser Paragraph als solcher bezeichnet ist, der auch überschlagen werden kann, so wird doch später bei Gelegenheit der cubischen Gleichungen § 190. c davon Gebrauch gemacht, und zwar in recht schöner Weise.

leicht nach demselben Princip abzuleiten. Ist z. B. bewiesen, dass die Anzahl der Combinationen von  $n$  Elem. zur  $k$ . Cl.  $n_k$ , so fangen zur  $(k+1)$ . Cl. mit  $a$  so viel an, als sich die  $n-1$  höheren Elem. zur  $k$ . Cl. combiniren lassen, nämlich  $(n-1)_k$ , mit  $b$  so viel, als sich die  $n-2$  höheren Elem. zur  $k$ . Cl. combiniren lassen, nämlich  $(n-2)_k$  u. s. w.; die schliessliche Summe ist  $n_k + 1$ , und ebenso ist der Beweis für die Combinationen mit Wiederholung, indem man stets zur vorhergehenden Cl. zu combiniren hat, nur dass man nicht die höheren, sondern die nicht niedrigeren Elemente beachtet. —

Die Ableitung der allgemeinen Giltigkeit der Binomialreihe ist von W. im wesentlichen in bekannter Weise gegeben. Während aber hierbei sonst stillschweigend vorausgesetzt zu werden pflegt, dass in einer convergenten Reihe mit lauter positiven Gliedern die Vertauschung der Posten geschehen könne, ohne den Werth der Reihe zu ändern, hat der Verf. diesen Satz in § 63 besonders bewiesen. Es ist uns aber nicht möglich gewesen, die Richtigkeit der Behauptung „aber die Summen der in den Rest neu aufgenommenen Glieder wird für sich unendlich klein“ einzusehen; wir vermögen nur zu erkennen, dass sie einen begrenzten Werth habe. Der Beweis bei Sp. für die Giltigkeit der Binomialreihe kann nicht genügen. Der Verf. übersieht zunächst im §. 19, dass in  $\frac{a_{m+1}}{a_m} = -\frac{m-n}{m+1}$ ,  $n$  auch negativ sein könne, dass es also nicht genug ist,  $m > n$  zu setzen, um den absoluten Werth von  $\frac{m-n}{m+1}$  kleiner als 1 zu haben. Wenn

Sp. ferner S. 49 sagt: „diese Gleichung hat bei negativen oder gebrochenen Exponenten nur für Werthe von  $x < 1$  Giltigkeit“, so ist vorher nur bewiesen, dass die Reihe für diese Fälle convergire, nicht schon, dass sie  $(1+x)^{m+n}$  sei; denn dann wäre überhaupt nichts weiter zu beweisen. In der Anm. übersieht der Verf. auch die Möglichkeit  $p=q$ , und beachtet nicht, dass die Binomialreihe auch für  $x = \pm 1$  convergire, so lange  $n > 0$  ist. Auch der Beweis des Satzes der unbestimmten Coefficienten § 18 ist von Sp. mangelhaft geführt, indem er, wie es früher üblich war, immer aufs neue  $x$  gleich Null setzt, während dies doch, nachdem schon einmal mit  $x$  dividirt ist, nicht mehr gestattet ist. Das Richtige, wie wir es seiner Zeit bei Lejeune-Dirichlet gelernt, giebt W. § 62. Ebenso ist der Beweis des werthvollen Satzes § 66 trefflich. — Beide Verf. widmen den höheren Gleichungen einen umfangreichen Raum; nur unter recht günstigen Verhältnissen wird das Gegebene zur Verarbeitung kommen können. W. behandelt namentlich die reciproken Gleichungen mit besonderer Vorliebe und zwar allgemeiner, als es zu geschehen pflegt, indem je zwei Wurzeln nicht blofs durch  $x_1 x_2 = 1$ , sondern durch  $x_1 x_2 = \vartheta$ , wo  $\vartheta$  eine constante Gröfse ist, verbunden sein sollen. Für die allgemeinen Gleichungen führt W. nur die wichtigsten Sätze an; beide Verf. geben sogar den schwierigen Beweis des Satzes, dass jede Gleichung mindestens eine Wurzel habe. Doch glauben wir nicht, dass

die Darstellung bei W. der im wesentlichen den Ullberrschens Beweis bringt, genügende Klarheit gewährt. Führt man ihn aber vollständig im Einzelnen aus, wie es z. B. Aschenborn gethan, dann ist er auch nicht kürzer, als der von Cauchy, den Sp. giebt. Die Behandlung der Näherungsmethoden ist bei W. mehr eine die Möglichkeit andeutende, als die praktische Ausführung beschreibende; vortrefflich sind aber die geometrischen und mechanischen Veranschaulichungen der Methoden, Sp. behandelt den ganzen Gegenstand mit ziemlicher Vollständigkeit, so dass er auch den Cartesischen, den Sturmischen Satz bringt, die Newtonsche, Lagrangesche, Horner'sche Näherungsmethode lehrt und an zahlreichen Beispielen übt, die Trennung nahe zu gleicher Wurzeln behandelt u. a. m. — Schon hier zeigt sich, dass der Verf. weit über die Grenzen hinausgeht, die den höheren Lehranstalten Norddeutschlands gesteckt sind; dies geschieht nun ausdrücklich noch durch zwei andere Capitel: die Rechnungsarten, welche sich auf die menschliche Sterblichkeit gründen und die Lehre von den Determinanten. Was die ersteren anbetriift, so sind fast alle möglichen hier einschlagenden Aufgaben sowohl allgemein, als auch an Zahlenbeispielen behandelt und die erforderlichen Sterblichkeitstafeln nebst den daraus berechneten Hilfstafeln hinzugefügt. Wir geben nur die Titel der Hauptabschnitte an: Berechnung der Aussteuer-versicherungseinlagen, der Einlage bei Kinderversorgungskassen, der Leibrente für eine Person, der Verbindungsrente auf das kürzeste, auf das längste Leben, der Ueberlebensrente, Berechnung der Lebensversicherungen, der Prämie für die Versicherung auf ein einzelnes Leben, für die Versicherung verbundener Leben mit vielen Unterabtheilungen. Auch hier sind die allgemeinen Formeln nicht durch den Schluss von  $n$  auf  $n + 1$  verificirt, obgleich es bisweilen z. B. in § 52 recht wünschenswerth gewesen wäre<sup>1)</sup>. Die Weitläufigkeit des Verf. zeigt sich auch hier, indem er jederzeit die Formel doppelt für eine Zahlung praenumerando und postnumerando aufstellt. Und doch ist zu merken, dass in den meisten Fällen nur eine von beiden Zahlungen einen verständigen Sinn giebt. Was hat es z. B. für einen Sinn in § 48, dass die Rente vorschüssig gezahlt werden soll? Dann ist eben die Einlage nicht  $R$ , sondern  $R - r$ . Und wie wird (§ 51) eine Rentenanstalt sich die Prämie postnum. zahlen lassen? So lange eben noch keine Prämie gezahlt ist, existirt das gegenseitige Geschäft noch gar nicht; ebenso ist es in § 61. Wir gehen bei dieser Gelegenheit noch etwas auf die Zinseszinsrechnung ein, um zwei Bemerkungen darüber zu machen. Es scheint uns wünschenswerth, dass in den Lehrbüchern der Unterschied zwischen der einfachen und der Zinseszinsrechnung noch schärfer dahin hervorgehoben werde, dass es bei jener sich um Zinsen, hier stets nur um Capital handelt, dass bei jener also gefragt wird, wie viel Zinsen das Capital bringt.

<sup>1)</sup> Der Ausdruck: „von den aufgelösten Ehen sterben überhaupt noch  $(P_m - P_{m+1})(P_n - P_{n+1})$  Paare“ ist völlig unklar und drückt das, was gemeint ist, durchaus nicht aus.

hier, was aus dem Capital wird; daher scheint es uns auch nothwendig, diesen Wachstumsfactor durch eine bestimmte Gröfse  $q$ , nicht durch den zusammengesetzten Ausdruck  $1 + 0,0p$  zu bezeichnen. Ferner pflegt man nach dem Vorgange von Gauß für gebrochene Werthe eine getheilte Berechnung anzustellen, indem für die ganzen Zahlen die Formel der Zinseszinsrechnung, für den Bruch die der einfachen Zinsen angewendet wird. Wir haben uns schon früher einmal (Jahrg. XIV. S. 549 ff.) dagegen ausgesprochen, möchten aber unsre Gründe nochmals wiederholen. Zunächst ist für die Praxis der Unterschied ganz unerheblich; denn das unmittelbare Anlegen jeder Zinssumme nach Jahresfrist zu gleichem Zinsfuss, wie es präsumirt wird, ist ja doch ein ideelles, so dass der kleine Unterschied, der entsteht, je nachdem man die eine oder die andere Formel anwendet, ganz unwichtig ist; es ist also natürlicher, nur nach einer Formel statt nach zweien zu rechnen. Aber wir behaupten, dass das letztere nicht einmal richtiger ist. In den Fällen, wo es sich wirklich um Zinseszinsrechnung handeln kann, wo die Summen groß sind, eine schnelle Anlage der Zinsen leicht möglich ist, wie in großen Geldgeschäften, Actiengesellschaften, bei Staatsanleihen, Sparkassen u. s. w., ist es ja doch nicht so, dass alle Einkünfte, die wieder zu Capital geschlagen werden sollen, nur alle Jahre oder alle Quartale eingingen, sondern es findet ein fortwährendes, tägliches Einnehmen und Anlegen statt. Und ebenso ist es bei den anderweitigen Aufgaben, auf welche die Zinseszinsrechnung angewendet wird, das Wachstum eines Waldes, die Zunahme der Bevölkerung. Wo es sich also darum handelt, die Rechnung wirklich dem Leben entsprechend anzuwenden, da scheint es uns nicht bloss natürlicher, sondern auch richtiger, die allgemeine Geltung der Formel festzuhalten. Wir glauben hier in der That unsere Ansicht, die übrigens auch z. B. Bertrand vertritt, der Auctorität eines Gauß gegenüber festhalten zu dürfen. Daneben ist es zugleich wissenschaftlich und pädagogisch instructiv

zu zeigen, wie für gebrochene Zahlen das  $q^{\frac{m}{n}}$  und das  $q^{\frac{m}{n} - 1}$  ihre richtige Bedeutung erhalten. — Außerdem fügt, wie oben gesagt, Sp. ein Capitel von 34 S. über Determinanten hinzu, soweit sie zur Auflösung der Gleichungen ersten Grades erforderlich sind; durch eine große Anzahl von Uebungsbeispielen, die man sonst oft schmerzlich vermisst, wie z. B. bei dem Hesseschen Büchlein, wird das Gegebene in wünschenswerther Weise zu klarem Verständnis gebracht.

Es seien uns nun noch einige einzelne Bemerkungen erlaubt, theils um auf Eigenthümlichkeiten der Verf. aufmerksam zu machen, theils um Punkte zu bezeichnen, in denen wir mit ihnen nicht übereinstimmen können. Da W. die Zahlen nicht zu den Gröfsen rechnet, indem nach ihm die Zahl nur die blofse Form einer Gröfse nach Abstraction von ihrer Qualität ist, so giebt es für ihn keine discreten Gröfsen. Eine Anzahl (also eine absolute ganze Zahl) h. Numer, das

Zahlzeichen Zifer; auch sonst liebt der Verf. allerhand ihrem Ursprunge nach begründete, aber recht absonderliche Abweichungen vom Herkömmlichen, so Algorithmus. In den Anmerkungen erklärt er den Wortlaut jedes Fremdwortes, macht aber gleich im Anfang die sehr richtige Bemerkung: „die Uebersetzung der Fremdwörter, die in der Wissenschaft gebraucht werden, anstatt zur Klarheit der Begriffe beizutragen, ist häufig vielmehr geeignet, dieselben zu verdunkeln. Dies kommt daher, dass man zur Bezeichnung eines neuen oder genauer begrenzten Begriffes lieber den Worten einer fremden Sprache Gewalt anthun, als denjenigen der eigenen Sprache einen Doppelsinn beilegen oder gar ganz neue Worte bilden wollte“. Darum scheint es uns auch nicht nöthig, nachdem man den ursprünglichen Begriff verlassen, die äußere Form dem Herkommen zuwider mit Gewalt wieder herstellen zu wollen, was auch dem Verf. schwerlich gelingen, dagegen die allgemeine Benutzung seines Buches leicht beeinträchtigen dürfte. — Dass der Verf. in § 25 die Sätze doppelt  $a : b, \frac{a}{b}$  geschrieben, ist kaum passend; man sucht einen Unterschied, der doch nicht beabsichtigt scheint. — Der Satz in § 29 „ $\frac{0}{0} =$  jeder beliebigen Gröfse oder Zahl“ hat unsrer Meinung nach nicht die dem Verf. sonst eigenthümliche Schärfe. Die Schüler, diesem Wortlaute folgend, den man auch sonst oft findet, glauben nun für  $\frac{0}{0}$  alles Beliebige setzen zu dürfen, während doch im einzelnen Falle  $\frac{0}{0}$  einen bestimmten Werth hat, den es uns nur verbirgt. Der Ausdruck „ $\frac{0}{0}$  ist illusorisch“ ist ganz passend; er verspottet uns, er sagt uns nicht, welcher Werth der Formel, die zu  $\frac{0}{0}$  wird, in diesem Falle zukommt.  $\frac{0}{0}$  kann jeden beliebigen Werth haben, aber es hat im bestimmten Falle nur einen, der eben noch anderweit zu ermitteln bleibt. — Auf S. 38 muss es Z. 12 v. o. wohl auch heißen „der Summand“, nicht „ein Summand“. — Richtig ist dagegen, was der Verf. sagt,  $\frac{a}{0}$  ist unmöglich, dagegen  $\lim_{b=0} \frac{a}{b}$  unendlich groß. — Die doppelten Vorzeichen auf S. 52 in den Subtrahenden bei der Division, die sich auch bei Kambly finden, sind uns höchst zuwider; solche Operationen im Kopfe auszuführen, wird man doch dem Schüler zumuthen dürfen. — Das Verhältnis (§ 41) blofs als Quotient aufzufassen und daher auch die Möglichkeit aufzustellen, dass die Vorderglieder einer Proportion gleichartige Gröfsen, die Hinterglieder Zahlen sind, scheint uns nicht passend. Ein Verhältnis sollte nur als Quotient gleichartiger Gröfsen aufgestellt werden; in der Proportion selbst werden dann alle Gröfsen nur durch ihre Maßzahlen ersetzt, da sonst z. B. die Producte der äußeren und inneren

Glieder keinen Sinn haben würden. In § 42 vermissen wir die Aussprache der wichtigen Umkehrung, gegen die so mancher Schüler Fehler macht. Der Ausdruck bei Sp. (S. 252): „die Factoren zweier gleichen Producte sind umgekehrt proportional“ wird sich freilich kaum halten lassen. — In § 47 findet sich beim Potenziren die Beschränkung auf ganze positive Exponenten angegeben, während für das Radiciren und Logarithmiren die nothwendigen Bedingungen fehlen. — Anm. S. 70 findet sich schon S. 60. — Sehr schön ist in § 91 die kurze Weise, wie die Summen der gleichhohen Potenzen der natürlichen Zahlen recurrirend entwickelt werden. — Der Zus. § 101 ist ungenau. Wie wichtig eine schärfere Fassung ist, worauf wir schon einige Male aufmerksam gemacht haben, zeigt der Verf. selbst in § 94, wo er die Gleichung  $s(q - 1) = a(q^n - 1)$  für identisch (was doch hier wohl so viel als äquivalent heißen soll) mit  $s = a \frac{q^n - 1}{q - 1}$  erklärt, während jene Gleichung die Wurzel  $q = 1$  hat, welche der zweiten ausdrücklich nicht zukommt. Dass durch Division Wurzeln herausfallen, durch Multiplication neue hineinkommen, durch Potenziren die Anzahl der Wurzeln vermehrt werden könne, so dass die entstehende Gleichung der ursprünglichen nicht mehr äquivalent ist, sollte wohl betont werden. Aehnlich ungenau ist es, was Sp. in § 150. 11 angiebt. Aufgefallen ist uns, dass W. in § 102 den Fall, dass Wurzelgrößen in einer Gleichung vorkommen können, gar nicht berücksichtigt. Dies ist um so schlimmer, als gerade bei ihrer Entfernung die Schüler oft irren, indem sie nach der allerdings sehr bequemen, aber falschen Regel bei Sp.: „steht die Unbekannte unter einem Wurzelzeichen, so wird dies dadurch beseitigt, dass man beide Seiten mit dem Wurzelexponenten potenzirt“ verfahren, welche nur richtig ist, wenn man vorausgeschickt hat, dass zuvor sämtliche Glieder mit Ausnahme der fortzuschaffenden Wurzel auf die andre Seite gebracht seien. Ebenso sollte die Behandlung der Exponentialgleichungen, die W. ebenfalls übergeht, etwas ausführlicher geschehen, als es bei Sp. geschieht. — Bei der Gleichsetzungsmethode übersehen beide Verf. (W. § 102, Sp. §§ 166), dass man bei  $n$  Unbekannten  $\frac{n(n-1)}{2}$  Gleichungen mit  $n - 1$  Unbekannten erhalten kann, dass man also entweder die äquivalenten auszuschneiden oder gleich ein Verfahren anzuwenden hat, durch welches äquivalente vermieden werden. Dies geschieht z. B. wenn man lehrt: man verbinde einen Werth der Unbekannten mit allen übrigen. — Für die Methode der gleichen Coefficienten (so wird man sie lieber nennen, als: Additions- und Subtractionsmethode oder gar Algorithmus, wie Kambly) ist die Beachtung der Anmerkung § 156 bei Sp., die bei W. fehlt, sehr nothwendig, dass nämlich die Gleichungen erst nach den Unbekannten geordnet sein müssen. Auch konnte hinzugefügt werden, dass man ebenso gut dividiren, wie multipliciren kann. — Wenn W. § 106 Zus. sagt: „Es ist ein bloßer Gebrauch, dann noch (nämlich

im Falle der gleichen Wurzeln einer quadratischen Gleichung) von zwei Wurzeln zu reden“, so hätte der Verf. wenigstens hinzufügen sollen, dass es ein großer Unterschied ist, ob eine Gleichung eine einfache Wurzel  $a$  oder eine Doppelwurzel  $a$  u. s. w. habe, was ja auch bei allen angewandten Beispielen deutlich hervortritt. Recht schön ist es, dass der Verf. in § 108 und 111 einige häufig vorkommende Gleichungen behandelt, z. B. das System  $x + y = a$ ,  $xy = b$  indem er  $x$  und  $y$  als die Wurzeln der Gleichung  $z^2 - az + b = 0$  ansieht; dies ist jedenfalls die zweckmäßigste Lösung, die gleichwohl von Sp., der fünf Auflösungen dieses Systems in § 182 gibt, nicht erwähnt wird. Dagegen warnen wir die Schüler vor der ersten Auflösung bei Sp., welcher  $y = \frac{b}{x}$  in die andre substituirt, weil sie in zusammengesetzteren Aufgaben, nachdem  $x$  gefunden;  $y$  wie ganz natürlich  $= \frac{b}{x}$  setzen, die Irrationalität aber im Nenner stehen lassen, und so gar nicht bemerken, dass die Werthe von  $y$  gleichzeitig in denen von  $x$  gefunden sind. Ebenso wenig können wir billigen, was Sp. über die zusammengehörigen Wurzeln sagt. Zunächst ist die freilich sehr bequeme Anmerkung wenig genügend, indem er „der Sorgfalt bei der Auflösung und der aufmerksamsten Betrachtung der Natur der vorgelegten Aufgabe“ alles zuschiebt. Er selbst sagt aber z. B. von jener Gleichung: der Aufgabe genügt eigentlich nur ein Paar zusammengehöriger Wurzeln; es muss vielmehr heißen: die Aufgabe hat zwei Auflösungen, oder auch zwei Paar zusammengehöriger Wurzeln. Ganz ebenso ist es in den folgenden, von ihm behandelten Gleichungen. — Dass man bei verschiedener Auflösungsweise des Systems  $x^2 + y^2 = a^2$ ,  $xy = b^2$  ganz verschiedene Formen für  $x$  und  $y$  erhält, sollte wohl hervorgehoben werden; uns scheint überhaupt dieses System, eben weil es  $\sqrt{a + \sqrt{b}}$  auflösen lehrt, wichtig genug, dass es auch einen Platz in § 111 bei W. finden sollte. Ob und wie bei der zweiten Auflösung die Doppelzeichen zusammengehören oder nicht, bleibt bei Sp. unbeachtet. Auch zeigt sich Sp. nicht eben geschickt in Auflösung derartiger Gleichungen: so ergibt sich in 5. die Gleichung  $z^2 + z = 2b + a$ , die erst in der zwölften Zeile erscheint, unmittelbar, wenn man I + 2. II berechnet. Wie viel Auflösungen diese Gleichung habe (nämlich vier) ist nicht hinzugefügt, obgleich es hier gewiss nicht fehlen sollte. Dass die erste und zweite Auflösung von 7. völlig dieselbe ist, ist nicht beachtet. — Einen ähnlichen Mangel an Ueberblick bemerken wir auch in § 188. 2), wo er zur Auflösung der diophantischen Aufgabe  $12x + 3 = 19y + 4 = 20z + 7$  es für nöthig findet, erst  $x$  zu eliminiren, statt unmittelbar eine der drei aufgestellten Gleichungen zu behandeln. — Sp. behandelt auch die bekannte Gleichung  $x^2 + y^2 = z^2$ ; wir haben früher (Jahrg. N. F. III. S. 158) schon den Wunsch ausgesprochen, dass, wenn diese Gleichung behandelt werden sollte, es so geschehe, dass man nachweise, man erhalte jede

mögliche Auflösung und jede nur einmal. — Uebrigens führt Sp. auch noch die Auflösung von  $y = \sqrt{ax^2 + bx + c}$  für die einfacheren Fälle durch. —

Was die Behandlung der Wortgleichungen betrifft, so beobachtet W. ein eigenthümliches Verfahren. Er sagt: „stößt man auf Gröfsen, deren Mafszahl sich noch nicht bestimmen lässt, so nimmt man für sie einen beliebigen Zahlenwerth an (in der Regel 0) und bezeichnet die zum Zwecke des richtigen Resultates zu ihm zu addierende unbekannt positive oder negative Zahl durch einen der Buchstaben x, y, z“. Er fügt in der Vorr. ausdrücklich die Bitte hinzu, ihn nicht der Pedanterie zu zeihen, wenn er hervorhebe, „dass der Schüler die unbekannt Gröfse nicht als eine absolute, sondern als eine algebraische Zahl zu bestimmen meinen darf. Denn wenn er hierüber nicht aufgeklärt wird, so wird er wegen der Gewohnheit der laxen Sprechweise, in welcher absolute und positive Gröfsen mit einander verwechselt werden, die Gleichberechtigung anderer mit den positiven Gleichungswurzeln zunächst auf die blofse Auctorität des Lehrers hin annehmen und sich schliesslich wegen der später bemerkten Verwendbarkeit über sie beruhigen, so dass er dann nur divinatorisch besitzt, was ihm explicite zu eigen sein sollte.“ Wir erkennen die Wichtigkeit dieser Bemerkung vollkommen an, können uns aber noch nicht ganz mit dem Verf. einverstanden erklären. Auch hierüber haben wir uns schon früher (Jahrg. XVII. 301) ausgesprochen. In der That wird ja in sehr vielen Aufgaben ausdrücklich nach dem absoluten Werthe der Unbekannten gefragt; wenn die Seiten eines Dreiecks, der Radius eines Kreises gesucht werden, so ist in den bei weitem meisten Fällen gar nicht davon die Rede, sie als Posten einer Summe, als Strecken, die an andre angesetzt werden sollen, anzusehen; die gewöhnlichen Formeln, seien es geometrische oder mechanische u. s. w. sind zunächst für absolute Zahlen entwickelt, und ihre Anwendung setzt also auch absolute Gröfsen voraus. Aber auch sonst kann die nachträgliche Untersuchung der Brauchbarkeit der gefundenen Wurzeln nicht erspart werden; kommt es ja doch nicht selten vor, dass selbst eine gefundene positive Wurzel der Aufgabe nicht Genüge leistet, indem dadurch eine andre Gröfse, die wesentlich positiv angenommen ist, negativ werden würde. Gelangt man daher unmittelbar oder mittelbar zu einem negativen Werthe einer Gröfse, die bei der Entwicklung als positiv angesehen wurde, so hat man jetzt erst zu untersuchen, ob ihm ein Sinn beizulegen sei und welcher. Denn es lässt sich im voraus gar nicht behaupten, dass das negative Resultat immer einen Sinn haben müsse. Findet man aus dem pyth. L.  $x = \pm \sqrt{a^2 - b^2}$ , so ist es freilich verkehrt zu sagen, was die Schüler zu sagen lieben: „das negative Vorzeichen hat keine Geltung, weil es keine negative Kathete geben kann“. Denn wie jede andre Gröfse, so kann im besonderen Falle eine Kathete ebenso gut als subtractive, wie als additive Gröfse



angesehen werden, z. B. in der Aufgabe: ein Dreieck aus 2 Seiten  $a$  und  $c$ , und der zu  $c$  gehörigen Höhe  $h$  zu bestimmen. Er hat vielmehr zu antworten: Das negative Vorzeichen hat hier keine Bedeutung, weil nur nach dem absoluten Werthe der Kathete gefragt wird. In anderen Fällen hat er, um den Sinn eines negativen  $x$  zu finden, für  $x$  in den für absolute Werthe aufgestellten Gleichungen —  $x'$  einzusetzen, und sich zu überzeugen, ob die so veränderte Gleichung auch noch der Aufgabe entspreche, oder ob sie vielleicht zu einer verwandten Aufgabe gehöre und wie dieselbe lauten werde. Bertrand, der im *traité d'algèbre* Cap. VI. den Gegenstand eingehend behandelt, führt als instructives Beispiel dafür, dass man nicht ohne weiteres den negativen Werth als zulässig ansehen kann, folgende Aufgabe an: Un chemin de fer prend 0',10 par tonne et par kilomètre pour le transport des marchandises; on paye, en outre, un droit fixe de 3',75 par wagon de 2000 kilogrammes: à quelle distance peut-on transporter 50 tonnes pour 3 Fr.? wo ein negativer Werth offenbar keinen Sinn hat. — Sp. berücksichtigt die negativen Auflösungen gar nicht, auch nicht bei den quadratischen Gleichungen, wie die Auflösungen zeigen. Und doch ist es hier recht wünschenswerth. Da wir diesen Punkt überhaupt wenig beachtet finden, so sei es uns erlaubt, noch bei einigen Beispielen zu verweilen. In der Aufg. § 175. 29a löst der positive Werth die Gleichung  $x =$

$$\sqrt{2 + \sqrt{2 + \sqrt{2}}} \text{ in inf. , der negative gehört zu } x =$$

$$\sqrt{2 - \sqrt{2 - \sqrt{2}}} \text{ in inf. In 35: „a Mk. sind unter x Arbeiter$$

zu vertheilen; wären  $n$  weniger gewesen, würde jeder  $b$  Mk. mehr erhalten“, giebt der positive Werth die gesuchte ursprüngliche Anzahl, der negative die gedachte. Das Umgekehrte findet in 39 statt. Ebenso giebt in 38: „A geht von P nach Q in  $t$  Stunden; gleichzeitig geht B von R, welches  $d$  Meilen rückwärts von P liegt, nach Q. Beide kommen gleichzeitig nach Q, indem B zu je  $e$  Mi.  $\frac{1}{2}$  St. weniger braucht. Wie groß ist PQ?“ der negative Werth, indem er zur Gleichung  $\frac{t}{x-d} - \frac{t}{x} = \frac{1}{2e}$  gehört, die Entfernung RQ u. a.

Auf diese Weise erkennt man, dass allerdings der negative Werth nicht unmittelbar der gestellten Aufgabe entspricht, dass er aber zu einer andern gehört, die mit der gestellten eng verwandt ist. Auch sonst bietet die Behandlung der Gleichungen, wie sie in den Auflösungen bei Sp. angedeutet ist, manchen Anstoß; so ist z. B. bei 34 und 39a nicht erkannt, dass sie auf reine quadratische Gleichungen führen. In § 155 Aufg. 43 ist sogleich  $\frac{4}{5}x$  und  $\frac{5}{6} \cdot \frac{4}{5}x$  zu setzen; in § 171. 37 ist so zu rechnen: Im ganzen sind 243 Gld. im Spiel, A habe ursprünglich  $x$ , also die beiden andern  $243 - x$ .

A verliert also im ersten Spiele  $\frac{243-x}{2}$ , und hat daher am Ende desselben  $\frac{3x-243}{2} = \frac{3}{2}(x-81)$ ; da aber nach jedem gewonnenen Spiele der Besitz  $\frac{3}{2}$  des vorhergehenden Besitzes beträgt, so hat er am Ende des dritten  $\frac{3}{2} \cdot \frac{3}{2} \cdot \frac{3}{2}(x-81)$ . Der zweite hat am Ende des ersten Spieles  $\frac{3}{2}y$ , am Ende des zweiten  $\frac{3}{2}(\frac{3}{2}y-81)$ , am Ende des dritten  $\frac{3}{2} \cdot \frac{3}{2}(\frac{3}{2}y-81)$ . Der dritte hat am Ende des zweiten Spieles  $\frac{3}{2} \cdot \frac{3}{2}z$ , am Ende des dritten  $\frac{3}{2}(\frac{3}{2} \cdot \frac{3}{2}z-81)$ . So erhält jede Gleichung nur eine Unbekannte und die zuerst gefundenen Werthe nach einem verlorenen Spiele  $\frac{3}{2}(x-81)$ , nach einem gewonnenen  $\frac{3}{2}x$  dienen sogleich als Leitformel für die übrigen; zugleich erhalten diese so entwickelten Gleichungen eine schöne symmetrische Form, die auch bei einer n-fachen Wiederholung gestattet, sofort die Gleichung für die mte Gröfse aufzustellen.

Doch es ist Zeit, dass wir unsre einzelnen Bemerkungen abbrechen, um auf die Trigonometrien von W. und Z. zu kommen. Wie ganz und gar verschieden auch beide Bücher in ihren Anlagen sind, beide sind überaus werthvoll und lehrreich. W. geht von der Bestimmung eines Punktes einerseits durch rechtwinklige Coordinaten, andererseits durch Polarcoordinaten aus, wobei er nicht den Centriwinkel, sondern den Arcus als die eine Coordinate ansieht, was wir nicht empfehlen möchten; ja es scheint uns verwirrend, wenn man Winkel und Arcus als gleichbedeutend setzt, wie W. ausdrücklich sagt: „den Arcus, welcher die Gröfse eines Winkels bestimmt, wenn man sich diesen als Centriwinkel vorstellt, nennt man schlechthin Winkel.“ Z. erklärt die Functionen zunächst als Quotienten der Seiten des rechtwinkligen Dreiecks, lässt aber bald andre Definitionen folgen, die als Modificationen, richtiger Erweiterungen der früheren bezeichnet werden. Beide Verf. nehmen auf geometrische Betrachtungen ausgedehnte Rücksicht; ganz besonders, mit ausgezeichnetem Geschick und in ganz eigenthümlicher Weise geschieht dies von Z., der an überaus wenigen fundamentalen Figuren sämtliche Formeln der Goniometrie und der ebenen, wie sphärischen Trigonometrie herleitet oder vielmehr Fingerzeige zu ihrer Ableitung giebt. Denn, wie oben schon gesagt, ist es seinen Lehrbüchern eigenthümlich, dass er stets nur Anleitung zu den Beweisen und zwar in sehr verständiger Ausdehnung giebt, nie die Beweise selbst vollständig führt. Auch sonst ist seine Art und Weise, die sich besonders in der Stereometrie vortheilhaft kundgiebt, wo er durch Falten von Papier mehrere sei-

ner Figuren vor den Schülern entstehen lässt, auf unmittelbare Anschauung berechnet. So zeichnet er z. B. zwei senkrechte Durchmesser eines Kreises und fällt von einem Punkte der Peripherie ein Loth auf den einen Durchmesser; dann wird diese Figur durch vier Viertelsumdrehungen in die vier verschiedenen Quadranten gedreht und gezeigt, dass  $\sin \alpha = -\cos(90 + \alpha) = -\sin(180 + \alpha) = \cos(270 + \alpha)$ . Wird die Figur umgewendet gegen das Licht gehalten und wieder herumgedreht, so erhält man  $\sin \alpha = \cos(90 - \alpha)$  u. s. w. Freilich leidet unter derartigen Manipulationen, die gewisse den Schülern Interesse erregen und Klarheit gewähren, die Allgemeinheit der Ableitung, indem z. B. nun jene Formeln nur für  $\alpha < 90^\circ$  nachgewiesen sind. Auch möchten wir besorgen, dass bei dieser Behandlung die Schüler wenig Gewandtheit erlangen, die Beweise in geordneter stricter Form zu führen, vielleicht sogar scharf die logische Schlussfolge sich zu vergegenwärtigen. Ein geringer und, wie es scheint, unpassender Ersatz dafür ist die Anforderung des Verf.'s, die Formeln sollten sämmtlich in Worten ausgedrückt werden. Gerade für die Lehrsätze ist eine möglichst scharfe und feststehende Form erwünscht, und diese wird durch eine Formel in viel höherem Grade erreicht, als durch die entweder unendlich schwerfällige oder sprachlich und sachlich ungenaue Uebersetzung in Sätze, deren Entwirrung nicht selten ein wahres Kopfzerbrechen verursacht. Auch scheinen uns die vom Verf. gegebenen Uebersetzungen solcher Formeln nichts weniger als mustergiltig. Allerdings zeichnen sie sich durch treffliche Kürze aus, aber theils ist der Sprache durch die aphoristische Form Gewalt angethan, theils werden manche Nebenbestimmungen als selbstverständlich vorausgesetzt. So übersetzt er die Formel des Tangentensatzes: „tan der halben Gegenwinkeldifferenz gleich Seitendifferenz durch Summe mal cot des halben Zwischenwinkels.“ Er spricht also schon von Gegenwinkeln, ehe überhaupt von Seiten die Rede gewesen ist: welche Summe gemeint sei, was eigentlich mit der Cotangente multiplicirt werden soll, ist gleich ungenau ausgedrückt. Aber auch in anderer Beziehung scheint uns diese Art von Uebersetzung verfehlt. Soll eine Formel in Worten ausgedrückt werden, so handelt es sich darum, den darin enthaltenen Sinn anzugeben, nicht die Formel Stück für Stück in Worte umzusetzen, ebenso wie eine Wort für Wort den Satz der fremden Sprache wiedergebende Uebersetzung dem Sinne des Satzes nicht gerecht wird. Der in jener Formel aber enthaltene Sinn wird in der bekannten Weise ausgedrückt: In jedem Dreieck verhält sich die Summe zweier Seiten zu ihrer Differenz, wie u. s. w.

Ganz besonders hervorzuheben ist der volle Parallelismus, in dem Z. die ebene und sphärische Trigonometrie behandelt. Wie er die Anfänge der Planimetrie und Stereometrie in gleichartiger Anordnung und Beweisführung aufzustellen mit entschiedenem Erfolge versucht hat, so behandelt er auch die Sätze und Formeln beider

Zweige der Trigonometrie ganz gleichmäfsig und leitet sie aus denselben Figuren ab, nur dass man die geraden Linien als Bogen grösster Kugelkreise betrachten muss. Zugleich zeigt der Verf., durch welche Betrachtungen die Formeln der sphärischen Trigonometrie in die der ebenen überzuführen sind. Dies geschieht ebenso von W. Um diesen Parallelismus auch äufserlich kundzugeben, sind in einer Tabelle die Hauptformeln der sphärischen Trigonometrie so aufgestellt, dass das, was für die ebene Trigonometrie wegfällt, roth gedruckt erscheint. Die zweckmäfsige Sparsamkeit des Verf.'s zeigt sich auch in den Figuren; obgleich er vorzugsweise geometrische Ableitungen giebt, reicht er doch mit äufserst wenigen aus, weil er sie sehr auszunutzen versteht. Eine solche fundamentale Figur für die sphärische Trigonometrie ist das „Projectionsviereck“, welches dadurch entsteht, dass eine Strecke, deren Endpunkte in zwei auf einander senkrechten Ebenen liegen, auf beide Ebenen projicirt wird. Man erhält dadurch an dem einen Endpunkte ein sphärisches Dreieck mit den Seiten  $a, b, c$  und den Winkeln  $A = 90^\circ, B, C$ , und am andern Endpunkte das „Complementardreieck“ mit den Seiten  $90^\circ - b, 90^\circ - B, 90^\circ - a$ , und den Winkeln  $90^\circ, C$  und  $90^\circ - c$ . Hierdurch ist es ihm möglich geworden, für das rechtwinklige Dreieck die beiden Neperschen Regeln zu einem Theorem zu erheben. Sehr wichtig wird dem Verf. auch das Aufsendreieck, welches entsteht, wenn eine Dreieckseite zum Hauptkreise erweitert wird, so dass Dreieck und Aufsendreieck sich zur Halbkugel ergänzen, indem er dadurch die Möglichkeit erhält, für die Gaußsichen Gleichungen und Neperschen Analogien die wichtige Regel zu erweisen, dass mit der Aenderung eines Zeichens die Functionen für das andre Alphabet geändert werden müssen. — Beide Verf. beschränken sich in den Formeln auf das Wesentliche, W. mehr in der herkömmlichen Weise, beide mit besondrer Hervorhebung des Wichtigsten; namentlich geschieht dies sehr treffend von W., der auf die grofse Wichtigkeit von  $d$  (Durchmesser des umschriebenen Kreises),  $\rho$  und  $s$  (halber Umfang des Dreiecks) besonders aufmerksam macht. Unter den von ihm in § 188 zusammengestellten Fundamentalformeln vermissen wir neben  $\Delta = \rho s$ , den Werth  $\rho a s_a$ , neben  $\rho a = s \text{Tang } \frac{\alpha}{2}$ , den Werth  $s_b \text{Cot. } \frac{\gamma}{2}$ , wie wir auch lieber IV und IX neben einander und in gleicher Gestalt gesehen haben würden, und die bekannte Inhaltsformel  $\Delta = \sqrt{s s_a s_b s_c}$ . — W. hat es sich auch angelegen sein lassen, die Formeln in völliger Allgemeinheit und doch in möglichster Kürze nachzuweisen, so die Formel für  $\text{Sin}(\alpha - \beta)$ , indem er zunächst mit Hilfe des Ptolemäischen Lehrsatzes die allgemeine Gültigkeit von  $\text{Sin } \alpha \text{Sin}(\beta - \gamma) + \text{Sin } \beta (\text{Sin } \gamma - \alpha) + \text{Sin } \gamma \text{Sin}(\alpha - \beta) = 0$  nachweist, und dann  $\gamma = 90^\circ$  setzt. Wir ziehen jedoch wegen der anderweitigen damit verbundenen Betrachtungen von weitgreifender allgemeiner Bedeutung die Behandlung bei Baltzer, der ebenfalls zu-

nächst diese Gleichung ableitet, vor. Die Ableitung der Formeln für  $\sin(\alpha \pm \beta)$ ,  $\cos(\alpha \pm \beta)$  ist bei Z. recht eigenthümlich und anschaulich, wenn auch nur auf  $\alpha, \beta$  und  $\alpha + \beta < 90^\circ$  beschränkt. Mit Recht hebt Z. auch seine schöne Behandlung der quadratischen Gleichungen hervor; wie er schon in der Planimetrie die Lösung auf geometrische Constructionen zurückgeführt, so geschieht hier die bekannte trigonometrische Lösung ebenfalls auf constructivem Weg. Beide Verf. geben genaue Anleitung zur Lösung der fundamentalen Aufgaben, auch zur Anlage der Rechnung, W. mit ausgeführten Beispielen; beide erwähnen auch die Zweckmäßigkeit der Einführung von Hilfswinkeln, gegen deren ausgedehnte Anwendung wir uns schon früher ausgesprochen (Jahrg. XVIII. 854). Allerdings sehen die Formeln recht elegant oder einfach aus, aber sie verhüllen den unmittelbaren Zusammenhang der gesuchten und der gegebenen Größen und dienen in sehr vielen Fällen durchaus nicht zu einer Vereinfachung der Rechnung; so verlangt die Berechnung der bekannten Aufgabe des § 191 mittelst der Hilfswinkel bei W. 12 Aufschlagungen, dagegen nach dem allgemeinen Pythagoreischen Lehrsatz nur 10. Wir haben aber noch einen besonderen pädagogischen Grund, warum wir uns im allgemeinen dagegen erklären, eine Größe, sobald sie gefunden, als bekannt anzusehen und sie nun, ohne ihren Wert einzusetzen, in die weitere Rechnung einzuführen. Die Schüler sind nur gar zu sehr dazu bereit, weil sie dadurch jeder umfangreicheren Rechnung aus dem Wege gehen; aber es bleiben ihnen darüber dann auch die einfachsten Beziehungen verborgen. Ein Beispiel gaben wir oben schon mit  $y = \frac{b}{x}$ ; oder es rechnet einer, der an diese Weise gewöhnt ist (wir reden aus der Praxis)  $CD = b \sin \alpha$ ,  $\gamma_1 = 90 - \alpha$ ,  $\gamma_2 = 90 - \gamma_1$ ,  $CB = \frac{CD}{\cos \alpha}$ , ohne zu merken, dass  $\gamma_2 = \alpha$ ,  $CB = b \tan \alpha$ . Ich verlange im Gegentheil, dass die gesuchten Größen im allgemeinen nur durch die gegebenen ohne Zwischengrößen ausgedrückt werden, und erst, wenn man sich überzeugt hat, dass keine Vereinfachungen möglich seien, soll es gestattet sein, derartige Zwischengrößen einzuführen. — Es liegt in der Methode des Herrn Z., dass er den eigentlichen Zusammenhang seiner Entwicklungen mit allerhand Uebungen unterbricht, die theilweise andre Ableitungen der Sätze, theils neue an sich wichtige und interessante Sätze enthalten fast nie ein bloß reines, nicht auch durch sich selbst werthvolles Uebungsmaterial bilden, so dass denn auch später bisweilen auf diese Uebungen verwiesen wird. Dagegen erscheinen uns die unter § 190. III bis V von W. gegebenen absonderlichen Beispiele, die zwar einen sehr allgemeinen, aber doch wenig verwendbaren Charakter haben, nur von geringem Werthe; es bedarf ja nur einiger Ueberlegung, um zu erkennen, dass durch  $\alpha$  und  $\beta$  die Gestalt des Dreiecks gegeben, so dass die Lösung keinerlei Schwierigkeiten bietet und jedenfalls eine der drei Aufgaben genügt hätte, um auf diese Eigenthümlichkeit zu verweisen.

Doch wir müssen noch manche Bemerkung, zu der die interessanten Bücher Veranlassung geben, zurückhalten. Dass die Ausstattung des Worpitzkyschen Buches seitens der Verlagshandlung eine vortreffliche ist, haben wir schon bemerkt. Aufgefallen ist uns nur, dass in § 40 und auch sonst die Exponenten so ungewöhnlich hoch schweben. Auch wird die ungeschickte Stellung von Z. 1 S. 67 wohl bei einer neuen Auflage vermieden werden. Auch die Bücher von Sp. sind trefflich ausgestattet. Sämmtliche Verf. haben es sich angelegen sein lassen, durch verschiedenen Druck Wichtiges vor dem Nebensächlichen stark hervorzuheben. Nr. 3 entbehrt der Eleganz, der Schärfe des Druckes, der Feinheit des Papiere, wie man sie jetzt gewohnt ist; aber wir glauben nicht, dass die Brauchbarkeit des Buches irgend darunter leiden werde.

Noch fügen wir einige Bemerkungen zu Nr. 4 hinzu, über deren allgemeinen Charakter wir oben gesprochen haben. Wir tadelten die Breite. Bisweilen scheint es, als ziehe der Verf. absichtlich den weitläufigen Weg dem einfachen vor, wenn er z. B. S. 51 den ersten Fall des Satzes, dass Parallelepipeda von congruenter Grundfläche und Höhe inhaltsgleich sind, noch in drei Fälle spaltet, während jedes neuere Lehrbuch ihm das einfachere Verfahren durch Subtraction zeigen konnte, welches er übrigens auch in § 13. 16. Fall 2 anwenden musste, wenn er nicht dort auch drei Fälle unterscheiden wollte. — Nicht klar ist uns die Auffassung, welche der Verf. vom Unendlichkleinen hat, wenn er z. B. sagt, die stetige Aenderung der trigonometrischen Functionen bei stetiger Aenderung des Winkels lasse sich streng genommen mit den Hilfsmitteln der Elementargeometrie nicht bis zu der Evidenz nachweisen, wie dies in der höheren Geometrie geschehe, oder wenn er bei dem Satze von der Gleichheit zweier Pyramiden von gleicher Grundfläche und Höhe, die er zwischen dieselben Grenzen gelegt, zum Schlusse des Beweises hervorhebt: die Pyramiden bleiben zwischen ihren Grenzen, weil der Unterschied dieser Grenzen, wie klein derselbe auch immer werde, doch nie verschwinde; es war vielmehr zu zeigen, dass eben dieser Unterschied beliebig klein gemacht werden könne. — So beweist der Verf., nicht dass zwei Ebenen sich in einer Geraden schneiden, sondern in einem indirecten Beweise auf S. 13, dass sie sich nicht in mehr als einer Geraden schneiden, nachdem er schon auf S. 4 gezeigt, dass die Lage einer Ebene durch zwei sich schneidende oder parallele Gerade völlig bestimmt sei. Und dergleichen Fälle, bei denen man wirklich in Zweifel ist, ob der Verf. sich klar gemacht, was eigentlich zu beweisen sei, oder was schon unmittelbar aus Früherem folgt, sind uns noch einige aufgestoßen. Auch das muss auffallen, dass der Verf. zwar auf S. 42 den Cavalerschen Grundsatz aufstellt, aber wenigstens bei den schwierigen Fällen, wo seine Verwendung, wenn man ihn überhaupt zulassen will, sehr wünschenswerth ist und erhebliche Vereinfachung gestattet, die Körper nach der Grenzenmethode behandelt. — Die Ausstattung ist gut, die Fi-

guren sind deutlich, wenn auch nicht recht perspectivisch gezeichnet. Aber man orientirt sich schwer in dem Buche, indem jeder Paragraph eine große Menge Sätze enthält, so dass man viele Seiten zu blättern hat, ehe man findet, in welchem Paragraph man steht; daneben sind 35 Hauptlehrrsätze noch besonders numerirt, die nun über das ganze Buch zerstreut natürlich weit von einander getrennt sind, so dass man lange suchen muss, ehe man den citirten finden kann.

Züllichau.

Dr. Erler.

**Grundriss der Experimentalphysik.** Zum Gebrauch beim Unterricht auf höheren Lehranstalten und zum Selbststudium von E. Jochmann. Mit 292 Holzschnitten IV. u. 314 S. gr. 8. zweiter, unveränderter Abdruck. Berlin. Springersche Buchhandlung (Max Winkelman). 1873.

Unter der großen Anzahl von physikalischen Lehrbüchern, welche in den letzten Jahren erschienen sind, nimmt das vorliegende Lehrbuch von Jochmann eine sehr hervorragende Stellung ein. Dasselbe ist in einer längeren Reihe von Jahren von dem der Wissenschaft leider zu früh entrissenen Verfasser für die einzelnen Unterrichtsstunden und unter dem Einfluss der von Stunde zu Stunde sich ergebenden Erfahrungen ausgearbeitet und als fertiges Manuscript längere Zeit beim Unterricht zu Grunde gelegt worden. Daher tritt bei aufmerksamer Prüfung die vom Verf. befolgte Unterrichtsmethode recht deutlich zu Tage, wobei vor allem die in hohem Grade übersichtliche Anordnung des so reichhaltig verarbeiteten Stoffes in die Augen fällt. Dabei ist die Diction mit wenigen Ausnahmen correct und die Entwicklung der Grundbegriffe bis auf wenige, allerdings nicht ganz unerhebliche Ausnahmefälle, in sehr präciser und klarer Form dargestellt. — Wohl in keiner andern Disciplin ist die Schwierigkeit der correcten Darstellung so groß, wie in der theoretischen Physik; deshalb ist aber auch geboten, da wo eine in so hohem Grade fehlerfreie Darstellung gegeben ist, auf noch zu beseitigende Ungenauigkeiten aufmerksam zu machen. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich auf zum Theil sehr wichtige Punkte, über die eine Meinungsverschiedenheit unter Fachgenossen wohl möglich ist; daher sei gestattet darauf hinzuweisen, dass dieselben bei der gemeinschaftlichen Besprechung mit mehreren Fachgenossen entstanden sind, die unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen denselben Unterrichtsstoff zu behandeln haben.

Da ist zunächst in § 12 die Darstellung der Beziehungen zwischen Masse und Gewicht wesentlich verfehlt. Es heißt wörtlich: „Da es nicht möglich ist, die absolute Anzahl der Massentheichen oder Atome anzugeben, aus denen ein Körper zusammengesetzt ist, wählt man als Masseneinheit die Masse eines bestimmten Körpers, z. B. eines Cubikcentimeters reinen Wassers im Maximum der Dichtigkeit und vergleicht mit dieser die Massen aller übrigen Körper.“ Nach Ableitung der Formel  $p = m \cdot g$  ( $g$  die Anziehung, welche die Masseneinheit von der Erde erleidet) heißt es wei-

ter: „Da die Schwerkraft nicht an allen Punkten der Erdoberfläche mit völlig gleicher Stärke wirkt, mithin auch das Gewicht ein und desselben Körpers mit der geographischen Breite und mit der Höhe über dem Meeresspiegel wechselt, so soll als Gewichtseinheit dasjenige Gewicht gewählt werden, welches ein Cubikcentimeter reinen Wassers im Maximum seiner Dichtigkeit unter 45° Breite im Meeresniveau besitzt. Dieses Gewicht heißt Gramm. Zufolge dieser Darstellung ist also  $g$  („die Anziehung, welche die Masseneinheit von der Erde erleidet“) eine variable Gröfse; unter der Breite  $45 = 1$  grm. unter der Breite  $\varphi = (1 - 0,0025881 \cos 2 \varphi)$  grm. Wenn nun die Gewichtseinheit eine constante Gröfse sein soll, so folgt nothwendig, dass gleiche d. h. eine gleiche Anzahl Gewichtseinheiten repräsentierende Gewichtssätze, je nach der geographischen Breite für welche sie angefertigt sind, eine verschiedene Masse besitzen müssen. Denn offenbar werden Gewichtssätze nach dieser Anschauung nur dann als gleich bezeichnet werden können, wenn sie denselben Druck auf ihre Unterlage ausüben, oder an einer elastischen Spiralfeder dieselbe Verlängerung hervorrufen. Es ist überhaupt, wie es scheint, ein weit verbreiteter Irrthum, eine Wägung mit der gewöhnlichen Wage für eine Gewichtsbestimmung zu halten <sup>1)</sup>, während doch eine solche Wägung lediglich eine Massenbestimmung ist. Das Gramm ist die Masseneinheit. Eine Gewichtseinheit in dem vom Verfasser angegebenen Sinn ist weder in der Praxis noch bei theoretischen Erörterungen gebräuchlich. Das Gewicht, d. h. die Kraft, mit welcher ein Körper von der Erde angezogen wird, wird durch Bestimmung der Fallbeschleunigung, also nicht auf statischem, sondern dynamischem Wege gefunden. Als Einheit der Kraft ist hiebei diejenige Kraft anzusehen, welche der Masseneinheit in der Zeiteinheit, die Einheit der Geschwindigkeit ertheilt und unter Zugrundelegung dieser (absoluten, Gaußschen) Einheit ergiebt sich für die durch Anziehung der Erde auf die Masseneinheit ausgeübte Kraft  $g \cdot \frac{\text{grm. meter}}{(\text{Secunde})^2}$ , also für die auf  $m$  Gramm ausgeübte Kraft der Ausdruck  $m \cdot g$  (vgl. Rep. Brit. Assoc. 1863. S.

<sup>1)</sup> So sagt Dr. Bauer in einem Aufsatz in Carls Repertorium Bd. III. S. 447: Ich kann nicht umhin, mein Erstaunen darüber zu äußern, dass ich vergeblich in allen mir zu Gebot stehenden Werken darnach suchte, ob sich der Begriff des Grammes auf dem Meeresniveau unter der pariser Breite, oder unter der Breite 45° oder unter irgend einer anderen Breite bezieht, oder ob, woran ich jedoch zweifle, das Gramm überhaupt kein absolutes, sondern ein mit der geographischen Breite und der Erhebung über die Meeresfläche variirender Werth ist.“ Hiezu bemerkt a. a. O. Bd. V S. 106 sehr zutreffend Prof. Zech: „Diese Schwierigkeit existirt für den Physiker gar nicht, der unter Gramm nicht ein Gewicht, sondern eine Masse versteht; und da die Schwierigkeit auch in der Praxis nicht besteht, weil an demselben Ort, also bei gleicher Beschleunigung der Schwerkraft, das Gramm und das Cubikcentimeter Wasser gewogen werden, so vernachlässigt man in der Praxis, zwischen Masse und Gewicht zu unterscheiden. Das Gramm ist die Masse eines Cubikcentimeters Wasser; das Gewicht dieser Masse ist an verschiedenen Orten im allgemeinen verschieden. Die Wage giebt uns nicht Gewichts- sondern Massenbestimmungen, das Pendel erst lehrt uns die Beschleunigung der Schwerkraft und damit das Gewicht einer Masse.



132). Ueberhaupt hat es den Anschein als habe dem Verfasser bei Aufstellung der Definition von  $g$  in § 12 vorgeschwebt, dass diese Größe identisch ist mit der Gravitationsconstante. In der That wendet er die Gleichung  $p = mg$ , in welcher nach § 12  $g = 1$  resp.  $(1 - 0,0025881 \cos 2 \varphi)$  grm zu setzen ist, in Fällen an, z. B. S. 30, wo  $g$  die Gravitationsconstante also (für mittlere Breiten)  $9,806 \frac{\text{met.}}{(\text{Sec.})^2}$  bedeutet. Ganz abgesehen von der im vorliegenden Fall durch die angegebenen Verwechslung entstandenen Unklarheit, ist es wie schon bemerkt wurde, aufser bei technischen Anwendungen nicht zulässig Kräfte durch Gewichtseinheiten (wie z. B. in § 38) auszudrücken. Ein Mafs für Kräfte kann aber nur auf dynamischem Wege in der Bestimmung der Beschleunigung gefunden werden. Das hat auch der Verfasser gefühlt; er unterscheidet daher in § 38 „Kräfte, die zweckmäfsig durch Gewichtseinheiten ausgedrückt werden“ und Kräfte, welche auf alle Massentheilchen eines Körpers beschleunigend wirken: doch ist die ganze Entwicklung nicht klar genug, um den Anfänger vor dem naheliegenden Irrthum zu bewahren, die Gleichung  $p = mg$ . S. 30 mit derselben Gleichung S. 7, wo  $g$  eine ganz andere Bedeutung hat, zu verwechseln. Vergl. auch S. 34 unten Zeile 16 und Z. 6, wo  $g$  in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht ist. Die Worte (S. 30 Z. 23 v. o.): „Ist an einem Faden die Masse von  $m$  Atomen aufgehängt, deren jedes durch die Schwerkraft die Beschleunigung  $g$  erfährt, so wird die Spannung des Fadens durch das Product  $mg$  ausgedrückt“ können auch noch in anderer Hinsicht zu einer falschen Vorstellung verleiten; denn ganz abgesehen von der sprachlichen Ungenauigkeit in den Worten „Masse von  $m$  Atomen“ mit  $m$  eine unbenannte Zahl zu bezeichnen und zugleich in dem Ausdruck  $mg$  mit  $m$  die Masse der  $m$  Atome zu bezeichnen (was natürlich nur angeht, wenn das „Atom“ mit der „Masseneinheit“ identisch ist — bleibt bei dieser Darstellung durchaus unklar, warum die Spannung gerade gleich  $mg$  ist, und nicht blofs diesem Ausdruck proportional also  $= \text{Const. } mg$  zu setzen. Es ist dies überhaupt ein Punkt, welcher gewöhnlich in den Lehrbüchern sehr oberflächlich behandelt wird, und doch gewährt gerade die Discussion dieser Proportionsconstanten erst einen klaren Einblick in die Bedeutung der verschiedenen Mafseinheiten (vgl. S. 260. 269. 288, 1). Geht man z. B. von dem Gesetz aus, dass die Geschwindigkeit  $v$ , welche die Kraft  $k$  einem Körper von der Masse  $m$  in der Zeit  $t$  ertheilt, der Zeit und der wirkenden Kraft direct, der in Bewegung gesetzten Masse umgekehrt proportional ist, so ist  $v = \text{Const. } \frac{kt}{m}$

Dieses Gesetz erhält die möglichst einfache Form, wenn Const. als unbenannte Zahl  $= 1$  gesetzt wird. Dann muss aber für  $m$ ,  $k$  und  $t = 1$  auch  $k = 1$  sein, d. h. die Einheit der Kraft ist dann derjenigen Kraft gleich zu setzen, welche der Masseneinheit in der Zeiteinheit die Geschwindigkeit Eins ertheilt. Bezeichnete man die

Masseneinheit — die in einem Cubikcent. Wasser von 4° C. enthaltene Masse, oder wenn keine Verwechslung mit Druck möglich ist, das Gramm — mit  $\mu$ , die Geschwindigkeitseinheit mit  $1 \frac{\text{met.}}{\text{Sec.}}$  und die Zeiteinheit mit 1 Sec, so ist (weil  $K = \frac{mv}{t}$ ) die Dimension der Kraftereinheit:  $\frac{\text{met. } \mu}{(\text{Sec.})^2}$  oder  $\frac{\text{met. grm}}{(\text{Sec.})^2}$ . Dann beträgt also die von der Erde auf ein Grm. ausgeübte Anziehungskraft:  $9,806 \frac{\text{met. grm}}{(\text{Sec.})^2}$ . Wählt man hingegen die von Gauß bei den magnetischen Bestimmungen nach absolutem Maß zu Grunde gelegten Einheiten (Masseneinheit = Milligramm, Längeneinheit = Millimeter), so ist die auf ein Milligramm von der Erde ausgeübte Anziehungskraft

$$= 9806. \text{ m } \frac{\text{Millim. Mgr.}}{(\text{Sec.})^2}$$

In § 35 hat sich ein historischer Irrthum eingeschlichen, indem die Parabel als (die von Galilei zuerst in ihren geometrischen Eigenschaften untersuchte) Wurflinie definirt ist.

S. 34 ist eine Ableitung des Principis der lebendigen Kraft gegeben, die mehrfache Bedenken erregen muss. Zunächst ist nicht klar genug ersichtlich in wiefern die Arbeitsgröße von der Zeit unabhängig ist, was doch so ohne weiteres nicht zugegeben werden kann. Ferner sind die Gesetze des freien Falls und der schiefen Ebene hineingezogen, während der Satz doch von der Form der Bewegung unabhängig ist; überhaupt ist die Ableitung viel zu künstlich und lässt die Allgemeinheit und Ursprünglichkeit des Principis für den Anfänger nicht klar genug hervortreten. Eine sehr ausführliche aber durch Klarheit der Darstellung ausgezeichnete Ableitung des Principis ist in Schellens Bearbeitung der Mechanik von Delauney I. S. 246—258 gegeben. Will man den Gegenstand nicht so ausführlich behandeln, so dürfte die folgende Entwicklung genügend sein. Wenn als Kraftereinheit die Kraft angenommen wird, welche in der Zeiteinheit der Masseneinheit die Geschwindigkeit 1 ertheilt, so ist die Geschwindigkeit  $v$ , welche die Kraft  $K$  der Masse  $m$  in der Zeit  $t$  ertheilt,  $v = \frac{K \cdot t}{m}$ . Soll eine dieser Geschwindigkeiten durch Einwirkung längs der Wegstrecke  $s$  erzeugt werden, so hat man, da allgemein bei jeder Bewegung Zeitdauer =  $\frac{\text{Weglänge}}{\text{mittl. Geschw.}}$  zu setzen ist,  $t = \frac{s}{v}$  in obigen Ausdruck einzusetzen, so dass man  $v = \frac{K}{m} \cdot \frac{s}{v}$  oder  $K \cdot s = m \cdot \frac{v^2}{2}$  erhält.

Hiezu sei noch folgende Bemerkung gestattet. Versteht man, was bei allen technischen Anwendungen der Fall ist, unter der Druck-

einheit, den Druck, den unter dem Einfluss der Anziehung der Erde 1 Kgrm. (die Masseneinheit) auf die Unterlage ausübt, oder die Spannung, die durch diesen Druck in einer elastischen Spiralfeder hervorgerufen wird, so kann man leicht die Kräfteinheiten in Druckeinheiten (oder Gewichtseinheiten) ausdrücken. Es sind nämlich  $g$  Kräfteeinheiten äquivalent mit einer Druckeinheit oder 1 Kräfteinheit äquivalent mit  $\frac{1}{g}$  Druckeinheit. Demnach sind um die eben angegebene Geschwindigkeit zu erzeugen,  $\frac{m}{sg} \cdot v^3$  Druckeinheiten erforderlich.

Vgl. die reichhaltige Sammlung von „Aufgaben über mechanische Arbeit von Autenheimer.“

S. 54 kann die Formel  $T = \frac{2\pi}{\sqrt{k}}$  leicht zu einem Missverständnis Anlass geben. Da  $2\pi$  eine unbenannte Zahl ist, muss  $\sqrt{k}$  einen reciproken Zeitwerth gleich sein (Dimension =  $\tau^{-1}$ ); es ist aber  $k$  in der ganzen Ableitung als „Kraft“ oder „Anziehung“ in die Rechnung eingeführt.

S. 58 hätte bei der Ableitung des Reversionspendels angegeben werden müssen, dass die ganze Betrachtung nur für Punkte gültig ist, die auf der Verbindungslinie der Schneiden liegen. Die hier gegebene Ableitung, bei welcher die so überaus beschränkenden Voraussetzungen für die Gültigkeit nicht bestimmt angegeben sind, muss den Anfänger nothwendig verwirren. Man kann entweder nur das Gesetz allein angeben, oder man muss eine vollständige Ableitung geben, soweit sie mit elementaren Hilfsmitteln und ohne unnatürliche Kunstgriffe sich durchführen lässt. Was die Ableitung des Trägheitsmoments betrifft, so dürfte die von Schellen a. a. O. S. 304—312 der hier gegebenen unbedingt vorzuziehen sein.

S. 69 wäre ein Hinweis auf die namentlich für Vorlesungsversuche unentbehrliche hydrostatische Fuderwage von Jolly wohl passend.

S. 93 sind einige Apparate angegeben, deren Wirksamkeit auf den Gesetzen des Luftdrucks beruht; hierbei vermisst man ungerne die Angabe des höchst instructiven Versuches, auf den Weinhold in seiner Vorschule zur Experimentalphysik S. 177 wohl zuerst aufmerksam gemacht hat.

S. 101 sind bei der Darstellung der Entstehung stehender Schwingungen die beiden verschiedenen Formen der Reflexion, wie sie einerseits bei der Reflexion von Wasserwellen an einer festen Wand (oder von Luftwellen am offenen Röhrenende, oder von transversalen Seilwellen am losen Ende); andererseits bei der Reflexion von Seilwellen am festen Ende (oder von Luftwellen an einer festen Wand) auftreten, nicht hinreichend scharf geschieden. Dass beim Austritt einer Luftwelle aus dem offenen Röhrenende eine Reflexion stattfindet, ist gar nicht angegeben, obwohl S. 110 auf die Lage der bei dieser Reflexion sich bildenden Knotenpunkte zur Bestimmung der Tonhöhe einer offenen Pfeife Bezug genommen wird. (Zur Erklä-

nung dieser Reflexion darf wohl auf die ausführliche, an Untersuchungen von Bernouilli und Euler sich anlehrende Erörterung in Webers Wellenlehre § 276 verwiesen werden.) Es würde sich überhaupt empfehlen bei diesen Betrachtungen das Gesetz an die Spitze zu stellen, dass eine Reflexion jedesmal stattfindet, wenn für eine fortschreitende Wellenbewegung eine Aenderung des Widerstandes eintritt. Man hat dann zu unterscheiden: erstens Reflexionen in Folge einer Widerstandsvermehrung z. B. bei Luftwellen am geschlossenen Röhrende oder an einer festen Wand; bei Seilwellen am festen Ende; bei transversalschwingenden Stäben am eingeklemmten Ende; hierbei liegt der nächste Knotenpunkt eine halbe Wellenlänge von der Reflexionsstelle entfernt.) — zweitens Reflexion in Folge einer Widerstandsverminderung (z. B. bei Luftwellen am offenen Röhrende; bei Wasserwellen an einer festen Wand; bei transversalen Seil- und Stabwellen am freien Ende; hierbei liegt der nächste Knotenpunkt eine viertel Wellenlänge von der Reflexionsstelle entfernt). Man könnte geradezu jene *directe*, diese *indirecte* Reflexion nennen. In einem Lehrbuch für Schüler müsste aber jedenfalls jede dieser Reflexionsformen durch eine besondere veranschaulichende Zeichnung dargestellt sein. Nur so wird es möglich sein das verschiedene Verhalten der offenen und gedeckten Orgelpfeifen auf den wahren mechanischen Grund zurückzuführen.

S. 129 ist es zur Ableitung der Gleichung  $GC : CE = GP : PE$  durchaus unnöthig trigonometrische Relationen heranzuziehen. Es folgt die Richtigkeit der Gleichung sehr einfach und leicht, wenn man sich Dreieck  $DGC$  um  $DC$  als Drehungsaxe umgewendet denkt; dann fällt  $G$  auf  $DE$  etwa nach  $G$ , und folglich ist

$$DG_1 \text{ (oder } DG) : DE = DG_1C \text{ (oder } DGC) : DCE = GC : CE.$$

Denkt man sich dann Dreieck  $PDG$  um  $DP$  als Drehungsaxe umgewendet, so dass  $G$  auf  $DL$  etwa nach  $G$ , fällt, so ist

$$DG_{,,} \text{ (oder } DG) : DE = DG_{,,}P \text{ (oder } DGP) : PDE = PG : PE,$$

mithin  $GC : CE = PG : PE$  *q. e. d.*

Bei der Ableitung des Brechungsgesetzes § 141 vermisst man den Hinweis auf den inneren Zusammenhang zwischen der Brechung und Reflexion. Für den Anfänger hat das Brechungsgesetz stets etwas Befremdendes; dass eine Aenderung in der Richtung einer Wellenbewegung beim Uebergang in ein Medium von anderem Widerstand eintreten muss, vermag er *a priori* einzusehen, aber warum in Folge der Widerstandsänderung gerade das Verhältnis der Sinus des Einfall- und Brechungswinkels unverändert bleibt, das bleibt vollkommen unklar.

Eine sehr einfache geometrische Betrachtung lehrt, dass das Gesetz der geradlinigen Fortpflanzung und das der Reflexion nur specielle Fälle des allgemeinen Princip der schnellsten Ankunft sind (vergl. Dove Farbenlehre S. 79). Dass auch das Brechungsgesetz aus diesem Princip auf rein geometrischem Wege sich ableiten lässt,

womit wenigstens von einer Seite her ein innerer Zusammenhang zwischen den drei Hauptgesetzen der Fortpflanzung von Wellenbewegungen dargelegt ist, scheint wenig bekannt zu sein, weshalb ich mir erlaube diese Entwicklung, die ich meinen Schülern unter den allgemeinen Gesetzen der Wellenbewegung mitzutheilen pflege, hier einzuschalten. (Vergl. hiezu Leibnitz, *unicum opticae, catoptricae et dioptricae principium*; *Acta erudit.* 1682. — Bernoulli, *disquisitio catoptrico-dioptrica. Opera omnia* I p. 369. — Huygens, *tractatus de lumine. Opera reliqua* I p. 33. Eine experimentelle Veranschaulichung des Principis hat neuerdings Mach angegeben. *Repertorium für physikalische Technik.* Bd. VII. S. 375.)

Die der folgenden Entwicklung zu Grunde liegende Figur entsteht wie folgt: In irgend einem Punkte C einer wagerechten (die Grenze zwischen zwei verschiedenen brechenden Medien, z. B. Glas und Luft darstellenden) Geraden errichtet man ein Loth und zieht schräg nach oben und unten zwei beliebig lange Linien CA, CB, welche mit dem Einfallslot bez. die Winkel  $\lambda$  und  $\gamma$  bilden. Die gerade Verbindungslinie von A und B möge die Grenzlinie der beiden Medien in z schneiden; ferner ziehe man  $zy \perp CA$ ,  $Cx \perp CB$ ,  $zx_1 \perp CA$ . Bedeutet nun L und G bez. die Fortpflanzungsgeschwindigkeiten der Wellenbewegung im oberen und unteren Medium, so lässt sich unter der Voraussetzung, dass  $\frac{\sin \lambda}{\sin \gamma} = \frac{L}{G}$  ist, leicht nachweisen, dass die Zeit der Bewegung längs ACB ein Minimum ist, also z. B. kleiner als die Zeitdauer der Bewegung längs der geraden Linie AzB. Denn da  $\frac{\sin \lambda}{\sin \gamma} = \frac{Cy}{Cz} : \frac{zx_1}{Cx} = \frac{Cy}{z x_1}$  so ist auch  $\frac{Cy}{L} = \frac{z x_1}{G}$ , d. h. die Zeit längs Cy = der Zeit längs  $z x_1$ . Nun ist:

- 1) die Zeit längs der Hypot. Az > Zeit längs der Kathete Ay
- 2) " " " " " Zx > " " " "  $Z x_1$  (od yC)
- 3) " " " " " xB > " " " " CB

und damit ist die Behauptung erwiesen, dass ACB der am schnellsten zum beleuchteten Punkt führende Weg ist.

In Fig. 141 S. 133 ist zur Erläuterung der Thatsache, dass ein unter Wasser liegender Punkt einem über der Oberfläche befindlichen Auge gehoben erscheint, nur ein einziger von dem betreffenden Punkt ausgehender Strahl gezeichnet. Dadurch wird, wie Ref. öfters bemerkt hat, leicht die irrige Vorstellung hervorgerufen, als genüge zur Bestimmung des scheinbaren Ortes nur ein Strahl, auf dessen Richtung nur eine dem Brechungsexponenten entsprechende Verkürzung abzutragen sei. Uebrigens ist auch die Figur 141 insofern nicht correct, als die Strahlenabschnitte BA und  $BA_1$  von gleicher Länge sind so dass  $A^1$  links über A liegt, während der richtige Ort für das Bild rechts über A liegt. Da die Ortsveränderung der unter Wasser befindlichen Objecte eine so häufig und in so mannigfaltiger Form in den Aquarien vor die Augen tretende Erscheinung ist, erscheint es geboten, dieselbe auch in den Lehrbüchern eingehender als es üblich

ist, zu behandeln. (Vergl. Bermann Ueber die scheinbare Veränderung des Ortes und der Gestalt durch einfache Brechung. Stolp, 1863. Vallée Théorie de l'oeil. Paris 1844. Kade, Programm der Realschule zu Meseritz 1842; doch ist diese Darstellung theilweise incorrect).

S. 139 in § 146 würde bei Erwähnung der Wirkung des monochromatischen Natronlichtes ein Hinweis auf die überraschende Entfärbung des rothen Quecksilberjodids und des rothen doppelchromsauren Kalis neben der Verdunklung des Magdalaroths nicht unpassend sein. Die verschiedene Wirkung des Natronlichtes auf einen zur Hälfte mit Quecksilberjodid, zur andern Hälfte mit Magdalaroth gefärbten Schirm ist überhaupt einer der überraschendsten und instructivsten Versuche über Absorptionserscheinungen.

S. 140. Beim Hinweis auf die Absorptionsstreifen „in gewissen farbigen Gasen (salpetrigsaurem Gas, Joddampf“ könnte wohl auch auf die analogen Erscheinungen in Flüssigkeiten (Lakmustinctur, übermangansaures Kali, verdünntes Blut u. v. a.) aufmerksam gemacht werden. Ueberhaupt würde das ganze Buch durch die Aufnahme solcher ganz kurzen Hinweise auf charakteristische Experimente nicht unwesentlich gewinnen, ohne dass dadurch der Umfang erweitert oder die klare Uebersichtlichkeit beeinträchtigt würde. Namentlich möchte es sich, bei der weittragenden Bedeutung der Spectralerscheinungen empfehlen (analog § 98. Versuche mit der Luftpumpe), hinter § 148 eine kurze Uebersicht der Versuche mit dem Spectralapparat einzuschalten.

Zu S. 145 § 155 (Brechung des Lichtes an einer sphärisch gekrümmten Fläche) darf auf die vortreffliche kleine Schrift von C. Neumann: „die Haupt- und Brennpunkte eines Linsensystems. Elementare Darstellung der durch Gaußs begründeten Theorie“ verwiesen werden. Die dort gegebene geometrische Darstellung lässt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig und verdiente bei der großen praktischen Wichtigkeit des Gegenstandes wohl in die elementaren Lehrbücher aufgenommen zu werden.

Die hier (S. 145 Z. 8 v. u. fig.) gegebene Darstellung enthält manche Unklarheiten, die den meisten Anfängern große Schwierigkeiten bereiten werden. Da dieselbe Schlussreihe in vielen physikalischen Lehrbüchern sich findet, wollen wir etwas näher auf die auf Gl. 5. S. 145 folgende Entwicklung eingehen. Liegt, wie in Figur 153 angegeben ist, G auf derselben Seite wie E, so bleibt alles in der Ableitung S. 145 unverändert, nur ist, wie von selbst aus der Figur ersichtlich, nicht  $GC = a_1 - r$ , sondern  $= a_1 + r$  zu setzen. Also bleibt für Fig. 153 die Gleichung 5 nicht in Geltung, sondern für den angegebenen Fall ist die entsprechende Gleichung n.  $\frac{a+r}{a} =$

$n_1 \frac{a_1 + r}{a_1}$ , woraus, anstatt 5, die Gleichung:

$$\frac{n}{a} - \frac{n_1}{a_1} = \frac{n_1 - n}{r} \quad (5^a)$$

folgt. Es muss also die Discussion vorerst folgendermaßen entwickelt

werden: Ist  $\frac{n}{a} < \frac{n_1 - n}{r}$  so lautet die Formel  $\frac{n}{a} + \frac{n_1}{a_1} = \frac{n_1 - n}{r}$  (5). Die Auflösung nach  $a_1$  ergibt positive Werthe, das Bild liegt auf der entgegengesetzten Seite vom leuchtenden Punkt. Für  $\frac{n}{a} > \frac{n_1 - n}{r}$  lautet die Formel:  $\frac{n}{a} - \frac{n_1}{a_1} = \frac{n_1 - n}{r}$  (5<sup>a</sup>). Die Auflösung nach  $a_1$  ergibt gleichfalls positive Werthe und das Bild liegt auf derselben Seite wie der leuchtende Punkt. Wenn man also die Formel 5 für einen Fall anwendet, für welchen 5<sup>a</sup> gilt, erhält man natürlich für  $a_1$  einen negativen Werth, der eben andeutet, dass die Länge  $a_1$  nach der entgegengesetzten Seite hin abzutragen ist als bei der Begründung der Formel 5 (in welcher  $a$   $a_1$   $r$  nur absolute Werthe sind) vorausgesetzt worden ist; dasselbe würde der Fall sein, wenn man die Formel 5<sup>a</sup> auf Fälle verwenden wollte, in denen  $\frac{n}{a} < \frac{n_1 - n}{r}$  ist.

Die Schlussreihe S. 146 oben (Z. 2 v. o. muss es statt CD heißen LD) ist für einen Anfänger kaum verständlich. Sollen über die Abhängigkeit der Lage der Bilder von den Vorzeichen der in Rechnung zu bringenden Längen und Krümmungsradien ganz klare Anschauungen gewonnen werden, so ist durchaus nothwendig, alle verschiedenen Fälle gesondert zu behandeln, bei jeder einzelnen Formel die Voraussetzung über die relative GröÙe von  $a$   $a_1$   $r$  anzugeben und nun die verschiedenen Formeln nebeneinander zu stellen. Dann ergibt sich die Frage, unter welchen Bedingungen es gestattet ist alle Aufgaben nach ein und derselben Formel zu rechnen, ganz von selbst.

S. 139 fehlt die Angabe des Unterschiedes zwischen subjectiven und objectiven Spectren und die Erklärung von der in der Götheschen Farbenlehre so viel discutirten Erscheinung, dass erst bei gewisser Entfernung des Schirmes ein reinfarbiges Spectrum entsteht. Eine genaue Erklärung dieser so viel besprochenen und so oft missverstandenen aber so leicht mit jedem prismatischen Glasscherben darstellbaren Erscheinung, dürfte in keinem Lehrbuch fehlen.

S. 150 vermisst man ungern die Angabe des Verhältnisses der Brennweiten bei achromatischen Linsen. S. 155. § 164. Könnte mit wenig Worten eine erschöpfendere Darlegung der Ursachen der Fern- und Kurzsichtigkeit und deren Abhilfe gegeben werden. Folgendes würde z. B. vollkommen ausreichend sein: Bei einem kurzsichtigen Auge ist ein aus der normalen Sehweite ausgehender Strahlenkegel nicht hinreichend divergent; sein objectiver Convergenzpunkt fällt vor die Netzhaut; durch Einschaltung einer Concavlinse kann aber die Divergenz so verstärkt werden, dass der objective Convergenzpunkt gerade auf die Netzhaut fällt. Bei einem fernsichtigen Auge ist ein aus der normalen Sehweite ausgehender Strahlenkegel so stark divergent, dass der objective Vereinigungspunkt hinter die Netzhaut fällt: durch Verminderung der Divergenz mittelst Einschalt-

tung einer Convexlinse, kann deshalb der objective Vereinigungspunkt gerade auf die Netzhaut geschoben werden.

In § 198 ist die Erklärung des Ausdehnungscoefficienten nicht ganz correct. Es muss heißen: der kubische Ausdehnungscoefficient giebt an, um den wievielten Theil seines ursprünglichen Volumens ein Körper bei einer Temperaturerhöhung von 0° auf 1° C. sich ausdehnt. Nach der von Jochmann gegebenen Erklärung würde die einer Temperaturerhöhung von 1° C. entsprechende Ausdehnung bei jeder Temperatur dieselbe sein; man würde also, wenn  $V_t$ ,  $V_{t_1}$  die den Temperaturen  $t$ ,  $t_1$  ( $t > t_1$ ) entsprechenden Volumina bedeutet und  $\alpha$  der Ausdehnungscoefficient ist:

$$V_{t_1} - V_t = \alpha (t_1 - t) \text{ oder } V_{t_1} = V_t \{1 + \alpha (t_1 - t)\}$$

setzen dürfen, während in Wirklichkeit  $V_{t_1} = V_0 (1 + \alpha t_1)$ ,  $V_t = V_0$

( $1 + \alpha t$ ) also  $V_{t_1} = V_t \frac{1 + \alpha t_1}{1 + \alpha t}$  ist. Vergl. die vollkommen correcte

Darstellung in § 202.

In § 201 vermisst man die Angabe des Dichtigkeits-Maximums des Seewassers, welches vielfach irrthümlich als bei + 4° C. eintretend erwähnt wird.

§ 203. Bei der grossen Bedeutung, welche die Ausdehnung des zu Eis erstarrenden Wassers und überhaupt das physikalische Verhalten des Eises für den Verwitterungsprocess der Gesteine die Gletscherbildung u. v. a. hat, ist eine ausführlichere Besprechung dieser Erscheinungen sehr wünschenswerth. Die Regelation des Eises z. B. ist gar nicht erwähnt, sondern die Entstehung des Gletschereises (in § 260) nur als „Folge einer besonderen Eigenschaft des Eises“ angegeben. Man vergl. hiezu Tyndall: das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher.

Bei § 225 macht der Herausgeber auf das neuerdings von Bunsen beschriebene Eiskalorimeter aufmerksam. Dieser einfache Apparat ist jetzt in vorzüglicher Ausstattung aus der Werkstatt des Mechanikers Desaga in Heidelberg (incl. Stativ) für 5 Gulden zu beziehen.

In § 241 ist auf die wichtigen Fundamentalversuche von Joule zur Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalentes aus der Reibung von Gusseisen mit Wasser oder Quecksilber nur ganz kurz verwiesen worden. Die fundamentale Bedeutung dieses Gegenstandes, der unstreitig den Mittelpunkt der modernen Physik bildet, erheischt aber nothwendig eine eingehendere Darstellung der zur Bestimmung dieser Zahl angestellten Versuche, die in keinem Lehrbuch der Physik fehlen dürften. Vergl. W. Spengel: das mechanische Wärmeäquivalent. Gesammelte Abhandlungen von J. P. Joule und Hirn *Théorie mécanique de la chaleur*.

In § 24z könnte bei Angabe des vom Golfstrom auf das Winterklima der Nordwestküsten Europas ausgeübten Einflusses auch kurz der Entstehungsgrund der Meeresströmungen (mit Hinweis auf § 252) besprochen werden.



Zur Erklärung der Wirbelstürme (§ 255) gewährt die epochemachende Schrift von Reye „Die Wirbelstürme Tornados und Wettersäulen in der Erdatmosphäre“ vollkommenen Aufschluss. Der dort entwickelten Theorie zufolge kann wohl über den mechanischen Entstehungsgrund der Wirbelstürme kein Zweifel mehr obwalten.

In § 271 ist für die Einheit der Electricitätsmenge eine Definition aufgestellt, die in theoretischen Untersuchungen wohl schwerlich jemals Geltung gehabt hat; es soll diejenige Menge sein, welche auf eine ihr gleiche in 1 Meter Entfernung die Abstofsung 1 (in Gewichtseinheiten (?) ausgedrückt) ausübt. — Will man überhaupt in einem elementaren Lehrbuch derartige Definitionen geben (deren Anwendung jedoch nur zu leicht in eine zwecklose Spielerei mit unverständlichen Formeln ausartet), so ist es gewiss rathsam keine Phantasie-Definitionen aufzustellen, die der Anfänger wieder zu vergessen suchen muss, wenn er in die Elemente der wissenschaftlich entwickelten Theorie eindringen will. (Vgl. hierzu die Bemerkung von Meyer die Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften S. 265.) Die electrostatische Einheit kann wohl kaum anders defnirt werden als diejenige Electricitätsmenge, welche eine ihr gleiche Menge aus der Entfernung Eins mit der Einheit der Kraft abstößt; also eine Constante, deren Dimension  $= \lambda^2 \mu^{-1} \tau^{-1}$  ist, worin  $\lambda$  die Längeneinheit,  $\mu$  die Masseneinheit (im absoluten Maßsystem) und  $\tau$  die Zeiteinheit bedeutet.

In § 293 ist die am Schluss gegebene Erklärung der magnetischen Polwirkung nicht richtig; denn zufolge derselben würde überhaupt nur von der äußersten molekularen Oberflächenschicht eine Wirkung ausgehen können, was keineswegs der Fall ist. Man vermag die durchaus correcte und leicht faßliche Darstellung der Vertheilung des Magnetismus in Magnetstäbchen in Müller-Pouillet's Physik 7. Auflage. II S. 69—75.

In § 296 wird der Ausdruck für das magnetische Drehungsmoment abgeleitet, ohne dass vorher angegeben ist, was man sich unter der Einheit des Magnetismus vorzustellen habe; ebenso wenig ist erwähnt in was für Maßeinheiten man sich „die erdmagnetische Kraft T“ ausgedrückt denken muss. Unserer Ansicht nach muss in einem für höhere Unterrichtsanstalten bestimmten Lehrbuch die Bestimmung der Maßeinheiten, welche dem mathematischen Ausdruck physikalischer Gesetze zu Grunde liegen, ganz erschöpfend behandelt sein. Es darf kein Zweifel unerledigt bleiben und zugleich muss die Begründung angegeben werden, warum gerade diese und keine anderen Einheitsbestimmungen gewählt werden. Ferner müssen die Definitionen so klar formulirt werden, dass der Schüler ohne weitere Anleitung im Stande ist, die gegebenen Ausdrücke in andere Einheiten umzusetzen. Handelt es sich allerdings nur darum, nach einer gegebenen Schablone (wie es bei der gröfseren Mehrzahl von Aufgabensammlungen der Fall ist) eine Reihe von Zahlenbeispielen auszurechnen, dann ist ein klares, eingehendes Verständnis der Maß-

einheiten und ihres oft eigenthümlichen Zusammenhanges, nicht erforderlich; gerade so wie ein Schüler, ohne eine Idee von der Bedeutung der Zinsen, des Procentsatzes u. s. w. zu haben, doch nach gegebenen Formeln Zinserträge u. s. w. richtig zu berechnen im Stande ist — doch wird man sich damit auf einer höheren Unterrichtsstufe wohl nicht begnügen wollen. Auf S. 271 Z. 17 v. u. muss es statt „horizontal“ heißen „nur in horizontaler Ebene beweglich“.

Trotz der angeführten Mängel muss ausdrücklich hervorgehoben werden, dass das vorliegende Lehrbuch vor allen andern in ähnlichem Umfang und für denselben Zweck zusammengestellten Lehrbüchern unstreitig den Vorzug verdient. Zweifellos wird bei der großen Verbreitung, die das Buch jetzt schon gefunden hat, bald die Bearbeitung einer neuen Auflage Gelegenheit bieten, ohne erhebliche Veränderungen in der Anordnung, die Fassung der Definitionen, wo es erforderlich, präziser und ausführlicher, die mangelhaften Deductionen correcter und die experimentellen Hinweise in vollständigerer Fassung darzustellen. Möge es dann sich noch mehr Freunde erwerben und zur Verbreitung correcter physikalischer Vorstellungen wesentlich beitragen.

Hamburg.

Kiefsling.

---

Dillmann, die Idee des Realgymnasiums. Programm des Realgymn. in Stuttgart. Mich. 1872.

Auf ein ungewöhnlich interessantes Programm glaubt Ref. auch in dieser Zeitschrift seine Collegen aufmerksam machen zu sollen. Gleichgiltig kann uns Humanisten die Entwicklung der Realschule überhaupt nie sein; vollends wenn sie es versucht, sich auf ganz neuer Basis zu constituiren, so werden wir alle Ursache haben, davon Notiz zu nehmen. Der Dualismus im höheren Schulwesen ist einmal vorhanden; die Frage, ob er bei rechtzeitigen Reformen im Lehrplan der Gymnasien hätte vermieden werden können, ist im Augenblicke müßig. Auch ist Uniformität nirgends an sich wünschenswerth. Aber kein wichtigeres Anliegen giebt es für uns, als dass die Anhänger verschiedener Richtungen sich gegenseitig verstehen und zu würdigen wissen. Ein schwerer Schaden für die Schule, ja für das Culturleben des deutschen Volkes wäre es, wenn die Divergenz der realistischen und humanistischen Richtung dazu führte, dass uns die ideale Einheit verloren ginge.

Polemik gegen die Realschule könnte niemand schlechter kleiden, als denjenigen, dessen ganze Berufsthätigkeit dem Gymnasium gewidmet ist. Aber in einem Punkte glauben wir Humanisten uns zu einem Urtheil berechtigt; es ist einer von denen, über die uns Jäger in seiner bekannten Flugschrift aus der Seele gesprochen hat: Derjenige lateinische Unterricht, den die gegenwärtige Realschule erster Ordnung in ihren mittleren und oberen Classen ertheilt, lohnt die darauf verwandte Mühe nicht. So einseitig dürfen wir den for-

mellen Nutzen dieser alten Sprache nicht überschätzen, dass wir etwas irgend Werthvolles errungen zu haben glaubten, wenn die erlangte Sprachkenntnis noch nicht einmal zu fließender Lectüre der leichtesten Schriftsteller führt.

Völlig anerkannt ist dieser Mangel unserer Realschulen I. Ordnung in der Schulschrift, womit Rector Dillmann in Stuttgart von dem ersten Schuljahr des dortigen neubegründeten Realgymnasiums Rechnung ablegt. Dem Uebelstande ist für diese Anstalt dadurch abgeholfen, dass mit voller Entschiedenheit der lateinische Unterricht in den Mittelpunkt des ganzen Lehrplans gerückt ist: demselben sind in untern Classen 12, in den obersten Jahreskursen 7, zuletzt 5 wöchentliche Stunden zugewiesen. Dabei steigt allerdings einschliesslich der Stunden für Freihandzeichnen, Linearzeichnen, Turnen die Gesamtzahl der Wochenstunden auf 36.

Als Ziel wird im Lateinischen in sprachlicher Hinsicht völlige Absolvirung der Schulgrammatik gefordert; man liest nicht bloß ein kümmerliches Minimum aus Cäsar oder stümpert sich mit Noth und Mühe durch ein Buch des Livius: es wird der ganze Sallust gelesen; es sind 7 Bücher der Aeneide, 5 des Livius, es ist die IV. Verrine, fast der ganze Horaz, die Germania und zwei Bücher der Annalen in diesem Jahre in den verschiedenen Classen durchgearbeitet worden. Ausbildung des lateinischen Stils bleibt ausgeschlossen; ebenso Textkritik und Heranziehung der vergleichenden Sprachwissenschaft. Jedenfalls ist damit etwas Neues geboten und wenn nicht alles täuscht, ist dieses Neue zugleich ein Besseres.

Aber am Schlusse seiner Abhandlung spricht der Verf. des Programms noch einen Wunsch aus, der mancherlei zu denken giebt. Er erklärt: „Wenn es erlaubt würde, das Griechische in der oberen Abtheilung des Realgymnasiums einzuführen, so wäre dasselbe um einen großen Schritt seinem Ideale näher gerückt.“ Wenigstens den Homer möchte Director Dillmann von seinen Schülern gelesen wissen, und unter Umständen sogar den englischen Unterricht (als obligatorischen) um diesen Preis opfern.

Wenn wir aus dieser Erklärung die unausweichlichen Schlüsse ziehen, so ist eine Anstalt, wie sie dem Director des Realgymnasiums als Ideal vorschwebt, kaum etwas anderes, als auch ein Gymnasium sein könnte. Denn das wird er wohl zugeben müssen, dass es mit einem griechischen Unterrichte von vier Wochenstunden durch wenige Jahrescurse nicht gethan sein kann. Dieser wäre ebenso unvollständig, als jetzt der lateinische preussischer Realschulen; man würde sich gewiss bald überzeugen, dass gerade auf dem Gebiete der griechischen Litteratur eine Verstärkung der Stundenzahl die erfreulichsten Früchte trüge. Aus dem Dilemma kommen wir nicht hinaus: classische Bildung ist unentbehrlich und classische Bildung kann ohne griechische Sprache und Litteratur nicht bestehen. In jeder Zeit wirklichen und großen Fortschritts, wo unser Volk sich seiner selbst in

erhöhtem Mafse bewusst wurde, hat die Nation das anerkannt; und die großen Momente unsers geistigen Lebens waren immer durch Vertiefung des hellenistischen Studiums bezeichnet. So war's im 17ten, so im 18ten Jahrhundert. So muss es auch jetzt sein, wenn anders Schule und Unterricht an dem großen Fortschritte der Zeit theilnehmen sollen. Wohl berechtigt ist die Forderung, Blick und Urtheil für die Naturerscheinungen und ihre Gesetze zu schärfen; unbestritten bleibe, dass die moderne Philologie immer mehr gleichberechtigt neben die alte tritt. Aber jede Concession an das praktische Bedürfnis wird bedenklich, sobald sie dem griechischen Unterricht auch nur das Mindeste entzieht.

Soll das nun eine Anfechtung derjenigen Principien sein, auf welche die neue Schule in Stuttgart gegründet ist? Nichts weniger als das. Sehe jeder, wo er bleibe. Es ist hochehrföulich, dass hier eine Realanstalt dem humanistischen Princip eine so ehrliche Anerkennung widmet. Praktische Rücksichten — wer wollte dagegen streiten, empfehlen dem, welcher zwischen den beiden classischen Sprache zu wählen hat, die lateinische. Nun muss sich zeigen, ob der ideale Gehalt der römischen Litteratur bedeutend genug ist, das zu ersetzen, was wir am Gymnasium dem Griechischen zuweisen. Sicher ist nur, dass für uns die Beschäftigung mit dem letzteren immer entschiedener das eigentlich Unterscheidende wird. Denn im Lateinischen werden sicherlich wenige deutschen Gymnasien mehr leisten, als das Stuttgarter Realgymnasium.

Carlsruhe.

Wendt.

**Die Segnungen der menschlichen Gesellschaft, populäre Betrachtungen aus dem Gebiete des sittlichen Lebens von Dr. O. Deimling, gr. bad. Oberschulrath.**

Für Gymnasien ist das obengenannte kleine Buch eigentlich nicht bestimmt; wohl aber „für das Volk und die Jugend“. Da nun das Allgemeine das Besondere in sich begreift, so wird auch diese Stelle geeignet erscheinen, die Theilnahme der Berufsgenossen einer in mehr als einer Beziehung hochehrföulichen Gabe zuzuwenden. Spürt man doch jeder Zeile der Schrift an, dass ihr Verfasser Schulmann — und mehr, dass er ein classisch gebildeter Schulmann ist, der seine Aufgabe unter höheren, humanen Gesichtspunkten erfasst hat. Der Gegenstand aber, den er behandelt, ist von der Art, dass er in gleicher Weise für die gesammte Jugend wissenswerth ist.

In die Volksschule haben die Engländer zum Theil eine Art propädeutischer Anleitung über die wichtigsten Gegenstände des socialen und politischen Lebens aufgenommen, soweit die Kenntniss derselben jedem Staatsbürger nothwendig ist. Die Frage, ob

das besser in gesonderten Stunden, ob durch eigene Abschnitte des Volksschullesebuchs oder wie sonst geschehen solle, mag hier bei Seite bleiben. Die Wichtigkeit der Sache kann man nicht gering schätzen. Dass wir ein politisches Volk werden, ist noch nicht lange her. Immer noch gilt es, die dem Deutschen einmal naheliegende Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche Leben zu überwinden, und schon die Jugend soll wissen, dass ein jeder gegen die sittliche Lebensgemeinschaft, in der er steht, dass er gegen die Gemeinde, gegen das Vaterland, die menschliche Gesellschaft überhaupt, dereinst ernste Pflichten zu erfüllen haben wird. Noch nicht berufen, öffentlich zu wirken, soll der Jüngling sich wenigstens der Segnungen bewusst werden, die wir dem Staate und allen von ihm begründeten oder beschützten Einrichtungen verdanken. Längst hat man erkannt, dass die Ergebnisse der Naturwissenschaften in populärer Fassung auch denen zugänglich gemacht werden müssen, welche für ihre wissenschaftliche Erkenntnis nicht das Vermögen oder nicht die Muße haben. Mit Recht verweist der Verf. unsrer Schrift auf die sinnigen und liebenswürdigen populär naturwissenschaftlichen Bücher von Hermann Wagner. Aber er hat auch darin Recht, dass die sittlichen Lebensmächte, welche dem Bau von Staat und Gesellschaft zu Grunde liegen, mindestens einen gleichen Anspruch auf Berücksichtigung haben. Jedenfalls wird die freiwillige Theilnahme, welche jeder derartigen Erörterung entgegenkommt, um nichts geringer sein. Die Art der Behandlung ist freilich nicht leicht. Wie nahe liegt die Gefahr, über die Grenzen hinauszugehen, welche der Jugend hier gezogen bleiben müssen! Die Schule wird entweilt, sobald man die oberflächlichen Phrasen des politischen Tagesgesprächs in sie hineinlässt; wer sich aber nur an das Elementarste halten wollte, würde seinen Stoff allzusehnell erschöpft haben und wahrscheinlich seine Hörer oder Leser durch Trockenheit langweilen. Es erfordert eben eine gereifte Bildung, ein sicheres Verständnis für Bedürfnis und Fassungsvermögen der Jugend, um hier das Rechte zu treffen. Irren wir nicht, so hat unser Verf. den angemessenen Ton in glücklichster Weise getroffen. Ueberall weilt die Betrachtung bei Gegenständen, welche ernsten Nachdenkens in hohem Grade werth sind. Das untrügliche Kennzeichen jeder guten Jugendschrift trifft hier zu: sie fesselt den Mann in gleichem Maße wie den Jüngling. Daran aber hat besonders die schlichte, klare von aller gekünstelten Phraseologie freigehaltene, sorgfältigst durchgearbeitete Darstellung das Verdienst, der es nirgends an anregender Beziehung und Anwendung, aber auch nirgends an wohlthuender Wärme fehlt. So durchwandern wir an der Hand des Verfassers eine zusammenhängende Reihe von Gebieten. Von der Herstellung unsrer Kleidung, unsrer Nahrung, ist zunächst die Rede; dann wird von den verschiedenen Arten des menschlichen Verkehrs gehandelt und damit der Uebergang gemacht zu denjenigen Wohlthaten, welche die Gesellschaft dem geistigen Leben bietet, zu den verschiedenen

Stufen menschlicher Gesittung. Das führt zur Betrachtung des Staats und seiner verschiedenen Aufgaben. Die Grundbegriffe aller Staatsverfassungen und die hierin mögliche Mannigfaltigkeit, die überall wiederkehrende Gliederung der Regierungsbehörde, das Wesen der Rechtspflege werden kurz und angemessen behandelt. Ein besonderer Abschnitt ist der Kirche und Schule gewidmet. Die letzten Abschnitte des Buchs lenken flüchtig den Blick auf die Familie als die Voraussetzung jedes staatlichen Zusammenhangs, wenden sich aber dann zu einer warmen Besprechung der nationalen Gemeinschaft, um endlich mit dem Hinweis auf das große Ganze der Menschheit abzuschließen.

Und wozu sollen wir nun das kleine Buch nutzen? Dass die darin enthaltenen Erörterungen naturgemäß zu einem vollständigen Unterrichte der Volksschule gehören, ist ein Gesichtspunkt, der diesen Blättern ferner liegt. Allein erinnert sei doch auch hier daran, wie ernst die badische Regierung seit einer Reihe von Jahren an den Aufgaben des Volksunterrichts arbeitet. Hat man doch hier im Lande den einzelnen Gemeinden längst die Möglichkeit eröffnet, confessionellgemischte — oder wenn man will confessionenlose — Volksschulen einzurichten und für dieselben ein Lehrbuch bearbeitet, welches in erfreulichster Weise darthut, dass die wichtigsten Anliegen gemüthlicher und religiöser Ausbildung nicht zu leiden brauchen, wenn man vom Gegensatze der Confession gar nicht zur Jugend redet; dass also confessionlos und religionslos keineswegs gleichbedeutende Begriffe sind. Darauf hinzuweisen ziemt wohl in einem Augenblick, wo man in Preussen endlich nach fast funfzigjähriger Versäumnis wenigstens an höheren Schulen die Engherzigkeit des confessionellen Standpunkts langsam und zögernd zu überwinden beginnt.

Abgesehen davon aber wird das Buch jeder Schülerbibliothek, jeder deutschen Unterrichtsanstalt willkommen sein. Die Lehrer aber mag es darauf hinweisen, einen wie bedeutsamen Kreis von Begriffen sie nach dieser Seite der Jugend zu vermitteln habe; es mag ihnen zugleich die Form liefern, in welche hier ein erfahrener Schulmann mit sicherem Tacte den Stoff gebracht hat. Mögen sie dann sehen, wie sie bei der Stellung von Aufgaben zu Aufsätzen, zu freien Vorträgen u. s. w. das Buch verwenden. Ohne erfreuliche Anregung wird es keiner aus der Hand legen.

W.

---

#### Erwiderung.

Herr Dr. Büchenschütz hat den ersten Theil meiner Ausgabe von Xenophons griechischer Geschichte in dieser Zeitschrift S. 278—288 einer Kritik unterzogen, gegen die ich im Interesse der Wahrheit Einspruch zu erheben genöthigt bin, da noch sie so harte Urtheile in so ungenügender Weise begründet worden sind.

I. Dass viele meiner Bemerkungen das Verständniss der betreffenden Stellen nicht fördern und für den Schüler werthlos sind, ist durch die vier angeführten Stellen nicht erwiesen, die sämmtlich zu einer richtigen Sacherklärung gehören. Die erste Stelle enthält einen Hinweis auf eine abweichende Darstellung des Plutarch, die andern drei enthalten Bemerkungen über anderwärts im Buche erwähnte Personen, wie sie zu einer historischen Erläuterung nothwendig gehören und an zwei Stellen, an denen Menander als extremer Oligarch und Nauklidas als persönlicher Gegner des Lysander erscheint, dienen diese Bemerkungen sogar zum Verständniss für ihr Verhalten.

II. Zur Erläuterung sollen Dinge als feststehende Thatsachen beigebracht sein, die höchst zweifelhaft oder gar durch nichts begründet sind. Zum Beweise für diesen ebenso schweren als ungerechten Vorwurf sind acht Punkte angegeben, die ich in aller Kürze besprechen will. 1. Die Behauptung zu I, 1, 27, dass Hermokrates und seine Amtsgenossen unter dem Vorwande schlechter Amtsführung verbannt wurden, ist begründet: 1. weil diese Verbannung unmittelbar nach den mehrfachen Unfällen und dem Verlust ihrer Flotte erfolgt, 2. weil nicht nur Hermokrates, sondern auch seine Mitfeldherrn von der Verbannung getroffen werden, 3. weil die Rede des Herm. vorzugsweise den Zwert verfolgt, sich von den Offizieren und Soldaten eine Anerkennung untadeliger Amtsführung geben zu lassen. Dr. B. stellt seinerseits auch eine Annahme auf, die aber nicht nur durch nichts begründet ist, sondern geradezu im Widerspruche steht mit des Hermokrates bestimmter Behauptung, dass er *παρά τὸν νόμον* verurtheilt sei. — 2. Die Bemerkung zu I, 2, 14, durch die auf die ganz gleiche grausame Behandlung der athenischen Gefangenen in Syrakus hingewiesen wird, ist unwiderleglich richtig und jedenfalls für den Schüler ebenso werthvoll, als die Angabe bei Büchsenbüchse, dass Steinbrüche im Piräus auch von Demosthenes erwähnt werden. — 3. Dass die Lacedämonier beim Perserkönig um Unterstützung nachgesucht, ist dadurch klar erwiesen, dass diese Gesandtschaft nach I, 4, 1 vom Hofe des Königs zurückkehrt, und dass Parysatis immer die Politik unterstützte, die ihrem Sohne Gelegenheit gab, sich emporzuheben, ist eine historische Thatsache. — 4. Dass der Obersteuermann nach dem Admiral der erste im Range und in dessen Abwesenheit gewöhnlich Viceadmiral ist, ist ausdrücklich bezeugt durch die Stelle in Plut. Alex. 66, wo als Commandanten der Flotte der Admiral und sein Obersteuermann mit Namen angegeben sind, und ausserdem noch begründet durch der Umstand, dass Alcibiades in seiner damaligen Lage gewiss nichts that, was gegen das Herkommen verstieß. — 5. Zu I, 6, 25 und 29 ist keineswegs gesagt, dass ein *ναύαρχος* Befehlshaber der drei Staatsschiffe gewesen ist, wie Dr. B. irrtümlich sich ausdrückt. Für die Behauptung, dass unter den drei Nauarchen wahr scheinlich die drei Befehlshaber der Staatsschiffe gemeint sind, verweise ich auf Herbst, die Arginusenschlacht. — 6. Auffallend ist die Bemerkung von Dr. B. zu I, 7, 30. Man könnte durch sie zu der Annahme verleitet werden, dass er selbst das in meiner Anmerkung Vermisste geleistet habe. Das ist aber keineswegs der Fall, sondern Büchsenbüchse fügt nur noch eine andere Anwendung des Wortes *συμμορίαί* bei, die zu der genannten Stelle gar keine Beziehung hat. Die „Erklärung der Bedeutung“ des Wortes ist aber für jeden, der griechisch versteht, so einfach, dass sie auch wirklich nicht anzuführen nöthig war, weshalb wohl auch Dr. B. es unterlassen hat. *Συμμορίαί* sind überall einzelne Theile eines Ganzen, die zu einem gemeinsamen Zwecke oder unter einer gemeinsamen

Führung verbunden werden. — 7. Dass die Dauer der Nauarchie bei den Spartanern nicht gesetzlich auf eine bestimmte Zeit beschränkt gewesen sein kann, wie zu I, 5, 1 angegeben wurde, ist wohlbegründet durch die Aengstlichkeit, mit der sich die Spartaner an die Bestimmungen ihrer Gesetze hielten (vergl. II, 1, 7), und dadurch, dass die Amtsdauer einzelner Nauarchen wirklich verschieden ist, wenn sie auch gewöhnlich nur für ein Jahr gewählt wurden. Ich halte demnach meine Behauptung vollkommen aufrecht. — 8. Endlich enthält auch meine Bemerkung zu III, 1, 3 keinen Widerspruch mit Anab. I, 1, 6. Ehe Cyrus das Commando an der kleinasiatischen Küste hatte, konnte natürlich von einer Wahl zwischen ihm und Tissaphernes nicht die Rede sein.

III. Statt einer sachlichen Erklärung soll ich in der Regel nur eine scheinbare Erläuterung geben, die den Schüler im Unklaren lässt, obgleich S. 282 Dr. B. schliesslich anerkennt, dass „abgesehen von den angeführten Mängeln das einem Schüler Nothwendige zur Genüge beigebracht ist, vielleicht eher zu viel, als zu wenig“. Die ersten fünf dieser acht angeblich mangelhaften oder unklaren Stellen hat Dr. B. offenbar zu flüchtig angesehen, weil er darin entschiedene Unrichtigkeiten behauptet. In der Stelle I, 1, 17 lese ich mit Sauppe und anderen *ἀπειλημένας ἀπ' αὐτοῦ*, wodurch jede Schwierigkeit der Erklärung beseitigt ist, während B. durch seine Lesart *ἑπ' αὐτοῦ* und die Erklärung derselben, als heisse es „von ihm selbst“, sich die Schwierigkeit erst selbst geschaffen hat, deren Aufklärung er in meiner Bemerkung zu vermessen scheint. — 2. Die Behauptung zu I, 1, 27, dass die bekannte Umstellung auch von mir aufgenommen wurde, ist unwahr, da ich eine ganz andere, bis jetzt noch nicht bekannte Umstellung vorgenommen und in den Bemerkungen für jedermann wenigstens verständlich erklärt habe. (Näheres hierüber erscheint in dem Herbstprogramme des hiesigen Ludwigsgymnasiums). 3. Unbegreiflich ist die Bemerkung des Dr. B. zu der Stelle I, 4, 7, da nach der von mir angenommenen Chronologie, nach der die Rückkehr des Alcibiades ins Jahr 408 zu setzen ist, eine chronologische Schwierigkeit in den angeführten Worten gar nicht vorhanden ist und in meiner Bemerkung daher die Verschiedenheit der Annahme, die bezüglich der Dauer der drei Jahre besteht, ausdrücklich als gleichgiltig bezeichnet wird. — 4. Zur Stelle I, 6, 4 ist in meinen Bemerkungen alles dem Schüler zum Verständniss der allerdings etwas schwierigen Construction des Satzes Nothwendige in ausreichender Weise gegeben. Uebrigens steht in meiner Ausgabe nach Sauppe die Partikel *δέ* hinter *ἀπειρους*, durch deren Vertauschung mit *δή* oder gänzliche Weglassung die Stelle allerdings zu einer „berüchtigten“ würde. 5. In I, 7, 19, kann die zur Erleichterung der Uebersetzung angegebene Bemerkung, dass statt der Coordination des zweiten relativen, aber negativen Nebensatzes mit *καὶ οὐ* die Unterordnung mit „ohne zu“ gewählt werden soll, den Schüler unmöglich über eine Schwierigkeit täuschen, die gar nicht vorhanden ist. Dr. B. freilich schafft sich selbst eine solche, indem er *καὶ οὐ* — *εὐρήσατε* unbegreiflicher Weise zu einem Hauptsatze machen will. — 6. In III, 2, 27 ist der Vorgang einfach und klar und im vollsten Einklang mit Plutarch erzählt. Der von Dr. B. nicht verstandene Ausdruck *δὲ αὐτῶν*, der mehrfach bei Demosthenes vorkommt, ist von mir hinreichend erklärt; in *ἐξ οἴκτας* ist das Haus nicht näher bestimmt, weil es für die Sache völlig gleichgiltig ist. Ueber den in § 28 enthaltenen Vergleich kann man vielleicht anderer Ansicht sein und *περιπεμπλάναι* auch im Sinne von



„ringsum mit einer großen Menge umgeben“ auffassen, was das Wort nach seiner Zusammensetzung jedenfalls auch bedeuten kann, wenn es auch in keiner uns erhaltenen Stelle so gebraucht ist. Doch erlaubt sich der Grieche bei Vergleichen bekanntlich manchmal einige Freiheit und Kürze des Ausdrucks. — 7. Die Erklärung der Stelle I, 7, 33 beruht auf meiner Auffassung der Präposition *ἀντί*, die ich deutlich genug erläutert zu haben glaube; die Stelle selbst ist freilich in ihrer kräftigen Kürze unnachahmlich. — 8. Wenn schließlich die dunkle Beziehung des Ausdrucks *ὑπομύσασθαι* zu dem folgenden Verfahren von mir nicht aufgeheilt wurde, so darf das schwerlich mit Recht mir zur Last gelegt werden, sondern unserer vielfach mangelhaften Kenntnis des attischen Verfahrens in solchen Fällen. Ich habe zu der Stelle, die sich wohl nie wird völlig aufhellen lassen, nur eine Vermuthung und zwar nur als solche ausgesprochen.

IV. Mein Bemühen, die Bedeutungen des Imperfects und Aorists auseinanderzuhalten, soll ferner in der vorliegenden Ausgabe wenig genug geleistet haben. Ich gestehe nun vor allem, dass ich hier auch nichts Neues zu leisten im Sinne hatte, sondern nur die bekannten Regeln vom Gebrauche beider Tempora zur Erklärung und zum richtigen Verständnisse verschiedener Stellen zu benutzen suchte. Dr. B. leugnet freilich die längst ausgemachte Thatsache, dass das Imperfect auch von Handlungen gebraucht wird, die von mehreren nacheinander wiederholt werden, und dass dasselbe auch die längere Dauer einer Handlung ausdrücken kann gegenüber einer vorübergehenden, einfach als vergangene erzählten Thatsache. Und doch beruhen diese Regeln auf hundertfacher Wahrnehmung ebenso wie meine zu I, 3, 6 und 21 erwähnte Unterscheidung zwischen *ἐβροθήσα* und *ἐβροθήσων* und I, 1, 2 zwischen dem Imperfect und Aorist von *πλεῖν*. Eine solche auf Hunderte von Stellen gegründete Bemerkung kann durch die eine oder die andere Stelle, die vielleicht aus besonderen Gründen eine Ausnahme zu machen scheint, nicht umgestoßen werden. Uebrigens ist Hell. I, 6, 20 beim Aorist *ἐξέπλευσαν* das Ziel (*εἰς τὸ πύλαγος*) ausdrücklich angegeben und noch weniger können selbstverständlich die Nebenmodi und das Participle des Praesens und Aoristes gegen meine Ansicht geltend gemacht werden. Wundern muss ich mich ferner, dass Dr. B. wirklich in II, 2, 10 die so deutliche Beziehung auf die am Schlusse des vorhergehenden Capitels erzählte grausame Rache der Lacedämonier nicht erkennt, und ganz unverständlich ist mir, was der Satz VI, 2, 15 mit meiner Erklärung des Praesens in *ἀλλοτρίων* zu thun haben soll, da *ἀλλοτρίων* gefangen werden und *αἰτομολεῖν* Ueberläufer sein in der Bedeutung nichts mit einander gemein haben, weshalb denn auch beim letzten Satze das unverzügliche Eintreten der Drohung beim Verbum des Hauptsatzes ausgedrückt ist. Wenn man endlich zu I, 1, 19 den Ausdruck in § 21 vergleicht, so wird meine gewiss richtige Deutung des Imperfects *ἐδέχοντο* wohl kaum so seltsam erscheinen, als sie Herrn B. erschienen ist.

V. Ich übergehe das, was Dr. B. zu einigen meiner Bemerkungen über den Gebrauch der Partikeln beibringt, da derselbe offenbar kein Verständnis dafür besitzt, wenn er nicht erkennt, warum I, 7, 2 und 35 *καί* (gleich dem lateinischen *et*) mit unmittelbar folgendem Verbum richtig durch „und wirklich“ übersetzt wird, oder wenn er die restringirende Kraft des *γε* in III, 4, 5 *εἰ μὴ οἰομένη γε* nicht anerkennt und schliesslich meint, dass aus solchen Bemerkungen dem Schüler ein Nutzen nicht erwachsen könne. Das

gleiche Urtheil fällt B. über die Bemerkungen, in denen ich hier und namentlich in den eingestreuten Reden den Schüler, der im nächsten Jahre zur Lectüre griechischer Redner schreiten soll, auf die rhetorische Gliederung der Sätze oder Satztheile aufmerksam machen wollte. Ich lege selbst kein zu großes Gewicht auf diese mehr formale Seite der Erklärung und überlasse es unbefangener Entscheidung, ob ich hier wirklich in dem Texte mehr gesucht und gefunden habe, als ein Unbefangener finden möchte, aber die auf vielfache Lectüre gestützte Ueberzeugung, dass das Pronomen *αὐτός*, wo es an bevorzugter Stelle steht, auch in einem *casus obliquus* ein betontes (orthotonirtes) personales Pronomen vertritt, oder als Pronomen des Gegensatzes zu fassen ist, vermögen die von B. dagegen erhobenen Zweifel und Bedenken nicht wankend zu machen, zumal wenn sie auf einem bloßen Missverständnis beruhen, wie bei der Stelle I, 3, 11 *εἰ μὴ — αὐτῷ ὀμείραι*, wo Alcibiades den ihm persönlich zu leistenden Eid durch seine Stellvertreter dem Pharnabazos abnehmen lässt. Für die von B. nicht verstandene Bemerkung zu I, 7, 35 verweise ich der Kürze wegen auf Krüger Anab. I, 9, 29: Das Pronomen *αὐτός* erscheint so (d. h. in der Correlation) nur, wenn ihm ein betontes Wort (hier *προβολάς*) vorangeht. Ebenso ist es eine längst abgemachte Sache, dass zwei grammatisch zusammengehörige Wörter, die durch ein unbetontes Wort getrennt werden, dadurch an Betonung gewinnen.

VI. Zu den Ausstellungen über die Behandlung schwieriger Constructionen (S. 286) bemerke ich noch, dass bei *ἀπελογήθη* I, 4, 3 ausdrücklich bemerkt ist, dass der passive Aorist des Verbums im passiven Sinne zu nehmen ist, und dass die Bemerkung des Dr. B. zu I, 5, 9 gar keinen Sinn hat! Denn wenn *ἄνερ αὐτός ἐποίησεν* von dem Verbum *σπονδεῖν* abhängt, so muss ja natürlich auch die zu jenem Relativsatze gehörige Epexegeze dem gleichen Verbum untergeordnet sein (das Verfahren, das er selbst immer einschlug, solle er im Auge behalten, nämlich dass —). Höchstens könnte man behaupten, dass der vorangesetzte Satz *ἄνερ — ἐποίησεν* ein relativer Appositionssatz sei zu dem Finalsatze *ὅπως — ὥς* (= er solle sein Augenmerk darauf richten, dass, wie er selbst das immer zu bewirken gesucht, kein Volk in Griechenland mächtig werde). Ich habe, wie ich glaube, aus gutem Grunde der ersten Fassung den Vorzug gegeben. — Die Stelle I, 6, 19, in der *οὐδέεις* statt *μηδέεις* zur Wiederholung der zum Hauptverbum gesetzten Negation steht, werde ich an einem andern Orte erörtern und die einschlägigen Beispiele dafür beibringen.

Indem ich zum Schlusse noch beifüge, dass bereits zwei Stimmen (Centralblatt No. 19 und Dr. Borschke in der Wiener Allgem. Litteratur-Zeitung No. 8) sich anerkennend über mein Buch ausgesprochen haben, überlasse ich es dem Urtheile aller Sachverständigen, zu entscheiden, ob dasselbe auf solche in so ungenügender Weise begründete Ausstellungen hin das Urtheil verdient, das Dr. Büchsenenschütz darüber fällen zu müssen geglaubt hat.

München.

Kurz.

---

 Antwort.

Auf die vorstehende Erwiderung des Herrn Kurz würde ich nicht mit einer Silbe geantwortet haben, wenn es nicht demselben beliebt hätte, im Interesse der Wahrheit gegen meine Kritik Einspruch zu erheben, und mich so geradezu

als einen Lügner zu bezichtigen; und dies dadurch zu begründen, dass er behauptet, es seien noch nie so harte Urtheile in so ungenügender Weise begründet worden.

Worin zunächst die Härte der Urtheile liegen soll, habe ich nicht ausfindig machen können, und auch Herr K. hat es vergessen, den Nachweis derselben zu führen. Er hat jedenfalls in der Ausgabe das Beste geleistet, was er zu leisten vermochte und indem er deshalb meint, auch das Beste geleistet zu haben, was überhaupt zu leisten möglich war, sieht er in jeder Ausstellung eine nie dagewesene Härte. Darüber lässt sich nicht rechten; aber über Grund oder Ungrund der gefällten Urtheile lässt sich sprechen und dies will ich zur Abwehr der Insinuationen des Herrn K. in möglichster Kürze im Anschluss an seine Erwiderung thun.

I. Es soll zu einer richtigen Sacherklärung gehören, dass es nicht bloß, wie Xen. berichtet, stark gerechnet, sondern, wie Plutarch meldet, auch gedonert hat; ferner, dass gewisse von Xen. erwähnte Personen vielleicht dieselben sind, wie anderweitig vorkommende gleichnamige Personen. Das vielleicht hat Herr K. in seiner Erwiderung wohlweislich bei Seite gelassen, sonst würde er gewiss selbst nicht behaupten, dass es zum Verständnis des Verhaltens gewisser Personen diene, dass sie vielleicht mit gleichnamigen Personen identisch sind.

II. Ich habe es getadelt, dass der Herausgeber zweifelhafte oder auch durch nichts begründete Annahmen als feststehende Thatsachen zur Erläuterung verwendet habe; dieser Tadel soll ungerecht sein. Herr K. sucht nun seine Annahmen zu begründen: 1) in Betreff des Hermokrates. Gesetzt, seine Gründe wären haltbar, was sie nicht sind, so zeigten sie nur, dass seine Annahme wahrscheinlich, nicht dass das Behauptete eine Thatsache ist, als solche führt die Ann. die Sache auf. 2) Hier weicht Herr K. aus. Er hat nämlich in der Ann. nicht, wie er hier sagt, auf die gleiche Behandlung der athenischen Gefangenen hingewiesen, sondern behauptet „sie waren da eingesperrt worden zur Vergeltung für die Gefangenhaltung der Athener“, und dass dies eine Thatsache ist, für welche sie ausgegeben wird, soll Herr K. noch beweisen. Dass er diese Bemerkung mit einem Hinweis, den ich meinen Ann. beigelegt, auf eine andre Stelle, wo der im Texte vorkommende, sonst nicht bekannte Gegenstand erwähnt wird, gleichstellt, ist eine seltsame Verirrung. 3) Dass die lakodämonischen Gesandten in Persien um Unterstützung nachgesucht, soll dadurch klar erwiesen sein, dass sie später vom persischen Hofe zurückkehren. Wenn ihre Angelegenheit nun eine andre war, so würden sie also von dort nicht zurückgekehrt sein. 4) Dass der Obersteuermann, ἀρχικυβερνήτης, gewöhnlich Viceadmiral war, ist Plut. Alex. 66 nicht ausdrücklich bezeugt, wie jeder sich durch Nachlesen jener Stelle überzeugen kann, und bei Xen. ist von einem ἀρχικυβερνήτης gar keine Erwähnung gethan. 5) Herr K. leugnet gesagt zu haben, dass ein ναύαρχος Befehlshaber der drei Staatsschiffe gewesen sei; er sagt, es sei wahrscheinlich und stützt sich dafür auf Herbst; dessen Begründung jener Vermuthung kann jeder einsehen, um selbst über den Grad der Wahrscheinlichkeit zu urtheilen. 6) Den Nachweis, dass συμμορῆαι überall einzelne Theile eines Ganzen u. s. w. sind erwarte ich noch. Ich kenne nur die Anwendung des Wortes von den athenischen Steuerclassen, auf die ich hingewiesen habe. Mein Tadel, dass die Bemerkung des Herausg.'s zur Erklärung der Stelle nichts leiste, bleibt bestehen, zumal wenn, wie Herr K. meint, die Bedeutung des Wortes für jeden der grie-

chisch versteht, so einfach ist, dass sie nicht anzuführen nöthig war, denn dann ist seine Anm. erst recht überflüssig. 7) Herr K. sucht seine Behauptung von der Dauer der spartanischen Nauarchie zu begründen; wenn aber auch diese Begründung nicht so schwach wäre, wie sie ist, so dürfte er nicht, was ich getadelt habe, das Behauptete als Thatsache hinstellen. 8) Die Angabe, die kleinasiatischen Städte hätten nur die Wahl gehabt zwischen der Unterwerfung unter Tissaphernes oder Cyrus ist und bleibt falsch; denn da sie dem ersteren bereits unterworfen waren, so kann von einer Wahl der Unterwerfung keine Rede sein. Die Behauptung beruht auch wohl nur auf der bei dem Herausg. häufigen unklaren Ausdrucksweise.

III. 1) Herr K. meint mit Aufnahme der Präp. ἀπό I, 1, 17 jede Schwierigkeit der Erklärung beseitigt zu haben, so dass mein Tadel, er habe die Schwierigkeiten der Stelle (von mangelnder Aufklärung des Schwierigen habe ich kein Wort gesagt) nicht klar dargelegt, unberechtigt sei. Die Unmöglichkeit, von dem Verlaufe der Schlacht ein deutliches Bild zu gewinnen, hat Herr K. also gar nicht bemerkt, oder — für keine Schwierigkeit gehalten. 2) Hier hat Herr K. zum Theil Recht, indem seine Umstellung etwas von der bekannten abweicht. Lässt man aus meinem Tadel das „unwahre“ Wort bekannte weg, so bleibt derselbe unverändert bestehen, denn ich kann auch in dem Texte des Herrn K. noch keinen klaren Gedankengang finden. Er sagt freilich, er habe sie (die Umstellung) für jedermann wenigstens (?) verständlich erklärt, aber ich muss offen bekennen, ich weiss nicht, was das heißen soll. 3) Die in Abrede gestellte chronologische Schwierigkeit ist doch da; denn am Anfange des Cap. steht deutlich a. 408 und die Begebnisse des Jahres 408 können nicht 409 gesehen sein; außerdem bleiben drei Jahre doch drei Jahre. 4) Herr K. erkennt die Stelle selbst als etwas schwierig an, meint aber, er habe das zum Verständnis Nothwendige in ausreichender Weise gegeben. Ich bin eben anderer Ansicht, zumal da es sich weniger um die Construction als den Sinn des Satzes handelt. Doch dieser macht Herrn K. in der Regel keine Schwierigkeit, und darum ist ihm auch die 5) behandelte Stelle ganz klar. Mir geht das Verständnis ab für einen Satz, der nach Herrn K.'s Construction lauten würde: indem ihr das Gerechte thut und woher ihr am meisten die Wahrheit erfahren und woher ihr nicht nach eingetretener Reue später finden werdet, dass ihr gefehlt habt. 6) Ebenso verhält es sich mit III, 2. 27, wo nach Herrn K. der Vorgang einfach und klar erzählt ist; er sagt δὲ αὐτῶν habe er hinreichend erklärt; aber was ist denn das für ein Gedanke; sie wollten ohne sich mit den Lacedämoniern ins Benehmen zu setzen, den Anschluss an sie bewerkstelligen? ihren eignen Anschluss oder den der Stadt? ἐπεσόντες ἕξ οἴκτας, sie machten einen Ausfall aus einem Hause, was heisst das? und ist da eine nähere Bestimmung des Hauses wirklich gleichgiltig? oder wozu dient denn die ganze Angabe? Mit dem Vergleiche endlich scheint auch Herr K. nicht zurecht zu kommen und seine Anm. zu demselben ist mehr als kühn. Ob die Darstellung mit Plutarch im vollsten Einklange ist, kann ich nicht beurtheilen, da in den mir bekannten Schriften Plutarchs von der Sache nirgend die Rede ist. 7) Dass die Erklärung von I, 7 33 auf der Auffassung des Herr K. von der Prä. ἀντί beruht, glaube ich gern, wie aber daraus seine Uebersetzung hervorgeht, ist mir noch unerfindlich, denn wenn auch ἀντί = zum Entgelt ist, so heisst der Satz: scheint nicht zum Entgelt für das von den Göttern verhängte Unglück unverständlich zu sein; von einem wieder gut machen, ist keine Rede. 8) Ich habe es Herrn K. nicht, wie

er sagt, zur Last gelegt, dass er den Sinn von *ὑπομόσασθαι* nicht aufgebellt, sondern dass er eine Bemerkung gemacht hat, die nichts aufhellt, anstatt einfach zu sagen, wir wüssten nicht, was hier mit dem Worte gemeint sei.

VI. Die Thatsache, dass das Imperfect von wiederholten Handlungen gebraucht werde, habe ich nicht geleugnet, wie mir Herr K. unterschiebt, sondern nur in Abrede gestellt, dass an den betreffenden Stellen von einer Wiederholung die Rede sei. Herr K. bleibt ferner dabei, es sei eine längst ausgemachte Thatsache, dass das Imperf. auch die längere Dauer einer Handlung ausdrücken könne gegenüber einer vorübergehenden, einfach als vergangen erzählten Thatsache, es beruhe diese Regel auf hundertfacher Wahrnehmung, ebenso wie die Unterscheidung, wonach *ἐβόηθη* die entscheidende, *ἐβόηθουν* die zu spät versuchte Hilfsleistung bezeichne. Ich glaube jetzt, dass die von mir getadelten Bemerkungen der unklaren Ausdrucksweise des Herrn K. zur Last fallen und dass er etwas ganz anderes gemeint als er gesagt, nämlich dass in dem erstoren Falle das Imperf. die dauernde, der Aorist die ohne Rücksicht auf Dauer und Vollendung erzählte, im letzteren Falle das Imperf. die nicht zur Vollendung gekommene, der Aorist die abgeschlossene Handlung bezeichne. Andernfalls würde mir von den Hunderten von Stellen schon eine mässige Anzahl zum Belege für die aufgestellte Behauptung recht erwünscht sein. — In den von mir gegen die Regel, welche Herr K. für den Aorist von *πλεῖν* aufgestellt hat, beigebrachten Stellen, soll I, 6, 20 das Ziel *εἰς τὸ πέλαιος* zu *ἔξεπλευσαν* gesetzt sein; das ist falsch, denn die Stelle lautet: *ἔξεπλευσαν ἔξω τοῦ λιμένος καὶ ἦ μὲν ἐπὶ Ἑλλησπόντου ὤρμησεν, ἣ δὲ εἰς τὸ πέλαιος*. Wenn Herr K. hier die Nebenmodi nicht gelten lassen will, so hätte er doch seine Regel gleich auf den Indicativ beschränken und wenn es doch Ausnahmen giebt, nicht sagen sollen, Xen. gebrauche nur dann den Aor. u. s. w. — Wenn Herr K. sich wundert, dass ich II, 2, 10 die so deutliche Beziehung auf den Schluss des vorigen Cap. nicht erkenne, so kann ich dies nicht ändern, ich erkenne sie noch nicht; dagegen wird er mir gestatten, mich zu wundern, dass VI, 2, 16 *αὐτομολεῖν* bedeuten soll: ein Ueberläufer sein. I, 1, 19 bleibt es trotz der Vergleichung mit § 21 dabei, dass es seltsam ist, dass 'das Imperf. *ἰδέγοντο* andeute, dass Alcib. die Einwohner mit Einquartierung verschonte.

V. Sehr erheiternd hat auf mich das Urtheil des Herrn K. gewirkt, dass ich für den Gebrauch der Partikeln offenbar gar kein Verständnis besitze; im Interesse der Selbsterkenntnis würde ich ihm für eine Begründung dieses Urtheils sehr dankbar sein. Hätte ich dasselbe Urtheil über ihn fällen wollen, so hätte ich dies etwa so begründet: Wer sich nicht klar auszudrücken weis (wie ich von Herrn K. an Beispielen nachgewiesen habe, gegen die er keinen Einwand erhoben), der ist auch nicht im Stande, klar und folgerichtig zu denken; wer aber letzteres nicht vermag, der kann auch für den Gebrauch der griechischen Partikeln kein Verständnis haben. Höchst eigenthümlich wenigstens ist das Verständnis, welches I, 7, 35 *καὶ μετέμελε* die Partikel und wirklich übersetzt, weil § 27 ein Redner die Möglichkeit der Reue angedeutet hat. — Wo das I, 3, 11 von mir begangene Missverständnis liegen soll, ist mir nicht klar, es müsste denn sein, dass Herr K. unter einem ihm persönlich zu leistenden Eide etwas ganz anderes versteht als andere Leute. Mein Fehler mag wohl der sein, dass ich die Sprache des Herrn K. nicht verstehe, wie ja auch I, 8, 35 nach seiner jetzigen Auslassung der Grund, dass ich seine Bemerkung

nicht verstanden habe, in dem unklaren Ausdruck derselben liegt, und dasselbe ist III, 1, 11 (s. S. 287) der Fall.

VI. I, 4, 13 habe ich nicht vermisst, dass Herr K. nicht angemerkt hätte, dass ἀπελογήθη im passiven Sinne genommen sei, sondern ich sagte (S. 286): es ist nicht nachgewiesen, dass das bedenkliche ἀπελογήθη im passiven Sinne genommen sei. Endlich bleibt noch die Bemerkung zu I, 5, 9 dass der mit δπως eingeführte Satz keine Epexegeze zu ἐπερ ἐποίησιν sei, die nach Herrn K. keinen Sinn haben soll. Man mag den betreffenden Satz drehen wie man will, so wird nichts daraus als ein Finalsatz, der, sei es von ἐποίησιν, sei es von σκοπεῖν abhängt; ein solcher ist keine Epexegeze, vorausgesetzt, dass Herr K. nicht unter Epexegeze etwas anders versteht, als andre, das aber kann ich doch nicht wissen.

Ich denke, es wird hiernach wohl ersichtlich sein, ob meine Ausstellungen wirklich ungenügend begründet waren; dass diejenigen, auf welche Herr K. nichts erwidert, und es sind das noch recht wesentliche, wohl begründet sind, scheint er selbst eingesehen zu haben. Wo die Wahrheit liegt, in deren Interesse Herr K. Einspruch erhob, dürfte schwer zu sagen sein, ohne derselbe nicht etwa die Wahrheit ausschliesslich in dem Satze findet, dass seine Ausgabe des unbedingtsten Lobes würdig sei und eine Kritik nicht vertrage. Die Berufung an das Urtheil aller Sachverständigen nehme ich rückhaltslos an und würde sehr befriedigt sein, wenn noch mehr Urtheile wie das im Lit. Centr., welches Herr K. für ein anerkennendes hält (das zweite vom ihm geltend gemachte konnte ich nicht), über das Buch gefällt werden sollten.

Berlin.

Büchschenschütz.

#### Zur Beurtheilung meiner hebräischen Vocabularien.

Die S. 140 ff. dieser Blätter von Herrn Dr. Strack gegebene Beurtheilung meiner hebräischen Vocabularien ist mir ziemlich spät erst zu Gesichte gekommen. Wenn ich ausnahmsweise hier auf dieselbe zurückkomme: so wünsche ich zunächst meine Freude auszusprechen, dass ich durch einen wissenschaftlich völlig competenten Beurtheiler erneuten Anstoss zur Erwägung vieler Einzelheiten erhalten, sodann um über manches wenn möglich mit ihm mich zu verständigen, oder doch den Lesern, welche sich für dieses Unterrichtsgebiet interessieren, zur Entscheidung zwischen dem Hrn. Recensenten und mir Material darzureichen.

Mit Recht macht Hr. Dr. Str. gelegentlich darauf aufmerksam, dass den gangbaren Grammatiken und Lexicis nicht unbedingt vertraut werden dürfe. Infolge gleicher Warnung basirte ich 1857 meine Arbeit vor allem auf Buxtorfs Concordanz von 1632, soweit ich nicht eigne Collectanea besaß, und habe auch bei der Revision 1870 jenes Buch, soweit die Zeit reichte, vielfach wieder befragt. Wie wenig abhängig meine Arbeit von dem neuen Lexicis im ganzen ist, zeigt fast jede Seite in den angegebenen Bedeutungen. Beispielsweise I S. 34 steht bei mir „שָׁן Q. gießen, (salben) einsetzen“ u. s. f. Der Kundige würde erkennen (glaubt' ich), dass ich die für Ps. 2, 6 von alten und neuen Interpreten auch (Ges. Lex.) gegebene Bedeutung *salben* durch die Klammer nur als einen Zwischenbegriff bezeichnen wollte, durch den man sich den Uebergang vom gießen zum einsetzen (als König) vermitteln könne. Hr. Dr. Str. missver-

stand dies anscheinend, wenn er kurz bemerkt: „כִּדְּבָרִים heißt nicht salben.“ Wenn eben derselbe verlangt, jedes einzelne Wort solle im Vocabular womöglich nur einmal vorkommen, und zwar da wo es der Hauptbedeutung nach hingehöre: so übersieht er, dass ich bei der Anordnung in beiden Theilen von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen musste. Das von ihm gerügte מִצָּדֵי steht im 1. Theil natürlich nur einmal, da wo es grammatisch hingehört, mit den Bedeutungen „Seite, Ecke, Rand.“ Der 2. sachliche Theil soll laut Vorrede zunächst Repetition sein; es schadet also pädagogisch gewiss nicht, wenn hier dasselbe Wort an verschiedenen Stellen vorkommt. Nach dem S. VII angedeuteten weichen Zwecke war aber beispielsweise bei den Namen der Himmelsgegenenden auch der allgemeine Ausdruck für diesen Begriff, wenn es einen gab, anzugeben, als מִצָּדֵי; die Anordnung der Abschnitte brachte es hier mit sich, dass die Grundbedeutung erst auf der folgenden Seite zur Wiederholung gelangte. Andreseits nöthigte die grammatische Anordnung des 1. Theils dazu, wenn sie consequent sein sollte, מִצָּדֵי von מִצָּדֵי, מִצָּדֵי von מִצָּדֵי u. s. f. örtlich zu trennen. Das Vocabular kann und soll den Gebrauch der Grammatik nur begleiten und ergänzen. Bei dem von mir seit vielen Jahren, soweit ich Hebräisch lehre, beobachteten Verfahren, die Nomina anomala zuerst grammatisch gruppirt (also im Vocabular als angestrichene Vocabeln), sodann nach der Bedeutung zusammengestellt (in der Grammatik mit nochmaliger Uebersicht) repetiren zu lassen, er giebt sich meines Erachtens sogar ein pädagogischer Gewinn. Bei der Wiederholung erinnert sich der Schüler, dass er Sing. und Plural u. dgl. an verschiedenen Stellen mit ähnlichen Wörtern zusammen gehabt, behält also die verschiedene Punctuation um so sicherer.

Pädagogisch betrachtet, dürfte auch sonst manches, was Hr. Str. unüblich, unnöthig u. s. w. nennt, erfahrenen Lehrern willkommener sein, als er glaubt. Dass die Verba anfangs nach dem Vorkommen in den einzelnen Derivationen — ja zuerst auch nach Anwendung des Dag. l. u. dgl. classificirt sind, erleichtert dem Lehrer die Einübung eben dieser einzelnen Ableitungsstämme, ehe er mit dem ganzen Paradigma קָטַל u. s. f. hat lernen lassen. Je rascher man hier zur Absolvirung des Ganzen eilt, desto leichter die Verwechslungen im Kopfe des Schülers. Die Benennungen „singulär, binär, trinär“ sind freilich so willkürlich als die von Hr. Str. nicht getadelte Bezeichnung „positiv“ für Qal und Niphal, dienen aber, meine ich, zur Klärung der Begriffe von vorn herein. Später sind diese Stützen ohnehin weggelassen, der Lehrer kann sie ja beliebig und vorher ignoriren — πάντων ἀδείν χαλεπόν.

Ausführlicher spricht Hr. Dr. Str. über die Behandlung der Verba Peth-Nun, sowie über ihm als falsch geltende Angaben bei den Verbis med. E. Es ist gewiss dankenswerth, wenn er zum Nutzen jüngerer Collegen durch „eine Darstellung des Sprachbefundes“ bei ersteren die seltsamen Irrthümer der Gesenius-Rödigerschen u. a. Grammatiken aufweist, welche neben dem Impl. O den Imperativ auf A und den Inf. cstr. auf T als das Vorherrschende bezeichnen. Besser schon Nägelsbach (nach welchem ich bei Abfassung der Vocabularien unterrichtete) und Seffer. Doch giebt auch Hr. Str. soviel ich sehe nicht näher an, dass und bei welchen Zeitwörtern volle Formen neben den assimilirten vorkommen, z. B. bei גָּנַח, נָדַח, נָצַח, נָקַח; er überlässt dies zu lernen dem Gebrauche. Ich bin insofern noch weniger vollständig gewesen, als ich die Bildung der Imperative — ob mit oder ohne Nun — im Vocabular nicht ange-





וירש; er bedarf eben nur noch jener Hinweisung darauf, dass diese Intransitiva überhaupt Neigung verrathen, in die Conjugation von קטל überzugehen — besonders im Perfect. Auf Participia wie יעץ, דילק, אהב würde ich immerhin bei etwaiger neuer Auflage in den Noten aufmerksam machen.

Die Nachweisung einzelner Versehen, die sich bei solchen Büchern (zumal wenn diese eine Nebenarbeit bleiben müssen) nur zu leicht einschleichen, acceptire ich gern. Doch bemerke ich in Bezug auf Hrn. Stracks Recension noch Folgendes. Die Pluralangaben bei קיר, קול, עור sind grundsätzlich weggelassen, da diese Wörter dem jedesmal vorhergehenden entsprechend gebildet werden, wie die Theilung  $\alpha \beta \gamma$  andeutet; צמורת S. 83, 20 hätte danach wie in 1. Auflage wegbleiben können. — בָּשָׂא steht unter E wegen der Femm. בָּשָׂה und בָּשְׂתָה; allerdings könnte es wegen בָּשָׂח auch unter A stehen; doch jenes ist häufiger. Der Zusatz Suff. f. bezieht sich bei den Segolaten natürlich zunächst auf die den Stammvocal kennzeichnenden des Singulars. — Wenn S. 80. 83. 85. 86 um der grammatischen Vollständigkeit willen je eine Infinitivform beigelegt ist, so soll diese den Anfänger darauf aufmerksam machen, dass hieher sämtliche entsprechende Infinitivi constr. als Verbalsubstantiva gehören würden. Auch die Hapaxoiremena, wo solche aufgenommen sind, dienen in der Regel einem grammatikalischen oder etymologischen Zwecke, z. B. פָּנִים dem Verständnisse des Namens Bethphage.

Noch in anderen Fällen würde ich aus pädagogischen Gründen die vom Hrn. Recensenten getadelte Weise glauben festhalten zu müssen. Derselbe ist unzufrieden damit, dass bei נָדַד-נָדַד S. 41 und ferner S. 24. 27. 28. 46 statt der alten Bezeichnungen Peal, Popal u. a. nicht die Formen selbst gegeben sind. In den Text selbst sind sie meist aus typographischen Gründen nicht gesetzt. Aber sowohl im 1. Theile als namentlich in dem zunächst der Repetition gewidmeten zweiten soll der Leser nachdenken und die Formen danach selbst bilden. Denn unter praktischem Unterricht verstehen wir ja wohl nicht bloß einen möglichst erleichternden, sondern auch zur Selbstthätigkeit des Denkens nöthigenden. Das wird nicht ohne anfängliche Irrthümer abgehen. Soweit mein Buch aber nicht von Studenten, sondern von Gymnasiasten benutzt wird, ist ja noch der Lehrer zur Anweisung wie zur Controlle da. An eben diese Doppelbestimmung des Buches nach der andern Seite erinnere ich für einige Fälle, wo Hrn. Str. zu viel gegeben scheint. Sollte man Studenten gegenüber so tadeln dürfen? Wenn derselbe wiederum z. B. das zum Verständnisse der masorethischen Randnoten u. dgl. beigegebene rabbinisch-chaldäische Verzeichnis unnütz findet: so gilt hier meines Erachtens das alte praktische *beter wat as nie*; es ist schon vielen willkommen gewesen und reizt vielleicht nach mehr sich umzusehen.

Schließlich berührt der Hr. Rec. der Vollständigkeit halber auch noch die deutsche Orthographie meines Buches. Es sind bald 20 Jahre, dass ich in diesen Blättern meine Grundsätze in dieser Hinsicht auseinanderzusetzen und zu begründen wiederholt Anlass hatte, die ich dann in meinem „Material“ (dritte Aufl. 1868) zusammenstellte. Im Anschluss an das dort S. 8. 60 Gesagte bemerke ich, dass mir die Gleichungen gelten Lantbreht : Lamprecht = winthra : Wimper = wilbræte : Wilpret; letztere Schreibung ist also keineswegs Druckfehler.

Allerdings sind wir seitdem in manchen Dingen weiter gekommen, vgl. Schraders Erziehungslehre, welches Buch beiläufig ebenfalls schon grundsätzlich *Teil-*  
*-tum* neben *thun*, *Unterthan* schreibt.

Zerbst.

G. Stier.

Zum Jahrgang 1872 dieser Zeitschrift, S. 895.

Im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift S. 895 vertheidigt Herr Professor Bonitz die von mir vorgeschlagene Verbesserung *ἀκόλαστος* für *λάλος* (Var. *ἄλαλος*, *ἄλλος*, *ἄλλως*) Aristot. Pol. III, 4, 1277 b 23 in einer Weise, welche auch die ungläubigsten Gemüther von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen geeignet ist. Er äußert dabei die Meinung, dass auch schon Sylburg auf dieselbe verfallen sei. Die betreffende Bemerkung Sylburgs, die bisher meiner Aufmerksamkeit ganz entgangen war, lautet nun aber so: nostrum *λάλος* e Victorii et Sepulvedae iudicio repositum est, ut significetur praecipuam τῆς ἀκοσμίας speciem in muliere esse τὸ *λάλον*, loquacitatem . . . alioqui antithesi magis conveniret *ἀκοσμος* vel *ἀκόλαστος*, und ich wenigstens kann in diesen Worten nur die Ansicht ausgesprochen finden, dass Aristoteles vielleicht noch besser *ἀκοσμος* oder *ἀκόλαστος* geschrieben haben würde, nicht aber, dass er letzteres vielleicht wirklich geschrieben habe. Trotzdem hätte ich allerdings diese Bemerkung in den Addenda meiner Ausgabe abdrucken lassen müssen, da sie immerhin einen gewissen Keim des Richtigen enthält, wenn sich auch Sylburg selber bemüht hat, ihn sofort wieder abzubauen. Fruchtbare ist dieser Keim freilich nicht geworden, denn die Conjectur wird nach dem Bemerkten wohl oder übel jedenfalls nach mir, der ich wiederum nach dem Bemerkten Sylburg für dieselbe nichts verdanke, sondern durch ganz andere Mittelglieder zu ihr gelangt bin, getauft werden müssen, so gering auch mein Verdienst bei derselben ist, nachdem mir Mor. Schmidt den richtigen Weg gezeigt hatte und obendrein Aretinus Uebersetzung *inhonesta* mir dabei zur Seite stand. Uebrigens ist nach einer brieflichen Mittheilung unabhängig von mir Trieber auf die gleiche Conjectur verfallen.

Greifswald.

Fr. Susemihl.

Die Worte meiner Anzeige, auf welche Herr Prof. Susemihl Bezug nimmt, lauten: „die in dem Susemihlschen Commentar angegebene, übrigens, wenn ich mich recht erinnere, schon von Sylburg vorgeschlagene Conjectur“; sie bezeichnen also meine Bemerkung als eine bloß unsichere Erinnerung, die zu controlliren ich im Augenblicke des Schreibens nicht in der Lage war. Die obigen Anführungen des Herrn Prof. Susemihl beweisen die Ungenauigkeit meiner Erinnerung und erklären zugleich den Anlass meines Irrthums.

Berlin.

H. Bonitz.

## DRITTE ABTHEILUNG.

### AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

Pädagog. Archiv von W. Langbein XV, Heft 2.

S. 81—89. *J. P. Müller. Ueber den Unterricht in Anthropologie und Diätetik auf allgemeinen Bildungsanstalten.* Dass diese Gegenstände in den Unterricht gezogen werden, ist jedenfalls nothwendig oder doch wünschenswert. Es empfiehlt sich eine in concentrischen Kreisen sich erweiternde Behandlung derselben und zwar im Anschluss an die Naturwissenschaften. Verf. giebt einen ausführlicheren Lehrplan dafür an. — T. 89—142. *Heines. Beiträge zur Geschichte des Realismus in der neuern Pädagogik.* (Progr. von Essen 1873) Nach einer kurzen Schilderung des Wesens der Scholastik wird zunächst Montaigne in seinem Gegensatz zu derselben ausführlich behandelt. Er spricht und zwar im Gegensatz zu den Humanisten zuerst den Gedanken aus, dass die umgebende Welt das große Buch sei, worin der Schüler eingeführt, und das er verstehen lernen müsse. (Ess. I, 151). Diese Idee gewann Gestalt in dem Orbis pictus des Amos Comenius, aber die Vorliebe für die classischen Studien drängte jedes andere Interesse zurück; den hervorragendsten Antheil an den Geistes- thaten der neuen Zeit sollte England erhalten, wo in Newton und Locke die größten Streiter für empirisches Wissen und für freie, voraussetzungslose Forschung erstanden. Dies Verdienst gebührt nicht Bacon von Verulam, sondern John Locke (1632—1704), dem eigentlichen Nationalphilosophen der Engländer, der in die Reihe der Männer ordnet, welche das neue Bildungsideal zu einer gewissen Stufe entwickelt haben und der in dieser Beziehung die Kluft zwischen Montaigne und Rousseau ausfüllt. Ueber seine Grundsätze und ihren Einfluss auf die Erziehung besonders in England spricht Verf. von S. 114—142. — S. 143 bis 149. *Prof. Dr. Ludwig Kühnast. Kurzer Lebensabriss.* — S. 150—160. *Pädagogische Bibliographie und Miscellen.*

## SCHUL- UND PERSONALNOTIZEN.

*Personalnotizen.*

## A. Königreich Preußen

(zum Theil aus dem Centralblatt entnommen.)

*Als ordentliche Lehrer wurden angestellt a) an Gymnasien:* Sch. C. Hasenstein in Königsberg (Altstadt. G.), Kleiber in Königsberg (Kneiphof. G.), Wolf in Bartenstein, Adj. Dr. Plew a. Berlin in Danzig, Sch. C. Laudien in Graudenz, Woywod u. L. Szelinski a. Hohenstein in Strassburg, Sch. C. Ast in Posen (Friedr. Wilh. G.), Hilfsl. Hagemeyer in Inowraclaw, G. L. Dr. Hockenheck a. Brilon in Wongrowitz, Sch. C. Maafs in Seehausen A. M., Dr. Lohe in Halle (Stadtg.), o. L. Ey a. Hannover in Flensburg, Sch. C. Dr. Mehmel in Kiel, Dr. Goofs in Verden, L. Dr. Hoff a. Essen in Arnberg, Sch. C. Dr. van Hoff's in Essen, Mucke als Adjunct am Joachimsth. G. in Berlin, Kallenberg am Friedr. Wilh. Gymn. in Berlin, Dr. Westphal in Freienwalde, Lötze u. Hannke in Landsberg a. W., L. Dr. Haase a. Wriezen u. Sch. C. Bolzenthall in Cüstrin; Sch. C. Dr. Damas in Güttingen, Dr. Müller in Osnabrück, Reinhardt in Liengen, Dr. Riebel in Dortmund, Raabe in Frankfurt a. M., Hilfsl. Brüggemann in Bromberg, o. L. Huarath a. Marburg in Glückstadt, Dr. Krämer in Cassel.

b) *an Progymnasien:* Sch. C. Dr. Hoppe in Norden.

c) *an Realschulen:* Sch. C. Böticher in Wehlau, Hendewerk in Rawitsch, o. L. Dr. Hollander a. Bielefeld in Osnabrück, L. Neuendorf a. Marburg in Wiesbaden, L. Hess a. Homburg, Huber a. Niederrad, Dr. Neumann a. Erfurt u. Kappes in Frankfurt a. M. (Mustersch.), Sch. C. Röder u. Hofmeister a. d. Sophien Realsch. in Berlin, Mix in Potsdam, Eime in Brandenburg, Böttcher u. Dr. Winkler in Spremberg, Förster in Essen, L. Krüger a. Pless u. Dr. Schmidt in Rawitsch.

d) *an höheren Bürgerschulen:* Cand. Todt in Weisensfels, L. Dr. Richter a. Bielefeld in Wandsbeck, Sch. C. Seiffert in Münden, Dr. Reidt in Frankfurt a. M., L. Spangenberg in Cassel, Sch. C. v. Freyhold in Eupen, Jacobi in Hersfeld, Bill in Limburg, Faust in Rotenburg, Voltz in Biedenkopf.

*Zu Oberlehrern wurden befördert resp. versetzt oder berufen als solche a) an Gymnasien:* o. L. Dr. Ziemsen in Neustettin, Dr. Hartwig in Cassel, Meier in Herford, Schenk in Soest, o. L. Dr. Künzer a. Marienwerder nach Strassburg Westpr., Obl. Treptow nach Potsdam, o. L. Dr. Hachtmann a. Detmold nach Seehausen Alt., Obl. Dr. Horn a. Schleswig nach Altona, Obl. Dr. Sägers a. Altona nach Schleswig, o. L. Dr. Kammer in Königsberg (Fr. Coll.), Kopetsch in Lyck, Dr. Fischer u. Hayduck in Greifswald, Büchel in Hörter, Dr. Romahn a. Conitz nach Strassburg Westpr., Dir. Dr. Gädke a. Ratibor u. o. L. Dr. Schultze am Friedr. Wilh. Gymn. in Berlin, Obl. Prof. Dr. Voigt a. Halle nach Halberstadt, o. L. Dr. Worpitzky am Werderschen G. in Berlin, Dr. Lampe u. Dr. Peter in Ohlau, Dr. Quidde in Stargard.

*an Realschulen:* Obl. Dr. Pauli a. Northeim nach Hannover, o. L. Lendien in Breslau (Zwinger), Engelhardt in Bromberg, o. L. Passow u. Dr. Lüdke in Stralsund, Obl. Dr. Treutler a. Remscheid nach Hagen.

*Verliehen wurde das Prädicat „Oberlehrer“:* dem Lehrer Brockmann in Cleve, Simon in Breslau (Magdalenen G.)

„*Professor*“ dem Obl. Dr. Alfr. Kirchhoff an d. Louisenst. Gewerbesch. in Berlin, dem Obl. Dr. Steiner in Posen (Marien G.), Obl. Dr. Lassen a. d. Louisenst. Realsch. in Berlin, dem Obl. Schötensack am Gymn. in Stendal.

*Allerhöchst bestätigt resp. ernannt:* Obl. Dr. Eckardt a. Königsberg zum Director des Gymn. in Strasburg Westpr. Obl. Dr. Künstler zum Dir. d. Gymn. in Ratibor, Prof. Dr. Volkmann a. Pforta als Dir. d. Gymn. in Görlitz, Rector Dr. Cramer als Dir. d. Realsch. in Mühlheim a. Rh. Der Realschuldir. Dr. Höpfner ist zum Provinzialschulrath in Coblenz ernannt.

#### B. Königreich Württemberg.

Rector Dorn a. Ludwigsburg zum Prof. am Obergymn. in Stuttgart, Prof. Kapff in Ludwigsburg zum Rector des Lyceums daselbst. Präceptor Jäckh zum Prof. am Gymn. in Ulm, Dr. Lang zum Präceptor der zweiten Cl. daselbst. Hutzelsieder, Amtsverweser an der Realanstalt in Stuttgart zum realistischen Prof. am Gymn. in Ellwangen.

#### C. Großherzogthum Baden.

Prof. Perrenz a. Schaffhausen zum Prof. am Realg. in Carlsruhe, Dr. Mauron a. St. Gallen zum Prof. an d. höheren Bürgerschule in Constanz, Prof. Riegel a. Offenburg zum Vorstand d. Bürgersch. in Ueberlingen. Prof. M. Vogelgesang am Realgymn. in Mannheim zum Director der genannten Anstalt, Gymnasiall. Dr. Carl Kuntze a. Greifswald zum Prof. am Gymn. in Carlsruhe, Gymnasiall. H. Anz a. Rudolstadt zum Prof. am Gymn. in Heidelberg, Gymnasiall. G. Mohr a. Rudolstadt zum Prof. an d. höheren Bürgersch. in Lahr, die Lehramtspraktikanten Koch in Freiburg u. Heck in Lahr zu Professoren ernannt.

---

#### *Berichtigung.*

Der S. 584 Z. 6 v. u. erwähnte Professor der Philosophie hieß Mufsmann, nicht Mafsmann. Er ist bald gestorben und hat eine Geschichte der christlichen Philosophie hinterlassen.

---

## ERSTE ABTHEILUNG.

---

### ABHANDLUNGEN.

---

#### Die abgekürzten Rechnungen.

Die abgekürzten Rechnungen haben in letzter Zeit mehrfache ausführliche Behandlung erfahren<sup>1)</sup>. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten aber, die sie in einzelnen Punkten darbieten, erscheinen uns noch nicht gehoben, namentlich besteht der Uebelstand fort, dass man bei jedem Exempel directe Untersuchung über die Genauigkeit des erhaltenen Resultates anstellen muss. Es dürfte deshalb nicht unwillkommen sein, eine Methode kennen zu lernen, die den großen theoretischen wie praktischen Vorzug gewährt, nach allgemein normirten Regeln zu verfahren, und Resultate zu liefern, deren Genauigkeit a priori ein für alle mal festgesetzt ist. Die Entwicklung einer solchen Methode haben wir in einem Lehrbuche des französischen Mathematikers Serret, des Verfassers der *Algèbre supérieure*, vorgefunden<sup>2)</sup>, und ihre Darstellung ist der Zweck der folgenden Blätter.

---

<sup>1)</sup> Besonders in Kuckuck, Das Rechnen mit decimalen Zahlen, mit besonderer Berücksichtigung des abgekürzten Rechnens. Berlin, Weidmann, 1872. — Vgl. auch die Recension des Buches von Erler, in dieser Zeitschr., Oct. 1872, woselbst man noch andere Arbeiten über denselben Gegenstand aufgeführt findet.

<sup>2)</sup> J. A. Serret, *Éléments d'Arithmétique*, 2<sup>e</sup> éd., Paris, Mallet-Bachelier, 1857.

## I.

**Die abgekürzten Rechnungen mit genauen Zahlen.**

1. Wenn man in einer ganzen oder Decimalzahl beliebig viele Stellen zur Rechten weglässt — wobei die fortgefallenen höheren Ordnungen von den Einern aufwärts durch Nullen zu ersetzen sind — so erhält man einen Näherungswerth der gegebenen Zahl, dessen Fehler immer weniger beträgt als eine Einheit der letzten beibehaltenen Stelle, mag dieselbe unverändert bleiben oder um eine Einheit erhöht werden. Nur ersetzt man im ersteren Falle die genaue Zahl durch einen kleineren, im zweiten durch einen größeren Werth. Beide abgekürzte Zahlen heißen deshalb bis auf eine Einheit der letzten beibehaltenen Ordnung genaue Näherungswerthe der gegebenen Zahl, sollen aber durch die Bezeichnung Minder- resp. Ueberwerth von einander unterschieden werden.

2. Zwar kann durch richtige Wahl unter diesen beiden Werthen der Fehler stets kleiner erhalten werden als eine halbe Einheit der letzten beibehaltenen Stelle, doch kommt dies für unsere Zwecke nicht weiter in Betracht, denn im folgenden werden überall Resultate verlangt, die bis auf eine Einheit einer beliebigen Ordnung genau sind, aber ebensowohl Minder- wie Ueberwerthe sein dürfen.

Es wird sich übrigens aus dem angewandten Verfahren ergeben, dass man den Fehler überall kleiner als eine halbe Einheit der letzten Stelle erhalten könnte, wenn man nur bei den Rechnungen ein oder zwei Stellen mehr berücksichtigte.

## A d d i t i o n.

3. Regel. — 1) Soll man die Summe von höchstens 10 Zahlen bis zu einer beliebigen Ordnung genau erhalten, so kürzt man alle Summanden bis zur nächst niederen Ordnung ab<sup>1)</sup>, addirt diese Minderwerthe, streicht die letzte Ziffer rechts in der Summe, und erhöht die vorangehende um eine Einheit.

2) Ist die Summe von mehr als 10 aber höchstens

<sup>1)</sup> Um irrthümlicher Auffassung vorzubeugen, sei hier ein für alle mal darauf aufmerksam gemacht, dass im Folgenden niemals auf die gestrichelten Ziffern Rücksicht genommen wird, auch nicht um, wie bei dem üblichen Verfahren, die Genauigkeit der letzten beibehaltenen Stelle durch Hinzulegen von einer oder mehreren Einheiten zu erhöhen.

100 Zahlen bis zu einer beliebigen Ordnung genau zu erhalten, so nimmt man in allen Summanden noch die zwei nächst niederen Ordnungen hinzu, addirt diese Minderwerthe, lässt die zwei letzten Ziffern des Resultates weg, und erhöht die vorangehende um eine Einheit.

U. s. w. f.

4. Beispiel. — Die Summe der 6 Zahlen 3,14159 9,8696 3,183 34,557519 13,011 31,7734 bis auf 0,01 genau zu berechnen.

Nach der ersten Regel (§ 3) hat man zu addiren:

$$\begin{array}{r}
 3,141 \\
 9,869 \\
 3,183 \\
 34,557 \\
 13,011 \\
 31,773 \\
 \hline
 95,534
 \end{array}$$

In dem erhaltenen Resultate lässt man die 0,004 weg, erhöht die 0,03 um eine Einheit, und findet so 95,54 als die verlangte Summe.

Der Fehler in jedem der Minderwerthe beträgt nämlich weniger als 0,001, die Summe aller Fehler ist also, da wir höchstens 10 Summanden haben,  $< 10 \times 0,001$  oder  $< 0,01$ . Die Summe der gegebenen Zahlen liegt daher zwischen 95,534 und 95,544, *a fortiori* zwischen 95,53 und 95,55. Folglich ist 95,54 ein bis 0,01 genauer Minder- oder Ueberwerth dieser Summe.

### Subtraction.

5. Regel. — Um die Differenz zweier Zahlen bis zu einer beliebigen Ordnung genau zu erhalten, kürzt man beide bis zu dieser Ordnung ab, und vollzieht die Subtraction an den so erhaltenen Minderwerthen.

6. Beispiel. — Welches ist bis auf 0,001 die Differenz von 9,8696 und 3,141592?

$$\begin{array}{r}
 9,869 \\
 3,141 \\
 \hline
 6,728
 \end{array}$$

Wenn man in jeder der beiden Zahlen nur drei Stellen beibehält, so beträgt in jedem Minderwerthe, also auch in ihrer Differenz der Fehler weniger als 0,001; das erhaltene Resultat 6,728 ist mithin auf drei Stellen genau.



### Multiplication.

7. Regel. — Um das Product zweier ganzen oder Decimalzahlen bis auf eine Einheit einer beliebigen Ordnung genau zu erhalten, schreibt man den Multiplicator in umgekehrter Reihenfolge seiner Ziffern so unter den Multiplicandus, dass seine Einer zwei Stellen weiter nach rechts zu stehen kommen als die den verlangten Grad der Genauigkeit angegebende Ordnung des Multiplicandus. Darauf multiplicirt man diesen durch jede geltende Ziffer des Multiplicators, lässt aber dabei immer den Theil des Multiplicandus aufser Acht, welcher rechts von der betreffenden Ziffer steht. Alle Theilproducte schreibt man so unter einander, dass ihre ersten Ziffern rechts in derselben Verticalreihe stehen. Man addirt sie alsdann, streicht in der Summe die beiden letzten Ziffern und erhöht die nächst vorangehende Ziffer um eine Einheit. Das so gewonnene Resultat giebt das verlangte Product in Einheiten der festgesetzten Ordnung an.

8. Anmerkung. — Reicht bei dieser Schreibweise der Multiplicator weiter nach rechts als der Multiplicandus, so fügt man vor Beginn der Multiplication diesem die gehörige Anzahl Nullen an; dehnt sich der Multiplicator weiter nach links aus als der Multiplicandus, so werden diese Ziffern links gar nicht angewandt. Dasselbe gilt von den Ziffern rechts im Multiplicandus, die etwa über den Multiplicator hinausreichen.

9. Beispiel. —  $31,415926535897 \times 986,96070733$  bis auf 0,001 zu berechnen.

$$\begin{array}{r}
 31415926535897 \\
 33707069689 \\
 \hline
 2827433385 \\
 251327408 \\
 18849552 \\
 2827431 \\
 188490 \\
 2198 \\
 21 \\
 \hline
 3100628485
 \end{array}$$

Das verlangte auf 0,001 genaue Product ist also 31006,285.  
Zunächst ist nämlich klar, dass alle Theilproducte gleichnamig

sind und Einheiten der Ordnung des Multiplicandus ausdrücken, unter welche die Einer des Multiplificators geschrieben sind, also hier Hunderttausendtel; ferner dass dieselben sämmtlich Minderwerthe sind, da überall ein Theil des Multiplicandus vernachlässigt worden; ebenso sind die beiden ersten Ziffern 33 links im Multiplificator gar nicht zur Anwendung gelangt. Folglich ist die erhaltene Summe 31006,28485 kleiner als das genaue Product der beiden gegebenen Zahlen.

Nun ist aber der in jeder partiellen Multiplication vernachlässigte Theil des Multiplicandus kleiner als eine Einheit der ersten benutzten Ordnung desselben, die aber im Theilproducte als Hunderttausendtel auftritt; der Fehler jedes Minderwerthes beläuft sich also auf weniger als das Product von 0,00001 mit der betreffenden Ziffer des Multiplificators, mithin ist der Gesamtfehler in allen Theilproducten kleiner als das Product von 0,00001 mit der Summe aller angewandten Ziffern des Multiplificators, d. h.  $< 9 + 8 + 6 + 9 + 6 + 7 + 7$  oder  $< 52 \times 0,00001$ .

Zweitens hat man aber die beiden ersten Ziffern links im Multiplificator, 33, ganz vernachlässigt, deren Werth weniger ausmacht als eine Einheit der nächst vorhergehenden Ordnung (der Ziffer 7 unter 3), folglich durch ihre Nichtmultiplication mit dem Multiplicandus einen Fehler begangen der weniger beträgt als das Product dieser Einheit mit der ersten 3 links im Multiplicandus plus aller darauf folgenden Ziffern desselben, die ihrerseits aber wieder weniger betragen als eine Einheit seiner ersten Stelle. Insgesamt ist also der Fehler in Rede — da auch dieses Product wieder Hunderttausendtel ausdrücken würde — kleiner als  $3 + 1$  oder  $4 \cdot 0,00001$ .

Es ergibt sich mithin, dass das erhaltene Product 31006,28485 kleiner ist als das genaue Product der beiden gegebenen Zahlen um weniger als  $52 + 4$  oder  $56 \times 0,00001$ , also beträgt sein Fehler noch weniger als  $100 \times 0,00001$  oder 0,001, d. h. der wahre Werth des Productes liegt zwischen 31006,28485 und 31006,28585, *a fortiori* zwischen 31006,284 und 31006,286. Daraus folgt, dass 31006,285 ein Minder- oder Ueberwerth dieses Productes ist, mit einem Fehler der weniger als 0,001 beträgt.

10. Bemerkungen. — 1) Da man die nicht anzuwendenden Ziffern der beiden Factoren nicht erst zu schreiben braucht, so gestaltet sich die vorzunehmende Rechnung noch einfacher wie folgt:

$$\begin{array}{r}
 314159265 \\
 707069689 \\
 \hline
 2827433385 \\
 251327408 \\
 18849552 \\
 2827431 \\
 188490 \\
 2198 \\
 21 \\
 \hline
 31006,28485^1)
 \end{array}$$

2) Es bleibt ganz gleichgiltig, welchen Factor man zum Multiplikator wählt; die beiden Producte müssen sogar vor der Abkürzung genau mit einander übereinstimmen. Nimmt man in unserem Beispiele 31,41 . . . als Multiplikator, so hat man

$$\begin{array}{r}
 98696070733 \times \\
 79853562951413
 \end{array}
 \times \text{ also }
 \begin{array}{r}
 986960707 \times \\
 562951413
 \end{array}$$

d. h. die beiden Factoren von vorhin, nur jeden in umgekehrter Reihenfolge seiner Ziffern.

3) Aus der Beweisführung (§ 9) geht hervor, dass die oben aufgestellte Multiplicationsregel (§ 7) nur so lange in allen ihren Einzelheiten bestehen bleibt, als, wenn alle Ziffern des Multiplikators zur Anwendung gelangen, seine Quersumme, oder anderenfalls die Summe seiner angewandten Ziffern plus der um eine Einheit vermehrten ersten Ziffer links im Multiplicandus, 100 nicht übersteigt. In den seltenen Fällen, wo diese Summe  $> 100$  sein sollte, erleidet die Regel in § 7 die Modification, dass man zunächst die Einer des Multiplikators drei Stellen rechts von der Ordnung des Multiplicandus stellen muss, die den verlangten Grad der Genauigkeit ausdrückt, und dass man natürlich auch in dem erhaltenen Resultate die drei letzten Ziffern zu streichen hat, die letzte übrigbleibende aber wieder um 1 erhöht.

<sup>1)</sup> Zur Vergleichung folge hier die Berechnung desselben Productes nach dem üblichen Verfahren der abgekürzten Multiplication:

$$\begin{array}{r}
 31,4159265 \\
 986,960707 \\
 \hline
 28274,33385 \\
 2513\ 27412 \\
 188\ 49556 \\
 28\ 27433 \\
 1\ 88495 \\
 2199 \\
 22 \\
 \hline
 31006,28502
 \end{array}$$

4) Die aus ähnlichem Grunde sich ergebende Vereinfachung der Regel in § 7 in dem Falle, wo die Summe der Ziffern des Multiplacators weniger als 10 betragen sollte, bedarf darnach keiner besonderen Anführung.

#### D i v i s i o n.

11. Vorbemerkungen. — 1) Indem man im Dividendus und Divisor das Komma so viel Stellen nach rechts rückt, als der Divisor Decimalstellen enthält, kann jede Division auf den Fall zurückgeführt werden, wo der Divisor eine ganze Zahl ist.

2) Wenn man darauf aber im Dividendus allein nochmals das Komma um  $n$  Stellen nach rechts oder links rückt, so muss man, da sich diese Veränderung auch auf den Quotienten überträgt, der dadurch mit  $10^n$  multiplicirt resp. dividirt wird, in ihm das Komma eine gleiche Anzahl Stellen in entgegengesetzter Richtung fortrücken, um das Resultat nicht zu alteriren. Auf diese Weise kann man also, vorbehaltlich der eben angegebenen Rectification des Quotienten nach vollzogener Division, dieselbe immer so einrichten, dass man sie nur bis zu den Einern auszuführen braucht, welches auch der Grad der Genauigkeit sein mag, mit welchem der Quotient erhalten werden soll. Man braucht dazu nur das Komma im Dividendus rechts von der Ordnung zu setzen, welche diesem Grade entspricht, und die Division bis zu dieser Stelle zu vollziehen. Soll z. B. 347,1596 durch 7 bis auf 0,01 genau dividirt werden, so dividire man 34715,96 bis auf die Einer, und rücke im Quotienten das Komma zwei Stellen nach links; wird der Quotient aber nur bis zu den Zehnern verlangt, so dividire man 34,71596 bis auf die Einer und füge dem Quotienten eine Null an.

3) Durch gleichzeitige Anwendung dieser beiden Verfahrensarten bleibt mithin nur der Fall zu betrachten übrig, wo eine ganze Zahl oder ein Decimalbruch durch eine ganze Zahl zu dividiren ist, und der Quotient bis auf die Einer genau erhalten werden soll.

12. Regel. — Um den Quotienten einer ganzen oder Decimalzahl durch eine ganze Zahl bis auf die Einer genau zu erhalten, bestimmt man zunächst die Anzahl der Ziffern des Quotienten, nimmt dann im Divisor zur Linken so viel Ziffern, dass die durch sie dargestellte Zahl wenigstens 9 mal so groß ist als die Zahl, welche angiebt, wie viel Stellen der Quotient haben soll; dieser Theil des Divisors bildet den „letzten Divisor“; den „ersten Divisor“ erhält man dann,

indem man rechts von jenem eine Ziffer weniger hinzunimmt, als der Quotient Stellen hat; die noch übrig bleibenden Stellen des gegebenen Divisors werden gestrichen. Ebenso streicht man im Dividendus zunächst die etwaigen Decimalstellen, außerdem aber noch so viel Ziffern vom Komma an nach links, als sich deren im gegebenen Divisor rechts vom „letzten Divisor“ befinden: der dann übrig bleibende Theil des Dividendus bildet den „ersten Dividendus“. Man dividirt nun den „ersten Dividendus“ durch den „ersten Divisor“, und erhält die erste Ziffer des Quotienten; der Rest bildet den „zweiten Dividendus“, den man durch den „zweiten Divisor“ dividirt, welcher erhalten wird, indem man die letzte Ziffer rechts im „ersten Divisor“ austreicht. So ergibt sich die zweite Ziffer des Quotienten. Man fährt in dieser Weise fort, bis die im voraus bestimmte Anzahl Ziffern im Quotienten vorhanden ist. Der gefundene Quotient ist bis auf eine Einheit genau ein Ueber- oder Minderwerth des verlangten Resultates.

13. Beispiel. —  $2209368217,79 : 802198$  bis auf die Einer zu berechnen.

Der Quotient hat vier Ziffern; der „letzte Divisor“, der also wenigstens = 36 sein muss, ist 80, der „erste“ mithin 80219; die 8 rechts ist zu streichen. Den „ersten Dividendus“ 220936 erhält man, indem man nicht blofs die Decimalen 79 sondern auch die vier Ziffern 8217 wegstreicht, weil rechts vom „letzten Divisor“ 80 der gegebene Divisor noch vier Ziffern hat. Bei der nun nach der oben gegebenen Anleitung auszuführenden Division versehen wir die schon im voraus gestrichenen Ziffern 8217,79 im Dividendus und 8 im Divisor mit einem Sternchen, so wie die im Laufe der Rechnung zu streichenden Ziffern 219 dieses letzteren mit Punkten, und setzen rechts oben vom „letzten Divisor“ einen Accent.<sup>1)</sup>

$$\begin{array}{r}
 2209368217,79 \overset{****}{\overset{**}{|}} \overset{''''}{\overset{''''}{802198}} \\
 60498 \\
 4351 \\
 341 \\
 21
 \end{array}$$

<sup>1)</sup> Im übrigen ist bei der Division das Verfahren befolgt, welches in unseren „Regeln der Bruchrechnung“, Ausgabe B, Nr. 127 ff. (Berlin, Herbig, 1869) erklärt ist, und das sich schon mehrfacher Beachtung zu erfreuen gehabt hat.

Die Ziffern, welche gar nicht benutzt werden, braucht man nicht erst zu schreiben. Dann hat man einfacher:

$$\begin{array}{r}
 220936 \overline{) 80219} \\
 \underline{60498} \\
 4351 \\
 \underline{341} \\
 21
 \end{array}$$

Als Quotient dieser Division ergibt sich also 2754, und es ist nun nachzuweisen, dass derselbe um weniger als eine Einheit zu groß oder zu klein ist als das genaue Resultat.

Nun sind aber bei der vollführten Division zwei von einander verschiedene Fehlerarten begangen worden. Im Dividendus sind der letzte Rest 21 und die anfangs gestrichenen Ziffern 8217,79, zusammen also 218217,79 ganz unberücksichtigt geblieben, so dass man vielmehr den um diese Zahl verminderten Dividendus durch den Divisor dividirt hat. Zweitens hat man aber nicht die genauen Producte der einzelnen Ziffern des Quotienten mit dem Divisor von dem Dividendus subtrahirt, sondern bei jedem derselben einen gewissen Theil vernachlässigt, so dass die abgezogenen Producte sämmtlich zu klein, mithin die verschiedenen Dividenten um diesen Fehler zu groß gewählt sind. Demzufolge ist vielmehr der um die Summe der sämmtlichen vernachlässigten Productentheile vergrößerte Dividendus durch den Divisor dividirt worden. Das erhaltene Resultat 2754 ist daher der genaue Quotient, der sich ergeben würde, wenn man durch den gegebenen Divisor 802198 den um 218217,79 verminderten aber um die Summe der betreffenden Productentheile vergrößerten gegebenen Dividendus dividirte. Diese beiden Größen behaften also die Rechnung mit entgegengesetzten Fehlern, so dass sich der begangene Gesamtfehler in ihrer Differenz darstellt, und sich sogar auf Null reduciren kann. Wenn nun, wie nachgewiesen werden soll, jede von diesen beiden Größen kleiner sein muss als der gegebene Divisor, so leuchtet ein, dass 2754 der genaue Quotient ist, den man erhalten würde, wenn man durch den gegebenen Divisor den um weniger, als dieser beträgt, vergrößerten oder verminderten gegebenen Dividendus dividirte, woraus dann unmittelbar folgt, dass der genaue Quotient der beiden gegebenen Zahlen  $> 2753$  und  $< 2755$  sein muss, d. h. dass er bis auf eine Einheit genau = 2754 ist.

Da aber der letzte Rest 21 nothwendig kleiner ist als der letzte Divisor 80, jede von diesen beiden Zahlen aber eine gleiche Anzahl



bricht man die Rechnung ab, erhöht die letzte erhaltene Ziffer des Quotienten um eine Einheit und fügt so viel Nullen rechts an als noch Ziffern zu schreiben sind.

$$\begin{array}{r|l}
 15. \text{ Beispiel. — } 4851729235 & \overset{****}{782543} \\
 15648 & \hline
 7823 & 61(10)0 \\
 3 &
 \end{array}$$

Die Division ist hier ganz nach der früheren Regel vollzogen (§ 12). Weil aber der dritte Dividendus 7823 seinen Divisor 782 10 mal enthält, so ist in die dritte Stelle (die der Zehner) des Quotienten (10) hingeschrieben, als wenn es eine einzige Ziffer wäre. Indem man nun die Rechnung fortsetzt, überzeugt man sich, dass folgende Besonderheiten nothwendig eintreten müssen. Da der zweite Rest 7823, der gleichzeitig dritter Dividendus ist, kleiner sein muss als der zweite Divisor 7825, aber den dritten Divisor 10 mal enthält (was 7820 ergibt), so kann der nächste, dritte Rest nur einziffrig sein. Der „letzte Divisor“, der übrigens noch nicht wie in unserem Beispiele der nächstfolgende zu sein braucht, hat aber wenigstens zwei Ziffern, daher müssen alle noch folgenden Divisionen Nullen im Quotienten ergeben. Die Schlussfolgerungen in § 13 erleiden durchaus keine Modification für unseren Fall, und der verlangte Quotient ist 61(10)0, d. i. 6200. In der That wird nur vorausgesetzt, dass die Summe aller Ziffern des Quotienten nicht größer sei als 9 mal ihre Anzahl; darüber könnte sich aber nur ein Zweifel in dem ganz speciellen Falle erheben, wo sich als letzte Ziffer des Quotienten (in der Stelle seiner Einer) eine 10 ergeben würde, während gleichzeitig alle seine vorangehenden Ziffern Neunen wären; alsdann ist der Rechnungsregel gemäß der betreffende Quotient gleich einer 1 nebst einer gewissen Anzahl von Nullen, und unmittelbare Anschauung lässt erkennen, ob dieses Resultat genau oder um eine Einheit zu groß ist.

So ist der Quotient von 20715009 durch 20716 gleich 999, während die abgekürzte Division von 20715309 durch 20716 als Quotienten 99(10) liefert:

$$\begin{array}{r|l}
 20715309 & \overset{**}{20716} \\
 20709 & \hline
 2070 & 99(10) ; \\
 0 &
 \end{array}$$



man ersieht aber direct, dass man sowohl 999 als 1000 wählen kann, indem jedes dieser beiden Resultate um weniger als eine Einheit von dem genauen Quotienten der gegebenen Zahlen abweicht, der zwischen diesen beiden Werthen liegt.

16. Ebenso hat man

$$\begin{array}{r|l} 20715909^{**} & 20716 \\ 20715 & 9(10)0 \\ \hline & 5 \end{array}$$

muss also 1000 als Quotienten nehmen.

Ueberhaupt, ist die eine um eine Einheit zu erhöhende Ziffer des Quotienten eine 9, so wird dadurch auch noch die nächst vorangehende Ziffer alterirt: ein Quotient 79(10)0 z. B. würde in 8000 umgewandelt.

17. Liefert die Division schon als erste Ziffer des Quotienten eine 10, so wird dieselbe beibehalten, der ganze Quotient ist also eine Potenz von 10, bekommt aber, wie schon in den beiden letzten Beispielen, eine Ziffer mehr als die anfängliche Bestimmung der Anzahl seiner Ziffern giebt. Z. B.

$$\begin{array}{r|l} 307163954^{***} & 30716 \\ 6 & (10)00 = 1000. \end{array}$$

Da der genaue Quotient nur drei Ziffern in seinem ganzen Theile hat, so ist der letzte Divisor gröfser als  $9 \times 3$ , mithin 30, und der erste 3071; im gegebenen Divisor sind vor der Rechnung 64, im Dividendus 3954 zu streichen. 3071 in 30716 geht 10 mal u. s. f.

18. Anmerkung 2. — Es kann vorkommen, dass der Divisor nicht genug Ziffern hat um den „ersten Divisor“ gemäß der Regel (§ 12) zu bilden. Man muss alsdann die erste oder mehrere der ersten Ziffern des Quotienten nach der gewöhnlichen Divisionsmethode bestimmen und nur bei seinen letzten Ziffern das abgekürzte Verfahren anwenden.

Soll z. B. der Quotient von 31415,926535897 durch 27,1828 bis auf 0,001 erhalten werden, so ist 314159265358,97 durch 271828 zu dividiren, und dem Resultate der Nenner 1000 zu geben. Da derselbe sieben Ziffern hat, der „letzte Divisor“ mithin 271 ist, dem im gegebenen Divisor nur noch drei Ziffern folgen, so können nur die vier letzten Ziffern des Quotienten nach dem abgekürzten Verfahren berechnet werden, während für die drei ersten Ziffern die gewöhnliche Division anzuwenden ist. Im Dividendus ist 358,97 zu streichen und die Rechnung wie folgt anzuordnen:

$$\begin{array}{r}
 314159265 \overline{) 271828} \\
 \underline{423312} \phantom{00} \\
 1514846 \phantom{00} \\
 \underline{1557065} \\
 197925 \\
 \underline{7651} \\
 2215 \\
 \underline{47}
 \end{array}$$

Der verlangte Quotient ist also 1155,728.

Man könnte allerdings auch an den Divisor so viel Nullen anhängen, oder eigentlich in ihm und dem Dividendus das Komma noch so viel weitere Stellen nach rechts rücken, als nothwendig ist, um den „ersten Divisor“ zu bilden, und dann von vorn herein die abgekürzte Methode anwenden; doch besteht zwischen diesen beiden Verfahrungsarten kein wesentlicher Unterschied<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Zur Vergleichung des dargestellten Divisionsverfahrens mit der üblichen abgekürzten Rechnungsweise diene folgendes Beispiel.

Den Quotienten von 3,1415926535897 : 2,718281828 auf sieben Decimalstellen zu erhalten. Nach dem üblichen Verfahren gestaltet sich die Rechnung so:

$$\begin{array}{r}
 31415927 \overline{) 27182818} \\
 \underline{4233109} \phantom{00} \\
 1514827 \phantom{00} \\
 \underline{155686} \\
 19772 \\
 \underline{745} \\
 201 \\
 \underline{11} \\
 0
 \end{array}$$

und liefert den Quotienten 1,1557274.

Die andere Methode führt nach Anleitung des § 35 zur Division von

$$\begin{array}{r}
 3141592650 \overline{) 271828182} \\
 \underline{423310830} \phantom{00} \\
 151482648 \phantom{00} \\
 \underline{15568558} \\
 1977153 \\
 \underline{74357} \\
 19993 \\
 \underline{967} \\
 154
 \end{array}$$

und giebt den Quotienten 1,1557273, der bis auf eine Einheit der siebenten Decimalstelle verbürgt ist. Die Vergleichung zeigt, dass beim letzteren Verfahren zwei Stellen mehr im Dividendus benutzt werden, wie dies auch voraussehen war, da diese abgekürzte Division im innigsten Zusammenhange mit der Rechnungsregel der Multiplication (§ 7) steht.

## II.

## Die Rechnungen mit Näherungswerthen.

## Absoluter und relativer Fehler eines Näherungswerthes.

19. Der Fehler, mit welchem ein Näherungswerth (Ueber- oder Minderwerth, s. § 1) behaftet ist, heißt sein absoluter Fehler; derselbe ist also gleich der Differenz zwischen dem genauen und angenäherten Werthe der Zahl.

Unter relativem Fehler eines Näherungswerthes versteht man den Quotienten seines absoluten Fehlers durch den genauen Werth der Zahl.

Der absolute Fehler ist mithin gleich dem Product des relativen Fehlers durch den genauen Werth der Zahl.

Der Grad der Genauigkeit eines Näherungswerthes wird durch seinen relativen, und nicht durch den absoluten Fehler bestimmt.

20. Grundsatz. (Bestimmung einer oberen Grenze des relativen Fehlers aus einer solchen für den absoluten Fehler). — Wenn in einem gegebenen Näherungswerthe aufser der ersten geltenden Ziffer links, die durch  $\zeta$  bezeichnet werde, noch die  $n$  folgenden Ziffern genau sind, so ist sein relativer Fehler  $< \frac{1}{\zeta \times 10^n}$ .

Beispiele. — Wenn man in der genauen Zahl 5467,342376 nur die drei ersten Ziffern beibehält, so ist, da der absolute Fehler des Minderwerthes 5460  $< 10$ , auferdem die genaue Zahl  $> 5000$  ist, der relative Fehler des Minderwerthes 5460 nothwendig  $< \frac{10}{5000}$  oder  $\frac{1}{500}$ .

Behält man von derselben genauen Zahl sechs Ziffern bei, also 5467,34, so ist der absolute Fehler  $< 0,01$ , die Zahl selbst  $> 5000$ . der relative Fehler mithin  $< \frac{0,01}{5000}$  oder  $< \frac{1}{500000}$ .

Wenn die Zahl 0,00853 bis auf ihre letzte Ordnung rechts genau ist, so beträgt ihr absoluter Fehler weniger als 0,00001, während sie selbst  $> 0,008$  ist; mithin ist ihr relativer Fehler  $< \frac{0,00001}{0,008}$  oder  $< \frac{1}{800}$ .

Anmerkung. — Es ist natürlich auch gestattet, noch größerer Vereinfachung wegen in dieser oberen Grenze des relativen Fehlers

an die Stelle von  $\zeta$ , der einzigen aus dem gegebenen Werthe beibehaltenen Ziffer, eine 1 zu substituiren, da dadurch diese Grenze nur weiter fortgerückt wird: denn die relativen Fehler, die in den obigen Beispielen resp.  $< \frac{1}{500}$ ,  $\frac{1}{500000}$ ,  $\frac{1}{800}$  sind, sind um so mehr  $< \frac{1}{100}$ ,

$$\frac{1}{100000}, \frac{1}{100}$$

21. Umkehrung. (Bestimmung einer oberen Grenze des absoluten Fehlers aus einer solchen für den relativen Fehler). — Wenn der relative Fehler eines gegebenen Näherungswerthes  $< \frac{1}{\zeta 10^n}$ , und wenn die erste geltende Ziffer dieses Näherungswerthes  $\geq \zeta$ , so kann man daraus die Genauigkeit seiner  $n$  ersten Ziffern folgern; ist die erste geltende Ziffer aber  $< \zeta$ , so müssen seine  $n + 1$  ersten Ziffern genau sein.

Beispiele. — 1) In dem Näherungswerthe 789,342376 soll der relative Fehler kleiner sein als  $\frac{1}{70000}$ , d. i.  $< \frac{1}{7 \cdot 10^4}$ ; dann sind seine vier ersten Ziffern 789,3 nothwendig genau, d. h. sein absoluter Fehler beträgt weniger als 0,1. In der That muss derselbe (§ 19) kleiner sein als der 70000ste Theil der genauen Zahl, die ihrerseits (zwar  $> 700$ , aber) kleiner ist als 7000; folglich ist derselbe um so mehr  $< \frac{7000}{70000}$  oder 0,1.

2) Ist aber in dem Näherungswerthe 5467,342376 der relative Fehler  $< \frac{1}{70000}$ , so müssen seine fünf ersten Ziffern 5467,3 genau sein, also sein absoluter Fehler weniger als 0,1 betragen. In der That ist derselbe (§ 19) kleiner als der 70000ste Theil der genauen Zahl, die ihrerseits kleiner ist als 7000; mithin ist derselbe um so mehr  $< \frac{7000}{70000}$  oder 0,1.

22. Anmerkung. — Da in den beiden vorangehenden Beispielen die Genauigkeit der fünf letzten Ziffern rechts 42376 nicht feststeht, so wäre es unnütz sie beizubehalten, und wird man deshalb die gegebenen Näherungswerthe vielmehr durch die noch mehr abgekürzten Minderwerthe 789, 3 und 5467, 3 ersetzen. Freilich begeht man dadurch einen neuen Fehler, der in beiden Beispielen kleiner als 0, 1 ist, und um den sich der schon bekannte Fehler erhöht oder vermindert, je nachdem der gegebene Näherungswerth ein Minder- oder Ueberwerth der genauen Zahl ist: im ersteren Falle muss man daher alsdann die letzte beibehaltene Ziffer um eine Einheit erhöhen,

also 789,4 resp. 5467, 4 wählen, im zweiten Falle aber mit ihr keine Veränderung vornehmen. Wenn man nicht weiß, ob der gegebene Näherungswert größer oder kleiner als die genaue Zahl ist, so wählt man einen beliebigen unter den beiden abgekürzten Werten, kann aber allerdings einen Fehler begehen, der 0, 1 übersteigt, jedenfalls aber unter 0, 2 liegt.

Relativer Fehler von Producten und Quotienten

23. Es sollen durch

$a, b, c, \dots$  genaue Zahlen,  
 $a_1, b_1, c_1, \dots$  Minderwerthe } derselben,  
 $a', b', c', \dots$  Ueberwerthe }  
 $\alpha, \beta, \gamma, \dots$  die absoluten Fehler dieser Näherungs-

mithin durch (werthe,

$\frac{\alpha}{a}, \frac{\beta}{b}, \frac{\gamma}{c}, \dots$  ihre relativen Fehler

bezeichnet werden, so dass man noch hat:

$$a - a_1 \text{ und } a' - a = \alpha, \dots$$

$$a - \alpha = a_1, b - \beta = b_1, \dots$$

$$a + \alpha = a', b + \beta = b', \dots$$

Als dann ergeben sich unmittelbar folgende Gesetze für die relativen Fehler von Producten und Quotienten.

24. 1) Der relative Fehler des Productes einer genauen Zahl durch einen Minder- oder Ueberwerth ist derselbe wie der dieses angenäherten Factors.

Denn wenn man  $ab = c$  setzt, so hat man für  $ab_1$  resp.  $ab'$  identisch

$$(1) \frac{\gamma}{c} = \frac{ab - a(b - \beta)}{ab} = \frac{\beta}{b}, \text{ und } \frac{\gamma}{c} = \frac{a(b + \beta) - ab}{ab} = \frac{\beta}{b}.$$

25. 2) Der relative Fehler des Productes von zwei Minderwerthen ist gleich der Summe der relativen Fehler der beiden Factors weniger dem Producte derselben.

3) Der relative Fehler des Productes von zwei Ueberwerthen ist gleich der Summe der relativen Fehler der beiden Factors plus dem Producte derselben.

4) Der relative Fehler des Productes eines Minderwerthes durch einen Ueberwerth ist gleich der Differenz der relativen Fehler der beiden Factors, vermehrt oder vermindert um das Product derselben.

Die Richtigkeit dieser Regeln ergibt sich unmittelbar aus folgenden Identitäten:

$$(2) \frac{\gamma}{c} = \frac{ab - (a - \alpha)(b - \beta)}{ab} = \frac{\alpha}{a} + \frac{\beta}{b} - \frac{\alpha\beta}{ab},$$

$$(3) \frac{\gamma}{c} = \frac{(a + \alpha)(b + \beta) - ab}{ab} = \frac{\alpha}{a} + \frac{\beta}{b} + \frac{\alpha\beta}{ab},$$

$$(4) \frac{\gamma}{c} = \pm \frac{ab - (a + \alpha)(b - \beta)}{ab} = \frac{\beta}{b} - \frac{\alpha}{a} + \frac{\alpha\beta}{ab} \text{ oder } = \frac{\alpha}{a} - \frac{\beta}{b} - \frac{\alpha\beta}{ab}$$

wo, in der letzten Formel, das Resultat zu wählen ist, welches positiv ist. Dadurch verschwindet auch die Doppeldeutigkeit der letzten Regel, indem man ersieht, dass immer der kleinere relative Fehler von dem größeren zu subtrahiren ist, ihr Product aber addirt oder subtrahirt werden muss, je nachdem das zu berechnende Product ein Minder- oder Ueberwerth ist.

26. Da man in fast allen wirklichen Näherungsrechnungen das Product der relativen Fehler seiner Kleinheit wegen gegen die einzelnen relativen Fehler wird vernachlässigen können — andernfalls kann durch directe Untersuchung festgestellt werden, dass dadurch kein Einfluss auf das Resultat ausgeübt wird — so vereinfachen sich die vorangehenden Regeln wie folgt:

1) Der relative Fehler des Productes von zwei Minder- oder zwei Ueberwerthen ist wesentlich gleich der Summe der relativen Fehler der beiden Factoren.

2) Der relative Fehler des Productes von einem Minder- durch einen Ueberwerth ist wesentlich gleich der Differenz der relativen Fehler der beiden Factoren.

27. Folgerung 1. — 1) Der relative Fehler des Productes aus einer beliebigen Anzahl von Minderwerthen oder von Ueberwerthen ist wesentlich gleich der Summe der relativen Fehler aller einzelnen Factoren.

2) Besteht das Product zum Theil aus Minder-, zum anderen Theil aus Ueberwerthen, so ist sein relativer Fehler wesentlich gleich der Summe der relativen Fehler der Factoren der einen Art, vermindert um die Summe der relativen Fehler der Factoren der anderen Art.

28. Folgerung 2. — 1) Der relative Fehler eines Quotienten ist wesentlich gleich der Summe oder der Differenz der relativen Fehler des Dividendus und des Divisors.

Ob man die Summe oder die Differenz der Fehler des Dividendus und Divisors zu nehmen hat, entscheidet sich in jedem einzelnen Falle darnach, ob man es mit Minder- oder Ueberwerthen dieser verschiedenen Größen zu thun hat.

Hat man z. B. den Quotienten  $\frac{a'}{b} = c'$ , so ergibt  $a' = b'c'$ ,  $\frac{\gamma}{c} = \frac{\alpha}{a} - \frac{\beta}{b}$ ; aber  $\frac{a'}{b_1} = c'$ , also  $a' = b_1 c'$  ergibt, vorausgesetzt dass der relative Fehler von  $c'$  den von  $b_1$  übersteigt,  $\frac{\gamma}{c} = \frac{\alpha}{a} + \frac{\beta}{b}$ .

2) Ist der Dividendus ein genauer Werth, also sein Fehler = 0, so ist der relative Fehler des Quotienten wesentlich gleich dem relativen Fehler des Divisors.

3) Ist der Divisor genau, so ist der relative Fehler des Quotienten genau derselbe wie der des Dividendus (§ 24).

29. Folgerung 3. — 1) Der relative Fehler der  $n^{\text{ten}}$  Potenz eines Näherungswerthes ist wesentlich  $n$  mal größer als der relative Fehler der Basis, also für das Quadrat das Doppelte dieses letzteren.

2) Der relative Fehler der  $n^{\text{ten}}$  Wurzel eines Näherungswerthes ist wesentlich gleich dem  $n^{\text{ten}}$  Theil des Fehlers des Radicanden, also für die Quadratwurzel gleich der Hälfte dieses letzteren.

30. Bei allen Rechnungen mit Näherungswerthen hat man die beiden folgenden Fragen zu beantworten:

1) Mit welcher Annäherung kann man das Resultat einer beliebigen Rechnung erhalten, wenn man den Grad der Genauigkeit der Zahlen kennt, mit welcher die Rechnung vorzunehmen ist?

2) Welche Genauigkeit ist in den Daten einer Aufgabe erforderlich, um das Resultat mit einem bestimmten Grade der Annäherung zu erhalten?

#### Addition und Subtraction.

31. 1) Die zweite Frage wird hier unmittelbar durch die in den §§ 3 und 5 aufgestellten Regeln beantwortet.

2) Was die erste Frage betrifft, so ist bei der Addition klar, dass in der verlangten Summe die Fehler der einzelnen Posten sich summieren oder gegenseitig aufheben, je nachdem sie von gleicher oder

1) Wählt man z. B.  $\frac{60}{30} = 2$  statt des Quotienten  $\frac{59}{31}$ , so hat man  $\frac{\alpha}{a} = \frac{1}{59}$ ,  $\frac{\beta}{b} = \frac{1}{31}$ ,  $\gamma = \frac{3}{31}$ , und der relative Fehler  $\frac{\gamma}{c} = \frac{3}{59}$  des Quotienten 2 ist wesentlich  $= \frac{1}{59} + \frac{1}{31}$ .

entgegengesetzter Art sind (zum Theil Minder- zum Theil Ueberwerthe). Höchstens ist also der Fehler der Summe gleich der Fehlersumme aller Addenden. Sind z. B. nicht mehr als 10 bis auf 0,001 genaue Minderwerthe zu addiren, so beträgt der Fehler in der Summe weniger als  $10 \times 0,001$  oder 0,01; und um diese Summe zu erhalten, hat man (§ 3) in ihr die Tausendtel zu streichen und ihre Hunderttel um eine Einheit zu erhöhen.

3) In der Differenz zweier Zahlen der Fehler gleich der Summe oder Differenz der Fehler des Minuendus und Subtrahendus, je nachdem diese letzteren von entgegengesetzter oder gleicher Art sind: im Resultate ist also der Fehler höchstens gleich der Summe derselben.

### Multiplication.

32. Um den Grad der Genauigkeit zu erkennen, mit welchem das Product zweier Näherungswerthe erhalten werden kann, wenn der Grad der Genauigkeit dieser letzteren gegeben ist, bestimme man die oberen Grenzen ihrer relativen Fehler (§ 20), und leite daraus die obere Grenze des Fehlers des Productes her (§ 26): so findet man (§ 21), wie viele Ziffern in demselben genau sind.

Beispiel. — Die beiden Zahlen 24,257 und 3,1415 sind bis auf ihre letzte Decimalstelle genau. Mit welcher Genauigkeit kann ihr Product erhalten werden?

Die relativen Fehler der beiden Factoren sind bezüglich  $< \frac{1}{2 \cdot 10^4}$  und  $\frac{1}{3 \cdot 10^4}$ ; die Summe dieser beiden Brüche und mithin der relative Fehler des Productes ist  $< \frac{1}{10^4}$ , woraus die Genauigkeit der vier ersten Ziffern in diesem letzteren gefolgert werden kann. Nun ist direct erkennbar, dass dasselbe in seinem ganzen Theile zwei Ziffern hat, folglich kann es bis auf 0,01 genau erhalten werden.

Da nun bei der Bestimmung der relativen Fehler von Producten und Quotienten (§ 23 ff.) die abgekürzten Rechnungen nicht vorausgesetzt sind, so müssen eigentlich die beiden gegebenen Zahlen auf gewöhnliche Art multiplicirt werden, was das Product 76,2033655 ergibt; dieses Resultat ist nach den eben angestellten Betrachtungen bis auf 0,01 genau, also, wenn man noch die fünf letzten ungenauen Ziffern weglässt, = 76,20 oder = 76, 21, je nachdem das Product  $24,257 \times 3,1415$  einen Ueber- oder Minderwerth darstellt (§ 22).

Doch ist es auch hier angemessen, abgekürzte Multiplication anzuwenden und den Fehler derselben mit in Betracht zu ziehen.



Dann hat man also, um die Hunderttel genau zu erhalten, 24,2570 mit 3,1415 zu multipliciren :

$$\begin{array}{r}
 242570 \\
 51413 \\
 \hline
 727710 \\
 24257 \\
 9700 \\
 242 \\
 120 \\
 \hline
 76,2029
 \end{array}$$

Das abgekürzte Product 76,2029 der beiden gegebenen angenäherten Zahlen ist wie man weiß um weniger als 0,01 kleiner als ihr genaues Product (§ 9)<sup>1)</sup>, und dieses ist wiederum um weniger als 0,01 größer oder kleiner als das unbekanntes Product der genaues Zahlen. Daher wird der Gesamtfehler auch weniger als 0,01 ausmachen, wenn man, wie oben, 76,20 resp. 76,21 als Resultat wählt<sup>2)</sup>.

33. Ist ein Product von zwei Factoren, die mit beliebiger Genauigkeit angegeben werden können, mit einem im voraus festgesetzten Grade der Annäherung zu berechnen, so bieten sich zwei verschiedene Verfahrensarten dar.

1) Man verfährt direct nach den Regeln der abgekürzten Multiplication (§ 7 ff.), wodurch man unmittelbar ersieht, wie viel Stellen in den Factoren zu benutzen sind.

Wird z. B. das Product der beiden mit beliebiger Genauigkeit bekannten Zahlen 3,14159265...  $\times$  2,7182818... bis auf 0,001 verlangt, so führt dies zu folgender abgekürzten Multiplication:

<sup>1)</sup> Da die ersten beiden Theilproducte vollständig genau sind, so beträgt dieser Fehler hier sogar weniger als  $(5 + 1 + 4) \times 0,0001$  oder weniger als 0,001.

<sup>2)</sup> Multiplicirte man, ohne Untersuchungen dieser Art anzustellen, direct die beiden gegebenen Näherungswerthe nach der abgekürzten Methode, so hätte man:

$$\begin{array}{r}
 24,257 \\
 51413 \\
 \hline
 72771 \\
 2425 \\
 968 \\
 24 \\
 10 \\
 \hline
 76,198
 \end{array}$$

also das angenäherte Product 76,2 bis auf 0,1 genau, mithin nicht den Grad von Genauigkeit, den zu erreichen möglich ist.

$$\begin{array}{r}
 3,14159 \\
 8\ 28172 \\
 \hline
 6\ 28318 \\
 2\ 19905 \\
 3141 \\
 2512 \\
 62 \\
 24 \\
 \hline
 8,53962
 \end{array}$$

welche 8,540 als das verlangte Resultat ergibt.

2) Man bestimmt die obere Grenze für den relativen Fehler des Productes (§ 21), und nimmt jeden Factor mit so viel Ziffern, dass sein relativer Fehler kleiner als die Hälfte von jenem ist (§ 20).

Nehmen wir dasselbe Beispiel.

Das bis auf 0,001 genau zu erhaltende Product hat, wie man sich unmittelbar überzeugt, nur eine Stelle in seinem ganzen Theile, man verlangt also seine vier ersten Ziffern genau; dazu ist aber nöthig, dass sein relativer Fehler kleiner sei als  $\frac{1}{10^4}$ , also muss der relative Fehler jeden Factors  $< \frac{1}{2 \cdot 10^4}$  sein, und in jedem Factor sind daher fünf Ziffern beizubehalten. Das aus gewöhnlicher Multiplication der beiden Minderwerthe 3,1415 und 2,7182 hervorgehende Product, nämlich 8,53922530 ist also das verlangte bis auf 0,001 genaue Resultat, muss aber, wenn man die fünf letzten ungenauen Ziffern streicht, in 8,540 umgewandelt werden (§ 22).

Man wird indess zur weiteren Vereinfachung auch hier die abgekürzte Multiplication anwenden, und den Fehler derselben direct in Anrechnung bringen. Dies führt auf folgende Multiplication:

$$\begin{array}{r}
 3,14150 \\
 28172 \\
 \hline
 628300 \\
 219905 \\
 3141 \\
 2512 \\
 62 \\
 \hline
 8,53920
 \end{array}$$

Dieses angenäherte Product ist aber, wie man weiß, um weniger als 0,001 kleiner als das genaue Product der beiden zu

multiplicirenden Minderwerthe<sup>1)</sup>; so dass, wenn man seine beiden letzten Ziffern weglässt, man in Ansehung darauf, dass  $3,1415 \times 2,7182$  schon ein Minderwerth ist, dessen Fehler an sich auch weniger beträgt als 0,001, 8,540 als das verlangte Resultat erhält.

### Division.

34. Um den Grad der Genauigkeit zu ermitteln, mit welchem der Quotient zweier gegebenen Näherungswerthe erhalten werden kann, suche man die obere Grenze für die relativen Fehler des Dividendus und des Divisors (§ 20); daraus leite man (§ 25) die obere Grenze des relativen Fehlers des Quotienten her, und aus dieser (§ 21) die Anzahl seiner genauen Ziffern.

Beispiel. — Mit welcher Annäherung kann der Quotient der beiden bis auf ihre letzte Decimalstelle genau gegebenen Zahlen 3,1415926535 und 3,183098 gefunden werden?

Ihre relativen Fehler sind bezüglich  $< \frac{1}{3 \cdot 10^{10}}$  und  $\frac{1}{3 \cdot 10^6}$ . Der relative Fehler des Quotienten ist in jedem Falle kleiner als die Summe dieser beiden Brüche, die ihrerseits kleiner ist als  $\frac{1}{10^6}$ . Also sind bestimmt sechs Ziffern des Quotienten genau, und man kann ihn, da seine höchste Stelle Zehntel sind, bis zu den Millionteln erhalten. Man vollzieht die Rechnung vermittelst der abgekürzten Division von  $3141592,6535 : 3183098$  in folgender Weise:

$$\begin{array}{r}
 31415926535^{***} \cdot 3183098 \\
 27680445 \quad | 986960 \\
 2215661 \\
 305807 \\
 19337 \\
 239
 \end{array}$$

Dieser Quotient 0,986960 der beiden gegebenen Näherungswerthe ist in Folge der abgekürzten Rechnung noch mit einem eigenen Fehler behaftet, der weniger als 1 Milliontel ausmacht; der Gesamtfehler beträgt also möglicherweise mehr als 1, jedenfalls aber weniger als 2 Milliontel.

35. Soll der Quotient von zwei mit beliebiger Annäherung angebbaren Zahlen bis zu einem im voraus bestimmten Grade von

<sup>1)</sup> Da die beiden ersten Theilproducte mit keinem Fehler behaftet sind, beträgt sein Fehler weniger als  $(2 + 8 + 1) \times 0,00001$ , d. i. weniger als 0,00011.

Genauigkeit berechnet werden, so bestimmt man zunächst eine obere Grenze für seinen relativen Fehler, und nimmt dann im Dividendus und im Divisor so viel Ziffern, dass der relative Fehler von jeder dieser beiden Zahlen kleiner als die Hälfte jener oberen Grenze ist.

Beispiel. — Den Quotienten von den beiden beliebig genauen Zahlen 3,1415926535897 . . und 2,71828 . . bis auf 0,001 zu berechnen.

Da der Quotient nur eine ganze Stelle hat, mithin vier genaue Ziffern von ihm verlangt werden, so muss sein relativer Fehler kleiner sein als  $\frac{1}{10^4}$ , folglich der des Dividendus und des Divisors  $< \frac{1}{2 \cdot 10^4}$  oder auch  $< \frac{1}{10^4}$ ; dazu sind von jedem derselben fünf Ziffern genau zu nehmen. Man dividire also verkürzt 3,1415 : 2,7182 oder 31415 : 27182 bis auf die Tausendtel:

$$\begin{array}{r}
 314150 \quad ** \quad 271\dot{7}8. \\
 42330 \quad | \quad 1,155 \\
 15148 \\
 1558 \\
 203
 \end{array}$$

Der verlangte Quotient ist demgemäfs 1,155<sup>1)</sup>.

### Q u a d r a t w u r z e l 2).

36. Der relative Fehler einer Quadratwurzel ist wesentlich gleich der Hälfte des relativen Fehlers des Radicanden (§ 29, 2). Dieses Princip gestattet in sehr einfacher Weise die Beantwortung aller Fra-

<sup>1)</sup> Will man direct nach den Regeln der abgekürzten Division verfahren, so findet man ebenfalls durch einfache Betrachtungen die in Anwendung zu bringenden Theile des Divisors und Dividendus. Denn der Quotient soll vier Ziffern haben, folglich muss der „letzte Divisor“ gröfser als 36, also 271, der „erste Divisor“ also 271828 sein; im gegebenen Dividendus muss man aber, da der Quotient Tausendtel ausdrücken soll, das Komma acht Stellen nach rechts rücken, also 314159265<sup>\*\*\*</sup> : 271828 dividiren, was 1,155 ergibt.

<sup>2)</sup> Die gewöhnliche Quadratwurzelausziehung ergibt, wie unmittelbar einleuchtet, das verlangte Resultat immer als einen bis auf eine Einheit seiner letzten Stelle genauen Minderwerth. — Handelt es sich um die Quadratwurzel aus einer ganzen Zahl, so erhält man das Resultat sogar bis auf eine halbe Einheit dieser letzten Stelle genau, falls man dieselbe um eine Einheit erhöht, wenn der verbleibende Rest gröfser ist als die erhaltene Quadratwurzel, denn alsdann wäre offenbar ihre nächste Ziffer  $\geq 5$ .

gen, bei denen es sich um die Ausziehung der Quadratwurzel aus Näherungswerthen handelt.

Beispiele. — 1) Mit welchem Grade der Annäherung kann man die Quadratwurzel aus dem bis auf 0,001 genauen Werthe 3,141 erhalten? — Der relative Fehler dieser Zahl ist  $< \frac{1}{3 \cdot 10^3}$ , mithin der von ihrer Quadratwurzel  $< \frac{1}{6 \cdot 10^3}$ , dieselbe hat also, da ihre erste Ziffer links  $< 6$ , bestimmt vier genaue Ziffern (§ 21). Indem man daher die  $\sqrt{3,141000}$  berechnet, erhält man 1,772 als das bis auf 0,001 genaue, verlangte Resultat.

2) Die  $\sqrt{867 + \sqrt{13}}$  bis auf 0,01 genau zu berechnen.

Das verlangte Resultat soll vier genaue Ziffern haben. Deshalb wird es ausreichen, die  $\sqrt{13}$  bis auf 0,1 zu berechnen; denn dann ist der relative Fehler von  $867 + \sqrt{13} < \frac{1}{8 \cdot 10^3}$ , mithin der der Quadratwurzel  $< \frac{1}{16 \cdot 10^3}$ , um so mehr  $< \frac{1}{9 \cdot 10^3}$ , und dieselbe hat vier genaue Ziffern. Die  $\sqrt{13} = 3,6$ , also hat man die  $\sqrt{870,6000}$  auszuziehen und erhält 29,50 bis auf 0,01 genau.

3) Um die  $\sqrt{86742 + \sqrt{13}}$  bis auf 0,1 zu erhalten, braucht man den Radicanden nur bis zu den Zehnern genau zu nehmen, muss also die  $\sqrt{13}$  ganz vernachlässigen. Denn dann ist der relative Fehler von  $86742 + \sqrt{13}$ , indem in diesem Ausdruck nur die vier ersten Ziffern genau sind,  $< \frac{1}{8 \cdot 10^3}$ , also der relative Fehler der Quadratwurzel aus diesem Näherungswerthe  $< \frac{1}{16 \cdot 10^3}$ , um so mehr  $< \frac{1}{9 \cdot 10^3}$ : die Quadratwurzel enthält alsdann bestimmt vier genaue Ziffern. So findet sich das verlangte Resultat  $\sqrt{86740,00} = 294,5$ .

Berlin.

Arendt.

## Einige Bemerkungen zu Xenoph. Anab. IV. 2

Dem Herrn Verfasser der Abhandlung im Aprilheft d. J. gebührt für sein Unternehmen, dieses schwierige Capitel durch sachliche Erläuterung dem Verständnisse von Lehrern und Schülern näher zu bringen, der aufrichtigste Dank aller Sachkenner, da locale und strategische Schwierigkeiten in einem für den Schulgebrauch empfohlenen Werke möglichst klar gestellt werden müssen. Aus diesem

Grunde allein habe ich mich entschlossen, meine zum Theil abweichende Ansicht über die von Herrn Dr. Weissenfels berührten Punkte niederzuschreiben.

Als die griechischen Strategen von dem Führer erfahren hatten, dass außer dem sichtbaren Gebirgswege (IV. 1. 20) in einer divergirenden Richtung noch einer auf den Kamm des Gebirges führe (1. 24), an dem ein strategisch wichtiger Hügel sich befände, beschlossen sie gegen die feindlichen Karduchen in Form eines Dreiecks GHK zu operiren. Behufs Ausführung dieses Planes schickten sie gegen 2000 Freiwillige ab mit der Ordre, auf dem Seitenwege bis zu dem Hügel vorzugehen, diesen zu nehmen und die Nacht über zu bewachen, dann am nächsten Morgen von hier aus mit der Trompete ein Signal zu geben und sofort gegen das am qu. Gebirgswege lagernde Gros der Karduchen in der Richtung HK zu marschiren; Cheirisophos würde ihnen in der Richtung GK schnell zu Hilfe kommen, während Xenophon mit dem Nachtrabe und dem Zugvieh auf dem Seitenwege hinaufziehen sollte (§ 1). Diese Vereinbarung wird mit Ausnahme der offenbaren Eigenmächtigkeit der Freiwilligen, wie Hr. W. richtig bemerkt hat, dass sie nicht vom qu. Hügel aus, sondern in der nächsten Nähe des Feindes das verabredete Signal gaben, im Verlaufe der ganzen Operation streng und glücklich durchgeführt. Einen Befehl, den qu. Hügel durch einen zurückgelassenen Posten auch am nächsten Tage, wie Herr W. will, zu hewachen, haben die Freiwilligen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erhalten, weil ihr Verfahren, obgleich Feinde am nächsten Tage vorübergehend darauf sich zeigten, nirgends getadelt wird. Die griechischen Strategen scheinen die Mittheilung des Führers (1. 25) nicht buchstäblich befolgt zu haben. Ihr Hauptbestreben scheint ja dies gewesen zu sein, sich schnell und wo möglich ohne Verlust von Menschenleben und Zugvieh des oberen wegsamen Terrains zu bemächtigen. Der ganze Operationsplan spricht hierfür. Als die Freiwilligen abzogen, um den qu. Hügel zu besetzen, unternahm Xenophon mit dem Nachtrabe einen Scheinangriff gegen die den sichtbaren Gebirgsweg besetzt haltenden Feinde. Diese boten alle ihre Kräfte auf, um die Griechen von dem strategisch wichtigen Hohlwege fernzuhalten. Dieses berechnete Engagement machte die Feinde so unvorsichtig, dass sie alle ihre Streitkräfte nach diesem Punkte heranzogen und an dem qu. Hügel nur einen kleinen Wachposten zurückließen. Als Beweis hierfür dient der Umstand, dass die Freiwilligen unbehelligt nach oben bis zu dem Wachposten kamen und ihn aufhoben und zwar so glücklich, dass das Gros der Karduchen nichts davon erfahren zu

haben scheint. — Als Xenophon merkte, dass seine Mafsregel sich so glänzend bewährte, zog er sich, von den Feinden wegen der bereits eingetretenen Dunkelheit nicht bemerkt, zu Cheirisophos zurück, damit seine Leute ihr Abendbrot verzehren; denn es waren darunter (*ἀντῶν*) zufällig auch solche, die noch nicht gefrühstückt hatten und zwar *οἱ ὀπισθοφυλακῆσαντες* (§. 4) Herr W. meint, Xenophon habe aufser den Soldaten der Nachhut, welche „bei dem Charakter des Tagesmarsches (1, 16. 17) ungefrühstückt waren“, auch Leute des Vortrabes gehabt, die gefrühstückt hatten. Die citirten Stellen schützen diese Ansicht nicht. Xenophon hat, glaube ich, mit *οἱ ὀπισθοφυλακῆσαντες* nicht seine ganze Abtheilung, die Nachhut, gemeint, sondern nur einige Leute davon, welche als die letzten der Nachhut marschirten und von dem Feinde am meisten bedrängt wurden. Er sagt ausdrücklich, zweimal kurz hinter einander (§ 2. 3), dass er nur seine Abtheilung, die Nachhut, zu dem Scheinangriffe mitgenommen habe. Ob auch Leute des Cheirisophos freiwillig mitzogen, kann man nicht bestreiten; aber diese gehen Xenophon wenig an, sie können durch das *ἀντῶν* nicht gemeint sein, das die gröfsere Zahl der Mitgegangenen bezeichnet. Der bemängelte Text im § 4 ist aller Wahrscheinlichkeit nach richtig. — Ob nun die Freiwilligen am nächsten Morgen den qu. Hügel bemerkt und untersucht haben, kann man nicht entschieden behaupten; wahrscheinlich ist es jedoch, da derselbe so nahe am Wege, wo die Wache am Feuer safs, gewesen zu scheint, dass sie ihn trotz des Nebels erblicken konnten. Statt nun der Vereinbarung gemäfs hier das verabredete Signal zu geben und dann erst gegen die Feinde auf ihrer Linie vorzugehen und so auch dem Cheirisophos Zeit zu der versprochenen Hilfeleistung zu lassen, um den von zwei Seiten angegriffenen Feind um so sicherer unschädlich zu machen, gehen sie unter dem Schutze des Nebels in aller Stille bis an den Feind heran: jetzt erst ertönt die Trompete, und der überraschte Feind wird von ihnen allein geworfen. Der glückliche Ausgang dieses eigenmächtigen Unternehmens scheint nun bewirkt zu haben, dass Xenophon es aufzuzeichnen vergafs. Ob nun das Schmettern der Trompete nur den Freiwilligen galt, will ich mit Herrn W. nicht behaupten; der Erfolg zeigt, dass es gleichzeitig auch von dem Gros der Griechen vernommen und sofort verabredetermafsen befolgt wurde. Die Griechen gewannen in Folge ihres Operationsplanes zwei wesentliche Vortheile: den sichtbaren Gebirgsweg mit dem strategisch wichtigen Kessel erkämpft und den Feind nach einer dem Seitenwege entgegengesetzten Richtung geworfen zu haben. Sie waren somit Herren

der oberen Gebirgsgegend und konnten nöthigenfalls den am Seitenwege gelegenen Hügel (*δυσπάρειτον χωρίον*), wenn er inzwischen besetzt worden wäre, mit leichter Mühe säubern; dazu wäre es auch gekommen, wenn die Feinde beim Herannahen des Xenophon sich nicht schnell zurückgezogen hätten. Ernstlich könnte Xenophon von hier aus nach dem erwähnten Operationsplane nicht bedroht werden, auch die Freiwilligen konnten des Morgens alle gegen den Feind gehen, da wie gesagt alle Karduchen am Hohlwege in Folge des Scheinangriffes des Xenophon versammelt waren. Die Griechen mögen die Ueberzeugung gewonnen haben, dass die Karduchen sich jedesmal an den Ort, wo ihnen offenbar Gefahr drohte, begaben und andere strategisch wichtigen Punkte preisgaben. Wir finden dies auch hier bestätigt: die Freiwilligen stossen auf dem ganzen Wege auf keinen Feind, in der Nähe des Hügels ist am nächsten Morgen kein Mensch sichtbar; Xenophon wirft mit leichter Mühe die wenigen feindlichen Streitkräfte, die sich wahrscheinlich kurz vorher an dem Seitenwege einfanden und die drei Hügel nach einander besetzten, bis die von den Freiwilligen vom Hohlwege Verjagten auf Umwegen herbeieilten und das bekannte Unheil auf dem ersten Hügel anrichteten, ohne jedoch sich mit der Bedeckung, die hinter dem Zugvieh war, in ein Handgemenge einzulassen. Vielmehr laufen sie auf Umwegen und gelangen auf einen *λόφος*, der unserem qu. Hügel, den jetzt Xenophon *μαστός* nennt, gegenüber lag. Xenophon knüpft mit diesen durch einen Dolmetscher Unterhandlungen an. Wie? fragt Herr W. Ist Xenophon mit dem Dolmetscher auf den *λόφος* zu den Karduchen gegangen? — So unvorsichtig war Xenophon nicht! Sind diese auf den *μαστός* zu ihm gekommen? Schwerlich, weil sie zu misstrauisch waren! Ging der Dolmetscher vom *μαστός* auf den *λόφος* hin und wieder? Allein entschieden nicht! Etwa mit einer kleinen Bedeckung? Nach dem Charakter der Karduchen, speciell nach IV 1. 9 lässt sich annehmen, dass der Dolmetscher der Griechen, wenn der *μαστός* und *λόφος* überhaupt nicht in der Hörweite lagen, unter sicherer Bedeckung, so weit es nöthig war, ihnen entgegen ging, sie in ihrer Muttersprache freundlich anredete und ihnen die Wünsche der Griechen (1. 8) kund that, worauf wohl auch Abgeordnete derselben näher kamen. Indessen ist dies nur ein Phantasiestück. Der Wortlaut des Textes begünstigt die Annahme, dass die beiden Hügel, der *μαστός* und *λόφος*, recht nahe an einander waren (IV. 2. 27), vielleicht in der Hörweite lagen. Dafür spricht entschieden der Umstand, dass die Karduchen so schnell den Gipfel des *μαστός* erklimmen konnten, als die Griechen hinabzusteigen an-



fingen. Herr W. ist anderer Ansicht: das *ἐνταῦθα* bezeichne einen nicht näher anzugebenden Ort, wo die Feinde *ἴσταντο*, in der nächsten Nähe des *μαστός*, vielleicht auf dem Abhange desselben. Diese Annahme lässt sich schwerlich beweisen. Darf hier *ἐνταῦθα* örtlich aufgefasst werden? Ein Herausgeber vergleicht es mit *δεῦρο* und bezieht darauf *συνεργήσαν*, nachdem er *ἴσταντο οἱ* gestrichen. So hat er freilich auch ein wahres Monstrum von einem Satze gemacht. Ich denke mir, dass, während Xenophon mit den zuerst Angekommenen oder ihren Abgeordneten unterhandelte und seine Lochen am Fufse des *μαστός* vorbeizogen, alle Barbaren, welche neben und hinter dem Zuge des Xenophon (*πάντες οἱ ἐκ τούτου τοῦ τόπου συνεργήσαν*) zu den ihrigen auf den *λόφος*, nicht anderswohin, zusammengeströmt sind. Hier nahmen sie, wie sie nach einander kamen, Stellung (*ἴσταντο*) und blieben hier oder auch am Abhange des *λόφος* während der Unterhandlung (*ἐνταῦθα*) stehen (in dem bilderreichen *ἴσταντο* steckt das matte *ἴστασαν*), bis die Griechen hinunterzugehen anfangen; erst jetzt (*δῆ*) verliessen sie den *λόφος*, um schnell den *μαστός* zu besetzen. Das *ἐνταῦθα*, zeitlich aufgefasst, giebt ein klares Bild von der Perfidie der Feinde und kann auch ohne *δ'* stehen. Herr W. glaubt, dass die Karduchen während der Unterhandlung ihre Stellung geändert haben und am Abhange des *μαστός* gewesen sein müssen, weil sie sonst nicht so schnell auf den *μαστός* gekommen wären, um mit Erfolg Felsenstücke den Griechen nachsenden zu können. War aber die Abdachung des *μαστός* ringsherum gleich? Ausserdem waren die Feinde geübte Bergsteiger und leicht zu Fufs, die Griechen dagegen in voller Rüstung und wahrscheinlich in dem Augenblicke, als sie die Feinde heranlaufen sahen, im Zweifel, ob sie auch den Hügel aufgeben sollten. Dieses beweist wohl auch der Umstand, dass Xenophon von seinem Schildträger im Stiche gelassen wurde, nicht aus Feigheit, sondern weil ersterer sich wiederholt nach seinen Leuten, nach dem Verwundeten umsah (vgl. *ἀπεχώρει*). Die Feinde liefen ohne Bedenken und trotzdem erreichen sie sehr wenig, sie verwunden nur einen Mann. Ich kann mich demnach für eine Aenderung des Textes (2. 19 bei Kühner) nicht entscheiden und fasse *Ἐνταῦθα* zeitlich auf. — In dem Augenblicke, als Xenophon unbeschützt war, nahm ihn der Lusier Eurylochus unter seinen Schild und ging mit ihm zu dem Gros des Heeres hinunter, auch die übrigen jungen Leute kamen glücklich dahin, nur einer mit einem zerschmetterten Schenkel. Die Conjectur des Herrn W., ein *ἤ* zwischen *ἀπεχώρει* und *καὶ οἱ ἄλλοι ἀπῆλθον* einzuschieben („E. schickte sich zum Rückzuge an auf

der Straſse, auf der auch die andern abgezogen waren“.), verwischt das klare Bild dieser Stelle (2. 21). Auch die Uebersetzung des *ἀπεχώρει* ist nicht glücklich gelungen. Es lag Xenophon fern mitzutheilen, auf welchem Wege er und seine jungen Leute zu dem Gros der Griechen ankamen; er wollte nur berichten, dass sie, er und die übrigen, ohne bedeutenden Schaden sich zurückgezogen haben. Nach der Conjectur des Herrn W. wäre Xenophon der allerletzte gewesen, der vom Berge hinabstieg und zu dem Gros des Heeres ankam. Der Text ist also hier richtig. — In § 1 ist keine Unklarheit vorhanden, dagegen fällt der Artikel in § 6 *τοὺς φύλακας*, wie Herr W. richtig bemerkt hat, auf. Die letzte Conjectur des Herrn W. zu VI 6. 3 ist kaum abzuweisen.

Gnesen.

Henrychowski.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

---

### LITTERARISCHE BERICHTE.

---

**Nepos Plenior. Lateinisches Lesebuch für die Quarta der Gymnasien und Realschulen, bearbeitet von Ferdinand Vogel, Oberlehrer am Gymnasium zu Treptow a. R. Hierzu gehört: Perthes' lateinische Wortkunde. Dritter Cursus. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. S. XIV u. 108 S.**

Das vorliegende Werk ist ein Versuch aus den vitae des Cornelius Nepos durch Ergänzungen, Aenderungen und Streichungen ein für die Quarta der Gymnasien und Realschulen geeignetes lateinisches Lesebuch herzustellen.

„Die bloße Thatsache,“ bemerkt der Verfasser sehr zutreffend im Vorworte, „dass man sehr oft versucht hat, statt des altüblichen Nepos lateinische Chrestomathien in IV einzuführen, und dass dennoch fast alle erfahrenen Schulmänner immer wieder zu Cornel zurückgegriffen haben, constatirt zweierlei: einmal einen für die Geistesstufe der IV unlegbar ganz besonders tüchtigen Kern in diesen vitae, sodann sehr bedeutende Mängel. Eben daraus folgt die Berechtigung eines Versuches, den Nepos für IV zu retten, jedoch mit schonender Beseitigung jener anerkannten Fehler.“ Der erste Vorzug des Cornel besteht in der biographischen Form des Büchleins, dem Standpunkt des Quartaners entsprechend, welcher im Geschichtsunterricht wie in der Lectüre vorzugsweise auf das rein persönliche Element angewiesen ist. Dazu sind die meisten vitae der hervorragendsten Periode der griechischen Geschichte entnommen.

Nicht minder werthvoll ist die „für Quartaner wie geschaffene“ Schlichtheit des Ausdrucks. Diesen Vorzügen treten erhebliche Mängel der jetzigen Form dieser vitae gegenüber. Man vermisst, sagt der Verfasser, das richtige Gleichmaß in der Ausführung. So sind Aristides und Cimon im Vergleich mit Themistocles und Pausanias

•

zu kurz behandelt; in einzelnen Theilen der Biographie ist das Wesentliche ganz übergangen oder nur angedeutet, während Unwichtiges in fast ermüdender Breite erzählt wird. Dazu kommen die zahlreichen und auffallenden geschichtlichen Irrthümer, welche den Lehrer fortwährend in die Lage bringen, den ersten wirklichen Autor, an dessen Lectüre die Knaben mit Ehrfurcht und Hingabe herantreten, auf Schritt und Tritt corrigiren zu müssen. Zwar schiefst der Verfasser weit über sein Ziel hinaus, wenn er in unbedachtsamer Weise unserer ganzen Zeit „den schädlichen Geist hohler, pietätloser Kritik“ zum Vorwurf macht und davor warnt, diesen Geist durch die Schule selber, und zwar schon auf unterer Stufe, gleichsam absichtlich zu wecken und zu pflegen: ein Autor soll in der Schule überhaupt nicht kritisirt, sondern nur verstanden werden. Um dieses Ziel unbeirrt verfolgen zu können, ist es allerdings nothwendig, die angedeuteten Mängel mit schonender Hand zu beseitigen. Die leitenden Gesichtspunkte nun bei der Umarbeitung waren nach dem Vorwort folgende: 1) Die richtige Zeitfolge bedingte einige Umstellungen. Ganz fortgelassen sind nur einige wenige sittlich anstößige Worte und hie und da eine kurze, gleichgiltige Notiz. 2) Geschichtliche Fehler sind verbessert worden. 3) Zusätze zu dem jetzigen Text sind nur da gemacht worden, wo entweder ein Fehler des Nepos nur durch weitere Ausführung sich verbessern liefs, oder die Vollständigkeit des Charakterbildes und der innere, wahre Zusammenhang der Thatsachen, oder die für Knaben unumgänglich nöthige Anschaulichkeit der Darstellung sie unvermeidlich machten. 4) Weggelassen sind Dion, Datames, Eumenes, Timoleon, de Regibus, Hamilcar, Hannibal, Cato und Atticus; Lysander ist hinter Alcibiades, Agesilaus vor die beiden Thebaner gestellt, ein Perikles ist eingeschaltet, außerdem sind am Rande die wichtigsten Jahreszahlen angegeben worden. Die Absicht dabei war, unter der dem Knabenalter angemessenen Form der Biographien zugleich eine Geschichte Athens von 500 bis 318 zu bieten. Denn bei jener Einrichtung fehlen aus der attischen Staatsgeschichte jener Periode eigentlich nur die Jahre 428—421.

Ich gestehe, dass ich diesen Plan für ganz vortrefflich halte. Aber eben so fest bin ich überzeugt, dass er undurchführbar ist. Er scheitert an der Unmöglichkeit, eine Staatsgeschichte mit der biographischen Form in einer für den Quartaner fasslichen Weise zu vereinigen. Wenn der Knabe, wie der Verfasser selbst sagt, deshalb vorzugsweise auf das rein persönliche Element angewiesen ist, weil er den idealen und allgemeinen Zusammenhang der Staatsgeschichte noch gar nicht fassen kann, dann darf auch nicht von ihm erwartet werden, dass er nach beendeter Lectüre die gewonnenen Einzelvorstellungen sammelt und sich bewusst wird, dass er unverschens in den Besitz eines wichtigen Theiles der griechischen Geschichte gelangt ist. Dazu kommt, dass durch die Ueberfülle der Namen, mit denen der Verf. wahrlich nicht spart, durch den un-

unterbrochenen Wechsel der Parteiverhältnisse und des Schauplatzes der erzählten Ereignisse einem Knaben die Aufgabe, auch nur einem kleinen Abschnitt zu überblicken, außerordentlich erschwert wird. Endlich erfordert die Ueberwindung der sprachlichen Schwierigkeiten allein zu viel Zeit und Mühe, als dass der Lehrer nicht sehr zufrieden sein müsste, wenn der Schüler den Inhalt einer eben gelesenen Biographie mit lediglich richtiger Unterscheidung des Wesentlichen und des Unwesentlichen nacherzählen kann. Wenn es demnach für ein unerreichbares Ziel gelten muss, den Quartaner durch einen mit Beibehaltung der biographischen Form umgearbeiteten Nepos in die Geschichte des athenischen Staates einzuführen, da der Schüler im besten Falle nur ein einziges Lebensbild umspannt, andererseits aber auch die biographische Form als für den Standpunkt des jüngeren Schülers besonders werthvoll nicht aufgeopfert werden darf, so ist es vom pädagogischen Standpunkt aus irrig, den Dion, Datames u. s. w. auszustoßen, weil sie dem attisch-spartanischen Centrum fern liegen, und den Perikles einzuschalten, um eine Lücke in dem herzustellenden Ganzen auszufüllen. Denn dieses Ganze existirt für den Schüler nicht. Man gebe den Gedanken auf, die Quartaner durch die Lectüre des Cornel in die Staatsgeschichte einführen zu wollen, dann wird man sich nicht bedenken, sie aus den Wirren des peloponnesischen Krieges und der ihm folgenden Jahrzehnte auch einmal nach Syrakus, an den Ebro, nach Rom zu versetzen: sie werden mit lebhaftem Interesse jedem thatenreichen Leben folgen, wenn es ihnen nur in angemessener Form dargeboten wird. Und wenn es der Lehrer versteht, dieses Interesse immer frisch und lebendig zu erhalten, dann hat er genug und übergenuzt erreicht.

Wir halten daher für nicht ausreichend begründet alle diejenigen Zusätze, welche hervorgegangen sind aus dem Bestreben, die Geschichte der Jahre 500—318 zu einem Ganzen abzurunden. Dies gilt besonders vom Phocion, dessen Leben doch wohl nicht deshalb von 4 auf 12 Capitel ausgedehnt worden, weil es besonders anziehend ist, sondern weil es galt, in den Rahmen desselben die ganze politische Geschichte der Jahre 355—323, das Auftreten des Demosthenes und den Untergang der griechischen Freiheit hineinzupressen. Die Einschaltung einer vita des Perikles empfiehlt sich, aber nicht um eine Lücke in der athenischen Geschichte auszufüllen, sondern weil die Persönlichkeit dieses Mannes die Knaben wohl noch mehr fesseln dürfte, als die des Miltiades oder des Cimon.

Betrachten wir nun die vitae, wie sie aus der Vogelschen Bearbeitung hervorgegangen sind, jede als ein Ganzes für sich, nicht als Abschnitt einer allgemeinen Staatsgeschichte, so finden wir zunächst eine Reihe wohlbegründeter Zusätze zu der oft lückenhaften Erzählung des Cornel. Nothwendig war eine kurze Darstellung des ionischen Aufstandes Milt. 4 (ich citire nach den Capiteln der vorliegenden Bearbeitung), passend die Erwähnung der Theilnahme des

Hippias an dem Feldzuge des Datis (c. 6), der eiligen Rückkehr des Miltiades von Marathon nach der Stadt, unter Zurücklassung des Aristides, und des dadurch herbeigeführten Abzuges der um Sunium herumgesegelten Perser (c. 11); des verschiedenen Verhaltens der Griechen beim Herannahen des Xerxes (Them. 6), die Motivirung der Nichttheilnahme des Themistokles an den Schlachten bei Plataeae und Mykale (c. 10), das übermüthige Gebaren des Themistokles (c. 14), wie des Lysander (Lys. c. 5), die Motivirung der Anklage auf Verrath (c. 15). Nicht minder passend ist das Zusammentreffen des Aristides mit dem Themistokles vor der Schlacht bei Salamis erzählt, und die Huldigung, die dem ersteren im Theater bei Gelegenheit der Aufführung der Sieben gegen Theben von versammeltem Volke dargebracht wurde (Arist. 4. 10.), wogegen das Urtheil des Plato über Aristides, wie das des Cratinus über Cimón (Cim. 10) etwas matt erscheint und daher besser übergangen worden wäre. Fast nothwendig war es, die Schicksale des athenischen Heeres vor Syrakus zu erzählen, wie es Alcib. 10 geschehen ist, unerlässlich die Erwähnung der Schlacht bei Notion (Alcib. 15, die freilich Lys. 1 wiederkehrt) und die Sendung des Timokrates (Ages. 8), Ereignisse, ohne deren Erwähnung die Abberufung des Alkibiades und die Entstehung des korinthischen Krieges keine hinreichende Erklärung finden. Unter den Ereignissen, die mit Recht eine weitere Ausführung gefunden haben, erwähne ich die Schlacht bei Marathon, aus deren recht lebendiger Schilderung hier einige Zeilen folgen mögen: „*Tum egregia fortitudine et miro corporum robore tota acies Attica decurrere de monte, amplius nongentos passus permetiri, irrupere in barbaros: Persae obstupescere primum et videre, quasi dementia capti in certam irruerent necem: mox qualibus cum viris decertandum esset, sentire* (Milt. c. 10), ferner die Rede des Miltiades an den Polemarchen Kallimachus vor der Schlacht (c. 8), den Streit zwischen Themistokles und Aristides über das Flottengesetz (Them. 3. 4.), die Schlacht bei Thermopylae (Them. c. 7), die Entstehung der Freundschaft zwischen Epaminondas und Pelopidas (Epam. 6). Ich habe nur Beispiele gegeben: denn des Guten und Brauchbaren, das sich in den vom Verfasser gegebenen Zusätzen und Erweiterungen findet, ist nicht wenig. Auch der selbstverständlichen Correction der nicht seltenen geschichtlichen Irrthümer erwähne ich nur im allgemeinen, sowie der hie und da nothwendigen Umstellungen, wie z. B. der Eroberung von Lemnos Milt. 4. Eine sehr hübsche Umstellung ist Paus. 8. vorgenommen worden. Hier heisst es im gewöhnlichen Text: *sic Pausanias magnam belli gloriam turpi morte maculavit. hic cum semianimis de templo elatus esset, confestim animam efflavit*; bei Vogel aber: *hic cum semianimis de templo elatus esset, confestim animam efflavit. Sic Plataensem gloriam — turpi exitu vitae maculavit*. Die Lücke Lys. 4 ist passend ausgefüllt.

Außer dem wenigen, was Vogel aus dem Texte des Cornel entfernt hat, würde es sich empfehlen, die Erzählung von dem Bilde

der Marathonischen Schlacht in der stoa Poecile und die bei dieser Gelegenheit von Cornel hinzugefügte allgemeine Betrachtung aus dem Leben des Miltiades (c. 12) zu tilgen. Fast ebenso störend ist, wenigstens an dieser Stelle, d. h. mitten im Leben des Epaminondas, die Erzählung vom Auftreten desselben unter den Arkadern als einem Beweise seiner Schlagfertigkeit im Reden (c. 13), anstößig die Erwähnung des dem Epaminondas von Meneklides gemachten Vorwurfs, (c. 14) und ganz überflüssig, weil dieselbe Erzählung mit einem würdigeren Schlusse c. 20 wiederkehrt, nur dass hier Pelopidas den Vorwurf erhebt. Auch würde als unerheblich besser nicht hinzugefügt worden sein das Auftreten des Themistokles in der Amphiktyonenversammlung (c. 13), das Schicksal der Nachkommen des Pausanias (c. 8) und die List des Agesilaus (c. 6).

Außerdem werden manche, die die Vogel'sche Umarbeitung des Nepos in die Hand nehmen, an sehr vielen Stellen eine gedrängtere Kürze wünschen. Einmal (von unserm Standpunkt aus ist dies freilich unerheblich) dürfte es Schwierigkeiten machen, den ganzen Nepos plenior in dem kurzen Zeitraum eines Jahres in der Schule lesen zu lassen; andererseits verträgt allein derjenige Zeitraum in dem Leben eines Mannes eine ausführlichere Schilderung, in den seine großen Thaten fallen. Wer wirkliche Biographien für die Jugend will, muss diese Beschränkung respectiren. Das Bestreben aber, in biographischer Form zugleich eine Staatsgeschichte zu geben, hat Herrn Vogel offenbar veranlasst, hier des Guten zu viel zu thun. Miltiades cap. 1 u. 2, die sich auf den Oheim des Helden, nicht auf ihn selbst beziehen, sowie cap. 5 (die Flucht des Miltiades nach Athen) hätten in weit knapperer Form gegeben werden müssen. Aehnlich urtheile ich über die Jugend des Themistokles (cap. 1), die Vorbereitungen zur Schlacht bei Plataeae (Arist. 5. 6), die Schicksale der Verwandten des Pausanias (cap. 1), einige Partien aus dem Leben Cimons (Theile von cap. 6. 7. 8) und des Perikles (cap 1 bis 11), die Jugend des Alkibiades und sein Auftreten vor der sicilischen Expedition, die Geschichte des Thrasybul vor der Einnahme Athens und sein Ende, die Thronbesteigung des Agesilaus.

Die biographische Form der Erzählung bringt manche Wiederholungen mit sich. Daher das häufige *ut supra memoravimus*. Der Inhalt des zweiten Capitels des Aristides war bereits vollständig im Miltiades und Themistokles gegeben, die Schlacht bei den Arginusen wird im Lysander und Konon, die bei Aegospotamos im Alcibiades, Lysander und Konon erzählt; anderes ist den vitae des Agesilaus, Epaminondas und Pelopidas gemeinsam, so die Besetzung der Kadmea durch Phoebidas. Eine kurze Verweisung wäre in manchen dieser Fälle wohl mehr am Platze gewesen, als eine Wiederholung.

Von den kleineren Zusätzen zu dem Texte Cornels scheint mir eine große Zahl überflüssig, ja sogar störend. Passende Zusätze finde ich an folgenden Stellen (die in Klammern eingeschlossenen Worte sind die von Herrn Vogel hinzugefügten): Them. 15: *Lace-*

*daemonii (ultionis tempus adesse rati) legatos Athenas miserunt, Them. 9: (per Macedoniam et Thraciam) in Asiam refugit; fast nothwendige Milt. 14: signum (esse) a classiaris regis datum, Paus. 3. in qua cum collaudat (ac) petit (nach Lambin), und besonders Them. 11: sive sacer esset (sive profanus) sive privatus sive publicus (so auch Halm). Für überflüssig aber und daher für unberechtigt halte ich folgende Zusätze: Milt. 6: causam inserens (optimo[se]iure) hostem esse Atheniensibus Eretriensibusque quod, — Them. 7: quibus Pythia (dix) tristissima vaticinatione territis tandem ambigue) respondit. — Themistocles (scite) persuasit civibus. — 8 plurimique (inepte) hortarentur — dispersos testabatur (turpiter) perituros. Keines dieser Adverbien füllt eine Lücke aus. 14: Neque tamen (vir tantopere de patria meritis) effugit civium suorum invidiam (atque ostracismum: ipse sane non prorsus culpa vacuus). Paus. 2: hos versus (iactationis plenos) exculpserunt. 6 hos quoque sollicitare spe libertatis (ad evertendam rem publicam) existimabatur. Cimon 1: is cum talem condicionem aspernaretur (et paterna bona multae pendendae causa mallet omnia vendere). Alcib. 9 (aperte) non parere noluit (wollte er nicht offen ungehorsam sein), Chabr. 6: at ille (antiquae virtutis homo) praestare honestam mortem existimans turpi vitae (calumniis forsitan vexatae) cominus pugnans telis hostium interfectus est. Welche sachlichen oder paedagogischen Gründe mögen Herrn Vogel zu dem Glauben bewogen haben, dass dieser in seiner Einfachheit tadellos schöne Satz des Cornel in solcher Gestalt einem Schüler nicht dargeboten werden dürfe? Ages. 1 cum a ceteris scriptoribus tum eximie (ac praeter modum saepius) a Xenophonte Socratico collaudatus est. Ages. 9 quos omnes (summa vi pugnantes) gravi proelio vicit. Epam. 19 at Epaminondas, (quem sui in locum editum, cui nomen erat Scopae, detulerant), cum animadverteret mortiferum se vulnus accepisse e. q. s. Phocion 8 ita cum (egregia fama, optime de republica effeta meritis) prope ad annum octogesimum prospera pervenisset fortuna, extremis temporibus (adversa conflictatus est atque adeo) magnum in odium incurrit suorum civium. Die hinzugefügten Worte bieten nichts Neues, nichts für die Klarheit des Zusammenhangs Erforderliches; sie dienen allein dazu, den Umfang des Satzes anzuschwellen und damit dem Knaben die Uebersicht über denselben zu erschweren. Auch darf man von dem Schüler nicht verlangen, dass er schon in Quarta die römische Art der Datirung erlernt. Dies thut der Verfasser, wenn er Them. 8 schreibt a. d. XII Cal. Oct. Vergl. Milt. 10. Thras. 6 Chabr. 3 Epam. 10. 18. Man wird den Schüler in Obertertia bei der Lectüre der Catilinarier früh genug in diese Berechnung einführen. Und wie viel mag wohl der Text des Cornel für die Schullectüre an Werth gewinnen, wenn Arist. 10 statt dotibus datis geschrieben wird dotibus ternorum milium drachmarum datis? wenn Alcib. 9 zu inimici vero eius hinzugesetzt wird: inter quos Pisander et Charicles odio eminebant? oder wenn Phocion 1 statt saepe (exercitibus praefuit) quadragies quinquies und*



statt *munera magnae pecuniae* geschrieben wird *centum talenta muneri data*? Das Gedächtnis des Schülers wirft diese Zahlen und Namen in kurzer Zeit über Bord. Noch schlimmer sind die nichts-sagenden Zusätze, wie Them. 9: *idque regi tam ignavo quam superbo persuasit*. Lys. 6: *nam cum-multa crudeliter avareque tam in Asia quam in Europa fecisset*. Pelop. 2 *non quo sequerentur vel delicatum vel litteratum otium*. Durch ähnliche Zusätze oder Aenderungen ist an zwei Stellen der Gedanke sogar unlogisch geworden. Milt. 10: *raro sane tam exigua manus decemplicem hostium belli peritorum prostravit numerum*, während der Satz in dem unverbesserten Texte folgende tadellose Gestalt hat: *nulla enim unquam tam exigua manus tantas opes prostravit*. Alcib. 1 *nikil illo fuisse excellentius vel in permultis vitiis vel in nonnullis virtutibus*. Wenn dies im Texte des Cornel stände, so würde man wünschen müssen, dass es gelänge nachzuweisen, er habe vielmehr das geschrieben, was er in der That geschrieben hat: *vel in vitiis vel in virtutibus*. Ein ähnliches kleinliches Bestreben, die Worte des Cornel auf das vermeintlich richtige Mafs zu beschränken, tritt in demselben Capitel noch einmal hervor, wenn statt *ut nemo ei posset resistere* gesetzt wird *ut pauci ei possent resistere* (dem Alcib. im Reden).

Welches Verfahren bei der Constituirung des Textes eingeschlagen worden ist, darüber schweigt die Vorrede. Die schätzenswerthe kritische Ausgabe Halms, welche 1871 erschienen ist, scheint der Verf., wenigstens in den späteren vitae, ignorirt zu haben. Sonst würde ihn wohl ebenso sehr die bessere Einsicht als Halms Autorität bewogen haben, dem Satz: *est enim hoc commune vitium in magnis liberisque civitatibus, ut invidia gloriae comes sit et libenter de his detrahant, quos eminere videant altius; neque animo aequo pauperes alienam opulentium intuentur fortunam*. Itaque Chabrias quo ei licebat plurimum discedebat. Neque vero solus ille aberat Athenis libenter, sed omnes fere illius saeculi principes fecerunt idem, quod tantum se ab invidia putabant futuros, quantum a conspectu suorum recesserant (Chabr. 5) mit jenem Herausgeber theils nach handschriftlichen Spuren, theils durch unanfechtbare Conjecturen folgende Gestalt zu geben: *est enim hoc commune vitium [in] magnis liberisque civitatibus, ut —; neque animo aequo pauperes alienam [opulentium] intuentur fortunam*. Itaque Chabrias, quom ei licebat, plurimum aberat. Neque vero — putabant a futuros, quantum a conspectu suorum recesserint. Bei einer sorgfältigen Vergleichung des Halmschen Textes würde er gefunden haben, dass es Them. 11 *muros strui* nach Lambin, nicht *m. instrui* heißen musste, Them. 16 *quis sit*, nicht *qui sit*; 17 *quamdiu*, nicht *cum*, Paus. 3 *polliceretur*, nicht *pollicetur*, welches ein gescheidter Quartaner als falsch erkennen könnte, Alcib 3 *tribuerat*, nicht *tribueret*; Tim. 5 *velut*, nicht *et ut*; Ages. 9 *deorum* nicht *eorum*; er würde Epam. 15 das unerklärte *periculo* in *sepulchro* geändert, 19 die Worte *quod*

*liberos non relinqueret* und Cimon 10 *offensum fortuna* als Glosse gestrichen, Chabr. 2 am Ende und Ages. 13 am Anfang eine Lücke angenommen und nach Halms Anleitung passend ausgefüllt haben; er würde Tim. 5 die Worte *quorum consilio uteretur*, ohne eine Aenderung am Anfang des Satzes, getilgt, Alcib. 13 *persequabantur* mit Muret in *prosequabantur* 19 *eiectis in coniectis* Iphicr. 1 *appellantur* in *appellabantur* geändert, den Epaminondas nicht *Polymnis*, sondern *Polymnidis filius* genannt, im Phocion mit den Handschriften *Polyperchon*, nicht *Polysperchon* geschrieben haben. Ganz unverständlich endlich ist Epam 14 *habebat enim iste suspicionem adulteri*, wie die Handschriften haben. Man muss natürlich mit Halm schreiben *adulterii*.

Druckfehler sind nicht gerade häufig, aber arg. Vorrede S. XIII *Ciceroniasmus*, S. 12 *leniori* statt *leniore*, S. 41 *adhorrebant* für *abhorrebant*, S. 55 *relique* für *reliqui*, S. 57 *üdem* für *eidem*, S. 79 *discrime* für *discrimine*, S. 105 *praerat* für *praeerat*. Welcher Druckfehler in den Worten: *rex suas classes Aegaeo mari prorsus honorem* (abire?) *iussit* (Cimon 4) steckt, habe ich nicht gefunden.

In der Orthographie erklärt der Verf. das jetzt übliche System der meisten Textausgaben der Classiker befolgt zu haben, ausser in einzelnen Fällen, wo er durch innere Gründe zur Abweichung gezwungen worden sei. Es wäre interessant, diese inneren Gründe kennen zu lernen; wir würden dann wissen, warum der Verfasser constant (10 mal) *retulit* und *respublica* (statt *res publica*; ebenso *materfamilias*) schreibt. Eben so falsch sind *cerimonia* (S. 18), *coena* (S. 35), *occoecatae* (S. 107), *reüciuntur* (S. 64), *contentus* (S. 91). Mit Halm war nach den Handschriften *Piraeum*, nicht *Piraeum* zu schreiben. Die Genetive *Themistocli* (S. 13. 32) und *Pericli* (S. 103) der Locativ *Lacedaemoni* (praef. 2 S. 80) werden zugelassen, dagegen die Accusative auf *is*, wie *civis*, verworfen.

Diejenigen Stellen des Cornel, welche den in der Schule zu behandelnden grammatischen Regeln widersprechen, sind sorgfältig verbessert worden. So *fac* für *face* (S. 26), *pepercerat* für *parserat* (S. 63), *neu* für *nec* (S. 29), *de* für *super* (S. 29), *implicitum* für *im-plicatum* (S. 29), *dicitur mater* für *dicitur matrem* (S. 29), *non dubito quin* statt des acc. c. inf. (praef. 2 und öfter), *sua* für *eorum* (S. 6), *eius* für *suus* (S. 87), *suus* gestrichen 33, *eo* für *se* (S. 73), *postquam* mit dem Perf. statt mit dem Plusqpf., *de quibus* (statt *quas*) *tecum colloqui volo* (S. 19), *ea de re* (für *id*) *Alcibiades diutius celari non potuit* (S. 52), *consilia* — *tollendi* für *tollere* (S. 61), *hortarentur ut acciperet* für *accipere* (S. 102), *regno* (für *imperii*) *potitus est* (S. 81), *regni Persarum dissolvendi* für *potiundi* (S. 83), *binos* für *duos* (S. 80), *feceris* für *facis* (S. 90), *esse* (für *essent*) *recepturos* (S. 16), *longe* (für *multo*) *formosissimis* (S. 46); doch ist S. 82 *multo locupletissima* stehen geblieben. Ebenso ist *pulsus fuerat* S. 53 beibehalten worden, während sonst überall das *fuerat* mit dem part.

perf. in *erat* verwandelt ist. Gut geändert ist noch *insolentia gloriandi* (statt *gloriae*) S. 84.

In einzelnen Fällen ist die Wortstellung durch Voranstellung des betonten Wortes verbessert worden, so in *gerendis rebus* (Them. 2), *suos si* (Them. 12), *ignorare se* und *suadere sese* (Arist. 3. Con. 5), *neglegenter eum* (Alc. 15), *suam domum* (Ages. 14), *perit autem Chabrias* (Chabr. 6), *ereptum id ad me* (Epam. 5). Dagegen ist durch rein willkürliche Aenderung der Wortstellung entstanden: *summis functi honoribus* Them. 12, *complures cepisset* Paus. 3, *coniectus est* 6, *eo venit, optime de illo meritum* 7. *est facta* Als. 12, *sunt huius* Tim. 1, *maneret memoria* 2, *fautricem naturam* Ages. 16.

Noch willkürlicher verfährt der Verf. in der Aenderung einzelner Worte, die einer bessernden Hand nicht bedurften. Wir lesen praef. 2 *ductum est* (st. *fuit*) *turpitudini, cives für milites* Milt. 12, *accusandi für damnationis* 15, *firmarat für retinebat* 15, *ac* (Graecia) *potentia anteire Asiam coepit für Europaeque succubuit Asia* Them. 9, *tempus tereret* statt *duceret* 12, *nunc vero ad te confugi* statt *nunc autem confugi ad te* 17, *subigenda* statt *opprimenda* 19, *ingens* statt *magna, attamen für sed* Paus. 6, *laceravit für luxavit, et Pausaniam für Pausaniamque* 7, *exitu vitae für morte* 8, *in vinculis diutius lateret für in vinculis publicis interire* Cimon 1; Cimon 2 sind die tadellosen Worte des Cornel: *quod cum patre a puero in exercitiis fuerat versatus* ganz umgestaltet; *modo für paullo ante* Alc. 12, *recipiebat für accipiebat* 13, *durus für ferus* 13, *aeque-ac für non minus-quam* 15, *licentia für immodestia* 16, *conspirant für consentiunt* 20, *viveretque (für habereturque) carissimus* 20, *igitur für ergo* Thras. 7, *tuto comodeque für tuto* Conon 3, *viribus für opibus* 6, *speraretur für spes esset* Tim. 5, *classe für copiis* 5, *memoratu für memoria* S. 79, *imparatos für imparatos imprudentesque* Ages. 4, *educere* statt *extrahere* 7, *opinabantur für arbitrabantur* 13, *subvenire für iuvare* 14, *repudiassem für accipere noluissem* Epam. 5, *copias für exercitum* 16, *Thebanos für Boeotios* 19. Die Gründe, die den Verf. zu diesen Aenderungen bewegen haben, müssen äußerst subjectiver Art gewesen sein. Auch weiß ich nicht, was ihn veranlasst haben kann, die praesentia *dicuntur* Milt 15 und *vocatur* Paus. 6 in Imperfecta umzuwandeln. Den beim Nepos besonders häufigen conj. perf. in Folgsätzen hat der Verf. nicht nur überall stehen lassen, sondern auch selbst gebraucht, z. B. Con. 7: *sic evenit ut Phoenices-restituierint*. Um so unbegreiflicher ist es, warum er *illacrimavit* und *ostenderit* in *illacrimaret* und *praerberet* (Alc. 13), *iudicavit, iusserit* und *permiserit* in *iudicaret, iuberet* und *permitteret* (Con. 5), *apparuerit* in *appareret* (Ages. 13) verwandelt hat.

Einzelne Aenderungen sind geradezu Verschlechterungen. So *tot conscis* (abl. abs.) für *tam multis conscis* Milt. 3, *Athenae* (für *Athenienses*) *peti dicerentur* Them. 6, *non minus me bonum amicum habebis, quam fortem hostem* (für *inimicum*) *ille expertus est* 17 (vergl.

Lys. 4), *quam ipsi Persae* statt *quam ii poterant, qui in Perside erant nati* 18, *commotus speransque* statt *commotus, sperans* Paus. 6.

An allen Stellen, wo Cornel ein und dasselbe Wort nach kürzerem oder längerem Zwischenraum (bis zu 5, 6, ja 10 Zeilen) wiederholt, pflegt Herr Vogel an der zweiten Stelle ein synonymon zu setzen. So lässt er wechseln *domus* mit *aedes*, *prodesset* mit *utile esset*, *mortuus est* mit *decessit*; *ducere*, *censere*, *opinari* mit *putare* (Paus. 7. 8); *interimere* und *occidere* mit *interficere* Alc. 19), *qui* mit *hic*, *is* mit *ille*, *operam dant* mit *inseviunt*, *facere* mit *reddere* und deren Passiv *evadere* (Iphicr. 1). *sic* mit *ita*, *quare* mit *itaque*, *discedat* mit *aberat*, *ingens* und *summa* mit *magna*, *ut* und *ubi* mit *cum* (Ages. 7), *redire* mit *venire*, *transire* mit *transfugere*, *videre* mit *animadvertere*, *egestatem* mit *paupertatem*, *res familiaris* mit *facultates* (Epam. 4), *genuisset* mit *procreasset*. Ferner *per Graeciam* statt *tota Graecia*, weil 3 Zeilen vorher *totam cohortem* steht (Iphicr. 3). Statt des dreimaligen *ponere* finden wir Tim. 3 *ponere-collocare-collocare* (warum nicht *ponere-collocare-ponere*?) Dieses an sich nicht üble Princip, Wiederholungen zu vermeiden, ist zu ängstlich durchgeführt; und oft gelingt es erst nach längerem Suchen, in dem Streben nach Abwechslung das Motiv der Aenderung zu entdecken. Dazu kommt, dass eine Wiederholung desselben Wortes dem Verf. doch im Grunde nicht allzu widerwärtig gewesen sein kann; sonst würde er Thras. 1 *patriam* in 5 Zeilen nicht dreimal wiederholt haben, nicht *enim* auf *enim* (Per. 5), *nihil* auf *nihil* (Chabr. 3) *revera* auf *vera* (Ages. 11), *felicitate* auf *feliciter* (Epam. 8), *taedio* auf *taedere* (Epam. 9. 10), *venisse* auf *pervenit* (Pelop. 3) haben folgen lassen. Am auffallendsten ist, dass er Ages. 7 schreibt: *et exercitatissimas haberet copias*. *Cui cum tempus esset visum, copias educere*, während Cornel schrieb: *et exercitatissimum haberet exercitum*.

Wir wenden uns jetzt zu dem Stil des Herrn Vogel. Uns begegnet zunächst eine Reihe nachclassischer oder seltener Worte. Der Name *Lacedaemonii* findet sich sehr häufig ohne Noth in den nachclassischen *Spartani* verwandelt, *profugere* mit einem *accus.* (Cim. 1), *corpore magnus* (Cim. 2), *frigidis usi praetextis* (Cim. 7), *traducere* = 'dem Spotte preisgeben' (Alc. 3). Als seltene Worte, die zu vermeiden nirgends mehr Grund ist, als in einem Schulbuche, nenne ich *velificari*, *hospitalitas*, *flaccescere*, *pullulare*, *placabilitas*, *oppignerare*, *exulceratus*, *vaferrimus* (S. 24. 1. 41. 44. 45. 48. 77. 83. 27.), *prolusiones*, *colludere* (S. 95. 106). Die Schüler veranlassen diese Wörter in ihren Vocabelschatz aufzunehmen, heißt ihre Kraft verschwenden. Ferner halte ich folgende Ausdrücke nicht für unbedenklich: *archontis primi honorem accepit* ('er wurde zum ersten Archon gewählt' S. 20), *periculum elevare* (S. 21), *institerunt ei, ut* ('sie drängten ihn, zu —') S. 45, *maxima pecuniae vi* (S. 58. 69, für *maxima pecunia*), *culpa nefandi supplicii* (die Schuld an —, S. 63), *novem post-annis effecit* (für *nono-anno*, S. 65), *peritissimus* ohne Object (S. 73), *a civibus pecunia destitutus* (S. 77), *Asiam desiderare*

= 'sich nach Asien sehnen' (S. 81), *Pelopidas-coniurat* (S. 91). Mag man *flos Athenarum* durch Cic. N. D. 3, 33, 82 rechtfertigen, so erregt doch *Athenarum flos Pericleus* (S. 41) Anstoß. Ebenso *homo* in dem Satze: *cui et homo et tota reipublicae gerendae ratio odio esset* = 'dem sowohl der Mann (Pericles) als auch seine Politik verhasst war' (S. 40), *ad ditissimas familias pertinebat* (Per. 1) kann doch wohl nicht heißen: 'er stand in Beziehungen zu den reichsten Familien'. Für unlateinisch halte ich *ultimo gravi auctore pacis remoto* (S. 40) und: *ultimam, quam habebant Athenienses, classem oppressit* (S. 67) für: *quae una supererat Atheniensibus*; für sehr ungewöhnlich *toto in orbe terrarum* und *Socrates Alcibiadi pugna Deliensi* (ohne in) *vitam servavit* (S. 41. 47), für unmöglich *bellum generale* ('der allgemeine Krieg', S. 43). In dem Satze *quare si tantae civitates excluderentur, periculum esse, ne penes duas tresve magnas tota esset concilii potestas* (S. 17) wäre wohl *arbitrium* richtiger gewesen, als *potestas*.

Als fehlerhaft sind folgende Ausdrücke zu bezeichnen: *rei publicae naves, rei publicae negotia* (S. 8. 46) für *publicae naves, publica negotia*, welches auch S. 50 steht; *civitatem gerere* für *civitatem regere* oder *rem publicam gerere* (S. 10), *severissime eos coercuit et plerumque* (für *plerosque*) *punit* (S. 32), vergl. S. 106: *quicumque — suffragio exuti erant atque tunc plerumque redierunt in patriam* (für *plerique*); *nemo aliorum principum* (S. 44), für *ceterorum*; *pugnare contra priores socios coeperunt* (S. 72) 'gegen ihre früheren Bundesgenossen', für: *contra eos qui paullo ante socii fuerant*; *nobilis eaque ditissima domo ortus* (S. 98) für *eademque*; *id quam sapienter praecaverit, paucis post eius mortem annis apparuit* (für *praecavisset*) und *at proximo iam anno, quam recte Phocion — iudicavit, apparuit* (S. 35. 104) für *iudicasset*. Die dem Hauptverbum hinzugefügte Zeitangabe fordert an beiden Stellen den Conj. Pluspf. Das Pericleische Zeitalter heißt *aetas Periclea*, nicht *tempus Pericleum* (S. 36). Unmöglich darf man sagen *gubernacula suscipere* = 'das Ruder ergreifen'; oder *se Pactyen in Chersoneso Thracia contulit* (S. 54), und wenn man sagt, *certare de aliqua re*, so folgt daraus nicht, dass man sagen darf *bello implicari de Epidamno colonia* (S. 42). In dem Satze *quare Pericles, Themistoclem in revocando Aristide imitatus, ipse ad populum tulit, ut Cimon in patriam restitueretur* (S. 39) ist es unmöglich, den Worten in *revocando Aristide* die gewünschte Beziehung zu geben. Falsch ist *ne ab eo plane obscurarentur* (S. 64), da *obscurare* den accus. einer Person verschmäht. Zwei Fehler enthält der Satz: *id enim ipsum apud multos Aristidi nocuit, quod abstinentia summa — Justus sit appellatus*. Hier ist *sit appellatus* undenkbar; es musste *est* oder *esset* sein. Zweitens steht der Ablativ *abstinentia* unrichtig für *propter abstinentiam*, vergl. S. 47: *plurimis iustibus — et amoribus tota urbe fabula fuit* (sc. Alcibiades). Das Adverbium *semper*, welches dem Verf. fast ebenso geläufig ist, wie die Correlativpartikeln *tam — quam*, ist unverständlich S. 106: *qui semper* (auf immer?)

*Alexandro et Antipatro sese vendiderat.* Ueberflüssig ist es an vielen Stellen, z. B. S. 107: *optime semper de patria se meruisse*, und S. 80 *erat enim mos a maioribus Lacedaemoniis traditus. ut binos haberent semper reges.* — Zum mindesten hart sind folgende Ausdrücke: *Xerxes, Leonidae divina morte animo eius obversante, opinabatur* — (S. 14), *horum in imperio quattuor annorum* (S. 52) 'während ihres vierjährigen Oberbefehls', vergl. *servitute laconica trium saeculorum* (S. 86); ferner *et morum et imperatoria praestantia* (S. 88). — Die Substantiva *biduum, triduum, biennium, triennium* etc. scheint der Verf. nicht zu kennen, er sagt stets *duobus diebus, duobus annis* etc. Post stellt er unabänderlich zwischen Zahlwort und Substantiv (*duobus post annis* u. dergl.)

Zu beanstanden ist der Gebrauch des Adverbiums an folgenden Stellen: *ingeniose intellexit, praedam integerrime custodivit, flos — necessario coepit marcescere, Niciam legitime remove, quem — magno animo revocandum curaverat* (besser S. 17 *Aristide solo, qua erat animi magnitudine, adversarium non premente*) (S. 11. 20. 41. 49. 15) und besonders S. 97: *acie artificiose cuneatim instructa.* — Ob man den Ausdruck *splendidissimum aedificium extruere* (S. 38) auf das Staatsgebäude übertragen und sogar *imperium extruere* in ähnlichem Sinne sagen darf (S. 65), bezweifle ich. Dazu kommen einige kühne Personifikationen, wie *persuasit callimacho oratio* (S. 6); *attamen ab eo* (sc. Pausania) *nihil magis et Spartam et totam Graeciam liberavit quam levitas et stultissima intemperantia ipsius proditoris* (S. 27); *dies ille vento et nive cadente turbatus plurimos ex agris removerat* (S. 99), wo außerdem für *dies* richtiger *caelum* stünde.

Um in den einzelnen vitae den Namen des Mannes, um dessen Leben es sich handelt, nicht fortwährend zu wiederholen, wählt der Verf. sehr häufig appellative Wendungen. Dies ist aber sicherlich eine mehr deutsche, als lateinische Gewohnheit. Es mag erlaubt sein, statt *Cimon, Timotheus, Epaminondas* dann und wann *dux Atheniensis, dux Atticus, dux Thebanus* zu sagen; unlateinisch ist es, die Namen *Miltiades* und *Themistocles* mit *victor Marathonius, victor Salaminius* (S. 10. 15), *Pericles, Phocion* und *Cimon* mit *senex* (S. 43. 105) oder *senex patriae amantissimus* (S. 35) wechseln zu lassen, oder *Spartanus* und *Atheniensis* mit *Pausanias* und *Conon* (S. 24. 70) parallel zu stellen. Man führe nicht *Laco* an, womit *Nepos* und auch *Cicero* den *Agesilaus* bezeichnen; denn dieser Name erhält erst dadurch eine hinreichende Bestimmtheit, dass *Agesilaus* für einen Typus des spartanischen Nationalcharakters gilt.

Damit sind wir schon auf das Gebiet der Germanismen gekommen, deren Zahl in dem *Nepos* plenior nicht gering ist. Sie zeigen sich zunächst im Gebrauch der Praepositionen: *Graecos ad defectionem a rege stimulavit; omni apud Peloponnesios auctoritate usus erat, ut —; qui — Periclem propter inusitatum in socios reprehenderit; legatione Spartam suscepta; in reditu trium ducum* (der drei Führer) *Athenas; Periclea principatus in Graecia Attici consilia;*

ob sociorum in classe erga Alcibiadem amorem (S. 3. 21. 25. 24. 62. 103. 50); ferner in den doppelten Genetiven, wie *libertatis amor civium* ('die Freiheitsliebe der Bürger'), *filii acerrimum honorum studium* ('der brennende Ehrgeiz des Sohnes'), *Aristidis ratio — obstringendi* ('die Weise des Aristides — zu verpflichten'), *Cimonis studia concordiae* ('die Einheitsbestrebungen des Cimon'), wo außerdem noch der Plural *studia* Bedenken erregt, *consilium suum belli suscipiendi* ('sein Kriegsplan'), *odium suum Thebanorum* (S. 5. 10. 42. 47. 44. 85); im Gebrauch des Gerundiums und Gerundivums sowie der verba *posse* und *licere* zur Uebersetzung der deutschen verba 'müssen' und 'können' statt des einfachen verbi finiti: *iterum Atheniensibus patria relinquenda fuit et Salaminem omnia transportanda; dum Themistocli — iterum de fuga est cogitandum* ('denken musste'); *Alcibiadi — circum Asiae oras navigandum erat; classiaris cotidie vagandum esset per paeninsulam; Lysandro Spartam redeundum fuit: novus imperator ei successit e. q. s.; quare nemini licebat dubitare* ('daher konnte niemand zweifeln'); *licuit Epaminondae — exercere bello cives; remiges hostium ad se potuit pellicere, qui tamen ne ipse quidem quicquam magni gerere potuit* (besser S. 79: *qui cum adversus socios nihil effecisset*) S. 22. 24. 54. 55. 58. 47. 92. 58. 72. — In dem Satze *sororem eodem patre diversa matre natam in matrimonio habuit* (praef. 2 vergl. S. 30) müsste es *alia* statt *diversa* heissen. — Ob *scientia bellica* und *scientia imperatoria* (S. 4. 31) und gar *inscientia bellica* (statt *rei militaris*, S. 26) erlaubte Verbindungen sind, bezweifle ich; auch ob sich ein Genetiv, wie *duodecim o tti anni secuti sunt* S. 105 ('es folgten zwölf Jahre der Ruhe, vergleiche *quinquaginta dies supplicationis* p. 8) belegen lässt. Der Satz des Cornel Milt. 3: *in hoc fuit numero Miltiades* ist durch den Zusatz von *quoque* zu dem Namen des Miltiades germanisirt worden; das nachclassische *supervivere alicui*, welches dreimal erscheint (S. 20. 75. 86), verbindet der Verf. mit einem mir unerklärlichen Accusativ auf die Frage: um wie viele Jahre? Dass man die von den Persern (bei Plataeae) errichtete Befestigung *munimentum Persicum* (S. 23. 26) statt *munimentum Persarum* und das Geld, welches Pausanias von den Persern erhielt, *pecunia Persica* nennen dürfe statt *pecunia a Persis accepta*, kann ich nicht glauben. Noch manche andere Wendungen deuten darauf hin, dass der lateinischen Ausarbeitung des Nepos plenior ein deutsch geschriebenes Concept zu Grunde lag. S. 33: *incidit in eandem partium invidiam* ('verfiel er in denselben Parteihass'); S. 39: *Gythium combussit, quod consilium iam Themistocles ceperat* ('einen Plan, den' —) S. 43: *Graecia — tum primum cunctantem Periclem conspicata — dubitare coepit* ('welches damals zum ersten Mal Pericles unschlüssig gesehen hatte'); S. 46: *patris mors immatura prima eius ac summa calamitas fuit* ('war sein erstes und größtes Unglück'); S. 58: *unus dux qui par erat Lysandro* (statt *qui unus ex ductibus*); S. 78: *re splendide gesta* ('durch eine glänzende That'); S. 100: *post vehementissimum demum singu-*

*lare certamen* ('erst nach einem heftigen Einzelkampfe'); S. 44: *hieme iterum summus Pericli honor tributus est* (statt *eiusdem anni hieme*).

Zweideutig ist: *totae et Boeotia et Phocis et Locris ab optimatibus ut deficeret ab Atheniensibus permotae sunt* (S. 40); unverständlich, welche Insel gemeint sei in den Worten: (*Chabrias*) *Buagorae Salaminio publice adiutor datus paene totam insulam subegit*. Es ist Cypern gemeint. In dem Satze S. 53: *Alcibiades Samum classe profectus expertus est tam adversam fortunam quam suspicionis civium, quam ipse prioris vitae vitiis ac sceleribus sibi contraxerat, poenam nimiam illam quidem, sed haud prorsus immeritam* ist es mir unklar geblieben in welchem die Strafe, die den Alc. traf, zu dem Verdacht der Bürger gegen ihn zu denken ist. — Wenn die Thebaner die Auslieferung der flüchtigen Athener den Spartanern deshalb verweigerten, *quod nullum societatis praemium a Spartanis accepissent*, so lässt sich doch wohl nicht gut von ihnen sagen: *praeclare responderunt, neminem exulem Atheniensem a se conspectum auditumve esse*.

Das Participium ist unrichtig gebraucht S. 6: *an liberans patriam clariorem apud posteros memoriam sis relicturus* (für *liberata patria*); S. 40: *intentissime bellum impendens Peloponnesium apparavit* (*quod impendebat*); S. 43: *Athenienses, quantopere ab hostibus metueretur Pericles perspicientes, iterum maxime eum facere coeperunt* (für *cum perspexissent*). Ebenso das Gerundivum S. 67: *cum Lacedaemonii — Cyrum parvula classe mittenda adiwaret* (für *missa*).

In der Vorrede lesen wir: 'Jedenfalls müssen schon Quartaner die eigentliche Blüthe des lateinischen Prosastils, die durchsichtige Pracht der Periodenbildung, wenigstens in einigen Proben kennen lernen.' Ich gebe deren zwei. S. 71: *quodsi in maritimum bellum eadem qua prius vi et constantia incubuissent Athenienses, si secretum Iphicratis consilium, Acrocorintho arce praesidio Attico tenenda civitatis Corinthiae ad Atticam adiungendae, strenue secuti essent, forsitan iam tum oppressum esse imperium Lacedaemoniorum*. — S. 32: *neque minus ea re civibus placuit* (Cimon), *quod illo ipso tempore, quicumque socii, quoniam iam nihil esset, quod Persae metuerentur, a condicionibus foederis ab Aristide impositis recedere volebant, severissime eos coercuit et plerumque punivit*.

Es mag sein, dass ich in den an dem Stil des Herrn Vogel gemachten Ausstellungen durch einzelne Stellen classischer Autoren hie und da widerlegbar bin; das glaube ich erwiesen zu haben, dass der Verf. dem in dem Vorworte aufgestellten Princip, dass der Jugend stets das Normale, das Beste als Vorbild gebühre, nicht durchweg gerecht geworden ist.

Zum Schluss ein Wort über die Tendenz, welche die Geschichtschreibung des Herrn Vogel beherrscht. Er vermuthet, Cornel habe die Absicht gehabt, die alles bestimmende Wichtigkeit einzelner grosser Individuen für alle Völker, selbst in ganz demokratischen



Perioden, in seiner Schrift zur Anschauung zu bringen. Dieser tiefinnerliche monarchische Grundzug stehe im besten Einklang mit dem das 19. Jahrhundert beherrschenden Princip der verfassungsmäßigen Monarchie, bei der ja auch wirkliche, segensreiche Früchte der politischen Thätigkeit durch das Vorhandensein Periclescher, ihre Zeit wahrhaft leitender Staatsmänner bedingt seien. Das hat wohl der alte Cornel nicht gehant, dass man nach vielen Jahrhunderten in seinen anspruchslosen vitae eine Stütze des monarchischen Principis entdecken werde.

‘Hauptsächlich,’ sagt der Verf. bald darauf, ‘kam es dem Verf. darauf an, den so wichtigen Satz durch Beispiele klar zu machen, dass sittliche Tüchtigkeit der leitenden Staatsmänner noch viel wichtiger ist als Genialität der Geistesgaben, und sagt dem entsprechend in der praefatio: — *ut planum facerem, quamdiu integri atque patriae amantes principes rexerint illam rempublicam, — imperium deinceps auctum esse et firmissimo innisum fundamento stetisse: simulac cives principibus deterioribus suisque tantum commodi cupidis gubernacula tradiderint, opes — corruisse neque ulla posterorum contentione potuisse reparari.* Vogels athenische Geschichte würde mich im Stiche lassen, wenn ich die principes deteriores nennen sollte, die an dem Sturze ihrer Vaterstadt schuld sind. Höchstens den Alcibiades kann er gemeint haben. Wir wollen es nicht untersuchen, wie weit einzelne hervorragende Männer für das Sinken Athens verantwortlich zu machen sind: auf jenen Einen Alcibiades ergießt sich nun auch der ganze Zorn des Verfassers. Nicht genug, dass Alcibiades mehrfach *proditor, perfidiosissimus, iure infamatus, nefaria ardens ultionis cupiditate, simplicis ac verae virtutis expers, ad turpissimas artes semper propensus* genannt wird, dass ihm Thrasybul und Konon als *ut ingenio inferiores ita multo meliores* gegenübergestellt werden; es wird, damit die Schüler nur ja nicht zu günstig über diesen Mann urtheilen, unter Weglassung des anstößigen cap. 2 (denn sittlich anstößige Worte sind nach der Vorrede fortgelassen) S. 47 erzählt, er habe in seiner Jugend vieles gethan, *quae non sine pudore dici possunt*, S. 52: *Agidis regis uxorem Timaeam corrupisse dicitur*, eine Geschichte, an die im Lysander und im Agesilaus erinnert wird, mit der Bemerkung, dass die Frau sich dieses Vergehens gerühmt habe. Der heilige Zorn gegen den Verbrecher hat ihn sogar zu einer Albernheit verleitet. Cornel erzählt, Alcibiades habe die Einwohner jedes Landes, in das er gekommen, in ihrer Lebensweise überboten: *fuisse apud Thracas, homines vinolentos rebusque veneriis deditos; hos quoque in his rebus antecessisse.* Zu diesen letzten Worten macht Herr Vogel in Klammern die Bemerkung *id quod longe facillimum ei erat.* Auch von Pausanias kann er sich nicht enthalten zu erzählen, dass er *ingenuarum virginum pudicitiam tyrannice violabat.* Selbst Pericles entgeht dem strengen Sittenrichter nicht; denn die Thränen, unter denen er die Richter um Schonung für die Aspasia gebeten habe, seien, sagt er, des Olympiers durchaus unwürdig. Die Be-

griffe Recht und Unrecht, böse und gut, Schuld und Strafe kehren immer wieder, daher so häufig, wo von den undankbaren Spartanern, von Pausanias und Lysander die Rede ist, die Ausdrücke: *suo iure, iniustissime, merito, ut meruerat, haud sine ipsius culpa, poenas dedit, iustam poenam persolvit*. Das Motiv zu der Hervorhebung dieser Vergeltungstheorie liegt in den Worten ausgesprochen (Paus. 1): *quandoquidem sceleratorum poenis non minus quam bonorum honoribus ad rectam viam capessendam iuvenes impelluntur*. Dieser Satz zeugt nicht gerade von paedagogischem Tact.

Wer den Cornel für die Quarta bearbeiten will — und eine Bearbeitung ist in der That sehr wünschenswerth — der stelle zunächst im engsten Anschluss an Halm einen möglichst zuverlässigen Text her, dann berichtige er die geschichtlichen Irrthümer und die grammatischen Eigenthümlichkeiten, zuletzt fülle er die Lücken in jeder vita mit möglichst geringem Wortaufwande aus, und meide jede Tendenz, jedes Raisonnement. So wird der Schule ein brauchbareres Lesebuch erhalten, als das ist, welches Herr Vogel geliefert hat.

Berlin.

G. Andresen.

---

Der Satzbau des Cornelius Nepos von Dr. B. Lupus, Gymnasiallehrer in Waren. I. Der einfache Satz. Berlin, Weidmann 1872. (32 S. 4<sup>o</sup>.)

Der Wunsch, welchen Ref. in diesen Blättern vor etwa andert-halb Jahren aussprach, es möchte sich jetzt, wo in Halms größerer Ausgabe des Cornel eine feste Grundlage gegeben sei, jemand zu der zwar mühevollen aber dankbaren und dankenswerthen Arbeit entschließen, die vom classischen Gebrauche so vielfach abweichende Sprache des Cornelius zusammenhängend und erschöpfend darzustellen, hat schneller, als man hoffen durfte, den Anfang einer Erfüllung gefunden. In der oben angeführten Schrift nämlich werden der Gebrauch des Genetiv, Dativ, Accusativ und Nominativ aufs eingehendste entwickelt. Der Verf. stellt die Abweichungen von der regelmäßigen Formenlehre in den Anfang jedes Abschnittes, und verfolgt sodann die syntaktischen Erscheinungen in ihrer ganzen Ausdehnung, indem er überall, wo es nöthig erschien, die anderen Historiker und Cicero hereinzieht.

Dass der Verf. die einschlägige Litteratur sorgfältig benutzt hat, versteht sich für den von selbst, der sieht, mit welchem Fleiße und welcher Umsicht er das Material aus Cornel zusammengetragen und geordnet hat. Am seltensten wird auf Sallust verwiesen; auch Curtius und Justin, meine ich, hätten trotz des verschiedenen Stiles einige Ausbeute gegeben; für beider Sprachgebrauch liegen ja überdies Monographien vor. Dass der Verf. Drägers anspruchsvolle sogenannte historische Syntax wenig oder vielleicht gar nicht — bei einem flüchtigen Ueberblicken finde ich sie nicht citirt — benutzt hat, ist ohne

Nachtheil für die Arbeit geblieben. Ich habe dieses Buch nie gebraucht ohne — sei es in Rücksicht auf die Vollständigkeit oder auch die Zuverlässigkeit — eine Enttäuschung zu erfahren: gerade das Umgekehrte ist bei dieser Abhandlung der Fall: wo ich sie controliren konnte, erwies sich die Beispielsammlung als vollständig. Freilich von einer eigentlichen zusammenhängenden Lectüre kann nicht die Rede sein, noch weit weniger als bei Kühnast, denn das Material überwiegt die Betrachtung bei weitem; aber zum Nachschlagen ist die Abhandlung vom größten Werth.

Zahlreich sind die eingestreuten kurzen Erläuterungen oder kritischen Besprechungen einzelner Stellen; die letzteren beschränken sich nicht selten auf die einfache Zustimmungserklärung des Verf. zu einer vorgebrachten Vermuthung. Was aber darüber hinaus gesagt wird, ist durchaus besonnen, wie denn gewissenhafter Fleiß und nüchternes Urtheil die beiden charakteristischen Eigenschaften dieser Arbeit sind. Eine eigene Conjectur des Verf.'s habe ich in ihr nicht gefunden! desto mehr fördert sie die Erkenntnis von Cornelius Sprachgebrauch und damit die lateinische Grammatik. Für eine ganze Reihe von feineren Dingen, z. B. die Wortstellung, werden die sorgfältigsten Untersuchungen angestellt. Gewiss wird der Verf. am Schlusse der grammatischen Erörterungen auch den Stil des Cornelius in seiner nicht eben erfreulichen Verquickung von schieferm Denken, sprachlicher Ungelenkigkeit und rhetorisirendem Künsteln genauer charakterisiren. Wir wünschen der verdienstlichen Arbeit gedeihlichen Fortgang und baldige Nachfolger für andere Schriftsteller. Zum Schlusse gestatte uns der Hr. Verf. ein paar kleine Notizen. S. 8 *impraesentiarum* kommt unmöglich von *in praesentia rerum* her, wahrscheinlich von *in praesentia harum*, s. Corssen II 869. — S. 19 Z. 11 v. u. lies Eum. 4, 2, wo ebenso wie Ep. 9, 1 Halm doch wohl mit Unrecht für das alterthümliche *instare hostis* nach unsicherer Grundlage geschrieben hat *instare hostibus*. — S. 4 ist es etwas zu viel Anhänglichkeit an die 'berechtigte' Eigenthümlichkeit unserer lateinischen Grammatiken sich möglichst gegen die kleinste Abweichung von der Tradition der Väter zu verschließen, wenn am Schlusse des Genetivs der *genetivus loci* von Städtenamen seinen Platz behauptet. — S. 28 musste auf die schöne Auseinandersetzung über *maior natus* u. dgl. von Madvig in den Bemerkungen zur lat. Syntax S. 81 ff. verwiesen werden (aus der S. 4 auch S. 23 anzuführen war). — S. 28 dass *secius* das richtige *setius* aus allen Stellen verdrängt hat, ist bei der Beschaffenheit der Corneliusbandschriften weniger merkwürdig, als das Gegentheil wäre. Auch *setius* in Att. 22, 3 ist schwerlich mehr als ein Versehen des Abschreibers, welches zufällig das Richtige getroffen hat. So steht (auch noch bei Halm) das verkehrte *inficias ire* neben *inficias*.

Bielefeld.

A. Eberhard.

Lexikon zu den Reden des Cicero mit Angabe sämtlicher Stellen von H. Merguet. I. Band, 1. Lief. Jena, Maukes Verlag (Hermann Duft) 1873.

Dass vollständige Speciallexika allein im Stande sind genaue Kenntnis der Sprache einzelner Schriftsteller und Litteraturperioden zu vermitteln, ist längst anerkannt und erwiesen. Ebenso steht unter den Kundigen fest, dass die vorhandenen Lexika Ciceroniana ungenügend sind, nicht nur wegen ihrer Unvollständigkeit, sondern auch weil sie unzulängliche Texte zu Grunde legten. Vor mehr als zwanzig Jahren verhiess der bekannte Lexikograph Wilhelm Freund die Bearbeitung eines Thesaurus latinatis Ciceronianae: es scheint aber, als wenn die Fabrik verderblicher Hilfsmittel für unsere Gymnasialjugend einträglicher ist und ernstere wissenschaftliche Arbeiten des Herrn Freund hindere. Grossen Dank verdient sich daher Herr Merguet, vortheilhaft bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiet der lateinischen Formenlehre, dass es sich zur Ausarbeitung eines Lexikon Ciceronianum entschlossen hat.

Das vorliegende erste Heft enthält einen Prospect, die Vorrede des Herausgebers und 40 Seiten vom Lexikon selber. Aus dem Prospekte erfahren wir, dass das Werk in 40 Lieferungen erscheinen und in ungefähr 7 Jahren beendet werden soll. Ferner wird über Anlage und Einrichtung des Werkes mitgetheilt, dass sämtliche Stellen aus den Reden und zwar in dem für das Verständnis erforderlichen Zusammenhange angeführt werden. Die Anordnung soll nicht nach der Bedeutung gemacht werden, sondern die syntaktisch-phraseologische sein, wie sie die lateinische Sprache durch die in ihr vorkommenden Wortverbindungen selbst an die Hand giebt.

Eine genauere Prüfung des ersten Heftes ergiebt, dass die obigen Angaben nicht unbegründet sind: grosse Sorgfalt, Reichhaltigkeit, Uebersichtlichkeit zeichnet dieses Lexikon vor allen seinen Vorgängern aus. Was der Prospect verheißt, dass die Präposition *a ab* etwa 3000 Stellen gegen 100 bei Nizolius bringt, bestätigt die vorliegende Lieferung vollkommen. Nur gewinnen wir leider aus einem Lexikon, dass nur die Reden Ciceros behandelt, keine vollständige Kenntnis seines Sprachgebrauchs. Lexikographisch sind die übrigen Schriften, besonders die philosophischen, in denen so viele Neubildungen, Umprägungen der Bedeutung vorhandener Worte, Einführung griechischer Ausdrücke sich finden, mindestens ebenso interessant als die Reden. Ein zweites Bedenken betrifft die allzugroße Ausführlichkeit der vorliegenden Arbeit, die besorgen lässt, dass das Ganze nicht in 40, sondern kaum in 100 Lieferungen von der Stärke des ersten Heftes werde abgeschlossen werden und dann auch schwerlich in der verheifsenen Zeit von ca. 7 Jahren. Es scheint nicht nöthig, dass z. B. unter der Präposition *a ab* die mit derselben verbundenen Verba

mit allen Beispielen, und zwar letztere in voller Vollständigkeit, aufgeführt werden: es genügt, diese Verba in alphabetischer Ordnung aufzuzählen und dem Forschenden zu überlassen das Nähere unter den einzelnen Worten nachzusuchen. Alle Gesichtspunkte können nicht genommen werden; bei der gewählten Anordnung findet man z. B. nicht zusammengestellt Verbindungen mit leblosen und lebenden Subjecten, Objecten u. dgl.; wer suchen will, kann sich ja bei sonstiger Vollständigkeit des Materials diese Zusammenstellung leicht selber machen. Wozu sind also in dem ersten Hefte 13 Seiten auf die Verba verwandt, bei denen *a ab* = *von her* steht, da doch unter den betreffenden Worten dieselben Beispiele wieder stehn? Man vergl. *aberro* S. 1 und S. 20. *absum* S. 2 und S. 26, u. v. a. Wir glauben auf derselben Bogenzahl, die nach dem Anfange zu schliessen das Wörterbuch zu den Reden erfordern wird, hätte ein vollständiges Lexikon Ciceronianum bei rechter Oekonomie Platz gefunden.

Warum die *Nomina propria* ausgelassen sind, wird weder in dem Prospect noch in der Vorrede gesagt. Sie gehören doch auch zum Sprachstoff und sind noch keineswegs vollständig gesammelt: in dem relativ vollständigsten Onomastikon bei Kayser und Baiter fehlen, abgesehn von Irrthümern im einzelnen, noch manche Namen und viele Stellen. Ebenso wenig vermag Referent einen Grund für die Nichtberücksichtigung der Fragmente einzusehen. Dass dieselben nicht ohne Bedeutung für das Lexikon sind, mag folgender Nachtrag zu dem vorliegenden Hefte beweisen: S. 1. *a ab* nach Verben und Part. fr. pro Corn. I. 23a *vestri animi a restitutione illius potestatis abalienentur*, nach Madvig: aus der Vergleichung aller Ciceronischen Stellen (*de orat.* II 182, 199, wo Kayser mit Unrecht den bloßen Abl. gesetzt hat, 304. III 98. *de invent.* I 25, *ad Herenn.* IV 22, *ad Att.* XIV 18, *ad fam.* I 7, 3. 8, 4) ergibt sich, dass Cicero *abalieno* nie c. abl. ohne *a* gesetzt hat. S. 9<sup>a</sup> zu *ordior* füge fr. pro Corn. II 14 *unde igitur ordiar? an ab ipsa lege?* S. 9<sup>b</sup> zu *peto* ib. I 30 *ub ab Jove optimo maximo ceterisque diis deabusque omnibus opem et auxilium petam.* S. 13<sup>a</sup> zu *separo* fr. pro Corn. II 12 *separari a populari consensu senatoria subsellia passus est.* S. 22<sup>a</sup> zu *abrogo* fr. pro Corn. I 8. 9 *de suis legibus abrogandis*, ib. 11 *placet legem abrogari*; ut Q. Caecilio M. Junio cos., quae leges rem militarem impedirent, ut abrogarentur; ib. 14 *ipsi collegae magistratum abrogare.* ib. zu *abs* fr. in Clod. et Cur. VI 2 *sequestres abs te locupletes acceperunt.* S. 26 zu *absum* fr. pro Gallio (Brut. 277) *tantum afit ut inflammares nostros animos, somnum isto loco vix tenebamus*; durch dieses Beispiel wird die Regel über die Constr. von *tantum abest ut . . . ut* erst vervollständigt: vgl. Haacke *grammat. stilist. Lehrbuch* S. 222. Ferner zu *abundo* S. 27<sup>a</sup> fr. pro Corn. II 9 *quis tam abundans copiis?* S. 36<sup>a</sup> *accedo* fr. or. in Clod. et Cur. III 4 *ac-*

cesserunt ita pauci, ut eum non ad contionem, sed sponsum diceret advocasse. S. 37<sup>a</sup> zwischen *doctrina* und *emptor* fr. in Clod. et Cur. VIII dolor accessit bonis viris. S. 37<sup>b</sup> zwischen *plaga* und *potestas* fr. pro Corn. I 19 nisi poena accessisset in divisores. S. 38 zu *acceptus* fr. or. de rege Alex. III 4 reginam caram acceptamque populo.

Dass die Ausgabe von Kayser zu Grunde gelegt worden, verdient im allgemeinen Billigung, obwohl einige Reden weniger gute Texte haben und in neueren Arbeiten erheblich verbessert worden sind. Hierher gehört besonders die Rede *pro Murena*; diese und die Reden *de lege agraria* sind von Kayser in allzu engem Anschluss an die Zumpt'schen Ausgaben bearbeitet. So wird z. B. unter *abduco* S. 19 aus der zweiten Rede *de lege agraria* § 34 nach Kayser citirt *de consiliis abducant quos velint*. Nun wird *abducere* von Cicero sonst immer mit *a* verbunden, sowohl in den Reden, wie in den übrigen Schriften; um die Richtung *von innen heraus* zu bezeichnen, sagt er auch *ex*: *e fano* Verr. I 85, *e foro* Verr. II 33, *ex acie* Brut. 222, nie aber *de*. Denn Verr. V 72 *tum iste homo nefarius in eorum locum, quos domum suam de piratis abduxerat, substituere coepit civis Romanos* ist *de piratis* nicht mit *abduxerat* zu verbinden, sondern *partitiv* zu verstehen, also so viel als *in eorum piratarum locum quos cet.* So scheint die Worte auch H. Merguet aufzufassen, da er sie unter *piratas* S. 19<sup>b</sup> gestellt hat. Demnach bliebe für *abduco de* nur diese eine Stelle aus *de lege agraria* übrig. Dort aber haben alle Handschriften *e*, nur der von Zumpt ungebührlich bevorzugte Lag. 9 hat *e*, darnach schreibt auch Kayser und Merguet. — Um die durch Zugrundelegung eines Textes bewirkte Einseitigkeit zu vermeiden, giebt das Lexikon zwischen senkrechten Strichen die wesentlichen Varianten an und zwar geschieht dies so ausgiebig, dass man oft fragt, wozu für den behandelten Artikel die zugefügte Lesart nützen soll. Wichtig und fast nothwendig wird die Angabe, wenn der benutzte Text auf einer Conjectur beruht, die das behandelte Wort betrifft: unter *absterreo* S. 1 und S. 25 wird zu der Belegstelle Verr. II 142 *ut iam videamur non a pecuniis capiendis homines abstertere* mit gutem Bedacht die handschriftliche Lesart *abstinere* gefügt. Was soll aber unter *abeo* S. 19 zu Phil. II 100 der Zusatz *illam audieris*, oder unter *abicio* S. 21 zu Mur. 45 das unverständliche *testam rem, certam rem*, oder unter *acuti* zu *de domo* 125 *qui, quid, rewon* das letztere nicht einmal handschriftlich ist; S. 25a Zeile 5 v. o. sucht man nur einen Beleg für *ambiu absolvere aliquem*, der Zusatz *patitur*, der hier eine falsche handschriftliche Lesart, ist völlig werthlos. Hier könnte bei sorgfältiger Prüfung viel Raum gespart werden.

Zum Schluss noch einige Bemerkungen zu einzelnen Artikeln. Auf S. 1 fehlt nach *abhorreo* das Verb. *abicio* und die Stelle Sest. 79 *a quibus hic multis volneribus acceptis . . . se abiecit* = vor

denen er sich versteckte. S. 19 zu *abdomen* würde Ref. die nähere Eintheilung aufgegeben haben, da der Artikel zu unbedeutend ist, dagegen die Stelle Pis. 41 so vervollständig: *ille gurgis atque helluo, natus abdomini suo, non laudi et gloriae*, die letzten Worte zeigen erst, in welchem Sinne *abdomen* hier steht. Ebenda unter *abduco* ist ausgelassen Verr. V 71 *cum tanto plures abducti essent, quam relictis*; unter *abeo* ist Pis. 6 *abiens a magistratu* ein unangenehmer Druckfehler statt *abiens magistratu*. S. 20 *abhinc* ist die Eintheilung nach dem Casus nicht gut, es musste so eingetheilt werden: 1. = ante superius aliquid tempus, mit der Stelle Verr. II 130 *comitiis iam abhinc diebus triginta factis*. 2. = ante hoc tempus, dahinter alle übrigen Stellen, auch Q. Rosc. 37, wo *abhinc annos XV* zu schreiben ist. Vgl. Madvigs Advers. Crit. I 166. Nach dem Merguetschen Verfahren denkt jeder, *abhinc* sei beliebig mit Acc. oder Abl. zu verbinden. S. 24 f. findet sich der etwas umfangreichere Artikel *absolvo*, an dem man die Vorzüge und Mängel der gewählten Eintheilung nach grammatisch-phraselogischen Rücksichten etwas genauer kennen lernt. Es wird gehandelt I. vom absoluten Gebrauch des Verbums; II. von der Verbindung mit dem Accusativ 1. ohne Zusatz, 2. mit Abl. instr. 3. mit Gen. und Ablat. crim. und Präposition. 4. aliquid, 5. besondere Objecte (*adulescentes, architectum, hominem, servum* cet.) Hier fällt zunächst auf, wie 1 von 5 zu unterscheiden sei. Man sollte meinen, unter 1 stünden Objectaccusative ohne allen Zusatz, unter 5 mit irgend welchem Zusatz. Nun steht aber unter 5 z. B. *qui neque absolvere hominem nocentissimum possent neque eum . . . condemnare vellent*; was ist hier der Zusatz? Oder besteht das Besondere des Objects in dem Attribut *nocentissimum*? Aber gleich darauf heißt es: *reus ut absolvatur, non peto*; und: *ipse solus reum absolutum condemnet*. Was hier *reus*, ist unter N. II z. B. Apronius, vester innocens Oppianicus, Sex. Clodius, Catilina. Es sind hier und dort Personen, die *adulescentes* im 1. Beispiele unter No. 5 sind filii T. Caelii Tarracinensis. Es mussten also die Beispiele von Nr. 5, die nicht einen besondern Zusatz hatten, zu No. II, 1 *aliquem ohne Zusatz* gestellt werden. Unter No. 3 erwartet man Beispiele mit dem Zusatz des Verbrechens oder der Anklage, wie im ersten Beispiele *maiestatis*. Was bedeutet nun die letzte Rubrik *iudicio a Fannio*? Soll *iudicio* das Verbrechen sein? Vielmehr hätte man ein Beispiel mit der Präposition erwartet, wenn solche vorhanden wären: denn *de simili causa* ist wohl nicht Bezeichnung der Anklage, eben so wenig wie Cael. 56 *eadem de re* zu *absolvo* gehört. Demnach müsste der Artikel so eingetheilt werden. I. absolut. II. mit persönlichem Objecte a. ohne Zusatz: b. mit Zusatz eines Abl. instruct., c. mit Zusatz eines Genet. oder Abl. criminis. III. mit sächlichem Object. Alle übrigen Unterabtheilungen, wie auch der Zusatz zu 3 *und Präposition* sind unnöthig und verwirren; die Beispiele aus Q. Rosc. 36. 40 a Fannio *iudicio se*

absolveret, iudicio absolvetur a Fannio würden als Beleg für die eigentliche Bedeutung des Verbums „loslösen, befreien“ füglich ganz vornan gestellt werden können.

In orthographischen Dingen ist mir aufgefallen, dass H. Merquet, der das Kaysersche *suspitio* richtig in *suspicio* abändert, oft *abfuit* schreibt und zwar vielfach gegen die ausdrückliche Autorität auch der Cicerohandschriften. Vgl. Fleckeisen 50 Artikel S. 7. Warum *a ab* und *abs, ac* und *atque* getrennt behandelt werden, ist nicht zu erkennen. H. Merquet ist doch wohl nicht der Ansicht, dass *abs* von *ab* wesentlich verschieden sei? Vgl. Curtius Gr. Etym. 4. Aufl. S. 39. 387. — Uebrigens ist der Druck im ganzen recht correct und gefällig, die sonstige Ausstattung gut.

Berlin.

W. Hirschfelder.

---

Die deutsche Geschichte in ihren wesentlichen Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Von Dr. Heinrich Dittmar. Siebente Auflage. Durchgesehen und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. K. Abicht, Director des Gymnasiums in Oels. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1873. Gr. 8. IV, 588. 1 Thlr. 10 Sgr.

Wenn ein Buch wie das vorliegende sieben Auflagen erlebt, so muss es entweder große Vorzüge vor andern haben, die sich dieselbe Aufgabe stellen, oder es wird, indem es eine fühlbare Lücke ausfüllt, eben immer wieder benutzt, weil es noch nicht durch ein besseres entbehrlich gemacht worden ist. Ohne Zweifel fehlt es noch immer an brauchbaren Handbüchern für den geschichtlichen Unterricht, obwohl ihre Zahl und im allgemeinen wohl auch der Werth der neuen Erscheinungen fortwährend im Wachsen ist. Der Grund davon liegt wohl weniger in dem Mangel an geeigneten Kräften für diese Aufgabe, als vielmehr darin, dass sowohl die Ziele wie die Methode dieses Unterrichtszweiges noch in höherem Grade, als dies beim deutschen Unterrichte der Fall ist, allgemein anerkannter, allseitig durchgearbeiteter Grundsätze entbehren, vielmehr noch recht eigentlich ein pädagogisches Versuchsfeld sind, auf welchem sich gar zu oft nur individuelle Neigung herumtummelt. Daher unterliegt die Besprechung eines historischen Lehrbuches einer ganz besondern Schwierigkeit. Diese Schwierigkeit wird bei dem vorliegenden Werke noch dadurch vermehrt, dass die spätern Bearbeiter von dem ursprünglichen Plane des Verfassers, einen Leitfaden für den mittleren Unterricht zu schreiben, nicht unerheblich abgewichen sind. Die Beurtheilung kann daher nur von den Fragen ausgehen, was hat der Verfasser gewollt, wie weit hat er seinen Zweck erreicht, in wiefern ist seine Arbeit einem Bedürfnis entgegengekommen, welches Ziel steckt sich die neue Bearbeitung, wie nahe kommt sie diesem Ziel, und wem ist damit gedient?



Ein Leitfaden für die mittlere historische Lehrstufe, wie das Buch in den frühern Auflagen bezeichnet ist, setzt einen mehrstufigen Geschichtsunterricht voraus, der leider in Praxi noch gar wenig durchgeführt ist. Denn das kann doch unmöglich ein mehrstufiger Unterricht genannt werden, wenn der Stoff des geschichtlichen Unterrichts nach einzelnen historischen Perioden, so dass z. B. die alte Geschichte in der Secunda, die neuere in der Prima behandelt wird und nicht vielmehr nach der Art seiner Behandlung und der Vertiefung seines Inhalts auf die einzelnen Classenstufen vertheilt wird. Ein Leitfaden für den mittleren Unterricht setzt einen eben solchen für den elementaren wie für den höheren voraus. Nun wird die deutsche Geschichte auf unsern Gymnasien allerdings zumeist zweistufig behandelt. Es war aber wohl kaum die Absicht des Verfassers, lediglich für den Geschichtsunterricht vielleicht in der Tertia sein Buch zu schreiben, sondern ebenso gut für den Primaner. Denn das Buch soll den Schülern zugleich als Lesebuch in die Hände gegeben werden, wie die ganze Art der Darstellung ergibt. Wir haben es hier also einfach mit einem Lehrbuche für die deutsche Geschichte zu thun und zwar für die deutsche Geschichte bis zum Ende der Befreiungskriege; denn die neueste Geschichte will Dittmar selbst nur anhangsweise behandeln, während sie in der letzten Auflage, sowohl mit Rücksicht auf ein erweitertes Lesepublicum, wie wohl auch im Hinblick auf einen über kurz oder lang zu erweiternden Lehrplan, in breiterer Ausführung als nothwendiger Abschluss der vorher dargestellten Entwicklung erscheint.

Ein geschichtliches Lehrbuch wird nun im wesentlichen nach drei Gesichtspunkten zu prüfen sein; einmal in Beziehung auf die Auswahl des Stoffes, sodann in Beziehung auf die Anordnung und Verarbeitung desselben, und schliesslich darauf hin, in welchem Sinne und in welcher Absicht es geschrieben ist. Was den Stoff betrifft, so hat wohl gerade diese Seite unsres Buches ihm seine meisten Freunde gewonnen. Einzelne Irrthümer abgerechnet bietet er wohl so ziemlich alles dar, was für den Schüler wissenswerth ist. (Eine andre, methodische Frage freilich ist es, ob alles, was für den Schüler wissenswerth ist, ihm auch im Lehrbuch in fortlaufender Darstellung Schwarz auf Weiss gegeben werden soll.) Eher möchte man einwenden, dass darin — und besonders wenn wir an einer mittlern Lehrstufe festhalten — des Guten etwas zu viel geschehen sei. Dahin gehört z. B. um nur eines zu erwähnen, die sehr ausführliche Auseinandersetzung über die ethnographischen Verhältnisse Europas und die Stammeseintheilung der Germanen, Auseinandersetzungen, die um so misslicher sind, je mehr strittige Punkte es noch in Bezug darauf giebt. So ist es wohl nicht angezeigt, auf die einzige Stelle bei Plin. 4, 13 hin abweichend von der sonst üblichen Auffassung zu den drei bekannten Stämmen der Herminonen, Ingaevonen und Istävonen noch einen vierten der Hillaevionen hinzu-

fügen <sup>1)</sup>. Gehört ferner die kritische Untersuchung (7. Aufl. Absch. 5) über den Namen Germanen in ein Lehrbuch? Oder aber, wenn in den spätern Auflagen ein anderes Publicum vorausgesetzt wird, was soll S. 5 die Anmerkung über die Bedeutung der Endung *ones* und *iones* in deutschen Volksnamen für diejenigen, die *Γαλαται* und *Κέλται*, wo in den frühern Auflagen noch *Galatae* und *Celtae* steht, zu lesen im Stande sind? Wozu für solche Leser S. 44 die Uebersetzung von *virtus* durch Mannhaftigkeit?

Noch mehr ist der Vorwurf, zu viel Stoff geliefert zu haben, den culturgeschichtlichen Abschnitten zu machen. Für ein historisches Lehrbuch ist das trockne Aufzählen einzelner künstlerischen Werke und litterarisch berühmter Namen ein bloßer Ballast. Die Litteraturgeschichte muss einen besondern Lehrgegenstand bilden und der deutsche Lehrer wird wenn überhaupt dafür lieber auch einen besondern Leitfaden benutzen. Und nun vollends die Behandlung der Kirchengeschichte! Sie bringt den Stoff in einer Ausführlichkeit herbei, wie ihn wohl kaum der Religionslehrer in Prima zu seinen kirchengeschichtlichen Vorträgen benutzen würde. Und noch dazu zeigt sich gerade in diesen Partien der einseitige oft wenig historischen Sinn verrathende Standpunkt des Verfassers in einer allzu aufdringlichen Weise. Hier sei nur beispielshalber eins erwähnt. Auch die neue Auflage giebt der Partei Melancthons in Wittenberg im Gegensatz zu den „strengen“ Jenensern das nicht glücklich gewählte Beiwort „lax“. Und wenn dann, bei dem doch immer knapp bemessenen Raume des Buches doch noch Platz für die Anekdote übrig bleibt, dass ein vertriebener calvinistischer Prediger nach Constantinopel geflohen und dort zum Muhemedanismus (mit beigefügtem ! Entrüstungszeichen) übergetreten sei, so bedarf es des spätern, allerdings in der neuen Ausgabe auf Kosten der innern Einheit des Buches modificirten, Urtheiles über die kirchlichen Bestrebungen der Gegenwart gar nicht weiter, um wenigstens den kirchengeschichtlichen Abschnitten des Buches den Vorwurf eines fühlbaren Mangels historischer Gerechtigkeit zu machen. Auch der Historiker soll Farbe bekennen, aber der soll sich nicht zum Geschichtsschreiber für berufen ansehen, der nicht auch die Triebfedern fremder Handlungsweise, anderer Leute Eigenart leidenschaftslos zu würdigen weifs.

Was nun die Anordnung des reichen Stoffes betrifft, so ist zunächst die ganze deutsche Geschichte in acht Zeiträume eingetheilt, die in der That jeder für sich einen besondern, immer eine weitere Entwicklungsstufe bezeichnenden Inhalt haben. Auch gegen die weitere Capiteleintheilung ist wohl im ganzen und grossen nichts einzuwenden. Jedoch leidet diese Eintheilung in

<sup>1)</sup> Dabei ist noch zu bemerken, dass zum Aufsuchen der Wohnsitze derselben das 7. Blatt des historischen Atlas von Völter citirt ist, auf welchem sich aber weder dieser Name, noch überhaupt Scandinavien findet.

acht gleichmäßige Abschnitte an dem Uebelstande, dass die wichtigen Epochen heidnische Zeit, Mittelalter, neuere und neueste Zeit, die sich trotz der Continuität aller Entwicklung gerade in der deutschen Geschichte so außerordentlich fühlbar machen, zu wenig hervortreten. Es hätte sich daher eine Eintheilung nach Hauptperioden und Unterabschnitten empfohlen, eine Eintheilung, die man z. B. beim dritten und vierten Zeitraum vermisst. Denn wenn der Inhalt des dritten angegeben ist: „Von der Aufrichtung des deutschen Reiches bis zum Herabsteigen des Kaiserthums von seiner Machthöhe“ und der des vierten: „Vom Kampfe des Kaiserthums mit dem Papstthum bis zum Untergange der Kaiserherrlichkeit“, so ist das insofern doch sehr bedenklich, als einerseits die Bedeutung des staufischen Kaiserthums zu sehr herabgedrückt wird, wie andererseits der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum nicht erst nach dem Ausgange des salischen Hauses, sondern doch recht eigentlich mit Heinrich IV. beginnt, Schwierigkeiten, die sich bei der vorgeschlagenen Eintheilung in Haupt- und Unterabschnitte leicht hätten beseitigen lassen.

Eine andere Gliederung des Stoffes, durch größern und kleinern Druck angezeigt, kann im Princip, besonders für ein Lehrbuch nur gebilligt werden, wenn schon hie und da das Eintheilungsprincip nicht scharf genug hervortritt, wie noch weiter unten gezeigt werden soll.

Dieser Charakter des Lehrbuches ist es nun auch, welcher die ganze aus dem eigenthümlichen Standpunkte und der besondern Absicht des Verfassers sich ergebende Darstellung bestimmt. Diese Absicht ist aber keine andere, als den geschichtlichen Unterricht zu benutzen, um gewisse theologische und politische Grundanschauungen dem jugendlichen Gemüthe als unumstößliche Wahrheiten einzuprägen, die sich aus der Geschichte selbst ergeben. Wie weit mit einer solchen Absicht über den Zweck des geschichtlichen Unterrichts hinausgegangen wird und wem mit einer solchen Bearbeitung gedient ist, bedarf an dieser Stelle keiner besonderen Auslassungen. Das Buch aber erhält dadurch auch in der neuesten Auflage in den nur überarbeiteten Partien eine höchst eigenthümliche Färbung, die den ersten Auflagen ihrer Zeit zur Empfehlung gereichen mochte, die aber mit dem Lichte, in welchem wir heutzutage unsere ganze Entwicklung übersehen, und in welchem Lichte auch die neu hinzugekommenen Abschnitte des Buches betrachtet werden wollen, durchaus nicht in eine harmonische Verbindung gebracht werden kann.

Und hier liegt denn auch die gefährliche Klippe, an welcher eine Neubearbeitung scheitern musste. Denn eine Neubearbeitung und nicht eine bloße Durchsicht in Beziehung auf Irrthümer und dergleichen liegt in der That vor, wie aus vielen principiellen Abänderungen des frühern Textes leicht bewiesen werden kann. Eine solche lässt sich überhaupt nur auf zweierlei Weise liefern. Ent-

weder man führt die Darstellung der neuesten Ereignisse im Sinne und Geiste des ersten Verfassers durch. Man stellt sich rücksichtslos auf seinen Standpunkt und versucht es sich klar zu machen, wie sich wohl im Kopfe des schon 1866 gestorbenen Verf.'s die Weltgeschichte seitdem und besonders die weitere Geschichte des deutschen Volkes abgespiegelt haben möchte. Gewiss in einer sonderbaren Weise! Oder aber, wenn die Reichhaltigkeit des Stoffes, Plan und Ausführung des ganzen Werkes für so vortrefflich gehalten werden, dass es noch immer weiter als Lehr- und Lesebuch benutzt zu werden verdient, der Standpunkt des Verfassers aber, gelinde ausgedrückt, ein antiquirter ist, so musste die neue Bearbeitung eine völlige Umarbeitung werden; sie musste sich nicht begnügen einige Auswüchse zu beschneiden, sie musste vielmehr das ursprüngliche Werk lediglich als Rohstoff behandeln, der nun nach einem neuen Plane hätte bearbeitet werden müssen. Denn durch gelegentliche Aenderung des Ausdrucks können so einheitlich gedachte und durcharbeitete Partien, wie die früheren Abschnitte des Buches, unmöglich in Einklang gesetzt werden, mit den von wesentlich anderm Standpunkte aus geschriebenen spätern. Es wird allerdings hie und da ein Ausdruck gemildert, wo hingegen sofort sich eine Beziehung verdunkelt. Wenn z. B. in den früheren Aufzügen vom Jahre 1848 von den „Wühlereien des Communismus und Socialismus, des Republikanismus und Nationalismus (!)“ gesprochen wird, so konnte der Bearbeiter der glorreichen Geschichte von 1870 und 1871 das Princip des Nationalismus nicht wohl in jener bedenklichen Nachbarschaft stehen lassen; er tilgte also einfach das Wort, liefs aber dadurch zugleich doch ein sehr wesentliches Moment fallen. Ja die ganze Bildung des Wortes Nationalismus ist nicht frei von einem gewissen Beigeschmack, der deutlich hervortritt in den auch in der neuen Bearbeitung beibehaltenen Worten „Auch der Deutsche Bund ward aus seinen Fugen gerissen und seinen Hauptmächten von slavischem, dänischem, magyarischem und italienischem Nationalismus Hohn und Trotz geboten.“ So ist ferner oben schon auf das vom einseitigen Standpunkt lutherischer Orthodoxie aus über den Calvinismus gefällte Urtheil hingewiesen, wo das Gehässige weniger in bestimmten Worten als in der Färbung des ganzen Abschnittes liegt; auch die neue Bearbeitung hat diesen Passus beibehalten, während sie doch das Urtheil über die kirchlichen Unionsbestrebungen mannichfach modificirt. Und was würde vollends Dittmar zu folgenden Worten sagen: „Den Ausgang dieses Kampfes (mit dem unfehlbaren Papst) braucht das junge Kaiserreich nicht zu fürchten, nachdem bereits wenige Wochen nach der Unfehlbarkeitsklärung ein Gottesgericht den weltlichen Herrscherstuhl des Papstes, der sich mit jenem Dogma über die Schranken der Menschheit stellte, vermuthlich für immer zertrümmert hat.“ In den Ohren eines strenggläubigen Legitimisten, der auch in seinen politischen Anschauungen auf einem Dogma, dem der Wiener Verträge steht,

müssen diese Worte wie die Blasphemie eines Revolutionärs erklingen.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um die Behauptung zu rechtfertigen, dass von einer durchgreifenden Umarbeitung auf Grund eines veränderten Standpunktes, wie er sich doch in den spätern Abschnitten kund giebt, nicht die Rede sein kann. Allenthalben klingen Dissonanzen durch. Man soll eben nicht alte Röcke mit Lappen von neuem Tuche flicken. Auch alte Schläuche zerreißen und der Most wird verschüttet. Wohl aber könnte auch der reiche Inhalt dieses Buches in eine andere Form gefasst werden.

Selbst wenn die neue Auflage lediglich als eine bloße Revision der frühern beurtheilt werden will, so sind nicht nur manche Irrthümer stehen geblieben, eine nicht unerhebliche Anzahl von Druckfehlern hinzugekommen, sondern auch in stilistischer und logischer Beziehung manche Nachlässigkeiten unverändert gelassen, wohl noch gar durch andere vermehrt, was in einem zum siebenten Male durchgesehenen, noch dazu für Schüler bestimmten Buche doch nicht der Fall sein sollte.

Um nun zunächst von den in der neuesten Auflage sich befindenden Irrthümern einige, die mir gerade aufgefallen sind, hervorzuheben, so wird S. 173 erzählt, dass Heinrich der Löwe seinem Sohne Wilhelm aufer Lüneburg auch Lauenburg hinterlassen habe, was bekanntlich an die Askanier vergeben worden war. S. 117 wird als zweite Gemahlin Albrechts des Entarteten Kunigunde von Ysenburg angegeben, während dieselbe eine Gräfin von Eisenberg und Orlamünde war. S. 305 heißt es von der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, sie sei zu ihrem „Vater“ anstatt zu ihrem „Oheim“ (Kurfürsten von Sachsen) geflohen. S. 310 wird die 1526 von Frankreich zu Stande gebrachte Liga ohne weiteren Zusatz die „heilige“ genannt, während man sie zum Unterschiede von der heiligen Liga des Jahres 1511 die „von Cognac“ zu nennen pflegt. Auch war es nicht Heinrich VII von England, sondern Heinrich VIII, der letzterer beitrug. S. 323 wird Joachim II. von Brandenburg für einen Bruder Joachims I. ausgegeben; er war der Sohn. S. 329 wird wiederholt Markgraf Johann von Küstrin als Markgraf von Pommern bezeichnet. S. 493 durfte der bei Quatrebras gefallene Herzog von Braunschweig nicht als der alte bezeichnet werden. Er war erst 44 Jahr (geb. 1771). Es liegt wahrscheinlich eine Verwechslung mit seinem bei Auerstädt tödtlich verwundeten Vater vor. Abgesehen von diesen Irrthümern, die doch zum großen Theil nur auf Namensverwechslungen beruhen, findet sich noch eine nicht unbedeutende Anzahl solcher, die auf Grund neuerer Forschungen wohl hätten berichtigt werden können. Ich erwähne die kritiklose Aufnahme des nun wohl allgemein ins Gebiet der Sage verwiesenen Opfertodes des Stallmeisters Froben. Die Motive, welche Sobieski zum Zuge gegen die Türken bestimm-

ten, dürften wohl auch andere gewesen sein als die Verstimmung seiner Gemahlin gegen Ludwig XIV. Ranke erwähnt von dieser Anekdote nichts. In der Schlacht von Prag entriß Schwerin die Fahne nicht „einem fliehenden Fähndrich“, sondern dem Stabskapitän v. Rohr. Das Urtheil über Friedrichs Leitung der Schlacht von Collin hätte nach den neueren Untersuchungen (z. B. Böhm „im neuen Reich“ 1872) doch anders ausfallen müssen. Dass ferner aus Misstrauen das Directorium Napoleon nach Aegypten gesandt habe, widerspricht der Darstellung Häussers, nach welcher dieser Plan sowohl von Napoleon selbst ausging, wie auch aufs eifrigste von ihm betrieben wurde. Vor allem aber hätten die kriegsgeschichtlichen Abschnitte des Buches einer gründlicheren Umarbeitung bedurft. Entweder verzichtet man in einer allgemeinen Geschichte lieber ganz auf die Darstellung der einzelnen Gefechtsvorgänge und beschränkt sich auf anschauliche Wiedergabe der strategischen Operationen, oder man muss auf Grund bestimmt, wenn auch nur in Umrissen, skizzirter Terrainverhältnisse die doch meistens nicht allzuschwer erkennbaren entscheidenden Momente des Kampfes hervorheben. Was sich in dem Buche von Schlachtberichten findet, ist in der Regel weiter nichts als typische Schlachtmalerei durchwebt mit einigen anekdotenhaften Zügen. Man vgl. S. 384 die Schlacht von Lützen, dann vor allem die des siebenjährigen Krieges.

Man wird aus dem Angeführten sehen, dass die Revision nach der sachlichen Seite wohl etwas gründlicher hätte zu Werke gehen können. Doch ich bin noch den Nachweis der stilistischen und logischen Mängel der neuen Bearbeitung schuldig. Hier nur einiges. „Geschrieben steht“ im Anfang S. 1. „Das christliche Europa verdankt seine Bestimmung, die Bildungsstätte der Welt zu sein, zunächst dem Rathschlusse Gottes, zufolge dessen das Reich Gottes von den Juden genommen und den Heiden gegeben werden sollte; sodann den germanischen Völkerschaften.“ „Hier stock ich schon!“ Sind denn die germanischen Völker nicht nur ein Werkzeug in der Hand Gottes zur Ausführung seines Rathschlusses; oder verfolgen sie als ein ebenso wichtiger Factor wie der Rathschluss Gottes auch ihrerseits ein bewusst gestecktes Ziel?

Man beachte folgende Sätze. S. 9. „Ehe die Deutschen zu Erz und Eisen kamen, kleideten sie sich in die Felle wilder Thiere; doch hatten viele von ihnen bereits in sehr früher Zeit kunstvolle Rüstungen und Waffen von Eisen und Stahl.“ S. 46. Honorius behandelte den Constantius mit „solcher Scheelsucht, dass derselbe bald vor Verdruss (!) starb.“ S. 142 wird von einer „Unterwürfigkeitsadresse“ gesprochen, die 1076 dem Papste aus Deutschland zugesandt wurde. Sehr fühlbar ist auch der Mangel an logischer Schärfe in folgendem Satze. S. 189 „Zu dem vollständigen Siege der Kirche und des Papstthums über die weltliche Macht und das Kaiserthum (doch im Abendlande) trugen die Kreuzzüge

wesentlich bei, indem sich die von neuem Glaubenseifer durchdrungene Christenheit mit der höchsten Kraft der Begeisterung dem im Morgenlande mit neuer Macht sich erhebenden Muhammedanismus entgegen warf. S. 202 sichert Kaiser Friedrich II. auch den geistlichen Fürsten die erbliche Lehenshoheit zu. S. 231 von Carl IV. „Durch seine diplomatische Gewandtheit, welche er . . . gewonnen hatte, und durch seine berechnende Klugheit erhielt er sich in derselben (der Reichsregierung). Hierin (?), sowie in der Verfolgung seines Sondervorteils, erwies er sich als Begründer der modernen deutschen Staatskunst,“ Nun vollends S. 262. Friedrich III bekam ein Fußgeschwür, „in Folge dessen ihm das Bein zweimal (!) abgenommen werden musste.“ Was soll man zu folgendem Anachronismus sagen. S. 308 „Als sodann . . . Franz I. . . bei seiner Bewerbung um die durch den Tod Maximilians erledigte deutsche Krone dem spanischen Carl nachstehen musste (im Jahre 1519!), so . . . verfolgte er die französischen Ansprüche auf Mailand, das er durch seinen glänzenden Sieg über die Schweizer bei Marignano 1515 (!) einnahm.“ Zum mindesten geschmacklos ist auch folgender Satz: S. 436. Friedrich II. setzte in Dresden eine preussische Landesverwaltung ein, „ein Schritt“, der vielen als neue Verletzung des Völker- und Reichsrechts erschien, während er andere in den größten Enthusiasmus versetzte“, über die preussische Landesverwaltung (!). Und da fällt mir gleich noch ein Satz auf der folgenden Seite in die Augen: „Da die Franzosen vom Rhein aus vorrückten und von der andern Seite (von Osten) die Russen im Anzug waren, so zog Friedrich gegen Daun“, der nämlich von Südosten kam. Die Leser des Buches werden schwerlich in die Geheimnisse dieser Strategik eindringen können. Doch genug der Beweise, wie sehr auch nach der formalen Seite hin das Buch einer gründlicheren Durcharbeitung bedurft hätte.

Nach dem bisher Gesagten dürfte wohl schon hier ein Endurtheil über diese neue Ausgabe des Dittmarschen Lehrbuches gefällt werden, wenn wir es bei derselben nicht doch in einem gewissen Sinne mit einer völlig neuen Bearbeitung zu thun hätten. Der Plan des Buches ist nämlich insofern erweitert, als es nicht mehr zum Lehrbuch für die mittleren Lehrstufen, sondern für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist. Nun fragt es sich aber, für welchen? Ein Lesebuch für das gröfsere Durchschnittspublikum zur Belebung vaterländischen Sinnes kann es doch wohl nicht sein sollen, dafür bringt es doch zu oft allerlei gelehrten Krimskrams. Es als Schulbuch, als Grundlage für den geschichtlichen Unterricht einzuführen möchte aus vielen Gründen nicht gerathen erscheinen. Viele würden sich schon des wie gezeigt nur scheinbar verdeckten Dittmarschen Standpunktes wegen dagegen erklären müssen. Dann enthält es auch zu viel, was für den Unterricht durchaus nicht zu gebrauchen ist, besonders vielen

überflüssigen Aufputz. So mag z. B. gelegentlich vom Lehrer auch einmal der bekannte Schwur Carl des Kahlen mitgetheilt werden; das Lehrbuch hat dafür keinen Platz. (Noch dazu ist er im vorliegenden Buche S. 91 nur verstümmelt abgedruckt. Es fehlen nämlich nach den Worten „*so haltih tesan minan bruodher*“ die Worte: „*soso man mit rehtu sinan bruher*“ und es folgt sofort das dann unverständliche *scal*; während doch in der Uebersetzung die ausgelassenen Worte richtig wiedergegeben sind.) Zumeist wird wohl der Schüler der oberen Classen, der Student, wohl auch der Geschichtslehrer, der schnell noch einmal den zu behandelnden Stoff sich vorführen will, schliesslich der historische Belehrung suchende gebildete Mann überhaupt nach dem Buche greifen. Sie werden zunächst das reichlich finden, was sie in erster Linie suchen. Dieser ist denn auch mannichfaltig erweitert, wenn auch oft in durchaus nicht genügender Weise. Eine deutsche Geschichte, welche gewissenhaft bei der Geschichte des letzten Krieges die Verdienste eines Stephan hervorhebt, hätte doch wohl auch bei Besprechung der neuern Kunstentwicklung für den Namen Richard Wagners Platz haben müssen; ebenso wenig dürfte es wohl den an das Buch zu stellenden Anforderungen genügen, wenn Grillparzer schlechtweg als Vertreter der Schicksalstragödie und Gustav Freitag als Lustspieldichter abgefertigt wird. Ueberhaupt hätte ein Publicum, wie das oben gedachte, doch wohl Anspruch auf eine mehr wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes. Sieht man sich aber das Buch darauf hin an, so tritt jener Zwiespalt der Anschauungen, nach welchen die früheren und späteren Ausgaben des Buches bearbeitet sind, noch fühlbarer zu Tage. Dazu wird dann der harmonische Eindruck, den das Ganze machen sollte, noch durch andere Wahrnehmungen gestört. Von Hause war das Buch zum guten Theil in einem lehrhaften Kanzelton geschrieben, mit offenen und versteckten Seitenhieben auf die Gegenwart und ihre Bestrebungen. Das Mafs, welches an das Fassungsvermögen des Schülers für historische Dinge gelegt wird, ist oft ein sehr kleines. Parteibestrebungen von früher werden zu sehr durch die von Parteilidenschaft gefärbte Brille des Verfassers angesehen. Dabei kommt es denn zu manchen Missgriffen. So wird Marius zu einem „Plebejer“ gemacht, der an der Spitze des „niedern Volkes“ stand, wohingegen der „Patricier“ Sulla die „Rechte des Senats vertheidigte“. Der Verfall der mittelalterlichen Städte rührt von dem „demokratischen Geiste“ her, der in ihnen die Oberhand gewinnt; vor allem aber fehlte es in dem frühern Ausgaben nicht an den eindringlichsten Warnungen gegen den Cultus des Genius, die moderne Wissenschaft u. dgl. Wenn nun diese Ausfälle auch fast alle in der neuen Ausgabe weggelassen sind, so ist der lehrhafte, oft wie gesagt einen recht sehr schülerhaften, unselbständigen Standpunkt des Lesers voraussetzende Ton besonders in den Abschnitten bis zur französischen Revolution hin zumeist beibe-



halten, während die nun eingeschalteten und vollends die neu hinzugekommenen Abschnitte mehr eine auf gebildetes Verständnis rechnende geschichtswissenschaftliche Darstellung anstreben. Man gewinnt leider auch von dieser Seite her wieder den Eindruck des alten Mantels mit neuem Tuch geflickt, während grade diese Flecken in uns oft den Wunsch wecken einmal ein ganzes Stück von dieser Arbeit zu sehen. Denn wir können uns der Ansicht nicht verschließen, dass auch das historische Urtheil des Herrn Herausgebers sich als ein freieres gezeigt haben würde, wenn er nicht in einen so engen Rahmen hätte hineinweben müssen. Zu dieser Selbstbeschränkung ist in erster Linie zu rechnen, dass derselbe seine eigenen Erweiterungen und Ergänzungen des Stoffes dem weitaus größten Theile nach in die enger gedruckten Abschnitte verwiesen hat. Wenn diese äußerliche Scheidung des Stoffes einen Zweck hat, so muss diese Sonderung principiell durchgeführt werden. Bei einem Lehrbuche würde es sich empfehlen die leitenden Gesichtspunkte, die wichtigsten, auch für eine niederere Unterrichtsstufe schon zu behandelnden Ereignisse durch den größern Druck hervorzuheben, dazwischen dann die für eine höhere Stufe bestimmten Erweiterungen und Vertiefungen des Grundtextes in kleinerem Drucke einzuschalten. Hier aber enthält dieser Zwischentext alles Mögliche, bald eine anekdotenartige Ausführung des Hauptereignisses (Was soll z. B. S. 346 die fast eine enggedruckte Seite ausfüllende Beschreibung der ceremoniösen Feierlichkeit, in welcher Karl V. die Regierung der Niederlande seinem Sohne Philipp abtrat!), bald eine eingehende Begründung einer Ansicht, bald den Inhalt erweiternde und vertiefende Auseinandersetzungen u. dgl. m. Dieser Eintheilung ist es denn auch zu danken, dass die ganze gewaltige Bewegung der Reichsritterschaft unter Sickingens Führung und der Bauern lediglich als ein Anhängsel der kirchlichen Reformationgeschichte behandelt wird; sie mussten in ihrer ganzen Bedeutung für die Cultur- und Verfassungsgeschichte in einem ganz andern Zusammenhange dargestellt werden. Das ist keine wissenschaftliche Darstellung, wenn an der Stelle, wo es von Luther heist: „Aber Empörung durch Gewalt und Aufruhr verabscheute er“ u. s. w. die Geschichte des Bauernkrieges fast beiläufig mit den Worten eingeleitet wird: „Das bewies er zunächst bei folgender Gelegenheit.“ Auf eine besonders ungeschickte Zerlegung des Stoffes will ich hier nur hinweisen. Sie findet sich Seite 433—34.

Schließlich seien hier noch ein paar aufs Gradewohl herausgegriffene Punkte erwähnt, wo wir Bedenken besonders hinsichtlich des historischen Urtheils und der Verwerthung der neuern Ergebnisse der Forschung aufgestiegen sind. So hätte ich z. B. bei der Darstellung der Grumbachischen Händel wohl einige Andeutungen über den großen politischen Zusammenhang gewünscht, in dem sie

mit andern Bewegungen der Zeit stehen. Die Auffassung der Unionspolitik und der Parteigegensätze in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird wohl durch den confessionellen Standpunkt des Verfassers getrübt. Das Gesamturtheil über Gustav Adolf und besonders über seine Politik hätte nach der Darstellung G. Droysens wohl einige Modificationen erfahren dürfen. Auch in der Auffassung Friedrichs des Großen macht sich der Dittmarsche Standpunkt noch viel zu sehr geltend, wie denn auch die Beurtheilung Friedrich Wilhelm I., besonders bei der noch immer herrschenden traditionellen Darstellung dieses großen Fürsten, eine andere, ich möchte sagen, mehr pointirte hätte sein müssen. Was die neueste Geschichte betrifft, so hätte vor allem die Bedeutung des Frankfurter Parlaments mehr hervorgehoben werden sollen, denn hierüber lässt sich jetzt doch wohl ein im großen und ganzen allgemein giltiges Urtheil fällen. Dahingegen dürfen die Acten darüber, ob Bazaine am 1. September den Durchbruch hätte erzwingen können, doch wohl noch nicht als geschlossen betrachtet werden.

Und nun zum Schluss noch einmal, wenn ein derartiges Buch, wie das besprochene, zum siebenten Male aufgelegt wird, so kann das seinen Grund nur darin haben, dass es eben eine fühlbare Lücke ausfüllt und noch nicht durch ein besseres entbehrlich gemacht worden ist. Ein solches besseres Buch aber, das immerhin in Rücksicht auf Stofffülle und Stoffvertheilung im großen und ganzen als eine 8te Auflage des Dittmarschen Buches erscheinen dürfte, müsste zunächst aus einem Guss und Geist herausgearbeitet werden. Es müsste vom alten Dittmar nichts als den nackten Stoff benutzen, damit auch die Sprache eine ganz neue dem neuen Bearbeiter durchaus eignende würde. Dann müsste in diesem Buche, das ja einem doppelten Bedürfnis entgegen kommen soll, zunächst eine Sichtung des Stoffes in Bezug auf die zwei oder drei ins Auge zu fassenden Unterrichtsstufen durchgeführt werden, was besonders für die neuere Geschichte unerlässlich ist, und sodann aufer dieser, allerdings der schwersten Aufgabe, die ganze Darstellung und Gruppierung des Stoffes, nach Beseitigung des vielfachen Ballastes, nicht nur in einer lesbaren Sprache geboten, sondern auch von einer wissenschaftlicheren, wirklich historischen Auffassung getragen werden. Auch dürfte bei einem solchen Buche ein sorgfältiger Index nicht fehlen.

Züllichau.

Dr. G. Stöckert.

Hebräisches Schulbuch, von Lic. Dr. W. Hollenberg; 3. Aufl. bearbeitet von Johann Hollenberg, Adjunct am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Berlin 1873.

Die Anzeige dieses kurzgefassten Lehrbuches der hebräischen Sprache in dieser Zeitschrift hat Referent gern übernommen, da er mit den früheren Auflagen desselben nicht nur bekannt, sondern sogar vertraut geworden ist und die Aenderungen, welche die neueste Auflage darbietet, als schätzenswerthe Verbesserungen anerkennen muss. Was diesem Compendium seinen eigenthümlichen Werth verleiht, ist der Umstand, dass es in seiner knappen Form nicht nur unmittelbar für den praktischen Unterricht geschrieben wurde, und wie der erste geehrte Herr Verfasser in der Vorrede ausspricht, sich offen von dem Streben nach Vollständigkeit lossagt, einem Streben, das unsere Lehrmittel fast unausbleiblich verdirbt, sondern dass es auch auf Grund der Erfahrungen in der Unterrichtsstunde diejenigen Aenderungen aufgenommen hat, welche jede weitere Auflage bietet.

In kurz bemessenen Sätzen, an deren scharfer Formulirung niemand die Einwirkung der Schulpraxis verkennen wird, und in übersichtlicher Gruppierung des Stoffes wollte die 1. Aufl. dem Schüler nur die Hauptgrundsätze der hebräischen Sprache überliefern, mit Weglassung alles Nebensächlichen und aller Ausnahmen nur diejenigen Regeln zusammenfassen, welche in den systematischen Grammatiken aus der Fülle zunächst ganz überflüssigen und verwirrenden Materials aufgesucht und mit Feder oder Bleistift ausgesondert werden müssen. Durch die Beigabe vollständiger Verbal- und Nominal-Paradigmen ferner wollte es dem Anfänger die Anschaffung einer der größeren Grammatiken entbehrlich machen. Was endlich zur Verdeutlichung der Regeln durch Beispiele vorzutragen war, die allgemein grammatischen Erörterungen, so wie die besonderen über den Status constr. und den Gebrauch der Tempora und Suffixe, das alles sollte dem mündlichen Vortrage und dem Ermessen des Lehrers anheimgegeben bleiben.

In der neuesten Auflage hat der zweite Herr Herausgeber, ohne von den Grundsätzen des Bruders abzuweichen, doch den Begriff des für den Schüler nothwendigen elementaren Stoffes etwas weiter gefasst und ihm mehr geboten, als noch in der 2. Aufl. geschieht. Es sind das hebräische Alphabet und die Pronomina mit aufgenommen und die Lehre von den Suffixen am Verbum und Nomen ist so weit erläutert worden, dass der Schüler hinsichtlich derselben nicht mehr ausschliesslich an den Vortrag des Lehrers gewiesen ist, sondern sich im Besitze des Materiales für Repetitionen oder selbständiges Durchdringen dieses Gegenstandes befindet. Die Form der Darstellung in diesen neuen Abschnitten ist in voller Uebereinstimmung mit der in den älteren Theilen des Buches gewählten und ebenso scharf und klar. Die Vergrößerung, welche das Compendium damit erfahren hat, ist kein Abfall von dem in ihm angenommenen Principe, „sich

von dem Streben nach Vollständigkeit loszusagen,“ denn sie beruht nicht in einer Verdichtung des Stoffes, sondern auf der Durchführung der in dem Buche gewählten Aufgabe in allen Theilen der elementaren Grammatik.

Eine nicht minder schätzenswerthe Erweiterung hat auch das dem Compendium angehängte Uebungsbuch durch Abschnitte zum Uebersetzen aus dem Hebräischen ins Deutsche und aus dem Deutschen in das Hebräische erfahren. Jedem Uebungsstücke ist ein mit demselben Wörternvorrathe gearbeitetes neues hinzugefügt, um Abwechslung für den Lehrer und unter Umständen doppelte Uebungen für den Schüler möglich zu machen.

In gleichem Mafse wie die Auswahl verdient auch die Anordnung des grammatischen Stoffes, durch welche der methodische Werth eines Lehrbuches so wesentlich bedingt ist, volle Anerkennung. Was Ref. an anderen Arbeiten dieser Art in dieser Zeitschrift auszustellen Gelegenheit genommen hat, ist hier von vorn herein vermieden worden. Während Seffer die semivocaligen Verben den Gutturalverben, d. h. das Complicirtere dem Einfacheren vorangehen lässt, findet in Hollenbergs hebräischem Schulbuche das Entgegengesetzte statt; und während noch in der neuesten Auflage der Grammatik von Gesenius-Roediger die Darstellung der Nominalflexion nur die äußere Erscheinungsform der Nomina berücksichtigt, geht sie in dem Schulbuche in naturgemäßer Weise von der Nominalbildung und Etymologie der Nomina aus.

Berlin.

Dr. Heidemann.

Dr. August Gräfenhan, Unterrichtsplan für das Hebräische in Secunda und Methodisches Hilfsbuch zur Einübung der hebräischen Grammatik. Erste Abtheilung: Unterrichtsplan. Braunschweig, Bruhn 1872. XVI u. 75 S., 15 Sgr. — Zweite Abtheilung: Methodisches Hilfsbuch. Das., 1873. XII u. 130 S., 15 Sgr.

Wenn ältere Lehrer die Erfahrungen ihrer Praxis in klarer und leicht übersichtlicher Form den jüngeren Amtsgenossen zugänglich machen, so werden letztere immer Grund haben solche Gaben dankbar aufzunehmen. Denn weder die graue Theorie allein, noch die eigene Praxis allein, noch beide zusammen führen in kurzer Zeit zu einer sicher gehandhabten und zweckmäßigen Methode — noch ein drittes muss hinzukommen: die Beobachtung der Wirksamkeit erfahrener Lehrer, die Kenntnis fremder Praxis. Diese Kenntnis ist besonders in der ersten Zeit des Unterrichtens nothwendig, damit die Schüler nicht ein Object unklaren Experimentirens werden.

Gelten diese Sätze auch für alle Unterrichtsfächer, so doch von einem in hervorragender Weise: von dem Unterricht im Hebräischen. — Dieser Ausspruch möchte befremden, vielleicht um

so mehr, wenn der Ref., dem ein Vorurtheil gegen das Hebräische wohl nicht vorgeworfen werden kann, hier erklärt, dass er der Ansicht derer beipflichtet, welche diese Sprache als nicht in den organischen Zusammenhang der gymnasialen Unterrichtsgegenstände gehörig betrachten.

Was nun zuerst den letztgenannten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, dass selbstverständlich diese besondere Stellung des Hebräischen den Lehrer von keiner Pflicht entbindet. So lange der hebräische Unterricht an Gymnasien gegeben wird (und er wird stets ertheilt werden müssen, wenn man nicht das Studium der Theologie auf andere Weise regeln will), ist der Lehrer des Hebräischen in gleichem Maße zu treuer, gewissenhafter Arbeit verpflichtet wie alle seine Collegen.

Aber in noch höherem Grade als für diese ist es für den Lehrer der Grundsprache des A. T. nothwendig die Praxis seiner älteren Berufsgenossen zu kennen. Und warum? Wir wollen absehen davon, dass die Prüfungsordnung für die *facultas docendi* im Hebräischen zu geringe Anforderungen stellt. Ein anderer Umstand ist wichtiger. Der denkende junge Lehrer macht zum Ausgangspunkte seiner Erfahrungen gewöhnlich die Methoden, welche er als Schüler auf dem Gymnasium anwenden sah. Prüft er diese Methoden am Licht der Theorie, streicht er ab, was durch die Individualitäten seiner Lehrer bedingt war und was zu seinem Wesen nicht passen würde: so wird er selbst im Anfang wenigstens nicht ganz im Dunkeln tappen. Ein nicht unerheblicher Bruchtheil nun derer, welche sich die *facultas* für das Hebräische erworben, hat diese Sprache erst auf der Universität erlernt. Noch weit mehr verließen das Gymnasium mit ungenügenden Vorkenntnissen, sei es weil sie den Lehrstunden nur aus äußeren Gründen beiwohnten, sei es weil sie mangelhaften Unterricht hatten<sup>1)</sup>. Dazu kommt noch ein drittes. Noch immer wird in Ermangelung anderer Kräfte der hebräische Unterricht vielfach jungen Theologen anvertraut, welche die Lehrthätigkeit nur als Uebergang zu einem geistlichen Amt ansehen. Nichts liegt uns ferner, als diesen Männern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Kenntnisse absprechen zu wollen. Ein anderer Grund ist gegen ihre Verwendung im Lehrfache geltend zu machen: nachdem sie zwei oder drei Jahre auf Kosten der Schüler Erfahrungen gemacht haben und nun wirklich brauchbar geworden sind, verlassen sie meist die Schule, um eine Predigerstelle anzunehmen, und machen jüngeren, noch unerfahrenen Kräften Platz. So ist denn auch aus diesem Grunde eine praktische Anleitung zum Unterrichten seitens eines erfahrenen Schulmannes für die Lehrer des Hebräischen mehr erforderlich als für die anderer Unterrichtsgegenstände.

<sup>1)</sup> Für die Wahrheit des oben Gesagten kann der Ref. sich nicht nur auf seine eigene, in diesem Fall nicht ganz unerhebliche Erfahrung berufen, sondern auch auf die Aussagen älterer Fachgenossen.

Darum verdient jede aus längerer Praxis hervorgegangene Anweisung zum hebräischen Unterricht freundliche Aufnahme und sorgsame Prüfung.

Herr Dr. A. Gräfenhan, jetzt Oberlehrer in Eisleben, ist den älteren Lesern dieses Blattes (s. Bd. XXII [1866], S. 517 ff. 881 ff.) bereits bekannt durch einen Aufsatz, welcher, obwohl den unscheinbaren Titel führend: „Statistisches über den hebräischen Unterricht“, doch neben reichem statistischen Material auch manchen didaktischen Wink enthält. Als Resultat der ihm durch jene Arbeit wie durch vieljährige Lehrthätigkeit gegebenen Anregung veröffentlichte Herr G. in den Neuen Jahrb. für Philol. u. Pädag., 2. Abth., 1867, Heft 2. 4. 6, einen „Unterrichtsplan für das Hebräische in Secunda“, welcher mit einigen Veränderungen in dem ersten der oben genannten Bücher wieder abgedruckt ist.

Der Hr. Verf. rechnet auf die etwa 41 Schulwochen des Jahres<sup>1)</sup> 48 Grammatikstunden, da vor der achten Woche die Lectüre nicht beginnen könne. Fünf Stunden (13. 14. 24. 36. 48) sind für Repetition und Uebungen angesetzt. In 43 Stunden also soll (das verlangen die Behörden) „die Elementar- und Formenlehre, soweit sie auf den Generalregeln der hebräischen Sprache basirt, also mit Weglassung aller Ausnahmen, dialektischer Abweichungen und sprachlicher Seltenheiten, in ihrer Gesamtheit beigebracht werden“. Dies Pensum scheint sehr groß: doch erweist sich die Anforderung als wohl erfüllbar, wenn der Lehrer sich auf das für den Elementarunterricht wirklich Nothwendige beschränkt, wenn er nicht wissenschaftliche Vorträge hält, sondern nur die Grundregeln der Grammatik durch Erklärung und Uebung zum unverlierbaren Eigenthum seiner Schüler machen zu wollen sich bescheidet. Auf die Fassungsgabe der Schüler und ihr geistiges Urtheil bildend zu wirken bietet die Lehre vom Verbum übergreiche Gelegenheit. Die Gefahr besteht meist nicht in dem Zuwenig, sondern in dem Zuviel. Man darf hier nicht jedes am Wege stehende Blümchen mitnehmen wollen! „Vor allen Dingen hüte sich der Lehrer, die Grammatik, welche in den Händen der Schüler ist, etwa noch durch Dictate erweitern zu wollen; im Gegentheil hat er sich zu bestreben, den gegebenen Inhalt mit reiflicher Ueberlegung so viel als möglich zu epitomiren, d. h. hier: den Schüler anzuhalten, in der Grammatik sich genau anzustreichen, was zunächst und unumgänglich zu lernen und geistig so zu verarbeiten ist, dass er in vorkommenden Fällen Anwendung davon zu machen im Stande ist“ (Plan, S. 3. 4).

Der Hauptwerth und das unleugbare Verdienst des „Unterrichtsplans“ besteht nun darin, dass der jüngere Lehrer das Unerlässliche aus dem weiten Gebiet der „Elementar- und Formen-

<sup>1)</sup> Leider werden in manchen Gymnasien noch immer nach Schluss jedes Halbjahres neue Schüler in die untere hebräische Abtheilung aufgenommen.

lehre“ nicht selbst rathend herauszusuchen braucht, sondern dass ihm von Stunde zu Stunde genau angegeben wird, was aus jedem Paragraphen der Grammatik<sup>1)</sup> besprochen werden müsse.

Zu einer wirklich fruchtbringenden Benutzung des Büchleins dürfte es sich empfehlen dasselbe schon vor Beginn des Schuljahres genau ganz durchzulesen und die in der Classe zu erörternden Absätze der Grammatik anzustreichen. Nachdem so ein Ueberblick über das Ganze gewonnen ist, wird man mit geringer Mühe das Pensum für jede einzelne Stunde der eigenen Individualität und den sonstigen Verhältnissen entsprechend einrichten, ja sogar eine Umstellung vieler Stundenpensa<sup>2)</sup> vornehmen können. Der Werth des „Unterrichtsplans“ bleibt für alle Fälle derselbe, da das Quantum des zu behandelnden Unterrichtsstoffs sich nicht ändert, und da die praktischen Anweisungen betreffs der Einprägung einer Regel dadurch nicht minder brauchbar werden, dass die Regel in einem anderen Zusammenhange gelehrt wird.

Den gesammten grammatischen Lehrstoff vertheilt der Hr. Verf. in folgender Weise auf die 48 Stunden (S. XV. XVI):

1) Alphabet, Consonanten; 2) Vocale, Schwa, Halbvocale; 3) Lesezeichen; 4) von den Silben; 5) von den unveränderlichen Vocalen; 6) Eigenschaften der Kehlbuchstaben; 7) von den quiescibeln Buchstaben 8) vom Tone, Tonzeichen; 9) die einbuchstabigen Partikeln; 10) Pronomina separata, Artikel; 11) Nomen ohne Suffixa, Casusbezeichnung; 12) das unveränderliche Nomen mit Suffixen.

13 und 14) Repetition und Uebung; 15) das starke Verbum, Kal; 16) Niphal, Hiphil, Hophal; 17) Piel, Pual, Hithpael; 18, 19 und 20) Verbum mit Gutturalbuchstaben; 21) das starke Verbum mit Suffixen; 22) Cohortativ, Jussiv, Vav consecutivum; 23) Präpositionen mit Suffixen; 24) Repetition.

25) Das unveränderliche Nomen mit Suffixen, locale; 26, 27 und 28) das masculine Nomen mit veränderlichen Vocalen; 29 und 30) das Nomen feminini generis; 31) die unregelmäßigen Nomina; 32 und 33) die Zahlwörter; 34) die Partikeln; 35) Partikeln mit Suffixen; 36) Repetition.

37) Verbum J'D; 38) y'y; 39) K'D; 40 und 41) v'D; 42 und 43) y'y und v'y; 44) r'l; 45) K'l; 46) das schwache Verbum mit Suffixen, 47) Vav consecutivum, Jussiv, Cohortativ beim schwachen Verbum; 48) Schlussstunde.

Also erst in der zwölften oder eigentlich erst in der fünfzehnten Stunde sollte der Schüler mit der Flexion bekannt gemacht werden?

<sup>1)</sup> Herr G. verweist überall auf die Grammatiken v. Gesenius u. v. Nögelsbach als auf die am meisten benutzten, wohl im Besitz aller Lehrer befindlichen. Die Anwendung auf noch andre Lehrbücher zu machen ist eine sehr unbedeutende Mühe.

<sup>2)</sup> Und zu einer solchen Umstellung werden viele Lehrer, sei es durch abweichende didaktische Grundsätze, sei es durch die einmal an ihrer Anstalt eingeführten Lehrbücher sich veranlasst sehen.

Das ist doch wohl zu spät. Sobald wie möglich muss der Lernende Gelegenheit erhalten seine Kräfte zu üben. Gleich in der zweiten Stunde lehre man das Lesen des Pronomen separatum und lasse zum nächsten Mal die Formen desselben als Vocabeln erlernen. In der dritten Stunde wird, aufer weiterer Behandlung der Elementarlehre, wenigstens das Perfectum kal des starken Verbi eingeübt und bei dieser Gelegenheit das Gesetz von der Vocallosigkeit der dritten Silbe vor dem Tone klar gemacht. Bleibt noch Zeit, so erwähne man, dass die männliche Pluralendung *tm* heißt, und frage: wie muss nun nach dem eben besprochenen Gesetze die Mehrzahl von פקד or von דבר lauten? Die vierte Stunde bringt die Perfecta der andern Conjugationen. Dann folgen 5) die Infinitivi constructi und die Imperative, welche letzteren ja in der Grundform den ersteren gleich sind, 6) die Imperfecta, 7) die Infinitivi absoluti und die Participia.

Was von den Lautgesetzen für den ersten Anfang zu wissen nöthig ist, wird am besten am Verbum erläutert und eingeübt, so z.B. die Setzung des Dagesch lene. Die Eigenschaften der Kehlbuchstaben werden zugleich mit dem Verbum gutturale besprochen. Sobald der Schüler weiß: „Gutturale haben kein Schwa mobile unter sich, sondern statt desselben gewöhnlich Chateph Pathach“, kann man ihm, nachdem er sein *katal* noch einmal gesagt, sofort aufgeben, das Perf. kal von עמד or שרש zu flectiren, u. s. w.

Die jedesmaligen Aufgaben zur nächsten Stunde sind während der ersten Wochen: 1) eine Conjugationsübung, 2) das Erlernen von sechs bis acht Vocabeln aus den Stücken, mit denen die Lectüre beginnen soll<sup>1)</sup>, 3) häusliche Wiederholung der vorgenommenen Leseübungen<sup>2)</sup>.

Erst nach<sup>3)</sup> der gründlichen Einprägung des Verbums kommt die Besprechung des unveränderlichen Nomens<sup>4)</sup>. Diesem schließt sich am zweckmäßigsten die Verbindung der Präpositionen mit Suf-

<sup>1)</sup> Diese Forderung ist bisher, meines Wissens noch nirgends deutlich ausgesprochen worden; und doch ist sie nicht unwichtig. Will man, dass der Schüler Freude am Unterrichte habe, so lasse man ihn immer nur das lernen, was er bald brauchen kann.

<sup>2)</sup> Es fehlt noch an einem Lesebuch, welches nicht mit ganzen Sätzen beginnt, sondern, genau dem naturgemässen Gang des Unterrichts sich anschliessend, anfängt mit einzelnen, leicht zu lesenden Wörtern, womöglich Formen des starken Verbums. Dann braucht man den Schüler nicht ein Vierteljahr lang Sätze lesen zu lassen, die er nicht versteht. Ref. hofft später einen Versuch diesem Mangel abzuheilen veröffentlichen zu können.

<sup>3)</sup> Dass der Plural die Endungen *fm* und *oth* hat, kann man dem Schüler natürlich schon vorher sagen, gelegentlich der Durchnahme der Elementarlehre (s. oben), oder wenn das Verständnis der Sätze im Lesebuch dies erfordern sollte.

<sup>4)</sup> Wenn möglich, zeige man schon hier dem Schüler beiläufig, dass er bereits im Stande ist, auch Wörtern wie פקד or דבר die Suffixa anzuhängen, ohne dass er dies besonders gelernt hat. Dadurch erweckt man in dem Lernenden Muth und Freudigkeit.



fixen an. Der Hr. Verf. trennt beides von einander (Stunde 12 und 23). Was die Behandlung des mit Suffixen versehenen Dingworts in der Schule betrifft, so bemerkt er mit Recht (S. 23): „Man lasse zuerst das Nomen mit Suffixen gleich als etwas Fertiges auswendig lernen! Mit einem Schüler, der sein כֹּסֶף כֹּסֶף u. s. w. oder כֹּסֶרֶךְ, כֹּסֶרֶךְ u. s. w. firm imprimirt hat und — worauf man streng halte! — mit Angabedes Deutschen hersagen kann, lässt sich späterhin mit Erfolg und in kürzerer Zeit über die Nominalsuffixe in specie sprechen.“

Lässt man das hebräische Unterrichtsjahr zu Michaelis anfangen, so ist dieses Pensum bis Weihnachten ganz gut zu bewältigen. Sollte die Zeit knapp werden, so kann man das unveränderliche Nomen auch im zweiten Quartal besprechen, welches speciell dem Nomen und den Zahlwörtern gewidmet ist. Im dritten Vierteljahr folgt das schwache Verbum, im vierten bilden den Schluss: das Verbum mit Suffixen, Ergänzungen, Wiederholungen und vermehrte Lectüre.

Die Verbindung des starken Verbums mit den Pronominalsuffixen (Std. 21) lehrt man vielleicht besser erst nach Durchnahme des schwachen Zeitworts (s. Std. 46). Die Bemerkungen über Cohortativ, Jussiv, Vav consecutivum (Std. 22) gehören in die zur Lectüre bestimmten Stunden oder an den Schluss des Cursus (s. Std. 47.)

Gleichviel ob der Unterrichtsplan des Hrn. Verf.'s. oder der des Referenten oder eine Combination beider der Mehrzahl der hebräischen Lehrer als das Zweckmäßigste sich erweist: stets werden die Erläuterungen, welche Hr. Dr. G. den einzelnen Stundenpensen hinzufügte, besonders den jüngeren Fachgenossen vielfache Anregung bieten.

Mit den Einzelausführungen stimmt Ref. meist überein. Ueber das Verbum וָפֶּרַע vergleiche man jedoch seine Anzeige des Stierschen Vocabulariums (Februarheft, S. 145). — Die von Gesenius (§ 75, 4) und von Olshausen (Lehrb. S. 479) gegebene Erklärung der Form גְּלִיתָ (als aus der älteren Femininform גִּלְתָּ und zugefügter Endung *dh* entstanden) ist trotz Ewald und Nägelsbach richtig. Hier eine Erhärtung des nicht radicalen ה [von גִּלְתָּ in ר"ו anzunehmen scheint dem Unterzeichneten schlechterdings nicht möglich. Jede Sprache bietet Beispiele von wunderlichen Doppelbildungen. In כֹּסֶרֶךְ *equae meae* haben wir doppelte Pluralbezeichnung, ebenso im Stat. constr. בְּמֹתָי von בְּמֹתָ (die Höhen). יִלְיִל hat zweifache Personalbezeichnung. Im Lateinischen denke man an *ipsissimus*, im Französischen an *le lierre* (der Epheu), *le lendemain* u. s. w.

Druckfehler fanden wir nur unerhebliche, die jeder leicht selbst verbessern kann, z. B. S. 61 ירוק statt ירוק. Seite X steht „fatalistisch“ statt „fatal.“

Das „Hilfsbuch“, welches Deutsche Uebungssätze mit vorausgeschickten Vocabeln und kurzen, zum Theil syntaktischen Erläuterungen bietet, hat den Referenten nicht in gleichem Mafse befriedigt.

Erstens enthält es in der Vorrede, dann Seite 3. 4. 5. 9. 11. 78 u. s. w. eine Reihe von didaktischen Winken für den Lehrer, deren

Brauchbarkeit nicht bestritten werden soll, die aber gewiss nicht in ein für Schüler bestimmtes Buch gehören. UnzweckmäÙig ist es auch schon, dass die einzelnen Abschnitte durch „Lehrstunde“ bezeichnet und für die Repetitionsstunden (13. 14. 24. 36. 48) keine Aufgaben gestellt sind. Dergleichen bringt den Lehrer leicht in eine schiefe Stellung zu seinen Schülern<sup>1)</sup>, die, wenn er sich nach dem Buche richtet, meinen, er verstehe nicht selbständig zu lehren. Statt des Ausdrucks „Lehrstunde“ wünschten wir im Hilfsbuch das einfache Zeichen: §. Gleiche Ueberschriften würden vollständig genügen, um den Lehrer die Correspondenz der Abschnitte in beiden Büchern erkennen zu lassen.

Ferner sagt der Herr Verf. ganz richtig (S. VII): Ein sprachlicher Unterricht, bei welchem der Lehrer nur die abstracte Grammatik *in persona* repräsentirt, wird dem Schüler unheimlich; leichter gewinnt man ihn, wenn der Unterricht den Conversationston annimmt.“ Ganz wohl! Der Unterricht, aber nicht das Buch! Wozu eine Vorrede an die Schüler (S. 1. 2)? Herr Dr. G. beginnt also: „Von Ihnen als Schülern der Secunda eines Gymnasiums, die aus freiem Willen sich entschlossen, an dem Unterrichte im Hebräischen Theil zu nehmen, . . . darf man erwarten, dass Sie nicht nur mit eindringender Aufmerksamkeit dem Unterrichte in der Schule folgen, sondern auch zu Hause mit FleiÙ und ernstlichem Nachdenken das Vorgetragene verarbeiten und dasjenige, was Gedächtnissache ist, sicher und fest memoriren werden.“ Im eigentlichen Text des Buches findet sich eine directe Anrede glücklicher Weise nur einmal, gleich im Anfang (S. 2).

In Lehrstunde II—VIII werden nur Vocabeln aufgegeben (außer dem wohl Schreibübungen). Dagegen hat Ref. sich schon oben erklärt. Dann folgt das erste Uebersetzungsstück (aus dem Deutschen ins Hebräische, wie auch alle folgenden).<sup>2)</sup> Zu 20 weitgedruckten Zeilen müssen dem Schüler auÙer den 14 vor der Lection abgedruckten Vocabeln noch 48 Anmerkungen unter dem Text gegeben werden, darunter 15 Vocabeln und 26 dem Schüler noch unverständliche Formen, besonders von Verben. Hier zeigt sich die Nothwendigkeit, im Hebräischen die Lehre vom Verbum der vom Nomen voranzustellen. Man darf dem Schüler keine unverdauliche Speise vorsetzen, darum ist Referent auch Gegner des griechischen Lesebuchs von Jacobs, welches gleich auf der ersten Seite dem Quartaner, der eben die erste Declination gelernt hat, unregelmäÙige Verbalformen u. s. w. auftischt. Die 29 (14+15) Vocabeln aber hätten schon in den Verzeichnissen der früheren Lectionen vorkommen müssen, damit dem Schüler die erste Uebersetzung durch keine Nebensorge erschwert wird.

<sup>1)</sup> Aus demselben Grunde ist auch der gemeinsame Titel ungeeignet.

<sup>2)</sup> Beiläufig sei hier bemerkt, dass dem Ref. fleißiges Conjugiren und Analsiren für die Secunda wichtiger scheint als Uebersetzungen ins Hebräische.

Will man dem Lehrgang des Hrn. Verf.'s genau folgen, und hält man es für recht, dem Schüler, der das Verbum noch nicht gelernt hat, doch das Abschreiben (denn ein Uebersetzen ist das nicht) sogar von Formen schwacher Verba zuzumuthen, so ist (abgesehen von dem vorhin an erster Stelle erwähnten Uebelstande) das methodische Hilfsbuch für den Schulgebrauch gewiss verwendbar. Ohne Clausel dagegen empfiehlt Ref. es den jüngeren Lehrern des Hebräischen zu fleißiger Privatbenutzung. Es enthält manche zweckmäßige Ergänzung zum „Unterrichtsplan“ und bietet eine Fülle von brauchbarem Stoff, dessen Benutzung freilich, nach der in jedem Falle befolgten Methode sich richtend, eine sehr verschiedenartige sein wird.

Seite 16 ist statt **הַנָּחַשׁ** zu lesen **הַנָּחַשׁ** (die Schlange).

St. Petersburg.

Dr. Hermann L. Strack.

## DRITTE ABTHEILUNG.

---

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

---

#### *Conferenzen im Unterrichtsministerium zur Vorbereitung des Unterrichtsgesetzes.*

Der Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten Dr. Falk richtete unter dem 9. Juli d. J. an eine Anzahl von Schulmännern und von Mitgliedern der Landesvertretung die Euladung zur Theilnahme an Conferenzen, welche er „behufs der Vorbereitung eines dem Landtage vorzulegenden Unterrichtsgesetzes über mehrere das höhere Schulwesen betreffende Gegenstände, zu denen namentlich auch die Organisation der Realschulen gehört,“ abzuhalten beabsichtige. Die nähere Zeitbestimmung der für Mitte October d. J. in Aussicht genommenen Conferenz und die Mittheilung einer Vorlage über die zu verhandelnden Gegenstände blieb noch vorbehalten. Die Rücksicht auf den gegen Ende des October bevorstehenden Termin der Wahlen zum Abgeordnetenhaus beschleunigte den für die Conferenz beabsichtigten Zeitpunkt; am 29. Sept. d. J. wurde dieselbe für den 8. October einberufen; unter Mittheilung der zur Berathung bestimmten Vorlage wurde den Eingeladenen zugleich anheim gestellt, wenn sie noch andere Gegenstände desselben Gebietes zur Berathung gestellt wünschten, dieselben in bestimmter Formulirung von Thesen oder Fragen vor Eröffnung der Conferenzen einzusenden. Die Conferenzen wurden hiernach unter dem Vorsitze des Ministers selbst und unter Theilnahme des Unterstaats-Secretairs Wirkl. Geh. Ober Reg. R. Sydow, des Ministerialdirectors Wirkl. Geh. Ober Reg. R. Greiff, der Geh. Ober Reg. Räte Dr. Wiese und Dr. Stieve, sowie zeitweiser Anwesenheit anderer Räte der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums vom 8—23 October an jedem Tage von 10—3 Uhr gehalten. Außerdem war bei den Verhandlungen der General-Inspecteur des Militärerziehungswesens, General der Cavallerie, Freiherr von Rheinbaben gegenwärtig. — Entsprechend der von dem Minister bei Eröffnung der Sitzungen abgegebenen Erklärung hielten die Conferenzen den beratenden Charakter

streng ein, so dass keine Abstimmungen stattfanden und keine Beschlüsse gefasst wurden; indem in den Einladungen Bedacht genommen war, dass „sowohl die Praxis des Schulamts und der Schulleitung, wie das allgemein gebildete Interesse am öffentlichen Schulwesen“ und auf jeder der beiden Seiten entgegengesetzte Richtungen vertreten seien, so lässt sich erwarten, dass über die zur Berathung gestellten Gegenstände die einander bekämpfenden Ueberzeugungen mit deren Begründung zum Ausdrucke gelangt sind. Einen Bericht über die Verhandlungen, etwa aus den Nachrichten der Zeitungen und aus sonstigen Mittheilungen zusammengestellt, zu geben unterlassen wir, weil bei der bezeichneten Beschaffenheit der Berathungen der Berichtstatter schwerlich sich würde enthalten können, dem Berichte die Farbe seiner eignen Ueberzeugung zu geben und weil die Publication der Protokolle in naher Zeit zu erwarten ist. Unterdessen dürfte es den Lesern der Zeitschrift von Interesse sein, über die Mitglieder der Conferenz und die Gegenstände der Berathung Nachricht zu erhalten. Wir geben daher im Folgenden 1. das Verzeichniss der Mitglieder, 2. die von der Unterrichtsverwaltung aufgestellte Vorlage, 3. die von einzelnen Mitgliedern eingereichten Anträge, Thesen und Fragen.

*I. Verzeichniss der zur Berathung über mehrere das höhere Schulwesen u. s. w. betreffende Gegenstände, behufs der Vorbereitung eines Unterrichtsgesetzes, zu einer Conferenz am 8. October 1873 eingeladenen Personen*

Dr. Klix, Prov.-Schulrath, Berlin. — Dr. Gandtner, Prov.-Schulrath, Berlin. — Dr. Schrader, Prov.-Schulrath, Königsberg i. Pr. — Dr. Dillenburger, Prov.-Schul- u. Geh. Reg.-Rath, Breslau. — Dr. Hofmann, Stadtschulrath, Berlin. — Dr. Bonitz, Prof., Gymn.-Dir., Berlin. — Dr. Gallenkamp, Gewerbeschul.-Dir., Berlin. — Dr. Kern, Prof. u. Gewerbeschul.-Director, Berlin. — Dr. Jäger, Gymnasial-Director, Cöln. — Dr. Reisacker, Gymnasial-Director, Breslau. — Dr. Kruse, Gymnasial-Dir., Greifswald. — Ostendorf, Realschuldirektor, Düsseldorf. — Dr. Fritsche, Realschuldirektor, Grünberg. — Dr. Meffert, Realschul-Oberl., Posen. — Dr. Schäfer, Gymn.-Oberl., Flensburg. — Kalckhoff, Oberl. am Andreanum, Hildesheim. — Dr. phil. Paur, Mitglied d. Haus. d. Abg., Görlitz. — Dr. med. Löwe, Mitgl. d. Haus. d. Abg. u. d. Reichstags, Berlin. — Dr. Reichensperger, Appell.-Gerichtsrath u. Mitgl. d. Haus. d. Abg. u. d. Reichstags, Cöln. — Dr. med. Lucius, Mitgl. d. Hauses d. Abg. u. d. Reichstags, Kl. Ballhausen bei Gebesee. — Dr. Techow, Mitgl. d. Hauses d. Abg. u. d. Reichstags, Berlin.

*II. Vorlage für die das höhere Schulwesen betreffende Conferenz.*

1. In Folge der allmählichen Entwicklung des höheren Unterrichtswesens in Preussen bestehen gegenwärtig als nach Lehrplan und Ausdehnung verschiedene Schulkategorien neben einander: Gymnasien, Progymnasien, Realschulen erster und zweiter Ordnung, höhere Bürgerschulen mit und ohne Latein.

Eine große Zahl dieser Anstalten ist mit einer elementaren Vorschule versehen.

a. Ist eine dieser Kategorien für entbehrlich zu erachten, oder ist es zweckmässig, dass sie alle, vorbehaltlich etwaniger Veränderungen im Lehrplan und der Bezeichnung, ferner neben einander bestehen?

b. Ist insbesondere die Stellung der Realschulen zwischen den Gymnasien und den technischen Lehranstalten für ein Bedürfnis anzusehen?

Oder ist im nationalen Interesse größerer Einheit der Bildung darauf Bedacht zu nehmen, dass die jetzt vorhandene Trennung des höheren Unterrichts in eine gymnasiale und eine realistische Richtung beseitigt und beide Richtungen in einer und derselben Anstalt vereinigt werden?

c. Sind ebenso, um eine allgemeine Volks- und Elementarschule herzustellen, die Vorschulen der Gymnasien und Realschulen aufzuheben, und die Errichtung solcher Anstalten ferner nicht zu gestatten?

d. Ist die Combination von Gymnasial- und Realclassen nach dem sogenannten Bifurcationssystem ferner zulässig?

2. Welche Veränderungen des Lehrplans der Real- und höheren Bürgerschulen erscheinen, sofern diese Schulkategorien fortbestehen, nach den seit Anwendung der Unterrichts- und Prüfungsordnung vom 6. October 1859 gemachten Erfahrungen nothwendig?

3. Bedürfen die jetzt geltenden Bestimmungen über die Zulassung der Realschul-Abiturienten zu Universitätsstudien einer Abänderung?

4. Welche Veränderungen in der gegenwärtigen Organisation der Gymnasien hinsichtlich der Lehrgegenstände, der auf jeden derselben verwandten wöchentlichen Stundenzahl und des Eintritts der Gegenstände auf den verschiedenen Classenstufen lassen sich als nothwendig bezeichnen?

5. Der Religionsunterricht.

a. Sind die über die Stellung desselben im Lehrplan der höheren Schulen und über die Religionslehrer, deren Ausbildung, Anstellung und Beaufsichtigung bestehenden allgemeinen Bestimmungen einer Abänderung bedürftig, event. welcher?

b. In welchem Maße ist bei Fortdauer des gegenwärtigen Verhältnisses das Unterrichtsbedürfnis der confessionellen Minderheit von Schülern derselben Anstalt zu berücksichtigen?

6. Ist es, wenn bei den höheren Schulen für den Religionsunterricht angemessen gesorgt ist, nothwendig, außerdem Einrichtungen zu treffen oder beizubehalten, wodurch sie einen besonderen confessionellen oder kirchlichen Charakter darstellen?

7. Man hat den öffentlichen Schulen neuerdings den Vorwurf gemacht, dass sie sich die Pflege des Bewusstseins deutscher Nationalität zu wenig angelegen sein lassen. Was kann zu demjenigen, was bereits in dieser Richtung geschieht, durch besondere Anordnungen neu hinzugefügt werden?

8. Von mehreren Seiten ist gebeten worden, die Stenographie als obligatorischen Lehrgegenstand bei den höheren Schulen einzuführen. Ist es rathsam, darauf einzugehen?

9. Ist auf gesetzliche Bestimmungen über den Umfang der Schulen, die Classenzahl und die Classenfrequenz, Bedacht zu nehmen? Event. welche Bestimmungen würden in dieser Hinsicht zu treffen sein?

10. Haben sich die bestehenden Bestimmungen über das Aufnahmealter der Schüler und die Cursusdauer der einzelnen Classen bewährt? Event. welche Abänderungen erscheinen wünschenswerth?

11. Ist das jetzt geltende Maximum der Zahl wöchentlicher Lehrstunden beizubehalten, event. zu erhöhen oder zu vermindern?

12. Ist auf Beseitigung des Nachmittagsunterrichts Bedacht zu

nehmen, und wie kann die Schule aufer dem Turnunterricht, der zweckmäßigen Einrichtung der Classenzimmer u. s. w. ihrer Pflicht, auch für das leibliche Wohl der Schüler Sorge zu tragen, mehr als bisher genügen?

13. Auf welches Maß wird die Gesamtdauer der jährlichen Ferienzeit zu bestimmen sein, und wie lässt sich in der Lage der Ferien eine größere Uebereinstimmung herbeiführen?

14. Bei vielen höheren Lehranstalten namentlich städtischen Patronats bestehen besondere Curatorien. Sind die Befugnisse derselben und ihre Zusammensetzung gesetzlich zu regeln? Ist es ferner ausführbar, in analoger Weise auch bei den von Seiten des Staats unterhaltenen Schulen Curatorien zu bestellen, an denen das zunächst interessirte Publicum (die sogenannte Schulgemeinde) theilhaftig ist?

15. Ist der Schule eine disciplinarische Befugnis über die ihr anvertraute Jugend auch für deren Verhalten außerhalb der Schule zuzugestehen?

16. Kann den angestellten Lehrern ein Ascensionsrecht zugestanden werden, und wie würde dasselbe event. rücksichtlich der Ausdehnung des Staats, der Verschiedenheit des Patronats der öffentlichen Lehranstalten und der in den einzelnen Fällen erforderlichen Unterrichtsqualification zu regeln sein?

17. Ist die gegenwärtig geltende Norm, wonach der Director einer höheren Schule zur Uebernahme wöchentlicher Lehrstunden bis zu 16, die statamäßigen Oberlehrer bis zu 22, die ordentlichen Lehrer bis zu 24, die technischen und Elementarlehrer bis zu 28 zu verpflichten sind, beizubehalten?

Ist den angestellten Lehrern die Uebernahme von Nebenaemtern zu gestatten, und unter welchen Bedingungen?

Wie weit können die angestellten Lehrer zur Vertretung verhandelter Collegen ohne Entschädigung in Anspruch genommen werden?

### III. *Anträge und Fragen einzelner Mitglieder der Conferenz.*

#### *Zu No. 1—4 der Vorlage.*

In der „Vorlage für die das höhere Schulwesen betreffende Conferenz“ ist die Frage aufgestellt:

b. Ist insbesondere die Stellung der Realschulen zwischen den Gymnasien und den technischen Lehranstalten für ein Bedürfnis anzusehen?

Diese Frage macht die Erörterung der Einrichtungen der jetzt vom Handelsministerium ressortirenden Lehranstalten nothwendig. — Jede solche Erörterung führt, sofern sie erschöpfend ist, nothwendig zu dem Schlusse:

Aller öffentliche Unterricht gehört zum Ressort des Unterrichts-Ministeriums.

Da voraussichtlich ein dahin gerichteter Antrag nicht in den Bereich der Berathungen der Conferenz gezogen werden kann, so erlaube ich mir folgende, gegen den fundamentalen Fehler der vom Handels-Ministerium ressortirenden Gewerbeschulen gerichtete Thesis aufzustellen:

Eine Lehranstalt kann nicht gleichzeitig die Ziele einer niederen Fachschule und diejenigen der Vorbildung für wissenschaftliche, akademische Studien anstreben.

Gallenkamp.

1. Es widerstreitet den Interessen des Unterrichts und denen des Lebens, dass an irgend welche Mittelstufen der höheren Lehranstalten äußere Berechtigungen geknüpft sind.

2. Jede höhere Lehranstalt, d. h. jede Lehranstalt, welche ihre Schüler zu wissenschaftlicher Arbeit bildet, erhält das Recht auf Grund einer Maturitätsprüfung Zeugnisse der Reife auszustellen. — Das Zeugnis der Reife berechtigt zur freien Wahl des Berufs, zum Besuche aller höchsten wissenschaftlichen und technischen Lehranstalten des Staats und demnächst zur Ablegung aller Staatsprüfungen.

Erläuterung und Motive. Als äußere Kriterien einer höheren Lehranstalt dürften folgende ausreichen: Eine Unterrichtszeit von 8 Jahren nach Erwerbung der elementaren Vorbildung, welche jetzt zum Eintritt in die Sexta befähigt. Während dieser Zeit Unterricht in Religion, Deutsch, Geschichte und Geographie etwa mit den Zielen, wie sie bisher erstrebt sind; in mindestens zwei fremden Sprachen bis zur vollständigen Bewältigung der Schulgrammatik und der Fähigkeit die Litteraturen derselben zu verstehen und zur selbständigen Weiterbildung zu benutzen; in Mathematik und Naturwissenschaften bis zu lebendiger Einsicht in ihre Methoden und ihre wichtigsten elementaren Ergebnisse. — Es ist nicht zu bestreiten, dass durch eine der Thesis entsprechende Einrichtung die Möglichkeit eröffnet wird, einen Beruf und ein Studium zu wählen, für welche die vorhergegangene Schulbildung nicht die geeignetste gewesen; diese Möglichkeit ist aber durch die bisherigen Vorschriften nicht nur nicht ausgeschlossen, der Fall tritt vielmehr in Folge der bestehenden Privilegien vielfach mit Nothwendigkeit ein, und die Verantwortlichkeit dafür trägt der Staat, während bei der vorgeschlagenen Einrichtung der Einzelne die Verantwortlichkeit trägt, und er allein kann sie wirklich tragen. — Diejenigen, welche den Muth und die Kraft haben, die selbstgewählten größeren Schwierigkeiten zu überwinden, werden nicht die schwächsten Mitglieder ihres Berufskreises sein; es ist vielmehr wahrscheinlich, dass sie dem Staate und der Gesellschaft hervorragend tüchtige Diener sein werden.

3. Die „höhere Bürgerschule“ des Reglements vom 6. October 1859 ist eine Pro-Realschule und wird von der ersten Thesis mitbetroffen. — Es ist ein unabweisliches Bedürfnis der Bürgerbildung, dass Lehranstalten eingerichtet werden, welche in einer sechsjährigen Unterrichtszeit (nach Erwerbung der für den Eintritt in die Sexta jetzt vorgeschriebenen elementaren Vorbereitung) Religion, Deutsch, Geschichte und Geographie, eine fremde Sprache, Mathematik und Naturwissenschaften lehren und darin einen Abschluss geben. — Eine Abgangsprüfung findet nicht statt; die Zeugnisse darüber, dass das Ziel der Anstalt erreicht ist, werden vom Lehrer-Collegium festgestellt und ausgefertigt; sie verleihen u. a. das Recht zum einjährigen freiwilligen Militairdienste.

Erläuterung. Die Einrichtung, welche grundsätzlich solchen Schulen zu geben ist, ist in der Denkschrift des Stadtschulrathes Dr. Hofmann „Ueber die Einrichtung öffentlicher Mittelschulen in Berlin“ klar dargelegt. — Für den daselbst aufgestellten Lehrplan sind im Einzelnen manche Modificationen zulässig, einzelne nothwendig. — Insbesondere ist es z. B. zulässig an die Stelle des Französischen das Englische zu setzen; in Städten, in welchen keine höhere Lehranstalt besetzt, facultativen Unterricht in einer zweiten fremden Sprache einzuführen; es erscheint nothwendig, dass dem fremdsprachlichen Unterrichte



auch in den drei oberen Classen mindestens sechs wöchentliche Stunden zuge-  
theilt werden. Gallenkamp.

Die staatlichen Berechtigungen dürfen nur auf dem Wege des Gesetzes  
(durch das Unterrichtsgesetz zunächst) ertheilt und geregelt werden und knüpfen  
sich immer an den vollständigen Abschluss des Schulcursus an.

Tschow.

Ist die Königliche Staats-Regierung in der Lage, den Abiturienten der  
Mittelschulen („Mittelschulen“ im Sinne des vom Stadtschulrath Hofmann  
publicirten Planes) die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste zu ver-  
leihen? Benz.

Zu No. 1 d der Vorlage.

**S t u n d e n v e r t h e i l u n g s p l a n**  
für Gymnasium und Realschule I. O. (Realgymnasium) mit gemein-  
schaftlichen Unterclassen.

Gymnasium (9 Jahre Cursusdauer).

	Unterclassen.			Mittelclassen.			Oberclassen.			Gesamts summe
	VI.	V	IV.	U. III.	O. III.	U II.	O II.	U. I.	O. I.	
Religion . . . . .	2 <sub>2</sub>	2 <sub>3</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	18 <sub>20</sub>
Deutsch . . . . .	3 <sub>2</sub>	3 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	3 <sub>2</sub>	3 <sub>2</sub>	22 <sub>20</sub>
Latein . . . . .	10 <sub>10</sub>	10 <sub>10</sub>	10 <sub>10</sub>	10 <sub>10</sub>	10 <sub>10</sub>	10 <sub>10</sub>	10 <sub>10</sub>	8 <sub>6</sub>	8 <sub>6</sub>	86 <sub>68</sub>
Griechisch . . . . .	—	—	6 <sub>6</sub>	7 <sub>6</sub>	7 <sub>6</sub>	7 <sub>6</sub>	7 <sub>6</sub>	7 <sub>6</sub>	7 <sub>6</sub>	42 <sub>42</sub>
Französisch . . . . .	—	3 <sub>2</sub>	5 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	17 <sub>17</sub>
Englisch . . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Geschichte und Geo- graphie . . . . .	3 <sub>2</sub>	3 <sub>2</sub>	4 <sub>3</sub>	4 <sub>3</sub>	4 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	30 <sub>25</sub>
Mathematik und Rechnen . . . . .	5 <sub>4</sub>	5 <sub>3</sub>	5 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	37 <sub>32</sub>
Naturwissenschaften	— <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>—</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>1</sub>	2 <sub>1</sub>	3 <sub>2</sub>	3 <sub>2</sub>	18 <sub>14</sub>
Schreiben . . . . .	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	—	—	—	—	—	—	—	6 <sub>6</sub>
Zeichnen . . . . .	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	—	—	—	—	—	—	6 <sub>6</sub>
<b>Summa</b>	<b>28<sub>28</sub></b>	<b>30<sub>30</sub></b>	<b>32<sub>30</sub></b>	<b>32<sub>20</sub></b>	<b>32<sub>30</sub></b>	<b>32<sub>30</sub></b>	<b>32<sub>30</sub></b>	<b>32<sub>30</sub></b>	<b>32<sub>30</sub></b>	<b>282<sub>208</sub></b>

Realschule I. O. (9 Jahre Cursusdauer).

Religion . . . . .	2 <sub>3</sub>	2 <sub>3</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	18 <sub>20</sub>
Deutsch . . . . .	3 <sub>4</sub>	3 <sub>4</sub>	2 <sub>3</sub>	2 <sub>3</sub>	2 <sub>3</sub>	2 <sub>3</sub>	2 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	22 <sub>20</sub>
Latein . . . . .	10 <sub>6</sub>	10 <sub>6</sub>	10 <sub>6</sub>	7 <sub>5</sub>	7 <sub>5</sub>	6 <sub>4</sub>	6 <sub>4</sub>	6 <sub>3</sub>	6 <sub>3</sub>	68 <sub>44</sub>
Griechisch . . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Französisch . . . . .	—	3 <sub>2</sub>	5 <sub>5</sub>	5 <sub>4</sub>	5 <sub>4</sub>	5 <sub>4</sub>	5 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	33 <sub>34</sub>
Englisch . . . . .	—	—	—	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	20 <sub>20</sub>
Geschichte und Geo- graphie . . . . .	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	4 <sub>4</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	3 <sub>3</sub>	30 <sub>30</sub>
Mathematik und Rechnen . . . . .	5 <sub>5</sub>	5 <sub>4</sub>	5 <sub>3</sub>	6 <sub>6</sub>	6 <sub>6</sub>	5 <sub>5</sub>	5 <sub>5</sub>	5 <sub>5</sub>	5 <sub>5</sub>	47 <sub>47</sub>
Naturwissenschaften	— <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	6 <sub>6</sub>	6 <sub>6</sub>	6 <sub>6</sub>	6 <sub>6</sub>	32 <sub>34</sub>
Schreiben . . . . .	3 <sub>3</sub>	3 <sub>2</sub>	—	—	—	—	—	—	—	6 <sub>7</sub>
Zeichnen . . . . .	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	2 <sub>2</sub>	— <sub>2</sub>	— <sub>2</sub>	— <sub>2</sub>	— <sub>2</sub>	— <sub>2</sub>	— <sub>2</sub>	6 <sub>20</sub>
<b>Summa</b>	<b>28<sub>30</sub></b>	<b>30<sub>31</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>32<sub>32</sub></b>	<b>282<sub>203</sub></b>

Die kleinen Zahlen bezeichnen die jetzt gültige Vertheilung.

Fritsche.

L e h r p l a n

für das Gymnasium gemäß Verfügung vom 7. Jan. 1856.

für die Realschule I. O. gemäß Verfügung vom 6. October 1859.

	VI.	V.	IV.	III., <sup>1</sup>	III., <sup>2</sup>	II., <sup>1</sup>	II., <sup>2</sup>	I., <sup>1</sup>	I., <sup>2</sup>		VI.	V.	VI.	III., <sup>1</sup>	III., <sup>2</sup>	II., <sup>1</sup>	II., <sup>2</sup>	I., <sup>1</sup>	I., <sup>2</sup>	
Religion . . . . .	3	3	2	2	2	2	2	2	2		3	3	2	2	2	2	2	2	2	2
Deutsch . . . . .	2	2	2	2	2	2	2	2	2		4	4	3	3	3	3	3	3	3	3
Latein . . . . .	10	10	10	10	10	10	10	10	8		8	6	6	5	5	4	4	4	4	3
Griechisch . . . . .	—	—	6	6	6	6	6	6	6		—	—	—	4	4	4	4	3	3	3
Französisch . . . . .	—	3	2	2	2	2	2	2	2		—	5	4	4	4	4	4	3	3	3
Geographie u. Geschichte	—	2	2	2	2	2	2	2	2		3	2	2	4	4	4	4	3	3	3
Naturwissenschaften . .	(2)	(2)	2	2	2	2	2	2	2		2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Mathematik und Rechnen	4	3	3	3	3	3	3	3	4		5	4	6	6	6	5	5	6	6	6
Schreiben . . . . .	3	3	—	—	—	—	—	—	—		3	2	2	—	—	—	—	—	—	—
Zeichnen . . . . .	2	2	2	—	—	—	—	—	—		2	2	2	2	2	2	2	2	2	3
	28	30	30	30	30	30	30	30	30		30	31	32	32	32	32	32	32	32	32

Vorstehenden Lehrplänen gegenüber schlägt Unterzeichner die nachfolgenden vor unter Combinirung sämtlicher Classen bis Secunda einschließlic. (Die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst bleibt wie bisher an das Zeugnis der Reife für Ober-Secunda geknüpft.) Für den zweijährigen Coursus der Prima tritt die Bifurcation ein. Der Unterricht in Prima ist vorwiegend zum Zwecke der höheren Berufsfächer wissenschaftlich-propädeutisch für das nachfolgende Studium an der Universität, im Polytechnikum u. a. einzurichten.

	Gymnasial-Prima.							Realschul-Prima			
	VI.	V.	IV.	III, 1.	III, 2.	II, 1.	II, 2.	I, 1.	I, 2.	I, 1.	I, 2.
Religion . . .	3	3	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Deutsch . . .	2	2	2	2	2	2	2	3	3	3	3
Latein . . .	10	10	10	9	9	8	8	8	8	—	—
Griechisch . . .	—	—	6	6	6	6	6	6	6	—	—
Französisch . . .	—	—	—	4	4	4	4	2	2	6	6
Englisch . . .	—	—	—	—	—	(2 f.)	(2 f.)	—	—	4	4
Geographie u. Geschichte . . .	2	3	3	3	3	3	3	3	3	3	3
Naturwissenschaften . . .	2	2	2	2	2	2	2	2	2	6	6
Mathematik u. Rechnen . . .	4	4	4	4	4	4	4	4	4	6	6
Schreiben . . .	3	3	—	—	—	—	—	(2 f.)	(2 f.)	2	2
Zeichnen . . .	2	2	2	(2 f.)	(2 f.)	(2 f.)	(2 f.)	(2 f.)	(2 f.)	2	2
	28	29	31	32	32	31	31	30	30	32	32
				(2 f.)	(2 f.)	(2 f.)	Zeich	2 f.	2 f.	(2 f.)	(2 f.)
							2 f. Engl.	Zeich		(2 f.)	Zeich

Berlin, den 10. October 1873.

Dr. Reisaeker.

Zu No. 2 der Vorlage.

Lehrplan der Realschule.

Lehrgegenstände.	VI.	V.	IV.	III.	II.	I.
Religion . . . . .	2	2	2	2	2	2
Deutsch . . . . .	4	4	4	3	3	3
Französisch . . . . .	8	8	8	6	5	4
Englisch . . . . .	—	—	—	4	4	3
Geschichte u. Geographie	2	3	4	4	3	3
Mathematik und Rechnen	6	6	6	6	6	6
Naturwissenschaften . . .	2	2	3	4	6	8
Zeichnen . . . . .	2	2	2	2	3	3
Schreiben . . . . .	3	3	2	—	—	—
Summa	29	30	31	31	32	32

Gallenkamp.

Zu No. 2 und 4 der Vorlage.

a. Es ist pädagogisch richtiger, den fremdsprachlichen Unterricht mit einer neueren Sprache, als mit dem Lateinischen zu beginnen.

b. Eine den Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende, daher auch befriedigende Organisation des höheren Schulwesens ist undenkbar, so lange in Gymnasien und Realschulen I. O. der fremdsprachliche Unterricht mit dem Lateinischen beginnen muss.

c. Die Bestimmung, dass in Gymnasien und Realschulen I. O. der fremdsprachliche Unterricht mit dem Lateinischen beginnen muss, gefährdet die Entwicklung der politischen und socialen Zustände unseres Volkes.

d. Daher ist zwar anzuerkennen, wohl aber zu gestatten, dass der fremdsprachliche Unterricht in allen öffentlichen höheren Schulen mit einer neueren Sprache beginne.

Ostendorf.

## Zu No. 4 der Vorlage.

Zu dem Reglement für die Prüfungen der Candidaten des höheren Schulamtes vom 12. December 1866.

1. Den gedruckten Doctordissertationen inländischer Universitäten bei der Lehramtsprüfung eine blofs facultative Geltung zu geben, ist nicht zweckmässig. Ich beantrage statt des ersten Absatzes von § 14 zu setzen:

„Wenn ein Candidat bei seiner Meldung eine gedruckte Dissertation einreicht, auf deren Grund er, nach einer förmlichen mündlichen Prüfung und öffentlichen Disputation von einer inländischen philosophischen Facultät die philosophische Doctorwürde erhalten hat, so hat die Commission zu entscheiden, für welche der fachwissenschaftlichen schriftlichen Prüfungsarbeiten die Dissertation als Ersatz zu betrachten ist.“

2. Die Prüfung über die sogenannte „allgemeine Bildung“ ist aufzugeben, insoweit sie nur die schwächere Wiederholung der Maturitätsprüfung ist. Beizubehalten dagegen ist die Prüfung über Philosophie und Pädagogik, und die Prüfungen über solche Gebiete, welche die nothwendige Ergänzung des Hauptfaches sind (z. B. griechische und römische Geschichte zur classischen Philologie u. ä.)

3. Die Unterscheidung der drei Zeugnisgrade in der durch das Reglement gegebenen Fassung erachte ich für unzuweckmässig und beantrage statt derselben

erstens, dass diejenige Mittelmässigkeit der Leistungen, welche als dritter Grad bezeichnet ist, vielmehr direct für ein Nichtbestehen der Prüfung erklärt werde,

zweitens, dass im übrigen durch die approbirenden Zeugnisse nur die unbedingte und bedingungsweise Zulassung zum Lehramte unterschieden und die erstere denjenigen Candidaten zugesprochen werde, welche in einer in sich sachlich zusammenhängenden und eine Lehrerbthätigkeit ausfüllenden Fachgruppe (wie dieselben § 21 I. 2 verzeichnet sind, abgesehen von den dort erwähnten Nebenbefähigungen) die unbedingte Lehrbefähigung bis Prima erworben haben. (Auf die in § 21, I, 2 verzeichneten Fachgruppen ist im allgemeinen hingewiesen, ohne dass dadurch Zweifel an der Zweckmässigkeit einzelner Combinationen ausgeschlossen wären.)

4. § 22, Abschnitt 6 lautet: „Die Königlichen Provinzial-Schulcollegien können auch bei Candidaten und Lehrern, welche ein Zeugnis ersten Grades erworben haben, behufs ihrer Beförderung in eine Oberlehrerstelle eine Nachprüfung anordnen, wenn diese seit der ersten Prüfung längere Zeit hindurch an öffentlichen Anstalten, oder in den betreffenden Fächern in oberen Classen nicht unterrichtet haben.“ Ich beantrage die Aufhebung dieses Satzes, der das auf das Prüfungszeugnis begründete Recht gänzlich unsicher macht.

5. Das im § 40 dem Provinzial-Schulrathe zugesprochene Recht, „in seiner Gegenwart eine oder mehrere Probelectionen halten zu lassen“, bedarf in Betreff der für solche Probelectionen zu bestimmenden Classen und Gegenstände der Begrenzung durch eine authentische Erklärung.

6. Die durch das Reglement vorgeschriebene und zur rechtlichen Giltigkeit der Zeugnisse erforderliche collegiale Form der mündlichen Prüfung wird thatsächlich nur dann können ausgeführt werden, wenn in

880 Conferenzen zur Vorbereitung des Unterrichtsgesetzes.

stark beanspruchten Prüfungscommissionen die am meisten betroffenen Prüfungsfächer doppelt besetzt werden.

Bonitz.

*Zu No. 5 und 6 der Vorlage.*

Für den Confirmanden - Unterricht der Gymnasiasten pflegt die gleiche Zahl von Semestern erfordert zu werden, wie bei anderen nicht in gleichem Maße vorgebildeten Confirmanden. Es fragt sich

ob das Königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in der Lage ist, bei den Predigern eine zweckmäßige Aenderung der jetzigen Einrichtung zu erwirken. Bonitz.

*Zu No. 16 der Vorlage.*

Es ist dringend wünschenswerth, dass in einem Schulgesetz die Bestimmung des „Rangverhältnisses der Lehrer im öffentlichen Leben“ nicht übergangen werde. — Vergl. Wiese, Verordnungen II. S. 125.

Bonitz.

## ERSTE ABTHEILUNG.

### ABHANDLUNGEN.

#### Zur Methodik des deutschen Aufsatzes.

Das bekannte Buch von Laas „der deutsche Aufsatz in der ersten Gymnasialclassen (Prima)“ hat den Anstoß zu einer lebhafteren Bewegung auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes überhaupt gegeben. Programme und Abhandlungen in den Zeitschriften unterwerfen den bisherigen Stand der Sache einer wiederholten Prüfung, bringen neues Material, stellen neue Gesichtspunkte auf und suchen danach Zweck und Methode zu bestimmen. So erschien in der Zeitschrift für Gymnasialw. Juni 1872 ein Artikel über den deutschen Aufsatz in der Secunda, und die folgenden Zeilen wollen über die Behandlung des deutschen Aufsatzes in der Tertia reden.

Theilung der Arbeit, wird der Leser denken, ist allerdings eine schöne Sache, — wo sie angebracht ist. Wie lange wird es aber dauern, so kommt der sog. „Aufsatz“ in der Quarta oder gar in den unteren Classen, wo ja nach der Ansicht einiger Pädagogen Stilübungen schon ganz am Platze sein sollen, an die Reihe, um „methodisch“ verarbeitet zu werden. Was soll daraus werden, wenn jede Classe ihre Privatmethode hat, ohne Rücksicht auf das letzte und gemeinsame Ziel des Unterrichts und ohne organischen Zusammenhang mit den vorhergehenden und folgenden Stufen?

Ich muss dem Leser vorläufig Recht geben. Aber es ist auch weniger Zweck des Folgenden, eine für die Behandlung des Aufsatzes in der Tertia neu und besonders erfundene Methode zu geben, als vielmehr auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die in allen dergleichen Versuchen, überhaupt Methode in den deutschen Unterricht zu bringen, bisher übersehn oder doch wenig beachtet zu sein

scheinen. Des bequemeren Nachweises halber und weil ich zugleich in aller Kürze einen positiven Versuch vorlegen möchte, wie etwa den nachzuweisenden Mängeln abzuhelfen sei, habe ich den beschränkteren Standpunkt der Tertia gewählt.

Nehmen wir ein beliebiges Programm, in dem der deutsche Lehrer der Tertia, der seine Sache recht gut gemacht zu haben glaubt, die von seinen Schülern im Laufe des Jahres bearbeiteten Themata zum gemeinen Nutzen hat abdrucken lassen. Wer diesen Unterricht selbst in Händen hat, wird zugeben, dass er dem betreffenden Collegen zu einiger Dankbarkeit verpflichtet ist. Niemand ist mehr und öfter in Verlegenheit, womit und wie er seine Schüler schriftlich angemessen beschäftigen soll, als eben der deutsche Lehrer in den mittleren Classen. Die Lectüre ist wenig umfangreich und daher nicht immer ausgiebig, und die Zahl der sonstigen Themata, soweit sie noch nicht gar zu trivial geworden sind, ist bald erschöpft. Auch der gewissenhafteste Lehrer, oder dieser erst recht, klopft an alle Thüren an, um z. B. eines für die Probearbeit geeigneten Themas habhaft zu werden. Der lateinische, der geschichtliche, der naturwissenschaftliche, wohl auch der theologische Colleague werden der Reihe nach in Contribution gesetzt, ein Thema oder auch nur den Wink zu einem solchen von sich zu geben. In diesen und ähnlichen Fällen leistet nun auch das besagte Programm gute Dienste. Man beneidet wohl gar den Mann, der seine Aufgaben veröffentlicht, um seine Erfindungsgabe, um die hübsche Reihe angemessener und wohlklingender Aufgaben und denkt beschämt an dies oder jenes eigene Thema, das, eine unausgetragene Frucht des zwingenden Augenblicks, sich gedruckt doppelt unpassend ausnehmen würde. Wie leicht und bequem haben es die Lehrer der Mathematik und der fremden Sprachen! Sie sind um geeignete Aufgaben nie verlegen: aus dem Gange ihres Unterrichts wächst ihnen eine Reihe sich aneinander anschließender und methodisch aufsteigender Aufgaben von selbst in die Hand. Jene Sucht nach Themata und die ewige Verlegenheit darum ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit des deutschen Unterrichts, d. h. ein *testimonium paupertatis*, wie es nicht schlimmer und erniedrigender gedacht werden kann. Sollte denn der deutsche Unterricht wirklich nicht seine Kosten aus eigenen Mitteln bestreiten können! Wo liegt der Fehler, und wie ist hier Abhilfe zu schaffen?

Sehen wir unser Programm etwas genauer darauf an. Das erste Thema lautet: Wohlthätig ist des Feuers Macht. — Nicht ganz neu, aber doch recht brauchbar. In der Vorbesprechung

weist der Lehrer darauf hin, dass der Nutzen des Feuers ein sehr mannigfacher sei, dessen verschiedene Seiten der Schüler zu finden, zu ordnen und zu beschreiben habe. Den Anfängern wird vielleicht Prometheus als Einteilung und das *contrarium* als Schluss, oder umgekehrt, mit auf den Weg gegeben. Bei der Rückgabe der Arbeiten macht dann der Lehrer aufmerksam auf die begangenen Fehler, auf wesentliche Lücken in der Aufzählung, auf Mängel in der Anordnung des Stoffes, überhaupt auf das, was gegen die der Sache angemessene Darstellung verstößt. „Jetzt weiß ich's, denkt der Schüler, wie ich das Ding anzufassen habe! Das nächste Mal soll es schon besser werden!“ Gespannt hält er seine Feder bereit für das zweite Thema: — Sollen dich die Dohlen nicht umschrein, musst du nicht Knopf auf dem Kirchthurm sein — tönt es von den Lippen des Lehrers. Statt der erwarteten Beschreibung erfolgt ein allgemeines Thema. Neue Anleitung wird ertheilt, neue Fehler werden begangen, getadelt — und kaum ist dem Schüler eine Ahnung aufgegangen, wie er diese oder jene Art von Aufgaben zu behandeln habe, kaum hat sich in ihm der erste Ansatz zu bewusstem Können herausgebildet, so wird durch das nächste ganz heterogene Thema alles wieder bei Seite geschoben: — Graf Eberhard der Rauschebart in den Uhlandschen Balladen — Wie kann man die Umgebung von Xstadt zu Ausflügen benutzen? — Worin bestand der größte Sieg des Drachensiegers? — Meine häusliche Beschäftigung — Die Belagerung von Alesia — u. s. w. So bläst der Wind jedesmal aus einer andern Ecke, und es ist kein Wunder, wenn mancher Schüler von wenig robuster Constitution auf diesem uferlosen Meere bald hierhin bald dorthin gewirbelt, endlich ernstlich schwindlig wird. „Es ist das doch ein recht confuser Kopf!“ heifst es dann, während der Vorwurf der Confusion an eine ganz andere Adresse zu richten wäre.

Fast alle dergleichen Sammlungen von Aufgaben, auch für die oberen Classen, sind eine bunt zusammengewürfelte Reihe, ein bloßer Haufe, der jedes inneren Zusammenhanges, jedes methodischen Aufbaues entbehrt, wie er sich nur aus einem einheitlichen Princip heraus entwickeln kann. Solcher methodischer Einheiten giebt es bekanntlich zwei: eine materiale und eine formale, der Inhalt der Lectüre oder die Art der Darstellung. Streng genommen hat sich der deutsche Unterricht nur mit der Einführung in die deutsche Sprache und Litteratur zu befassen, und in den oberen Classen hat auch der deutsche Aufsatz ganz entschieden hierin seine Hauptaufgabe zu suchen. Da aber das in der Tertia zur Behandlung



kommende Material noch wenig umfangreich und zusammenhängend ist, so wäre es unzweckmäßig, weil nicht durchführbar, die methodische Einheit hieraus zu entnehmen. Dazu kommt, dass eine Scheidung des logisch-propädeutischen (grammatischen) von dem rein deutschen Unterricht, wie sie in den oberen Classen mit Recht angestrebt wird, in der Tertia noch nicht zulässig ist. Es schien mir deshalb für den folgenden eigenen Versuch das formale Princip das geeignetste zu sein, um eine Methode daraus abzuleiten. Soweit es möglich ist, wird der Inhalt dem behandelten Stoffe zu entnehmen sein, wie ihn die Gedichtsammlung und, so lange wir trotz der Menge der vorhandenen Lesebücher immer noch eines passenden entbehren, vorläufig — die Bibel<sup>1)</sup> an die Hand geben.

Eine zweite Schwierigkeit und Verlegenheit erwächst dem Lehrer aus der Beurtheilung der Aufsätze. Woher soll er seinen Mafsstab entnehmen? Welche bestimmten Forderungen giebt es, um je nach ihrer Erfüllung eine Arbeit befriedigend oder nicht befriedigend zu nennen? In jeder andern Disciplin ist ein bestimmtes Mafß des Wissens und Könnens vorgeschrieben, das der Schüler sich anzueignen hat und wonach seine Fortschritte beurtheilt werden. Anders im Deutschen. Abgesehen von Interpunction, Orthographie, Rection — Dinge, die ja eine exacte Beurtheilung zulassen, aber, wenn auch noch so nothwendig, doch für den eigentlichen Zweck des deutschen Aufsatzes Nebensachen sind, bildet sich bei dem Lehrer mit der Zeit ein gewisses Gefühl aus, was und wieviel in der schriftlichen Darstellung von einem Schüler dieses Alters zu verlangen sei. Es würde ihm aber sehr schwer fallen, sollte er dieses Gefühl auf einen bestimmten Ausdruck bringen. Er käme über wenig besagende Allgemeinheiten, wie: angemessene Fertigkeit, einige Gewandtheit nicht hinaus. Besonders deutlich tritt dieser Mangel eines festen Mafsstabes in der Beurtheilung der schriftlichen Leistungen im Deutschen in den Versetzungsconferenzen zu Tage. Jeder andere Lehrer urtheilt einfach: N. N. hat das Pensum inne und ist reif, oder im Gegentheil. Das Urtheil ist sozusagen ein richterliches, und bei Meinungsverschiedenheiten handelt es sich nur um den Vergleich des Geleisteten mit dem Geforderten oder höchstens um die Auslegung der gesetzlichen Vorschrift. Der deutsche Lehrer dagegen ist Richter und Gesetzgeber zugleich; noch schlimmer: er soll richten, wo es gar kein Gesetz giebt, wo sein subjectives und darum schwankendes Gefühl an die Stelle der objectiven Norm tritt. Daraus er-

<sup>1)</sup> Uebrigens auch als hervorragendes Sprachdenkmal hier ganz gut am Platze.

giebt sich ein doppelter Schade. Einmal ist das Verfahren des Lehrers, er mag es noch so gewissenhaft meinen, im Grunde doch reine Willkür, und auf der andern Seite werden, um dem Schüler wieder nicht Unrecht zu thun, die Leistungen so lax und weitherzig wie nur möglich beurtheilt. Ist ein Probeaufsatz dürftig und oberflächlich dem Inhalte, unbeholfen der Darstellung nach, aber frei von orthographischen und sonstigen groben Fehlern, so kann der deutsche Lehrer, wenn er sich gegen die Versetzung des betreffenden Schülers sträuben sollte, sicher sein, dass ihm entgegengehalten wird: Was kann man denn an Gedanken und Darstellung Besonderes von einem Tertianer verlangen? Die Gedanken werden ihm schon später kommen, und Gewandtheit des Ausdrucks ist etwas, das sich überhaupt schwer lehren lässt. Ueberlassen wir das den Jahren und der allmählichen Reife! — Was soll der Lehrer des Deutschen dagegen Triftiges einwenden? Er kann auf nichts hinweisen, das der Schüler wissen oder können muss, um für die Versetzung reif zu sein. Sein Urtheil ist immerhin von Gewicht, aber doch nur ein persönliches. Ueber das Deutsche glaubt jeder oft recht Unberufene sein Urtheil haben und abgeben zu können, und die Ansichten über das Mafß der Anforderungen gehn recht weit auseinander. Das Resultat ist, dass wenn der fragliche N. N. im übrigen auch nur nothreif ist, das Deutsche ihm nicht den Hals bricht. Gelingt es einem Lehrer mitunter dennoch, dem Deutschen den gehörigen Einfluss zu verschaffen, so ist dies mehr seiner Persönlichkeit als seinen sachlichen Gründen zuzuschreiben. Diese innere Unsicherheit und Haltlosigkeit, dieser Mangel an jedem genau begrenzten Ziel ist es, was den deutschen Unterricht in eine schiefe und unklare Stellung zu dem Gesamtorganismus der Schule bringt. Auf seinem eigenen Gebiete ist er, wenigstens in den untern und mittlern Classen, beinahe sich selbst zur Last; er weiß weder recht, was er soll, noch wie er es soll. Jeder Lehrer experimentirt auf seine eigene Faust, und kommt dabei nicht viel heraus, so schadet es auch wenig. Damit hängt ganz natürlich zusammen, dass der deutsche Unterricht auch nach außen hin geringeres Ansehn genießt als die fremden Sprachen. Der s. g. classische Philologe hat meist eine gewisse Abneigung gegen diesen Unterricht, er betrachtet die deutschen Stunden mehr als eine Erholung, und die Aufsätze als eine ergiebige Fundgrube ergötzlicher Stilproben. Es soll kein besonderer Vorwurf sein. Der streng geschulte Philologe vermisst hier eben die durchgebildete und erprobte Methode, die genaue Begrenzung des Stoffes und den organischen Zusammenhang der einzelnen Stufe mit dem Zwecke

des Ganzen. Erst in den oberen Classen, wo er einen bestimmt abgegrenzten und wissenschaftlich durchgearbeiteten Stoff unter den Händen hat, fühlt er sich mehr zu Hause.

Also was dem deutschen Aufsatz noth thut, ist ein für jede Stufe bestimmt abgegrenztes in den Gesamtzweck des Unterrichts einmündendes Ziel, eine aus der Natur dieses Zieles von selbst sich entwickelnde Methode, und ein aus beiden sich ergebendes genaues Mafs der Leistung.

Der deutsche Aufsatz in der Tertia hat einerseits die Uebung des Denkens, andererseits die Einführung in das Verständniss der künstlerischen Darstellung nach Mafsgabe des jugendlichen Vermögens zur Aufgabe.

Das Denken wird auf dieser Stufe am unmittelbarsten durch grammatische Uebungen gebildet, die hier ihren Abschluss finden; das Urtheil (Verknüpfen und Sondern des Stoffes) kommt überall und besonders bei der im weiteren Sinne so genannten Beschreibung zur Uebung.

Die rhetorisch-ästhetische Vorbildung, die im Aufsätze ihre Concentration und Uebung findet, soll einführen in das Verständniss der einfachsten Mittel künstlerischer, namentlich poetischer Darstellung, wie sie dem Schüler in den classischen Werken unserer Nationallitteratur entgegentritt. Und zwar ist der Schüler bekannt zu machen mit den elementaren, aber gerade darum wirksamsten rhetorischen Mitteln der Parallele (des Gegensatzes) und der Steigerung (die ja auch in der Poesie zur Anwendung kommen) sowie mit den einfachsten Formen der rein poetischen Einkleidung.

Diese vier Kreise geben die Einheiten, die Gebiete an, auf denen sich der deutsche Aufsatz zu bewegen hat. Da sie alleammt eine zusammenhangende vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Leichterem zum Schwierigeren aufsteigende Lehre, eine Art von Theorie voraussetzen, so besteht die daraus sich von selbst ergebende Methode einfach darin, dass jeder einzelne Kreis in einer fortgehenden die Theorie stets zur Anwendung und Uebung bringenden Reihe von Aufgaben bearbeitet wird. Rechnen wir auf jedes Gebiet ein Semester, so wird eine zweijährige Tertia dies Pensum grade absolviren. Intensivität der Wirkung, sicheres, weil auf systematisch ausgebildetem Wissen beruhendes Können, ein daraus gewonnener bestimmter Mafsstab der Beurtheilung, der dem Lehrer an die Hand gegeben wird, endlich organische Ein-

fügung dieser Stufe in den deutschen Gesamtunterricht — das ist der Vortheil und der Gewinn, den ich mir auf einige Erfahrung gestützt, von diesem Verfahren verspreche.

Zwei Punkte sind es, in denen ich auf ernstlicheren Widerspruch zu stoßen fürchte. Erstens hinsichtlich der grammatischen Uebungen. Es giebt bekanntlich Gegner jedes specifisch grammatischen Unterrichts im Deutschen, und zu diesen zählen berühmte Namen, die alles Heil und alle Kunst allein von dem naiven Gebrauche der Muttersprache erwarten und dergleichen Uebungen brandmarken als mechanische Abrichtung, leere Spielerei, anatomische Tortur am lebendigen Leibe der Sprache, durch welche die eigentliche Seele getödtet würde. Wie aber zur richtigen und angemessenen Handhabung eines jeden Werkzeuges genaue Bekanntschaft mit demselben und eingehende Uebung gehört, so ist es auch mit der Sprache. Leichtigkeit, Correctheit, und sich der Mittel bewusste Fertigkeit im Gebrauche der Sprache ist nur durch selbständige und systematische Uebung zu erlangen. Nur durch ausdrückliche grammatisch-stilistische Uebungen bildet sich das Gefühl für das Eigenthümliche der Muttersprache, für die Adäquatheit des Ausdrucks mit den Gedanken, für die durch Worte und Satzstellung gegebenen Schattirungen des Sinnes zu dem Grade aus, wie es für eine gebildete und angemessene Darstellung unerlässlich ist. Und zwar sind dabei besondere schriftliche Uebungen nöthig, die nicht etwa ab und zu vorkommen, sondern durch eine streng geordnete Reihe von zusammenfassenden Aufgaben den Schüler zwingen, sich anhaltend und eingehend mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Ich nehme daher keinen Anstand, diesen Uebungen ein ganzes Semester einzuräumen und kann bezeugen, dass sichtbare und bleibende Resultate sich erreichen lassen. Auch der Vortheil, der sich für die Correctur ergibt, mag nicht unerwähnt bleiben, dass nämlich für spätere Arbeiten ein bekanntes Zeichen genügt, um dem Schüler bemerklich zu machen, worin er stilistisch gefehlt hat. Der Einwurf endlich, als ob den Schüler dergleichen trockene Uebungen langweilten, kann nicht ernsthaft gemeint sein. Er hat zu ihnen dieselbe Lust, wie zu einem Exercitium über syntaktische und andere Regeln in einer fremden Sprache, eher noch mehr, da das Material der Muttersprache ihm vertrauter und handlicher ist.

Der zweite Punkt betrifft die rhetorisch-ästhetische Vorbildung. Manch einer wird bedenklich den Kopf schütteln und meinen, der Ausdruck sei zwar recht wohlklingend, aber die Anforderung für Tertianer viel zu hoch gespannt und daher wenig praktisch. Suchen

wir eine Verständigung durch ein Beispiel. Der Lehrer würde sich seiner Aufgabe nur oberflächlich entledigen, der sich bei der Lectüre der Schillerschen Bürgschaft damit begnügen wollte, das Gedicht lesen zu lassen, es sachlich und wörtlich zu erklären, es zum Auswendiglernen aufzugeben und alles übrige dem Schüler zu überlassen. Die so oft und gern wiederholte Redensart von der stillen unbewussten Wirkung der Poesie auf das Gemüth, einer Wirkung, die als ein sensitives *Noli me tangere* vor jeder rohen Berührung einer zerpfückenden Exegese bewahrt bleiben müsse, ist, fürchte ich, nur zu oft ein bloßer Vorwand der Bequemlichkeit oder der Verlegenheit. Von einem seiner Sache mächtigen und gewissenhaften Lehrer ist zu verlangen, dass er darauf hinweise, wie der Schwerpunkt des Gedichtes in dem Kampfe des Damon mit den Hindernissen liegt, die sich seiner rechtzeitigen Heimkehr in den Weg stellen, wie diese Hindernisse eine wohlberechnete und dadurch das Gemüth des Hörers spannende Steigerung bilden, wie Damon erst mit äußeren, in ihrer Folge sich wiederum steigernden Hindernissen (Natur — Menschen — körperliche Schwäche), dann mit immer mächtiger auf ihn eindringenden inneren Versuchungen (veranlasst durch die Wanderer — den Phlostratus — die sichtbar erfolgende Hinrichtung des Freundes) zu kämpfen hat und sie alle siegreich besteht. Das müssen die Schüler verstehen, sonst ist das Gedicht überhaupt keine Lectüre für sie; sie können es aber verstehen, das beweist ihre Theilnahme. Ich sage hiermit keinem verständigen Lehrer etwas Neues; ich will nur zeigen, dass auch der Tertianer recht wohl im Stande ist, z. B. die Steigerung als ein Hauptmittel künstlerischer Darstellung überhaupt zu begreifen. Aber mit dem einmaligen Begreifen ist es noch nicht gethan; die Schüler müssen es durch häufige Uebung zu einer gewissen Geläufigkeit des ästhetischen Verständnisses bringen, wie jeder, der in eine Kunst eindringen will. Denn nichts ist thörichter als die weitverbreitete Meinung, Poesie, Kunstpoesie (und das ist unsere classische Litteratur ausschließlich) könne jeder halbwegs Gebildete ohne weiteres verstehen und — wahrhaft genießen! Der deutsche Aufsatz nun giebt dem Schüler Anlass und Gelegenheit sein ästhetisches Wissen und Verstehen an einem bestimmten Objecte klar und präcis zu zeigen, und so ein sicheres Fundament für das selbstthätige Verständnis der weiteren Lectüre in den oberen Classen zu legen.

Ausdrücklich sei das Missverständnis abgelehnt, als sollten die jungen unreifen Geister zu Kritikern und Rednern herangebildet

werden. Sie sollen nicht über das Kunstwerk, sondern aus ihm heraus lernen und schreiben. Ebenso wenig wird verlangt, dass sie sich productiv verhalten. Die Stärke der Jugend besteht grade in der von Kritik noch nicht gestörten selbstvergessenen Hingebung an das Schöne, die sich, wenn sie activ wird, höchstens in Nachahmung und Anlehnung äußert. Sehr wenige Themata in dem folgenden Plane setzen eigene Erfindung voraus, und auch diesen kann Fleiß und Nachdenken gerecht werden.

Die Behandlung und Benutzung der folgenden Aufgaben denke ich mir ungefähr folgendermaßen. Nachdem der Lehrer in Veranlassung des ersten Themas hat finden lassen, was z. B. zu einer Beschreibung gehört und wie die aufgegebene in der einfachsten Weise anzulegen sei, benutzt er die Rückgabe der Arbeit, um auf die Fehler aufmerksam zu machen, in die der Schüler bei Bearbeitung dieser Art von Aufgaben zu verfallen geneigt ist und fortan doppelten Grund hat zu vermeiden. Bei dem dritten Thema veranlasst etwa der vom Beschauer gewählte Standpunkt eine Veränderung in der Anlage der Beschreibung. Von der Darstellung des Räumlichen schreiten sodann die Aufgaben fort zu der des Nacheinander und der verschiedener Anordnung, und leiten endlich über zu der Beschreibung geistiger Zustände (Charakteristik). Immer jedoch ist auf die Regeln zu recurriren, die sich bei wiederholter Anwendung für eine deutliche und erschöpfende Beschreibung dem Wesen der Sache nach als grundlegend herausstellen. Eine Stunde wöchentlich wird zur Vorbesprechung der Themata, soweit diese nicht schon bei der Lectüre vorgenommen ist, sowie zur Durchnahme der Correctur genügen.<sup>1)</sup>

## I.

A. *Construction.*

- No. 1. Nachbildung von gegebenen Perioden. (Mit bezeichnetem Inhalte).
- No. 2. Dieselbe Aufgabe an schwierigeren Perioden.
- No. 3. Verknüpfung kurzer Sätze zu Perioden.
- No. 4. Dieselbe Aufgabe mit freier Umstellung der Sätze innerhalb derselben Periode.
- No. 5. Umwandlung von Perioden mit Verschiebung des logischen Hauptgedankens. (Nebensätze werden zu Hauptsätzen und umgekehrt).
- No. 6. Auflösung und andersartige Verknüpfung mehrerer dem Sinn nach zusammenhängender Perioden. (Mit Durchbrechung des bisherigen periodischen Rahmens).

---

<sup>1)</sup> Sowie der Aufsatz seinen Inhalt aus der Lectüre entnimmt, so wird die Lectüre aus der Methode des Aufsatzes Haltung und Abschluss gewinnen.

B. *Übersetzung.*

- No. 7. Eine Stelle aus dem Cäsar mit Beibehaltung des Periodenrahmens, aber Umstellung der Sätze innerhalb desselben (z. B. de b. Gall. I, 40.)  
 No. 8. Dieselbe Aufgabe aus einer andern Sprache.  
 No. 9. Eine Stelle aus dem Cäsar in anderer Periodisierung.  
 No. 10. Charakter der Gallier, nach Cäsar. Mit guter Uebersetzung der einschlagenden Stellen. (Für ältere Schüler nach II C.)

II. <sup>1)</sup>A. *Darstellung von Dingen.* (Beschreibung).

Vom Centrum zur Peripherie:

- No. 1. Der Rubenowplatz. (Mit besonderer Beschreibung des Denkmals).  
 No. 2. Ein römisches Lager zur Zeit Cäsars.

Von der Peripherie zum Centrum:

- No. 3. Die Stadt Greifswald.  
 Zusammenstellend und nach bestimmten Gesichtspunkten ordnend:  
 No. 4. Der Jordanfluss in der heiligen Schrift.  
 Oder etwa für Realisten:  
 Die Nester der einheimischen Vögel. (Nach Bauart, Material, Wahl des Ortes u. s. f.)  
 No. 5. (Uebergang zu B) Unsere jugendlichen Spiele. (Nach den Jahreszeiten, den Spielzeugen, der Anzahl der Betheiligten, der Pointe)

B. *Darstellung von Begebenheiten und Handlungen.* (Erzählung)

Chronologisch ordnend:

- No. 6. „Die Kinder sie hören es gerne“ von Goethe. (Vgl. G.'s Note zu diesem Gedicht.)

In verschränkter Anordnung (mit Episoden):

- No. 7. Die Geschichte Josephs.  
 No. 8. „Die Kraniche des Ibykus“ von Schiller.

C. *Darstellung von Persönlichkeiten* (Charakteristik).

- No. 9. Karl der Große in der Sage (Nach den Gedichten im Eichtormeyer).  
 No. 10. Die Bäume bei den Dichtern <sup>2)</sup>.

a) mit dem Charakter der Milde: Fruchtbäume; Birke, Buche.

b) mit dem Charakter bewusster Kraft: Eiche, Ulme, Ceder.

c) mit dem Charakter der Ueberhebung:

α) naiver Eitelkeit: Tanne.

β) leerer Aufgeblasenheit: Pappel, Erle.)

## III.

A. *Parallele.* (Gegensatz).

Nachweisung der Aehnlichkeiten:

- No. 1. Einzelne Vorübungen: a) Schlaf und Tod. b) Siegfried und Roland. c) Meer und Wüste.  
 No. 2. Auf welcher Parallele beruht „das rettende Lied“ von Bäfslar?

<sup>1)</sup> Wer den Wilhelm Tell in der Tertia lesen lässt, dem werden eine reiche Auswahl von passenden Aufgaben aus der Lectüre für dieses Semester zu Gebote stehn. Ein solch enges Hand in Hand gehn von zusammenhängender Lectüre und methodisch geordnetem Aufsatz ist mein eigentliches Ideal.

<sup>2)</sup> sc. den in der Eichtormeyerschen Sammlung vertretenen.

## Hervorhebung der Gegensätze:

- No. 3. a) Seydlitz und der alte Ziethen. Nach Th. Fontane. (Zu II C)  
 b) Vergleichung der Gedichte: Graf Eberhard im Bart“ von Zimmermann und „der reichste Fürst“ von Kerner.
- No. 4. „Der Graf von Habsburg“ und seine Quelle.
- No. 5. Anlage des Gedichtes „die Glocken von Speier“ von Max v. Oer. (Doppelter Gegensatz der inneren Würdigkeit und der äußeren Lage).
- B. *Steigerung.*
- No. 6. Einzelne Vorübungen der Steigerung ad majus: a) Stufenfolge der Glücksfälle in der Ballade: Der Ring des Polykrates.  
 b) Stufen des Glücks (Umgebung, Leib, Seele — reich, gesund, zufrieden) vgl. das Gedicht: Zufriedenheit, von Martin Miller.
- No. 7. Inwiefern bilden die Hindernisse, die sich der rechtzeitigen Heimkehr des Damon in den Weg stellen, eine Steigerung?
- No. 8. Einzelne Übungen der Steigerung ad minus: a) Rückblick auf die Verkehrsmittel früherer Zeiten.  
 b) „Morgen ist's Feiertag“ in dem Gedichte: das Gewitter, von Schwab. (Die verschiedenen Erweiterungen je nach dem Lebensalter).
- No. 9. Combination beider Arten von Steigerung: a) Der wahrhaft Weise hat die wenigsten Bedürfnisse. (Vgl. „der neue Diogenes“ von Chamisso).  
 b) Nutzen der Naturreiche im Verhältnis zu der Schwierigkeit ihrer Ausbeutung.
- No. 18. Gesetz und Vergebung in den Schwabschen Balladen: Blutrache.

## IV. 1)

A. *Vergleich.*

- No. 1. Womit kann man 1. den Himmel, 2. das Auge (s. das Schillersche Räthsel), 3. das Meer (s. „Begrüßung des Meeres“ von Anast. Grün). 4. das menschliche Leben (s. Psalm 90) vergleichen? Mit Angabe der tertium comp. und Belegstellen aus Dichtern.
- No. 2. Ausführung des Schillerschen Räthsel vom Schiff.
- No. 3. Der Wald ein Tempel. Nach dem Gedichte: Der Wald, von Emanuel Fröhlich (zu III B).

B. *Beispiel und Fabel.*

- No. 4. Die Macht des Gesanges. An Beispielen nachgewiesen.
- No. 5. Abänderung und Fortführung bekannter Fabeln nach Lessingscher Methode.
- No. 6. Erfindung von Fabeln nach gegebener Moral. (Untreue schlägt den eignen Herrn. Es geschieht nicht selten, dass man Scheinbares lobt, Nützlicheres aber verachtet u. s. w.)

C. *Gleichnis.*

- No. 7. Ausdeutung der Gleichnisse von der Ausbreitung des Reiches Gottes. (Matth. 13, 24—34). a) äußere Ausdehnung (Senfkorn).

<sup>1)</sup> In dem Finden und Festhalten des tertium comparationis ist eine vorzügliche Übung des Urtheils gegeben. Vgl. Poetik, Rhetorik und Stilistik v. W. Wackernagel S. 388.



b) innere Zugehörigkeit (Sauerteig).

c) Incongruenz beider Kreise (Unkraut unter dem Weizen; gute und faule Fische V. 47.)

No. 8. Vergleichung von Matth. 25, 14—30 mit Luc. 19, 12—26. (Zu III A.)

No. 9. Wie lassen sich Gleichnisse fortführen? Nachzuweisen an Gleichnissen des N. T.s (Luc. 14, 16—24 und Matth. 22, 2—14; Matth. 18, V. 23—27 und V. 28—34; Luc. 15 V. 11—24 und V. 25—32).

Es wird niemandem schwer fallen, nach Anleitung dieses Planes eine mehrfache Garnitur von Themen zu finden, die er auf längere Zeit schon im voraus aufstellen kann. Die *ratio* wirkt aber ungemein triebkräftig auch auf die Erfindung. Nicht alle Aufgaben, die möglicherweise für die Tertia passend sind, haben in dem vorliegenden Schema ihren Platz. Absichtlich ausgeschlossen sind die sog. allgemeinen Themata, bei denen sich der Schüler an nichts Gegebenes anlehnen kann, und doch Eigenes zu liefern noch nicht im Stande ist. Eigentliche Argumentation und selbständigere Gedankenentwicklung sind höchstens erst von einem Secundaner zu verlangen. Ueberdies ist einiges sicher können besser als vieles von ungefähr.

Ich bin weit entfernt, den vorliegenden Versuch, System in den deutschen Aufsatz zu bringen, für einen vollkommenen zu halten, und wäre selbst am besten im Stande, Schwächen und Mängel desselben aufzudecken. Andere mögen von andern Voraussetzungen zu andern Resultaten kommen, mögen den Durchschnittstertianer mit dem Mafß seiner Anlagen und Bedürfnisse besser kennen, aber darin werden alle übereinstimmen, dass der deutsche Unterricht, wie er im deutschen Aufsatz sich concentrirt, nicht etwa einer allgemeinen Theorie, denn diese ist hinreichend ventilirt, sondern endlich auch einer durchgebildeten Methode bedarf, wenn er auf den Namen einer wissenschaftlichen Disciplin Anspruch machen will.

Greifswald.

Vogel.

## ZWEITE ABTHEILUNG.

### LITTERARISCHE BERICHTE.

Lexicon Aeschyleum. Edidit Guilelmus Dindorfius. Fasc. prior. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXIII. (Erster Fascikel bis zum Buchstaben N 224 Seiten in Quartformat.)

Ein neues Lexikon zum Aeschylos war längst ein wissenschaftliches Bedürfnis, denn eine so verdienstvolle Leistung auch seiner Zeit Wellauers Lexikon vom Jahre 1830 war, so zeigt es sich doch den grossen seitdem in dem Text eingetretenen Veränderungen gegenüber ungenügend; insbesondere lässt die Behandlung der Partikeln, Präpositionen, Conjunctionen u. dgl. vieles zu wünschen übrig. Wenn irgend einer, so war Wilhelm Dindorf berufen dem Mangel abzuhelpfen. Um ein solches Werk zu unternehmen muss man aus dem vollen schöpfen und über die wissenschaftlichen Hilfsmittel eines Sitzes der Wissenschaft wie Leipzig verfügen können. Wenn Ref. von einem Winkel Pommerns aus Dindorfs Arbeit bespricht, so bekennt er von vornherein, dass er dem feinen Kenner der griechischen Sprache und verdienstvollen Herausgeber des Aeschylos für viele Belehrungen dankbar ist, welche ihm das neue schriftstellerische Unternehmen desselben geboten.

Schon ein flüchtiger Blick in Dindorfs Lexikon zeigt zahlreiche Citate aus alten Grammatikern und Lexikographen, Erörterungen über Orthographie, über Metrik, Wortbildung u. s. w. welche Wellauer vermissen lässt. Man vergleiche in ersterer Beziehung Artikel wie ἄφωος, αἶατ, ἀλύειν, ἀποφύλιος, αἶδ, ἀπερωπός, ἀλάστωρ, Βᾶ; in metrischer Beziehung ἀγνόρητος, αἶα, αἰδόμενος, αἶω, ἄλλομαι.

Doch wird immer noch ein und das andere nachzutragen sein, wie z. B. zu ἄειλος, dass, wie Bergk sah, die Glosse des Hesychios αἶελα πεδία sich auf Aeschylos bezieht und zu ἄμβων im Fragment

des Kerkyon fr. 100 die Notiz des Erotianus beizufügen war. Bei *ἀχνηία* Ag. 418 fehlt der Hinweis auf die auffallende Verkürzung des Alpha. Ein anderer Fortschritt im Verhältnis zu Wellauer zeigt sich darin, dass während jener es unterlassen hat auf die Seltenheit gewisser Formen bei den Tragikern hinzuweisen, Dindorf uns über diesen Punkt Auskunft giebt. (Man vergleiche *ἀγός*, *ἀρμόστωρ*, *ἀδελφός*, *αἰσχυντήρ*). Doch lässt auch Dindorf hierin manches vermischen, wie dass *ἀρτιζυγία* Pers. 542 ein *ἄπαξ* *λγόμενον* ist, das Homerische *ἀρχός*, welches Karsten Ag. 124 herstellte, sonst bei den Tragikern nicht vorkommt, dass *ἄμοφορ* aufser in den Eumeniden in den Stücken der Attiker nicht vorkommt, ebenso wenig wie *ἀποστέρειν* in der Bedeutung von *odisse* sich aufser Ag. 499 findet. Vergleichen anderer Schriftsteller zum Zwecke der Kritik und Interpretation gehören mehr in eine Ausgabe als ein Lexikon. Wellauer hat sich derselben enthalten, während Dindorf öfter Parallelen heranzieht, darunter manche die uns neu erschienen wie zu Choeph. 1009 *μίμνοντι δὲ καὶ πάθος ἀνθεῖ* Sophocl. Trach. v. 1089 *ἦνθηκεν* von einer Krankheit, zu der Personificirung von *αἰσχύνῃ* Sept. 409 (*τὸν Αἰσχύνῃς θρόνον τιμῶντα*) Dioscorides in der Anthologia Palatina VII, 450 (*Αἰσχύνῃν οὐ νομίσασα θεῶν*), zu der Form *ἀπαλέξει* (Suppl. 1053) Quintus Smyrnaeus VI. 307), zu *ἀείζωος* Fragm. 31 die analoge Form Sophocl. Fragm. 807 *φιλόζωος*, zu *ἀνδροσφαγεῖτον* Ag. 1092 *ἀνδροκτονεῖτον* und noch mancherlei. Um so mehr vermischen wir zu *ἀποθανυμάζειν* die Bemerkung, dass das seltene Wort sich aufser Ag. 318 nur im Oedip. Col. v. 1586 findet.

Seiner bekannten Ansicht von dem Verhältnisse der Handschriften gemäß hat Dindorf fast ausschliesslich die Lesarten des Mediceus berücksichtigt. Dadurch hat das Lexikon im Anschluss an Dindorfs Ausgabe einen einheitlichen Charakter bekommen, wird aber alle diejenigen Freunde des Dichters nicht befriedigen, welche Dindorfs Ansicht von der ausschliesslichen Geltung der Mediceischen Handschrift nicht theilen. Doch auch davon abgesehen sind selbst manche Lesarten des Mediceus mit Unrecht unberücksichtigt geblieben. Wir erfahren z. B. nicht dass Ag. 1101 der Mediceus *ἄχθος* hat in den Worten *τί τόδε νέον ἄχθος μέγα*; was Keck für ein Glossem von *βάρος* hielt, ebenso wenig dass Ag. 1148 der Mediceus *ἀγῶνα* von erster Hand hat (*περσεβάλοντό οἱ πτεροφόρον δέμας θεοὶ γλυκύν τ' ἀγῶνα κλανμάτων ἄτερ*), welche Lesart Keck der Variante *αἰῶνα* vorgezogen hat. Ag. 801 (*καρτ' ἀπομούσως ἦσθα γεγραμμένος οὐδ' εὖ πραπίδων οἶακα νέμων*) verdiente Elmsleys Conjectur *ἀπόμουσός τ'* — *οὐτ'* nicht die handschriftliche Lesart zu verdrängen, wenn man *ἀπομούσως* nur nach Ahrens mit *οἶακα νέμων* verbindet. Bei Dindorf lesen wir Eum. 187 *σπέρματος τ' ἀποφορᾶ*, während die Handschriften *ἀποφοραί* haben, was früher Dindorf selbst mit Aenderung des folgenden Verses aufnahm. Zu Ag. 1091 *πολλὰ συνίστορα αὐτοφῶνα κακὰ καὶ ἄρτνας* wird

nicht bemerkt dass der Mediceus und Florentinus *καρτάνα* haben, woran Keck anknüpfte mit seiner Conjectur *αὐτοφώνα κάκ' ἔδρακ' ἀρτάνα*. Man wird dazu verleitet zu glauben dass Ag. 254 die Handschriften bieten *τορὸν γὰρ ἤξει συνορθὸν ἀγὰις*, und doch hat der Mediceus *αὐταίς*, weshalb Schütz und Ahrens *ἄταις* vermutheten. Sogleich im Eingange des Lexikons war zu erwähnen, dass Ag. v. 1090 der Mediceus vor den Worten *μισόθειον μὲν οὖν, πολλὰ συνίστορα* die Interjection *ᾶ ᾶ* hat, weshalb Keck edirte *πολλὰ συνίστορ' ᾶ*. Auch dass Sept. 240 die Handschriften nicht *τάνδ' ἐς ἀκρόπολιν*, sondern *ἀκρόπολιν* haben, war um so mehr zu erwähnen, da auf Grund von Varianten *τάνδ' ἐς ἄκραν σκοπᾶν* vorgeschlagen ist. Wo die großen Lücken des Mediceus im Agamemnon eintreten, vermissen wir manche Lesart des Farnesianus und Florentinus. So bieten Ag. 1211 die Handschriften *πῶς δῆτ' ἄνακτος ἦσθα Λοξίου κότω*, was Wieseler mit der Aenderung in *ἦσθα* und *κότον* beibehielt. Die Lesart der Handschriften *ἀπὸ σφαγῆν ἐρῶν* Ag. 1599, welche Karsten und Enger nach dem Vorgange von Auratus beibehalten haben, durfte nicht verschwiegen werden. Dass Ag. 1410 die Handschriften *ἄπολις* darbieten (*ἄπολις δ' ἔσει*), erfahren wir erst unter Seidlers Conjectur *ἀπόπολις*, und doch hat Enger die handschriftliche Lesart mit Versetzung von *τάχα* beibehalten. Die handschriftliche Lesart in den Worten der Cassandra Ag. 1267 *ἴτ' ἐς φθόρον πεισόντ' ἀγαθῶ δ' ἀμείψομαι* verdiente wohl Berücksichtigung, wenn auch Hermanns Emendation zu den *palmares* gehört. Bei Dindorf müssen wir die Stelle unter *ἐπομαι* suchen, dagegen suchen wir sie vergeblich unter *ἄμα*. Wieseler schrieb (Gött. gelehrte Anzeigen 1854, S. 103) *ἄγ' ὠδ' ἀμείψομαι*. Auch erfahren wir nicht dass Pers. 992 die Handschriften haben *καὶ μὴν ἄλλο γε ποδοῦμεν*. Eine Variante des Mediceus wie *βάσιν* Eum. 37 *ὡς μήτε σωκεῖν μήτε μ' ἀκταίνειν βάσιν* für *στάσιν* verdiente wohl erwähnt zu werden. Auch *αὐτε* in der schwer verderbten Stelle des Agamemnon v. 1022 hat keine Erwähnung gefunden; Keck behielt es bei, indem er edirte *οὐδὲ τὸν Ὀρθοδαῆ τῶν φθιμένων ἀνάγειν Ζεὺς αὐτ' ἔπανσ' εἴ' ἀβλαβῆ γε*. Es fehlt an einer andern *εἰωα interpretum* die handschriftliche Lesart *ἄδιστος* Ag. 413 *πάρεσι σιγᾶς ἄτιμος ἀλοίδορος ἄδιστος ἀφμένων ἰδεῖν*, die freilich von allen Herausgebern in ganz andere Worte umgewandelt ist, doch schrieb Ahrens *πάρεσι σιγ' ἄτιμ' ἀλοίδορος ἄδιστα φεύ μένων ἰδεῖν*. Desgleichen fehlt *ἄημαι πριταε* (Ch. 391 *πάρουθεν δὲ πρῶρας δριμύς ἄηται καρδίας θυμός, ἔγκοτον στύγος*, was Enger einst im Rheinischen Museum (Jahrg. XII) in Schutz genommen hat. Von der Anführung handschriftlicher Lesarten in einem Lexikon gilt freilich das Horazische *est modus in rebus, sunt certi denique fines*. Doch finden wir bei Dindorf, während wir manche handschriftliche Lesarten vermissen, auch manche *monstra lectionis* in Reihe und Glied aufgeführt,

wie *ἄπαρχος*, *ἀργίας*, *Ἄρειος* für *Ἄριος*, *ἅπαντι* für *παντί* Eum. 528.

Von Varianten aus den Scholien haben wir bis jetzt abgesehen. Auch hierin lässt sich manches nachtragen. So erkannte z. B. Hermanns Scharfsinn, dass Ag. 125 (in den Worten des Chors *πανσανέμου γὰρ θυσίας παρθενίου θ' αἵματος ὀργᾶ περιοργῶς ἐπιθυμεῖν θέμις* in schol. Med. die Variante *αὐδᾶ* steckt. Das Scholion lautet: *τῷ τρόπῳ γὰρ αὐδᾶ ὁ μάντις δηλοῖσι*. Dafür schrieb Hermann *ὀργᾶ τῷ τρόπῳ γρ. αὐδᾶ*. Hierauf gründet sich Kecks kühne Conjectur *περιοργῶς δέ γ' ἀπανδᾶ θέμις*. Weshalb sollte nicht in einem Speciallexikon Suppl. 592 *αὐτός* seinen Platz finden, welches Heimsöth so evident richtig aus dem Scholion hergestellt hat? *αὐτός ὁ πατήρ φηγουργός αὐτόχειρ ἄναξ*. Dass einzelne Wörter an einzelnen Stellen fehlen, ist auch bei der sorgfältigsten lexikographischen Arbeit kaum zu vermeiden. Wie bei Wellauer, so fehlt auch bei Dindorf *ἄχη* Ch. 64 (*μῆνει χρονίζοντ' ἄχη*), *ἄτης* Ag. 1268. Vergeblich suchten wir *αλιγίδες* = *νεβρίδες*. vgl. Hesych. s. v. p. 51 ed. Mor. Schmidt. Fragm. 62 ed. Nauck, ferner *Αιτνατος* in Fragm. 232 und *ἡμισβομεν*. Fragm. 171, sowie *ἄσαι βλάψαι* in Beckers *anecdota* S. 450, 30. Dass *ἄντη*, das an drei Stellen sicher ist, ganz fehlt, ist wohl ein Versehen des Setzers; anders aber steht es wohl mit *αὐτοῦ* Ag. 1388 u. 1386. Von Lesarten die durch verschiedene Abtheilung der Wörter entstehen vermissten wir *ἀλέγειν* Ag. 1551 (*οὐ δὲ προσήκει τὸ μέλημ' ἀλέγειν τοῦτο*), welches Schneider und Karsten anstatt der *vulgata τὸ μέλημα λέγειν* hergestellt haben. Auch Pers. 990 hat Ref. (in der Z. f. Gymn. 1872, S. 893) *πρόκακ' ἀλέγων* vorgeschlagen. Aehnlich verdient Eum. 385 Meinekes Lesart *ἄτιμα τίετα δίομεναι λάχη θεῶν διχοστατοῦντ'* den Vorzug, vor der *vulgata ἄτιμ' ἀτίετα*.

Eine sehr wichtige Partie in einem Speciallexikon sind die Partikeln, Conjunctionen und Präpositionen, da grade diese Wörter eine reiche Fundgrube für Eigenthümlichkeiten des Gebrauchs bieten. Allgemeine Erörterungen über das Wesen solcher Wörter wird man dem Speciallexikographen erlassen. Bei *ἀν* begnügt sich Dindorf die classische Stelle des Apollonius de syntaxi III, 6, p. 205, 3 über die allgemeine Bedeutung der Partikel hinzusetzen. Unter 1 (Imperfectum und Aorist) konnte bemerkt werden dass Choeph. 351 *ἤκασεν δέ τις τὸ δεινὸν ἄν Ἀθηναίοισι πῆμασι* wenn dort Aemilius Portus das handschriftliche *αὐ* richtig in *ἄν* geändert hat, die einzige ist, an welcher die Partikel ein Factum als angeführten Bedingungen wirklich entsprechend hinstellt, während bei Sophokles dieser Gebrauch bekanntlich häufig ist. Dindorf erwähnt die Conjectur des Portus unter *αὐ*. Weiterhin waren die Stellen zusammenzustellen wo der Vordersatz in einem Participium enthalten ist. (Prom. 493. 758. Sept. 670. 719. Pers. 212 Ag. 1327. Ch. 256. Eum. 521. Suppl. 227. 443. 486.) Zu dem

imperativischen Gebrauche des Optativ mit *άν* konnte erwähnt werden, dass eine Stelle wie Prom. 616 *οὐκουν πόροις άν τήνδε δωρεάν ἐμοί*; den Uebergang dazu darstellt. Zu dem unter 8 angeführten Beispiele der Structura vitiosa von *άν* mit dem Optativ nach *εἰ* im Vordersatze (Ag. 930 *εἰ πάντα δ' ὡς πράσσοιμ' άν, εὐθαρσῆς ἐγώ*) war auch Ag. 342 (*Θεοῖς δ' άν ἀμπλόκητος εἰ μόλοι στρατός*, so der Florentinus) anzuführen. Als Beispiel für *άν* mit dem Participium führt Dindorf nur Choeph. 995 an, eine seiner Ansicht nach unechte Stelle (*σῆπειν Φιγοῦσ' άν ἄλλον οὐ δεδηγμένον*), warum aber nicht auch Prom. 770 *οὐ δῆτα, πλὴν ἐγωγ' άν ἐκ δεσμών λυθεῖς* und Eum. 76 *βεβῶτ' άν ἀεὶ τὴν πλαουστιβῆ χθόνα*? Freilich ist erstere Stelle so zu erklären, dass zu *άν* das Verbum aus der vorhergehenden Frage der Jo (*οὐδ' ἔστιν αὐτῷ τῆς δ' ἀποστροφή τυχῆς*;) natürlich in anderer Person zu ergänzen ist, in der zweiten Stelle aber, welche Dindorf für eingeschoben hält, steckt wohl eine schwerere Corruptel. Uebrigens conjicirte Weil Ag. 1356 *τοῦ δρωῶτος άν τι καὶ τὸ βουλευσαι πέρι*. Unter 7 (*άν geminatum*) streicht Dindorf das zweite *άν* Ch. 418 mit Bothe, ohne Heimsöth zu berücksichtigen, welcher erkannte, dass *ἦ*, nicht *άν*, zu tilgen ist (*τί δ' άν φάντες τύχοιμεν άν τάπερ παθόμεν ἄχα πρὸς γε τῶν τεκομένων*). Die Handschriften *τύχοιμεν άν ἦ*. Auch war Ahrens Conjectur Eum. 857 zu berücksichtigen (*τενῆσι παθ' ἀνδρῶν καὶ γυναικείων στόλω ὄσ' άν παθ' ἄλλων οὐποτ' άν σχέθαις βρωτῶν*, die Handschriften *ὄσον*), sowie des Emperius Conjectur Ag. 1450 (*φεῦ, τίς άν ἐν τάχει μὴ περιώδυνος μηδὲ δεμνιοτήρης μόλοι τὸν αἰεὶ φέρουσ' άν ἡμῖν Μοῦρῆ ἀτέλευτον ὕπνον*; (die Handschriften *ἐν ἡμῖν*.) Auch fehlen die Fälle, wo *άν* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist, wie Ch. 344 *ἀντὶ δὲ Θρηῶνων ἐπιτομῆδίων παιᾶν μελάθροις ἐν βασιλείοις νεοκράτα φίλον κομίσειεν* nach den Worten *ἀλλ' ἐκ τῶνδε θεὸς χρηζῶν θείη κελάδους εὐφρογοτέρους*. Ag. 1049 *πεῖθοι' άν, εἰ πεῖθοι', ἀπειθοῖς δ' ἴσως*. Aus dem Folgenden ist *άν*, wie ich glaube, zu ergänzen Suppl. 486 *καὶ γὰρ τάχ' άν τις οἴκτος· εἰσιδῶν τὰδε ὕβριν μὲν ἐχθῆρειεν ἄρσενος στρατοῦ, ὕμῖν δ' άν εἶη δῆμος εὐμενέστερος*. Und wie konnte Ag. 1347 ohne jede Bemerkung als Beispiel von *άν* mit dem Optativ hingestellt werden. Die Handschriften haben *ἀλλὰ κοινωσώμεθ' άν πῶς ἀσφαλῆ βουλευματα*. Dindorf schreibt mit Porson und Blomfield *κοινωσαιμεθ' άν πῶς*, aber der Coniunctiv ist nicht anzutasten. Ich habe anderswo vorgeschlagen *κοινωσώμεθ' ἔμπας*. Dass der Kritiker, welcher das Lexikon Dindorfs zur Grundlage seines Verfahrens nimmt, Gefahr läuft einseitig zu werden, zeigt sich z. B. an Stellen wie im Eingang des Agamemnon v. 12: *εἴτ' άν δὲ νυκτίπλαγκτον ἔνδροσόν τ' ἔχω εὐνήν, ὀνειρείους οὐκ ἐπισκοπομένην ἐμὴν· φόβος γὰρ άνθ' ὕπνου παραστατεῖ, τὸ μὴ βεβαίως βλέφαρα συμβαλεῖν ὕπνω*. Dindorf, der den Fehler in

ἐμὴν sieht, deutet dies unter ἐμός durch Einklammerung an und hat dann seine Conjectur λύζω mit einer ausführlichen Begründung in dem entsprechenden Buchstaben aufgenommen. Wenn ἐμὴν verderbt ist, so verdiente Hermanns Emendation τί μὴν jedenfalls Erwähnung. Aber der Fehler kann ja auch in εὐτ' ἄν stecken, wofür man vorgeschlagen hat κοίτην oder ταύτην δέ. Wenn einmal die Kritik der Stelle berücksichtigt werden sollte, so konnte bei εὐτ' ἄν bemerkt werden, dass es von manchen Kritikern angezweifelt ist. Schliesslich war eine Bemerkung über die Quantität der Partikel an ihrem Platz. Ahrens hat in den Studien zum Agamemnon (S. 507) gegen Hermann die Länge in Schutz genommen an Stellen wie Ag. 340 οὐκ ἄν ἐλόντες αὐθις ἀνθαλάψεν ἄν, indem er es auf ἧ ἄν zurückführte, wie er ebenfalls die Länge der Penultima des folgenden ἄρα (Ag. 1646. Ch. 297 435. Prom. πύρκαεὺς Fragm. 190) auf gleiche Weise erklärt hat (in der Abhandlung *de crasi et aphaeresi* p. 7). Uebrigens fehlt letzteres Fragment bei Dindorf unter ἄρα. Und in den Worten des Eteokles Sept. 562 ist die Stellung der Conjunction δέ an der vierten Stelle (θεῶν θελότων ἄν δ' ἀληθεύσαιμ' ἐγώ), welche Dindorf gegen die Handschriften anstatt δ' ἄν nach Wellauers Vorgange aufgenommen hat, schwerlich zu billigen. Weil schrieb τὸ δ' ἄν ἀληθεύσαιμ' ἔπος.

Bei der Conjunction ἀλλὰ werden unter 2 die Stellen aufgezählt *post sententiam ubi aliquid ex aliqua, sed non ex omni parte conceditur*, was insbesondere nach vorhergehendem μὲν der Fall ist. Hier vermissen wir bei Ch. 585 πολλὰ μὲν γὰρ τρέφει — ἀλλ' ὑπέρολιον ἀνδρὸς φρόνημα τίς λέγοι sq. Hieran schliessen sich die Fälle wo μὲν fehlt wie Pr. 187 οἷδ' οὐ τραχὺς καὶ παρ' ἑαυτῷ τὸ δίκαιον ἔχων Ζεὺς, ἀλλ' ἔμπας sq. 671 Pers. 779, welche Dindorf unter 3 (*ἀλλὰ respondentis et obicientis aliquid*) gebracht hat. Auch die Stelle der Supplices v. 464 (αἰνιγματώδες τοῦπος · ἀλλ' ἀπλῶς φράσον findet besser unter 1 ihren Platz (*post praecedentem sententiam negativam*) als unter 4 (*ἀλλὰ cum formulis iubendi, velandi, hortandi*) dann in αἰνιγματώδες liegt der Begriff einer Negation. Auch Pr. 344 gehört besser unter 1 als unter 4. μηδὲν πόνει — ἀλλ' αὐτὰ ἡσυχάζει sq., ebenso wie Ag. v. 1346. Die Stelle wo die Negation vor ἀλλ' durch eine Frage vertreten ist stellt Dindorf nicht zusammen, Ch. 189 καίτοι θεοῖσι τοῖς νέοις τούτοις γέρα τίς ἄλλος ἢ γὰρ παντελῶς διώρισεν; ἀλλ' αὐτὰ σιγῶ, welche Stelle wir überhaupt vergeblich suchten, Pr. 440. 747. Conditionale Sätze gehen vorher Sept. 669 εἰ δ' ἢ Διὸς παῖξ παρθένος Δίκη παρῆν ἔργοις ἐκείνου καὶ φροσῖν, τάχ' ἄν τὸ δ' ἦν · ἀλλ' οὔτε sq. Ag. 1249 Schliesslich bemerken wir, dass unter ἀλλὰ bei Dindorf wie bei Wellauer eine Anzahl Stellen fehlen, nicht blofs aus den Fragmenten (Myrmid. fr. 129, 332, 307, Thalamop. 72), sondern auch aus den erhaltenen Stücken. So suchten wir vergeblich Ag. 524, Ch. 201, 340. Pr. 261. Sept.

1060. Eum. 199, 795. Durch Conjectur ist *ἀλλά* nirgends hergestellt, doch ist es erwähnenswerth, dass Keck Ag. 1523 durch sonstige Aenderungen der Conjunction eine Bedeutung gegeben hat, in der sie sich sonst bei Aeschylus nicht findet. *οὐδὲ γὰρ οὔτις δολίαν ἄτην οἰκοισιν ἔθηκ' ἀλλ' ἕμὸν ἐκ τοῦδ' ἔργος κερθεύειν*. Noch ist zu bemerken, dass Prom. 535 in den Worten des Chors *ἀλλά μοι τόδ' ἐμμένοι* die Conjunction von Hermann um der Antistrophe willen in *μάλα* geändert ist.

Bei *ἄρα* konnten die Abstufungen der Bedeutung schärfer geschieden werden. Die Grundbedeutung, nach der es etwas an sich Offenbares bedeutet, das keines Beweises bedarf, tritt an Stellen wie Pers. 568, 933. Sept. 646 hervor. (Pers. 568 *τοὶ δ' ἄρα πρωτομόροιο ληφθέντες πρὸς ἀνάγκας — ἔρρουσι*. 933 *μέλεος γέννα γὰρ τε πατρῶα κακὸν ἄρ' ἐγεγόμεν*. Sept. 646 *Δίκη δ' ἄρ' εἶναι φησιν*.) Dieselbe Bedeutung hat es in Fragen der Art wie Pr. 594 *τίς ὦν, τίς ἄρα μ' ὦ τάλας ὠδ' ἔτυμα προσθροεῖς*; Sept. 91 *τίς ἄρ' ἐπαρκέσει, τίς ἄρα ὕσεται*; Pers. 144 *πῶς ἄρα πράσσει Ξέρξης βασιλεύς*; dagegen ist die Bedeutung in Fragen wie Pr. 517. Ch. 224 eine andere. Pr. 517 *τούτων ἄρα Ζεὺς ἐστὶν ἀσθενέστερος*; Ch. 224 *ὡς ὄντ' Ὀρέστην ἄρα σ' ἐγὼ προσεννέπω*; Von Conjecturen vermissen wir Weils Conjectur an der schwer verderbten Stelle der Supplices 435 *μένει ἄρ' ἐκτίνειν*, Bei der Partikel *αὐ* scheint uns die Stelle der Suppl. 144 *θέλουσα δ' αὐ θέλουσαν ἀγνά μ' ἐπιδέτω Διὸς κόρα* der Bedeutung *vicissim* einzureihen. Bei *αὐθις* scheidet Wellauer die Bedeutungen genauer, indem er aufser *rursus* und *in posterum* auch die Bedeutungen *secundo loco* und *contra* anführt. Auch war Weils Conjectur Ch. 454 erwähnenswerth *τὰ δ' αὐθις ὦρα μαθεῖν* für *τὰ δ' αὐτὸς ὄργα*.

Was wir von *ἄρα* bemerkten, gilt auch von *γάρ*. Es lohnte sich wohl die Stellen auszusondern, an denen die Conjunction eine Sache als sicher und jedem Zweifel entnommen hinstellt (*nempe*): Ag. 1356 *χρονίζομεν γάρ*. Pr. 388 *μὴ γάρ σε θρήνος οὐμός εἰς ἐχθραν βάλῃ*. So *καὶ γάρ* Ag. 1255. *ἀλλά γάρ* Pr. 941. Ch. 375. Eum. 797. Sept. 861. Aber *καὶ γάρ* im Wunsche Suppl. 867 (*καὶ γάρ δυσθαλάμῳς ὄλοιο*), was Dindorf unbeanstandet lässt, fiel schon dem alten Scholiasten auf. Hermann, Heath u. a. schrieben *εἰ γάρ*, Weil wollte das Homerische *αἶ γάρ* einführen. Dahin gehören die Worte des Herolds Ag. 551 *εὖ γάρ πέπρακται*, denn man sieht nicht recht, wie aus den vorhergehenden Worten des Chors *ὡς νῦν τὸ σὸν δὴ καὶ θανεῖν πολλὴ χάρις* ein dem begründenden *γάρ* entsprechender Gedanke gewonnen werden kann. Und so ist auch Ag. 674 zu verstehen (*Μενέλων γὰρ οὖν πρῶτόν τε καὶ μάλιστα προσδόκα μολεῖν*), so dass Kecks Conjectur unnöthig ist, wie wir Dindorf nicht beistimmen können, wenn er Ag. 761 *γάρ* in *δ' ἄρ'* ändert (*οἰκῶν γάρ εὐθυδίκων καλλιπταῖς πότμος ἀσί*). Dazu bemerkt Keck mit Recht: *γάρ* steht hier wie so häufig



das lateinische *nam* in der *occupatio* (Seyffert schol. lat. I, § 22). Und dies ist zum Theil auch in Fragen die Bedeutung, wie Pers. 239 *πότερα γὰρ τοξουλκὸς αἰχμὴ διὰ χειρὸν αὐτοῖς πρέπει*. 798. Ag. 630 *πότερα γὰρ αὐτοῦ ζῶντος ἢ τεθνηκότος φάτις πρὸς ἄλλων ναυτίλων ἐκλήζετο*; 634, 272, 1107, 1366. [Eum. 211. 427. 678. Prom. 519 *τί γὰρ πέπρωται Ζηνὶ πλὴν αἰὶ κρατεῖν*. An solchen Stellen ist die Bedeutung offenbar eine andere als da, wo *γὰρ* den Grund der Frage angiebt, wie Ag. 601. 1374. 1486. 1523. Ch. 47. 137. 389. 754. Eum. 607. 702. Sept. 771. Suppl. 586. Pr. 745. 757. 974. 1056. Auch verdiente wohl die eigenthümliche Bedeutung von *τί γὰρ* angegeben zu werden *nam qui fieri potest vel quis enim negat?* Ag. 1139. 1239 *καὶ τῶν δ' ὁμοιον εἴ τι μὴ πείθω· τί γὰρ; τὸ μέλλον ἤξει*. Ch. 880. Jph. Fragm. 91. Blomfield stellte diese Formel in den Worten des Chors Sept. 336 *her τί γὰρ; φθίμενόν τοι προλέγω βέλτερα τῶνδε πράσσειν*. Die Handschriften haben *τί; τὸν φθίμενον γὰρ πρόλεγω*, der Guelpherb. *γὰρ τοι*. Anders verhält es sich mit der Frage der Athena Eum. 678 *τί γὰρ; πρὸς ὕμῶν πῶς τιθεῖτο ἄμομφος ὦ*. Es verdient bemerkt zu werden, dass bei Aeschylos der begründende Satz nie vorausgeschickt wird. Zu den Fällen, wo der Satz mit *γὰρ* eingeschoben ist, war Eum. 370 nach Hermanns von Dindorf selber aufgenommener Conjectur (*σφαλερὰ γὰρ ταυδρομοῖς κάλα*) hinzuzufügen: Dindorf hat es unterlassen die Stellen an denen *γὰρ* mehr der Erklärung dient von denen zu sondern, wo es den eigentlichen Grund angiebt; freilich fließen diese Bedeutungen häufig in einander. Zur besseren Uebersicht konnten auch die Stellen vereinigt werden, wo *γὰρ* auf eine Aeußerung des Willens folgt und wo es den Grund einer vorhergehenden Frage angiebt. Dahin gehört nach Hermanns Conjectur auch Pers. 1014 *πῶς δ' οὐ; στρατὸν γὰρ τοσοῦτον τάλας πέπληγμαi*. Die Handschriften haben *στρατὸν μὲν*. Dindorf führt die Stellen auf, von denen es gilt *γὰρ intra breve spatium iteratur* und nimmt aus der Zahl derselben Ag. 558 aus, indem er das zweite *γὰρ* mit Pearson in *δὲ* verwandelt. Hier war aber Pers. 926 zu berücksichtigen, wo die Handschriften *ἄδοβάται γὰρ πολλοὶ φῶτες, χῶρα, ἄνθος, τοξοδάμαντες, πάνν γὰρ φύστις μυριας ἀνδρῶν, ἐξέφθινται*, was Franz sehr schön in *πάνν ταρφῆς τις* änderte. Schliesslich war erwähnenswerth, dass *γὰρ* häufig in dem Nebensatze steht, während es dem Sinne nach eigentlich in den Hauptsatz gehört. Die Conjunction *γὰρ* ist bekanntlich häufig durch die Abschreiber in die Texte gekommen. So hat Eum. 199 (*αὐτὸς σὺ τούτων οὐ μεταίτιος πέλει*) der Abschreiber der Florentiner Handschrift angefangen *αὐτὸς γὰρ σὺ*, nachher ist *γὰρ* ausgestrichen. Heimsoth, Wiederherstellung S. 242). Dindorf weist darauf hin, dass Ag. 1147 dieselbe durch die Kritik beseitigt ist. Doch waren auch Stellen wie Eum. 378 und Ag. 800 zu erwähnen. An der ersten Stelle haben die Handschriften *τοῦτον γὰρ ἐπὶ κνέφας*

ἀνδρὶ μύσος πεπότηται. Victorius und Heath, denen Dindorf gefolgt ist, tilgten die Conjunction. An der zweiten Stelle haben die Handschriften οὐ γὰρ ἐπικεύσω; Hermann stellte durch Streichung der Conjunction den Parömiacus her, während Dindorf mit anderen in οὐ γὰρ σ' ἐπικεύσω geändert hat. So vermuthet Heimsöth sehr ansprechend, dass Ch. 665 das von einem Grammatiker beigeschriebene γὰρ das ursprüngliche τὸτ' verdrängt habe. (Wiederherstellung S. 252.) Die Handschriften haben: ἐξελεθέτω τις δωμάτων τελεσφόρος γυνή τόπαρχος, ἄνδρα δ' ἐμπρεπέστερον· αἰδώς γὰρ ἐν λέσχαισιν οὐκ ἐπαργέτους λόγους τίθησιν· εἶπε Θαρσήσας ἄνθρωπος πρὸς ἄνδρα κάσήμενον ἐμφανὲς τέκμαρ. (ἄνδρα τ' der Med. Turnebus änderte. ἐν λεσχάεισιν wurde von Emperius in ἐν λέσχαισιν geändert.) Weshalb verschweigt Dindorf, dass Pers. 588 die Handschriften γὰρ haben (Ξέρξης μὲν γὰρ ἄγαγεν ποποῖ), welches Porson beseitigt hat? Ebenso wenig erfahren wir, dass Pers. 558 die Handschriften haben πεζούς τε γὰρ καὶ θαλασσίους. Man sollte demnach meinen, dass γὰρ unter allen Umständen weichen müsse, und doch schrieb Prien γὰρ τε καὶ θαλασσίους. Dagegen lässt Dindorf in der Strophe (νῦν γὰρ δὴ πρόπασα μὲν στένει) das handschriftliche γὰρ unbeanstandet, während es Porson getilgt hat. Endlich war es immerhin erwähnenswerth, dass Heimsöth Ch. 641 (τὸ μὴ θέμις γὰρ οὐ λάξ πέδοι πατούμενον) die Conjunction streichen wollte.

Die Ungenauigkeit in der Angabe der handschriftlichen Lesarten, auf die wir schon öfter hinwiesen, zeigt sich auch bei der Partikel γε. So ist dieselbe Ag. 1115 stillschweigend beseitigt (ἢ δίκτυόν τι γ' Αἰδοῦ), ebenso wie Ch. 930 mit Hermann. Die Handschriften haben κάνας γ' ὄν, Hermann verbesserte ἕκανες ὄν. Zu Ag. 367 (πάρεστι τοῦτο γ' ἐξιχνεύσαι) war zu bemerken, dass der Florentinus γε nicht hat. Keck setzte δὲ an die Stelle, indem er τοῦτο nicht auf das vorhergehende Διὸς πλαγὰν ἔχοις ἀν εἰπεῖν, sondern auf das folgende ἐπραξεν ὡς ἔκρανεν bezieht. Umgekehrt hat an der schwer verderbten Stelle Ag. 1024 der Florentinus ἔπασ' ἐπ εὐλαβεία ohne γε, während der Farnesianus ἐπ' ἀβλαβεία γε darbietet. In den Eumeniden v. 221 hat Dindorf die Partikel beseitigt, indem er schrieb οὐ φημ' Ὁρέστην σ' ἐνδίκως ἀνδρηλατεῖν, während der Editor Gothanus das γε der Handschriften hinter Ὁρέστην beibehielt und das Pronomen σε vor ἀνδρηλατεῖν setzte. Auch Eum. 435 [πῶς δ' οὐ; σέβουσαι γ' ἀξίαν ἐπαξίαν;] haben die Handschriften anders als Dindorfs Lexikon vermuthen lässt. Auch in dem Fragment 321 haben die Handschriften des Athenaeus ἢ πολλά γ' ἐν δόμοισιν εἰργασται κακά, welches Porson in πολλά μ' ἐν δόμοισιν änderte. Die häufige Verwechslung von γε und δὲ erwähnt Dindorf zu Choeph. 190 und 841. Ag. 1659 — warum aber werden nicht auch Stellen erwähnt, wie Pers. 563 und Sep. 359? An ersterer Stelle haben die Handschriften νᾶες μὲν ἄγαγον, πο-

ποι, νᾶες πανωλέθροισιν ἐμβολαίς, διὰ δ' Ἰαόνων χέρας, was Hermann in διὰ γ' Ἰαόνων χέρας änderte. An der zweiten Stelle schrieb Hermann κρηῆσας πικρὸν γ' ὄμμα Θαλαμηπόλων anstatt des handschriftlichen πικρὸν δ' ὄμμα. Die häufige Verwechslung von τε und γε wird nicht erwähnt. So haben die Handschriften Suppl. 358 καὶ δυστηχούτων τ' εὐμαρῆς ἀπαλλαγῆ, was Turnebus in γε verbessert hat, ebenso Ch. 945 δόσιν τε τῶν κακῶν ἐπαξίαν, wo Stanley geändert hat. Auch Suppl. 718 änderte Turnebus das handschriftliche ἄγαν καλῶς κλύουσα τῶς ἂν οὐ φίλη in κλύουσά γ' ὡς ἂν. Auch Pr. 776 edirte Hermann καὶ μηδὲ σαντῆς γ' ἐμαθεῖν ζῆτει πόνους, da der Mediceus σαντῆς τ' ἐμαθεῖν hat, wie er auch Eum. 435 σέβουσαι γ' ἀξίαν γ' ἐπαξίαν aus gleichem Grunde schrieb und Prom. 248 θνητούς γε παύσας anstatt θνητούς τ' ἔπαισα. An den drei zuletzt genannten Stellen hat Dindorf in seiner Ausgabe das handschriftliche τε einfach weggelassen; es konnte dies im Lexikon an den betreffenden Stellen wohl bemerkt werden. Dass ἀμοίρου Eum. 890 aus γαμόρω verderbt ist, erfahren wir unter ἀμοίρος — warum aber nicht auch unter der Partikel γε? In den Worten der Electra Ch. 95 hat Dindorf bis dahin edirt δόσιν γε τῶν κακῶν ἐπαξίαν, jetzt hält er Stanleys Aenderung des handschriftlichen τε in γε nicht einmal der Erwähnung werth. Umgekehrt hat Elmsley Prom. 934 das handschriftliche τοῦ δὲ γ' ἀλγίω in τοῦδ' ἔτ' ἀλγίω geändert, was wir bei Dindorf nur unter ἔτ' erfahren. Es ließen sich noch eine Anzahl Stellen anführen, wo γε durch Conjecturen in den Text gebracht ist, doch sind die Aenderungen nicht eben glücklich. Doch wollen wir, ehe wir zu der Conjunction δὲ übergehen, noch an Wieselers Conjectur Pr. 248 erinnern οὐκ ἄλλο γ' οὐδὲν πλὴν ὃ γ' ἂν κείνῳ δοκῆ anstatt des handschriftlichen ὅταν. Noch sei bemerkt, dass wir die einzige Stelle wo γε auf den Imperativ folgt, vergeblich gesucht haben. Ag. 943 πιθοῦ· κράτος μέντοι πάρες γ' ἐκῶν ἐμοί. Hier nahmen Weil und Keck Aenderungen vor; ersterer schrieb πιθοῦ· κρατεῖς μέντοι παρείς γ' ἐκῶν ἐμοί, letzterer πιθοῦ· κρατεῖς τοι τόδε παρείς ἐκῶν γέ μοι.

Bei der Conjunction δὲ hat Dindorf sich begnügt die Stellen des Prometheus vollständig anzuführen. Es wäre aber nicht überflüssig gewesen die Stellen, wo es blofs dem Uebergange dient, von denen zu scheiden, wo es den Gegensatz bezeichnet, insbesondere bei der Verbindung von μὲν und δὲ. Unter den Stellen, wo μὲν und δὲ in entgegengesetzten Satzgliedern gleiche oder ähnliche Worte verbinden, ist die Anrede des Chors an die Atossa (Pers. 175) besonderer Art. (Θεοῦ μὲν εὐνήτειρα Περσῶν, Θεοῦ δὲ καὶ μήτηρ ἔφους, denn hier bezeichnet das beiden Satzgliedern gemeinschaftliche Θεοῦ nicht ein und denselben Begriff, sondern bezieht sich das eine Mal auf Darius, das andere Mal auf Xerxes. Aehnlich verhält es sich auch mit ὁ μὲν — ὁ δὲ, ἄλλο μὲν — ἄλλο δὲ. Sept. 759. πολλὰ μὲν — πολλὰ δὲ Pers. 707. Ag. 1245.

τότε μὲν — τότε δέ Ag. 100. Weiterhin war zu bemerken, dass δέ häufig im Dialog zu Anfang der Rede steht, um die begonnene Rede fortzuführen, nachdem sie durch die Rede eines andern unterbrochen ist. (Pers. 302. 480. 732. 734. 1030. 1059. 1060 und sonst häufig). Dagegen ist Eum. v. 1021 hiervon auszuschließen. Die Handschriften haben αἰνῶ δὲ μύθους τῶνδε τῶν κατευγμάτων πέμψω τε — Hermann änderte αἰνῶ τε, Wieseler αἰνῶ σε μύθου, Rossbach αἰνοῦσα — πέμψω σε. Dasselbe gilt von Sept. 974, wenn anders Weil mit der Emendation πέλας ἀδελφῆ ἀδελφῶν das Richtige getroffen hat. (Die Handschriften haben πέλας δ' αἰδ' ἀδελφαὶ ἀδελφῶν.) Auch Pers. 1052 hat Burgard in Zweifel gezogen (*de legibus quibus in fabulis Aeschyleis enuntiatia vincita sint* p. 42.) Ξε. βόα νυν ἀντίδουπά μοι. Χο. μέλειν πάροστι, δέσποτα. Ξε. ἐπορθιάζε νυν γοοίς. Χο. οἰοτοτοῖ, μέλαινα δ' ἀμμεμίζεται κτλ. Nach Dindorfs Lexikon sollte man meinen, dass δέ in der Antwort nur die Rede des früheren Sprechers fortführt, denn die zahlreichen Stellen, an denen es den Gegensatz einführt, sind nicht angeführt. An einer Stelle der Septem hat Ref. früher durch Conjectur δέ in diesem Sinne hergestellt, indem er Sept. 1045 vorschlug τραχὺς δ' ἄθαπτος οὗτος οὐ γενήσεται; anstatt des handschriftlichen τραχύν' ἄθαπτος δ' οὗτος οὐ γενήσεται. Zu der Antwort des Königs in Suppl. 515 αἰὶ δ' ἀνακτων ἐστὶ δαίμ' ἐξαισιον, bemerkt Dindorf zu den *poetae scenici* richtig *suspectum est δέ, ubi γὰρ potius dicendum erat.* Aber δέ steht ganz richtig nach meiner anderswo vorgeschlagenen Aenderung, wonach die Personen so aufeinander folgen:

BA. εὐφημον εἶη τοῦπος εὐφημουμένη.

XO. αἰὶ δ' ἀνακτων ἐστὶ δαίμ' ἐξαισιων.

BA. οὔτοι τι θαῦμα δυσφορεῖν φόβω φρενός

XO. σὺ καὶ λέγων εὐφραϊνε καὶ πράσσω φρένα.

(Ich bemerke noch, dass ἀνατος für ἀνακτος Ag. 1210 eine allgemein anerkannte Conjectur von Canter ist.)

Weiterhin fehlt bei Dindorf der eigenthümliche Gebrauch von δέ, von welchem Hermann zu den Persern v. 329 und *ad Vigerum* 343<sup>b</sup> gehandelt hat, wenn es nach einem vorhergehenden Worte steht, welches δέ eigentlich unnöthig macht wie Sept. 647 *Λίχη δ' ἄρ' εἶναι φησιν, ὡς τὰ γράμματα λέγει· κατάξω δ' ἄνδρα τόνδε κτλ.* Pers. 334 *ἀτὰρ φράσον μοι τοῦτ' ἐπιστρέψας πάλιν πόσον δὲ πλήθος ἦν νεῶν Ἑλληνίδων;* wenn nicht die Lesart des Mediceus δῆ mit der nöthigen Umstellung νεῶν πόσον δῆ den Vorzug verdient. Hierhin gehört vielleicht auch Pers. 642 *τάχυνε δ' ὡς ἄμμεπτος ὦ χρόνον· τί δ' ἐστὶ Πέρσαις νεοχμὸν ἐμβριθὲς κακόν;* denn *τάχυνε* hat hier die Bedeutung von *ὡς τάχιστα φράσον.* (Burgard a. a. O. S. 45.) Es mögen noch einige Einzelheiten im Gebrauche von δέ folgen, welche Dindorf nicht berücksichtigt hat. Dahin rechnen wir den Fall, wenn δέ nach einem Participium steht, wie Pers. 749 *θνητὸς ὢν θεῶν δὲ πάντων ᾤετ' οὐκ εὐβουλία*

*καὶ Ποσειδῶνος κρατήσιν.* Hier steht *δέ* nicht an der vierten, sondern der zweiten Stelle (mehr darüber giebt Burgard a. a. O. S. 51). Auch nimmt *δέ* nach einer Parenthese die Rede wieder auf, wie Ch. 698 *καὶ νῦν Ὀρέστis, ἦν γὰρ εὐβόλως ἔχων, ἔξω κομίζων ὀλεθρίου πηλοῦ πόδα, νῦν δ' ἤπερ ἐν δόμοισι βακχείας καλῆς ἱατρὸς ἐλπὶς ἦν, παροῦσαν ἐγγράφει.* Auch die anakolathische Rede in der kolossalen Periode Ag. 184—205 verdiente wohl berücksichtigt zu werden. Von dem Gebrauche von *δέ* nach *τέ* wollen wir absehen, da ihn Dindorf wohl für *τέ* vorbehalten hat, doch erwarteten wir immerhin schon hier auf denselben hingewiesen zu sehen: Was die Stellung von *δέ* betrifft, so war zu erwähnen, dass nicht selten in den Handschriften die Stelle vertauscht ist, wie Suppl. 320, Sept. 155, wo die Handschriften haben *δοριτίνακτος δ' αἰθήρ ἐπιμαίνεται* anstatt *δοριτίνακτος αἰθήρ δ' ἐπιμαίνεται* (wir suchten die Stelle bei Dindorf vergeblich unter den Stellen, wo *δέ* nach einem Substantivum und Adjectivum steht), ferner Eum. 615 und, wenn Referent richtig gesehen hat, Sept. 1045. In der Stelle Suppl. 306 kann es zweifelhaft erscheinen, ob die Conjunction blofs den Platz zu wechseln hat oder ganz weichen muss. Die Handschriften haben *τί οὖν ἔτευξε δ' ἄλλο δυσπότῳ βοῖ*; Hermann schrieb *τί δ' οὐκ ἔτευξεν ἄλλο δυσπότῳ βοῖ*. Vielleicht ist aber an dieser Stelle *δέ* an die Stelle von *ἐτι* getreten.

Als Beispiel von *δέ* an der vierten Stelle scheint dem Referenten auch Sept. 784 angeführt werden zu können, wenn man nur sich zu einer leichten Interpunctionsänderung versteht. Nachdem Eteokles gefragt hat v. 704 *τί οὖν ἔτ' ἂν σαινομεν ὀλέθριον μόνον*; fährt der Chor fort:

*νῦν ὅτε σοι παρέστακεν, ἐπεὶ δαίμων  
 Ἀήματος ἐν τροπαία χρονία μετα-  
 λακτὸς ἴσως ἂν ἔλθοι θαλερωτέρῳ  
 πνεύματι· νῦν δ' ἔτι.*

Die vorgeschlagenen Aenderungen von *θαλερωτέρῳ* sind unnöthig, wenn man hinter *ἔλθοι* interpungirt und die Interpunction hinter *πνεύματι* tilgt. Aber die Stellung in der fünften Stelle Prom. 398 ist zu bedenkl. um sie mit Dindorf an die anderen unbezweifelten Stellen anzureihen. Hier folgen wir lieber G. Wolff, welcher änderte *δακρυσιστακτι δ' ἀπ' ὄσσων*; ähnlich schrieb Wecklein *δακρυσιστακτα*. Uebrigens ist *δέ*, welches so häufig durch Versen der Abschreiber in den Text gedrungen ist, einmal auch in den Handschriften in die fünfte Stelle verschlagen (Pers. 1000 *οὐκ ἀμφὶ σκηνῆς τροχλάτοισιν δ' ὀπισθεν ἐπόμενοι*). Andere Stellen, an denen *δέ* unzweifelhaft getilgt werden muss, sind Ag. 1334. 1576. 1656. Ch. 87. 785. 788. Suppl. 119. 148. 280. 287. 322. 552. 793. Sept. 291. 699. Eum. 176. 506. Ein Beispiel, wo *δέ* in den Anfang der Frage eingedrungen ist, bietet Suppl. 148. An manchen Stellen ist *δέ* an sich nicht verdächtig, fiel aber in Folge anderer Aenderungen bei den Herausgebern weg. So schrieb Dindorf

Ch. 492 *πέδαις ἀχαλκείοις ὄθ' ἠρώθης πάτερ* anstatt *πέδαις δ' ἀχαλκείοις ἐθ' ἠρώθης*. Es ist aber ein Uebelstand, dass wir, um zu erfahren, dass Dindorf hier *δέ* gestrichen hat, das Verbum *αἰρώω* nachschlagen müssen, denn unter *ἀχαλκευτος* suchen wir *δέ* vergeblich.

Die häufige Vertauschung von *τέ* und *δέ* wird von Dindorf ur Pers. 779 erwähnt. Hermann änderte an manchen Stellen *δέ* in *τέ*, wie Ch. 546. 713. 727, 901. Eum. 1021. Einmal lesen wir in den Handschriften *ὡςδ'* für *ὡστ'*. Andere Beispiele sind Eum. 147. 381. 481. Auch an die Stelle von *δή* ist *δέ* in den Handschriften getreten, wie Suppl. 265. Nicht selten fehlt übrigens *δέ* in den Handschriften, wie Pers. 878. Eum. 552, Suppl. 289. 1022. 1035. Durch ein Versehen bemerkt Dindorf unter *καί* S. 170: Pers. 261 *καὐτὸς δ' ἀέλιπτος νόστιμον βλέπω φάος, ὡβὶ δὲ sententia postulante delevit Porsonus*. Natürlich ist für *δέ* zu setzen *καί*.

So war auch unter *δή* zu bemerken, dass diese Conjunction Suppl. 324 erst von Turnebus herrührt. Andererseits erfahren wir nicht, dass Pers. 334 der Mediceus *δή* hat, welches, wie wir schon oben bemerkten, Weil mit leichter Aenderung der Wortstellung beibehielt. Warum wird nicht erwähnt, dass Ch. 819 die Handschriften *καί τότε δή* haben, welches Enger beibehielt, während Hermann und Dindorf in *τότ' ἤδη* verwandelten? Noch mehr aber wundern wir uns, wenn wir auch unter *ἤδη* die Stelle vergeblich suchen. Ebenso fehlt bei Dindorf *δέ δή* Ch. 632. Dagegen giebt Dindorf unter *ἤδη* die Stelle Sept. 885 nach den Handschriften *ἤδη διήλλαχθε σὺν σιδάροι;* während er doch in seiner Ausgabe Lachmanns evidente Emendation *τί δή* aufgenommen hat. Wenn es erwähnenswerth erschien, dass die Partikel *δαί*, deren sich nach Dindorfs Urtheil Aeschylus und Sophokles nie bedient haben, Pr. 933 im Mediceus sich findet, warum gilt nicht ein gleiches von Ch. 900, wo Hermann *τί δαί* beibehielt? Unter *καί δή* vermissen wir die Bemerkung, dass diese Wörter theils anzeigen, dass die vorhergewünschte Sache ins Werk gesetzt wird, (Suppl. 506 *BA. κλάδους μὲν αὐτοῦ λείπε, σημεῖον πόνου XO. καί δή σφε λείπω χειρὶ καὶ λόγοις σέθεν*. Ibid. 348. Sept. 472.) theils einen gesetzten Fall einführen wie Ch. 565 *καί δή θυρωρῶν οὐτις ἂν φαιδρῶ φρενὶ δέξαιτ'*. Eum. 894 *καί δή δέδεγμαί· τίς δέ μοι τιμὴ μένει;*

Von den Stellen, wo *δή* durch ein Versehen in den Text gekommen ist, wollen wir absehen und einen Blick auf die unter dem ersten Buchstaben behandelten Präpositionen werfen. Wir erfahren nicht, dass Pr. 170 der Mediceus von erster Hand *ἀφ' ὅτου* hat, was der Lesart *ὅφ' ὅτου*, als die entferntere Ursache bezeichnend, vorzuziehen scheint (*δειξάν τὸ νέον βούλευμ' ἀφ' ὅτου σκῆπτρον τιμάς τ' ἀποσυλάται*.) Auch in Dindorfs *poetas scenici* vermissen wir diese Angabe. Ferner war auf die Attraction hinzuweisen in Stellen wie Ag. 538 *κῆρυξ Ἀχαιῶν χαιρε τῶν ἀπὸ στρατοῦ*, wo die Wendungen *τῶν ἐν στρατῶ* und *κῆρυξ ἀπὸ στρατοῦ* vermischt sind. Auch gehören die Stellen zusammen, in denen *ἀπὸ* bei einem

Verbum der Ruhe steht, um den Ort zu bezeichnen, von wo etwas ausgeht. (Suppl. 101 *μνημον ἄνω φρόνημά πως αὐτόθεν ἐξέπραξεν ἔμπας ἐδράνων ἀφ' ἄγνων*. 713. 763); sowie diejenigen, an welchen ἀπό das Mittel bezeichnet. (Ag. 282 *φρυκτός δὲ φρυκτὸν δεῦρ' ἀπ' ἀγγάρον πυρὸς ἐπεμπεν*. 239. 805. 987. 1010. Eum. 287. 674. Suppl. 207. Fragm. 34. Bei Dindorf stehen diese Stellen vermischt mit anderen unter der allgemeinen Bezeichnung *cum genetivo ortum vel genus significante vel causam et originem*. Bei der Präposition ἀντί ist die Kürze des Ausdrucks bemerkenswerth an Stellen wie Sept. 1050 *ἀλλ' εἰς ἀπαντας ἀνθ' ἑνός τὸδ' ἔργον ἦν*. Ag. 1061. *σὺ δ' ἀντι φωνῆς εἰπέ καρβάνω χερσί*.

Doch wir fürchten unsere Leser zu ermüden, wenn wir noch mehr Partikeln in so eingehender Weise besprechen; aus dem Mitgetheilten erhellt, wie uns scheint, so viel, dass auch nach Dindorfs verdienstvoller Leistung für diese Wortclasse, sowohl was scharfe Unterscheidung der Abstufungen der Bedeutung als was die Vollständigkeit des Materials betrifft, noch manches zu thun übrig bleibt. Ueber letzteren Punkt, in wie weit ein Lexikon einen vollständigen Apparat ersetzen kann, lässt sich streiten. Ellendt brachte vieles in sein Sophokleslexikon hinein, was Wellauer einer Ausgabe vorbehalten haben würde. Ob Dindorf zu wenig Conjecturen berücksichtigt hat, wird sich erst beurtheilen lassen, wenn der zweite Theil des Lexikons erschienen sein wird, welcher in einem Anhang die erwähnenswerthen Conjecturen geben wird. Vorläufig sei nur bemerkt, dass Dindorf seine eigenen Conjecturen zahlreich aufgenommen hat, auch solche, welche nur Ergänzungen nach seiner Ansicht ausgefallener Wörter oder Verse sind, wie *θρηῶν* Pers. 546. *αἰῶν* Ag. 153. *ἔλθ' ἀρωγός πόλει* Sept. 159. *Παρθενοπαῖον Ἀρχάδ' Ἀταλάντης γόνον* Sept. 526 und noch vieles andere. Wenn alle von den Kritikern vorgenommenen Ergänzungen in gleicher Vollständigkeit aufgeführt werden sollen, so wird das Lexikon erheblich an Umfang zunehmen. Manche Conjecturen Dindorfs sind ja evident; manche würden aber besser in den Anhang wandern. Dem Referenten sind unter dem Buchstaben *A* etwa 200 Conjecturen aufgestoßen, welche Dindorf nicht erwähnt hat, wiewohl manche unter ihnen erwähnenswerther sind als manche von Dindorfs eigenen Conjecturen, die er in Reihe und Glied aufgeführt hat: doch lassen wir dies Gebiet einstweilen bei Seite, um die Interpretation ins Auge zu fassen. Es ist nicht anders zu erwarten, als dass auch in dieser Beziehung Dindorfs Lexikon einen grossen Fortschritt im Verhältnis zu Wellauer aufweist. Doch möge es dem Referenten gestattet werden auf einige Stellen einzugehen, an denen er Dindorfs Erklärung nicht beizupflichten vermag. So ist *ἀμαρτάνειν* Pr. 260 (*οὐχ ὁρᾷς ὅτι ἡμαρτες; ὡς δ' ἡμαρτες οὐτ' ἐμοὶ καθ' ἡδονὴν σοὶ τ' ἄλλος*) und 266 (*ἐκῶν, ἐκῶν ἡμαρτον*) schwerlich *peccaro*, sondern es wird nur der Irrthum dessen bezeichnet, der grösseres unternimmt, als seinen Kräften angemessen ist und seinen Zweck

nicht erreicht. Darüber hat Julius Caesar gut gehandelt im Philologus XIII, S. 609. Ἄμαρτιον (Ag. 536 διπλά δ' ἔτισαν Πριαμίδαι θ' ἁμάρτια) in der Bedeutung *peccatum* lässt sich nicht nachweisen, wenn auch das Pindarische ἀμπλάκιον (P. XI, 26) hätte verglichen werden können. Hier sah van Heusde das Richtige, wenn er bemerkte: *Festive rebus prosperis elatis praeco suo Marte τῶν ἁμαρτημάτων τὰ ἀμοιβὰτα vocat τὰ ἁμάρτια προ ἐπιτίμια.* Weiter vergleicht van Heusde Pollux VI, 186 ἱατρῶ μὲν σώστρα, σωτήρια, ἱατρῆα (cf. ζωάγρια), τῶ δὲ παιθεύοντι διδασκάλια, δίδακτρα — καὶ τῶ ἀθλητῇ ἴσως ἀθλα cf. Phoen. 1262, κβὶ δάκρυα sunt δεινὰ ἐπαθλα) — καὶ ἀγγέλω εὐαγγέλια καὶ τῶ φέροντι κόμιστρα — καὶ τροφῆι θρόπτρα. Die andere Stelle Pers. 676, wo Dind. durch Conjectur geschrieben hat δίδυμα γοῶν ἁμαρτία kann nicht als Beweisstelle für die Bedeutung *peccatum* gelten. Aus dem Citat Sept. 865 (ὅς αἰὲν δι' Ἀχέροντι ἁμείβεται τὰν ἀστονον — Θεωρίδα. geht hervor, dass Dindorf hier nicht die Tmesis anerkennt. Die Stelle zeigt, mit welcher Vorsicht Speciallexika zu gebrauchen sind<sup>1)</sup> Die ganze Stelle lautet:

ἀλλὰ γόων, φίλιαι, κατ' οὖρον  
 ἐρέσσει' ἀμφὶ κρατὶ πόμπιμον χερσὶν  
 πίτυλον, ὅς αἰὲν δι' Ἀχέροντι ἁμείβεται,  
 τὰν ναύστολον μελάγκροκον Θεωρίδα,  
 τὰν ἀστιβῆ πόλλωνι, τὰν ἀνάλιον,  
 πάνδοκον εἰς ἀγανῆ τε χέρσον.

Dindorf fasst ἁμείβομαι in der Bedeutung *permutando locum aliquem occuro, ingredior*, so dass der Ruderschlag durch den Acheron hindurch in das Schiff tritt, eine, wenn auch nicht grade sinnlose, doch nicht eben sinnige Vorstellung. Aber wie ist dann das folgende εἰς χέρσον zu erklären? Gehört es zu ἐρέσσετε oder zu ἁμείβεται? Keins von beiden befriedigt. Aber alle Bedenken sind gehoben, wenn man nach ἁμείβεται interpungirt und von ἐρέσσειν einen doppelten Accusativ abhängen lässt, wie Sept. 734 und Suppl. 532. Die Präposition steht ebenso in der Tmesis Ch. 1018 οὗτις μερόπων ἀσινῆ βλοτον διὰ πάντ' εὐθυμος ἁμείψει, wenn Hermann mit seiner Conjectur anstatt διὰ πάντ' ἀτιμος das Richtige getroffen hat. Ebenso war Pers. 604 (ἐμοὶ γὰρ ἤδη πάντα μὲν φόβον πλέα ἐν ὄμμασιν τ' ἀνταὰ φαίνεται Θεῶν) die herkömmliche Interpunction zu berichtigen, worauf Referent schon 1859 in dieser Zeitschrift (S. 544) hingewiesen hat. Auch Suppl. 232 (σκο-

<sup>1)</sup> So ist es Eum. 613 keineswegs unzweifelhaft, dass αἶμα zu κρῖνον gehört, was man nach Dindorfs τὸδ' αἶμα κρῖνον meinen sollte. Die ganze Stelle lautet ἀλλ' εἰ δικαίως ἐτε μὲν τῇ σῆ φρονὶ δοκεῖ τὸδ' αἶμα κρῖνον. Wunder änderte δοκεῖ in χυτὸν, Weil änderte τὸδ' αἶμα in τὸ δὴ μοι. Die Stelle Eum. 385 citirt Dindorf ἀτιμ' ἀτίετα διόμεναι λάχῃ Θεῶν, während doch Θεῶν von dem folgenden διχοστατοῦντα abhängt. Eum. 586 citirt Dindorf ἔπος δ' ἁμείβου πρὸς ἔπος mit Auslassung des folgenden ἐν μέρει τιθεῖς, womit sich doch ἔπος sehr wohl verbinden lässt.



πειτε ἀμείβεσθε τόνδε τὸν τόπον) ist ἀμείβομαι unmöglich in der Bedeutung *permutando locum aliquem occuro, ingredior* zu halten, da die Jungfrauen sich schon am Altare der Götter befinden. Entweder ist mit Fähse die Negation zu setzen (μη ἀμείβεσθε verlasset diesen Ort nicht) oder mit Stanley τρόπον zu schreiben. In Dindorfs *poetae scenici* lesen wir mit Befremden 'τόπον Stanley] τρόπον' was wohl durch ein Versehen des Setzers entstanden ist. Unter ἀνάνδρος war zu Pers. 166 (χρημάτων ἀνάνδρων πλήθος) zu bemerken, dass es sich hier auf einen Mann bezieht. Wir wundern uns gewiss nicht mit Unrecht, wenn Dindorf ἀνδροκμής Eum. 248 (μόχθοις ἀνδροκμήσι) mit Wellauer durch *viros interficiens* übersetzt. Und musste nicht auch Suppl. 285 (Ἰνδάς τ' ἀκούω νομάδας ἱπποβάμοσιν εἶναι καμήλοις ἀστραβίζουσας die herkömmliche Erklärung von ἀστραβίζω *imentū instar sum* verlassen werden? Scholefield sah hier das Richtige. Hat ἀτίτης Ag. 72 ἤμεις δ' ἀτίται σαρκὶ παλαιᾷ τῆς τότε ἀρωγῆς ὑπολειφθέντες wirklich passive Bedeutung? Die Erklärung „zahlungsunfähig“ von Ahrens, Weil und Keck adoptirt, verdiente wohl Berücksichtigung. Dagegen scheint Suppl. 1039 bei ἄπαρνος die passive Bedeutung vorzuziehen (ἄ τ' οὐδὲν ἄπαρνον τελέθει Φέλκτορι Παιδοί.) Auch Pr. 930 (... ὁ γάμος ἄφοβος) hat ἄφοβος sicher nicht die Bedeutung *non metuens*, (Dindorf sieht es freilich als Glosse an und ändert mit Streichung dieses Wortes die Stelle sehr gewaltsam), ebenso wenig wie ἀταρβής Pr. 849 (ἐπαφῶν ἀταρβεὶ χειρὶ) die Bedeutung von *intrepidus* hat. Es heisst vielmehr *metum non incutiens, placidus*. Auch diese Worte will Dindorf bekanntlich streichen. Unter ἀρατος war die Stelle Ag. 237 (φθόγγον ἀρατον οἴκοις) wegen der activen Bedeutung von den übrigen zu unterscheiden. Steht es denn fest, dass ἀγώνιοι θεοὶ bei Aeschylos *dii certaminum praesides* sind? Am meisten passt diese Bedeutung im Munde des Herolds Ag. 513, wiewohl auch hier Keck übersetzt „die marktbeschirmenden Gottheiten“ aber schwerlich an den anderen Stellen Suppl. 189. 243. 332. 355. Man vergleiche Schol. ad Jl. XXIV, 1 παρὰ δὲ Βοιωτοῖς ἀγὼν ἢ ἀγορά... ὅθεν καὶ ἀγωνίους θεοὺς Αἰσχύλος τοὺς ἀγορατοὺς. Doch haben andere Erklärer an eine Versammlung schützender Götter gedacht nach Analogie von Jl. VII, 298. XVIII, 376. Ob ἀγειν Suppl. 924 ἀγοιμ' ἂν εἴ τις τάςδε μὴ ζαιρέσται die Bedeutung *credo* hat, welche Dindorf durch in Klammern beigefügtes θεοὺς vervollständigt, ist zweifelhaft. Hermann übersetzte *abdūcam, nisi tu has mihi eripias*, ebenso fasst Kruse die Stelle auf. Das Adjectivum ἄκρος nimmt Dindorf Ag. 805 οὐκ ἄπ' ἄκρας φρενός in der Bedeutung *intentus, acer*, aber hier heisst es offenbar *non ex superficie mentis* d. h. *ex intima mente*. Endlich scheint die Bedeutung *liberis carentes* bei ἀτέκνους Sept. 828 (ἢ τοὺς μοιγεροὺς καὶ θυσδαίμονας ἀτέκνους κλαύσω πολεμάρχους;) bedenklich; der Scholiast erklärt ἐπὶ κακῷ τεχθέντας.

Wir sind in der Revision der Dindorfschen Ausgabe nicht über

die ersten vier Buchstaben hinausgekommen; wenn es die Redaction gestattet, so denken wir das ganze Lexikon, wenn es vollständig erschienen sein wird, in einer mehr summarischen Weise zu besprechen.

Greifenberg i. Pommern.

Ludw. Schmidt.

---

Gustav Meyer, zur griechischen Nominalcomposition, in den Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik von G. Curtius. Bd. 6, Heft 1, Seite 249 ff.

In diesem Aufsatz bespricht Herr Meyer in Gotha einige Gruppen von determinativen Wortverbindungen, welche ich in einer 1866 in Kiel erschienenen Programmschrift 'über die Composition der Nomina im Homer' zusammengestellt hatte. Nachdem Westphal diese kleine Schrift, welche ich längst vergessen glaubte, in dem letzten Bande seiner methodischen Grammatik der griechischen Sprache auf S. 36—51 wieder abgedruckt hat, kann mir die Beurtheilung, welche meine Arbeit durch den obigen Aufsatz kürzlich erfahren hat, nicht gleichgiltig sein. Wenn Meyer auf S. 255 bemerkt: 'man sieht, Berch hat etwas sehr nach äußerlichen Kriterien angeordnet,' so erkläre ich mir dieses Urtheil zum großen Theil wenigstens aus einem Missverständnis. Auf S. 250 nämlich sagt der Verf.: 'indessen besteht zwischen Berch-Westphal und Curtius eine Abweichung über die Grenzen der determinativen Zusammensetzung, die wohl werth ist erwähnt zu werden, weil sie eine principielle Frage betrifft. Curtius Erl. zur Schulgr. S. 152 rechnet Composita, bei welchen das erste Glied im Verhältnis des Genitivs vom zweiten abhängig ist, z. B. *οικοφύλαξ* zu den Abhängigkeitscompositen, während sie nach Westphal determinativ sind.' Von dieser Abweichung von Curtius aber war mir damals, als ich meine Abhandlung schrieb, nichts bewusst. Damals würde ich das aeschyleische *οικοφύλαξ* unbedenklich zu den tatpurushas *ἡμι-οχεύς* u. *πατρο-φονεύς* gestellt haben, deren zweites Glied ein regierendes Verbalnomen enthält. Denn ich hielt mich überall zur Unterscheidung der objectiven von der determinativen Zusammensetzung streng an dem Satz von Curtius a. a. O. S. 152 'das Wesentliche bleibt aber das Rectionsverhältnis.' Daher entschied ich mich auch in solchen Fällen für die objective Zusammensetzung, wo das erste Glied einer Composition deutlich eine genitivische Abhängigkeit von dem nachfolgenden Gliede erkennen liefs und stellte folglich die Verbindungen *πατρο-κασίγνητος*, *μητρο-πάτωρ* u. *δημο-γέρων* S. 19, IIIa. nicht zu den Karmadhārajās. Heute denke ich freilich darüber anders. Denn wir werden nur solche Composita unbedenklich zu den tatpurushas zählen dürfen, deren regierendes Glied noch deutlich ein Verbalnomen mit verbalem Sinn erkennen lässt. Hiernach wäre

also das homerische *ἀφ-αμαρτο-φει-ής* ein gutes Beispiel, eines genitivischen tatpurusha, während *δημο-γέρον* u. *πατρο-κασίγνητος* allerdings den genitivischen Karmadhārajās angehören. Aber, wie gesagt, von diesen letzteren weiß meine Programmschrift nichts, und Meyer würde billiger geurtheilt haben, wenn er über diesen Punkt mich richtiger verstanden hätte. Denn die nach seiner Meinung genitivischen Composita auf S. 251 *ἀλο-σύδνη*, *δίσκ-ουρα*, *ἰππό-δρομος*, *ἴστο-πέδη* u. *οἰνό-πεδον* stellte ich gerade deshalb zu den Karmadhārajās, weil in ihnen ein Genitivverhältnis bei weitem nicht in dem Mafse hervortritt, wie das in *δημο-γέρον* u. *πατρο-κασίγνητος* offenbar der Fall ist. Für *οἰνό-πεδον* giebt Meyer das selbst zu, wenn er S. 251 bemerkt: 'vielleicht ist *οἶνο* = comitativ zu erklären,' aber auch von den vier anderen Verbindungen gilt, was Meyer S. 253 mit Bezug auf andere Bildungen sagt: 'nicht immer lässt sich die Art der Determination klar und bündig mit einem Casus oder präpositionalen Ausdrücke bestimmen, in der Zusammensetzung liegt eben weit mehr.' Wenn nun Meyer auch noch *ζυγό-δεσμος* u. *ἀκρό-θετον* zu den genitivischen Karmadhārajās zählt, so kann ich ihm darin nicht folgen. In beiden Wörtern ist nach meiner Ansicht das regierende Glied nicht substantivisch, sondern verbal zu fassen, wir haben deshalb tatpurushas in ihnen anzuerkennen. Dagegen halte ich es wohl für möglich, dass ich mich in der Auffassung von *ἀθηρη-λοιγός* u. *βροτο-λοιγός* geirrt habe. Die Erklärung dieser beiden Bildungen wird um vieles vereinfacht, sobald wir mit Meyer S. 252 annehmen, dass *-λοιγός* nicht das Nomen substantivum, sondern ein verbales Nomen mit verbaler Kraft von Wz. *λυγ* ist. — Noch über einen andern Punkt möchte ich einige Worte sagen. Meyers Darstellung erweckt wiederholt den Glauben, dass ich die homerischen Composita in unvollständiger Zahl gesammelt habe. So heifst es S. 254 'Auch (?) das Verzeichnis der homer. Karmadhārajās, die aus Adjectiv und Substantiv bestehen, sieht bei Berch S. 20 e ziemlich schwächig aus; dazu sind vielleicht (!) noch einige daraus zu eliminiren', und auf S. 257: 'ich füge den homerischen Beispielen, die hier übrigens bei Berch auch nicht vollständig gesammelt sind, wiederum einige nachhomerische hinzu.' Diese Bemerkungen mussten mich befremden, weil ich die homerischen Gedichte eigens für den Zweck einer vollständigen Beispielsammlung durchgelesen habe. In der That enthält denn auch der Meyersche Aufsatz nur drei Zusammensetzungen, welche ich in meiner Schritt vergeblich suche: *ἀκρο-αής*, *εὐρυ-κρείων* u. *λαβρ-αγόρης*. Weil in der großen Fülle des Stoffes der Ausfall dieser drei Bildungen doch kaum der Erwähnung werth ist, muss ich annehmen, dass Meyer eine Anzahl von Zusammensetzungen in meiner Arbeit nicht gefunden hat, weil sie an einer Stelle aufgeführt sind, wo er sie nicht suchte. So zählt er zu den determinativis S. 251 *ἀκμάθετον* u. *ζυγόδεσμος*, S. 257 *ἀγκυλομήτης*, S. 238 *χειμάρ-*

ροος u. ἡδυεπής. Das letzte Compositum halte ich nach wie vor für ein bahuvrīhi und reihte es daher ein S. 14 b., die vorangehenden Bildungen für tatpurushas und stellte dieselben ζυγόδεσμος, S. 16 g, ἀγκυλο-μήτης zusammen mit δολο-μήτης u. ποικιλομήτης S. 17 c. ἀκμάθειον S. 18 II, A, endlich χειμά-ροος S. 19, Dc. Auch dürfte es sich nicht empfehlen, mit Meyer S. 257 die adjectivischen Composita unter f von einander zu trennen. Ob wir das Adjectiv in βαθύ-ροος als adverbelle Bestimmung oder syntaktisch als adverbielles inneres Object ansehen, ist für den Sinn der Wörter vollständig gleichgiltig und ein Versuch lehrt, dass dieses Princip nicht ohne Nachtheil für das Verständnis dieser einfachen Bildungen durchgeführt werden kann. Endlich bemerke ich noch, weil die einleitenden Worte S. 249 einem Zweifel daran Raum lassen, dass ich von dem Wiederabdruck meiner Arbeit in Westphals Grammatik erst durch Meyers Aufsatz unterrichtet worden bin. —

Kiel.

Dr. Berch.

---

Vergleichung der Schriften Ciceros und Jacob Grimms über das Alter von dem Großh. Sächs. Geh. Hofrath Dr. K. H. Funkhänel, Director des Gymnasiums in Eisenach. 8. 16 S. Eisenach. Verlag von J. Bacmeister, Hofbuchhändler.

In diesem Vortrage, welcher am diesjährigen Geburtstage Sr. Majestät des deutschen Kaisers Wilhelm gehalten ist, gedenkt der Verf. zunächst mit warmen Worten der Feier des Tages, an welchem Millionen deutscher Herzen in Freude, Dank und Verehrung auf einen und denselben Mittelpunkt sich hinrichteten und betrachtet es als ein besonderes Geschenk der Vorsehung, dass der Beherrscher des bewunderten und gefürchteten deutschen Kaiserreiches ein an Jahren und Erfahrung gereifter Fürst sei, „ein Heldengreis, den die Last der Jahre nicht drückt, den die Sorgen und Mühen und Erfahrungen eines furchtbaren Krieges nicht beugten, der in seltener Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes noch heute seinem erhabenen Berufe obliegt, dem aus allen diesen Gründen die Mächtigen des geeinigten Deutschlands Ehrfurcht zollen.“

Diese bewundernswürdige Rüstigkeit des Kaisers veranlasst ihn, die Schriften zweier hervorragenden Männer über das Alter in ihren Grundzügen mit einander zu vergleichen, nämlich Ciceros und Jacob Grimms. In eingehender Weise werden die Verhältnisse, unter denen der Römer sein Buch *de senectute* schrieb und diejenigen, unter denen J. Grimm seine Rede in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin im J. 1860 hielt, auseinandergesetzt und der Kern beider Schriften kurz und treffend vorgeführt, und während in den einfachen Behauptungen, welche Cicero den Cato aussprechen lässt, in

den Gründen, weshalb man mit Unrecht über das Alter klage, sowie in den zahlreichen Beispielen überall die Anschauung eines echten Römers hervortritt, so prägt sich auch in der Darstellung der mannigfaltigeren Verhältnisse, welche Grimm bespricht, deutlich der Charakter des unermüdlichen deutschen Forschers aus, des Gelehrten, der in den stillen Räumen seines Arbeitszimmers dem öffentlichen Leben fern steht. Liebevoll folgt ihm der Verf. auf die mancherlei Abschwefelungen, voll Bewunderung vor der Innigkeit seines Gemüthes, der bilderreichen Ausdrucksweise und dem reichen Schatze seiner aus dem deutschen Schriftwesen geschöpften Kenntnisse.

Zum Schlusse hebt der Verf. hervor, dass von dem, was Cicero über den Staatsmann sagt, einiges, von dem, was Grimm bespricht, wohl nichts Bezug habe auf den, welchem die Feier des Tages gelte, der nach seiner erhabenen Lebensstellung, durch reiche Erfahrung und ungeschwächte Thatkraft, durch unendliche Thätigkeit ausgezeichnet ein glückliches und gesegnetes Alter genießen müsse und schließt mit der Bitte, dass Gott ihn noch lange erhalten möge, zum Ruhme und zum Heile des neu gewonnenen deutschen Reiches.

Wir sind überzeugt, dass dieser in einfacher und würdiger Sprache abgefasste Vortrag auch in weiteren Kreisen die verdiente Beachtung finden wird.

Breslau.

F. Meister.

Zweitausend Themen für den deutschen Aufsatz, stufenmäßig geordnet nebst einer Anweisung über Anfertigung von Aufsätzen von Dr. H. Mensch. Löwenberg i. Schl. Verlag von Gust. Kühlers Buchhandlung (Paul Holtsch) 1873. 83. S. 8.

Statt einer Beurtheilung dieses Büchelchens will ich eine Zusammenstellung derjenigen Themen geben, welche im letzten Abschnitte d. h. auf einem Raume von ca. 20 Seiten zwei Mal vorkommen, und zwar entweder in absolut gleicher Fassung oder doch dem Sinne nach identisch. Der Leser wird daraus einmal abnehmen, was es mit der prahlenden Zahl von zweitausend Themen auf sich hat, andererseits wird er die auf die Ausarbeitung verwendete Sorgfalt würdigen können. Die betreffenden Themen sind für Prima (welcher Art von Schulen, erfährt man nirgends) oder die Selecta der ersten Mädchenschule bestimmt:

- |   |  |
|---|--|
| 2. Woher kommt es, dass so viele gute Vorsätze nicht ausgeführt worden?         | 463. An welchen Klippen scheitern gewöhnlich gute Vorsätze?      |
| 15. Hatte Iphigenie das Recht, das Leben ihres Bruders auf das Spiel zu setzen? | 202. Durfte Iphigenie das Leben ihres Bruders aufs Spiel setzen? |
| 16. Hamlet und Orest.   | 285. Hamlet und Orestes.   |

24. Worin besteht die Schuld Antonio's, und wodurch macht er dieselbe wieder gut?
26. Der nationale Charakter von Lessings Minna von Barnhelm.
43. Ein Leben voll Arbeit ist keine Last, sondern eine Wohlthat.
51. Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. Was diese willenlos ist, sei du es wollend, das ist's.
- NB. Dass der erste Vers ein Hexameter ist, scheint der Vf. nicht zu wissen, da er hinter „Größte“ den Vers bricht. Unter Nr. 299 ist das Thema ohne Versabtheilung gedruckt).
57. Welche Mittel sind anzuwenden, dass die Schüler mit Freuden lernen?
67. Der Wunsch der Menschen, ihre Zukunft vorher zu wissen, ist ein thörichter Wunsch.
73. Schule und Leben. (In dieser Allgemeinheit höchst vieldeutig und daher unklar; das nebenstehende Thema 469 bildet, wenn es auch viel enger ist, jedenfalls einen Hauptbestandtheil von 73).
91. „Wallensteins Lager“ als notwendiges Glied der Trilogie betrachtet.
101. Alles in der Welt lässt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.
109. Die Länder verknüpfende Strafe.
203. Worin besteht das Unrecht des Antonio gegen Tasso und wodurch macht er dasselbe wieder gut?
303. Ueber die nationale Bedeutung des Lustspiels Minna von Barnhelm.
579. Ein Leben voll Arbeit ist keine Last, sondern eine Wohlthat.
299. „Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren: Was diese willenlos ist, sei du es wollend, — das ist's!“
304. Ueber die Mittel, das Lernen zur Freude zu machen.
416. Warum wäre es nicht gut, sein Schicksal voraus zu wissen — für den einzelnen Menschen, die bürgerliche Gesellschaft, das Gesamtgebiet des Glaubens und der Tugend?
469. In wiefern ist die Schule, auch abgesehen von der Erwerbung nützlicher Kenntnisse, eine Vorbereitung für das Leben?
175. In wie weit erklärt Wallensteins Lager Wallensteins Verbrechen.
521. Glück ist schwerer zu ertragen als Unglück (Chrie).
340. Das Meer als Verbindungsmittel der Menschen.

- |  |   |
|--|---|
| 178. Hagen von Tronje.   | 290. Hagens Charakter.  |
| 232. Ueber den Einfluss Karls des Großen auf Geschichte und Bildung des deutschen Volkes.  | 532. Ueber Kaiser Karls des Großen Verdienste um Verbreitung der Bildung unter den Deutschen. |
| 269. Nur der ist frei zu achten, der sich vollkommen selbst beherrscht.  | 505. <i>Imperare sibi maximum imperium est.</i>   |
| 375. Die Macht der Gewohnheit<br>1) worin zeigt sich dieselbe,<br>2) durch welche Mittel ist die schädliche Gewöhnung zu verhindern. | 414. Die Macht der Gewohnheit.  |
| 395. Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden.  | 439. Mitleid und Mitfreude.   |

Die Flüchtigkeit geht so weit, dass sich sogar auf ein und derselben Seite (23) dasselbe Thema (Damokles) doppelt findet.

Ich schliesse an diese Zusammenstellung noch eine kleine Blumenlese von Themen an, die, wie ich glaube, das eigenste Werk des Herrn Vf.'s sind.

- 45. Illustrationen zu des Sängers Fluch von Uhland.
- 59. Wie ist die biblische Geschichte in einer Mittelclasse schulmässig zu behandeln?
- 61. Dictatische Grundsätze für den ersten Leseunterricht. (Sic.)
- 72. Der gute und der böse Mensch bei einem Gewitter.
- 75. Die Bedingungen des Schönen.
- 119. Der tiefere Sinn der öffentlichen Verschönerungen.
- 122. Gott begegnet so Manchem: was ihn nur grüßen wollte. (Günther).
- 127. Eisenbahnen und Rosenhecken.
- 146. Ist der Welt durch große Genies gedient?
- 193. Ueber den Missbrauch der Sprache.
- 261. Ein Tag aus meinem künftigen Leben (Günther).
- 336. Die Reiche dieser Welt verglichen mit dem Reiche Gottes auf Erden.
- 342. Die Wenden — Charakteristik der Nationalität.
- 346. Entwicklung der englischen Verfassung.
- 349. Charakteristik Shakespeares.
- 362. Die Erhaltung der Wissenschaften ist für die Menschen eine der größten Wohlthaten Gottes.
- 419. Erklärung der 2. Bitte des Vaterunsers — das Reich Gottes, die Rechte, die Pflichten der Bürger desselben.
- 473. Die Mappe des Briefträgers.
- 497. Charakteristik (sic) und Eigensinn, definirt und an Beispielen aus dem gewöhnlichen Leben und aus der Geschichte erläutert.

Diese kurze Zusammenstellung wird, wie ich denke, den Leser zweifelhaft machen, ob der Wunsch des Herrn Vf.'s am Schluss der Vorrede in Erfüllung gehen dürfte, dass nämlich „diese Geisteskost den ideenhungrigen und stoffbedürftigen kleinen und großen Geistern aufs beste bekommen möge.“ Wem es aber mit dem deutschen Unterricht Ernst ist, der muss Angesichts solcher Bücher mit Bedauern gestehen, dass jener Unterricht nicht immer in den Händen geeigneter Vertreter ist und dass doch ein gewisses Publikum Bücher, wie das vorliegende, für gut halten und kaufen muss, da sie sonst schwerlich gedruckt werden würden.

Berlin.

Eichholtz.



## DRITTE ABTHEILUNG.

---

### BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

---

#### *Bemerkungen zu dem Ausstellungsprogramm des „Vereins zur Förderung des Zeichenunterrichts.“*

Der Gedanke, mit den Ergebnissen und den Lehrmitteln des Zeichenunterrichts an den Lehranstalten unseres weitem Vaterlandes eine öffentliche Ausstellung zu veranstalten, muss auf den ersten Blick als ein sehr glücklicher erscheinen. Wo böte sich insbesondere den beteiligten Lehrern eine trefflichere Gelegenheit zu lehrreichen Vergleichen der Resultate der eigenen Thätigkeit mit der von Collegen, wo fände man sonst die für den Unterricht geschaffenen Lehrbücher, plastischen Modelle und graphischen Vorbilder so nahe bei einander, wo könnte das Publikum lebhafter für den Lehrgegenstand interessirt werden, als auf einer solchen Ausstellung? Dazu kommt, dass zwei in den Jahren 1869 und 1870 in Berlin stattgehabte Ausstellungen thatsächliche Beweise des allgemein regen Interesses geliefert haben. Fachgenossen kamen in großer Anzahl herbeigereiset und traten mit einander in persönlichen Verkehr, das Publikum staunte über die durch Umfang und Güte imponirenden Arbeiten, welche die Wände bedeckten, die Vertreter der maßgebenden Behörden und die Schuldirectoren wurden in besonderen Stunden durch Delegirte der Aussteller unter eingehenden Erläuterungen durch die Ausstellungsräume geführt — man konnte nicht umhin, dem Fleiße und der Umsicht derjenigen, welche sich der unendlichen Mühe unterzogen, das reiche Material herbeizuschaffen und aufzustellen, die dankbarste Anerkennung zu zollen.

Für das Frühjahr 1874 ist seitens des „Vereins zur Förderung des Zeichenunterrichts“ für Berlin eine abermalige Ausstellung in Aussicht genommen und das Programm dafür von einem aus vier Mitgliedern des Vereins bestehenden Comité veröffentlicht worden. Das höchst erfreuliche Interesse des Ministeriums der Unterrichtsangelegenheiten an der Förderung des Zeichenunterrichts macht den ungewöhnlichen Schritt erklärlich, dass dieses es übernommen, das Programm — in der Verfassung, in welcher es vorliegt — unter Ver-

mittelung der Königl. Provinzialschulbehörden und der Schuldirectoren den einzelnen Lehrern mit dem Anheimgen, die Ausstellung zu beschicken, mitzutheilen.

Im Hinblick auf die oben angedeuteten Vortheile, welche eine Ausstellung für den Lehrgegenstand möglicherweise bieten könnte, möchte man eine sehr reiche Beschiekung der Ausstellung, namentlich seitens der Lehrer an den höheren Schulanstalten Berlins und unter diesen wieder in erster Linie derjenigen Lehrer erwarten, welche zugleich Mitglieder des ausstellenden Vereins sind. Die Erfahrung hat dies jedoch bis jetzt nicht bestätigt. Auf der Ausstellung von 1870 waren nur 3 Berliner Gymnasien und 1 Berliner Realschule — neben der Gewerbe-Academie, dem Gewerbe-Museum, der Zeichen-Academie für Damen von Dr. J. Scholz und H. Troschel, und 13 Gemeindeschulen — vertreten und es stehen der Beschiekung der Ausstellung von dieser Seite auch in der That theils ganz erhebliche äußerliche Hindernisse, theils ernste Bedenken principieller Art entgegen.

Zunächst ist es wenig verlockend, die bescheidenen Werke der Schule, entstanden unter den besonderen Schwierigkeiten (stark gefüllte Classen, Versetzungen ohne Rücksichtnahme auf die Fortschritte im Zeichnen, zum großen Theil facultativer Unterricht und oft semesterlang unterbrochene Theilnahme an demselben u. dergl. m.), mit welchen der Zeichenunterricht, und vor allen auf Gymnasien, sich abfinden muss, hinzustellen neben die bestehenden, unter viel glücklicheren Umständen entstandenen und meist aus den Händen Erwachsener hervorgegangenen Arbeiten der Gewerbeschulen, der öffentlichen Kunstschulen und der privaten kunsttechnischen Lehranstalten, welche alle den Zeichenunterricht als Hauptlehrgegenstand behandeln. Bei der auf umfangreichen Ausstellungen immer nur flüchtigen Kenntnissnahme von den unbedeutenderen Werken, bei der fast immer nur unvollkommenen Information der Beschauer ist ferner eine rechte Würdigung des bei Schülerzeichnungen maßgebend gewesenen Lehrverfahrens überhaupt nicht wohl zu erwarten — welcher Verunglimpfung seines amtlichen Ansehens bei Vorgesetzten und Schülern ist aber der ausstellende Lehrer ausgesetzt, wenn er das Unglück hat, der leichtfertigen öffentlichen Kritik eines schreibseligen Dilettanten oder, wie dergleichen schon versucht worden, eines erzürnten Fachgenossen anheimzufallen! Wie für die wissenschaftlichen, so sollte man meinen, ist auch für die technischen Lehrer das Schulhaus, nicht aber ein fremder Raum mit Zeitungsreportern, die Stätte, und der Tag des öffentlichen Examens der Zeitpunkt der öffentlichen Rechenschaftslegung über das Unterrichtsverfahren.

Praktische Hindernisse an der Beschiekung der Ausstellung erwachsen ferner aus der verschiedenen äußern Verfassung der Einsendungen. Nachdem während der Ausstellung des Jahres 1870, nach den eigenen mündlichen Mittheilungen der Aussteller, voluminöse Ballen von Zeichnungen aus verschiedenen Gründen ihren Platz verdeckt und ungesehen unter den Tischen hatten finden müssen, hat das Ausstellungs-Comité sich zur Aufstellung einer Reihe von Einsendungs-Bedingungen genöthigt gesehen, die indes nicht überall erfüllbar sind. Die äußerliche Form, unter welcher in den verschiedenen Anstalten die Zeichnungen entstehen, eignet sich nicht überall zur Einordnung in das entsprechende Ausstellungsschema; eine Neuanfertigung aber von Arbeiten, welche diesem Schema entsprächen, würde nur mit einer erheblichen und durch nichts als die oben bezeichneten Unzuträglichkeiten belohnten Abweichung von dem

Lehrgänge zu ermöglichen sein, welchen sich jeder Lehrer, innerhalb des vorgeschriebenen Lehrplans, aus der Nutzanwendung seiner Erfahrungen gestaltet.

Neben allem dem mahnt aber noch eindringlicher eine andere Rücksicht von einer Beschickung der Ausstellung des Jahres 1874 ab und diese Abmahnung enthält das ausgegebene Ausstellungsprogramm selbst. Soweit darin das Ausstellungs-Comité sich mit den Regeln für die äußere Verfassung der Einsendungen befasst, wird man seine Anordnungen in dem guten Glauben hinzunehmen haben, dass dieselben sich auf die Erfahrungen aus früheren Ausstellungen stützen. Seine Rechtsgrenze aber und leider auch seine Fähigkeit überschreitet dasselbe unzweifelhaft, wenn es, wie dies in No. 1, pag. 5 des Programms geschieht, die Einladung zur Ausstellung als eine Gelegenheit ergreift, sich zugleich als Hort der Methodik hinzustellen.

Der bezügliche Passus, welcher die erste Bedingung bezeichnet, ohne deren Erfüllung eingesandte Schularbeiten die Zurückweisung zu gewärtigen haben, lautet:

„1. Aus den Schülerarbeiten muss eine bestimmte Methode erkennbar sein.  
 „Es gibt zwar noch immer Zeichenlehrer, welche einzelne bedeutende Erfolge erzielen, ohne eine geregelte Methode ihrem Unterrichte zu Grunde zu legen, weil sie keinen anderen Zweck im Auge haben, als die begabteren Schüler (deren bekanntlich in einer Classe meistens nur wenige vorhanden sind) zu fördern, theils um mit den Leistungen derselben zu glänzen, theils in der fehlerhaften Absicht, Künstler zu bilden. Das tadelnswerthe Verfahren solcher Lehrer (welches sich auch in der ganz ungleichen Entwicklung der Schüler straft) darf seitens des Vereins keinerlei Anerkennung oder sogar Aufmunterung finden.“

Für der Sache fernerstehende Schulmänner muss sich diese Auslassung auf den ersten Blick als harmlos und sogar recht verständig ausnehmen. Näherstehende fragen aber mit Recht, an welche Adresse diese vagen Beschuldigungen gerichtet, wer denn die methodischen Häretiker sind. Wer befolgt eine „geregelte Methode“ und wer nicht, bei welchem Unterrichtsverfahren werden die weniger begabten Schüler vernachlässigt, wo ist die Gelegenheit geboten, mit Schülerarbeiten zu glänzen? Aus welcher Methode ist die „Absicht“ erkennbar, „Künstler zu bilden“<sup>1)</sup> aus einem Auditorium von Quintanern und Quartanern und dem fluctuirenden Publikum des facultativen Unterrichts? Weiset der Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften, der doch sicherlich bewährten Methoden folgt und zudem mittelst der Versetzungen nur gleichbefähigte Schüler zusammen ordnet — was für den Zeichenunterricht leider nicht ausführbar ist — weiset jener Unterricht etwa nicht eine „ungleiche Entwicklung“ der Schüler und zwar in dem Grade auf, dass die einen sämtliche Gymnasialclassen in neun Jahren absolviren, während die anderen nach je zweijährigen Cursen in Quinta und Quarta die Anstalten verlassen müssen? Wäre es ferner nicht vielmehr correct und zugleich von durchschlagendem Erfolge, für den Lehrgegenstand, wenn den vorgeblichen Häretikern auf der Ausstellung Gelegenheit geboten würde, mit ihrem Lehrverfahren Fiasko zu machen! Und dann schliefs-

<sup>1)</sup> Es ist dies eine aus dem ministeriellen Lehrplan entlehnte Aeußerung, welche dort vor einer zu weitgehenden technischen Ausführung der Schularbeiten warnt, in dem in Rede stehenden Passus des Programms aber den loyal scheinenden Untergrund für die vage Anklage abgiebt.

lich, wer ist denn über das Vorhandensein und die Güte der Methode der Fachgenossen der erkennende Richter, das aus den vier Unterzeichnern des Programms bestehende Ausstellungs-Comité, oder der Verein zur Förderung des Zeichenunterrichts, und worin besteht endlich die „Anerkennung“ oder die „Aufmunterung,“ welche jene Factoren ertheilen oder versagen könnten! Inwiefern es beiden, dem Verein sowohl, wie seinem Ausstellungscomité, an der Berechtigung gebricht, sich den zahlreichen Fachgenossen gegenüber als allein rechtläubige und tonangebende Körperschaften zu geriren, erhellt zweifellos aus einer näheren Inbetrachtung beider.

Der Verein trat im Jahre 1867 auf Anregung des Herausgebers der „Monatsblätter für Zeichenkunst und Zeichenunterricht,“ des Herrn Hugo Troschel, unter dem Namen „Verein deutscher Zeichenlehrer“ mit dem ausgesprochenen Zweck zusammen, eine Kasse zu gründen, aus welcher erforderlichen Falls den Mitgliedern und deren Wittwen eine Pension gewährt werden könne. Im Juni 1870 nahm der Verein den Namen, „Verein zur Förderung des Zeichenunterrichts“ an und stellte als seinen nunmehrigen Zweck hin:

„a. Die Hebung des Zeichenunterrichts durch Vereinigung der Lehrer, „Freunde und Gönner dieses Unterrichtszweiges zu Unternehmungen, welche „geeignet sind, das allgemeine Interesse für die Zeichenkunst zu erwecken, zu „Meinungsaustausch und wechselseitiger Belehrung; b. die Wahrung der Interessen der Zeichenlehrer; c. die Gründung und Unterhaltung einer Pensionskasse.“ Laut Mittheilung der diesjährigen Julianummer der erwähnten „Monatsblätter,“ welche dem Verein als Organ dienen, gehören demselben gegenwärtig 119 Mitglieder aus allen Theilen Deutschlands an und sind davon 85 als Zeichenlehrer angeführt. Als in Berlin wohnhaft sind 25 Mitglieder genannt, 14 davon als Zeichenlehrer. Zu seinen gewöhnlichen, wie zu seinen stets in der ersten Hälfte des Jahres stattfindenden General-Versammlungen lässt der Verein Gäste zu.

Wenn man nun einerseits geneigt ist, den Bestrebungen dieses Vereins die wohlwollendste Anerkennung zu zollen, so darf andererseits doch nicht übersehen werden, dass der bloße Umstand, dass eine Anzahl von Fachgenossen sich zu einem Verein verbindet, denselben noch nicht das Gewicht einer Autorität beilegt. Zudem haben hinsichtlich des Werthes von Majoritätsbeschlüssen und besonders in Vereinen, denen Gäste willkommen sind, die letzten Jahrzehnte dem aufmerksamen Beobachter nicht besonders günstige Erfahrungen eingetragen. Während die wahrhaft Sachverständigen das rhetorische Geplänkel überhaupt missachten und meiden, pflegt der von dilettirenden Mitgliedern in der Regel gern gemachte Aufwand von Beredsamkeit oder auch nur bestechenden Schlagwörtern denselben bei der Menge den Beifall zu sichern. Bringt dieser Vorgang in Fragen praktischer Art der Sache selbst meist nur eine vorübergehende Aufhaltung ein, so wird er in Fragen subtilerer Art dem Gegenstand in der Regel geradezu verderblich. Von einem höchst liberalen und vereinsfreundlichen Abgeordneten wurde in dieser Beziehung vor kurzem das treffende Wort gesprochen: „Wahrheiten werden nie in Majoritäten festgestellt.“ Es mag deshalb in Angelegenheiten des Unterrichts und der Methodik die Erörterung mündlich oder schriftlich, in Vereinen und außerhalb derselben überall freien Lauf haben, keine Körperschaft darf aber aus ihrer Mitgliedermenge oder aus ihren Majoritätsbeschlüssen das Recht besserer Einsicht und gar das der Verkettung Andersgläubiger herleiten wollen. In weiser Toleranz hinsichtlich der Methodik sagt selbst der ministerielle Lehrplan: „Mancher wird mittels der

Methode, nach welcher er selbst unterrichtet worden ist, als Lehrer gute Resultate erreichen, während er unter dem Zwange einer, wenn auch an sich besseren Methode, mit der er nicht von Hause aus vertraut ist, vielleicht nur Unzulängliches leisten würde.“

Zu dem hier theoretisch Ausgeführten kommt nun aber noch hinzu, dass der Verein für seine Aeußerungen thatsächlich auch nicht einmal das Gewicht der Majorität oder vielleicht das qualitative Gewicht der Stimmen geltend machen kann, da sowohl der Zahl der ihm hierorts angehörigen Zeichenlehrer, wie insbesondere der Zahl derer, welche an hiesigen höheren Lehranstalten unterrichten, mindestens ebenso große Zahlen von Lehrern gegenüberstehen, welche dem Verein nicht angehören. Dabei kommt ferner in Betracht, dass in den stets durch Gäste verstärkten Versammlungen des Vereins fast regelmäßig nur eine Mitgliederminorität vorhanden ist und dass selbst die General-Versammlungen (die des Jahres 1872 war besucht von 12 zum Theil auswärtigen Mitgliedern und 7 Gästen, die des Jahres 1873 von 13 zum Theil auswärtigen Mitgliedern und 8 Gästen) nicht das überwältigende Meinungs- und Stimmenübergewicht erkennen lassen, welches dem Verein die Bedeutung einer leitenden Körperschaft verliehe oder ihn gar zur Verketterung des Lehrverfahrens von Nicht-Mitgliedern berechtigte. Letzteres entspricht aber auch, wie private Mittheilungen von dem Verein angehörigen Fachgenossen erkennen lassen, gar nicht den Anschauungen der Majorität der durch praktische Uebung zur Entscheidung in Fragen der Methodik vorzugsweise befähigten Mitglieder.

Die unbekanntenen Stimmen Auswärtiger würden daneben zunächst zwischen den verschiedenen Parteien gleich zu theilen sein und übrigens nur in Betracht kommen, wenn deren Unterrichtsverhältnisse nicht soweit, wie es thatsächlich der Fall ist, verschieden von den hiesigen wären.

Muss hiernach dem Verein die Berechtigung zur Führerschaft in Angelegenheiten des Zeichenunterrichts abgesprochen werden, so bleibt zu untersuchen, in wiefern das Ausstellungscomité desselben, welches das in Rede stehende Programm unterzeichnet hat und aus den Herren Professor Dr. H. Hertzner, Hugo Troschel, Th. Wendler und W. Zietzki besteht, durch gründliche Kenntnis der Unterrichtspraxis aus eigener Uebung berufen wären, die Methodepurification vorzunehmen. Gerade in dieser Beziehung ist aber dem Comité der Mangel an Legitimation leider recht bestimmt nachweisbar. Herr Professor Hertzner, der Vorsitzende des Vereins seit dem Entstehen desselben, ist zwar ein ausgezeichnete Lehrer der darstellenden Geometrie und in diesem Fache Examinator in der Prüfungscommission für Zeichenlehrer, darf jedoch in Angelegenheiten des Freihandzeichnens und des Schulzeichenunterrichts nur als Dilettant das Wort nehmen. In derselben Lage befinden sich die die Herren Wendler und Zietzki. Der letztere ist Hauptlehrer einer hiesigen Communalschule, Herr Wendler ist Musterzeichner und Inhaber eines hiesigen Tapissier- und Teppichgeschäftes. Allein Herrn Hugo Troschel, als practischem Zeichenlehrer an der hiesigen Dorotheenstädtischen Realschule, könnte wohl das volle Gewicht einer Stimme, das Recht aber zur Entscheidung über die Güte und Verwerflichkeit der Lehrmethode anderer nur mit derselben praktischen Bedeutung zugesprochen werden, wie jedem der Söhne in der Fabel von den drei Ringen bei der Entscheidung über die Echtheit der letzteren. Und nachdem Herr Troschel vollends, so wie zwei der vorher genannten Herren, durch Herausgabe von, einer gewissen (der Wandtafel-) Methode entsprechenden, Zeichenvorbildern sich für die Ausbrei-

tung seiner Methode geschäftlich engagirt hat, so ist er, wie jene auch, mehr als Partei, denn als unbefangener erkennender Richter legitimirt.

Jedenfalls wird das Angeführte ausreichen, um vorkommende Nichtbeschickungen der Ausstellung zu erklären und zugleich die Zuversicht zu rechtfertigen, dass die Behörde, welche wohlmeinend das Zustandekommen der Ausstellung durch Versendung der Programme zu fördern gedachte und welcher übrigens im Programm auch noch das Einsammeln der Ausstellungseinsendungen zugedacht ist, durch ihre bisherige Bethheiligung sich nicht ebenfalls engagirt halten werde, für die von dem Verein oder dessen Ausstellungscomité beliebte und gegen eine von diesem perhorrescirte Methode ihrerseits zutreten. Einiger Anhalt für diese Zuversicht ist schon in dem Umstande zu finden, dass das Königl. Ministerium bei Versendung der Programme den Adressaten die Beschickung der Ausstellung eben nur anheimgegeben hat.

Berlin.

O. Gennerich.

### AUSZÜGE AUS ZEITSCHRIFTEN.

Philologischer Anzeiger. 1873. Heft 1.

1. *Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik*, herausgeg. von G. Curtius. Dritter Band. Leipzig 1870. angez. von G. Meyer. Die erste in dem Bande enthaltene Abhandlung von F. H. Rau: De praepositionis παρά usu wird ausführlicher besprochen. Im zweiten Theile: Ueber den Gebrauch der Präposition in Zusammensetzungen wird die sorgfältige Behandlung und klare Anordnung des Materials, wodurch sich der erste Theil auszeichnet, vermisst. — 2. *Wetzel, über die scheinbar überflüssige Hinzufügung der Negation οὐ in der Rede* wie μάλλον ἢ οὐ. Progr. Glogau 1871. angez. v. C. Hartung. Ref. theilt die von W. gewonnenen Resultate mit. — 3. u. 4. *Lateinische Grammatik für Gelehrtschulen*; der deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik zweiter Theil, verf. v. J. C. Schmitt-Blank. Mannheim 1870. — *Lateinische Sprachlehre* zunächst für Gymnasien, von Ferd. Schultz. Paderborn 1873. angez. von C. Hartung. Gang und Methode werden angegeben und einige Nachträge und Berichtigungen geliefert. — 5. *Scholía ad Odysseae* l. XIII. ex codicibus mss. Veneto et Monacensi edita ab A. Ludwich. Progr. Königsberg 1872, angez. v. Giseke. — 6. *Das elfte Lied vom Zorne des Achilleus* nach K. Lachmann. herausgeg. von Dr. phil. Hans Karl Benicken, Barmen 1872. angez. von L. G. Referent charakterisirt in Kürze den Ton, in dem die Abhandlung, im wesentlichen Reproduction eines Collegienheftes, geschrieben ist und verspricht eine wissenschaftliche Kritik im 33. Bande des Philologus. — 7. *De vestigiis iuris gentium homericis*, scr. Th. Sorgenfrey. Leipzig 1871. angez. v. A. Bischoff. Es werden einige Ansichten des Verf.'s einer genaueren Prüfung unterworfen. — 8. *Der Besitz und sein Werth im hum. Zeitalter*, von A. Haake in Patbus. 1872. angez. v. L. G. — 9. *De veteris Orphicae Theogoniae indole atque origine* scr. P. R. Schuster; accedit epimetrum de Hellanici Theogonia Orphica. Leipzig 1869. angez. v. Giseke. Ref. kann dem Verf. nicht beistimmen, dass die Orphischen Werke, aus denen Plato schöpfte, eine Theogonie gewesen seien, hält sie vielmehr für *τελευτα* und sucht seine Ansicht zu begründen. — 10. *Aeschylus und Sophocles; eine dramatische Studie* von Andr. Borschke. Wien, 1872, angez. v. L. G. Im Anschluss an eine kurze Inhaltsangabe bespricht Ref. die Stelle bei Pollux, wo 4 Ausgangspunkte für die auf der

Bühne Ankommenen genannt werden, ἀγρόθεν, ἐκ λιμένος, ἐκ πόλεως, ἀλλὰ ῥόθεν πέλο. — 11. *R. Merkel, Aeschyli cod. Laurentiani Oxoniae typis expressi praefationis lineamenta*. Quedlinburg 1870. angez. v. W. Verf. sucht nachzuweisen, daß alle unsere Aeschylushandschr. aus einem Archetypus stammen, der in der Regel 37 Zeilen auf der Seite hatte. Zwischen Mediceus und dem Archetypus liegen noch etliche Abschriften dazwischen. Die Pergamenthandschrift Ven. 616 gehört nicht dem dreizehnten, sondern dem 15. Jahrhundert an, ist eine Abschrift des Flor. Mit den Conjecturen Merckels kann Ref. nicht sich vollständig für einverstanden erklären. — 12. *Sophocles König Oedipus*; nach der ältesten Handschrift und den Zeugnissen der alten Grammatiker berichtet, übersetzt, durch einen exegetisch-kritischen Commentar erklärt von *Franz Ritter*. Leipz. 1870. angez. von A. H. Die Uebersetzung ist missrathen, das Verhältnis zwischen den in der varia lectio und den im Commentar erwähnten Conjecturen, ist nicht bestimmt genug. Für das beste hält Ref. die eingestreuten grammatischen und sprachlichen Bemerkungen. — 13. Individuelle und generische Erklärung der *Electra des Sophocles*; eine didaktische Skizze für Freunde des Gymnasialunterrichts. 2. Theil (v. 324—803) . . . von Dr. *Ad. Westermayer*. Nürnberg, 1872. angez. von L. G. Ein nicht unbrauchbares Hilfsmittel für Lehrer, die auf dem Gymnasium Elektra zu erklären haben. — 14. *Antiochus von Syrakus und Coelius Antipater*, von *Ed. Wölfflin*. angez. von F. F. Ref. theilt die in dem äußerst verdienstvollen Werk niedergelegten Resultate mit. — 15. *Kleine Beiträge zur Erklärung und Kritik des Thucydides* (I. Theil), von *Dr. Hünneke*. Cleve, 1871. Ref. bespricht mehrere Stellen aus der sehr gehaltvollen Abhandlung. — 16. *Proceedings of the American Academy of the arts and sciences*. Cambridge, Juni 14, 1864. Prof Goodwin presented I. note on Thucyd. 1, 22 (13—17 Bekker). Die Erklärung ist nicht gelungen. — 17. *Der Abschluss des 50jährigen Friedens bei Thucydides*. Von Jul. Steup. Rh. Mus. N. F. XXV, S. 273—305. Der Versuch des Vf., ε 13, 26—30, den größten Theil von c. 14, das c. 15 mit Ausschluss einer Zeile, das ganze Cap. 16 und c. 17, 29—2 für Interpolation zu erklären, wird zurückgewiesen. — 18. *Thucydides Reden und Urkunden aus dem pel. Kriege*, übersetzt von *C. Beck*. Halle 1871, enthält nichts von Bedeutung. — 19. *De Q. Ennii Scipione scripsit Theoph. Roeser*. Danzig 1868. Es wird mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, dass der Scipio eine praetexta gewesen sei, die bei Gelegenheit der Triumphalspiele nach Scipios Rückkehr aus Afrika aufgeführt wurde. — 20. *Historicorum Romanorum reliquiae*. Disposuit recensuit praefatus est *Herm. Peter*. Vol. I. Leipzig 1870. Plan und Inhalt des Werkes wird mitgetheilt.

## Heft 2.

28. *Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache* von Dr. *R. Kühner*. 2. Aufl. 2. Theil. 1. Abth. 1871. angez. von Th. Fritzsche. — 29. *Griechische Sprachlehre für Gymnasien*, bearbeitet von *Schnorbusch und J. Scherer*. 2. Aufl. Paderborn, 1871. angez. von Th. Fritzsche. In der Syntax wird ein an sich abgeschlossenes System vermisst, das zu Grunde liegen sollte. — 30. *Etruscan inscriptions analysed, translated and commented upon by Alex. Earl of Crawford and Balcarres*. London 1872. Ein verunglückter Versuch, das Etruskische aus dem Germanischen abzuleiten. — 31. *Winckles, über die Zeiten des Indicativs und den Gebrauch des Coniunctivs in unabhängigen und*

abhängigen Nebensätzen. 3. Theil. Programm. Leobschütz 1871, angez. von C. Hartung. Bietet nichts von Bedeutung. — 32. *Ludw. Mendelssohn, Quaestionum Eratosthenicarum capitulum primum*. De mortis anno Sophoclis et Euripidis; ex actis societ. philol. Lips. ed. Ritschl. II, p. 161—196. Leipzig 1873, angez. von U. Verf. setzt den Tod des Sophocles in die zweite Hälfte des Jahres 406 v. Chr. (Ol. 93, 3 zu Anfang), den des Euripides in dessen zweite Hälfte, jedenfalls in Ol. 93, 2, in der Datirung der Geburtszeit kann Ref. jedoch mit dem Verf. nicht übereinstimmen. — 33) *Sokratische Studien*: I) Ueber das Verhältnis zwischen den xenophontischen und platonischen Berichten über die Persönlichkeit und die Lehre des Sokrates; zugleich eine Darstellung der Hauptpunkte der sokratischen Lehre. II) Ueber Socrates Daemonion. Von Dr. Sigurd Ribbing, Professor der Philosophie an der Königl. Universität zu Upsala. Upsala, 1870. angez. von Fr. Susemihl. In der zweiten Abhandlung stimmt Ref. dem Verf. bei, dass das Dämonion des Sokrates ein plötzlich eintretendes sichres Vorgefühl dafür gewesen sei, dass gewisse einzelne Handlungen, zu denen er sich bereits hinneigte und sie zu thun im Begriff stand, seiner wahren innern Eigenthümlichkeit widersprächen und störend auf dieselbe einwirken würden, so dass ihm in Folge dessen eine Antipathie gegen diese Handlung entstand, weist aber die Identification des Daemonions mit dem Gewissen als Warnerstimme vor der That zurück. In Bezug auf die erste Abhandlung kann Ref. der Darstellung Platons nicht in demselben Grade, wie Verf. es thut, eine maßgebende Stellung einräumen. — 34. *Platonische Studien von Jos. Steger*. Erster Band. Innsbruck, 1869. angez. von C. Liebhold. Wenn auch die Arbeit des Verf.'s, die sich mit der Platonischen Dialektik gegenüber der Sophistik, beschäftigt, nichts Neues bietet, so ist sie doch zu empfehlen durch die klare, einfache und übersichtliche Darstellung. — 35. *Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie*. Von Dr. Max Heinze. Oldenburg, 1872, angez. von C. Liebhold. Ref. giebt eine ausführlichere Darstellung des Inhalts des gründlichen und anregenden Werkes. — 36. *Plautinische Studien von C. E. Geppert*, zweites Heft. Berlin, 1871. angez. von H. A. K. — 37. Eine Sammlung von Sentenzen des Publilius Syrus. Ein Nachtrag zu den Ausgaben des Publilius von Wilh. Meyer. München 1872. angez. von E. W. — 38. *Beobachtungen über den Dativ der Bestimmung, besonders den Dativ des Gerundivi bei Livius*, von Lorenz. Progr. Meldorf, 1871. angez. von W. Tell. Enthält zwar manches Wichtige, leidet aber an Unbestimmtheit hinsichtlich der Definition des Dativs. — 39. *Beiträge zur Kritik und Erklärung des Tacitus*, von Ferd. Schöntag. Progr. Regensburg. Enthält die Besprechung von 12 bisher noch nicht angefochtenen Stellen; Ref. kann nicht überall beistimmen. — *De Rufi breviario eiusque codicibus dissertatio*, scr. W. Förster, Progr. des k. k. Josefstädter Ober-Gymnasiums. Wien 1872. angez. von C. Wagener. Der erste Anlauf zu einer kritischen Ausgabe des Rufus, oder, was Ref. nachweist, des Festus. — 41. *M. Tullii Ciceronis de legibus libri ex recognitione Joannis Vahleni*, Berlin 1871. angez. von H. A. Koch. In Folge Vergleichung der beiden Vossiani weicht der Text vielfach von dem Halm-Balterschen ab, ist aber bedeutend verbessert worden. Die eigenen Conjecturen des Verf.'s sind zum Theil anzuerkennen, — Ref. bespricht einige, denen er nicht beistimmen kann — die Anmerkungen enthalten werthvolle Bemerkungen zum ciceronianischen Sprachgebrauch. — 42. *Ciceros Redner; deutsch von Jul. Sommerbrodt*. Stuttgart, 1870, angez. von P. Eine wohlgelungene, aus der wohlholten Behandlung in



der Schule, aus dem lebendigen Verkehr mit den Schülern bei der Lectüre des Schriftstellers hervorgegangene Uebersetzung. Ref. bespricht einige, ihm nicht richtig übersetzt scheinende Stellen. — 43. *H. Wrampelmeyer, codex Helmsladensis, n. 304 primum ad complures, quas continet, Ciceronis orationes collatus*. P. I. Progr. des städtischen Lyceums II. z. Hannover 1872, angez. v. H. A. K. — 44. u. 45. *Ciceros Reden für M. Marcellus, für Q. Ligarius und den König Deiotarus*. Erkl. von Fr. Richter. Leipzig 1870. Ciceros Divinatio in Q. Caecilius, von Fr. Richter, Leipzig 1870, angez. von II. — 46. *Ciceros Rede für den Dichter Archias*. v. Fr. Richter, Leipzig 1872, angez. von H. A. K. — 47. *Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias*, v. R. W. Nitzsch. Berlin 1873. Ref. zweifelt, dass bei aller Gelehrsamkeit und Feinheit der Beobachtung des Verf.'s das Gebäude, das der Verf. in diesem Buch aufführt, ein haltbares sein werde, da zu viel mit unbekanntem Grössen gerechnet wird.

### Heft 3.

67. *Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik von G. Curtius*. Bd. 4. Leipzig 1871, angez. von Gustav Meyer. Die werthvollste Arbeit ist die von Carl Brugmann de graecae linguae productione suppletoria, p. 58—189. Ref. stimmt bis auf wenige Punkte mit dem Verf. überein. Beachtungswerth sind ausserdem: Neograeca von Michael Deffner, de dialecto Heraclensium italicorum, die Abhandlung von Carl Albrecht über den homerischen Acc. c. Inf. mit Vergleichung des gothischen und althochdeutschen Sprachgebrauchs, die etymologischen Beiträge von H. W. Roscher und Soppus Bugge, insbesondere der Brief von G. Curtius an Professor Hartel in Wien: Ueber die Verlängerung der kurzen Endvocale vor Liquiden im homerischen Vers. — 68. *Griechische Grammatik für Gymnasien*; auf Grundlage der vergleichenden Sprachforschung bearbeitet von H. Dietr. Müller und J. Lattmann. 1. Theil. Formenlehre 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen 1871. — 69. *Kurzer Ueberblick über die altgriechische Harmonik von C. Lang*. Heidelberg 1872. angez. v. J. — 70. *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik*, von Fr. Nietzsche in Basel. Leipzig 1872, angez. von -l-. Ref. fasst nach Besprechung des eigenthümlichen Standpunktes des Verf.'s sein Urtheil kurz dahin zusammen: der Versuch, die Grundlage für eine Zukunftsmusik zu schaffen, welche das nothwendige Correlat zu der Zukunftsmusik bilden würde, ist als gänzlich gescheitert anzusehen. — 71. *Ueber die Abfassung von Xenophons Hellenica von H. Nitzsche*. Berlin 1871. Progr. des Sophiengymnasiums, angez. von E. Jungmann. Ref. stimmt mit dem Verf. der gediegenen, mit urtheilsvoller Gelehrsamkeit geführten Untersuchung darin überein, dass die fragliche Schrift aus zwei zu verschiedenen Zeiten verfassten Theilen bestehe, und dass die Fuge zwischen beiden Abschnitten nach dem ersten Capitel des fünften Buches zu suchen sei; hinsichtlich der Zeitbestimmung für die Abfassung dieses Theiles III—V, 1 aber weicht er von ihm ab und kann nur zugeben, dass derselbe nach 385 verfasst ist. In Bezug auf das Geburtsjahr des Xenophon giebt Ref. zwar zu, dass es zwischen 442 und 436 liege, kann aber der bestimmten Fixirung 440, nicht beitreten. Buch 1 und 2 sind sicher nach dem Frieden des Antalkidas geschrieben. Thucydideisches Material hat, wie auch Ref. annimmt, Xenophon nicht vorgelegen, hingegen habe Xenophon, nach der Ansicht des Ref. gegenüber dem Verf., wirklich beabsichtigt, Thucydides fortzusetzen, allerdings nur inso-

fern, um eine Verbindung zwischen seinem Werke und dem des großen Meisters herzustellen. Der Anfang der *Hellenica* ist verloren gegangen. — 72. *C. Valeri Flacci Sertini Balbi Argonauticon libri octo, ed. C. Schenkl.* Berlin 1871 und 1873. Studien zu den *Argonautica* des Valerius Flaccus von K. Schenkl. Wien 1871, angez. von Ludw. Jeep. Ref. unterwirft beide Arbeiten einer sehr eingehenden Besprechung. — 74. *Die politischen Bestrebungen Stilichos während seiner Verwaltung des weströmischen Reiches, von Dr. Edmund Voigt.* Cöln 1870. (Progr. des Apostelgymnasiums), angez. von L. Jeep. Verf. legt mit Recht Gewicht auf Claudianus und den *codex Theodosianus*. — 75. *De pugna ad Trebiam flumen commissa quaestiones criticae, scr. Rob. Pohle.* Halle 1872, angez. von E. W. — 76. *Taciteische Formenlehre, von Dr. C. Sirker.* Berlin 1871, angez. von Gref. Es werden einige Nachträge und Verbesserungen gegeben. — 77. *Itinerarium Alexandri, ed. Didericus Volkman.* Einladungsschrift der Landesschule Pforta zum 22. Mai 1871. Naumburg 1871, angez. von D. D. Ref. bringt bei Besprechung der äußerst lobenswerthen Ausgabe noch einige eigene Vermuthungen vor: Gleich am Anfange will er *omine* (st. *omen*) lesen und den handschriftlichen Text beibehalten. c. 9 liest er: *ubi ordo... incerta subdoli vadi* (cf. Tacitus Hist. 5, 14: *loei forma, incertis vadis subdola*) *divinante fortuna vix tamen profundo sese... immersissent.* c. 19: *quod urbs... harenis circa perpinguibus re umectis satis subsidiis vallaretur.* c. 20: *emissere solo pingendo pares fuisse.* — 78. *M. Tullii Ciceronis epistolae, recogn. D. Albertus Sadolinus Wesenburg.* Vol. I. Leipzig, Teubner, 1872, angez. von H. A. Koch. Ref. rügt zunächst die vielen Druckfehler und die gefässentliche Nichtachtung alles dessen, was in Deutschland für eine wissenschaftliche lateinische Orthographie geschehen ist, ertheilt aber in Bezug auf die Kritik großes Lob. Außerdem werden noch einige eigene Verbesserungsvorschläge vorgetragen. — 79. *De tempore, quo templum Iovis Olympiae conditum sit disputatio scr. Conrad Bursian.* Index scholarum hibern. in Univers. Ienensi habend. 1872, angez. von U. Verf. wendet sich in seiner Abhandlung, die insbesondere werthvoll ist wegen der darin enthaltenen Auseinandersetzungen über die Statuen und Reliefs, die den Tempel zierten, über den Kunstcharakter des Paionios und sein Verhältnis zu Pheidias u. a., gegen die durch Urlichs wieder zu Ehren gebrachte Ansicht Heynes, dass die Zerstörung von Pisa und der Bau des Zeustempels in Olympia erst zur Zeit des Pheidias in der Mitte des 5. Jahrhunderts vor Chr. vor sich gegangen sei. Referent sucht die vom Verf. vorgebrachten Gründe zu widerlegen. — 80. *Die Composition der Gemälde des Polignot in der Lesche zu Delphi, von W. Gebhardt.* Göttingen 1872, angez. von L. G.

## Heft 4.

98. *Studien zu Valerius Flaccus von Dr. Ad. Löhhbach.* Jahresbericht des Progymnasium zu Andernach für das Schuljahr 1871—1872, angez. von K. S. Eine Reihe von Stellen werden mit objectiver, auf richtigen Anschauungen von der Ueberlieferung des Textes beruhender Kritik behandelt, zu einigen Stellen macht Ref. Gegenvorschläge. — 99. *Das bellum Africanum, sprachlich und historisch behandelt, mit kurzer Einleitung über Titel und Verfasser, sowie die Fortsetzungen zu Caesar überhaupt; von Franz Fröhlich.* Brugg, 1872, angez. v. E. W. Abgesehen von einigen Mängeln und Versehen eine fleißige und nicht resultatlose Arbeit. — 100. *Studien zur*

griech. und lat. Grammatik, herausgeg. v. G. Curtius. Bd. V. Leipzig 1872. angez. v. Gustav Meyer. Es wird kurz der Inhalt angegeben von: Gustav Meyer, Beiträge zur Stammbildungslehre des Griechischen und Lateinischen; ferner von: Iustus Siegmund: De metathesi graeca capita duo. — 101. Dr. G. E. H. Raspe. *Grammatische Kleinigkeiten* (Progr. der Domschule zu Güstrow) 1871, angez. von II. Die wichtigsten Ergebnisse der zum Theil mit recht lebendigem Sprachgefühl geschriebenen Abhandlungen werden in Kürze angegeben. Dieselbe handelt: 1) über den Genetiv bei den Verben des Sa-gens im Griechischen; 2) über μή οὐ mit dem Part.; 3) über den Nominativus absolutus und Infinitivus historicus; 4) über iam-cum; 5) über Accusativ-Appositionen in Sätzen; 6) über cum temporale. 102. 1) *Lateinische Schulgrammatik von Lattmann-Müller*. 3. Aufl. Göttingen. — 103. 2) *Kurzfassete lateinische Grammatik von Lattmann-Müller*. Göttingen 1873, angez. von C. Hartung. Nachdem zunächst der Unterschied in der Anordnung in beiden Grammatiken gegenüber denen von den übrigen, namentlich von Schultz und Zumpt, dargelegt ist, bespricht Ref. einzelne Theile und giebt vielfach Nachträge. Sein Gesammturtheil fasst er dahin zusammen, dass beide Bücher auf selbständiger Forschung beruhende Arbeiten sind, welche in Anordnung des Stoffes, in Beobachtung des Sprachgebrauchs und in Mannigfaltigkeit der Belegstellen vieles Neue und Gute bieten. — 104. *Die religiöse Seite der großen Pythien*; ein Beitrag zur delphischen Heortologie von Dr. Ludw. Weniger. Erster Theil. Progr. Breslau 1870, angez. von H. D. M. Die vom Verf. als sichere Ergebnisse seiner Untersuchungen aufgestellten 4 Sätze werden als falsch hingestellt. — 105. *Die Poesie der Orestessage*; eine Studie zur Geschichte der Cultur und Dramatik, angez. von L. G. — 106. *Der Gebrauch der Schrift unter den römischen Königen*; von Modestow. Berlin 1871. Verf. sucht den Beweis zu liefern, dass die Schrift bei den Römern in der frühesten Königszeit in Gebrauch gewesen ist; die Ueberlieferungen über diese älteste Zeit sind ihm Geschichte. Einen Gewinn für die Wissenschaft enthält die Arbeit kaum. — 107. *Studien zur Geschichte der griechischen Lehre vom Staat von Dr. Herm. Henkel*. Leipzig 1872, angez. von C. Liebhold. Ref. theilt den Inhalt des Buches mit. — 108. *Studien zur altpartianischen Geschichte, von Gustav Gilbert*. Göttingen 1872, angez. von Fg. Verf. geht aus von der Hypothese von C. Wachsmuth, das spartanische Doppelkönigthum sei aus einem Compromiss zweier bis dahia unter verschiedenen Herrschern stehenden Gemeinden, dieselben vereinigten, hervorgegangen und gelangt auf diesem Grunde weiter kommend, zu einer ganz neuen und jedenfalls originellen Darstellung der ältern Geschichte Spartas. Die Ergebnisse werden im einzelnen mitgetheilt und vom Ref. in ihrer Unehaltbarkeit dargestellt. — 109. *W. Ch. Ihne, Römische Geschichte*, 3. Band. Leipzig 1872. — 110. *Pfitzner*, das Geburtsjahr Jesu Christi. Progr. des Gymn. zu Parchim. 1873. Verf. sucht nachzuweisen, dass das Jahr 749 d. St. das Geburtsjahr des Herrn gewesen sei. — 111. *Samuel Herrlich, de aerario et fisco Romanorum*; dissert. inaug. Berlin 1872, angez. von O.-d. Abgesehen von einigen Irrthümern, die Ref. nachweist, zeigt die Arbeit von Sorgfalt und verständiger Kritik; die Darstellung der advocati fasci wird als besonders gelungen bezeichnet. — 112. *Supplement zu den Studien über den Bilderkreis von Eleusis von C. Strube*; herausgeg. v. H. Braun. 1872. 113. *Le crocodile de Nimes*; par W. Fröhner. Paris 1872.

## Heft 5.

126. *F. W. Culmann: Versuch einer Erklärung der Aspiraten nebst Beleuchtung gewisser Grundsätze der neuern Sprachforschung.* Leipzig 1871. — Von demselben Verf. 127. *Versuch einer Erklärung der Zahlwörter der indogermanischen Stämme, nebst Beilagen über indogermanische Wortbildung.* Leipzig 1872. — Von demselben Verf. 128: *Das Geheimnis des spiritus asper.* Eine Mittheilung aus der Schrift: Versuch einer Erklärung der Zahlwörter. Leipzig 1872, angez. von Gustav Meyer. Ein Versuch, den ganzen Sprachschatz der indogermanischen Sprachen, zu denen auch das Semitische, Finische, Esthnische, Ungarische, Baskische gehört, auf das einfache Ur- oder Elementarverbum *ā* oder *aha* zurückzuführen. — 129. *Historische Syntax der lateinischen Sprache von Dr. A. Dräger.* 2. Theil, erste Hälfte. Leipzig 1872. Waren schon im ersten Theile des Buches erhebliche Mängel zu rügen, so gilt dies auch von der Fortsetzung: die gestellte Aufgabe ist zu groß, als dass das hohe Maf von Thätigkeit zu ihrer Lösung genügt, welches in dem Buche enthalten ist. Auch in diesem Theile fehlt es an genauer Durcharbeitung der einzelnen Autoren und an Uebersichtlichkeit. Ref. macht beispielsweise auf eine Reihe von Lücken und Ungenauigkeiten in dem Capitel über Tempora und Modi aufmerksam. — 130. *Heinr. Schmidt: Leitfaden in der Rhythmik und Metrik der classischen Sprachen für Schulen.* Leipzig 1869, angez. von H. Buchholtz. Ref. theilt die Richtung und das Wesentliche dieser für Schulen ungeeigneten Rhythmik mit: die Anwendung auf die lyrischen Partien des Aias und der Antigone übergeht er. Regel und Sicherheit wird nach seiner Meinung durch dieses Buch nicht hervorgebracht, sondern Willkür und Schrankenlosigkeit. — 131. *Heinr. Schmidt: Griechische Metrik.* Leipzig 1872, angez. von W. Christ. Dem Referenten ist es bei der Besprechung des Buches weniger darum zu thun, dem Verfasser einen Dienst zu leisten, da dieser sicherlich nicht gewillt sein wird, von ihm irgend welche Belehrung anzunehmen, sondern um seine Stellung zu dem Buche zu begründen und den Leser über die Methode des Verf.'s aufzuklären. Er erkennt zwar die großen Vorzüge Schmidts an, wirft ihm aber Mangel an Selbstkritik und geringe Bereitwilligkeit vor, auf die Einwürfe seiner Gegner einzugehen. Auch ist seine Arbeit nicht frei von Fehlern gegen die Prosodie, Grammatik und Texteskritik. — 132. *A. Vogelmann: Ueber metrische und rhythmische Schlüsse.* Progr. des Gymn. in Ellwangen, angez. von J. Ref. giebt eine Inhaltsübersicht über diese Arbeit, die darthun soll, dass auch im Alterthum in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen der Schluss auf einer Ictussylbe (*ῥέσις*) erfolgte. — 133. *Das fünfte Lied vom Zorne des Achilleus,* nach R. Lachmann und Moriz Haupt aus *Δ* u. *Ε* der Ilias herausgegeben von H. K. Benicken. Halle 1873, angez. v. Giseke. Verf. will mit Haupt beweisen, dass das 5. Lied eine Fortsetzung von *B* sei, unabhängig von *Γ* und *Δ* und sucht die Beziehungen auf diese Zwischenstücke zu entfernen. — 134. *W. O. Gutschke: Quaestiones de homerico hymno in Cererem.* Halle 1872, angez. von Giseke. Es werden einige Annahmen zurückgewiesen. — 135. *Otto Hense, kritische Blätter.* Erstes Heft. Aeschylus Choephoron. Miscellen. Halle 1872. Sichere Emendationen zu den Choephoron sind nicht vorgebracht worden, hingegen verdienen im 2. Theile einige Vorschläge Beachtung. So die Verbesserung Cornel. Nepos Chabrias I: *ex quo factum est, ut postea iis statibus in status ponendis uterentur (quibus) athletae ceterique artifices, cum victoriam essent adepti.* Marius Victorinus

p. 111. R. wird ad plenus in ad Pleias emendirt. Eur. fr. 363 N. *ἔγώ δὲ τοὺς καλοῖς τεθνηκότας | ζῆν φημι μᾶλλον τοῦ βλέποντος οὐ καλοῖς.* Eur. fragm. 393 ἢ *πείθειν λεών.* — 136. *Sophocles erklärt von F. W. Schneidewin.* Erstes Bändchen: *Allgemeine Einleitung. Aias* 6. Aufl. des. von A. Nauck. Berlin 1871, angez. von W. — Durch eine Vergleichung dieser, der 6. Aufl., mit der von Schneidewin noch besorgten 3., wird das im Commentare enthaltene geistige Eigenthum Schneidewins von dem Naucks gesondert. Im wesentlichen ist der Commentar das Eigenthum von Schneidewin, doch ist die Arbeit Naucks keineswegs gering anzuschlagen. — 137. *Hermanni Adolf Kochii Emendationes Plautinae* (Gratulationschrift des Collegiums der Schulporte zu G. Bernhards fünfzigjährigen Doctorjubiläum). Naumburg 1872. Manche der vom Verf. gemachten Aenderungen sind schon früher von andern gemacht worden. In dem Bestreben, alterthümliche Formen aufzufinden, geht Verf. zu weit, manche Aenderungen sind überflüssig. — 138. *C. Lucili saturarum reliquiae; emendavit et adnotavit Lucianus Müller.* Accodunt Acci (praeter scaenica) et Suesi carminum reliquiae. Leipzig 1872, angez. von W. Stedmund. Die Ausgabe bildet eine tüchtige Grundlage für weitere Forschungen. Ref. fügt einige Emendationsvorschläge hinzu. — 139. *Adolf Kiefelring de Asconii codice Pistoriensi disputatiuncula.* Vor dem Lectionskatalog für das Sommersemester 1873. Greifswalde 1873, angez. von H. S. Aufser Poggio hatte auch Sozomenus, Canonicus in Pistoria und Professor der literae humaniores in Florenz, der mit Poggio in Florenz war, eine Abschrift von der S. Galler Handschrift für die Commentare des Asconius zu Ciceros Reden genommen. Diese Handschrift, welche einer von A. Kiefelring und R. Schöll vorbereiteten Ausgabe zu Grunde gelegt ist, wird ihrem Charakter nach beschrieben. — 140. *Athens und Marsyas.* 32. Programm zum Winkelmannfest der archäologischen Gesellschaft zu Berlin, von G. Hirschfeld. Mit 2 Tafeln. Berlin 1872, angez. von L. G. Ref. kann nicht alle Ansichten des Verf. billigen. — 141. *Die Feier des königlichen Geburtstages in Preussen.* Die Verdienste des preussischen Königpaars um die Erforschung des classischen Bodens. Reden . . . . auf der Universität zu Breslau am 22. März 1869 und 1870 gehalten von M. Hertz, angez. von L. G. Der Inhalt der letzten Rede wird mitgetheilt. — 142. *C. L. Grotefend: Chronologische Anordnung der attischen Silbermünzen.* Hannover 1872, angez. von R. Suchier. Es werden nur die späteren Münzen, die des sogenannten neuen Stils, besprochen und classificirt. Die kleine Arbeit ist deshalb beachtenswerth, weil sie verschiedene Irrthümer in dem großen Werk von Beulé les monnaies d'Athènes (1851 Paris) aufdeckt. — 143. *Catalogue de médailles du Bosphore Cimmérien.* Paris 1872. angez. von R. Suchier. Enthält viel werthvolles Material; die Münzen werden sehr sorgfältig beschrieben.

## Heft 6.

156. *Jubeo und seine Verwandte;* albaetrisch yaozhā = sanskrit. yaud oder yaut, beide beruhend auf einer Grundform \*yavas - dhā; albaetrisch yaozhdaya = lateinisch \*joubē — in joubère, jubère, beruhend auf einer Grundform \*yavas - dhā mit Suffix aya. Von *Theod. Benfey.* Aus dem 16. Bande der Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1871, angez. von W. Weisbrodt. Ref. kann dem eigentlichen Ergebnis der weitschichtigen Untersuchung nicht beistimmen und legt seine

Gründe ausführlicher dar. — 157. *Des Anicius Manlius Severinus Boetius fünf Bücher über die Musik, übertragen und erklärt von Oscar Paul.* Leipzig. 1872. Das Unternehmen Boetius zu übersetzen und zu erklären, ist zwar an sich ein verdienstliches; nur ist es nicht in die rechte Haut gekommen. Es fehlt dem Uebers. an der nöthigen Sprachkenntnis, wie mehrere Beispiele beweisen, und man wird daher die Paulsche Uebersetzung nur mit Vorsicht benutzen können. — 158. *Sammlung der Parallelstellen zum ersten Buche der Odyssee; aus dem nachgelassenen Manuscript des Paralleliomer von J. E. Ellendt herausgegeben.* Königsberg 1871, angez. von Giseke. Ref. zeigt, wie eine gekürzte Ausgabe angelegt werden müsste, die, wenn auch nicht ganz so bequem, so doch brauchbar wäre. — 159. *Henr. Tiedke, Quaestionum Nonnianarum specimen;* dissert. inaug. Berlin 1873, angez. von Arthur Ludwig. Verf. besitzt die zur Behandlung eines so schwierigen Schriftstellers nöthigen Eigenschaften in hohem Grade; seine Arbeit ist in jeder Beziehung gelungen. — 160. *Eratothenis carminum reliquiae; disposuit et explicavit Ed. Hiller.* Leipzig 1872, angez. von R. E. Eine sehr verdienstliche Arbeit. — 161. *The Trachinias of Sophocles critically revised, with the aid of Mes. newly collated and explained by Frederik H. M. Blaydes.* M. A. London and Edinburg 1871, angez. von W. Ref. stimmt dem Lobe dieser Ausgabe, das Nauck schon der Ausgabe des Philoktet gespendet hat, vollständig bei; an einigen Stellen kann er die Conjecturen des Verf.'s nicht billigen. — 162. *Die Antigone des Sophokles. Ein Beitrag zur Antigonelitteratur.* August Boeckh zum Todtenopfer; von Leopold Schligmann 1869, angez. von W. Das Buch ist zwar gut und geschmackvoll geschrieben, enthält aber im Grunde genommen nichts als eine Verwässerung der von Boeckh aufgestellten Ansicht über den Grundgedanken der Antigone und kann ohne Schaden für das Verständnis der Antigone ungelesen bleiben. — 163. *De quibusdam locis XX orationis Lysiacae scr. Dr. Hoffmeister.* Programm Stargard 1872, angez. von R. Rauchenstein. Ref. kann die Ansicht des Verf.'s die 20 Rede sei eine fingirte Schulrede, nicht theilen; sie ist zwar dem Lysias nicht zuzuschreiben, aber doch für einen wirklichen Fall verfasst. Am Schlusse giebt Ref. einige eigene Verbesserungsvorschläge. — 164. *Lucrez im Verhältnis zu Catull und Spätoren; nebst Beiträgen zur Kritik und Erklärung des Lucrez.* Von Dr. Julius Fessén. Progr. der Kieler Gelehrtschule. 1872, angez. v. E. Klussmann. Zunächst wird in dieser vortrefflichen Arbeit die Manrosche Behauptung, Lucrez habe in Catull einen Nachahmer gefunden, widerlegt. Als dann wird der Einfluss des Lucrez auf die Schriftsteller der augusteischen Zeit und schliesslich auf Arnobius nachgewiesen, bei dem die Nachahmung am evidentesten hervortritt. Ref. theilt die Ansichten des Verf.'s vollkommen, nur vertheidigt er seine Behauptung, die er schon früher im Philologus XXVI, 362 vortragen hat, dass das Studium des Lucrez für Arnobius der vermittelnde Uebergang zum Christenthum geworden sei, gegen die Angriffe Fessén's. — 165. *De personis a Martiale commemoratis;* dissert. inaug. scr. P. Giese. Greifswalde 1872, angez. von o—d. Verf. unternimmt nach Art des Mommsen verfassten index Plinianus einen solchen für die bei Martial vorkommenden Personen zu geben. Aber einerseits werden bei Martial nur wenige hervorragende Persönlichkeiten erwähnt, andererseits gebraucht Martial häufig fingirte Namen, die Verf. von den echten leider nicht getrennt hat. Die Anordnung leidet an vielfachen Mängeln. — 166. *De Sallustio imitatore Thucydidis Demosthenis aliorumque scriptorum graecorum;* dissert. phil. scr. Silvius Dolega. Breslau Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen. XXVII. 12.

1871. Die Arbeit, die in 3 Abschnitte zerfällt: I. Quatenus consilium dispositioque librorum Sallustii pendeant ab opere Thucydeico; II. Quas sententias locosque Sallustius ex Græcis scriptoribus transtulcrit quatenusque in rhetorico genere dicendi ad Thucydidem se applicaverit, quaeritur; III. Quatenus Sallustius in structura verborum Graecos scriptores imitatus sit, quaeritur — leidet zwar an Wiederholungen, Unklarheiten, Germanismen und grammatischen Irrthümern, hat aber im Wesentlichen das Richtige getroffen. — 167. *De ephoris Spartanis*; dissertatio inauguralis, quam scripsit C. Frick. Göttingen 1872; angez. v. U. Die Arbeit ist beachtenswerth durch die Kritik, welche in derselben an den verschiedenen bis jetzt über die Anfänge der Eporie aufgestellten Meinungen geübt wird. Den Ansichten des Verf.'s kann Ref. nicht überall beistimmen. — 168. *Die Feldzüge der Römer in Deutschland unter den Kaisern Augustus und Tiberius: von Gustav Hertzberg*. Halle 1872, angez. von A. Duncker. Es wird eine Inhaltsübersicht des sehr empfehlenswerthen Buches gegeben.

Philologus Bd. XXXIII, Heft 1.

I. Abhandlungen. I. S. 1—11. *Bemerkungen zur Cultur der Griechen in homerischer Zeit; von W. Hertzberg*. Verf. weist die von Victor Hahn in dem Buche: „Culturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien“ vorgetragene Ansicht, in der Homerischen Zeit sei in Griechenland weder der Oelbaum, noch der Flachs angebaut worden, und eben so wenig sei die Bereitung der Leinwand bekannt gewesen, zurück, indem er die darauf bezüglichen Textstellen einer näheren Betrachtung unterwirft. — S. 12. E v. Leutsch z. Verg. Georg IV, 333 ff. sorores (v. 351 von den Nymphen gesagt), bedeutet nicht bloß leibliche Schwestern, sondern hat einen weitern Sinn; 377 germanae sind Beroe und Klio, die einzigen leiblichen Schwestern in der Gesellschaft. — II. S. 13—29. L. Gerlach: *Ueber das elfte Lied der Ilias und die Berechtigung der zersetzenden Homarkritik*. (Schluss folgt.) Bei der Besprechung von Benicks Schrift „Ueber das elfte Lied der Ilias“ im phil. Anzeiger (Bd. V, nr. 1.) hätte der Verf. eine ausführlichere Behandlung des Gegenstandes in Aussicht gestellt. Aus dieser beachteten Kritik aber ist schliesslich vorliegende Abhandlung entstanden, die, eine Ergänzung eines früheren Aufsatzes desselben Verfassers im 30sten Bd. des Philologus, erst im allgemeinen nachzuweisen sucht, auf welche Quelle zahlreiche Widersprüche, die sich nicht durch Athetese beseitigen lassen, zurückzuführen sind. Als diese Quelle bezeichnet Verf. „die plastische Anschaulichkeit“, die sich vielfach in den Gleichnissen findet und dann das tertium comparationis gradezu unter dem reichen Detail des Gemäldes verschwinden lässt. In Folge dieser „plastischen Anschaulichkeit“ treten die gleichgiltigen Dinge vielfach zurück. Zu diesen, für den Dichter gleichgiltigen Dingen gehört das Taktische. Es wird einem wissenschaftlich gebildeten Militär schwer werden, einen Plan von den Schlachten der Ilias zu zeichnen. Der Dichter lässt eben die Helden da auftreten, wo es ihm passt, ohne sich an Zeit und Entfernungen zu kehren. Ferner gehören dazu die Namen der Nebenpersonen; allerdings sind einige der auffallendsten Irrthümer den Interpolatoren zur Last zu legen. Endlich auch das Medicinische. Odysseus und Diomedes haben sich erhitet und schweißtriefend, Nestor giebt dem verwundeten Machaon einen hitzigen Trank, ver-

wundete Helden werden in kurzer Zeit gesund. Weil nun mit dem Plastischen das Maßlose und Ungeheuerliche unvereinbar ist, so begehrt Homer die größten Seltsamkeiten, wenn er sich auf dieses Gebiet begiebt, wie z. B. bei der Prahlerei, er wolle an einer Kette die Erde sammt den Göttern emporziehen und am Olymp aufhängen. Manche Widersprüche finden allerdings ihre Erklärung nicht aus dem plastischen Genie Homers. So die Prophezeiungen des Todes des Patroklos u. Hektor, Θ, 473 und O, 63, die später nur in den Hauptsachen, nicht aber in den Nebenumständen erfüllt werden. Aber bei jenen Prophezeiungen kann eine genauere Zeitbestimmung gar nicht verlangt werden. Eine wirkliche Interpolation sieht Verfasser nur in den Versen Il. 6, 234—236, die ohne Schaden für das Ganze auszuscheiden sind. In einem späteren Aufsätze verspricht Verf. die Unhaltbarkeit der Lachm. Theorie am elften Liede nachzuweisen. — S. 28. E. v. Leutsch zu Virg. Georg. II, 344. *et tandem positæ velox Arethusa sagittæ*. Kyrene hatte offenbar als höfliche Wirthin die Mädchen bei ihrer Ankunft aufgefordert, das, was sie etwa abzulegen hatten, abzulegen: Arethusa war dieser Aufforderung nachgekommen und hatte die Pfeile abgelegt. — III. S. 29 bis 45. G. F. Unger: *Die Abfassungszeit des sogenannten Skylax*. Niebuhr hatte sich für die Zeit von 352—348 entschieden, Letronne für 348—346. C. Müller 338—335. Der Verf. entscheidet sich dafür, dass der Periplus 347 v. Chr. geschrieben ist. — IV. S. 46—66. G. Gilbert: *Die Quellen des plutarchischen Theosens*. Plutarch benutzte bei der Abfassung seines Theosens die Atthis des Istros; Istros aber folgte hauptsächlich dem Philochoros, indem er zugleich eine Menge ihm geläufiger Notizen aus andern Schriftstellern, besonders aus den übrigen Atthidographen, benutzte. — S. 66. E. Wölfflin; *Genitive der zweiten Declination auf um*. In der Perioche des 21 Buches des Livius ist Saguntinum. Serv. z. Ann. 12, 121 triarium für triarum herzustellen. — V. S. 67—97. K. Lugebil: *Zur Kritik und Erklärung von Paus.* I. 20. 2. stellt die Worte von Φρόνη bis ἐποίησε folgendermaßen ihrem ungefähren Inhalte wieder her: Φρόνη μὲν οὕτως τὸν Ἔρωτα ἀρξέεται (und widmete ihn dem gleichnamigen Gott in Thespiä; \* der Satyr aber kam [vielleicht: kam auf die und die Art und Weise] in die Dreifaltsstrafe. Erwähnung eines andern Kunstwerkes. \* Unbekannter Künstlername im Genetiv) δὲ ἐν τῇ γαῖ τῇ πλησίον Σάτυρός ἐστι παῖς καὶ δίδωσιν ἔκρωμα (\* Διονύσῳ\*). Ἔρωτα δὲ ἐποίησα ὁμοῦ καὶ Διονύσον (statt Θυμλίου ein unbekannter Künstlername im Nominativ) ἐποίησε. — Das zwischen zwei Steirichen Stehende ist nicht sicher. — VI. S. 98—127. P. Forchhammer: *Zur Topographie von Athen*. Verf. will die von Curtius in den „Attischen Studien“ und in dem „Erläuternden Text zu sieben Karten zur Topographie von Athen“ niedergelegten Ansichten widerlegen. Zunächst wendet er sich überhaupt gegen die Methode von Curtius; er wirft ihm vor, dass er trotz umfassender Kenntnisse, wiederholter Autopsie und schön ausgestatteter Karten sich den auffallendsten Phantasien überlasse, sich einer Kritik befeißige, deren einfache Wiedergabe oft schon als Sarkasmus erscheinen könnte, und die Topographie in dem Maße aus dem Begriff construiren, wie es bei ähnlichen Arbeiten gewiss noch nie vorgekommen ist. Hierauf wendet sich die Untersuchung gegen die Annahme von 5 Agoras und von der vorkekropischen Felsenstadt; was C. als eine Stadt ansieht, scheinen dem Verf. nur kleine Wohnungen und eine Menge geobnete Hausstellen und Cisternen zu sein, die in der späteren



Zeit in einer vereinsamten Gegend in den Felsen gehauen wurde; vgl. Aeschines gegen Timarch § 81. Die Strafe zwischen dem Musaeion und der Pnyx lief ursprünglich zwischen den langen Mauern hin und war mithin Hauptstrafe für Athen und den Piräus, nicht für die Kranzer Felsstadt. Nach diesen Untersuchungen kommt Verf. auf die Hauptfrage: durch welches Thor und an welcher Stelle der alten Asty betrat Pausanias die Stadt? Verf. bleibt bei seiner Ansicht stehen, es sei dasjenige, welches die Hamaxites zwischen den langen Mauern mit der Fahrstraße zwischen Musaeion und Pnyx verband; denn die von Curtius vertretene Ansicht entbehrt nach ihm jedes Grundes. Zunächst wird die Charakteristik von Pausanias und seinem Werke, wie sie von C. in dem „erläuternden Text S. 49“ vorgetragen ist, zurückgewiesen, namentlich die Revision (*ἐπανόρθωμα* Paus. 3, 11. 1), auf die Curtius seine Meinung gründet; *ἐπανόρθωμα* übersetzt Verf. mit: Mittel richtiger Darstellung. Hiernauf wird aus topographischen Gründen die Annahme, Pausanias sei durch das Dipylon in die Stadt eingetreten, als unmöglich dargestellt. Damit fällt auch die von Curtius angenommene sogenannte „Bancakranosepisode.“ Eine längere Betrachtung widmet der Verf. alsdann der Annahme von fünf Märkten, die Curtius von der Zeit des Kekrops an in Athen angelegt wissen will. Auch hierin muss Verf. bei seiner Ansicht verbleiben, die einzige Agora Athens in der griechischen Zeit sei an der Süd- und Südwestseite der Akropolis gewesen, wofür Solon noch die Pisistratiden haben sie verlegt, und Pausanias und Plutarch haben kein anderes Prytaneion gekannt, als jenes alte, dessen Thukydidēs gedenkt. Die Untersuchung erstreckt sich weiter auf die Lage des städtischen Eleusiniens und über den Weg des großen panathenäischen Festzuges — S. 138. *K. E. Georges*: Außer bei Cic. Ep. ad fam. XV, 2, 4 u. a. w. dem Decrete des Aemilius Paullus und dem Monumentum Ancyranum findet sich die Wortstellung: *populus senatusque* noch Sall. Jug. 41, 2. (*populus et senatus Romanus*) u. Vitr. 1. praef. § 1 (*populus Romanus et senatus*). Dies zur Berichtigung von Hirschfeld *Hermes* Bd. V, S. 298. — VIII. S. 139—147. *E. Wölfflin*: *Die Dekaden des Livius*. Ausgehend von Nissens (*Rhein. Museum* 27 S. 539—581) scharfsinniger Eintheilung sucht Verf. in einzelnen bestimmte Ausführungen zu geben. Nach ihm ist das Geschichtswerk des Livius folgendermaßen zusammengesetzt: 1-5 erste Halbdekade, vereinigt mit der Dekade 6-15 zur ersten Pentekade. 16-30 zweite Pentekade, zusammen drei Dekaden. 31-40 vierte Dekade, abschließend mit dem Tode des Philippus, 41-50 fünfte Dekade, abschließend mit dem Untergange Karthagos, der allerdings in der 6. Dekade erzählt wird: Livius opferte dem Inhalte die Form, indem er das reichhaltige Jahr 146 in die 6. Dekade hinübernahm. 51—60 sechste Dekade, 61-70 siebente Dekade, 71-80 achte, 81-90 neunte Dekade. Von hier ab wird die Dekadenform nicht mehr angewendet. — S. 147. *E. v. Leutsch*: *Thuk.* I, 1, 1 statt *ἀκμάζοντες τε ἦσαν — ἦσαν*, wie schon Xenophon las *Anab.* VII, 1, 28 *ἡλιθίον μιν εἰς τὸν πόλεμον*. — IX. S. 148—155. *C. Hartung*: *Die lateinische ad-nominatio*, behandelt 1) Wortspiele, die auf Anwendung desselben Wortes beruhen. 2) Wortspiele, die durch Aenderung eines oder mehrerer Buchstaben hervorgebracht werden. 3) Wortspiele, die auf dem Sinn beruhen. — S. 155. *E. v. Leutsch*: *Thukydidēs und Homer*. Durch Vergleichung des Prologs der *Ilias*: *Μῆνιν ἄειδε* — mit dem Proömium des ersten Buches des Thukydidēs kommt Verf. zu dem Schluss, dass bei *Thuk.* I, 1 unter *ὁ πόλεμος* der 27jährige Krieg gemeint sei. Auf S. 185 wird diese Ansicht weiter entwickelt. —

II. Jahresberichte. S. 156—185. *K. Duncker: Die neuere Forschungen auf dem Gebiete der römischen Kaiser Geschichte vom Tode Marc Aurels bis auf die Zeit Constantins des Großen.* Erster Artikel. I. Griechische Autoren. A. Herodian. 1. J. Zürcher: Commodus. Ein Beitrag zur Kritik der Historien Herodians. Leipzig 1868. In dieser aus M. Büdingers historischem Seminar in Zürich hervorgegangenen Untersuchung wird über die Glaubwürdigkeit Herodians in Bezug auf die Regierung des Commodus ein sehr hartes Urtheil gefällt. Ref. sucht, indem er die einzelnen Capitel eingehend bespricht, nachzuweisen, dass die Beurtheilung eine allzu harte sei. Dasselbe muss auch gesagt werden von der Ansicht Joh. Jac. Müllers in seiner Untersuchung: Der Geschichtschreiber Marius Maximus, Leipz. 1870, die ebenfalls, wie auch noch die dritte, hier besprochene, aus Büdingers Schule hervorgegangen ist. Diese Arbeit, von K. Dändliker: Die drei letzten Bücher Herodians, Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte von 222—238 n. Chr. (in Büdingers Untersuchungen zur röm. Kaiser gesch. III, S. 205—318), wird ausführlicher besprochen, ebenso unter No. 4 die von G. R. Sievers im Philologus XXVI, S. 29—43, S. 243—270 und XXXI, S. 631—667 veröffentlichten Abhandlungen: Ueber das Geschichtswerk des Herodian. Ref. entscheidet sich dahin, dass Herodian, wenn er auch einen Vergleich mit Dio nicht aushalten und, wie die Forschungen der Züricher Gelehrten nachgewiesen haben, vielfach sogar erst hinter den ungeordneten Berichten der Script. H. Aug. rangiren muss, doch trotz aller Schwächen neben diesen Compilatoren eine mitunter recht werthvolle Ergänzung zu Dio Cassius bleiben wird. — III. Miscellen. A. Mittheilungen aus Handschriften. S. 186—189. 1. Eine unbenutzte Handschrift des Livius aus dem IX. Jahrhundert, von Ed. Wölflin. Verf. berichtet über den Zustand des cod. Reginensis 762 saec. IX, im Vatican befindlich, der, offenbar aus P. abgeschrieben, Livius 22, 6, 5 (velut caeci evadant) bis 30, 5, 7 enthält. — S. 189—181. B. Zur Erklärung und Kritik der Schriftsteller. 2. O. Gilbert: Zu Hom. *Hymn. εις Άρεα* v. 6—8. Der κύκλος περιανγής ist der Vollmond, den Ares, der Wolken- und Sturmgott, fortrollt. Die Worte πάλοι - έχουσι bezeichnen nichts anders, als dass die wild vorwärts stürmenden Rosse den Fahrenden so weit nach vorne ziehen, dass er kaum sie bändigend bis über den äußersten Wagenrand sich hinaus zu lehnen genöthigt ist. — S. 191. J. Jessen: Ein neues Fragment des Petronius. Bei Boetius In Porphyrium a Victorino translatum dial. II finden sich am Ende die Worte: matutinus, ut ait Petronius, sol tectis arrisit. Wo diese Worte bei Petronius gestanden haben, ist nicht zu ermitteln. S. 197. E. v. Leutsch schreibt *Marcellina. V. Thuc.* §. 32 und 33 . . . Δημήτριος ἐν τοῖς ἄρχουσιν καὶ Κράτιππος· ἐγὼ δὲ Ζώνπυρον . . . τοῦτον ἐν τῇ Ἀττικῇ τετελευτηέναι, κἂν ἀληθεύειν νομίζῃ Δίδυμος αὐτόν. — VII. 128—138. Ph. Kohlmann, Beiträge zur Kritik der Statius scholien. Verf. verbessert nach den von ihm verglichenen Pariser Handschriften 8063 Pa, 8064 Pb, 10317 Pc den Text an verschiedenen Stellen in den Statius scholien. Zu Stat. Theb. II, 258 nach Pc: ut Callimachus ait: ὡς τὴν ἀσπίδ' ἄεθλον ἐλών, sicherlich aus den *Atias* des Callimachus. Nach Call. in Cavaerum Palladis 40 und 41 und der Lesart Reis in Pa zu Theb. IV, 47 wird die überlieferte Lesart Neris in Creus geändert. Im Schol. zu Stat. Theb. II, 721: statt in qua regnavit Antinous, Herculius filius etc. zu lesen Itonus, Herculius filius, cf. Schol. Par. 10317 zu VII, 330. Schol. zu IV, 717 Archemorus ἄπὸ τῆς ἀρχῆς τῆς μόρας. Der Schwur der Athener lautet, wie Pa zu Theb. V, 431 andeutet,

nach der richtigen Vermuthung Bodes: *Μὲ τοὺς ἐν Μαραθῶνι*; darnach sind die Scholien zu dieser Stelle, die sonst Sinnloses bieten, zu corrigiren. — S. 367. R. Unger emendirt das Epigramm bei Paus. V, 18, 1: *Λατοῖδας αὐτὸς τὰ δ' ἀναξ' ἐυάεργος Ἀπόλλων*. — Franz Rühl bespricht (S. 368 u. 379) eine am obern Kuban, bei der Festung Chomara im Kaukasus gefundene griechische Inschrift, J. Becker (S. 369 u. 370) eine in der Mauer des Doms zu Frankfurt a. M. entdeckte römische Inschrift. — S. 371—373. C. Wagener theilt die Collation der Festausgabe von Raphael Moccenato mit. — S. 373 u. 374. A. Louwinski liest *Aeschylus Septem* 571 etc. *τοιαῦθ' ὁ μάντις ἀσπίδ' εὐτυκῶς νέμων | πάγκαλον ἦῦδα* und 588. *ταυτοῦ κυρήσας εὐτυκῶς ἀγρεύματος*. S. S. 374—376. C. Haupt zu *Euripides Electra*: 12. *αἰσχίστην μόρφ.* 42. *ἀνῆλθεν* st. *ἂν ἦλθεν*. 141. *στρυγίλους γόους*. 248. *Μυκηναῖον* st. *Μυκηναίων*. 251. *γημόροις*. 447. *σκοπιᾶς* st. *σκοπιᾶς*. 498. st. *ὄσμη καθῆρας - καταναθῆρας* „über und über blühend. 532. st. *σὺ δὲ . . . — οὐ δ' εἰς . . . σπέψει*; 597. *ἀντιδώσομεν*. 641. *δ' εὐρέτη* st. *δ' ἐν πόσει*. 9. E. Herzog zu *Aristoteles Poetik* bemerkt, dass häufig Lücken anzunehmen sind in Stellen, in denen zur Noth ein Zusammenhang zwischen einem behauptenden und erklärenden Satz hergestellt werden kann, aber entweder in der Behauptung ein wesentliches Moment fehlt, das erst aus der Erklärung zu ergänzen ist, oder die Erklärung unvollständig gegeben wird. Z. B. c. 8. 1451 a. 19f., wo vor *οἴονται γὰρ* aus z. 25 zu ergänzen ist: *τὰ τοιαῦτα ποιήματα πεποιθήσασιν ποιήσαντες ἅπαντα ὅσα αὐτοῖς συνέβη*. C. 9, 1451 b, 8f. fehlt zu *ὀνόματα* eine Bestimmung wie *ἱστορικά μὲν, ἀδιάφορα δέ*. C. 9 1451 b. 23 erfordert der erklärende Satz *καὶ γὰρ*, dass das Wort *γνώριμος* unmittelbar vorher vorgekommen sei, also etwa nach *ἀντιπέθεσθαι* ein *ὡς ὄντων γνώριμων*. C. 14, 1454 a, 5, muss vor *διὰ γὰρ τοῦτο* ein Gedanke ergänzt werden, wie: Diese wirksamste Art kommt freilich nur in seltenen Beispielen zur Anwendung; denn solche Erfordernisse (*διὰ γὰρ τοῦτο*) sind ja der Grund u.s.w. Auf dieselbe Weise ist im ersten Capitel eine Lücke auszufüllen. — 10. S. 380. Hugo Weber zu *Lysias XII, 44* ändert die Worte *ἐπὶ τὰς φυλακὰς* in *ἐπὶ τὰς φυλάς*, wie schon Taylor und Markland angenommen haben. 11. S. 381 u. 382. A. Döring vertheidigt die Bentley'sche Lesart *Hor. Carm. IV, 4, 7*, *vernisque iam nimis remotis*.

Philologus. Band XXXIII. Heft 2.

X. S. 193 — 215. *Ueber das elfte Lied der Ilias und die Berechtigung der zersetzenden Homerkritik* von L. Gerlach. (Schluss.) Verf. hatte im ersten Heft des 33. Bandes im allgemeinen sich gegen die Lachmann'sche Theorie gewendet und versprochen, die Unhaltbarkeit derselben in einer späteren Abhandlung namentlich am elften Lachmann'schen Liede darzulegen. In vorliegender Abhandlung, die insbesondere gegen Benicken gerichtet ist, kommt er seinem Versprechen nach. Zunächst sucht er nachzuweisen, dass der Grund für die Ausscheidung des elften Liedes: Das zehnte Lied wisse von der Mauer nichts, um die im elften gekämpft wird, nicht stichhaltig sei. Denn auch im elften (M. 37.) würde unter *πῆες* das Lager sammt der Mauer zu verstehen sein; der Dichter begnügte sich so lange mit der allgemeinen Bezeichnung: *Schiffslager*, bis eine speciellere Bezeichnung der Lokalität nothwendig wird. Ueberdies war die Existenz der Mauer aus der Sage bekannt. Ferner schafft die Athetese der Stelle, wo von den Lapithensöhnen die Rede ist, die unternommen

ist, um die Trennung der Lieder zu motiviren, nur einen Anstofs; auch wird weder bei Lachmann, noch von Benicken das Verhalten des Asios motivirt. Anknüpfend an das Wort Benickens: Leicht ist es, das Secirmesser zu gebrauchen, schwer, es an der rechten Stelle anzuwenden, werden hierauf die Athetesen angefochten, die Lachmann der Liedertheorie halber unternimmt, so namentlich die Ausscheidung aller Stellen im 3. Buche, in denen von Helena erzählt wird. Verf. weist nach, dass alle diese Erwähnungen für das dritte Lied und die ganze Ilias nothwendig sind. Nachdem hierauf der Zusammenhang des elften und zehnten Liedes weiter dargelegt worden ist, bespricht Verf. das Verhältnis des Dichters zur Sage. Auch Homer muss man das erlauben, was den vorhomerischen Dichtern zugestanden wird, und was die Dichter der historischen Zeit sich in der freisten Weise erlauben, nämlich die Sage zu gestalten und umzubilden, wie es poetische Bedürfnisse und Zwecke erfordern. Die Geschichte von der Versteinernng des Phäakenschiffes beruht auf einer Localsage; aber diese hat der Dichter sehr fein für seine Zwecke umzuwandeln verstanden. Die Episode von Nausikaa ermangelt nicht des Schlusses, sondern alles ist von voraherein auf den Zusammenhang mit dem Ganzen angelegt: nichts lässt den Gedanken aufkommen, dass aus der Begegnung mit Odysseus für Nausikaa sich ein tragischer Conflict entwickeln könne. Hektors Abschied von Andromache steht vollkommen an seinem Platze. Die Worte der Andromache sind motivirt durch den Zusammenhang des Ganzen. Einige Stellen in Homer weisen allerdings darauf hin, dass in ihnen alte Lieder und Sagen theilweise erhalten sind; so im 18. Buche wo Hephästos erzählt, seine Mutter habe ihn vom Olymp herabgeschleudert. Verf. hat über diese Stelle schon in einem früheren Bande des Phil. gesprochen. Außerdem führt Verf. noch mehrere Stellen an, die auf vorhomerische Gedichte hinweisen. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, dass man vor Homer sich mit Vorliebe mit Götter- und Heroensagen beschäftigte, dass Homer aber zuerst es wagte, den großen Kreis der *μῆνις* zu behandeln. Dass dabei nicht alle strengen Anforderungen erfüllt werden konnten, liegt in der Natur der Sache. Die Verschiedenheit im Tone der Lieder, die Benicken besonders hervorhebt, rührt her von dem Entwicklungsgange des Dichters, der sein Werk nicht auf einmal vollendete. Den Verschiedenheiten nachzuforschen, um daran den Entwicklungsgang des Dichters zu erkennen, ist eine dankbare Aufgabe; der Lachmannschen Schule gebührt das Verdienst, durch ihre Untersuchungen diese Erkenntnis gefördert zu haben. Am Schlusse wird noch über das Verhältnis der Patroklie zum sog. Poseidonsliede gesprochen. Verf. spricht jenem den früheren Ursprung zu, ohne damit eine Untersuchung über Entstehung und Stil der *Patroklie* geben zu wollen. — S. 215. *E. v. Leutsch. Zu Censorinus* S. 87 (Jahn). „Rhythmus creditur dictus a Rhythmonis Orphei filio et Idomenae nymphae Jsmaricae, ut tradit Nicocrates libro quem composuit de musica“ schreibt nach O. Jahn Rhythmonis, behält Idomena bei; Nicocrates lebte vielleicht in der älteren Alexandrinischen Zeit, das Buch, das gemeint ist, ist wohl das Buch *περὶ τοῦ ἐν Ἑλικῶνι ἀγῶνος μουσικῶ*

XI. S. 216—226. *Die Parodos in den Choephoren des Aeschylus.* v. H. Buchholtz. Zunächst wird die Art des Einmarsches, alsdann die strophische Eintheilung besprochen, und schliesslich werden noch einige Stellen kritisch behandelt. — S. 226. *K. E. Georges: Kritische Bemerkungen:* Plin. Nat. Hist. 19, § 27 *manibusque dextris manicis convolutis.* Varr. Sat. Men. 86, n. 18, wird *domibus* mit *latericiis* verbunden. Cic. ad. Quint. Fr. 3, 1, 2. § 3

palaestra et silva viridi juncta. Varro L. L. 5. 22. § 107 statt globi wohl glomi. Varr. L. L. 5. 35, § 167 vielleicht gausacum herzustellen. — XII. S. 227-243. *Der Olympiadennonat*; v. G. F. Unger. Es wird nachgewiesen, dass die Olympien vier Wochen später, als man annimmt, gefeiert worden sind, nämlich am zweiten Vollmond nach der Sommerwende, im August, spätestens am 24. Tage desselben, oder auch in den letzten Tagen des Juli, attisch in der Regel am 11—15 Metageitnion, und nur dann, wenn der Neumond über zwei Wochen nach der Wende eintrat, im Hekatombaion. — S. 248. *J. Machly* schlägt zu Quinct. J. Or. VIII, 6, 41 vor zu lesen ubi quaesitoribus eam fagas similem agmini. — XIII. 249—313. *Th. Bergk: Kritische Bemerkungen zu den römischen Tragikern.* Gegen Ribbeck gerichtet, von dessen Textesänderungen ein großer Theil als völlig willkürlich und unhaltbar hingestellt wird. — S. 313, *K. E. Georges* schlägt Tac. Ann. 11, 23 vor: quid si memoria eorum inchoaretur. — XIV. S. 314—334. *K. A. Müller: Zum ersten Buch der Annalen des Tacitus.* 1. Ann. 1, 8 werden die Worte: aut cohortibus civium Romanorum als eine in den Text gerathene Glosse entfernt. 2. In demselben Cap. remisit Caesar adroganti moderatione bedeutet remisit: gab nach, liefs geschehen. 3. c. 10 ist im Med. überliefert aueret que te dii. Verf. entscheidet sich für die Conjectur F. A. Wolfs: Q. Pedii. 4. Cap. 15 wird die von Nipperdey vorgenommene Einschiebung von praetarae vor plures als überflüssig verworfen. 5. In demselben Cap. wird die von Lipsius eingeführte Lesart: celebratio annua ad praetorem als die allein mögliche hingestellt. 6. Cap. 17 wird Nipperdeys Erklärung von promptis als abl. abs. verworfen und die alte Interpunction wieder hergestellt. 7. Cap. 28 Ritters Lesart quae peterent angenommen. 8. c. 34 seque proximes geändert in Sequanae proximos. 9. In demselben Cap. fasst Nipperdey die Worte: sic melius audituros responsum als dazwischen geworfene Antwort der Soldaten und setzt vor responsam ein Komma. Verf. hingegen bezieht sie auf das vorhergehende discedere in manipulos und lässt responsum als Object abhängen von audituros; das Ganze ist Rede des Germanicus. 10. Cap. 41. Nipperdeys Lesart: et externam fidem wird verworfen und Wurmss Annahme einer Lücke, die durch tradi oder committi auszufüllen ist, beigegeben. 11. Cap. 55 wird die handschriftliche Lesart inimici soceri beibehalten; die Worte werden als Genetiv gefasst und auf die schon vorher bestehende politische Feindschaft des Segestes, invisus gener auf dessen Erbitterung über die Entführung der Tochter bezogen. 12. c. 59. Nach der Correctur im Mediceus wird hominem (st. hominum) geschrieben und statt excusatuos execraturus: jenen Menschen, näml. Segest (homo wie oft im verächtlichem Sinne) würden die Germanen nie genug verfluchen. 13. Cap. 63 will Nipperdey die Worte: legiones classe, ut advexerat, reportat, als in den Text gerathene Glosse streichen. Müller behält sie bei, übersetzt ut mit „insoweit“ oder ergänzt, wenn dies zu gesucht erscheint, vor legiones die fehlende Zahl IV die bei dem ähnlichen Ausgang des vorhergehenden Wortes EXERCITV leicht übersehen werden konnte. 14. Cap. 70 schließt sich Müller der Ansicht Nipperdeys an, dass in den Worten penetratumque ad amnem, quo Caesar classe contenderat, der Name des Flusses gar nicht genannt worden sei. — S. 334. *K. E. Georges: Kritische Bemerkungen.* Tac. Ann. 3. 38 extr. a Philippo positam. Tac. Ann. 4, 46 statt incultu incultius, Tac. Hist. 2, 25 vielleicht cunctantior st. cunctatur. Vell. Pat. 2, 59 estr. in caelestem arcum. Gell.

N. A. 2. 21, 6 statt *dediderat* vielleicht *dederat*. Corn. Nep. Attic. 22, 2 id, ad quod natura cogeret. Arnob. 2. 38 pigmentarios statt pigarios. Diom. Gram. 1, S. 358 P. st. vel de oratore vielleicht vel de venatore oder vel de venatione. Flor. 4, 7, 15 vielleicht *pientissimarumque*, -- XV. S. 335—343. *Die Nägel in Römergräbern* von *Reinhard Suchier*. Bei den im Jahre 1872 stattgefundenen Nachgrabungen in Römergräbern (über die der Hanauer Geschichtsverein nächstens ein umfangreiches Werk veröffentlichen wird) fanden sich in den einzelnen Gräbern Nägel von verschiedener Form und in verschiedener Anzahl vor. Das Vorkommen von Nägeln in Römergräbern ist auch in Süddeutschland beobachtet worden, eine Erklärung dafür aber ist bis jetzt nirgends versucht worden. Eine solche Erklärung zu geben unternimmt Suchier. An äußerliche Gründe ist nicht zu denken: zum Verbrennen gebraucht man unbehaute Scheite, von Särgen können die Nägel auch nicht herrühren, da ihre Zahl, sowie ihre Größe — einige wie Schuhnägel, andere in der Länge von einem halben Fuss — sehr verschieden ist. Nun ist bekannt, dass die *Necessitas* als Attribut Balkennägel und Eisenklammern führt. Nägel wurden eingeschlagen, um das Verderbliche zu hemmen. So wurden auch wahrscheinlich von den Aaerwandten und Freunden der in den Sarg eingeschlagen, damit die böse Macht dem Todten nicht mehr schaden könne, so wie jetzt noch in einigen Gegenden bei den Juden die Angehörigen des Verstorbenen Nägel auf den Todtenhof bringen und dieselben in den Sarg einschlagen. — S. 343. R. Unger schreibt Soph. Ant. 1118 *Ἰακίαν* statt *Ἰαλίαν*. — II. *Jahresberichte*. 344 — 367. No. 46. *Der Redner Lykurgus*, von H. Frohberger. Die Verdienste, die sich C. Curtius (Zu dem Redner Lykurgus; erster Artikel: Zwei Bruchstücke vom Dekret des Stratokles, im Philol. XXIV. S. 83 und: zweiter Artikel: Die Bauten des Lykurgos. Philol. XXIV, S. 261.) und Ulrich Köhler (Hermes I, S. 312. II. S. 2 und V, S. 223) um den Redner erworben haben, werden anerkannt, Boeckes Schrift: *Demosthenes, Lykurgus, Hyperides und ihr Zeitalter*. 1 B. Berl. 1864, ist ein luftiges Phantasiegebäude, Heurlins Dissertation: *de Lycurgi oratoris Attici vita et rebus gestis*, Lund 1859. ist eine Anfängerarbeit, doch nicht ohne gesundes Urtheil im Einzelnen. Die Textkritik und Exegese der Leokratea ist außer den in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen von A. Schöae, Pelle, Rosenberg, Haupt, Bursian, A. Weidner, v. Herwerden und Cobet und einigen zerstreuten Bemerkungen anderer nicht unwesentlich gefördert worden durch die Arbeiten von: Van der Ess, *adnotationes ad Lycurgi orationem in Leocratem*, Lugd. Bat. 1854 und *redevoering tegen Leocrates*, vor Gymnasial-Gebruck uitgegeven. Groningen 1862, Jenike: *Lykurgos Rede gegen Leokrates und Fragmente, griech. mit Uebersetzung nebst prüfenden und erklärenden Anmerk.* Leipz. 1856. Jacob: *Emendationes. lycurgeae Progr.* Cleve 1860. Rosenserg: *de Lycurgi orationis Leocrateae interpolationibus*. Dissert. inaug. Greifswalde 1869. Samuel Elias; *Quaestiones Lycurgeae*, Dissert. inaug. Halle 1870.

## Heft 3.

XVI. S. 365—417. H. L. Ahrens: *Ueber einige alte Sammlungen der theokritischen Gedichte* (Schluss folgt). Die theokritischen Handschriften zerfallen in vierzehn verschiedene Familien, die sich wieder auf einige alte Sammlungen theokritischer Gedichte zurückführen lassen. *Erste Sammlung*. Id. I—IX bilden nach der gewöhnlichen Reihenfolge einen abgeschlossenen Complex. In ihnen

ist ein charakteristisches Merkmal der häufige Gebrauch der bukolischen Cäsur. Weniger häufig ist ihr Gebrauch in Id. X, auffallend gering in XI. Ja I—IX ist, abgesehen von unechten Stücken in VIII und IX, der Spondeus im vierten Fuße, wenn mit demselben ein selbständiges Wort schließt, streng vermieden, er findet sich hingegen in X. XI. XIV. Auch der Form nach gehören Id. I—IX zusammen. Id. VIII und IX enthalten freilich manches, was Theokrit schwerlich zuzuschreiben ist; aber man darf vermuthen, dass der Sammler diese Id. schon in lückenhafter Form vorfand und sie deshalb ans Ende der kleinen Sammlung setzte. Endlich scheinen IX, 28—36 einen Epilog zu einer Sammlung, nicht zu Id. IX zu bilden. Diese Sammlung rührt nicht, wie Verf. früher annahm, von Artemidoros her, sondern von seinem Sohne Theon; Artemidoros hat dazu vielleicht nur die beiden Epigramme am Anfange und den Epilog beige-steuert. Die Ergänzungen in VIII und XI rühren schwerlich von Theon oder Artemidoros her, sondern sind wahrscheinlich in späterer Zeit entstanden; der Interpolator benutzte dabei Vergils Eclogen. Unter den jetzt vorhandenen Handschriften lässt sich keine mit voller Sicherheit auf jene Sammlung zurückführen. Eine zweite Sammlung wird gekennzeichnet durch die eigenthümliche Reihenfolge I. V. VI. IV. VII. III. VIII—XIII, sowie durch besondere Eigenthümlichkeiten des Textes. Aus dieser Sammlung stammen: 1. Laurentianus p. (sec. 13 oder 14) nebst Laur. 35, dem jungen Z und dem noch jüngeren Par. C. 2. Parisinus Q. (a. 1298) und Vatic. 3 A (sec. 14). Mediol. ε u. E I Baræ, edit. Iuntina. Calliorgiana, Morielliana gehen auch darauf zurück. 3. Florent. W. (sec. 14) und Vatic. 23 (sec. 14). 4. Parisini M. (sec. 14) und K (sec. 15). In naher Beziehung mit diesen Familien stehen außerdem noch Vat. q (sec. 13), Laurent. 5 (sec. 14), die ganze Familie DA. Diese Sammlung sollte die theokritischen Gedichte ländlichen Inhalts vereinigen. Sie ist jünger als die Sammlungen I—IX, aber noch vor 400 entstanden. Der Sammler war der sonst ganz unbekante Munatus. Einer dritten Sammlung gehört der Mediolanensisk. an (sec. 13), welcher I. VII. III—VI. VIII—XIII. II. XIV. XV. XVII. XVI. Παιδικά. Ἐπιγράμματα enthält. Verwandt damit ist Db und Dβ, obgleich die Handschrift, welche der Corrector Dβ benutzte, älter war als k. Eusthatius benutzte eine Handschrift dieser Familie. In enger Beziehung zur Familie k steht eine Reihe von Handschriften, die folgende Reihenfolge aufweisen: Id. I. II. III. VIII—XIII. IV—VII. XIV. XVI. Παιδικά. Ἐπιγράμματα, nämlich Par. DA. B, Italice Δ. Φ. Ursprünglich waren wahrscheinlich in den Handschriften dieser beiden Gruppen zwischen XVI. und den Παιδικά noch andere Gedichte enthalten, namentlich Id. XVIII. und Ἠλακίτη. Ueber den Inhalt jener Lücke geben die wenig zahlreichen Quellen einen Aufschluss, die außer Cod. K. und Fam. DA. die iolischen Gedichte und Epigramme enthalten; dieselben zerfallen in 2 Familien. 1) Dc — 3. Theil der Par. D. (sec. 14) — eA, — der erste Theil des Mediolanensis c. (sec. 14) —, Ap A (apographum Aldi Manutii), die Iustina und die Calliorgiana; sie zeigen alle einen suppletorischen Charakter. Die Stammschrift dieser Familie Dc wies folgende Reihenfolge auf: Ἠρακλῆος (zu Ende verstümmelt). Διδασκουρι vers 69. — fin. — Ἀθηναί. Ἠλακίτη. Παιδικα vers 1—25. Ὀαριστός (zu Anfang verstümmelt). Ἐπιγράμματα. Μεγάρα. Ἠρακλῆς λεοντοφόρος. (Fortsetzung folgt). — S. 417. E. v. Leutsch. Zur Thierfabel. Stob. Flor. 108, 59 ist zwischen περιφέρεται und γυναικός gegen Meineke und Bergk einzuschieben: Κυπρίας, nach Theon. Progymn. c. 3, t. 1, S. 172 W. Κυπρία γυνή stand als Titel an der Spitze der Fabel. — XVII. 418

bis 430. *Der Fluss Satrachus von Robert Unger.* Eur. Bacch. 406 setzt Meineke an Stelle des überlieferten Πάφον, in der Meinung, dass es sich hier um eine Erwähnung Aegyptens handle, χθόνα, ein und ändert 408 ἄνομβροι in ἄνομβρον. Verf. weist die Unrichtigkeit dieser Annahme nach und meint, es sei von Cypern die Rede, der Fluss sei der von Nonnus genannte Satrachos. v. 404 liest er ἐν εὐ st. ἐν ἤ, 406 Πάφοντ' ἀκαματόστομοι, 408 ἄμ' ὄμβρον, 409 α ἰπών. War also bei Euripides eine Erwähnung des Satrachusflusses anzunehmen, an die bisher niemand an dieser Stelle gedacht hat, so ist sie andrerseits bei Catull. 95, 5, wo sie von Lachmann angenommen wird, zu entfernen. In diesem Verse wird kein Fluss, sondern ein Meer bezeichnet, dessen Namen Verf. an anderer Stelle mitsatheilea verspricht. Cat. 61, 205 liest Verf. ille pulveris eruat (statt *Africoi* statt Lachm.) — *numerus prius.* — S. 430. E. v. Leutsch zu Od. I, 7, verwirft die Erklärung, ἀνὰ δώματα bezöge sich auf den Pallast des Alkinoos: es sei vielmehr nicht an das jetzt bei Alkinoos geschehene zu denken, sondern an ein vom ganzen Volke gefeiertes Festmahl, wobei in oder vor jedem Hause gezecht wird, die ganze Stadt also auch voll von Musik und Gesang ist. — XVIII. S. 431—448. *Bemerkungen zum vierten Buche des Lucretius; 3. Stück.* Von A. Brieger und Fr. Susemihl. (S. Philol. XXIX. S. 417, XXXII, S. 478). Die Verse 636—641 sind ein vom Dichter selbst herrührender Einschub; sie sind einzuklamern; dann tritt der unmittelbare Anschluss von 642 u. s. w. an 635 aufs deutlichste hervor. *Polles Conjectur utilis unus* ist nicht richtig, hingegen wird die Annahme von Munro und Göbel (Rein. Mus. XV. S. 418 *cibu' suavis* gebilligt. v. 662 sind *faucos* die *caulae palati* und auch wohl die *fleca foramina linguae*; v. 668 wird Munros Lesart *fit prius ad sensum ut* gegenüber der Lachmannschen Annahme verworfen, Die Schwierigkeit in den Versen 671 u. s. w. wird durch Annahme einer Lücke hinter 663 und durch die Conjectur *liquore* statt *sapore* gehoben. Ueber v. 672 kann Verf. keine Entscheidung aussprechen. vs. 706—721 sind mit v. 667 zu verbinden. v. 709 *aliis* st. Dativ, nicht Ablat. comparat., wie Munro annimmt. Hinter v. 752 ist eine Lücke anzunehmen, die durch den Ausfall eines Verses, der mit 752 gleichen oder ähnlichen Versansgang (*leones*) hatte, entstanden ist. In Bezug auf die Verse 778—817 stimmt Verf. (S.) mit Christ überein, dass sie als eine zweite, vollständige Redaction von 768—776, 817—821, 826 anzusehen sind, verwirft aber vs. 800 und 801, während v. 799 beibehalten wird. In dem folgenden Abschnitt wird die Ordnung der Verse auf diese Weise vorgeschlagen: 907—1036, 858—906, 822—857, oder: 907—1036, 877—906, 822—876. V. 952f. schlägt Br. vor: *populosque cavati saepe tremunt, summittuntur virisque resolvunt.* 961 wird *intus* als Gegensatz zu *foras eiectus* (960) beibehalten. V. 1039 u. 1040 sind vor 1037 zu stellen. Vv. 1078—1101 und 1110—1112 sind einzuklamern. 1096 *quae vanos spe raptant saepe micella.* 1100. *in medioque siti torretur flumine potans.* 1130 *Alidensia* (nach *Jessen quaestiones Lucretianae.* Göttingen 1868). 1208. *virilem* st. *virili.* Vor 1225 ist ein Vers ausgefallen, etwa des Inhalts: *atque animorum naturas moresque sequaces*; in v. 1225 *minus* f. *magis.* — S. 448. R. Unger zu *Annius Florus* S. 108, 29 Halm schreibt mit Anlehnung an den Vorschlag von Haupt (Hermes, Bd. IV: Var. XVII, S. 150) *nullum magisterii stipendium.* — XIX. S. 449—460. *Steinberg: Gergovia.* Verf. giebt mit Benutzung der Napoleonischen Darstellung, die in einigen Punkten, wo N. dem Wortlaut der Commentarien nicht streng genug gefolgt ist, Berichtigungen und Ergänzungen



erfährt, einige Beiträge zur Erläuterung von Caes. B. Gall. VII, 36—53. VII, 36, 7: der Doppelgraben ist angelegt worden, damit der Verkehr zwischen beiden Lagern erleichtert würde; die ab- und zugehenden (*commoere*) Soldaten können ohne sich zu begegnen in das eine oder das andere Lager gelangen. Das größere Lager selbst liegt nordöstlich von der Roche blanche zwischen dem heutigen Orcet und le Cendre am Auzon Bache. In Betreff des Terrains, auf welchem die Gallischen Verschanzungen lagen, schließt sich Verf. der Darstellung Napoleons an und weist die Unrichtigkeit der v. Gölischen Annahmen mit Zugrundelegung neuer Gesichtspunkte nach. Der Gölischen Annahme, dass die nach 45,5 abgeschickte Legion sich während des Gefechts auf dem Rückmarsche ins große Lager befand, kann sich Verf. nicht anschließen. 47, 1 wird die Gölische Lesart *contiano* statt *contionatus* gegen Heller vertheidigt, dessen Verbesserung *clivum nactus* (statt *contionatus*) zurückgewiesen wird, 49,3 die handschriftliche Lesart *progressus* beibehalten. Die Thalschlucht, welche 47,2 die Legionen hinderte, das Zeichen zum Rückzug zu vernehmen, ist, wie Napoleon nachweist, wenn auch die Darstellung an mancherlei Widersprüchen leidet, diejenige, welche sich westlich von Merdogne herabzieht, der Ort aber, wo sich Caesar befand, der Kegel, der sich westlich vom Dorfe Merdogne erhebt. Der 49,1 erwähnte *collis* ist der Gergoviaberg, der 51, 2 genannte *locus superior* nicht, wie v. Göler und Napoleon wollen, der Puy de Marmant, der zu weit östlich liegt, sondern der Südrand des Gergoviaberges. 46, 1 und 51, 3 ist *planities* die Ebene, die sich vor dem größeren Lager Cäsars vom Puy de Marmant bis zum Sumpf von Sarlièves erstreckt. — S. 460. E. v. Leutsch erkennt als Eigenthümlichkeiten des *αἶνος κῆρυκος* außer *γυνή κῆρυκα ἴσταν* an der Spitze, erstens Kypros als Lokal und Thiere weiblichen Geschlechts als Träger der Handlung; daher auch Anwendung auf Frauen. — XX. S. 461—475. H. Buchholtz. Die Pausen. Es wird gesprochen 1) über die *Katalexis*, 2) über die *Zeilen*, 3) über die *Fälle*, in denen unmessbare Pausen messbare werden. — Rob. Unger stellt *Petr. Epigr.* S. 223. Büch v. 6 in der Gestalt her; *cum calidus tepido confovet igne cholus* (nach Haupt st. *rogus*. — II. Jahresberichte S. 476—560. 46 H. Froberg: *Der Redner Lykurgus* (Sohlus). Die *Loocratea* wird Paragraph für Paragraph mit Rücksicht auf die der Cobetschen Schule entstammenden Ausgabe von van den Es (Redevoering tegen Leocrates voor Gymnasial Gebruik uitgegeven, Groningen 1862) besprochen. Außerdem sind berücksichtigt: Van den Es, *adaotaciones ad Lycurgi orationem in Leocratem*. Lugd. Bat. 1854. 9) *Jenische, Lykurgos Redo gegen Leocrates und Fragmente, griechisch mit Uebersetzung nebst prüfenden und erklärenden Anmerkungen*, Leipz. 1856. 10) *Jacob. emendationes Lyurgaeo*. Progr. Cleve 1860. 12) *Rosenberg, de Lycurgi orationis Leocratae interpolationibus*; dissert. inaug. Greifswalde. 1869. 13) *Samuel Elias, quaestiones Lyurgaeo*; dissert. inaug. Halle 1870. — S. 560. Em. Rosenberg weist die Reiskeche Conjectur *τοῖνον* für *κοινῆ* bei (Gorg.) Palamed. § 13 zurück, setzt aber Dinarch I. 58 für *μέγιστοι* — *μὲν τοῖνον* ein. S. 561. R. Peiper theilt einen zweiten Brief des Vindicianus aus dem Wiener Codex der *Naturalis historia* des Plinius n. 10 (Med. 6) mit. — S. 564—566. H. R. Benicken vertheidigt die von Jordan in den *Novellen zu Homerus* (N. Jahrb. 1873, S. 87 ff.) athetirten Verse Od. η 39—72. — S. 466—572. R. Rauchenstein bespricht eine Reihe von Stellen im 2. Buche des Thucydides. — 572—574. C. Peter

schreibt Dion. Hal. A. R. III, 68 mit Benutzung von Liv. I, 35, 8: κατεσχεύασε... Τικχύνιος — πρώτος ὑποστέγουσ ποιήσας περὶ αὐτὸν καθέδρας (τέρας γὰρ ἑστῶτες ἔθεσαν) ἐπ' ἰκρίους δοκῶν ἑλλάνους σιχηναῖς ὑποκειμένων. — S. 574 und 575. *L. Spengel*: über Horat. ep. ad Pisones v 220—50 (cf. Rheinisches Museum XXVIII, 493) vertheidigt seine Auffassung dieser Stelle gegen Teuffel.

Blätter für das Bayerische Gymnasialwesen von Bauer  
und Friedlein. Bd. IX. Heft 1—4.

Heft 1.

S. 1—8. *Keppler*. *Zweites Bruchstück aus dem Weinbau der alten Römer. Die Cella vinaria*. Becker behauptet im Gallus I, 95 mit Unrecht dass die alten Römer gar keine Keller für Wein ganz oder halb unter der Erde gehabt hätten; aus Palladius I, 18, Vitruv. VI, 11 und 8 ergibt sich vielmehr, dass Weinkeller auch unter der Erde angelegt wurden. Auch für andere Völker des Alterthums gilt dies; dass es in Griechenland Keller primitiver Art gegeben hat, in denen auch Wein aufbewahrt wurde, lässt sich aus Dem. or. XXIX. 3 Xen. an. 4, 2, 22, Odys. 2, 337 entnehmen. Die Bibel kennt diese Orte auch cf. Chron. I, 28, 27 u. a. — S. 9—15. *Schmitt*, *einiges über das Turnen an den bayerischen Gymnasien*. Verf. verlangt eine größere Aufmerksamkeit und mehr Interesse für diesen obligatorischen Unterrichtsgegenstand, indem er auf den Nutzen des Turnens hinweist. Specielle Anweisungen über einzelne Übungen, sowie Andeutungen darüber, wie auch andere Fächer diesem Gegenstande nützen könnten, schliesen den Artikel. — S. 15—26. *Wecklein*. Anzeige und gedrängte Inhaltsangabe von *C. L. Urlichs*. codex urbis Romanae topographicus. Wirc. 1861 und *H. Jordan*. Topographie der Stadt Rom im Alterthum. II. Bd. 1871. Eingestrent sind einige kritische Bemerkungen. — S. 26—28. *Markhauser*. Anzeige von *D. Grün*. Geographie etc., von *Grünfeld*. Schulgeographie: 1. Cursus, und *Winkler*. Methodik des geographischen Unterrichts. S. 28—35. *Henrichsen* und *Meiser*. Entgegnung und Replik auf die Recension von Henrichsens Ausgabe des Tacitus Agricola (cf. VIII. Band, S. 392). Beide beharren in ihrer Ansicht. — S. 35—37. Litterarische Notizen und Statistisches.

Heft 2.

S. 41—47. *Schreiber*. *Uebersetzungsversuche von mittelhochdeutschen Dichtungen*. Es werden übertragen ein Lied Heinrichs von Breslau (Wackern. 751), des v. Kürenberg (ib. 216), Ottos von Brandenburg (ib. 751), Christians von Hamle (ib. 609), Rudolfs von Rothenburg (ib. 615), Walters von Metz (ib. 645) und Heinrichs von Morungen (ib. 305). — S. 47—49. *Leitschuh*. *Zur Lehre von den indirecten Fragesätzen im Lateinischen*. Wie nach dem Verbis erwarten, fragen, nachsehen, untersuchen u. a. si ob heisst, so auch ni (nisi) ob nicht, nive oder ob nicht, sehr häufig namentlich nach sponso Liv. 9, III, 24 und 57. Cicero de off. III, 19, pro Quinct. 27, in Verrem III, 57, 59, 60, V, 54, pro Caeina 16, ad Diversos VII, 21, Valer. Maxim. II, 8, 2 Plaut. Rud. V, 3, 24, III, 4, 7, Epidic. V, 2, 31. — S. 50—60. *Brunner*, *Deutsche Aufgaben für Secunda*. I. *Chrien*. Verf. meint, dass die Chrieform, sparsam angewendet eine ganz nützliche Uebung für Secundaner sei. Darnach giebt er die Disposi-

tion von 6 Thematn in Chrieform und 5 anderen Aufgaben; die meisten davon finden sich auch in den gewöhnlichen Sammlungen, vielleicht ein wenig anders disponirt. — S. 61. *Zehetmayr. Zu δῆ*. Diese Partikel ist instrumentalis zu δᾶ - je — tzt. Unser jetzt d. h. jehit (= zu dieser Zeit) ist verwandt mit i—am litau. jau = schon, ja (engl. yes), alth. iu = schon, noch, engl. yet cf. das griech. δῆ und ῆ-δῆ. — S. 61—63. *Adam. Anzeige von Binhack*, Uebersetzungsstücke für Quarta. — S. 63—64. *Zink. Anzeige von Baldi*. Das Schachgedicht des Hies. Vida. — S. 64—68. *Zink. Anzeige und Recension von Koziol*. Der Stil des L. Apuleius. — S. 68—70. *A. E. Anzeige v. Bischoff*. Ueber horazische Lyrik. — S. 70—76. *Litterarische Notizen* enthalten kurze Anzeigen neuer Auflagen von Schulbüchern. — S. 77. Auszüge und Statistisches.

## Heft 3.

S. 81—91. *Kellerbauer. Kritische Kleinigkeiten (zu Ammianus Marcellinus)* 14, 1, 10 lies ad vertenda apposita; 14, 6, 25 l. sole fatiscunt vel pluviis, per rimas aurigarum . . . scrutantes. 14, 7, 16 lies velut exauctorati (wie aus Rand und Band) mox abiecerant in flumen. 14, 10, 13 lies veritatis enim absolutus sermo semper est ac (et?) simplex. 14, 11, 6 ist für poterat zu lesen poterit; desgl. putabit in 16, 12, 14 statt putavit. 15, 3, 2 muss der Mann *Arbetio* heißen (cf. 14, 11, 2). 24, 8, 6 lies quidam arbitratur *Arsacem* ac duces adventare. 28, 6, 22 lies Valentinianus-Jovinum quidem at auctorem, *Flaccianum* vero *Panocratiumque* et *Severum* ut falsi conscios . . . precepit. 15, 8, 1 lies *haesitansque* diu etc. 15, 8, 4 lies mit *Valesius* *Augustus insistens*. 15, 9, 3 lies *Galatas* dictos — ita enim *Gallos* sermo *Graecus* adpellat — alii etc. 16, 4, 4 lies mit *Gelenius* congrua *suggerebant*. 16, 10, 8 lies mit der Hs. *personati* statt *persae*. 16, 12, 47 lies *animis* *hi* *fideata*. 17, 4, 11 ist zu lesen *cuius rei scientiae* in *his interim* duobus *exemplum*. 17, 13, 24 lies *perfecit infidis enim servis* ad *longinqua translatis expulsos dominos* — in *avitis* *sedibus* *collocavit*, *isdemque* . . . *Zixsim* *regalem* *imposuit*. 17, 13, 27 lies *limitum, nonnumquam* *cavatis arboribus*. 18, 5, 4 lies *quorum raritas* *difficile* *toleratur*. 18, 7, 7 ist für *lectissimus* zu lesen *inertissimus* nach 18, 6, 2. 18, 10, 3 lies *cumque* *rex* *percontando, quoniam* *coniux* *esset* *Craugasii*, *comperisset*. 17, 5, 10 ist *Sospitati* unverständlich, vielleicht *Pietati*. 18, 4, 1 ist wohl *praescios* *omnis* zu lesen. 19, 3, 3 lies *ereptum* *ire* *non valens*. 19, 6, 6 lies *defensabantur* *acriter* *muri, stationibus* etc. 19, 6, 12 lies *compiductoribus* . . . *inauratas* *statuas*. 19, 9, 9 lies *fatiscunt* *ac* *defluunt*. 19, 11, 10 lies *warra* (*varra*), *warra*, *quod* *est* etc. 20, 4, 11 lies *placuit* *notario* *suggerente* *Decentio*. 20, 4, 17 lies *Impositusque* *scuto* *pedestri* *et* *sublimis* *clatus*. 21, 10, 2 lies *cuius* *loci* *situm* *tactui* *conveniente* *ostendam*. 21, 12, 11 lies *morte* *licet* *per* *impedita* *suffragia*. 21, 13, 7 lies *id* *elegit* —, *ut* — *praemitteret* *militem*, *imminentis*, *casus* *etc.* 22, 8, 33 lies *incendente* *saevitiam* *licentia* *diuturna*. 22, 10, 3 lies *idem* für *id* und später *atque* *decebat*. 22, 10, 6 lies mit *Gelenius* *erratisque*. 22, 14, 6 vermuthlich: *quod* *ut* *earum* *regionum* *aestimant* *incolae*. 22, 15, 9 muss für *Atos* wohl nach *Plinius* V, 54 *Catadupos* gelesen werden. 22, 15, 16 lies *diebus* *humi* *vaporatur*. 14, 8, 9 lies *hominum* *statt* *nominum*. — S. 92. 93. *Wirth. In reditum veris (Osterlied)*. 8 Distichen mit freier Uebersetzung. — S. 94—98. *Christ. Anzeige von Muff, Ueber den Vortrag der chorischen Partien bei Aristophanes*. — S. 98—104, *Grofs. Recension von Martin-*

*Kudrun.* Rec. wendet sich namentlich gegen die Kritik M.'s, lobt aber im übrigen die Ausgabe. — S. 104—106. *Eilles* zeigt in Kürze an *Nissen*, Lehrbuch der Elementarmathematik, *Hering*, Planimetrie, Cuno, mathematische Geographie, *Brettnner*, mathematische Geographie, *Rambly*, die Physik für den Schulunterricht. 2. Aufl. und *Wirth*, Wiederholungs- und Hilfsbuch für den Unterricht in der Physik. 2. Aufl. — S. 107. 8. *Brunner*. Kurze Anzeige von *Vogel* Q. Curtii Rufi hist. Al. Magai. 2. Bdeh. — S. 108—10. *Preger*. Empfehlung des Buches von *Luthardt*, Lessings Prosa für Schule und Haus. — S. 110—112. *Litterarische Notizen.*

## Heft 4.

S. 113—127. *Maehly*. Zu *Plautus Truculentus*. I, 1, 8 lies sunt quot *pericla amanda*; I, 1, 6, 16 lies wohl: si inplevit *rīte* (= feliciter) I, 1, 25 u. f. ist wohl zu ordnen 25, 26, 29, 27, 28. In v. 30 muss etwas wie *ita mos habet* oder *ita regula est* gestanden haben. ib. 44 lies *Faximus* Iononum et scortorum *pōst* minus. ib. 60 lies quod *amanti* multo pessimumst pecuniae? I, 2, 11 heisst der Schluss saepe *comedunt*, v. 12 ist der Vergleich quod *factores* faciunt nicht zu beanstanden; v. 13 vielleicht scitis *probe* me haut mentiri. v. 14 wohl ibist *ibus curae*. v. 21 (25) f. lies in *cret. Tetr. Di. Vōbis* qui multa bona esse vōlt. Ast. dato, si esse vis. Di. Faxo erunt: respice huc [mode]. Ast. Oh *énicas* mé miseram. Quisquis es. Di. Péssuma, mane. Ast. óptame odíósus es. Diniarchus ne illic est? Atque is est. Di. Sálva sis. V. 17 (36) vielleicht: D. Benigne dicis, béne vocas, Astáphium, *mod.* Ast. Amábo. v. 18 lies sed quid *agis istic*? Ast. quid vis? I, 2, 23 wahrscheinlich: — quis is homost Astáphium, an novus amátor? Ast. I, 2, 51 ist wohl zu lesen Quom et illi et (als Tribachys od. Proceleusm.) hic *perodiosus* I, 2, 58 hat Spengel mit *cumpse sapere* wohl recht, v. 59 lies aber nihil habes *nequám*, nos abs te habémus. I, 2, 72 könnte gelautet haben: non *omnes occiderunt* mihi, oder non *prorsus occiderunt* mihi I, 2, 78 ist ein Glossem, 79 lautete wohl: *Amaantis* si *qui* non danunt: non didici *quidem adulari*? I, 2, 90 etwa: *neque inaestuaamus* ira. II, 1, 4 ist wohl zu lesen — apud nos *dé bonis dixit néniam*. II, 1, 14 lies: Bonis esse oportet *déantibus*, lenám probam, adridére, *Quisquis* veniat, *blande* ádloqui, male *córde* consultáre Béne lingua loqui. meretricem *séntis* similem esse ádderet. II, 1, 75 lies Ph. Sic *fácito*. Di. Quicquid *venerit boni cónsulas*. II, 5 in sind wohl bis ingenio sammt und sonders ionici a minori. II, 6, 4 lies *Ex Homero enim iam et post illum mille*. II, 6, 20 lies *Quid ego adsimulem* me *ádmónitura's*? ibid. 23 lies *ubi* te salvom —, 26: iam magnust, iam *itat* ad legionem, *iam* *quas* sp. r. II, 6, 32 zu Ende lies *reliquit absque* (= aque) mé abstinit? II, 6, 52 lies qui mihi etiam *insúper* adducas. — II, 7, 5 lies domist is facit, qui improbé facta amátor. II, 7, 19 lies Hoc *sáltem* servát rem; quom *súdam* est, *appáret*, sed illi. v. 3, 3 lies für ergo etwa egregie, v. 35 Atque ut *hic* *veníat illum* óbsecrató. v. 37 *Cy.* — *mecastor*; *séd quis est*? *Ph.* non nosti óbseoro? Qui hic apud me erat, huius pater pueri illost, *quem spectábilem* (?) *Iússit* ali; *is iam* te auscultavit, observavit. *Cy. Quém quidem* etc. II, 8, 9 lies num quidpiam *amarum ita est ut mores* mal.? III, 2, 5 lies Str. Nimio minus saevos iam sum, Astaphium, quam fui. *Quid vis? Quid agis?* Ast. Tuam exspecto *truculentiam*. — Str. iam non sum *ita* truculentus: noli metuere, — Dic, impera etc. IV, 1, 12 lies quia nihil habeo, *hoc unum* animum movet: omnia etc. IV, 2, 3 lies Nuac dum *isti* subést,

tempus et rei secundumst. IV, 2, 11 fgl. sind Tetram. cretici und gehören von non mittito — thesaurum der Astaphium, dann Din. *Quis est?* v. 18 lies *Béno* animo male périt *is intus*. Di. *Péris* hercle ego itidém *miser*. IV, 2, 51 lies nec mihi est *id* hilam pensi. IV, 4, 10 ist zu lesen *mé videre vis, mecum agere postulas, etc.*, v. 13 lies *et tibi úxorém decendam esse, esse atibi iam animum tuom*. IV, 4 25 wohl: *procura quom undo procures habes*. IV, 4, 35 lies *Quód cum multum abstulimus, haud ita multum apparet*. V, 4 schließt mit Ph. *Sicive*. V, 10 lies *opus est matri itemque ei quae puerem*. V, 14 lies *oleo opust, opust farma, pills opust totum diem*. V, 18 lies — Str. *Addam minam minas* istic post. -V, 21 lies *Plus decem pondo auri amore pausillisper perdi*. V, 50 lies — Str. *Ut libitumst sine me pérfrui*. Strab. *Apago dico, tuas iam vitas si consultum vis, mi homo*. V, 63 lies — *hic ego habito, tú meá, ego non ámbulo*. V, 66 wohl I *intro amabo et tu vero ago eas mecum*: V, 67 lies *Quid tu, quid ais, cum hócine? égone* [dona] *posterior dedi*. — S. 127—141. *Kellerbauer. Kritische Kleinigkeiten. (Zu Ammianus). Schluss*. 22, 15, 30: *et exicis — adpellarunt ist wohl echt (gegen Eysenhardt und Garthausen)* 22, 15, 28 lies *pretium est operae miracula cornere*. 22, 16, 2 ist die Lücke vielleicht so auszufüllen: *caput hecatompylos, olim Thebas, a magno numero portarum ita cognominatum*. 22, 16, 3 schreibe *Rhinocorura*. 23, 2, 5 lies: *cuncta usui congrua*. 23, 2, 6 hat Gelenius mit Martius durchaus Recht, wie auch 5, 5 mit *ne qui militum*. 23, 5, 18 lies *proces* für *recens*, 23, 6, 30: *alunt apud eos prata virentia fetus equorum*, 23, 6, 35 lies *ordinis* für *origitis*. 23, 6, 63 lies für *post ipso* oder *suopte*, für *Roemnus* aber *Rymnus*. Gardthausen hat den Ptolemaeus für die Kritik nicht gut ausgenutzt. 23, 6, 72 lies *viles* für *nobiles*. 24, 1 10 lies entweder *quosdam* oder *Saraceni quidam*. 24, 3, 9 ist *reductam* für *reductam* zu lesen. 24, 4, 20 ist *munitoribus* zu tilgen. 24, 6, 13 ist *et* entweder zu tilgen oder vor *ipse* zu stellen. 24, 8, 7 hat Gelenius mit *metatis tutius* Recht. 25, 1, 8 schreibe *iter disposuit*. 25, 4, 2 lies *ut rabidum*. 25, 4, 6 lies mit Gelenius *voce ulla testari*. 25, 4, 10 lies *fervoris*. *Quamquam (enim?) corporis — poscitur, ipse . . . militis dimicans inter primos*. 25, 4, 12 lies *feris oppositum gentibus*. 25, 4, 27 lies *Et cum sciamus adeo adversus experimenta quosdam*. 25, 7, 3 lies *Superque omnia* (mehr aber als *alles dies*). 25, 8, 1 lies *quos, ut diximus*. 25, 8, 14 lies *hac scilicet quod vel suopte*. 25, 10, 16 lies *deferretar* für *deferretar*. 26, 5, 11 lies *repedare . . . festinabat*. 26, 6, 3 ist *didicerat* jedenfalls unrichtig. 26, 6, 11 bis entweder *Cui ad haec . . . ardenti* oder *Cui haec . . . audendi*. *materia* ist dann = *occasio*. 26, 7, 5 lies *commentum excogitatum est callidum*. 26, 7, 9 lies *omnesque in unum quacsitas* und *animis* statt *armis*. 27, 1, 4 lies *telo perfossum*. 27, 3, 3 lies *quo administrante urbs etc*. 27, 4, 10 ist für *pressit* zu lesen *repressit*. 27, 8, 5 für *hominum omnium*. 28, 6, 3 wohl *ceras* *mandasse*. 28, 1, 33 lies *velut serpens venenatus calcibus iam adtritus*. 26, 1, 5 lies *quia procal agebat*. Statt *impraepedito* (26, 6, 11 lies *überall impraepedito*). 28, 2, 12 lies *narrando nimis*. 28, 8, 4 ist vor *malefica* ein *ut* ausgefallen. 28, 3, 6 lies *turbines consopiti*. 28, 4, 1 lies *iustorum inistorumque distinctor*. 28, 4, 18 ist wohl in *Puteolos velleris* der Name *Duilli* erkennbar. 28, 6, 26 lies *proscripti* für *praescripti*. 28, 6, 28 *indicio* für *iudicio*. 29, 2, 9 fehlt vor *longum* est das *Subject*, etwa *explanare*. 29, 2, 27 lies *laniatis lateribus trucidatus est*. 29, 3, 6 lies *subagresti verborum lusu*. 29, 4, 5 lies *suspicati*. 29, 5, 3 ist vielleicht so zu ergänzen: *Maurus . . . de-*

seivit et adiumenta *conquirebat vicinarum gentium ad vastandum.* 29, 5, 8 schreibe *veniam cum concessione praet.* 27, 1, 3 ist *firma* aus *festina* entstellt. 29, 5, 15 lies *per speciem paventis.* 29, 5, 42 ist *decessit* für *discessit* einzusetzen. 29, 5, 43 lautet wohl *Ibi Euasium . . . per secretiora consilia temere turbatorem quietis.* 29, 5, 47 ist *Jesalensium* und *complures* für *quam plures* zu schreiben. 30, 1, 15 lies *susceptus liber formidans* mansit immobilis. 30, 1, 17 lies *caligine mutatus vaporumque forma transgressus.* 30, 10, 6 lies *postea omnes sollicitudine.* 31, 10, 15 lies *placuit barbaros inedia fatigandos.* 31, 10, 21 ist *ut vor draconarius* zu streichen. — S. 141—149. *Schiller:* Anzeige von *Wecklein Aeschylus* Prometheus mit Anmerkungen. Teubner. — S. 149. 50. *Sand.* Anzeige von *Haug,* Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 2. Aufl. — S. 150. 1. *Litterarische Notizen.*

W. Langbein, Pädagogisches Archiv.

XV. Jahrgang. Nr. 3.

S. 161—183. *Tutti frutti.* Nach einer humoristischen Einleitung, in der der anonyme Verf. seine Aufgabe angiebt, kommt er im Anschluss an die Briefe über Berliner Erziehung und an das Buch über nationale Erziehung auf den Unterschied der früheren und jetzigen Schüler; in unserer Zeit wird der Cultus der Mittelmäßigkeit gepflegt, die höhere Begeisterung und die geistige Kraft haben abgenommen, das Interesse an den betreffenden Unterrichtsgegenständen ist geringer geworden. Es wird nun an einzelnen Disciplinen das Nachlassen des empirischen, des denkenden und speculativen Interesses unserer Schüler aufgezeigt. Wie kommt es, dass das ideale Streben unter unserer Jugend so an Werth verloren hat? Verf. ist der Ansicht, dass die Schuld hiervon nicht so überwiegend den Familien und dem häuslichen Leben zuzuschreiben sei, wie die Briefe über Berliner Erziehung behaupten, sondern dass ein guter Theil davon in der Schule und in den Lehrern zu suchen sei. — S. 183—204. *Dr. E. v. Sallwürk.* Die Aufgabe der nationalen Erziehung an unseren höheren Bildungsanstalten. Verf. will auf das Werk „Ueber nationale Erziehung“ aufmerksam machen und es allseitiger Würdigung empfehlen. Er giebt deshalb von S. 185—195 zunächst eine Angabe des die höheren Schulen betreffenden Inhaltes. Von S. 195—204 werden Bedenken gegen einige Punkte des Buches erhoben: 1. gegen die Heranziehung des Mittelhochdeutschen, 2. gegen den Anschluss des Französischen, 3. gegen die vom Verf. der nationalen Erziehung empfohlene Methode des Sprachstudiums. — S. 205—223. *Stroshlin.* Die französischen Gymnasien wurden schon früh (seit Louis XIV. vollständig) Jesuitenschulen. Sie haben im Laufe der Zeit keine Aenderung erhalten und so leiden sie noch heute an vielen Mängeln; man begnügt sich mit der Erwerbung sogenannter Kenntnisse, ohne die Schüler zur Wissenschaft selbst hinzuleiten. Die Schüler werden der Aufrichtigkeit entwöhnt und lernen im günstigsten Falle, glänzende Phrasen, blendende Ausdrücke, die sie aus unreifer Lectüre entlehnt haben, als Antworten zu verwerthen, ohne den Gegenstand innerlich zu verarbeiten. Verf. führt diesen Formalismus an einzelnen Disciplinen aus und weist auf den nachtheiligen Einfluss dieser Bildung hin. — S. 223—236. *v. Lükmann.* Anzeige und Inhaltsangabe von *Reidt.* Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Trigonometrie und Stereometrie. — S. 236 bis 240. *Miscellen.*

## No. 4.

S. 241—266. *M. Stier. Ueber Sophocles Antigone.* Ein Vortrag. Nach einer Einleitung wird der Inhalt, (— S. 248) der Charakter der Antigone (—254), der Jsmene (—256), des Kreon (—261) und zuletzt die Grundidee der Tragödie entwickelt. — S. 266—285. *Denkschrift*, betreffend die gesetzliche Normirung der *Organisation* und der *Stellung* des *höheren Mädchenschulwesens* von der ersten Hauptversammlung der Vertreter deutscher höherer Mädchenschulen. Nach einer kurzen geschichtlichen Uebersicht des Mädchenschulwesens werden die Wünsche der Versammlung in 9 motivirten Thesen vorgetragen; hieran schließt sich eine These über Mittelschulen und 2. über Fachschulen für Mädchen. — S. 285—289—296. *Langbein* und *J. B. Meyer. Die Realschulfrage als die Frage der höheren Schulen* Bona Meyer kommt zu der Ansicht, dass die Zulassung getrennter Bildungswege ein nothwendiges Uebel sei, wenn die Gymnasien von der philologischen Exklusivität nicht lassen würde; zunächst aber sei auf eine zeitgemäße Reform der Gymnasien hinzuwirken, damit die Realschulen 1. Ordnung keinen Grund mehr hätten da zu sein. — S. 297—299. *Friesland. Heidelberg. Lateinische Uebungs- und Lesebücher für die unteren Classen.* 5. Aufl. Die Veränderungen dieser Auflage worden angegeben und günstig beurtheilt. — S. 299—311. *H. Cron. Anzeige und Inhaltsangabe* mit einzelnen Bemerkungen von *Laas: Der deutsche Unterricht* auf höheren Lehranstalten. — S. 311—315. *Emsmann. Anzeige* von *Gantzer. Leitfaden für den physikalischen Unterricht*, und von *Mousson. Die Physik* auf Grundlage der Erfahrung. II. Band. 1. 2. Lief — S. 316—318. *Vom Büchertisch.* — S. 318—20. *Chronik der Schulen* (Schlesien).

## No. 5.

S. 321—341. *Ballauf. Von der Freiheit und Gebundenheit des Menschen. III. In seinen Handlungen.* Der einzelne ist beschränkt durch feste Naturgesetze und durch die Handlungen der andern; und er kann sich dem Zusammenwirken mit Andern nicht entziehen, ohne das eigentlich Charakteristische des Menschen aufzugeben. So legt die Familie, der geschäftliche Verkehr, die Rechtsgesellschaft dem Einzelwillen mannigfache Fesseln an. Besonders kommt dabei noch der Staat, dieses System von Gesellschaften, welches durch eine höchste zwingende Macht geschützt ist, mit seinen verschiedenen Ansprüchen in Betracht. — S. 341—374. *Konitzer. Ueber Werth und Stellung des Lateinischen in der Realschule* (Programm der Elberfelder Realschule). Aus der Entwicklung der Realschule leitet der Verf. zunächst ihre Berechtigung und Lebenskraft ab, um dann zu untersuchen, wie die Vorbildung, um als allgemein wissenschaftlich zu gelten, gegenüber den Anforderungen der Wissenschaften und des gegenwärtigen Culturlebens beschaffen sein muss. Indem Verf. die Leistungen der Gymnasien in ein möglichst ungünstiges Licht stellt, ergibt sich ihm die Vorbildung auf denselben als einseitig und dem Bedürfnis der Universitäten nicht genügend; durch die Bevorzugung des Alterthums, wie die gymnasiale Bildung sie aufzeige, werde der Jugend das Recht des Lebenden verkürzt. Von den Realschulen nun können nur die mit Latein die Anforderungen an eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung erfüllen; denn damit ist die genügende Grundlage gewonnen. Die griechische Sprache ist kein unbedingtes Erfordernis; sie ist auch nicht ein ganz vortreffliches Bildungsmittel; daher ist sie für eine

Vorbildung nicht nothwendig. Aber die Leistungen der Realschule in der lateinischen Sprache sind nicht ausreichend, lautet ein gegnerischer Einwand. Verf. hält diesen für gegenstandslos, so lange die Abiturienten der Realschule von der Universität ausgeschlossen sind. Mit der Erwerbung dieser Berechtigung, die ja jetzt nun zum Theil schon factisch geworden ist, wird dem lateinischen Unterricht die Stellung eines centralen Faches einzuräumen sein. Zuletzt erörtert nun Verf. die Ziele, die die Realschule im Lateinischen anzustreben hat. Zu streichen ist der lateinische Aufsatz, die Sprechübungen und ein Theil der Lecture. Für eine so beschränkte Aufgabe genügen in VI wöchentlich 8, in V 7, in IV und III je 5, in II und I je 4 Stunden. Den Schluss bildet die Vertheilung des lateinischen Unterrichtsstoffes auf die einzelnen Classen. — S. 374—378. *Die Realschule.* Referat mehrerer Artikel. S. 378—382. *Zur Reorganisation der Provinzial-gewerbeschulen.* Einige Vorschläge zur Umänderung der Gewerbeschule in Elberfeld. — S. 382—392. *Blasendorff.* Anzeige von *A. Heintze. Mittelehochdeutsches Lesebuch* für höhere Lehranstalten. 2. Aufl. — S. 392—400. *Allgemeine Bestimmungen* des Ministers vom 15. Oct. 1872, betreffend das *Volkschulwesen* u. s. w.

## No. 6.

S. 401—441. *Blasendorff. Bemerkungen über den deutschen Unterricht* im Anschluss an *Laas*. Einzelne Ansichten von *Laas* werden hervorgehoben und in freierer Weise, doch meist im Sinne des Verf.'s. besprochen. — S. 441—447. *Schmidt. Erinnerung* an *Karl Adolf Menzel*. Anknüpfend an das von *H. Wuttke* aus dem Nachlasse *Menzels* herausgegebene Buch über Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit u. s. w., dem eine Lebensbeschreibung *Menzels* vorangeschickt ist, schildert *Schmidt* den Lebensgang und die Thätigkeit *Menzels* auf dem Gebiete der Schule und der historischen Wissenschaft. — S. 447—457. *Die Versammlung rheinischer Schulmänner* in Köln, Ostern 1873. *Ueber den deutschen Aufsatz.* 11 verschiedene Thesen werden besprochen, 6 davon betreffen die Stellung und den Inhalt der Aufsatzthematika für die einzelnen Classen. — S. 457—463. *Referat* über die *3. Versammlung von Lehrern der Realschulen* zu Köln. — S. 464—474. *Vygen.* Bericht der Commission für die Vorarbeiten zur Entscheidung der Frage, *welche Art von Realschule in Duisburg errichtet werden solle.* Es werden darin die Ansichten hervorragender Schulmänner, die von der Commission befragt wurden, auszugsweise mitgetheilt. — S. 475—480. *Pädagogische Zeitung.*

## No. 7.

S. 481—572. *Schmeding. Realschule und Gymnasium. II.* (cf. P. Arch. 1872. S. 1 ff.). Die Realschule hat ebenso wie das Gymnasium das Bestreben, die reine Liebe zum Wissen, d. h. zu einem bestimmten Wissensfach zu entzünden; die Liebe zum Wissen selbst steht in keinem ursächlichen Zusammenhange mit der Erlernung des Griechischen und Lateinischen, cf. *Bunsen, Liebig, Franklin* u. a., sondern sie hängt wesentlich auch mit von der Beschaffenheit der Urvermögen und von den neben dieser Liebe erzeugten anderen Spannungen (äußere Erfolge, Interesse der Familie u. s. w.) ab. Die classische Bildung erzeugt einen Wissensdurst, der die Sprache nicht als Mittel, sondern als Selbstzweck betrachtet; sie ist aber nicht im Stande, als Nahrung für die



reine Liebe zum Wissen, wie sie sich in der Gegenwart darstellt, zu dienen, zumal die Aneignung der Sprachen, weil mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, nur höchst unvollkommen geschehen kann und sich daher nicht zur Bildung kräftig fortwirkender psychischer Prozesse eignet. In dieser Hinsicht sind die Realschulen viel günstiger gestellt; sie können besser für ideale Ziele begeistern, indem sie zugleich nützlichere und praktischere Bürger erziehen. So fällt auch der Anspruch der Gymnasien, allein die Liebe zum Wissen um des Wissens willen zu erzeugen. Ebenso wenig lässt sich die Behauptung begründen, die gymnasiale Bildung sei allein geeignet, historischen Sinn zu wecken (S. 539—566). Unhaltbar ist auch die Ansicht, die noch Böckh aussprach, dass die Pflege des classischen Alterthums ganz vorzüglich auf Bildung und Stärkung der Vaterlandsliebe hinwirke (— S. 568); endlich lässt sich der Satz, die alten Sprachen veredeln das Gemüth, leicht widerlegen (— S. 570). So stellen sich die Hauptansprüche der Gymnasien auf eine Veredlung der geistigen Kräfte als unbegründet heraus. — S. 572—576. *Pädagogische Zeitung*.

Zeitschr. f. deutsche Philologie  
v. Höpfner u. Zacher. IV. Bd. Heft 2—4.

Heft 2. S. 125—130. *Maurer. Die Urgeschichte der Godenwürde*. Nach der Zusammenstellung der vereinzelten Angaben scheinen in Norwegen wie in Dänemark ursprünglich neben den Häuptlingen der einzelnen Volksverbände Männer gestanden zu haben, die als deren Untergebene den religiösen Dienst an den Tempeln versahen, und davon den Titel der *goðar* d. h. Priester führten; nach Umständen konnten auch weiber, *gyðjur*, diese Function übernehmen. Es kann sein, dass neben den Staatstempeln auch noch Privattempel existirten und auch deren Besitzer den Godennamen trugen. In Island ging nun die Bildung der Staatsgewalt wohl vom Besitz der Tempel aus; diese brachten angesehenen Männer entweder aus der Heimat mit oder ließen sich ihre Gründung doch anlegen sein. Da nun nach altgermanischem Recht die Staatsgewalt das Oberpriesterthum in sich schloss, war nichts natürlicher als dass in Island, wo zunächst nur das letztere bestand, die *goðar* die richterliche, administrative und militärische Gewalt an sich brachten, ohne den Priestertitel zu verlieren. In dem war diese Gewalt trotz des Titels vorwiegend weltlich und so blieb auch nach Einführung des Christenthums der Titel unverändert. — S. 131—134. *R. Köhler. Eine Stelle aus der Luise von Voss und ein Gedicht Schubarts*. v. 428—450 der Luise enthält eine Legende, die auch Schubart im Gedicht: „Der rechte Glaub“ bearbeitet hat. In einer Anmerkung zu v. 428 steht bei Voss in der Ausgabe von 1807: „Nach einem alten Volkemärchen, welches gutmüthige Einfalt erfand,“ bei Schubart steht nach der Ueberschrift „eine Legende aus einem alten Buch.“ Haben beide aus derselben Quelle geschöpft oder hat Schubart überhaupt kein Buch der Art gehabt oder hat Voss Schubart benutzt? — S. 134—135. *R. Köhler. Rosegarten*. Dies Wort existirt noch in gothischen Dörfern, ist wohl altvolkstümlich und mit *kosen* = vertraulich plaudern zusammen zu bringen. — S. 135—143. *Fr. Koch. Englische Etymologien. Ajar, charwoman*. *char* hängt zusammen mit *ags. cerra* (wenden, kehren; sich wenden), *ahd. kerjan* (kehren, fegen), *mhd. keren* alts. *kerin*, *kerdn*. Die verschiedenen Bildungen werden erklärt. *Agee, gee* ist wohl

nicht von ags. *gà* (geh) abzuleiten, sondern vielleicht mit *shoo* (cf. ndl. *ju!*) ahd *jû* zu verbinden. *Arr, ear* ist mit ags. *arian* (pflügen), *awk, awkward* mit got. *ibuk* (a) s (rückwärts sich bewegend), ahd *abuh* mhd. *abec, ebic, sansk. àpàka* —, *arch, arf, arfish* wohl, nach den widersprechenden Bedeutungen zu urtheilen (gut, arg) aus Compositionen losgelöst und selbständig geworden, mit *àpxi* — zusammen zu stellen. *Boos* ist altn. *bàss*, skr. *bhàsa* (kuhstall), zu *bye, bee* gehört ags. *bûr* (casa) altn. *bûr* (vorrathshaus); *big* hat wohl das ags. *bûan, búwan* (wohnen) und daneben *býwan* (rüsten) zum Grundwort. *Bad* setzt ags. *bad* (hinstrecken), *biddan* (zu einem Gotte beten, indem man sich auf die Erde hinstreckt), *cushat* wohl ags. *sceót* (schnell) voraus. — S. 143 bis 146. *Keinz. Wicharts Sohn, ein lateinischer Dichter des deutschen Mittelalters*. Ein Bruchstück einer umfangreichen „Satyre“, die einer Emerammer Handschrift i. 5, jetzt Clm 14826 entnommen ist. Die Handschriftenblätter werden beschrieben, das Fragment mitgetheilt; aus ihm ergiebt sich der Name des Vaters. — S. 146—173. *Harczyk. Zu Lamprechts Alexander II.* Das deutsche Alexanderlied wird im Einzelnen mit den älteren Ueberlieferungen der Alexandersage, Pseudokallisthenes, Julius Valerius, Lib., Ekkehardus, Alberich von Besançon u. a., verglichen. — S. 173—192. *Leo Meyer. Zur Germania des Tacitus*. 3. Der Zusammenhang des 3. Cap. mit dem vorigen ist der, dass Tacitus an die Erwähnung von Liedern (durch celebrant Germani in c. 2) auch die sonst vorkommenden Lieder anschliesst; daher ist auch memorant mit dem et auf das Subject, das vorher aufgetreten ist (Germani in celebrant), und nicht auf römische Antiquare (Schweizer) zu beziehen. 4. In c. 6 wird die Stelle definitur et numerus erklärt; der numerus geht auf die unmittelbar vorausgehenden pedites, quos . . . locat. 5. c. 7 ist das sumunt in reges . . . sumunt durchaus nicht dem wählen, erkiesen gleichzusetzen; dafür sagt Tacitus eligere (cf. besonders hist. I. 56); es heisst vielmehr „die Könige (= zum Geschlecht gehörig) werden aus dem Adel genommen, gehen aus ihm hervor. 6. Aus c. 9 ceterum nec cohibere . . . arbitrantur folgt gar nicht der gänzliche Mangel der Tempel bei den Germanen, sondern nur, dass man keine menschenähnliche Bilder der Götter hatte. 7. In dem Satze lucos ac nemora consecrant — vident heisst secretum illud keineswegs „jenes geheimnisvolle Wesen“, sondern bezeichnet nur die geheiligten luci ac nemora (Waitz S. 46), so dass der ganze Gedanke ist: Haine und Wälder erklären sie für heilig und benennen dieselben, die sie nur mit Ehrfurcht anblicken, mit den Namen von Göttern. 8. c. 11 mox rex vel princeps . . . audiuntur ist von Waitz nicht richtig gefasst. Tacitus sagt nur, dass die Worte des Königs oder des princeps, (dessen Bedeutung nicht ein für alle Male als fest begrenzt hingestellt werden darf), je nachdem er alt oder vornehm oder kriegsberühmt oder redege wandt war, verschiedenes gehört, aufgenommen werden. — S. 192—224. *Bugge. Zum Beowulf*. Es werden kritische oder erklärende Bemerkungen gemacht zu 49, 57 ff., 68—70, 83—86, 112, 122, 135—7, 163, 237—241, 303—305, 328, 348, 359, 410, 422, 454, 524, 532—34, 565—67, 574, 90—101, 131—137, 419—426, 433—441, 473—488, 1497—1512, 1533—1556, 1600—1611, 1691, 2826—43, 194, 680, 869—872, 949, 1069, 1071, 1269, 1343 ff., 1371 fg., 1661—4, 1932, 1937 fg., 1939, 1943, 1954—9, 1980, 1984, 2022—4, 2076, 2208—11, 2214—6, 2222, 3, 2243—6, 2262—3, 2283 fg., 2304—6, 2337—9, 2358 fg., 2361 fg., 2367, 2392—6, 2441, 2453 fg., 2456 fg., 2471, 2493—6, 2595, 2642, 2659—60, 2694 fg., 2709—11, 2790—1, 2829, 2926, 3038—40, 3062 bis

66, 3079—84, 3150—54, 3156, 3160—62. — S. 225—237. *Suphan. Herder als Schüler Kants*. Die Recension, die Herder in den Königsberger Gelehrten und Politischen Zeitungen von Kants „Träumen“ gegeben hat, sowie verschiedene Fragmentenstücke zeugen davon, dass Herder sich selbst als Schüler Kants betrachtete und noch bis 1795 in herzlicher Dankbarkeit der tiefgehenden Wirkungen Kants auf ihn gedachte; er stand ihm selbst während seiner Studienzeit und noch ziemlich lange nachher recht nahe. Zuerst trat eine Entfremdung durch Kants Kritik der Ideen (oct. 1784) ein; als Gegner trat er aber erst in der Metakritik (1799) und der Kalligone (1800) gegen seinen Lehrer auf. — S. 239—242. *Braune. Bericht über die Verhandlungen* in der germanistischen Section zu Leipzig. — S. 242. 3. zeigt *Schweizer-Sidler* die *Syntactischen Forschungen* von Delbrück und Windisch I, *Leo Meyer* den *Ulfilas* von *Stamm-Heyne*. 5. Aufl. an. — S. 244—248. *Opel*. Recension. 1. von *Hansen. Johana Rist und seine Zeit*; 2. von *Wustmann. Goethes Götz von Berlichingen* für den deutschen Unterricht; 3. von *Kluge. Geschichte der deutschen Nationalliteratur*. 3. Aufl.

Heft 3. 5. 249—304. *Braune. Untersuchungen über Heinrich v. Veldeke*. Die wenigen Nachrichten über H. von Veldeke werden zusammengestellt. Er stammt aus Veldeke, einem Dorfe in der Gegend von Maastricht. In seinem Heimatsdialekt dichtete er den Servatius auf Bitten der Gräfin Agnes von Loz; auch die Eneide dichtete er bis v. 10800 jenseits des Rheins und höchst wahrscheinlich in demselben Dialekt. Nachher kam er nach Thüringen; hier fand eine Umschrift der ersten Hälfte und die Vollendung des ganzen Gedichtes statt; dadurch erhielt es eine Mischgestalt niederdeutscher Reime mit hochdeutschem Text und in dieser Form that es seine bekannten Wirkungen, wurde aber dann bald vergessen; die älteste Handschrift stammt aus dem 15. Jahrhdt. (— S. 256). Es folgt nun eine Abhandlung über den *Dialect* Heinrichs von V. 1. Lexicalische Eigenthümlichkeiten: *geschehen, sagen, jehen* u. e. a. (— S. 264). 2. Lautliche Verhältnisse. a. *Vocale* (— 277). b. *Consonanten*. A. *Gutturale* (— S. 285). B. *Labiale* (— 287). C. *Dentale* (— S. 291). D. Einiges über die sonstigen Consonanten (S. 294). 3. Bemerkenswerthe Punkte der *Flexionslehre* (starkes Adiectiv, Pronomina, verba) (— p. 301). Folgerungen für die Eneide. — S. 304—10. *Stern*. Ich schätz nein. Ein *Novellenstrauß* des 15. Jahrh. 's. Nach Beschreibung der Karlsruher Handschrift, in der sich die Novellen (1. Neun und nein. 2. der Spiegel. 3. die Hosen. 4. der Einäugige. 5. die Beschwörung) gefunden haben, wird ihr Text mitgetheilt. Es sind Schwänke mit der stets wiederkehrenden Pointe: ich schätz nein! — S. 311—313. *R. Köhler. Erläuterungen* zu 2, 3, 4, 5 der eben erwähnten Novellen. — S. 313—315. *Wilken*. 1. *Das Wessobrunner Gedicht*. Der Schluss wird hergestellt. 2. *Zum Hildebrandslied* v. 50—52, v. 52 wird vor 51 gestellt. — S. 315—320. *Regel*. Ein *Bispe* aus einer Gothaischen Handschrift (No. 216). Ein Gedicht, das vom Tode handelt, aber die Ueberschrift führt: „von eim hund gen der werlt schidunge“, wird mitgetheilt; es sind 132 Verse. — S. 320—22. *Creelius. Anzeln*. Bei Otfrid findet sich IV, 1a, 40; II, 6, 41; V, 6, 17 das Wort *anzeln* (= anklagen, beschuldigen). Sonst findet sich *anzeln* (= um eine Schuld ansprechen) im Mhd. nur noch in einer spätem Urkunde von 1426; sie wird abgedruckt. — S. 322—344. *Rückert. Zur Charakteristik der deutschen Mundarten in Schlesien. II.* (cf. Bd. I. 199). Die schlesische Mundart hat ein eigenenthümliches Gepräge; das Specifiche ist in der etwas schwebenden Betonung zu

suchen. Daher werden gewisse Consonantenverbindungen durch Assimilation vereinfacht; ebenso ist es bei zweisilbigen Formeln. Es bewahrt so das Schlesische auch einen Nebenton, der bei dreisilbigen Worten die letzte Silbe trifft. — S. 344—347. *Creccilius. Rosenamen.* Docco war eine Koseform für Theoderich, Tale für Adelheid, Wennekin für Werinbild, Gero für Gerhard u. s. w. — S. 347—349. *Rölbng. Enti*, den Nachsatz einleitend. 3 Beispiele werden dafür gegeben. — S. 349—350. *Rochholz. Nibelunge in oberdeutschen Urkunden.* Die Urkunden, in denen der Name Nibelung vorkommt, stammen aus der Zeit von 1260—1474. — S. 350—356. *Thiele.* Anzeige von *Kern. Die Glossen in der lex salica* etc. — S. 356—364. *Hildebrand.* Recension von *Martin. Kudrun.* H. bespricht sowohl die kritische als auch exegetische Seite der Ausgabe. — S. 364—370. *Schönbach.* Anzeige von *Wilken. Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland.* Das Buch ist oberflächlich und werthlos, urtheilt Sch. — S. 370—2. *Redlich* berichtet über das Verfahren, das er bei der von ihm besorgten Original-Ausgabe des Matthias Claudius eingeschlagen; er fügt noch 2 Notizen hinzu. — S. 372—74. *Zeitel.* *Entgegnung* auf die Recension der Hahnischen Grammatik von E. Steimeyer.

Heft 4. S. 375—400. *L. Tobler. Ueber die scheinbare Verwechslung zwischen Nominativ und Accusativ.* Die scheinbare Setzung des Accusativs für den Nominativ und umgekehrt wird am schweizerischen Dialekt untersucht und auf eine lautliche Erscheinung zurückgeführt; auch in einigen syntaktischen Constructionen der Schriftsprache zeigt sich eine Indifferenzirung der beiden Casus. Aehnliche Erscheinungen finden sich auch in anderen Sprachen. — S. 401—406. *Drosihn. Bemerkungen zum Redentiner Osterspiele* (meist Conjecturen). S. 407—424. *Leo Meyer. Zur Livländischen Reimchronik.* 1. 2. Die Schicksale und der Zustand der Rigaer Handschrift werden sehr ausführlich beschrieben, kürzer die Heidelberger, deren Verhältnis zur Rigaer auch besprochen wird. — 3. Die Redensart „zu brüschē gēn,“ die 4mal, in der Livl. Reimchronik vorkommt, wird zu erklären versucht (= nicht zum offenen Kampf ausziehen) (— S. 433). 4. *Bole* und *bolowerc.* Beide Wörter finden sich schon in der Reimchronik, das erstere 1mal, das letztere 2mal (gegen Grimm Wörterb. 2, 234). 5. *Risch* und *rasch.* Rasch ist nach Zarneke (Wörterbuch 2<sup>a</sup>, 555) im Mhd. selten; es findet sich in der Reimchronik 26mal; noch geläufiger ist ihr risch. 6. das Wort *sīte* kommt einmal deutlich erkennbar als feminin. vor, sonst ist es männlich; es wird nie in Bezug auf eine bestimmte Persönlichkeit gebraucht; es steht am liebsten von Land und Lenten im allgemeinen. 7. *Spitze; gespizet* ist in der Reimchronik fälschlich von Pfeiffer v. 3647—52 gesetzt worden; es muss „spise“ = Lebensmittel, Proviant; und gespiset (mit Speise versehen; nur von Burgen und festen Häusern in der Reimchronik gebraucht) heißen. — S. 445—451. *Zupitsa. Zur ältern Edda.* 12 Bemerkungen meist erklärenden Inhalts. — S. 451—454. *Bossler. Die Abtei Weißenburg im Elsass.* Kurzer Abriss der Geschichte dieser Abtei. — S. 456 bis 459. *Erdmann.* Recension von *Burckhardt. Der gothische Coniunctiv* verglichen mit den entsprechenden Modis des neust. Griechisch. Rec. ist nicht befriedigt von den leitenden Gesichtspunkten. — S. 459—472. *Zacher* bespricht die *photographischen Nachbildungen des Melker Marienliedes, des Hildebrandsliedes, der Merseburger Zaubersprüche* und des *fränkischen Taufgelöbnisses*, sämmtlich nach den Handschriften angefertigt. Zu den letzteren drei fügt er ausführlichere Nachrichten über die Handschriften überhaupt hinzu. — S. 473—478.

*Steinmeyer.* Anzeige von *Sievers. Tatian*, Lateinisch und altddeutsch etc. Selbständige Untersuchungen über die Verfasser (Uebersetzer) nehmen den größten Theil der Anzeige ein. — S. 478—480. *Paul.* Anzeige von *Bessenberger. Fridantes Bescheidenheit*. S. 480—83. *Otte* zeigt *Droysen. Der Tempel des heiligen Gral* an. — S. 483. 4. enthält *Leo Meyers* kurze Anzeige von *Berkholz.* Der Bergmannsche Codex der *livländischen Reimchronik*. — S. 484—492. *Sach- und Wortregister.*

## SCHUL- UND PERSONALNOTIZEN.

### *Personalnachrichten,*

betr. die öffentl. Secundärschulen in Elsass-Lothringen seit Anfang August 1873.

*I. Ernann:* d. ordentl. L. Cramer in Bielefeld zum Director des Collegiums in Münster, ord. L. Wirth in Diedenhofen zum Dir. des Collegiums in Wassenheim, L. Schmidt in Halberstadt zum ord. L. am Kaiserl. Lyceum in Straßburg, Gymn.-L. Koenigs in Trier zum ord. L. am Coll. in Saargemünd, Gymn.-L. Dr. Plew in Bartenstein zum ord. L. am Coll. in Bischweiler, Gewerbel Herbig in Messkirch zum ord. L. am Coll. in Barr, Gymn.-L. Helmbold in Lübeck zum ord. L. am Coll. in Gebweiler, d. Gymn.-L. Dr. Kraushaar in Rostock zum ord. L. am Coll. in Saarburg, d. ord. L. Dr. Frankenburg in Düren z. ord. L. am Coll. in Markkirch, d. ord. L. Dr. Weisser in Breslau zum ord. L. am Coll. in Wassenheim, d. ehemal. Pfarrer Bauer in Mülhausen zum ord. L. am Coll. in Diedenhofen, d. comm. Gymn.-L. Froehlich in Trier zum ord. L. am Coll. in Hagenau, d. L. Benda in Gera zum ord. L. am kais. Lyceum in Metz, d. L. Wuth in Apolda zum technischen und Elementarl. am Kaiserl. Lyceum in Straßburg, d. L. Runge am Hospital français in Berlin zum technischen und Elementarl. am K. Lyceum in Colmar, d.-L. Steckel in Bergheim bei Cöln zum L. am Coll. in Wassenheim, der Unterl. Löffler in Rastatt zum L. am Coll. in Markkirch.

*II. Kommissarisch angestellt:* d. Vorsteher der höh. Schule in Honnef, Dr. Schulzen, als ord. L. am Coll. in Thann, der Schulamtscaudat Engelhard in Schmalkalden als Hilfsl. am Coll. in Münster, d. Schulamtscaud. Lambeck in Walbach (Rheinprovinz) als Hilfsl. am Coll. in Zabern, d. L. Dr. Eggert in Crefeld als ord. L. am Coll. in Schlettstadt, d. Schulamtscaud. Dr. Metzger in Cassel als Hilfsl. am Coll. in Saargemünd, d. Schulamtscaud. Dr. Schuster in Hamburg als ord. L. am Kaiserl. Lyceum in Colmar, der Schulamtscaud. Horning aus Pfulgiesheim als Hilfsl. u. Adjunct am K. Lyceum in Colmar, d. L. Metzger in Asti (Italien) als ord. L. und Adjunct am K. Lyceum in Straßburg, d. Gymn.-Hilfsl. Mertens in Düsseldorf als ord. L. und Adjunct am K. Lyceum in Colmar, d. Reall. Schuster in Oberursel als L. am Coll. in Wassenheim, d. L. Herrmann in Ars a. d. Mosel als technischer und Elementarl. am K. Lyceum in Metz.

*III. Versetzt:* d. ord. L. Dr. Halstenbach am Coll. in Schlettstadt an d. Coll. in Altkirch, d. comm. L. Kuhfahl am K. Lyceum in Straßburg an das Coll. in Schlettstadt, d. ord. L. Kreymer am Coll. in Zabern an das Coll. in Markkirch, der Hilfsl. u. Adjunct Dr. Mollweide am K. Lyceum in Straßburg als comm. ord. L. an das Coll. in Mülhausen, der Hilfsl. Meinhold am Coll. in Saargemünd an das Coll. in Schlettstadt, d. Oberl. Dr. Zöllner am K. Lyceum in Colmar an das Coll. in Mülhausen, d. kommis. L. Tschiemmer am Coll. in Thann an das Coll. in Diedenhofen.

